

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band
auf das Jahr 1838.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1838

by unknown author

Göttingen; 1838

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



EX

BIBLIOTHECA

REGIA ACAD.

GEORGIAE

AUG:

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 1. Januar 1838.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht, 1837: Die Academien der Araber und ihre Lehrer. Nach Auszügen aus Ibn Schohba's Klassen der Schafeiten bearbeitet von Ferdinand Wüstenfeld, Dr der Philosophie u. Assessor der philosophischen Facultät. Zur hundertjährigen Stiftungsfeier der Academia Georgia Augusta. VIII, 136 u. ff Seiten in 8.

Ein Gegenstand, von welchem bisher noch so gut wie gar nichts bekannt gewesen ist, wird in seiner ersten Bearbeitung nur unvollständig behandelt werden können, wenn die Quellen, aus denen er geschöpft werden könnte, nicht hinlänglich vorhanden oder nicht zugänglich sind, und der Stoff in einzelnen Stücken mühsam zusammen gesucht werden muß; indeß kann auch das Unvollkommene der Bekanntmachung werth seyn, sofern es über etwas bis dahin Unbekanntes nur einigen Aufschluß gibt und als erste Anregung ein Anhaltspunct und eine Grundlage wird, wor-

an Andere das, was ihnen über denselben Gegenstand bekannt ist oder wird, anreihen und weiter führen können. Dieser Gedanke vermochte den Verfasser, mit diesem Versuche hervor zu treten, der sich indeß fast nur auf die literarischen Anstalten der Araber in Bagdad, Nisabur, Damascus, Jerusalem und Cahira beschränkt. Die Notizen über die einzelnen Institute selbst sind meistens aus Ibn Challikan genommen, wogegen das auf dem Titel genannte Werk den größeren Theil des Buches über die Lehrer, die an denselben gewirkt haben, lieferte. Daher ist es gekommen, daß fast ausschließlich Schafeitische Lehrer genannt werden, obgleich mehrere der aufgeführten Academien auch für die übrigen orthodoxen Secten bestimmt waren.

Die Academien der Araber bestanden nach Art der englischen Colleges aus großen Gebäuden, in denen die Professoren und Studierenden zusammen wohnten und mit denen meistens von den Stiftern, nach denen sie in der Regel benannt wurden, reichliche Dotationen zu deren Unterhalt verbunden waren; so wie z. B. Cambridge zwölf Collegien hat, so hatte Cahira zu einer Zeit wenigstens eine gleiche Anzahl und Damascus deren über zwanzig. Mit Ausnahme der Medicin und der Naturwissenschaften, wofür es besondere Anstalten gab, wurde darin in allen Fächern unterrichtet, und es geschah dies in freyen Vorträgen, oder nach Dictaten, oder nach ausgearbeiteten Hefen, welche die Zuhörer nachschrieben; öfters waren auch Handbücher zum Grunde gelegt, oder es wurden größere Hauptwerke von den Lehrern, oder auch unter deren Anleitung von den Studierenden erklärt. — Unter den älteren war die berühmteste Academie die Ridhamica zu Bagdad, am 22. September 1067, also

gerade 770 Jahre vor der Jubelfeyer der Georgia Augusta eröffnet; sie erhielt ihren Ruhm durch zwey Jahrhunderte bis zum Einfalle der Tartaren und bestand auch noch nach demselben fort; eine gleichnamige, weil von demselben Stifter, war zu Misabur und Mosul. Zu Damascus war die Lehre des Schafai erst um das Jahr 300 der Hidschra eingeführt durch Abu Zer'a Moham-med Ben Dthman el-Thaqifi, welcher, nachdem er 8 Jahre Cadi in Aegypten unter Ahmed Ben Tulun gewesen war, Cadi von Damascus wurde und hier im J. 302 gestorben ist. Beynabe zwey Jahrhunderte vergingen nun, ehe daselbst die erste Academie entstand, indem das Local, in welchem Gazzali gelehrt hatte, ferner zu academischen Vorlesungen benützt wurde. Jerusalem erhielt eine Academie durch den Sultan Salah-ed-Din. — Von den academischen Lehrern, 250 an der Zahl, werden immer einige Umstände aus ihrem Leben mitgetheilt und dann besonders ihre Schriften aufgeführt, wodurch dies Werk ein nicht unbedeutender Beytrag zur Kenntniß der Literatur der Araber, vorzüglich der theologischen und juristischen, geworden ist. Die Titel dieser Werke sind auch arabisch angegeben, und dabey die Lebensbeschreibungen der Professoren an der Gazzalica in Damascus aus Ibn Schohba vollständig beygefügt; S. 22. des arabischen Textes ist in der vorletzten Zeile **الذهب** ein Schreibfehler für **الذهب**.

Da dieser Versuch, wie schon bemerkt, auf Vollständigkeit keine Ansprüche macht, so werden Andere bey Benützung vollständigerer Hülfsmittel hier und da genauere Angaben und Zusätze machen können, und es sind dem Verf. selbst bey fortgesetzter Lectüre des Ibn Challikan schon mehrere Stellen vorgekommen, aus denen sich Nach-

träge geben lassen und er benutzte diese Gelegenheit, einige derselben jetzt schon bekannt zu machen: S. 18. № 60. der ungenannte Uebersetzer der persischen admonitio regum ins Arabische ist der Geschichtschreiber Ibn el-Mostausi Abul-Berkat el-Mobarik, Verfasser einer Chronik von Arbela, geb. 564, gest. 637 d. H. — Als Professoren an der Midhamica zu Bagdad werden noch genannt Abu Nasr Ahmed Ben Abdolla el-Schâshi, um das J. 565, wenn dieser nicht mit № 24. einerley Person ist; unter ihm war Abu Mansur Mohammed el-Berewi Prediger an dieser Academie und Professor an der nicht weit von derselben gelegenen Bohaia; er war im J. 517 zu Ihus geboren, kam im J. 565 nach Bagdad und starb zwey Jahre darauf. Ferner drey Lehrer der Grammatik, der erste ist el-Fisichi Abul-Hasan Ali Ben Abu Zeid el-Isfirabadi, gest. im J. 516, ein Schüler des Grammatikers Abd-el-Cahir el-Dschordschani; er schrieb eine ausgezeichnet schöne Hand und hat viele philologische Werke abgeschrieben; unter seinen Schülern ist der ausgezeichnetste el-Hasan Ibn Sasi, genannt der König der Grammatiker. Der andere ist Abul-Berkat Abd-el-Rahman Ibn el-Anbari, geb. im J. 513, auf der Midhamica gebildet und darauf Vector der Sprachwissenschaften an derselben, gest. im Jahre 577. Ibn Chall. № 377. Der dritte ist Abu Bekr el-Mobarik Ben Abu Talib Ibn el-Dahhan, geb. im J. 532 zu Wasit, ein Schüler des vorigen und Zögling der Academia Dhahiria; er war erst Hanbalit gewesen und zur Lehre des Abu Hanifa übergegangen, als aber die Professur der Grammatik an der Midhamica erledigt wurde, an welcher nach dem Willen des Stifters nur Schafeiten lehren sollten, trat er zu den

Lehrmeinungen des Schafei über und erhielt nun jene Stelle; er starb im J. 612. — Der Stifter der Fadhilia S. 101. ist Abu Ali Abd-el-Rahim el-Bachmi, genannt el-Cadi el-Fadhil, geb. im J. 529 zu Uscalon; er war Secretär des Usad-ed-Din Schirkuh und darauf des Sultans Salah-ed-Din, ein sehr thätiger und frommer Mann und starb im J. 596. Ibn Chall. N^o 384. Die Fadhilia lag am Gemüsemarkte in Cahira, war für die Schafeiten und Malikiten zugleich bestimmt und mit ihr eine Waisenschule *مكتب للايتام* verbunden; sie wurde im J. 580 vom Stifter selbst eröffnet. Als Lehrer der Grammatik und des Coranlesens wurde von ihm der berühmte el-Schati bi Abu Mohammed el-Cassim Ben Pirroh angestellt, welcher, geb. im J. 538 zu Schatiba in Andalusien, im J. 572 nach Cahira auswanderte, weil er die Predigerstelle in seiner Vaterstadt, um die er sich bewarb, nicht bekam. Er starb zu Cahira im J. 590. Ibn Chall. N^o 548.

Unter den für die Hanifiten bestimmten Academien verdient in Damascus besonders die Moadhemia genannt zu werden, gestiftet von el-Malik el-Moadhdhem Scheref-ed-Din Isa Ben el-Malik el-Udil, geb. im J. 576 oder 578; er war ein großer Freund der Philologie und ließ Jedem, welcher die Grammatik des Zamachshari, Distinguens betitelt, auswendig lernte, hundert Dinare und ein Ehrenkleid geben. Er starb im J. 624 und wurde in jener Academie beygesetzt. Ibn Chall. N^o 526. Für die Hanbaliten hatte Nebia Chatun, die Gemahlin des Kufuburi, des Fürsten von Arbela, eine Academie auf dem Berge Cassun bey Damascus errichten lassen, wo sie auch begraben wurde, als sie im J. 643

starb. Ibn Chall. N^o 558. Sehr bedeutend war auch noch die von el-Malik el-Sa'id Nasir-ed-Din Mohammed Borka Ben Bibars zu Damascus gegründete Academie, der Adilia gegenüber, in welcher er, nachdem er im Jahre 678 in Kerf gestorben war, im J. 680 beygesetzt wurde. Sie war für die Schafeiten und Hanifiten bestimmt, ihre Eröffnung fand am 17. Safr 677 in Gegenwart des Statthalters statt und auch Ibn Challikan war dabey zugegen. Er sagt dies selbst in einem Nachtrage zu N^o 566, der sich aber nur in einer Handschrift findet, wo er bey der Erwähnung der Stadt Orsuf am mittelländischen Meere, die bey der Abfassung des Artikels in den Händen der Kreuzfahrer war, in Beziehung auf diese die neuesten Ereignisse in jener Gegend nachträgt. Dieser und ähnliche unbezweifelt echte Zusätze beweisen, daß Ibn Challikan sich bis in sein letztes Lebensjahr 680 mit der Bervollständigung seines Werkes beschäftigte, und daraus sind gewiß viele Abweichungen der Handschriften zu erklären, indem die früher genommenen Copien diese Zusätze nicht haben konnten.

Von einigen anderen Academien in anderen Städten können hier nur noch andeutungsweise die Namen der vorzüglichsten angemerkt werden; so waren in Mosul die Nuria, Asadia, 'Atica, Modschahidia, Faizia, Nefisa, 'Izzia, Alaia, Cahiria und Zainia, welche später Kemalia hieß; in Aleppo die Nuria und Zedschadschadia; in Emessa die Nuria und Asadia; in Arbela die Zainia und Modschahidia; in Hamdan die Hadschibia, in Mekka die Maafuria, in Alexandrien die Adilia, in Sojut die Faizia; auch Amol, Merm, Nisibin und Medina hatten Academien.

B r ü s s e l.

Histoire de la Flandre et de ses institutions civiles et politiques jusqu'à l'année 1305, par L. A. Warnkoenig, traduite de l'allemand avec corrections et additions de l'auteur par A. E. Ghøldolf. Tome I. XV u. 413 S. Tome II. 529 Seiten in 8.

Eine genaue Kunde der Geschichte der belgischen Provinzen ist für die Kenntniß der Geschichte des deutschen wie des französischen Reiches durchaus unerläßlich; mit beiden Staaten haben sie von jeher in der nächsten Wechselbeziehung gestanden, in ihrem politischen Streben bald dem östlichen, bald dem westlichen Nachbar sich anschmiegend, ohne deshalb einer gewissen volksthümlichen Selbständigkeit zu entbehren, die sich bis auf die neueste Zeit in Sprache und Sitten theilweise gerettet hat. Der Deutsche ist in seinem Urtheile häufig unbillig gegen den Bewohner von Flandern gewesen; er verlangte von ihm ein strenges Entgegenkommen und Eingehen in den Bildungsgang, welchen das Reich genommen, und verkannte, daß ein zwischen zwey strebende Nationen gestelltes Grenzvolk der einen angehören kann, ohne sich der andern zu entfremden. Bis auf die welterschütternden Ereignisse gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Grundzüge des öffentlichen Lebens in Belgien deutscher Natur. Schon aus diesen Rücksichten muß eine Untersuchung über die rechtlichen und politischen Verhältnisse Flanderns unsere ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Bereits 1823 sah sich der Verf. durch den verewigten Niebuhr aufgefordert, eine Geschichte der flandrischen Commünen zu bearbeiten; doch konnte er sich erst 1831 diesem Unternehmen un-

terziehen, und fand seitdem in den Archiven von Gent, Ypern und Brügge manche bislang noch völlig unbenuzte Quelle. Seine frühere diesem Gegenstande angehörige Arbeit benannte er, nach dem bekannten Meisterwerke Eichhorn's, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte und deutete schon durch diesen Titel an, daß er sich mehr die Entwicklung des innersten Lebens, als die Erzählung äußerer Begebenheiten, welche das flandrische Volk getroffen, vorgesetzt habe. Der größere Theil der Rechtsmonumente von Flandern war bis dahin nie wissenschaftlich beleuchtet; vor drey Jahrhunderten hatte der Chronist Meyer die Veröffentlichung derselben beschlossen, wurde aber durch den Befehl Karls V. an der Ausführung verhindert.

Die französische Ausgabe dieses Werkes verdient von mehr als einer Seite vor der deutschen den Vorzug. Nicht nur, daß sie viele Irrthümer der früheren Arbeit getilgt und eine Menge von Belegen hinzugesügt hat, sie zeichnet sich auch durch eine erörterndere und lebendigere Erzählung der äußeren Begebenheiten aus, die früher mitunter zu sehr in Schatten gestellt waren.

Die Einleitung des ersten Bandes befaßt sich auf 108 Seiten mit den Quellen und Abhandlungen über die alte flandrische Geschichte. Die Grafen von Flandern pflegten ihre Documente und Urkunden, je nachdem sie den wallonischen oder flämischen Theil von Flandern besaßen, in Lille und Rupelmonde aufzubewahren. Die letzteren wurden bei dem Ausbruche des niederländischen Freyheitskampfes nach dem mehr Sicherheit verheißenden Gent gebracht.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. 3. S t ü c k.

Den 4. Januar 1838.

B r ü s s e l.

Beschluß der Anzeige: Histoire de la Flandre etc.

Während die handschriftlichen Schätze zu Lille seit der Eroberung des westlichen Flandern durch Ludwig XIV. mehrfach von kundigen Männern ausgebeutet wurden, blieb das Archiv zu Gent größtentheils unerforscht. Seit der französischen Occupation wurden die im Besitze einzelner Klöster sich befindlichen Urkunden, so wie die meisten städtischen Archive, nach Lille und Brügge geschafft. Ein Theil dieser Documente wurde im ersten Drittheil des 17. Jahrhunderts durch Miræus (opp. diplomatica) dem Drucke übergeben; bald folgte eine Anzahl fleißiger Sammler der durch ihn gebrochenen Bahn. Bey du Chesne, Mabillon, Dumont, Baluz und Rymer, vorzüglich bei Martene und Durand, findet sich eine reiche Sammlung von flandrischen Urkunden, so wie wir deren in der Geschichte der Hanse von Sartorius finden. Als der vorzüglichste Chronist

dieses Landes verdient Jacob von Meyer erwähnt zu werden, geboren 1491, ein Freund von Erasmus; er schöpfte im Allgemeinen aus guten Quellen, wenn er sich schon nicht immer der strengen Kritik bediente.

Des vorliegenden Werkes erster Band zerfällt in 4 Capitel, von denen das erste den Zustand Flandern's nach der Einwanderung der germanischen Stämme und vor der Errichtung der Grafschaft umfaßt. In dem 678 geschriebenen Leben des heiligen Eligius stoßen wir zuerst auf den Namen Flandern, woselbst er, so wie noch im 9. Jahrhundert, nur die Stadt Brügge und deren Umgebung begreift, während er später den westlich von der Aa, östlich von der Schelde eingeschlossenen Landstrich umfaßt. Dem gemäß dürfen wir die am rechten Ufer der Schelde wohnenden Nervier nicht zu den Einwohnern dieser Gegend zählen; wohl aber die aus Westphalen einwandernden Menapier, so wie die Moriner (Moorbewohner), welche sich bis in die Grafschaft Boulogne hinein erstreckten, und die um Arras wohnenden Atrebarer. Daß von diesen drey Stämmen bewohnte Land begriffen die Römer unter dem Namen von *Belgia secunda*. Mit dem 4. Jahrhundert begann die Einwanderung deutscher Stämme, theils Sueven, theils Sachsen. Von den letzteren, welche sich vorzugsweise am Strande niederließen, entstand die Benennung des *littus saxonicum*. Immer neue Schwärme gerüsteter Einwanderer schlossen sich ihnen an. Bald trat der Unterschied des wallonischen, wohin sich die älteren Bewohner des Landes zurückgedrängt sahen, von dem meistens von Deutschen besetzten flämischen Flandern hervor. Hiernächst werden (S. 122 u. f.) die Gaue besprochen; dann folgt eine Aufzählung der Ortschaften;

ten, auf welche wir beym Anfange des Mittelalters in Flandern stößen, so wie eine Erörterung über die Verbreitung des Christenthums, vornehmlich durch englische Missionäre. Das zweite Kapitel gibt einen Ueberblick der politischen Geschichte Flanderns von Balduin I. bis zum Aussterben seiner männlichen Nachkommenschaft (863 bis 1119). Balduin, Entführer der schönen Judith, einer Wittwe Ethelwolf's von England und Tochter Karl's des Kahlen, erwarb von letzterem, dessen Zorn zu beseitigen Pabst Nicolaus mitwirkte, das Land zwischen der späteren Grafschaft Boulogne und der Schelde, welches von nun an mit dem Namen Flandern bezeichnet wird. Seitdem traten im Süden Arras, im Norden Brügge als zwey feste Plätze von Wichtigkeit hervor. Daß Flandern als erbliches Lehen auf Balduin II. (den Kahlen) überging, unterliegt keinem Zweifel. Nach dem Tode von Balduin I., welcher sein Land mit eisernem Arme geschirmt hatte, wiederholten die Normannen ihre alten Raubzüge. Diese zu beschränken, erstanden Festen und Burgen in allen Theilen des Landes. Daher die eben hier so häufigen mächtigen Schloßherren der späteren Zeit. Auf Balduin II. folgte sein Sohn Arnold, dem eine von ihm reichlich bedachte Geistlichkeit den Beynamen des Großen schenkte, wiewohl ihm von Kaiser Otto I. ein Saum Landes am linken Ufer der Schelde von Gent bis Bouchaute entrissen wurde. Unter seinem Sohn Balduin III. (958 bis 961) hoben sich zuerst die Städte und mit ihnen der Handel zu einiger Blüthe. Arnold II. hatte wiederum mit Normannen zu kämpfen, Balduin IV. (988 bis 1034 oder 1036) errang in seinen Kriegen mit Kaiser Heinrich II. 1007 die Belehnung mit Valenciennes und den See-

landen. Seit dieser Zeit erkennen wir in den Grafen von Flandern Lehensträger des Reichs. Sein Sohn, Balduin V, behielt auch nach Beendigung seiner mit Kaiser Heinrich III. geführten Fehde das gewaltsam genommene Schloß von Gent, so wie die Seelande, zu Lehen. Von Balduins Kindern vermählte sich Mathilde mit Wilhelm dem Eroberer und erwarb Balduin VI. durch seine Verbindung mit Richildis die Grafschaft Hennegau. Als Balduin V. 1063 seine Lande den Söhnen theilte, erwarb der gleichnamige Erbe die von Frankreich abhängige Grafschaft Flandern, während Robert die deutschen Lehen des Vaters, das s. g. kaiserliche Flandern mit den Seelanden, erhielt. Nach dem Willen Balduins VI. unter welchem die Stadt Gent gegründet wurde (er regierte von 1067 bis 1070) fand eine abermalige Theilung Statt, der gemäß Arnold Flandern, Balduin den Hennegau unter Vormundschaft seiner Mutter Richildis erhielt. Als letztere der vormundschaftlichen Regierung durch Robert, den Bruder ihres Gemahls, beraubt zu werden fürchtete, stritt sie 1071 mit ihm bey Cassel; dort fiel Arnold; die heftige Frau aber übertrug Hennegau dem Bischofe von Lüttich zu Lehen, um durch ihn der erforderlichen Hülfe gewiß zu seyn. Dennoch erlag sie vor Robert I., der bis 1093 über Flandern regierte und seinem gleichnamigen Sohn die Huldigung der Barone zu verschaffen mußte. Letzterer ist der nachmalige König von Jerusalem. Gleich ihm zeigte sich sein Sohn und Nachfolger, Balduin VII., für die Erhaltung des Gottesfriedens thätig. In ihm starb 1119 der letzte rechtmäßige Nachkomme der flämischen Branche von Balduin I. Das dritte Capitel gibt die Uebersicht der politischen Geschichte Flanderns wäh-

rend der Jahre 1119 bis 1211. Der Nachfolger Balduins VII. war dessen Better Karl von Dänemark, der, weil er der Armen sich mit Nachdruck gegen den Uebermuth des Adels annahm, durch diesen 1126 einen gewaltsamen Tod fand. Zwey für die Geschichte von Flandern höchst wichtige Folgen ergaben sich aus diesem Ereignisse; ein Mal die über die Schuldigen verhängte Rache; sodann das Berufen eines Dritten zur Grafschaft. In der Burg zu Brügge wurden die Uebelthäter von den Schloßherren mit ihren Untersassen und den Schöffen mit ihren Bürgern belagert; als die Burg erstiegen war, flüchteten sich die Vertheidiger in die Kirche, dann in den Kirchturm; hier ergriffen, wurden die meisten derselben von den Zinnen in die Tiefe hinab gestürzt; ihre Güter wurden eingezogen, ihre Häuser verzehrte das Feuer; noch bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wurde jährlich in der Kirche zu Brügge der Fluch gegen die feigen Mörder des Grafen ausgesprochen. Der Gemordete hatte keine Nachkommenschaft hinterlassen; unter den zahlreichen Bewerbern um die Herrschaft sollte der König von Frankreich als Oberlehnsherr, so wie die Vasallen und freyen Stadtbewohner von Flandern die Wahl treffen. Während Ludwig der Dicke von Frankreich die flandrischen Barone zu sich nach Arras berief, um sie für die Wahl Wilhelms von der Normandie zu stimmen, traten die Bürger von Brügge zusammen und schwuren, nur den Würdigsten zum Herrn zu erkiesen. Als drey Tage darauf die Barone unter dem Geläute der Glocken in Brügge einzogen und der Bürgerschaft verkündeten, daß sie den Grafen Wilhelm als Nachfolger in der Regierung bezeichnet hätten, beschloßen die Städter, in Verbindung mit den Männern

von Gent sich mit dem Könige und dem Neuerforenen zu verständigen. Solches geschah und die Bürger leisteten, nachdem sie, außer der Bestätigung ihrer Freiheiten, die Befugniß, ihr Gewohnheitsrecht nach Befinden umzugestalten, erworben hatten, die übliche Huldigung. Seit diesem Ereignisse nahmen Barone und Städte von Flandern das Recht der Bestätigung des Landesherren in Anspruch. Weil aber Graf Wilhelm seinen gegebenen Zusagen schlecht entsprach, fehlte es nicht an Aufständen unter seiner Regierung. Lille empörte sich, weil der Graf sich eines Leib-eigenen inmitten der Stadt bemächtigte, dann standen die Bürger von St. Omer und Gent, so wie ein Theil des Adels, auf. Die von Gent klagten mit Recht über das Verfahren des gräflichen Voigts und sagten, als ihren Sprechern kein Recht widerfuhr, die geleistete Huldigung auf. Bald brach überall der Bürgerkrieg aus; weder der Bischof von Tournay, der die Gegner Wilhelms mit dem Interdict belegte, noch der König von Frankreich konnten ihn beschwören. Wilhelm fiel vor Alost und als Graf über Flandern wurde 1128 Dietrich vom Elsaß anerkannt. Gleich seinem Vorgänger bestätigte dieser die Freyheiten von Adel und Städten. Unter seiner vierzigjährigen glücklichen Regierung gewannen die Vertreter des Landes an Halt und Festigkeit. Unter ihm erhielt das mit städtischen Gerechtsamen begabte Neuxport seine Kuren (Keuren). Sein Sohn, der mit der Erbin von Bermandois vermählte Philipp, herrschte bis 1191. In diesem Zeitraume bildeten sich die städtischen Rechte vollends aus. Durch Ludwig VII. zum Vormunde des jungen Philipp August bestellt, leitete er, nicht ohne Widerstreben der französischen Großen, die Regierung von Frankreich. Dann tritt

er, unterstützt von den Herzögen von Burgund und Brabant, den Grafen von Hennegau, Namur und St. Pol, mit dem mündig gewordenen Lehensherrn um den Besitz von Vermandois, bis er 1186 dem Besitze dieser Grafschaft entsagte. Als Philipp kinderlos starb, erwarb dessen Schwager Balduin von Hennegau, das Land; doch mußte er die spätere Grafschaft Artois dem Sohne Philipp Augusts abtreten. Sein Sohn, Balduin VIII., stellte sich auf die Seite von Richard Löwenherz gegen Frankreich; es gelang ihm sogar, sich der Grafschaft Vermandois wieder zu bemächtigen und im Frieden von 1199 den nördlichen Bezirk von Artois zu behaupten.

Das vierte Capitel umfaßt die Geschichte von 1211 bis 1305. Auf Balduin VIII. folgte seine mit Ferrante von Portugal vermählte Tochter Johanna. Es wiederholten sich die früheren Kämpfe mit Frankreich. Mit besonderem Interesse liest man (S. 225 u. f.) die Erzählung des durch den Grafen Dammartin von Boulogne zwischen England, Flandern, Brabant, Holland, Limburg, Namur und dem Kaiser Otto IV. gegen Philipp August geschlossenen Bundes, so wie der Schlacht bey Bouvines. Der gefangene Ferrante wurde gefesselt nach Paris geführt und Johanna erkaufte durch Schleifung ihrer bedeutendsten Festungen den Frieden vom Sieger. Seitdem galt Flandern unbedingt als Vasallenstaat Frankreichs. Von Johanna, welche 1244 starb, erbte ihre Schwester Margarethe, Wittwe Wilhelms von Dampierre, das Land; für das wallonische Flandern leistete sie an Frankreich, für das kaiserliche dem Reiche die Huldigung. Welche Verwickelungen das Lehenrecht zum Theil mit sich führte, zeigt das Beyspiel, wie Margarethe unter anderem wegen des Besitzes der Seelande dem zum

Kaiser erwählten Wilhelm von Holland Huldigung leisten mußte, während dieser wiederum der Gräfin, von der er die genannten Lande als Apterlehen besaß, auf die nämliche Weise verpflichtet war. Bey der darauf folgenden Doppelwahl im Reiche benahm sich die Gräfin mit mehr Schlaubeit als Redlichkeit, indem sie von Richard die Zusage der Belehnung mit ihren zu Deutschland gehörenden Besitzungen zu erwerben wußte und gleichzeitig durch ihren nach Segovia gesandten Sohn dem Könige Alfonso huldigte. Ein Jahr vor ihrem 1279 erfolgten Tode übergab Margarethe ihrem Sohne Gui (Guido) die Grafschaft Flandern. Durch sie hatte sich der Handel durch den Städten zugetheilte Privilegien erhoben, Canäle waren gegraben, allen Leibeigenen 1252, gegen Abgabe von 3 Denare für den Mann und von 1 Denar für die Frau, die Freyheit zugestanden, in fast allen Städten wurden die Schöffen jährlich gewählt. Zerst zuerst gewinnt die französische Sprache vor der flämischen den Vorzug in den ausgestellten Urkunden und öffentlichen Unterhandlungen. — Gui de Dampierre war nicht mit den erforderlichen Talenten begabt, um die immer mißlicher sich gestaltenden Verhältnisse Flanderns mächtig zu beherrschen; durch Geiz und Schwäche verscherzte er die Liebe seiner Unterthanen. In Gent, Ypern und Brügge herrschte Zwietracht zwischen Adel und Zünften. Durch den Welthandel vermöge des Hafens von Damm waren Reichthum und eine unglaubliche Gewerbtthätigkeit in den Städten erzeugt; hieraus wiederum ging ein Streben nach Freyheit hervor, welchem sich Geistlichkeit und Adel vergeblich widersetzten. Eifersüchtig blickte Gui auf die wachsende Macht dieser Com-

münen; er wollte frey über Flandern gebieten, wie Philipp über Frankreich. Daher seine stäten Reibungen mit der Bürgerschaft. Daß es Eduard I. gelungen war, den Grafen Gui in sein Interesse zu ziehen, konnte Philipp der Schöne nicht mit Gleichgültigkeit ansehen. Nach Corvey an der Somme beschied er den Vasallen zu einer Zusammenkunft; dort warf er ihm den heimlichen Abfall vor und ließ den Unglücklichen nach dem Louvre schleppen, der erst dann seine Freyheit erhielt, als seine Söhne mit Leib und Leben sich für seine Vasallentreue verbürgten und seine Tochter Philippine dem Könige als Geißel für die Gesinnung des Vaters übergeben war. Gleichwohl lehnte Gui jede vom Könige angebotene Vermittelung des Zwiespalts mit den Neununddreißigern von Gent ab und schloß sich 1296 abermals an Eduard von England. Da erhob sich von neuem Kampf. Ohne auf die Appellation Guis an den Pabst zu hören, ließ Philipp der Schöne durch den Erzbischof von Rheims die Grafschaft mit dem Interdicte belegen und nahm mit 60,000 Gerüsteten. Bey Bulscamp, südlich von Furnes, schlug er den Gegner und nahm einige der festesten Plätze des Landes, besetzte das durch seine Bürgerschaft zuvor kommend ihm geöffnete Brügge, und ließ die Grafschaft in seinem eigenen Namen verwalten. Dem nach Gent geflohenen Grafen bewilligte er den erbetenen Waffenstillstand; die endliche Entscheidung der Streitigkeiten aber wurde dem Papste Bonifacius VIII. übertragen. Als dieser sich zu Gunsten des Grafen erklärte, zerriß der Graf von Artois zürnend die Bulle und schwur der König, das Schwert sprechen zu lassen. Nachdem 1300 der Waffenstillstand abgelaufen war, brach Karl von Balois,

des Königs Bruder, in Flandern ein. Gui war alt und muthlos; er folgte dem Rath des Ba-
lois, der ihm freye Rückkehr in sein Land zuge-
sagt hatte, und begab sich mit seinen Söhnen,
Robert und Wilhelm, nach Paris, die Gnade
des Königs zu erbetteln. Der aber glaubte an
das Wort des Bruders sich nicht gebunden, ließ
den Grafen in Compiègne gefangen halten, der
Felonie schuldig erklären und überwies die Graf-
schaft der Verwaltung des Jacques de St. Pol.
Folgenden Jahres begab sich der König selbst nach
Flandern und nahm die Huldigung ein. Die
Geschlechter in den Städten nahmen ihn freudig
auf; nicht so die Zünfte, die bittern Feinde ihrer
bevorzugten Mitbürger. Sie zu bezähmen, ließ
der französische Statthalter in Brügge eine Citade-
lle anlegen, wie er bereits in Lille und Cour-
tray gethan hatte, und erklärte die Stadt ihrer
Freiheiten verlustig. Solches verdroß auch die
Geschlechter; ihre Liebe wurde dem Könige ent-
zogen. Seitdem Aufstände; der französische Statt-
halter wurde in Brügge überfallen; jeder, der
sich durch die Aussprache von 'Schild ende vriend'
als einen Fremden verrieth, fand den Tod. Jetzt
zog Wilhelm von Jülich, der Großsohn Gui's,
früher Priester, jetzt mit dem Schwerte umgürtet,
in die Stadt ein. Alle Anhänger Frankreichs
wurden durch ihn vertrieben. Mit 10,000 Lan-
zen, eben so vielen Bogenschützen und 40,000
Fußknechten sandte Philipp den Grafen Robert
von Artois gegen Flandern; ihm hatte der ganze
rüstige Adel Frankreichs sich angeschlossen. Da-
gegen sammelte Gui von Namur alle treuen Be-
wohner Flanderns und warb Knechte in der Frem-
de; mit ihm vereinigte sich Wilhelm von Jülich;
60,000 Fußgänger zählte man; unter ihnen viele

Herren von Ubel. Bey der Abtey von Groeninghe bey Courtray geschah die Schlacht, deren Beschreibung (S. 311 f.) die lebendige Darstellung des Chronisten an sich trägt. In dieser Sporenschlacht (bataille des éperons) siegten Bürger und Handwerker von Flandern über die Blüthe der französischen Ritterschaft. Deshalb entschloß sich Philipp der Schöne endlich zum Vergleich. Vier französische und vier von den Städten und der Ritterschaft Flanderns ernannte Bevollmächtigte einten sich am 16. Januar 1304 dahin, daß den Städten ihre Freyheiten unverkürzt bleiben, Gui in seine Lehnen zurück kehren, dem Könige aber eine Geldsühne gezahlt werden solle, bis zu deren Leistung ihm die Städte Lille und Douay übergeben wurden. Wenige Wochen darauf starb Gui und sein Sohn Robert nahm von Flandern Besitz.

Ist auf diese Weise im ersten Bande vorzugsweise die äußere Geschichte von Flandern erörtert, so verbreitet sich der Verf. dagegen im zweyten Bande über die innere Geschichte der Grafschaft. Das erste Kapitel bietet uns allgemeine Bemerkungen über das Territorium und die Bevölkerung von Flandern. Uehnliche Abstufungen der Freyheit, wie in Deutschland, finden sich auch hier. Außer den Bewohnern der Städte (poorters) erkennen wir in einer Menge von Landbauern (laeten), namentlich an der Küste, fröhe Männer. Einer höheren Freyheit rühmten sich die Geistlichkeit und der Adel, so wohl in Städten, wo er ohne Nachtheil seiner Würde Handel trieb, wie auf dem Lande. Die Unfreyen zerfielen in Leibeigene (servi) und Censiten (tributarii); erstere gingen noch im 12. Jahrhundert aus einer Hand in die andere, bis sie später

der Scholle angehörten. Ihr bewegliches Besizthum (have) fiel nach ihrem Tode dem Herrn zu, bis sich letzterer später mit der Hälfte begnügte und seit der Mitte des 13. Jahrhunderts gewöhnlich nur das Besthaupt (beste hoofd) nahm. Diese Art der Leibeigenschaft erhielt sich in einigen Districten bis zur französischen Revolution. Die Censiten standen zwischen Freyen und Leibeigenen in der Mitte; gegen eine gewisse jährliche Abgabe von gewöhnlich 2 Denar erfreuten sie sich des Schuzrechts; das Drenfache wurde bey der Verheirathung und bey dem Todesfalle entrichtet. Der größere Theil dieser halbfreyen Classe stand unter geistlichen Corporationen. In der Graffschaft Guines hießen sie, nach ihrer Waffe, kolvekerlen. Das zweyte Kapitel handelt über die Souveränität der Grafen, ihren Hof und ihre Dienerschaft. Die Könige von Frankreich behaupteten zu allen Zeiten die Oberlebensherrlichkeit von Flandern. Anfangs waren die Grafen auf 40, seit Ludwig IX. auf 60 Tage Kriegsdienst verpflichtet; Philipp August dagegen verlangte von seinen Vasallen, daß sie zu allen Zeiten mit ihrer Hülfe gegenwärtig seyn. Ritterschaft und Städte mußten geloben, dem Könige zu Handen zu seyn, falls gegen ihn der Graf sich erhebe. Daher der stete Stoff der Zwietracht zwischen Ständen und dem Landesherrn. Abgesehen von diesem Verhältnisse zum Könige, hatten die Grafen ungewöhnliche Vorrechte. Unter den 12 Pairs von Frankreich behaupteten sie lange die zweyte Stelle; häufig bildeten sie die Regentschaft von Frankreich. In der Verwaltung ihres Landes wurden sie durch die französische Krone keinesweges beschränkt, nur wegen verweigerter, Rechts konnten sie vor das Gericht der

Pairs geladen werden. Das Recht der Begnadigung, der Münze, des Krieges und des Friedens war unbestritten in ihren Händen. Die Art und Weise der von Frankreich erteilten Investitur dieser Grafen, die sich übrigens *Dei gratia* oder *providentia* zu unterzeichnen pflegten, findet sich S. 75. Das kaiserliche Flandern umfaßte die deutschen Lehen der Grafen, und begriff das Land Dorschelde und Waes, Alost, die Vier Ambachten (*les quatre Métiers*) und die östlich von der alten Schelde gelegenen Seelande. Als *Alodien* unter kaiserlicher Hoheit galten Grammont, Dendermonde und Bornhem. Großwürdenträger und Pairs finden wir auch an diesem gräflichen Hofe. Zu ersteren gehörte der Kanzler, dessen Amt früher der *Prevot de St. Donat* zu versehen pflegte; sodann der *Connetable*, mit dessen Amte später die *Castellane von Lille* belehnt wurden; der *Kämmerer*, *Schenke* (*boutillier*, *buticularius*, *butelgir*), der *Seneschall*, dessen Dienst die *Herrn von Wavrin* versehen und endlich der *Marshall*. Das dritte Kapitel handelt die Regierungsform ab und verbreitet sich auf eine belehrende Weise über die Städter (*poorters*) und Landbewohner (*laeten*), dann über die Stellung der *Castellane*, *Baillis* und *Schultheißen* (*écoutes*); hieran schließt sich (S. 164 f.) eine Untersuchung der Frage, ob man in Flandern schon vor dem 14. Jahrhundert eine Spur vom Daseyn von Ständen wahrnimmt, welche denen der späteren Zeit entsprechen, eine Frage, welche der Verf. entschieden verneinen zu müssen glaubt. Das vierte Kapitel betrifft die Städte der Grafschaft. Im Jahre 1127, bey Gelegenheit des Mordes von Karl dem Guten, gewannen die Städte zuerst eine gewisse politische Bedeutung;

seitdem wuchs ihre Macht und ihr Ansehen dergestalt, daß sie unter Sui den Mittelpunkt der Landesgeschichte bilden, und Frankreich und England mit ihnen directe Unterhandlungen anknüpfen. Der Verf. schreibt nicht ohne Grund die Errichtung vieler festen Plätze, aus denen sich später Städte (portus, poort; daher poorter Bürger) bildeten, den Einfällen der Normannen zu. Seit unbordenklicher Zeit war die Wollweberei in Flandern zu Hause. Schon im zehnten Jahrhundert bezog man die Wolle aus England. Immer bedeutender wurden die Märkte (kermesse, wallonisch ducasse) in den Städten, immer detaillierter die geschlichen Bestimmungen in Betreff derselben (S. 184 f.), Kanäle erleichterten den Verkehr. Im 12. Jahrhundert gab Flandern den Stapel des nordwestlichen Europa ab; bis nach Italien erstreckten sich seine Handelsverbindungen; die Kaufherren von Gent durften bis über Cöln hinaus den Rhein hinauf fahren; 1147 segelten Schiffe aus Flandern nach Venedig und der Levante; auf allen flandrischen Märkten sah man die Kaufleute aus Sachsen (Oosterlingen). In Damm tauschten die Völker des Nordens und Südens ihre Erzeugnisse; von hier ging der große Waarenzug nach Brügge. Seit 1204 mehrten sich die Privilegien flandrischer Kaufleute in England. Ueber die Bildung einer s. g. Londoner Hanse finden sich (S. 206 f.) viele interessante Zusammenstellungen. Sodann verbreitet sich der Verf. über das Territorium der Städte und über die verschiedenen Classen ihrer Bevölkerung; in Betreff des lezt genannten Punctes erkennen wir auch hier das analoge Verhältniß von Geschlechtern und der Gemeine in deutschen Städten. Hieran knüpft sich (S. 244.) eine Abhand-

lung über die Rechte und Freyheiten der Commünen, so wie über deren Verfassung. Seit dem 12. Jahrhundert begegnen wir neben dem dem Bailli untergeordneten Schultheissen (amman) die Rathmänner (raeden, raedmannen) in den flandrischen Städten, die unter einander und mit den Schwesterstädten Brabants in vielfachen Beziehungen standen. Die Schöffen der kleineren und jüngeren Städte (smalle steden) mußten in allen Fällen, zu deren Entscheidung ihre Küren nicht ausreichten, wie von ihrem Vorgesetzten (hoofd), das Gutachten einer andern Stadt einholen. Das fünfte Kapitel bespricht die Rechtsquellen in Flandern während des 12. und 13. Jahrhunderts, das sechste Kapitel den Zustand der Geistlichkeit.

Hav.

U t r e c h t.

Bey Rob. Natan. Diatribe in Johannis Wiclifi, reformationis prodromi, vitam, ingenium, scripta; scripsit Sarus Adrianus Jacobus de Ruever Groneman. 1837. 288 Seiten in Octav.

Eine Inauguralschrift, wie man sie von Holländischen Universitäten gewohnt ist, mit allen Vorzügen und allen Mängeln. Eine fleißige, umsichtige Zusammenstellung der Facta, treu aus den Quellen geschöpft, ruhige Darstellung, fließendes Latein, so daß man Alles, was über Wicliffe gesagt ist, hier bey einander findet: nur Flathe, in dem zweyten Bande der Vorläufer der Reformation, ist noch nicht benutzt. In dem Anführen der Thatsachen hat der Verfasser eher zu viel, als zu wenig gethan, da er sich nicht

enthalten kann, bey jedem Gegenstande Alles, was er darüber weiß, auch das längst Bekannte und überall zu Findende aufzuführen. Dagegen eine wirkliche Weiterförderung der Untersuchungen, wodurch jede neue Behandlung des Stoffes überflüssig würde, also eine Leistung, wie man sie wohl in Deutschland von kirchenhistorischen Monographien, etwa nach Ullmanns Wessel, zu erwarten berechtigt ist, wird hier nicht gefunden. Die Schrift ist den trefflichen van Heusde und Konrards gewidmet, zu deren Ersterem der Verfasser in einem nähern Verhältnisse steht. Bey dem tüchtigen Fleiß und der treuen Forschung, die er hier schon bewiesen hat, läßt sich demnach von ihm noch Tüchtiges erwarten. Die Sectengeschichte des Mittelalters, wozu dieß ein Beitrag ist, bedarf noch mancher eindringlichen Forschung, ehe das Verhältniß klar vorliegt, in welchem der reformatorische Trieb mit seiner biblisch-practischen und spirituell-gnostischen Richtung vom 11. Jahrhunderte an gegen das innere und äußere Verderben der mittelalterlichen Kirche auftrat: Wicliffe hatte in diesem großen Drama eine sehr bedeutende Rolle übernommen, und verdient deshalb gewiß den Fleiß, der hier auf ihn verwandt ist. Doch ist dadurch eine abermalige Behandlung des großen Mannes von einem nicht bloß in das Einzelne, sondern auch in das Ganze der damaligen kirchlichen Dinge blickenden Standpunkte, nicht geradezu überflüssig geworden.

Ersttägliche gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 6. Januar 1838.

Nürnberg.

Bey J. L. Schrag: Lehrbuch der analytischen Chemie und Stöchiometrie, von Dr J. Andreas Buchner. Mit 1 Kupfertafel. 1836. 8. XXIV, 992 u. 34 Seiten Register.

Dieses Lehrbuch macht den dritten Theil des 'Grundrisses der Chemie' und somit eine Abtheilung des 'vollständigen Inbegriffs der Pharmacie' von demselben Hn Verf. aus, und kann daher schon ein gutes Präjudiz erwecken. Das Buch ist zwar in einer Literaturzeitung bereits recensiert worden, jedoch in einer so unwürdigen Weise, daß einer der ausgezeichnetsten und hochgeachteten Chemiker sich bewogen fand, öffentlich zu erklären: es dürfe die von dem anonymen Recensenten gewählte Chiffre H. R. keinesweges auf seinen Namen bezogen werden. Gleicherweise hat Hr Hofrath Buchner selbst sich vor Kurzem zu einer Vertheidigung in der Halle'schen Literaturzeitung veranlaßt gesehen. Nach diesen Vorgängen kann jedoch der Unterzeichnete keinen genü-

genden Grund auffinden, eine schon vor längerer Zeit fragmentarisch niedergeschriebene Relation über dieses Buch noch länger zurück zu halten.

Herr Hofrath B. spricht sich in der Vorrede über die Entstehung und Bestimmung des Buchs dahin aus, daß demselben der Vortrag über analytische Chemie, welchen er jährlich zu halten pflege, zum Grunde liege. Deshalb sey auch das Buch zunächst für Anfänger bestimmt. Wenn weiterhin gesagt wird, daß das Werk mit Liebe, Fleiß und Sorgfalt bearbeitet worden sey, so kann man die Wahrheit dieser Bemerkung vollkommen zugestehen. — Das Buch zerfällt in 6 Abschnitte, wozu dann noch eine Eintheilung in Paragraphen hinzu kommt.

Der 1. Abschnitt (S. 1—7.) enthält die Einleitung, in welcher von dem Objecte, dem Zwecke und der Eintheilung der analytischen Chemie in mehrere besondere Zweige die Rede ist. Zugleich wird der das Allgemeine der analytischen Chemie betreffenden Literatur gedacht.

Im 2. Abschnitte (S. 8—24.) werden die allgemeinen Regeln und die Hülfsmittel für analytisch-chemische Untersuchungen angegeben. Das Beachten dieser Vorschriften wird dem Anfänger großen Nutzen bringen; jedoch setzt der Verf. schon eine gehörige Kenntniß der allgemeinen Chemie und Physik voraus, wie es z. B. in Betreff der physikalischen Merkmale der Körper besonders in die Augen springt. Was von allgemeinen Reagentien hier gesagt worden, hätte sich wohl besser der Lehre von den Reagentien im folgenden Abschnitte angeschlossen. Dann können auch nicht füglich die Flamme und das Löthrohr den Reagentien beygezählt werden, wie dieses schon aus der sehr passenden Definition eines che-

mischen Reagens zu Anfang des folgenden Abschnittes hervor geht.

Der 3. Abschnitt (S. 25 — 267.) enthält die Lehre von den Reagentien, woben die gewöhnliche zweckmäßige Eintheilung in Reagentien auf trockenem und auf nassem Wege beygehalten worden. Obgleich nun hinsichtlich der Anwendung die erstern Reagentien den letztern voran gehen, so sind sie doch hier in umgekehrter Ordnung abgehandelt worden. Die Reagentien auf nassem Wege sind in neutrale Auslösungsmittel; Farbstoffe; Säuren und Salze derselben; Alkalien, Erden und Salze derselben; Metalle und Metallverbindungen, und in einige nichtmetallische Reagentien eingetheilt. Diese Classification stützt sich zumeist auf den Gebrauch derselben, und in so fern dieser sich gewöhnlich nach der Wirkungsart der Reagentien richtet, nähert sich auch die von dem Verf. getroffene Anordnung derjenigen, welche nur die einzig richtige seyn kann; denn bey der Anwendung der Reagentien bleibt immer die Hauptfrage und die interessanteste zugleich die nach ihrer Wirkungsweise. Das schwefelsaure Kali z. B. erscheint als ein ganz anderes chemisches Mittel und Werkzeug, ob es zur Fällung des Baryts, oder des Ceroryduls benützt wird. Eben so die Schwefelsäure zur Entdeckung des Bleyes oder des Jods. Bey einer die Wirkung der Reagentien hauptsächlich berücksichtigenden Anordnung, wie sie vom Ref. in seiner 'Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse' versucht worden, wird sich auch das Interesse an dem höchst wichtigen Studium der chemischen Reagentien steigern, und denselben die empirische Trockenheit und Dürftigkeit benommen werden. Indessen mag man einem Jeden seine gewählte Methode zugestehen, wenn diese nur zu einer sichern und

umsichtigen Anwendung der Reagentien, und zu einer Vervollkommnung derselben führt. Der Verf. führt von der Darstellung und Prüfung der Reagentien nur das Nöthigste an, und verweist dabey auch häufig auf seinen voran gegangenen 'Grundriß der Chemie'. Dieses Verfahren kann man nur billigen, weil die als Reagentien benutzten Körper oft genug und ausführlich in den Hand- und Lehrbüchern der Chemie abgehandelt werden, und weil dieselben, einige wenige ausgenommen, jetzt wohl von keinem Anfänger selbst dargestellt werden, ihre ausführliche Prüfung aber durch das Studium erst möglich gemacht wird, sich also von selbst findet. Das über die Anwendung der einzelnen Reagentien Gesagte, als der wichtigste Theil dieser Lehre, könnte eher Anlaß zu Bemerkungen geben; denn theils vermißt man hier, z. B. bey dem Schwefelwasserstoff, so specielle Angaben, wie sie zum genauen Experimentieren nothwendig sind, theils stößt man auf Angaben, welche nur bedingungsweise gültig sind, und daher den Unerfahrenen sehr leicht irre führen können. S. 59. heißt es z. B. 'die meisten Schwefelmetalle werden von kochender Salpetersäure so zerlegt, daß sich zuerst die Metalle oxydieren und auflösen, während der Schwefel im geschmolzenen Zustande zurück bleibt, bey anhaltendem Kochen oxydiert sich aber auch der Schwefel zu Schwefelsäure'. Gleichwohl kann man den Verf., da er diesem Theile der Reagentienlehre keine größere Ausdehnung geben wollte, auch keinen Vorwurf daraus machen, daß er hauptsächlich nur Allgemeines gab, damit der Anfänger Anhaltspuncte und Ueberblicke gewänne. Eben so wäre auch hier der Ort nicht, in eine Critik der einzelnen Angaben über das Verhalten der Reagentien einzugehen. Fast jedermann, der

sich näher mit den Reagentien beschäftigt und nicht bloß die einmahl eingeführten Ansichten unbedingt zu den seinigen macht, wird seine besondern, durch Erfahrung unterstützten, Meinungen hegen, indem ihm wohl wichtig und beachtenswerth erscheint, was einem Andern von keinem Werthe ist. Um nur eins und das andere zu erwähnen, so ist die S. 101. angeführte Auflöslichkeit des Niederschlages des Antimons durch schwefelwasserstoffsaures Ammoniak in einem Uebersatze des Reagens nur halb wahr, gleichwie die Zerlegbarkeit der Salpetersäure durch Schwefelwasserstoff (S. 104.), so oft auch diese Angaben als vollkommen richtige von den Autoren wiederholt werden. Um kurz zu seyn, muß Ref. in dieser Beziehung auf seine Anleitung und auf die 4. Aufl. seiner Chemischen Tabellen verweisen. Endlich könnte man auch Ausstellungen finden in der Vernachlässigung mancher sehr wichtigen Reagentien, z. B. des salpetersauren Quecksilberoxyds. In diesem Punkte gilt aber noch mehr die subjective Ansicht von dem Werthe oder Unwerthe eines Reagens, welche denn von der vollständigen oder unvollständigen Kenntniß der Wirkungen desselben abhängig ist. Uebrigens findet man in dem Werke unseres Verfs manche Andeutungen und Winke, deren Beachtung sicher Nutzen bringen wird. — Die Reagentien auf trockenem Wege (S. 205 — 267.) sind gleichfalls in bündiger Kürze abgehandelt worden. Auch die so nöthigen zweckmäßigen Zusammenstellungen der sich ähnlich verhaltenden Substanzen werden nicht vermisst. Es wäre aber zu wünschen gewesen, daß auf die Benutzung der unten verschlossenen Glasröhre und des Platinlöffels, hauptsächlich in Hinsicht auf Untersuchungen organischer Stoffe, mehr und eindringlicher aufmerksam gemacht worden wäre.

Was sonst noch als zur Anleitung zu Löthversuchen gehörig vermist werden möchte, hat der Vf. einer ausführlichen mündlichen Unterweisung überlassen.

Im 4. Abschnitte (S. 268 — 510.) wird die Pneumatologie nebst der Hydrochemie und Dryktochemie abgehandelt. Die allgemeinen Regeln für pneumatochemische Untersuchungen hätten, wie es scheint, wohl etwas ausführlicher angegeben werden können, so wie auch hier die Mittheilung der Formeln zur Correction der Gase auf Normaltemperatur, Normaldruck und absolute Trockenheit der Gase nebst den dazu gehörigen Tabellen ungern vermist werden. Die für analytische Zwecke getroffene Eintheilung der Gase entspricht gewiß sehr gut der Absicht, und das über einzelne Gasgemische, besonders über die atmosphärische Luft, Angeführte kann nur Beyfall finden. — In der Hydrochemie wird nach einigen allgemeinen Bemerkungen eine Classification der Mineralwasser nach ihren hervorstechenden, besonders medicinisch wichtigen Bestandtheilen gegeben. Unter die aufgestellten 13 Arten von Mineralwasser wird sich jedes Mineralwasser recht wohl einreihen lassen. Hierauf folgt nun die qualitative und quantitative Analyse der Mineralwasser selbst. Wenn der Verf. die Wärme als flüchtigen Bestandtheil der Mineralwasser neben den darin enthaltenen Gasen aufführt (S. 306.), so dürfte er hierin nur einen sehr getheilten Beyfall finden. Bey der quantitativen Bestimmung der flüchtigen Bestandtheile der Mineralwasser, d. h. der vom Wasser nur wenig fest gehaltenen Gase, schreibt der Verf. hauptsächlich das Kochen des Wassers vor. Es wäre jedoch gut gewesen, wenn auch, wenigstens einige von den Apparaten erwähnt worden wären, welche,

wie z. B. die von Bischoff, Brandes u. A., auch von dem Unterzeichneten in Schweigger = Seidel's Jahrbuch Bd. 5. beschriebenen, dazu dienen können, größere Mengen von kohlenensäurehaltigen Wassern mit Sicherheit vor einem Verluste von Kohlenensäure auszukochen. Man hat in der Auflöslichkeit der kohlen-sauren Erden mit Salmiak, welche zu der Zeit, als der Verfasser sein Buch schrieb, noch nicht allgemein bekannt war, einen Grund gegen die Anwendbarkeit dieser Methode finden wollen. Indessen, wenn man das Mineralwasser nur so lange kocht, bis das vorgeschlagene Gemisch von Chlorcalcium oder Chlorbaryum mit Ammoniak beynähe kochend heiß geworden ist, so hat man keinen erheblichen Nachtheil davon zu befürchten. Dennoch hätte zur Vollständigkeit gehört, daß der Hr Verf. auch die Methode der directen Fällung der Kohlen-säure aus den Mineralwassern erwähnt und ihre Vorzüge und Nachtheile hervor gehoben hätte. Die Bestimmung der fixen Bestandtheile der Mineralwasser ist die ältere, aber auch in neuerer Zeit öfter wieder befolgte. Da nämlich Alkohol zur Scheidung der leicht löslichen und zerfließlichen Salze benutzt werden soll, so unterscheidet der Verf.: in Alkohol auflösliche, bloß in Wasser auflösliche, und in Wasser und Alkohol unauflösliche Theile, woraus der beym Verdampfen der Mineralwasser hinterbleibende Rückstand besteht. Offenbar aber kann auf diese Weise keine genaue quantitative Bestimmung der Salze bewirkt werden, abgesehen davon, daß, wie man aus directen Versuchen weiß, der Alkohol aus solchen Gemengen neue Salze zu bilden im Stande ist. Uebrigens macht auch der Verf. S. 333. darauf aufmerksam, daß im Grunde genommen nur die Angaben von Säuren und Basen, welche in ei-

nem Mineralwasser gefunden werden, sicher seyn können, während die Salze, zu welchen sie verbunden gedacht werden, von willkürlicher Annahme sind. Es hätte noch wohl hinzu gefügt werden können, in welchem Falle keine Willkür in dieser Hinsicht mehr statt findet. Ausführlich ist der organischen Stoffe gedacht worden, welche sich öfters in Mineralwassern vorfinden, besonders der Quellsäure und Quellsähsäure, zwey organische Substanzen, welche in vieler Beziehung der Torfsubstanz, als auflöslicher und unauflöslicher Humussäure, sehr nahe stehen. S. 330. ist auch die Methode von Murray angegeben, welche aber keinesweges die Schwierigkeiten, zu einer begründeten Ansicht von der Constitution der Mineralwasser zu gelangen, beseitigt, wie dieser Chemiker meinte. Mit der Analyse des Badeschlammes und des Meteorwassers schließt dieses Kapitel, dessen Inhalt jederzeit ein vielfaches Interesse gewährt. — Den größeren Raum dieses Abschnittes mußte natürlich die Dryktochemie einnehmen (S. 340 — 510). Die Mineralien classificiert der Verf. nach keinem durchgreifenden Principe. Er unterscheidet 1) im Wasser lösliche Salze und Säuren; 2) erdige Mineralien, welche in Salzsäure unter Aufbrausen löslich sind; 3) erdige Mineralien, welche sich in verdünnter Salzsäure gar nicht, oder nur schwierig und unvollkommen auflösen; 4) metallische Mineralien; 5) brennliche Mineralien als Ueberreste organischer Körper. Inzwischen bietet diese Anordnung doch eine dem Anfänger hülfreiche Uebersicht dar, so daß er mit Berücksichtigung der speciellen Angaben des Verfs sich leicht bey seinen Untersuchungen wird orientieren können. Die Kürze, deren sich der Verf. auch hier befeßigen mußte, kann hin und wieder zu Mißdeutungen Veran-

lassung geben. Wenn z. B. angeführt wird, daß die mit Alkalien geglüheten kiesel-sauren Salze von verdünnter Salzsäure unter Abscheidung von gallertartiger Kieselerde aufgelöst werden, so wird dabey voraus gesetzt, daß keine hinreichende Menge von Wasser zugleich angewendet worden; denn in diesem Falle wird entweder gar keine Kiesel-säure gefällt, oder doch, besonders bey gelinder Erwärmung, vollständig wieder aufgelöst, ein Umstand, den man bekanntlich als Zeichen für die vollkommene Zerlegung der kiesel-sauren Salze benützt. Das Aufschließen dieser Salze mit ähen-den Alkalien, denen der Verf. den Vorzug vor den kohlen-sauren zugesteht, hat in der Ausführung seine eben so große Schwierigkeit, als Langweiligkeit. Die kohlen-sauren Alkalien genügen in den bey weitem meisten Fällen vollkommen. Ein Gemenge von kohlen-saurem Kali und Natron will man seiner leichten Schmelzbarkeit wegen öfters vorzüglichlicher gefunden haben, so wie auch kohlen-saures Natron mit ein wenig Kalihydrat. Nach der Erfahrung des Unterzeichneten dürften nur sehr wenige Fälle übrig bleiben, in denen die schwer zer-seh-baren Silicate nicht aufgeschloffen würden, wenn sie mit dem 4fachen Gewichte kohlen-sauren Natrons nebst $\frac{1}{3}$ des kohlen-sauren Alkalis an Salpeter geglüh- et werden. Auf diese Weise kann z. B. der zu kleinen Blättchen zerriebene Glimmer sehr leicht und vollkommen aufgeschloffen werden. Der kohlen-saure Baryt kann bey Anwendung einer sehr hohen Temperatur das Aetzkali ebenfalls ersetzen; der Anwendung desselben steht aber schon die erforderliche starke Glüh-hitze entgegen, und auch aus andern Gründen wird man wohl fernerhin dieses Flußmittel auf die bekannten Fälle beschränken. Die Analyse der metallischen Mineralien ist zwar

ausführlicher abgehandelt; jedoch trifft man auch hier auf allzu allgemein gefaßte Angaben, welche den Anfänger nicht gegen irrige Vorstellungen bewahren. So heißt es z. B. S. 384: 'die Auflösung des Arseniks und der Arseniklegierungen in Salpetersäure, enthalte nur arsenige Säure', während doch nach längerer Digestion nur Arseniksäure darin vorkommt, ein Umstand von großer Wichtigkeit so wohl für die quantitative Bestimmung des Arseniks, als auch für die Ausmittelung desselben in so vielen Natur- und Kunstproducten. Dann vermißt Hef. auch die Angaben über das sehr verschiedene Verhalten der arsenigen Säure und Arseniksäure gegen Schwefelwasserstoff. Weiter in Einzelheiten einzugehen, wäre um so weniger statthaft, als in der analytischen Chemie gar Manches lediglich der eigenen Erfahrung eines Jeden anheim gestellt bleiben muß. Der Unterzeichnete müßte z. B. die Scheidung des Eisens mit kohlensaurem Natron in der Kälte, und die Scheidung des Kobalts von Nickel mittelst der Oxalsäure für Methoden erklären, welche in den geeigneten Fällen vollkommen genügen. Nur über die Fällung des Bleyes durch Schwefelsäure mag noch anzuführen erlaubt seyn, daß die jetzt so häufig vorgeschriebene und auch von unserm Verf. wiederholte Abdampfung der Flüssigkeit zur Trockne völlig überflüssig ist, so bald nur eine der freyen Salpetersäure oder Salzsäure proportionale Quantität von Schwefelsäure hinzugefügt wird. Dabey ist auch zu beachten, daß man keinesweges die schwefelsauren Alkalien der Schwefelsäure substituieren kann, wie häufig fälschlich angegeben wird.

5. Abschnitt, in welchem die Analyse der organischen Körper abgehandelt wird. Nach einer Einleitung, betreffend die Untersuchungen orga-

nischer Körper, geht der Verf. (S. 511 — 631.) zur Phytochemie über. Den Anfang machen Erörterungen über das Pflanzenleben, in so weit die bekannt gewordenen physiologisch-chemischen Versuche Aufklärung darüber geben, oder zu weiteren Schlüssen berechtigen. Da sie nun auch der zweckmäßigen Ermittlung der Bestandtheile der Pflanzen förderlich seyn, und in manchen Fällen wohl gar nicht entbehrt werden können, so stehen sie offenbar auch hier am rechten Orte, ungeachtet in denselben keine directe Anweisung zur Analyse enthalten ist. Hierauf werden allgemeine Vorschriften gegeben, zur Anstellung von Pflanzenanalysen, und dann besondere zur Untersuchung der Pflanzensäfte, der Wurzeln, Hölzer, Samen u. s. w. Dann geht der Verf. die Scheidung der indifferenten Pflanzenstoffe, der Säuren und säureähnlichen Pflanzenbestandtheile und der vegetabilischen Salzbasen durch, und indem er vorzüglich das Allgemeine berücksichtigt, wird auch das wichtigere Specielle nicht übersehen. Was auf dem weiten Felde der Phytochemie zerstreut liegt und besonders dem Anfänger so schwer wird zu benutzen, das hat der im Dienste der Wissenschaft schon seit lange thätige und durch seine Bekanntschaft mit der Literatur derselben ausgezeichnete Herr Verf. hier in einem kleinen Raum zusammen gedrängt, und zwar, nach der Meinung des Ref. mit vielem Glück. Sollte Jemand etwas Vollkommneres verlangen, obgleich wir es Alle wünschen, so müßte man ihm einstweilen diesen spröden Stoff zu selbsteigener Bearbeitung empfehlen. Die Elementaranalyse der organischen Substanzen, dieses jetzt vorzugsweise cultivierte Feld der analytischen Chemie, hat der Hr Verf. mit eben so großer Umsicht, als Gründlichkeit bearbeitet, ohne weit-

schweifig zu werden. Den Beschluß dieses Kapitels macht die Analyse der Pflanzenasche. Zwar erklärt der oben erwähnte Recensent, welcher sich H. R. unterzeichnet, diesen Paragraphen, der nur 5 Seiten umfaßt, für kaum nöthig; wer aber diesen Gegenstand jemahls auch nur einigermaßen ins Auge gefaßt hat, der wird finden, daß unser Verf. allzu kurz gewesen ist, um die Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit unserer Kenntnisse in Betreff der fixen Bestandtheile der organischen Körper in ein helleres Licht zu setzen. Denn daß bey der gewöhnlichen Art der Einäscherung der Pflanzen und thierischen Körper ein nicht unbeträchtlicher Theil der Asche verflüchtigt wird, lehrt nicht bloß der Augenschein, sondern zeigen auch, besonders in Rücksicht auf das Chlor, die in dieser Beziehung angestellten Versuche von Sprengel. Und hat denn schon Jemand das Fluor in den Pflanzen nachgewiesen, welches wir mit so vielem Grunde darin vermuthen müssen? Der Umstand, daß die Asche ganz gewöhnlich ähnden Kalk enthält, welcher beym Auslaugen derselben zum Theil mit aufgenommen wird, oder das kohlen saure Alkali zum Theil caustisch macht, erlangt selten die verdiente Beachtung, und ist auch von unserm Verf. nicht anders angemerkt worden, als S. 739. bey der Analyse der Knochen. Auch wäre zu bemerken gewesen, daß, wenn phosphorsaure Alkalien vorkommen, wie z. B. in großer Menge in der Asche des Bierrückstandes, diese in pyrophosphorsaure Salze übergehen, und daß unter Umständen Cyanmetalle und Schwefelmetalle entstehen können. Den zur leichtern Verbrennung der Kohle empfohlenen Zusatz von salpetersaurem Ammoniak (S. 628.) hält Ref. vorläufig für unstatthaft, da ihn entscheidende Versuche belehrt haben, daß ein Zusatz von

salpetersaurem Kali, das sich hier höchst wahrscheinlich bilden würde, zu verkohlenden Substanzen entweder die Einmischung von salpetrigsaurem Kali, oder vielleicht auch die Bildung von Cyan nach sich zieht. Bey vorhandenen großen Mengen leicht schmelzbarer, die Oxydation der Kohle verhindernder Salze bleibt vor der Hand nichts anderes übrig, als abwechselndes Glühen und Auslaugen der Kohle, so wie in gewissen Fällen auch der Zusatz einer abgewogenen Menge von kohlensaurem Kalk oder Natron, um Chlor und Jod zu fixieren. — Bey der Zoochemie wählt der Verf. im Ganzen denselben Weg, wie in der Phytochemie. In der That, wenn die Untersuchungen thierischer Körper nicht mit einem Rückblick auf die Physiologie unternommen werden, so gewähren sie dem Analytiker oftmahls noch weniger Interesse, als die Pflanzenanalysen, und bleiben ohne Früchte für die Physiologie und Medicin, welche beiden Wissenschaften sich denn auch bis jetzt noch nicht recht mit der Zoochemie haben verständigen wollen oder können. Dieser Ansicht gemäß handelt der Verf. die einzelnen wichtigern thierischen Organe und Flüssigkeiten ab und hebt das in ihrer Mischung vorzüglich beachtenswerthe hervor. Allgemeine Vorschriften, nach denen die Untersuchungen vorgenommen werden sollten, finden sich nur wenige, weil bey der geringen Anzahl der näheren Bestandtheile des Thierreichs ein Jeder, der sich zuvor mit diesen Stoffen bekannt gemacht hat, schon selbst die Art der Scheidung derselben finden wird; und da diese Stoffe, z. B. der Eiweißstoff, die Hornsubstanz ic., ohne gerade specifisch verschieden zu seyn, doch oftmahls sehr von einander abweichen, so scheinen vor der Hand allgemeine Angaben dieser Art kaum unmöglich zu seyn. Der Unterzeichnete

Kann sich daher auch nicht, wie der oben gedachte Recensent H. R., so absonderlich darüber verwundern, 'daß in diesem Abschnitte so wenig Analytisches enthalten ist'; er will vielmehr zugleich mit andern Leuten ruhig abwarten, ob jemand und wer es versuche, den von Hn Hofr. B. eingeschlagenen Weg mehr zu ebenen und zu glätten, oder eine bessere Bahn zum Ziele ausfindig zu machen, kurz, diesen Theil der analytischen Chemie über seine gegenwärtigen engen Grenzen hinaus zu rücken, und die von unserer mangelhaften Kenntniß gebildete Einsperchung desselben zu durchbrechen.

Der 6. Abschnitt umfaßt die Stöchiometrie (S. 800 — 897.), wozu noch viele stöchiometrische Tafeln kommen (S. 898 — 980.). In demselben wird man wohl Alles zusammen gedrängt finden, was dazu dienen kann, dem Leser eine klare und deutliche Einsicht in die Gesetze der Stöchiometrie zu verschaffen, und dem Anfänger Lust an dieser Blüthe unserer Wissenschaft einzuflößen. Der Verf. hat mehrere Veränderungen an den von Berzelius einmahl eingeführten und bey uns ziemlich allgemein in Gebrauch gekommenen Zeichen für die Elemente vorgenommen, und zwar, wie es S. 824. heißt, in der Absicht, dadurch eine größere Deutlichkeit zu erzielen. Indessen möchte es rathsam seyn, mit solchen durch das Fortschreiten der Wissenschaft nicht gebotenen Veränderungen recht sparsam zu verfahren, weil wir außerdem schon eiligen Schrittes genug einem großen Wirwarr in Zeichen und Bezeichnungen entgegen gehen. Die Abänderungen in den Symbolen für die organischen Verbindungen, z. B. \overline{Ac} oder \overline{Fo} für \overline{A} und \overline{F} , lassen sich sehr wohl durch die neueren Entdeckungen im Gebiete der organischen Chemie rechtfertigen, wenn man

will. Die Bezeichnung der Alkaloide mittelst eines über die Buchstaben geschriebenen +, hält der Verf. vorläufig für überflüssig. Indessen sind doch für die Salze der Alkaloide kurze Symbole wünschenswerth, und daher hat Ref. schon seit längerer Zeit den — auch für die Alkaloide benutzt, indem er denselben im Gegensatz zu den organischen Säuren unter die Buchstaben stellt, z. B. Mo. Die durchstrichenen Buchstaben zur Bezeichnung der Doppelatome sind immer eine typographische Beschwerde, und haben auch in dem Buche unsers Verfs Uebelstände im Drucke herbey geführt. Mit Recht strebt man daher dahin, dieselben, gleich wie die Punkte und schrägen Striche über den Buchstaben zugleich aus anderen Gründen, aus der chemischen Zeichensprache zu entfernen, so sinnreich sie auch von Berzelius erdacht sind, dessen durchdringender und schöpferischer Geist auch im Kleinsten sich nicht verläugnet. Inzwischen kann nicht geleugnet werden, daß, wenn das Doppelatom durch eine Zahl ausgedrückt wird, der Begriff desselben in der Formel verloren geht. — Das Werk schließt mit einigen Tafeln über den procentigen Gehalt verdünnter Säuren und des flüssigen Ammoniak.

Wenn nun der Unterz. sich erlaubt hat, die Bemerkungen mitzutheilen, welche er bey dem Studium dieses Lehrbuches machte, so hofft er eben dadurch zu beweisen, daß das Werk für ihn einen eben so großen Werth hat, als es ihm Interesse gewährte. Er kann freylich nicht, gleichwie der Hr Rec. H. R. 'den Muth bewundern, der dazu gehörte, gegenwärtig eine analytische Chemie zu schreiben', wohl aber, und das gewiß im Vereine mit allen aufrichtig vorwärts strebenden Wissenschaftsgenossen, dem Hn Verf. offen

und einfach dafür danken, daß es ihm gefallen habe, seine anerkannt reiche Erfahrung und Gelehrsamkeit auch einmahl der analytischen Chemie zuzuwenden und diese Wissenschaft nach seiner Weise zu bearbeiten.

H. Wackenroder.

L o n d o n .

Mit gebührendem Danke erkennen wir ein Geschenk an, welches die Britische Admiralität unsrer Bibliothek gemacht hat: A Catalogue of 7385 Stars, chiefly in the Southern Hemisphere, prepared from observations made in the years 1822, 1823, 1824, 1825 and 1826 at the Observatory at Paramatta, New South Wales, founded by Lieut-General Sir Thomas Madogall Brisbane, K. C. B. President of the R. Society of Edinburgh; the computation made, and the Catalogue constructed by Mr. William Richardson, of the R. Observatory at Greenwich. Printed by order of the Lord Commissioners of the Admiralty. 1835. 4. XI und 311 S. Mit einer Abbildung und Grundriß der Sternwarte zu Paramatta, mit Nachrichten über deren Gründung und der bey der Beobachtung gebrauchten Instrumente; so wie über die Verfertigung der Cataloge.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 8. Januar 1838.

G e t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Philosophiae doctores et artt. libb. magistros, quibus ordo philosophorum academiae Georgiae Augustae summos honores vel rite petitos vel ultro oblatos decrevit, die XIX. M. Sept. A. MDCCCXXXVII in aula regia academiae renuntiandos indicit Jo. Frid. Herbart, ord. ph. h. t. Decanus. Inest commentatio de realismo naturali, qualem proposuit Theophilus Ernestus Schulzius, de philosophia in academia G. A. docenda meritissimus. 42 Seiten in 4.

Bey der Säcularfeyer unserer Universität konnte den Verf. dieses Programms nichts Näherliegendes in der Wahl des Gegenstandes bestimmen, als das Andenken an seinen berühmten Vorgänger im Amte; aber auch die Wichtigkeit der Fragepunkte, welche hier nach Schulze's Anleitung zur Sprache kommen, wird selbst den Minderkundigen einleuchten, wenn sie sich erinnern, daß

in der Revolutions-Periode der Philosophie (und in diese fällt ein großer Theil von Schulze's Wirksamkeit) gerade um Idealismus und Realismus vorzugsweise der Streit sich drehete. So lange die Geschichte von Kant, Reinhold, Fichte, Jacobi redet, eben so lange wird sie dieses Streits gedenken, in welchem Fichte, um fortzusehen, was Kant und Reinhold begonnen hatten, beide durch den Idealismus seiner Wissenschaftslehre überbot; während Jacobi und Schulze auf der entgegen gesetzten Seite standen, und fortwährend im Idealismus ihren eigentlichen Gegner erblickten. Diesen letzten Umstand wird wenigstens in Ansehung Schulze's Niemand bezweifeln, der dessen letztes Werk vom Jahre 1832, betitelt: über die menschliche Erkenntniß, gelesen hat. Gleich das erste Lehrstück kündigt sich durch die Ueberschrift an: Von der Verschiedenheit der unmittelbaren und mittelbaren Erkenntniß. Prüfung der Gründe, womit der Idealismus die Annahme einer unmittelbaren Erkenntniß bestritten hat. Da, wo diese Gründe sollen angegeben werden, beginnt der Vortrag mit folgenden Worten: 'Die bisher in den Thatsachen des Bewußtseyns nachgewiesene und ihrem Charakter nach aufgeklärte, unmittelbare Erkenntniß haben die Philosophen seit dem siebzehnten Jahrhunderte für etwas Unmögliches ausgegeben, und angenommen, alles Erkennen bestehe aus einem Vorstellen, woraus der Idealismus entstand.' Um diese Worte zu verstehen, muß man den Sprachgebrauch Schulze's kennen. 'Vorstellen (sagt er) zeigt dasjenige an, wodurch man in Stand gesetzt wird, die Beschaffenheit eines vom Vorgestellten verschiedenen Dinges zu erkennen; wie wenn ein Schauspieler einen Helden, Liebhaber, Geizigen vorstellt. Eine Wahrnehmung aber, sey

sie auch noch so schwach, unvollständig, selbst der Täuschung verdächtig, weist doch das erkennende Ich nie auf etwas hin, das von dem Wahrgenommenen verschieden wäre, und hinter demselben verborgen läge. Durchs Wahrnehmen wird immer nur Einzelnes und Gegenwärtiges erkannt; das Vorstellen hingegen erstreckt sich, weil es aus einem Erkennen mittelst gewisser Zeichen besteht, auf das mehreren Dingen zukommende, ferner aufs Abwesende, Vergangene, Zukünftige. Dem Einwurfe, daß, wenn wir uns Körper vorstellen, doch nicht die wirklichen Körper bey der Wahrnehmung in uns eindringen konnten, begegnet er mit folgenden Worten: 'Das Bewußtseyn der Körper ist ja deswegen, weil es ein Bewußtseyn der Körper ist, nicht auch selbst etwas Körperliches, sondern als Bestimmung des Ich etwas Geistiges. Fichte's Behauptung aber, daß Ich komme durch seine Erkenntnisse nie über sich selbst hinaus, ist ein Nachspruch; indem das Erkennen äußerer Dinge zu den Thatfachen des Bewußtseyns gehört.' Aus solchem Verfahren wider eine lange Reihe von Philosophen (die er schon von Descartes anfangen läßt), könnte man leicht auf die Vermuthung kommen, Schulze sey bloßer Empirist gewesen; besonders, da er sich in Ansehung der Art, wie Naturkenntnisse zu erwerben seyen, ganz an die Empiristen anschließt. Z. B. S. 47.: 'Nachdem wir zur Einsicht gelangt sind, daß manche Wahrnehmungen aus Täuschungen bestehen, so verlassen wir uns nicht ohne Prüfung auf dieselben; — die Regeln dieser Prüfung sind bekannt, — auch immer mit gutem Erfolge angewendet; — ein ganz vorzüglicher Grund, die äußeren Wahrnehmungen für Erkenntnisse zu halten, ist deren Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Na-

tur;’ wobey sich dem kundigen Leser sogleich die Frage aufdrängt: kennen wir denn schon die Gesetze der Natur, die hier zum Prüfstein dienen sollen? Woher kennen wir sie? das war eben die Frage. Vielleicht ist Mancher durch solche Stellen vom weitem Lesen abgeschreckt worden. Daher war im vorliegenden Programme vor Allem nothwendig, eine Reihe von andern Stellen anzuführen, aus welchen der Metaphysiker hervorleuchtet, wenn auch nicht der dogmatische Metaphysiker, dann desto mehr der Skeptiker. Bekanntlich war Schulze in weit früheren Jahren gegen Reinhold als Skeptiker aufgetreten. Späterhin wollte er nicht als Gönner des Skepticismus angesehen seyn; aber die Richtung dahin, natürlich in Verbindung mit gelehrter Kenntniß der Metaphysik, bezeichnet dennoch auch die letzte seiner Schriften. Eine der stärksten Proben hiervon liefert gerade die Stelle, wo er gegen den Skepticismus spricht. ‘Der Skepticismus (sagt er) trägt seine eigene Zerstörung schon in sich, indem, daß Alles ungewiß sey, von ihm dadurch wieder aufgehoben wird, daß dies gleichfalls ungewiß seyn soll. Darin aber, daß die Erkenntniß, deren der Mensch fähig ist, sich auf die Einrichtung seiner Natur bezieht und hievon abhängt, liegt noch kein Grund dazu, anzunehmen, die Erkenntniß sey unzuverlässig oder trieglich. Eine andere Einrichtung würde allerdings andere Bestimmungen an unserer Erkenntniß verursachen; — gibt es höhere Wesen, die durch andere Mittel das Vorhandene erkennen, oder deren Verstand nach andern Gesetzen thätig ist: so muß wohl ihre Erkenntniß von der menschlichen abweichend seyn; diese darf aber deswegen noch nicht für ein bloßes Blendwerk ausgegeben werden. Wer die Dinge in der Natur erforscht hat, weiß

von ihnen mehr, als wer es nicht gethan hat. Wer den jetzt in der Mathematik und den Naturwissenschaften aufgestellten Sätzen eben so strenge Gegenbeweise gegenüber zu stellen sich anheischig machte, würde den Kundigen lächerlich vorkommen.' Man sieht hier keinesweges die Dreistigkeit, welche den Empirismus characterisiert; vielmehr einen Skepticismus dergestalt gemildert, wie ihn wohl auch die Naturforscher sich gefallen lassen, die sich begnügen, Erscheinungen unter zuverlässige Regeln zu bringen, vermöge deren sich ihre Wiederkehr vorher sagen läßt. Eine Genügsamkeit, welche in Ansehung der Körperwelt Manchem leicht bedünkt, auf das Geistige sich aber nicht füglich übertragen läßt. Sehr merkwürdig ist nun die Aehnlichkeit zwischen Kant und Schulze, daß beide, sonst so weit von einander stehend, doch Einrichtungen des menschlichen Geistes voraus setzen, die bey höheren Vernunftwesen wohl anders seyn könnten. Die allgemeine Subjectivität, welche dadurch allem menschlichen Wissen zugeschrieben wird; die Unmöglichkeit, hiermit eine eigentliche Ueberzeugung des Wissens zu vereinigen (daher Kant genöthigt war, den Glauben ganz davon abzusondern), konnte beiden Männern nicht verborgen bleiben; sie konnten sich aber auch nicht davon los machen, so lange sie in der Psychologie auf dem empirischen Standpuncte stehen blieben. Bey Kant erscheinen die Seelenvermögen zufällig verbunden, so daß ihre Verbindung sich wohl anders hätte einrichten lassen. Bey Schulze trennt sich Wahrnehmen und Vorstellen so, als ob es auch nur zufällig beisammen wäre. Anstatt von Vorstellungen zu sprechen, welche fortdauern, und die nämlichen bleiben, auch wenn der wahrgenommene Gegenstand verschwindet, sagt Schulze sehr vorsichtig:

‘Was der Mensch empfindend oder wahrnehmend als eine Bestimmung seines Ich, oder als in seinem Körper und außer demselben vorhanden erkannt hat, kann er, nachdem das Empfinden und Wahrnehmen nicht mehr statt findet, sich vorstellen, und dadurch wieder zu einer Erkenntniß davon gelangen.’ Davon? Bleiben wir gleich vorsichtig wie vorhin, so werden wir die Identität des Vorgestellten und des Wahrgenommenen bezweifeln müssen, weil der Zusammenhang zwischen dem Vorstellen und dem vorausgegangenen Wahrnehmen nicht klar vorliegt. Schulze fährt fort: ‘Das Vorstellen besteht aus dem Bewußtseyn von Etwas in uns, das nicht die dadurch erkannte Sache selbst ist, aber doch als ein Zeichen davon dazu dient, die Beschaffenheit der Sache zu erkennen, und die zum Wahrnehmen erforderliche Gegenwart der Sache fürs Bewußtseyn einigermaßen zu ersetzen. Die Zeichen der Dinge, welche Vorstellungen ausmachen, sind aber keine willkürlichen, wie die Wörter oder die Größenzeichen der Mathematik’ (wo wir fragen möchten, wer hat sie je dafür gehalten? und wie konnte es Jedem einfallen, sie dafür zu halten?) ‘sondern ihre Bedeutung, als Zeichen von Etwas, hat ihnen die Natur durch die Einrichtung des menschlichen Geistes verliehen’, (welches Verleihen also auch wohl unterbleiben, oder abgeändert werden konnte?) ‘daher sie bey allen Menschen, auch ohne Unterweisung und Uebung, dafür gelten.’ Hier liegt die angenommene allgemeine Subjectivität alles menschlichen Wissens so offen am Tage, daß der Verfasser des angezeigten Programms, wären auch nicht andere Aufforderungen dazu in dem Schulzeschen Werke enthalten, sich zu einigen Bemerkungen über das Verhältniß zwischen Psy-

chologie und natürlichem Realismus (der beyhm zuversichtlichsten Vertrauen auf die Wahrnehmung doch schon beyhm Uebergange des Wahrnehmens ins Vorstellen des Vergangenen, vollends des Künftigen und des Allgemeinen, sich der skeptischen Frage nach der Erkenntnißart höherer Wesen nicht erwehren kann) veranlaßt finden mußte. Der zweynte Abschnitt des Programms, welcher diese Bemerkungen enthält, ist jedoch nur fragmentarisch ausgefallen, weil eine Gelegenheitschrift nicht beliebig ausgedehnt werden durfte, und die Relation aus dem Schulzeschen Werke (zu dessen erneuertem Studium Anlaß zu geben, die Hauptabsicht bleiben mußte) schon die größere Hälfte des Raumes eingenommen hatte. Den zweyten Abschnitt ganz wegzulassen, war nicht thunlich; denn jenes Werk enthält einige Stellen gegen die Untersuchungen des Verfs; und völliges Schweigen würde als Geringschätzung erscheinen seyn. Daher unter anderen eine Note gegen die Behauptung, 'nicht Alles, was unter den Begriff Größe könne gebracht werden, sey meßbar oder mathematisch bestimmbar.' Schon das bloße Oder wäre Stoff zu einer Erörterung gewesen; denn man kann rechnen, auch wo keine Größen schon gemessen vorliegen. Die Note erinnert an die Kegelschnitte, deren Formeln nicht davon abhängen, ob der Parameter in Fußen und Zollen gegeben sey. Wer nun etwa meint, solche Formeln wären Theorie ohne alle Aussicht zur Anwendung, falls man den Parameter genau zu messen gar keine Mittel hätte: den könnten wir zwar schon an das Augenmaß (eine ungefähre Größenschätzung) verweisen; allein bey der Anwendung der mathematischen Psychologie ist jene Analogie (und eben so die, welche man von der Astronomie, wie sie beschaffen seyn würde,

wenn die Entfernung der Sonne unbekannt wäre, hernehmen möchte) nicht einmahl ganz passend. Was zuvor über die Verlegenheit gesagt worden, worin so große Denker wie Kant und Schulze gerathen sind, das mögen Diejenigen bedenken, welche über mathematische Psychologie urtheilen wollen. Das Verhältniß zwischen Metaphysik und Psychologie ist dabey nicht außer Acht zu lassen. Wahrnehmen, Vorstellen, Vergessen, Erinnerung und Apperception, diese Grundbedingungen unseres geistigen Lebens haben einen wesentlichen Zusammenhang, den man mathematisch beleuchten kann, ohne daß irgend etwas von solchen Größen, die man als schon gemessen der Rechnung voraus setzen müßte, dabey in Betracht käme.

L o n d o n.

Aus dem Oriental translation fund haben wir erhalten: The travels of Macarius Patriarch of Antioch; written by his attendant Archdeacon Paul of Aleppo in Arabic. Part the V. VI. VII. VIII. IX. 4. translated by F. C. Belfour. 1834—1836.

Wir haben nur die Fortsetzung dieser in den Jahren 1653 — 1660 gemachten Reise anzuzeigen, da über ihren Gehalt bey der Anzeige der früheren Theile (G. g. A. 1830. St. 120. und 1831. St. 180.) schon ausführlich gesprochen ist. Die vorliegenden Theile oder Hefte umfassen bloß Rußland (Moskau und Nowgorod) und die Kosackenländer. Neben vielem Unerheblichen enthalten sie einzelne statistische Angaben, die einen Auszug zweckmäßig machen würden, aber da alles vereinzelt steht, in einer Anzeige sich nicht ausheben lassen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. 7. S t ü c k.

Den 11. Januar 1838.

H a n n o v e r.

Typis fratrum Jaenecke. Rudimenta linguae Umbricae ex inscriptionibus antiquis enodata. Scripsit Dr. G. F. Grotefend, Lycei Hannoverani director. Part. I. auctumno a. 1835. 22 Seiten nebst einer lithographierten Tafel. II. vere a. 1836. 34 Seiten. III. auct. a. 1836. 28 Seiten. IV. vere a. 1837. 28 S. V. auct. a. 1837. 32 Seiten.

Die unter dem Namen der Eugubinischen Tafeln bekannten Inschriften in umbrischer Sprache sind wohl das größte Schriftdenkmal, wodurch in einer bekannten oder wenigstens leicht zu entziffernden Schrift eine unbekante — oder doch erst noch zu erforschende — Sprache erhalten ist, und schon darum des Schweißes der Edlen werth. Nachdem in neuerer Zeit die Untersuchung über diese Denkmähler auf solidere Basen als ihr Lanzi untergelegt hatte zurück geführt, und namentlich die irrige Voraussetzung, daß sie der etruskischen Sprache angehörten, beseitigt

worden war, sind schnell hinter einander mehrere bedeutende Versuche gemacht worden, dem Verständniß derselben näher zu kommen. Herr Dr. Lepsius hat in der Schrift, womit er die viel versprechende Laufbahn seiner paläographischen Studien begonnen, de tabulis Eugubinis Part. I. Berolini 1833, die Geltung der Buchstaben in beiden Schriftarten, in denen die Tafeln abgefaßt sind, der Etruskischen und Lateinischen, von neuem untersucht, und namentlich zwey Arten des r in der ersten Schrift, die in der zweyten durch r und rs bezeichnet werden, und zwey verschiedene s, deren Unterschied auch die lateinische Schrift andeutet, richtig erkannt; und Herr Prof. Lassen in Bonn im Rheinischen Museum für Philologie Bd. I. S. 360. II. S. 141. vom Standpuncte der comparativen Sprachkunde aus über mehrere für die Entzifferung sehr wesentliche Punkte, namentlich die Lautverhältnisse und das System der Declination, ein sehr erwünschtes Licht verbreitet. Indessen ist noch immer so viel zur Erklärung dieser Inschriften zu leisten übrig, daß man sich sehr freuen muß, daß Hr. Director Grotefend, von dessen Entzifferungstalent so glänzende Proben auf anderm Felde vorliegen, der umbrischen Sprache nicht bloß in umfassenderen Erörterungen, wie die im Neuen Archiv für Philologie u. Pädagog. 1829. St. 26 ff. begonnenen sind, seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, sondern sich auch in diesen, nach Art von Programmen heraus gegebenen, Abhandlungen die Entzifferung dieser Urkunden ausschließlich zur Aufgabe gemacht hat.

Die vorliegenden fünf Abhandlungen sind nach dem Plane angeordnet, daß die erste die Fundamente der ganzen Arbeit legen soll, indem sie von der Auffindung der sieben Tafeln zu Iguvium

im alten Umbrien und der Anordnung derselben, so weit diese, theils nach den sich wiederholenden Formeln, theils nach paläographischen Verschiedenheiten unter denselben bestimmt werden kann, handelt, und hernach die Tafeln selbst in einer für die weitere Untersuchung vortheilhaften Ordnung abgedruckt gibt, nämlich zuerst die in lateinischer Schrift abgefaßten VI u. VII bey Dempster (in der Folge VIb. VIa. VIIa. VIIb., wo a die erste, b die zweyte Seite bey Dempster bezeichnet), dann die in etruskischer Schrift, welche in diesem Abdrucke durch griechische Buchstaben möglich genau ausgedrückt wird, III, a. b., mit den siebenzehn lateinischen Zeilen auf IIIb., II, I, Vb. u. Va. Die vierte, auch etruskisch geschriebene, Tafel ist, wegen ihrer nahen Beziehung zur sechsten und siebenten, zu einer Vergleichung im zweyten Hefte aufgehoben; dagegen sind in der ersten Abhandlung auch die anderen umbrischen und nahe verwandten Sprachdenkmäler hinzu gefügt.

In der zweyten Abhandlung wird die Vergleichung der vierten Tafel mit der sechsten und siebenten, die sich wie eine weitere Ausführung zu jener verhalten, auf die Art angestellt, daß die entsprechenden Stellen aus VI und VII den Zeilen von IV unter gesetzt werden. Dadurch wird erstens die Folge der Tafeln und Seiten IV b. a. und VI b. a. VII a. vollkommen gesichert, und dann ergeben sich eine Menge von Schlüssen über synonyme oder wenigstens sinnverwandte Ausdrücke und Veränderungen von Lauten und Formen, die in der umbrischen Sprache eingetreten sind, welche für die weitere Forschung von großer Wichtigkeit sind. Wir wollen, um unsern Lesern einen Begriff von diesem Verhältniß zu geben, nur wenige Zeilen dieser vergleichenden Uebersicht hier mittheilen:

IV, b, 1. *Eote* : *περὸνλσμ* : *αFes* : *ανξεριατες* : *ένετον* :
2. *περὸναιες* : *πσαναες* :

VI, b, 1. *Estę* . persclo . aveis . aseriater . enetu .

IV, b, 2. *Πρς* : *Fερς* : *τρεπλανες*. 3. *IsFε* : *KρσπςFι* : *τρς*
βσφ : *φετς* :

VI, b, 22. Pre. vereir. treblaneir. Juve. Garbovei. buf
treif. fetu.

IV, b, 3. *αρFια σστεντς* : 4. *FατςFα φερνς* : *φσιτου* : *Fερς* :
τνς : *Fερ* : *πνι* :

VI, b, 56. *arvio* . fetu. 57. *heri* . *vinu* . *heri* . *poni* . fetu.
vauo . *ferine* . fetu.

IV, b, 5. *εκρπερ* : *φισις* : *τσταπερ* : *ΙκςFινα* : *φειτς* : *σςFεμ* :
6. *κστεφ* : *πσνιμς* : *αρεπες* : *αρFes*

VI, b, 55. *Ocriper* . *Fisiu* . *totaper* . *Ijovina* . — *tases* .
persnimu . 56. *sevom* . — —

Die cursiv gedruckten Worte sind solche, für welche in der etruskischen Schrift keine entsprechenden sich finden. Hinsichtlich der zur Bezeichnung der etruskischen Buchstaben gewählten griechischen Zeichen ist zu bemerken, daß ρ dem Zeichen Q, ρ dem q in der etruskischen Schrift entspricht; in dem lateinischen Alphabet ist jenes R, dieß RS. d, welches im Lateinischen einem S oder auch S entspricht und von dem Verf. dieser Abhandlungen durch ζ ausgedrückt wird, kommt in den angeführten Stellen zufälligerweise nicht vor. Durch F wird das Digamma Ϟ im Etruskischen, V oder VV im Lateinischen ausgedrückt, während φ das etruskische Ϝ, in lateinischer Schrift F ist. Das Zeichen F ist gewählt, um die scharfe Aspiration, die in etruskischer Schrift einem θ ähnlich sieht, in der lateinischen durch H gegeben wird, auszudrücken. Was aber die abweichenden Formen in beiden Schriftarten anlangt: so erklärt sich ein Theil davon durch die Mangelhaftigkeit des einen und des anderen Alphabets, wovon keins für das umbrische Idiom vollkommen paßte; besonders fehlten der etruskischen Schrift unter den Vocalen das o, daher immer u (V, hier

durch *s* bezeichnet) dafür gesetzt wird, unter den Consonanten die mediae, daher *τρεπλανες* für *treblaneir*, *ΚραπςϜι* für *Garbovei* geschrieben werden mußte. Aber andere Verschiedenheiten lassen sich nicht auf diese orthographische, sondern nur auf eine grammatische oder sprachgeschichtliche Weise erledigen. Dahin gehört die sehr häufige Abwerfung des *m* (*περσκλβμ* — *persclo*), der Wechsel von *r* und *s* in den Endungen (*Φερες* vereir, *ἀνξεριατες* aseriater u. dgl.), womit daß *rs* für *σ* in *πεσνιμου*, *persnimu*, aber auch umgekehrt *ρσ* für *s* in *Τερσκαμ*, *Tuscom* zu vergleichen ist, daß *ei* für *ε* oder auch *ι*, wie in *aveis*, *Garbovei* für *αϜες*, *ΚραπςϜι*, wovon aber ebenfalls das Gegentheil in *fetu* für *Ϝειτς*, neben *Ϝετς*, vorkommt, u. a. m. Dem lateinischen *aseriater* entspricht in etruskischer Schrift *ανξεριατες*; doch hat man von andern Seiten es mit Recht wahrscheinlicher gefunden, daß der für *ξ* gehaltene und auch vom Hn Dir. Grotefend so aufgefaßte Buchstabe des etruskischen Alphabets (ein Verticalstrich mit zwey Querstrichen) aus dem griechischen *Z* hervor gegangen und für eine besondere Art des *s* bey den Umbrem gebraucht worden sey (s. Lepsius in den *Annali dell' Instit.* T. VIII. p. 164.). Daß *n* vor diesem *S*-laut ist auf dieselbe Art wie in *τύψας*, *Ὀρτησιος* und dem altrömischen *cosol*, *cesor* ausgefallen. Vieles in der Orthographie dieser Tafeln ist so schwankend, daß dieselbe Schrift auf derselben Tafel die willkürlichsten Abweichungen zeigt, wie man z. B. für *totar*. *Iiovinar*. *totaper*. *Iiovina* im Etruskischen *τστας*: *ΙϜϜινας*: *τσταπερ*. *ΙϜϜινα*: liest, und also für den Namen von *Iguvium* selbst die Schreibung nicht constant war. Außer diesen und ähnlichen Bemerkungen über das Lautsystem beider Schrift:

arten enthält das zweyte Heft noch Betrachtungen über die Accente des Umbrischen, die freylich nur dadurch näher bestimmt werden könnten, wenn, wie der Verf. annimmt, ein Theil der Formeln in Saturnischen, nach dem Accent gemessenen, Versen geschrieben ist. Viel sicherer als diese Saturnischen Verse ist das System der Assonanzen und Alliterationen, auf welche der Verf. erst später, Part. IV. p. 12., aufmerksam macht. Das merkwürdigste Beyspiel ist die Stelle VI, a, 60. VII, a, 49.: tursitu, tremitu, hondu, holtu, ninctu, nepitu, sonitu, savitu, preplotatu, previlatu, wo die binäre Verbindung der alliterierenden und meist auch assonierenden Worte den Verf. hätte abhalten sollen, honduholtu als ein Verbum zu verbinden, wie er in seiner sehr conjecturalen Uebersetzung, Part. III. p. 25. IV. p. 22. incendio, terrae motu, sideratione, *νίφετος*, nimbosa grandine, tonitruum et fulminum saevitia, profluvio aquarum et proflatu turbineum, thut. Auch gibt das zweyte Heft schon eine Reihe von Erklärungen so genannter synonymen, d. h. in gleichem oder ähnlichem Zusammenhange vorkommender, Ausdrücke, worunter indessen Vieles ist, was wenigstens an dieser Stelle noch nicht die volle Kraft der Ueberzeugung mit sich führt.

Das dritte Heft liefert schätzbare Erörterungen über den Sinn dieser Tafeln im Allgemeinen, von dem sich gar nicht bezweifeln läßt, daß er liturgisch — im kirchlichen Sinne des Wortes — war; Namen von Göttern, Opfertieren, Priesterschaften, Geschlechtern, für die oder von denen geopfert wird, treten aufs deutlichste hervor. Hr. Dir. Grotefend erläutert diese Namen und Formeln mit gelehrter Benutzung der römischen Op-

fergebräuche und der Nachrichten, die man aus Schriftstellern und Inschriften über umbrische Geschlechter, Landmarken, Culte u. dgl. gewinnen kann. Nur wünschten wir auch hier das Einleuchtende von den zur Ausfüllung allerdings unentbehrlichen Vermuthungen bestimmter geschieden, und vielleicht auch manche Vermuthung zum Vortheil einer consequenten Methode unterdrückt. Allerdings gestattet die schwankende Orthographie der Tafeln gar manche Freyheiten in der Erklärung, doch wird wenigstens fürs erste lieber zu wenig als zu viel Gebrauch davon zu machen seyn. Wenn v und f (in etruskischer Schrift F und φ) nach P. III. p. 20. mitunter verwechselt werden, was sich aber wohl nur auf wenige eigenthümlichen Fälle beschränkt (deren Nachweisung wir in Part. II. vermissen): so darf man deswegen doch noch nicht annehmen, daß ein constantes v in umbrischen Namen dem römischen f entspreche, und Ref. zweifelt daher sehr, ob die diva Vesuna (I, 2, 11. und in der Inschrift von Milomo) die lateinische Feronia, und der Geschlechtsname $\text{F}\epsilon\zeta\iota$, V, b, 25., das römische Fusius oder Furius sey. Die Anfangsformel Pre vereir ($\text{Π}\rho\epsilon\text{ F}\epsilon\beta\epsilon\varsigma$), und Post vereir oder verir ($\text{Π}\epsilon\varsigma\text{ F}\epsilon\beta\epsilon\varsigma$) übersezt der Verf. auch ante ferias und post ferias, wiewohl er selbst eine Inschrift aus dem alten Tempel des Clitumnus in Umbrien beybringt: POST VERIAS FEL H. D. L. M., wo veriae fel. von Anderen als sortes felices erklärt wird, da bey den Römern Wahrsager veratores, wie bey den Doriern $\kappa\alpha\tau\alpha\lambda\alpha\delta\iota\sigma\tau\alpha\iota$ hießen. Auch passen dazu die Beyworte, die in ganz entsprechenden Stellen dem Nomen verir gegeben werden, einmahl $\tau\acute{\rho}\epsilon\pi\lambda\alpha\nu\epsilon\varsigma$, treblaneir, dann $\tau\epsilon\sigma\epsilon\nu\alpha\kappa\epsilon\varsigma$, tesenocir, endlich $\text{F}\epsilon\text{F}\mu\epsilon\varsigma$, vehier, denn da tre oder tri

für drey fest steht, und tesen wohl als gleichbedeutend mit desen (VII, b, 2.) für decem genommen werden kann, vehier aber der Wurzel von viceni mit derselben Veränderung, die der Verf. auch Part. II. p. 19. annimmt, entspricht: so darf man wohl diese von Hn Prof. Lassen erkannten Zahlworte fest halten und darnach: sortes triplices, decuplas, vicenas übersetzen: obgleich Hr Dir. Grotefend es vorzieht, diese Epitheta von verschiedenen Arten von Wagen, triblae oder tribulae, thensae, vejae, abzuleiten. Nicht weniger mißlich scheint uns die Herleitung des umbrischen Gottes Vofion von dem Namen Fovius, den das Fabische Geschlecht nach Festus bey den Sabinern führte. Was übrigens im umbrischen Cultus am meisten als characteristisch hervor tritt, sind die Namen von Gottheiten, die als Angehörige anderer erscheinen, etwa wie der genius Jovialis der Etrusker. So erscheinen in diesen Tafeln die Tefra Jovia, Treba Jovia, Tursa Jovia, so der Serfus Martius, die Prestota Serfia und Tursa Serfia, mit denen unter den bisher bekannten Gottheiten nur die Heres oder Here Martea (Paulus Exc. des Festus S. 74. Lindem.) genau verglichen werden kann. Häufiger kommen solche Namen, wie Heries (Herie) Junonis, Neriene Martis in Anführungen aus alten römischen Gebeten vor.

Mit dem vierten Hefte betritt der Verf. den Weg, der allein gerade zum Ziele führen kann (wie er auch schon von dem Unterz. in seinen Etruskern, und hernach, mit mehr Benutzung der neueren Hülfsmittel der Sprachvergleichung, von Hn Prof. Lassen eingeschlagen worden ist), durch Zusammenhalten der ähnlichen und entsprechenden Formeln die grammatischen Flexionsformen zu gewinnen, von deren Kenntniß

die syntactische Anordnung der Sätze fast ganz abhängt. Für eine solche Arbeit ist ein sehr fruchtbares Material in diesen Tafeln gegeben, und darin besteht — mehr als in der gehofften Ausbeute für religiöse Alterthümer — ihr Hauptwerth für eine alte Völker- und Cultur-Geschichte. Besonders lehrreich sind die Stellen, in denen eine ganze Reihe von Nomina, die wir sonst im Singularis gefunden, in den Pluralis tritt, unter denen wir, mit dem Verf., folgende auszeichnen:

VII, a, 49. Tursa Jovia (ein Göttername) futu fons pacer pase tua pople totar Iovinar, tote Iovine.

VI, a, 61 ff. Serfe Martie Prestota Serfia Serfer Martier Tursa Serfia Serfer Martier (drey verschiedene Götter) fututo foner, pacrer pase vestra pople totar Iovinar, tote Iovine, wie es vollkommen klar ist, daß fututo der Plural von futu, wie estote von esto, ist — nur daß statt der Wurzel ES die andere FU (FT) unterliegt — und eben so fones der Plural von fons und pacrer von pacer, nach der Analogie von $\mu\epsilon\iota\zeta\omicron\nu\epsilon\varsigma$ zu $\mu\epsilon\iota\zeta\omicron\nu$ (statt MEIZONΣ) und acres zu acer. Ohne gerade mit dem Verf. fons für fovens zu erklären, werden wir doch den Sinn nicht sehr verfehlen können, wenn wir übersetzen: sey (seyd) gnädig, friedlich mit deinem (euerem) Frieden dem Volke der ganzen Mark von Tuvium und der ganzen Mark von Tuvium. Daß pase s. v. a. pace ist, ist völlig einleuchtend nach der einsichtsvollen Bemerkung von Hn Prof. Lassen, daß die Umbrier ein ursprüngliches c (k) vor dem e oft in s verwandelt haben; so liest man $\Sigma\alpha\zeta\epsilon$ für Sancus, $\pi\upsilon\beta\omicron\iota\zeta\epsilon\varsigma$ statt publicus, desen für decem. In pacer, welches ein von derselben Wurzel gebil-

deſes Adjectiv ſeyn muß, kann das folgende r, daß in anderen Caſus unmittelbar an das c trat, die Verwandlung in einen Sibilanten gehindert haben. Eine andere Stelle der Art iſt dieſe:

VI, a, 59. (VII, a, 48.) nerf 'sihitu an'sihitu
Jovie hostatu anhostatu.

VII, a, 13. (VII, a, 28.) nerus 'sihitir an'si-
hitir Jovies hostatir anhostatir.

Auch zwischen dem lateinisch und etruskisch geschriebenen Texte finden sich bisweilen dieselben grammatischen Differenzen; so entsprechen sich
IV, a, 29. $\text{Fεσκλς} : \text{Fετς} : \text{ατρς} : \text{αλφς} : \text{πςνι} : \text{φετς}$
VII, a, 9. vesclir. adrir. 26. alfir. poni. fetu.
Man kann nicht zweifeln, daß man in diesen Stellen Dative (oder Ablative), das eine Mahl im Singular, das andere Mahl im Plural, vor sich hat: adrir alfir wird mit Sicherheit für atris albis genommen. Was sich aus solchen Vergleichen mit vollkommener Sicherheit ergibt, ist die Beugung der Nomina, welche den dreyn ersten Declinationen im Latein entspricht, im Singular, so daß z. B. in diesen Paradigmen nichts zweifelhaft ist:

	I.	II.	III.
N.	tota Iiovina	poplus (<i>populus</i>)...	nome (<i>nomen</i>)
G.	totar Iiovinar	popler	ocrer nomner
D.	tote Iiovine	pople	ocre nomne
A.	tota ^(m) Iiovina ^(m)	poplo ^(m)	ocre ^(m) nome
Abl.	tota Iiovina	poplu	ocri nomne.

Man sieht, daß der Genitiv im Umbrischen den Characterconsonanten s, wofür in lateinischer Schrift r steht, durchgängiger fest gehalten hat, als im Griechischen und Latein, und daß dagegen der vorher gehende Vocal in der zweyten Declination eben so geschwächt worden ist, wie daß o (u) in pigneris statt pignorⁱ. Im Dativ ist e theils als schwächere Form für i einge-

treten, theils aus einer Verschmelzung und Schwächung von *ai* und *oi* entstanden; welche Schwächung noch auffallender wird, wenn bey Adjectiven nach Art der lateinischen auf *ius* die Endung des Dativs, welche *ie* lauten sollte, in *ei* und *i* contrahiert wird, z. B. *Κραπεύι*, Grabovei für Grabovie vom Nominativ *Grabovius*. Der Verf. nimmt noch einen Vocalis an, der in der ersten Declination vollständig *toteme Iiovinem*, aber verkürzt *tote Iiovine* lauten soll; da diese Formen in der That wechseln, so hält es der Ref. für wahrscheinlicher, daß dies *toteme Iiovinem* ein Rest der alten volleren Dativform auf *m* ist, welchen die griechischen Pronomina *ἐμίν*, *τείν*, und die Pronomina und Adjectiva im Deutschen behauptet haben. Der Ablativ findet sich selten ohne ein angehängtes *per*, welches nebst dem eben so gebrauchten *co* mit vollem Recht für eine angehängte Präposition, nach Art von *nobiscum*, erklärt wird, so daß *popluper* für das Volk, *verisco* mit Loosen bedeutet. Dabey bleibt ein ursprüngliches *s*, ohne in *r* verwandelt zu werden, ähnlich wie im Latein das zwischen Vocalen in *r* übergehende *s* vor Consonanten fest gehalten wird (*mus*, *muris*, *musculus*). Der Pluralis läßt sich nicht so vollständig in allen Casus nachweisen, doch fehlt wenigstens zu einem Paradigma der zweyten und dritten Declination nur wenig. Um dabey die Formen der lateinischen Tafeln fest zu halten, würden wir die Beyspiele etwa so wählen:

III.

N. fratrer, pacrer
G. fratrom
D. fratrus

II.

Atiiersior
Atiersio(m)
Atiersier, Atiersir,

A. aveis aseriatæ?

.

Abl. fratrusper

Atiersier . . . hostatir.

Als Ablativ ist aber auch das in den Opferformeln sich immer wiederholende $\beta\epsilon\phi$, $\sigma\iota\phi$, $\tau\epsilon\rho\epsilon\phi$, $\text{E}\iota\tau\lambda\epsilon\phi$, $\text{E}\iota\tau\lambda\alpha\phi$ erkannt worden, und zwar, wenn Unterz. sich recht besinnt, schon von Hn Max. Schmidt in einer gelegentlichen Erörterung; in der That läßt sich das $\tau\rho\epsilon\phi$ $\beta\epsilon\phi$ $\phi\epsilon\tau\epsilon$ $\text{M}\alpha\rho\tau\iota$ $\text{K}\rho\alpha\pi\epsilon\text{F}\iota$ u. dgl. vollkommen mit der altlateinischen Ausdrucksweise: *tribus bubus fac Marti*, vergleichen, und wenn man eine Abstumpfung der Endsilbe annimmt, wie sie im Umbrischen so häufig ist, können jene Formen mit *bubus*, *suibus* und den Dativen auf *obus* und *abus* auf denselben Grund zurück geführt werden. Indessen hindert auch nichts, daß der Accusativ in dieser Redensart mit dem Ablativ wechselt, und keinen anderen als diesen Casus erkennen wir in der Stelle VII, a, 42. *puse abrons facurent*, welche den Worten der vierten Tafel a, 33. $\pi\epsilon\phi\epsilon$ $\alpha\pi\rho\epsilon\phi$ $\phi\alpha\kappa\epsilon\rho\epsilon\upsilon\tau$ entspricht, wo Hr Dir. Grotefend Part. III. p. 18. ein Adjectiv wie *aprugnus* annehmen zu müssen glaubt. Aber ons ist nach Gründen der Sprachvergleichung die ursprüngliche Form des Accusativ im Plural der zweyten Declination, wie *ans* in der ersten, *ns*, welches die Griechen in $\alpha\varsigma$ verwandeln, in der dritten Declination; das äolische $\omicron\iota\varsigma$, das dorisches $\omega\varsigma$ und ionische $\omicron\upsilon\varsigma$ sind gesetzmäßige Umgestaltungen der Grundform *ons*. Noch gibt der Verf. in diesem Hefte auch einige Paradigmen der Pronomina *totur*, *erur*, *esur*, und der Adjectiva *fons*, *pacer*, *peracnis*, von denen ziemlich viele Formen sich mit Sicherheit entziffern lassen.

Die Erörterung des umbrischen Verbuns ist auf das fünfte Heft aufgespart, in welchem der Verf., auf dem bisher gelegten Grunde weiter bauend, nun schon eine vollständige Uebersetzung einer der etruskischen Tafeln, und zwar der vierten, unternimmt. Wie seine Interlinear-Version dem Texte Wort für Wort folgt, wollen wir unsern Lesern durch eine Probe deutlich machen, wozu wir gleich die ersten Zeilen der vierten Tafel brauchen, dieselben, welche oben aus einem anderen Grunde angeführt wurden:

Versio verbalis.

Sectio I. De auguriis in lustris capiendis.

VI, b, 1. sq. *Εστε περόκλισμ αFes ανξεριατες ενετς, περ-
ναιες, πσοναες.*

Isto in lustris aves auguriales indagato,
prios, posteriores.

De primo sacrificio.

VI, b, 2. *Πρς Fερς τρεπλανες ΙςFε ΚρσπςFι τρς βσφ φετς:*
Ante ferias treblanas Jovi Grabovio tribus
bubus facito:

IV, 6, 3sq. *αρFια σοτεντς; FατςFα φερΐνε φετς;*
Fερΐς Fινς, Fερΐ πσνι
arviga immolato; fatua ferina facito; vel vino,
vel pane

IV, b, 5sq. *σρΐπερ φιοις, τσταπερ ΙνςFινα φετς;*
σεFσμ κστεφ πσνιμς αρεπες αρFες.
pro monte Fisis, pro tota Iguvina facito;
cum veneratione caute precator pro ardore arvigae.

Die Ausdrücke, die in dieser Uebersetzung noch dunkel gelassen werden, sind hernach im Commentare erläutert; fatua ferina ist schon früher Part. II. p. 24. für caro cruda sine sale, nach fatua puls bey Varro, erklärt worden.

Wir müssen nun freylich gestehen, daß dieser

Versuch einer zusammen hängenden und vollständigen Erklärung von Seiten des Sinnes noch keinesweges befriedigt, wie z. B. gleich der Anfang allzu abgerissen erscheint, da das Befragen der Augural = Vögel mit der Opferhandlung in gar keinen Zusammenhang gebracht wird: daher wir die ganze Einmischung der Auspicien noch dahin gestellt seyn lassen. Hernach befremdet, daß statt der weitem Ausführung der Vorschriften über das Stieropfer ein neues Opfer einer *arviga* geboten wird, welche der Verf. für eine *ovis februationis causa libata* hält. Nun kann aber die Wurzel von *στέντε* nur *TEN* (das griechische *τείνειν*, und lateinische *tendere*) seyn, da bloß *τε* zur Flexion des Imperativs gehört; und da *σ* offenbar die Präposition *obs* ist, so heißt *στέντε*: strecke entgegen, reiche dar. Darnach kann *arvia* wohl nur die *exta* oder Eingeweide bedeuten, welche kunstmäßig zerlegt und den Göttern dargereicht wurden, man mag nun *arvia* mit *arviga*, *aries* für verwandt halten, oder eine Composition mit der Präposition *ar* (für *ad*), die auch in *arfertu* vorkommt, darin wahrnehmen. Merkwürdig ist es, daß der lateinische Text für *ἀφία στέντε* jedesmahl (VI, 6, 56. 58. VI, a, 1. 3. 19. 22. 44. 45. VII, a, 4. 7. 41. 53.) *arvio fetu* hat; doch läßt sich begreifen, daß man für 'bringe die *arvia* dar' auch sagen konnte 'mache ein *arvium*'. Der Singular *ἀφίς* (welches dem *arvio* für *arvium* in der lateinischen Schrift entspricht) ist auch im etruskischen Texte nicht selten zu finden. Einen Ablativ *arvio* und femininisch *arvia* an diesen Stellen anzunehmen, duldet doch die Verbindung mit *στέντε* schwerlich. Auch gegen die Annahme, daß ein Opfer *vel pane vel vino* gemacht wer-

den konnte, würden sich wohl gegründete Bedenken erheben. Aber auf jeden Fall ist es dem Vf. gelungen, den syntactischen Zusammenhang an den meisten Stellen zu bestimmen, und eine Anzahl von Verbalformen mit Sicherheit nachzuweisen. So könnte gleich in den angeführten Zeilen die Uebersetzung von *persnimu* (auch *persnimu*, auch *persnihimu* geschrieben) durch *precator* besprechen, aber daß *persnimu* ein Imperativ eines Passivum oder Deponens sey, kann man nicht bezweifeln, wenn man die Formen mit *mu* neben denen auf *tu* ganz in einer Reihe und in entsprechenden Zusammenstellungen findet. Offenbar verhält sich *persnimu* zu *deitu* der Form nach, wie das altlateinische *praefamino* zu *dicito*. Eben so sicher ist *fututo* als Plural von *futu*. Schon aus diesen Imperativen erkennt man ein ähnliches Verhältniß der verschiedenen, theils contrahierten, theils uncontrahierten Conjugationen wie im Latein, indem neben *ts* nach einem Consonant *ats*, *ets*, *its* angetroffen wird. Die übrigen Conjugationsformen sind nicht so klar, wie die Imperative, besonders weil abgestumpfte Endungen mit vollständigeren sehr unregelmäßig wechseln; indessen lassen namentlich die Formeln, worin das früher Geschehene resumiert und das Weitere daran angeknüpft wird, mehrere so wohl singularische und pluralische Verbalflexionen erkennen. Die Formel VII, b, 3. *purei subra screhto est*, und VI, b, 15. *porsei subra screhitor sent* geben *est* und *sent* als dritte Personen des Verbum *Seyn* im Singular und Plural; *screhitor* ist *scripti* nach der zweyten Declination im Umbrischen, und *pusei* ist wie *quasi* gebildet, indem dem lateinischen *q* des Relativ-Pronomens im Umbrischen, wie im Os-

fischen, ein p entspricht. Dem fust, dersiçust entspricht in pluralischen Formeln furent, dersiçurent, worin Flexionen, wie fuerit, welches ehemahls fusiç hieß, und fuerint, nicht zu verfeñnen sind; darnach überseht z. B. der Verf. IV, a, 33. Περφε ἀπρρσφ φακρρεντ mit Wahrscheinlichkeit: ex quo apris fecerint. Die zweyte Person deßelben Perfects oder Futurum exactum wird in einer Anzahl von rückweisenden Formeln, wie Απι τ-αβινα πρρτιυς, Περνε κρρρρτυς erkannt, die als Sätze nach der Art von cum feceris gefaßt werden müssen; auch entspricht die Endung us ganz dem ust der dritten Person. Wenn dazwischen Περνε πεπλρμ αφερρρμ κερρρς (IV, a, 10.) gefunden wird, so wird dieß für ein Präsens im Coniunctiv, wie habiest in der dritten Person, zu nehmen, und ein Satz der Art: Quom populum . . . lustres, voraus zu setzen seyn, wiewohl der Verfasser auch hier ein Perfectum: Postquam populo lustrando satisfeceris überseht.

Diese Anführungen mögen als Proben einer Arbeit genügen, von der der Verfasser zwar selbst Part. IV. p. 4. eingesteht: In iis, quae adhuc ignoro, aut dies diem docebit, aut acutiores alii alia enodabunt: alius enim alio, ut Ausonii verbis utar, plura invenire potest, nemo omnia, durch die indeß auf jeden Fall die Entzifferung dieser wichtigen Sprachdenkmähler einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hat.

K. D. M.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 13. Januar 1838.

R o m.

In collegio Urbano, 1836. Augustini Theineri disquisitiones criticae in praecipuas canonum et decretalium collectiones, seu sylloges Gallandianae dissertationum de vetustis canonum collectionibus continuatio. 4. maj.

Im Jahre 1778 erschien zu Venedig eine von Galland veranstaltete Sammlung mehrerer Abhandlungen über die Quellen des älteren Kirchenrechts. Dieselben Abhandlungen, denen man noch einige andere beyfügte, wurden 1790 zu Mainz wieder abgedruckt und bildeten die Theile XV u. XVI. in der 'collectio praestantiorum operum jus canonicum illustrantium. 4. maj.' Beide Bände erwarben sich wegen der Wichtigkeit ihres Inhalts bald viele Leser, und wurden deshalb, ganz abgesondert von den übrigen, als ein selbstständiges Werk unter dem Titel sylloge — Gallandii etc. ausgegeben. Zu diesem Werke nun liefert Herr Augustin Theiner, der mit Antonius

Theiner nicht zu verwechseln ist, diese Fortsetzung. Als solche kann seine Arbeit, dem Inhalte nach, wohl betrachtet werden, denn sie berichtet, bestätigt und vervollständigt in vielfacher Hinsicht mehrere der früheren Forschungen, und wenn gleich man darin die Ruhe, Umsicht, Gelehrsamkeit und den kritischen Scharfsinn eines Coustant oder der Gebrüder Ballerini vermißt, so sieht man doch überall den besten Eifer, den unermüdllichsten Fleiß und eine lobenswerthe Offenheit; nur die Einleitung, welche leidenschaftliche Ausfälle gegen die Reformatoren enthält, ist in einem nicht zu billigenden Tone geschrieben. Dem Neuzeren nach schließt sich sein Werk an jene Mainzer Ausgabe ebenfalls an; jedoch hätte der Druck auch eben so compresß seyn sollen, wodurch es gewiß um den vierten Theil dünner geworden wäre. Für deutsche Canonisten, welche die früher erschienenen Abhandlungen Theiner's gewiß alle besitzen und mit Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter doch hinlänglich bekannt sind, ist nur der dritte Theil des Ganzen etwas Neues, nämlich von den sechs Dissertationen, aus denen das Werk besteht, nur die beiden letzten. So ist der erste Theil jene 1829 zu Leipzig erschienene Theiner'sche *commentatio de Romanorum pontificum epistolarum decretalium antiquis collectionibus*, wobey nur die Einleitung weggelassen ist; der zweyte enthält seine in das Lateinische übertragenen *Recherches sur plusieurs collections inédites de décrets du moyen âge*. Paris 1832. ebenfalls mit Fortlassung der Einleitung; der dritte ist eine lateinische Uebersetzung seiner 1832 zu Mainz erschienenen Abhandlung 'über Ivos vermeintliches Decret'; der vierte ist eine Arbeit seines guten Freundes, des Hn Grafen Reifach, jetzigen Bi-

schoß von Eichstädt, de jure civili Romano, quod in antiquis canonum collectionibus aliisque ecclesiasticis monumentis occurrit nach Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter; die fünfte und sechste Abhandlung, also die beiden neuen, beschäftigen sich mit der Canonensammlung des Anselm von Lucca und des Cardinal Laborans. In dem ganzen Werke aber wird überhaupt gehandelt von den wichtigsten Canonen- und Decretalensammlungen vom Ende des neunten Jahrhunderts bis zur Mitte des dreyzehnten, nebenbey jedoch auch von alten Pönitentialbüchern und von den Emendatoren des Gratian. Eigentlich ist auch der Mittelpunkt der Untersuchungen das Decret Gratians, und in dieser Beziehung ist durch Nachweisung der nächsten Quellen, woraus dieser schöpfte, sehr viel geleistet worden. Mehrere Tabellen, worin die Quellen der bedeutendsten Sammlungen nachgewiesen werden, machen das Verhältniß ihrer Verfasser zu einander und zum Gratian sehr anschaulich. Hin und wieder sind auch Auszüge aus Handschriften als bisher unbekannt, was jedoch nicht immer der Fall ist, mitgetheilt.

So viel im Allgemeinen. Die ersten vier Abhandlungen könnten nun zwar einer näheren Berücksichtigung überhoben seyn, dennoch erlauben wir uns im Vorbeygehen über die dritte und vierte folgende Bemerkungen. In jener beschreibt Hr Theiner S. 152 u. 153. eine Wiener Handschrift und glaubt, darin eine neue dreytheilige Canonensammlung entdeckt zu haben, allein der Inhalt bestätigt dieses nicht. Es ist dieses ein Codex, wie so viele andere, worin verschiedene Documente an einander gereiht wurden, ohne daß sie in einem natürlichen Zusammenhange stehen, so hier das Concilium zu Trebur 895 und

Briefe des Papstes' Nicolaus I. Gleichwohl stehen unter diesen verschiedenen Bestandtheilen die Excerpte aus den falschen Decretalen, welche man bisher die Canonensammlung des Remedius von Chur zu nennen pflegte und die zuerst vom Hn Dr Kunstmann vollständig heraus gegeben ist. Da sie nun hier in dieser Handschrift, welche aus dem Ende des neunten Jahrhunderts stammt, in ähnlicher Umgebung vorkommt, wie in andern Manuscripten: so wird die Vermuthung, welche Refer. im ersten Hefte der Studien und Critiken 1836 über Zeit und Ort der Abfassung derselben ausgesprochen, noch mehr zur Gewißheit erhoben. S. 149 — 152. redet Hr Theiner von der bekannten *collectio Anselmo dedicata* und wundert sich, daß der Verf. die falschen Decretalen der frühesten Päpste nach einer fort laufenden Kapitelzahl citiere, diejenigen der späteren Päpste des Pseudo = Isidor nebst den Kapiteln des Angilram aber ganz übergangen habe. Hierüber wird man sich indeß nicht verwundern, wenn man weiß, daß es Pseudo = Isidorische Codices, namentlich mailändische, gibt, in denen jene Kapiteleinteilung sämtlicher Decretalen eines jeden Papstes vorkommt, und die nur bis Pseudo = Damasus reichen, also die folgenden falschen Decretalen nebst den Angilramnischen Kapiteln nicht haben. Dieser Umstand nebst jenem, daß die benutzten Capitularien langobardische sind, gibt den bisherigen Vermuthungen, daß der Verfasser in Italien und zwar in Mailand gelebt habe, noch mehr Wahrscheinlichkeit. Die Canonen nach der Isidorischen Uebersetzung sind aus der echten spanischen Sammlung oder aus einem Auszuge derselben genommen, weil in den Pseudo = Isidorischen Handschriften jener Art keine Concilien zu

stehen pflegen. Die Decrete der späteren Päpste bis Zacharias und Eugenius fand der Sammler wahrscheinlich in Handschriften der collectio Dionysii, denen dergleichen Decrete häufig angehängt sind. Außer diesen Quellen, den Briefen Gregors d. G. und dem römischen Rechte, hat der Verfasser aber auch noch die Schriften einiger Väter benützt, z. B. des Isidors von Sevilla und des Hieronymus. Jedoch ist hierbey zu bemerken, daß zwischen dem echten Werke dieses unbekanntem mailändischen Autors und den späteren Uebearbeitungen ein großer Unterschied ist. Doch davon weiter unten.

Hierauf verbreitet sich Hr Theiner über die wichtige und umfangreiche Sammlung, die sich anfängt 'Quoniam quorundam Romanorum decreta pontificum —' und die er collectio trium partium nennt. Durch die nähere Untersuchung dieses Werkes, das durch ihn erst eigentlich bekannt geworden ist, kommt er mit Benützung der von den Ballerini und von Baluze aufgestellten Behauptungen und Bemerkungen zu seinen bekannten Resultaten, und unter diesen auch zu dem, daß Ivo nicht Verfasser des ihm benzelegten Decrets sey. Allein die für diese Behauptung aufgeführten Gründe sind doch nicht der Art, daß durch sie die Savignysche Ansicht gänzlich aus dem Felde geschlagen würde, denn das Decret ist in der That nicht viel confuser, als die Panormie, und beide rühren aus Ivos Zeit her; sie haben fast dieselbe innere Einrichtung und sind aus denselben Quellen geschöpft. Gleichwohl wäre es nicht unmöglich, daß noch bey Lebzeiten des Ivo ein bis jetzt unbekannter Autor das Decret mit Hülfe der Panormie zum Privatgebrauche seiner Kirche oder seines Sprengels

zusammen schrieb, daher dasselbe auch nie die Aufnahme fand, noch so weit verbreitet wurde, als die Panormie des Ivo. Etwas ganz Aehnliches hatte sich auch dem berühmten Regino ereignet. Nachdem er nämlich für seinen Erzbischof Rabbod zu Trier das bekannte Werk *de ecclesiasticis disciplinis* verfaßt hatte, überreichte er einige Zeit nachher dasselbe auch dem Erzbischof Hatto von Mainz, laut seines Dedicationschreibens in einer Handschrift der ehemahligen Bibliothek zu Kloster Laach. Hieraus wurde nun gleich darauf mit Benützung der *collectio Ascheriana*, die Regino selbst schon zu Rathe gezogen hatte, eine Canonensammlung für die Mainzer Diocese, oder wenigstens für irgend einen Bezirk derselben, verfertigt, von welcher noch jetzt eine Handschrift in Darmstadt vorhanden ist. Vielleicht war auch die Vorrede zu diesem Werke, die leider jetzt austradiert ist, aus Reginos Dedicationschreiben genommen. Wenn man also die Werke dieses Abtes noch bey seinen Lebzeiten zu neuen Arbeiten benutzte, warum hätte dieses späterhin nicht auch mit denen des Ivo geschehen können?

Die vierte Abhandlung, Graf Reifachs Untersuchungen über den Gebrauch des römischen Rechts im Mittelalter von Seiten der Kirchenschriftsteller und Canonensammler, ist eine für Nichtdeutsche gewiß sehr erwünschte Darstellung der Savigny'schen Forschungen über diesen Gegenstand. Der Herr Verfasser hat indeß sein eigenes Urtheil nicht gefangen gegeben, und auch von den Handschriften, auf welche es hierbey ankommt, selbst Einsicht genommen. Es wäre daher zu wünschen gewesen, wenn er die gelehrten Forschungen Savigny's hätte weiter führen wollen. So hätte

er hinzu sehen können, daß das römische Recht benutzt sey vom Bischof Isidor von Sevilla in seinen Werken; vom Erzbischof Egbert zu York, oder wer sonst der Verfasser der ihm beygelegten Excerpte seyn mag; von Alcuin in seinen Briefen; von Hincmar Bischof zu Laon; von der Synode zu Meaux 845; von den Päpsten Eugen II., Gregor IV. und Nicolaus I. u. A., vom Pseudo-Isidor und dem Verfasser der Angilramschen Kapitel. Unter den Briefen Gregors I. sind außer den angeführten noch andere in dieser Hinsicht wichtig, nämlich I, 9. III, 38. IV, 25. VI, 36. VII, 23 u. 29. IX, 6. XIII, 3, 4, 11. In den capitulis, welche um 865 der Lyoner Diaconus Florus excerpierte, ist ebenfalls das römische Recht benutzt, namentlich die extravag. bey Sirmond und das Breviarium XVI, 2, 41 und 47.; 12, 1 und 3 etc. Benedict Levita hat dagegen für seine Capitulariensammlung sich nur des Breviariums und der Novellen des Julian bedient, und keines anderen römischen Rechtsbuches. Denn die S. 258. angeführten Stellen, die Benedict aus dem vollständigen Codex des Theodosius geschöpft haben soll, findet man auch im Breviarium lib. XVI, tit. 2. c. 29, 30, 34, 40, 41, 47 und tit. 4. c. 2.; ja lib. II. capitul. Benedicti c. 366. ist ebenfalls aus dem Breviarium genommen, denn Benedict sagt selbst, daß diese extravag. am Ende des sechszehnten Buches, also im Breviar, gestanden. Eben so ist lib. I. capitul. Benedicti c. 339. nicht aus dem Codex des Justinian, sondern aus dem Breviar XVI, 2, 40. Außerdem sind viele Stellen des röm. Rechts vom Benedict nicht aus diesem, sondern aus Pseudo-Isidor aufgenommen. Es würde zu weit

führen, sollten hier alle diejenigen Stellen, die Benedict aus den verschiedenen Büchern des Breviariums, namentlich auch aus den Novellen und dem Gregorianischen und Hermogenianischen Codex, entlehnte und die in dem Savignyschen Verzeichnisse fehlen, der Reihe nach mitgetheilt werden. In der neuen Ausgabe des Benedict bey Verk T. IV. Monumentorum hat der Unterz. sie so genau als möglich angegeben. Ueberhaupt kann aus dem dritten und vierten Bande der Monumente noch mancher Zusatz zu jenem Verzeichnisse gemacht werden, wodurch dessen Brauchbarkeit noch mehr erhöht wird. Endlich scheint unter den einzeln aufgefundenen Constitutionen die von den Gebrüdern Ballerini bekannt gemachte lex Glycerii nicht mit aufgeführt zu seyn.

Von S. 269. an beginnen nun erst die neuen Untersuchungen Theiners; Mittheilungen aus und über Handschriften und Canonensammlungen. Diese Erörterungen sind um so erwünschter und dankenswerther, da die meisten dieser Handschriften von den Ballerinen nur kurz beschrieben sind, und einige nichtrömische ihnen gar nicht bekannt waren. Von diesen Untersuchungen verdienen die über die Zusammensetzung der Werke des Anselm von Lucca und des Cardinals Laborans und über deren Verhältniß zu ihren Vorgängern und Nachfolgern alle Anerkennung. Eben so beachtenswerth ist die Entdeckung der vorzüglichsten Quelle zu dem Werke des Burchard von Worms, die auch Referent gemacht hat. Es ist dieses nämlich eine während des zehnten Jahrhunderts in Deutschland entstandene Uebersetzung der collectio Anselmo dedicata. Auch die vaticanische Handschrift, auf welche Hr Theiner seinen Be-

weiß gründet, ist deutschen Ursprungs, denn sie gehört zu den palatinischen. Diese deutsche Ue-berarbeitung des mailändischen Werkes ist daran vorzüglich kenntlich, daß darin die meisten Kapitel aus dem römischen Rechte und den Briefen Gregors I. weggelassen, und dafür eine große Anzahl Stellen aus deutschen Gesetzbüchern und deutschen Concilien aufgenommen sind. Bedenkt man nun, daß die Kapitelzahl des Cod. Palat. sich auf 2054 beläuft, in der vom Ref. untersuchten Handschrift sogar auf 2873, hingegen die Summe aller Kapitel bey Burchhard kaum die Hälfte hiervon ausmacht: so wird man eingestehen müssen, daß unser berühmter Bischof leider nur ein Epitomator war.

§. 334 — 337. werden zwey Werke beschrieben, die aus dem Decrete des Burchhard hervorgegangen seyn sollen. Allein mit beiden verhält es sich nicht so. In der ersten Sammlung, die aus vier Büchern besteht, machen die ersten drey die bekannte collectio Acheriana aus; das vierte aber, was aus Burchhard entnommen seyn soll, ist das vierte Buch desjenigen Werkes, welches die Ballerinen S. 607. bey Galland beschrieben haben. Sie halten es für die Quelle des Regino und glauben, daß es noch vor den falschen Decretalen entstanden sey. Referent stimmt diesen gelehrten Männern vollkommen bey; wenigstens hat er in einer, obwohl nicht vollständigen, Handschrift dieser Art keine Pseudo-Isidorischen Producte bemerkt. Wenn nun die Vorgänger des Burchhard diese Sammlung benutzten, so werden sich natürlich auch in seinem Decrete Stellen auffinden lassen, die in ihr ebenfalls vorkommen. Mit gleichem Rechte muß das zwey-

te Werk, was Hr Theiner in einer Pariser Handschrift entdeckte, der Abhängigkeit vom Burchhardischen Decrete entzogen und in die Zeit von Regino versetzt werden. Seine beiden Bücher sind lediglich aus dem liber poenitentialis des Halitgar und den Briefen Rhabans an Humbert und Heribald genommen; nur war das Werk des Halitgar schon mit dem sechsten Buche vermehrt, denn der Verf. gibt lib. II. c. 50 etc. Auszüge daraus, erlaubt sich aber für Halitgars Worte 'poenitentialem Romanum alterum, quem de scrinio Romanae ecclesiae adsumpsimus, attamen a quo sit editus, ignoramus' zu setzen 'poenitentialem venerabilis Bedae presbyteri —' Die Schrift des Halitgar wurde auch von anderen Autoren vielfach ausgebeutet und diese wieder von Burchhard, wodurch die theilweise Uebereinstimmung unseres Sammlers mit ihm leicht erklärlich ist.

Sehr umständlich und genau beschreibt Herr Theiner S. 271 folg. zwey Handschriften, denen auch schon die Ballerinen (Galland I., 609, 616, 670) eine besondere Aufmerksamkeit widmeten, nämlich den Cod. Vatic. 1339. und Cod. Vallicel. XVIII. Die Ballerinen hatten die vaticanische Handschrift in das eilfte Jahrhundert gesetzt, Theiner aber rückt sie in das zehnte hinauf, weil als jüngstes Document einige Sätze aus den 'legibus maritimis Henrici' darin vorkämen. Allein Heinrich I. hat keine leges maritimae erlassen und dasjenige, was dem Herrn Theiner unter dieser Bezeichnung in dem Manuscripte aufgestoßen seyn mag, gehört zu den 'Ehegesetzen' Heinrichs II. von 1019. Also behalten die Ballerinen Recht. Da nun der

Cod. Vatic. nicht aus dem zehnten Jahrhunderte stammt, so kann er nicht die Quelle für den Cod. Vallicel. seyn, vielmehr sind beide 'aus demselben Stamme entsprossen. Der Inhalt jener Handschrift verdient indeß den Namen einer Canonensammlung durchaus nicht, es ist nur eine rudis indigestaque moles, die erst verar- beitet werden sollte. So stellt der Verfasser oder Abschreiber vier Einleitungen neben einander, welche die Vorreden vier verschiedener Werke sind und also keinen vortheilhaften Begriff von einem wohlgeordneten Ganzen geben. Sie soll- ten nur Materialien seyn zu einer künftigen Vor- rede. Daß zzwente dieser Stücke wird einem Pabste Gregor beygelegt, nicht dem Großen, wie Herr Theiner glaubt, denn es wird derselbe nicht näher bezeichnet; es ist indeß der dritte dieses Namens gemeint, weil, was angeführt wird, die Vorrede zu dem Pönitentialbuche dieses Papstes ist. Der Verfasser dieser Compilation ist nach Herrn Theiners Ansicht ein Mönch, was der ganze In- halt eines Kapitels beweise, dessen Ueberschrift 'epilogus breviter digestus,' qualiter sacer- dotes vivere debeant' lautet und welches nach- her unter den bisher nicht edierten Documenten vollständig abgedruckt ist. Dagegen muß aber bemerkt werden, daß der Sammler gar nicht der Verfasser dieses Kapitels ist, sondern daß er es in dem Achenischen Concil von 816 fand, wo es auch wirklich den Schluß der Canonen bildet, während es hier mitten im Buche nur mißbräuch- lich epilogus hätte genannt werden können. Eben so wenig darf deswegen schon der Compiler ein Angelsachse oder ein Irländer genannt werden, weil er aus den Pönitentialbüchern des Theodor und Cumean fleißig excerpierete, denn diese Bü-

cher fanden sich auch auf dem Continente sehr häufig und wurden auch hier vielfach benutzt; außerdem gesteht der Sammler selbst, daß er ganz Italien durchwandert und die Bibliotheken durchforscht habe. Es läßt sich daher mit Wahrscheinlichkeit nur so viel annehmen, daß der Verfasser in Italien lebte und diese Sammlung in der Absicht anlegte, um daraus demnächst ein umfassendes Disciplinar- oder Pönitenzialbuch an das Licht zu fördern.

Mit ausgezeichnete Sorgfalt ist der dem vorliegenden Werke beygegebene alphabetische Index ausgearbeitet, in welchem die Quellen der *collectio Anselmo dedicata*, des Regino, Burchard, Anselm von Lucca, der *collectio trium partium*, der beiden Ivonischen Werke und *collectio Caesaraugustana* fast vollständig angegeben werden, was für die gerechte Würdigung des Gratianischen Decrets sehr wichtig ist. Dahingegen sind von den Documenten, die aus den Handschriften als bisher unediert mitgetheilt werden, die meisten schon bekannt. Dieses ist der Fall mit den Sätzen aus Pönitenziabüchern; mit den Canonen der Synoden zu Cöln und Altheim von 922 und 916, die vollständig schon erschienen waren in der Freibergischen Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Daß der *epilogus breviter digestus* aus der Achenschen Synode von 816 entlehnt sey, ist oben schon gesagt. Die S. 300 gegebenen Verhandlungen über Polychronius sind bis auf wenige Lesarten von den bekannten Acten nicht verschieden; auch ist das *concilium apud Theodonis villani* S. 320 in der Baluzischen Capitulariensammlung zu finden, freilich nicht unter dem Jahre 835,

wohl aber 822. Die Canonen einer Wormser Synode S. 321—325 finden sich zwar nicht alle wörtlich so in den bis jetzt bekannten Wormser Concilien, indeß enthalten sie an und für sich nichts Neues, so sind gleich die ersten aus den Kapiteln 22, 14, 3 und 16 der Sammlung Theodulphs von Orleans geschöpft, und dann muß auch bemerkt werden, daß unter den Canonen der Concilien von Worms und Trebur in den letzten Decennien des neunten Jahrhunderts eine große Verwirrung herrscht, so daß oft dieselben Canonen von den Schriftstellern bald dieser, bald jener Synode zugeschrieben werden. Endlich sind die *Canones Concilii Papiensis* S. 328—331 nichts Anderes, als Canonen des Concilii Parisiensis von 829, wie sie bald nach dieser Synode von der Geistlichkeit dem Kaiser Ludwig dem Frommen und den Großen des Reichs in der Versammlung zu Worms vorgelegt, aber nicht alle bestätigt wurden. Um sie aber dennoch weiter zu verbreiten, wurden sie von Benedict Lesvita unter seine Capitularien und vollständiger in die zweite Addition derselben aufgenommen. Wenn aber Herr Theiner wirklich Papiensis gelesen hat, so mußten jene Kapitel auch dem Kaiser Lothar auf einem Reichstage in Pavia vorgelegt seyn; daß sie jedoch von ihm bestätigt seyen, ist sehr unwahrscheinlich. Sie sind jetzt zum ersten Male vollständig abgedruckt als *relatio episcoporum ad Imperatorem Ludovicum a. 829* im dritten Bande der *Monumenta Germaniae historica*.

Schließlich ersuchen wir Herrn Theiner, seine jetzige Stellung in Rom zu benutzen und in diesen sehr verdienstlichen Arbeiten fortzufahren.

Vorzüglich dankbar würde in Deutschland die Herausgabe der Sammlung aufgenommen werden, welche die Gallerinen S. 607 als Quelle des Regino erkannten und deshalb selbst schon bekannt machen wollten. Und dann möge er sein Versprechen erfüllen, die Geschichte der Pönitentialbücher durch Herausgabe der ältesten Werke dieser Art aufzuhellen. Eine würdige Aufgabe, eben so nothwendig als schwierig! Nur mit der schärfsten Critik, mit Hülfe der ältesten und der gleichzeitigen Handschriften, durch Vergleichung zahlreicher Manuscripte in Italien, Deutschland, Frankreich, Belgien, der Schweiz und England wird sie vollständig gelöst werden können.

F. H. Knust.

L o n d o n.

Sherwood. A treatise on Insanity and other disorders affecting the mind. By James Cowles Prichard, senior physician to the Bristol infirmary. XVI und 483 Seiten. 1835. 8.

Diese weitläufige Schrift ist der Hauptsache nach fast nur eine Compilation aus anderen Werken über denselben Gegenstand, und was bemerkenswerth scheinen mag, weniger aus englischen, als vielmehr aus französischen und deutschen. Von jenen sind besonders Pinel, Esquirol (dem auch dieses Buch gewidmet ist), und Georget, von diesen Hoffbauer, Heinroth, Jacobi, Bergmann u. A. benutzt und häufig sogar in der Ursprache angeführt. Doch muß man gestehen, daß das Ganze, wenn auch nicht gerade mit critischer Prüfung, doch mit Sachkenntniß und verständi-

ger Anordnung durchgeführt ist. Es werden vier Hauptformen der Seelenstörungen unterschieden: 1) moralische Verkehrtheit (moral insanity, bestehend aus einer krankhaften Umkehrung der natürlichen Gefühle, Neigungen, Triebe ohne bemerkbare Unordnung oder Mangelhaftigkeit der geistigen Fähigkeiten); 2) partielle Werrücktheit (monomania or partial insanity); 3) Tollheit (mania or raving madness); 4) Wahnwiz (incoherence or dementia, schnelle Folge vereinzelter Vorstellungen, unzusammen hängende, ausschweifende Handlungen; Vergessen aller früheren Zustände; verminderte Empfindlichkeit gegen äußere Eindrücke; Abnahme des Beurtheilungsvermögens). Diese vier Formen werden nun in eigenen Abschnitten einzeln beschrieben und erläutert; sodann die damit verbundenen besonderen Erscheinungen abgehandelt, wie: allgemeine Lähmung; sonstige körperliche Zufälle; Zeitdauer, Periodicität; physische und psychische Veranlassungen; Leichenbefund; statistische Verhältnisse in verschiedenen Ländern; der Wahnsinn der Wöchnerinnen; der Blödsinn, Cretinism; die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken und ihre sonstige Beziehungen zur Rechtspflege; zuletzt die 'ecstatischen Affectionen', d. h. der animalische Magnetismus und der Somnambulismus. Einen Auszug erlaubt diese, wie gesagt, meist aus andern geschöpfte, Zusammenstellung nicht. Um nur Eines zu berühren, so wird S. 236 ff. die Ansicht Heinroth's bestritten, daß alle Störungen des Seelenlebens aus der Schuld entspringen. Doch ließe sie sich, aber in einem beschränkten Sinne rechtfertigen (S. 234. Yet it cannot be denied that this opinion has, in a limited view, some foundation in truth). — Die

statistischen Angaben sind größtentheils von einem älteren Datum; deshalb können wir auch kaum glauben, daß jetzt noch gelte, was S. 347. erzählt wird, daß zu Rom die unruhigen und tollen maniacs mit eisernen Ringen und Ketten um Hals und Füße an die Mauern befestigt seyen; daß es da keinen Spazierplatz für die Reconvalescenten und kein Arbeitszimmer gebe; daß die ruhigen Wahnsinnigen stäts das wilde Schauspiel der Tollen vor Augen hätten und über 300 solcher Unglücklichen in dem schrecklichen Gefängniß zusammen gesperrt sich fänden.

In einem Anhange, *Survey of Phrenology* betitelt, wird das Verhältniß der äußeren Form des Schädels bey Geisteskranken besprochen und das Characteristische, was so oft sich in seiner Verbildung zeigt, hervor gehoben. Was jedoch den Zusammenhang betrifft, den so Manche zwischen bestimmten Geistesstörungen und einzelnen äußerlich sichtbaren Veränderungen der Dimensionen am Gehäuse des Gehirns statuieren, so sagt der Verf. S. 477., daß er so wohl aus dem Urtheile der Stimmberechtigten in England als auch besonders bey Esquirol und bey Foville, der das große Irrenhaus zu St. Yon dirigiert, theils aus ihren zahlreichen Schädelansammlungen, theils aus ihren noch zahlreicheren Beobachtungen sich von der Grundlosigkeit einer solchen Annahme überzeugt habe.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 15. Januar 1838.

H a m b u r g.

Bey Perthes. Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch = lutherischen Kirche, nach dem Compendium des Herrn W. M. F. de Wette von Dr. Aug. Detl. Chr. Zwisten. Zwenten Bandes erste Abtheilung, welche die Theologie und die Angelologie enthält. 1837. XXX und 383 Seiten in 8. (Erster Th. Gotting. g. Anz. 1827. St. 25.)

Schwerlich ist die Fortsetzung einer Schrift kürzlich so sehnsuchtsvoll erwartet, als dieser zweyte Theil der Zwestenschen Dogmatik. Schon vor länger als einem Decennium war der erste erschienen; die nöthig gewordene Veranstaltung einer dritten Auflage desselben bewies die lebhafteste Theilnahme, womit das theologische Publicum das Werk aufnahm, so daß es an Aufforderungen zur Fortsetzung des Werkes, wenn sie der Hr Verfasser nicht schon in der Sache selbst fand; auch von Außen nicht fehlte, und bey dem langen Zögern sich fast die Vermuthung fest gesetzt hatte, der Herr Verf. habe auf Vollendung des

Werkes verzichtet. Welches nun die Gründe der Verzögerung gewesen seyn mögen, worunter gewiß die Verlegung seiner academischen Thätigkeit an eine andere Universität mit in Anschlag zu bringen ist, braucht nicht untersucht zu werden, da der Hr Verf. sich selbst darüber nicht weiter erklärt; wir wollen uns vielmehr der Gabe selbst freuen, und zwar desto mehr, da jetzt die Aussicht auf Vollendung des ganzen Werks wohl nicht mehr zweifelhaft ist.

Bey der bedeutenden Verbreitung, deren die Schrift bereits genießt, würde es hier völlig überflüssig seyn, über die äußere Einrichtung wie über den inneren Geist derselben den Bericht zu übernehmen. Wer sich darüber unterrichten wollte, hat dazu seit 11 Jahren an dem ersten Theile Gelegenheit genug gehabt. Nur einige Andeutungen mögen auch hier gestattet seyn, wie sie der Verf. selbst durch Eröffnungen in der Vorrede hervor gerufen hat.

Den Vorlesungen liegt das de Wettesche Compendium zum Grunde; eine im Ganzen auffallende Einrichtung, da der Verf. sofort erklärt, mit jenem Lehrbuche weder in seiner theologischen noch philosophischen Ueberzeugung durchaus einverstanden zu seyn: sollte man also nicht erwarten, den Verf. lieber einen Leitfaden wählen zu sehen, an den er sich durchaus anschließen könnte? Indeß die Absicht, wozu eigentlich der Verf. überhaupt einen solchen gewählt hat, erklärt auch hier Alles: er wollte nur eine gewisse Grundlage haben, die das hergebrachte positive Material hergibt: die ganze Behandlung hat dadurch den Vortheil gewonnen, sich ausschließlich mit der wissenschaftlichen Discussion und Besprechung der Sachen befassen zu können, ohne durch das Amt des Referierens daran verhindert zu seyn, das

sonst gleichfalls ähnlichen Behandlungen obzuliegen pflegt. Bey dieser Sachlage erscheint es nun ziemlich einerley, von welcher dogmatischen Farbe der zu Grunde gelegte Leitfaden war, da von demselben doch nur dasjenige, wobey er sich referirend verhält, nicht aber das, worin er eine selbstständige dogmatische Ansicht vertritt, hier aufgenommen werden sollte. Sämmtlichen dogmatischen Compendien liegt ja ein gewisses Schema unter, das man zwar von der Construction des Systems durch die Scholastik ableiten kann, richtiger aber aus der Sache selbst, aus dem wesentlichen Zusammenhange der christlichen Lehrsätze sich entwickeln sieht, und das daher auch nicht wesentlich abgeändert werden darf, ohne den Gehalt der Sätze selbst zu gefährden. Für den Zweck, den Hr Dr Twisten bey der Wahl eines Leitfadens beabsichtigte, wäre deshalb ihm ein Compendium brauchbar gewesen, das vielleicht noch mehr, als das gewählte, von seiner Uebersetzung abweicht, und noch mehr zur Linken hinüber neigt.

Als Principien, von denen der Verf. bey Bearbeitung der Glaubenslehre selbst ausgegangen ist, gibt er zuerst an, dieselbe beruhe auf der Grundvoraussetzung der Wahrheit des evangelischen Supernaturalismus: er erblickt in der Schrift eine Quelle christlicher Wahrheit, die ohne dieselbe uns verborgen geblieben wäre; er ist bereit, auf das Wort Christi und der Apostel, Sätze als wahr anzunehmen, auch wenn er sie nicht einzusehen vermag. Der Verf. erklärt die gerade jetzt wohl übliche Behauptung, daß Supernaturalismus und Rationalismus nur untergeordnete Stufen seyen, die von der wahren und wissenschaftlichen Theologie überwunden werden müßten, nur in so fern für zulässig, wenn man dabey gewisse

bestimmte supernaturalistische oder rationalistische Systeme vor Augen hat; dagegen pflege jener Satz, allgemein ausgesprochen, nur der rationalistischen Denkweise selbst anzugehören. Es sey ein Kunstgriff der modernen Polemik, wenn man, statt mit dem Feinde den gemeinsamen Streitpunct fest zu setzen, und mit gleichen Waffen das Ja und Nein nach besten Kräften zu verfechten, jetzt nach eigenem Belieben die Gegensätze construirt, auf deren einen man den Gegner verfecht, um ihn im saueren Kampfe sich abmühen zu lassen, während man selbst, angeblich zur Versöhnung gelangt, in behaglicher Ruhe den Luststreichen zusieht, von denen man nicht getroffen zu werden behauptet. Der Verf. hat kein Hehl, daß es wichtige Dogmen gibt, die bey allen viel gerühmten (und in ihrer Art auch ehrenwerthen) Versuchen, sie aus Vernunftgründen als wahr und nothwendig darzuthun, ihm durchaus problematisch bleiben würden, wenn er das Wort der Schrift nicht wollte als entscheidend gelten lassen. Diesem vom Verfasser ausgesprochenen Grundsätze entspricht dann die Ausführung auch vollkommen. Bey aller Geneigtheit, Sätze, wie über das dämonische Reich und dessen Einfluß auf die Menschenwelt, auf eine Art zu fassen, die dem natürlichen Bewußtseyn entspricht, steht ihm doch die Autorität der Schrift so durchaus voran, daß dem alten kirchlichen Systeme hier die Zugeständnisse nicht verweigert werden. Die Stellung des Verfs ist also eben so offen als ehrenvoll: zwar gehört gegenwärtig bey der durchgängigen Regeneration der Theologie nicht mehr dieselbe Entschiedenheit, um nicht zu sagen, der Muth dazu, sich offen zu den Grundsätzen des Supernaturalismus zu bekennen, als etwa vor einigen Decennien; doch wird der Verfasser

hier um so mehr in seinem Rechte stehen, da er mit demselben Bekenntnisse auch in dem ersten Theile vor 11 Jahren keinesweges zurück hielt.

Ein zweytes Princip, das der Verf. voraus schickt, ist das Versprechen, daß seine Schrift eine Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche seyn soll, und zwar deshalb, weil er von dem Werthe ihres Systems in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht durchdrungen ist, darin ein auf biblischem Grunde fest und folgerecht errichtetes Lehrgebäude erblickt. Diese Glaubenslehre gibt also einen Vortheil auf, der namentlich der Schleiermacherschen eine sehr günstige Stellung gewährte, den ganzen Gewinn der Union. Wenn Schleiermacher den Grundsatz befolgte, nur das als christlich nachzuweisen, was dem Systeme der beiden evangelischen Kirchen entspricht, oder vielmehr die Grenzen des Christlichen so weit zu stecken, daß beide Anschauungsweisen in seine Formeln aufgehen: so verkennt unser Verf. zwar nicht, daß die Verschiedenheit der Lehrweisen nicht groß genug sey, um die so betrübende Trennung der äußeren Gemeinschaft länger fortzusetzen, oder wohl gar zu erneuern, erklärt aber dennoch, sich durchaus mit dem lutherischen Lehrbegriffe verwachsen zu fühlen. Ueber Schleiermacher gibt er eine Erklärung ab, die bey sorgfältigem Studium desselben sich völlig bestätigt, und auch wohl zu einer allgemeineren Anerkennung gelangen wird, daß derselbe in seinen eigenthümlichen Ansichten mehr zum reformierten, als zum lutherischen Lehrtypus hinneige, und daß die geheime Macht, welche die angeborne Confession ausübt, kaum irgendwo so auffallend beobachtet werden könne, als bey diesem hochbegabten Manne. In der That ist die Calvinische Prädestination, deren scharfsinnige, aber, wie man gestehen muß, miß-

glückte Vertretung er übernahm, so mit dem ganzen Schleiermacherschen Systeme verwachsen, daß Sätze wie der Ursprung des Bösen aus göttlicher Unordnung, wofür zwar die Wiederaufhebung durch die Erlösung versprochen wird, gerade deshalb als nicht genügend für das unbefangene christliche Bewußtseyn gelten können, weil sie eben das Princip sittlicher Freyheit verletzen, das im Lutherschen Systeme möglichst ungetrübt erhalten wird. Der Verf. wird in dem zu erwartenden Theile von der Anthropologie Gelegenheit haben, noch mehr die Vorzüge des Lutherschen Systems darzuthun, als in der vorliegenden Behandlung der speciellen Theologie, und freuen wir uns im voraus darauf, durch einen so eindringlichen Forscher wieder erhärtet zu sehen, daß wenn die religiöse Stellung des Menschen zu Gott auf eine Weise ermittelt werden soll, die beiden nothwendigen Forderungen genüge thut, so wohl der Abhängigkeit von Gott, als der sittlichen Freyheit, daß dann durchaus kein anderer Standpunct aufgefunden werden kann, als der in unsern Symbolen aus der Schrift gewonnene. Während der catholische Semipelagianismus an der Wiedergeburt die göttliche Thätigkeit beeinträchtigt, und während die reformirte Prädestinationslehre dabey die sittliche Freyheit aufgibt, ist allein im Lutherschen Systeme die glückliche Mitte getroffen, die beide Probleme löset, und nach beiden Seiten hin den nothwendigen Forderungen ein Genüge thut. Bey der entschiedenen Vorliebe für das Luthersche System, die der Verf. ausspricht, kann es indeß auffallen, warum auf die kirchlichen Symbole eine im Ganzen nur sehr geringe Rücksicht genommen wird. Fast nirgends werden sie angeführt, selten auf sie zurück gegangen. Doch erklärt sich dies hin-

reichend aus einem doppelten Grunde, wobey des Verfs. Halten an denselben völlig ungefährdet erscheint: einmahl, weil die behandelten Sätze selbst, die specielle Theologie, in den Symbolen weniger erörtert sind, als die anthropologischen und soteriologischen Sätze, da sie mehr auf dem gemeinsam christlichen, als auf dem confessionellen Boden wurzeln; und dann, weil die Angaben der Symbole doch nur das Material ausmachen, das hier einer dogmatischen Erörterung unterzogen werden soll, also in dem zu Grunde gelegten de Wetteschen Compendium schon hinreichend verzeichnet sind. Es darf deshalb nicht auffallen, wenn statt der Lutherischen Bekenntnisschriften überall die Lutherischen Dogmatiker besprochen werden, jene Systematiker des 17. Jahrhunderts, deren Werth längere Zeit hindurch als äußerst gering angeschlagen ist. Der Verf. begnügt sich nicht, die Fassung der Dogmen bey ihnen nur als historischen Apparat, als Beweis der Belesenheit in ihnen, beyzufügen; sondern unterzieht sie einer sorgfältigen Analyse, die in der Regel das Resultat gibt, daß an Schärfe der Terminologie bey ihnen oft Viel geleistet ist. Ein gewisser scholastischer Anstrich ist dabey allerdings nicht zu vermeiden, der auch noch dadurch erhöht wird, daß bey besonders schwierigen Dogmen, wie bey der Trinität, sogar höher hinauf, auf Thomas von Aquino zurück gegangen wird; indeß darf auch darin kein Uebelstand erblickt werden, wenn man nur erst das leidige Vorurtheil abgelegt hat, das die Scholastik durch ihre abstruse Form sich zuzog, und das so leicht deren Auswüchse, besonders in späterer Entartung, mit ihren wirklichen Leistungen verwechselt. Man ist immer noch nicht genug über die Vorurtheile hinaus, die besonders die Humanisten des 15. und

16. Jahrhunderts über die barbarische Latinität der Scholastik aufstellten, und damit auch das Tüchtige derselben verwarfen, und verkennt über dem Einseitigen, das die Scholastik, durch ihren Semipelagianismus und ihren Servilismus gegen den päpstlichen Stuhl, darbietet, und wogegen die Reformatoren so entschieden auftraten, zu leicht die wirklich tiefsinnigen Speculationen eines Anselm und Thomas. Luther selbst steht überall, wo nicht das eigentlich evangelische Princip vom rechtfertigenden Glauben eintritt, also in seiner speciellen Theologie und der Sacramentslehre, weit mehr auf scholastischem Boden, als man anerkannt hat, oder er selbst einzuräumen geneigt ist.

Ein drittes Princip, das der Verfasser im voraus aufstellt, spricht sich über sein Verhältniß zur Philosophie aus. In voller Uebereinstimmung mit Schleiermacher räumt er derselben nicht das Recht ein, das christliche System zu machen, oder die Ueberzeugung des christlichen Theologen zu begründen; sondern verlangt für die Dogmatik nur eine philosophische Durcharbeitung etwa in demselben Sinne, als dies von der Geschichte, oder der philosophischen Behandlung der Grammatik gesagt werden kann. Damit wird der Vf. gewiß allen den Theologen, die an der christlichen Offenbarung mehr haben, als was sich die Philosophie nach eigenem Ermessen heraus construieren kann, eben so nach dem Herzen gesprochen haben, als er freylich von einer anderen Schule unter uns eben deshalb, als nicht wissenschaftlich, wird übersehen werden.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. 11. S t ü c k.

Den 18. Januar 1838.

H a m b u r g.

Beschluß der Anzeige: Zweyten Vorlesungen über die Dogmatik der evangel.-luther. Kirche.

Man darf es den offenen Mittheilungen des Verfassers glauben, daß an seinem guten Willen es nicht gelegen hat, wenn er weder in den früheren Systemen, noch in dem jüngsten, das die deutsche Philosophie gebracht hat, die letzten Aufschlüsse der Weisheit finden konnte: er verheißt sogar mit sehr gewinnender Resignation, sich noch jetzt zum lernbegierigen Schüler hinzugeben, wenn ihm Jemand mit Gewißheit die erwünschten Aufschlüsse aus einem speculativen Systeme zusichern wollte. Er erklärt, die Entwicklung deutscher Philosophie der jüngsten Zeit nicht bloß hinterher studiert, sondern selbst mit durchlebt zu haben, weiß es namentlich Hegeln Dank, durch ihn aus den Fesseln des Kantianismus und Fichtianismus befreyt zu seyn; doch hatte er sich bald überzeugt, daß Ausgang, Ziel und Methode dieser Philosophie ihn völlig

von deren Urheber trennten. Auch hier weiß er es Schleiermachers Dank, das logische und das theologische Interesse, das er an jener Philosophie nahm, getrennt zu haben, und namentlich für seine theologische Ueberzeugung nicht erst die Begründung von Seiten der Speculation zu erwarten. Dennoch räumt er der speculativen Ansicht eines Jeden einen größeren Einfluß auf die dogmatische Ueberzeugung ein, oder erklärt das Band zwischen Erkenntniß und religiösem Bewußtseyn für viel enger, als selbst Schleiermacher zugeben wollte. Hatte dieser dasselbe auf die Bestimmung des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs eingeschränkt, so läßt sich gerade an Schleiermacher selbst zeigen, daß dies auf die Benutzung sämtlicher philosophischer Kategorien ausgedehnt werden muß: bey ihm selbst ist so gewiß die Ansicht über göttliche Allmacht und Allwissenheit durch aus nicht ohne Einfluß der Grundsätze durchgebildet, die er über das Verhältniß des Möglichen zum Wirklichen gewonnen hatte: seine Ansichten über den Fall, so wohl der Engel als der Menschen, tragen offen das Gepräge seiner Grundsätze über sittliche Freyheit überhaupt. Der Vf. versäumt deshalb nicht, nachzuweisen, woher mehrfache Differenzen zwischen ihm und Schleiermacher stammen, ungeachtet er sich mit demselben über das Wesen der Religion einverstanden erklärt, und darin durchaus jenes Abhängigkeitsgefühl anerkennt, wie es Schleiermacher von den Reden über die Religion an bis auf die Glaubenslehre entwickelt hat.

Ref. gesteht, durch die Principien des Verfs über das Verhältniß der Dogmatik zur Speculation völlig befriedigt zu seyn, da allein bey dieser Stellung die Würde der christlichen Offenbarung, wie das Recht der Philosophie gesichert ist: verlangt letztere eine rein constitutive Autorität,

wie sie die vom Vf. mehrfach angedeutete Schule ihr einräumt: so ist die dogmatische Construction nicht mehr ein theologischer Act, und das System nicht mehr die von Christo und den Aposteln ausgehende Wahrheit. Wird aber die philosophische Durchbildung, die Zurückführung des dogmatischen Stoffes auf die übrigen Principien menschlicher Erkenntniß aufgegeben, so sinkt die Dogmatik zu einer bloß referierenden biblischen Theologie herab, und verzichtet auf die Ausöhnung zwischen Wissen und Glauben. Die christliche Philosophie, wie sie hier zu Grunde gelegt wird, ist deshalb noch nicht Scholastik zu nennen, womit sie wohl zusammen gestellt ist. Allerdings geht sie von einem gegebenen Stoffe aus, der Schriftlehre, und arbeitet auf Nachweisung dieser Wahrheiten und Ausgleichung derselben mit den übrigen Resultaten der Erkenntniß hin; dagegen hält sie sich frey von der Fiction der Scholastik, daß sie ursprünglich frey sey, ganz ohne Voraussetzung den Weg des Speculirens einschlage, wie Anselm sagt, *quasi nihil sciatur de Christo*, und dann doch bey den anerkannt kirchlichen Sätzen auf dem Wege des Selbstfindens mit Nothwendigkeit ankomme. Dies Kennzeichen der Scholastik trifft dagegen ganz mit jener dogmatischen Schule zusammen, die sich geberdet, ohne alle Voraussetzung zu den kirchlichen Dogmen zu gelangen. Mag die Speculation des 12. und 13. Jahrhunderts von Aristoteles ausgehen, die des 19. von Hegel, um den kirchlichen Dogmen eine Begründung *a priori* unterzuschieben: die Sache bleibt dieselbe, und die Würde der Schriftlehre dabey gleichmäßig verletzt.

Nach diesen Angaben über den allgemeinen dogmatischen Standpunct des Herrn Verfs bleibt uns nur noch übrig, die Art seiner dogmatischen

Behandlung selbst an einigen besonders interessanten Punkten hervor zu heben. Wir wählen dazu die Construction der göttlichen Eigenschaften, die Untersuchung über Uebel und Böses in der Welt und die Trinitätslehre.

Rücksichtlich der Construction der göttlichen Eigenschaften bleibt Schleiermachers das große Verdienst, diese in den allein richtigen Weg eingeleitet zu haben, daß wir nur so eine Ansicht von den göttlichen Eigenschaften, wie wir sie überhaupt von Gott gewinnen können, also allein aus dem Bewußtseyn von ihm, wie es sich als nothwendig uns aufdrängt. Die erste Bedingung dabey bleibt dann, daß Eigenschaften Gottes, besonders in ihrer Zertheilung nur Modificationen sind, unter welchen wir das allgemeine Verhältniß Gottes zur Welt aufzufassen vermögen. Wir zerlegen sie in einzelne Begriffe, wie das Auge den blendenden Strahl des weißen Sonnenlichtes nicht zu ertragen vermag, sondern ihn mit Hülfe des Prisma in die sieben wohlthätig gefärbten Strahlen zerlegt. — Einen Uebelstand bey der Schleiermacherschen Behandlung dieser Aufgabe hat unser Verfasser bedachtsam genug abgestellt, die getrennte Behandlung der Eigenschaften an ganz verschiedenen Orten des Systems, wodurch namentlich die vier ersten, Allmacht und Ewigkeit, Allwissenheit und Allgegenwart von den übrigen, die erst durch das Bewußtseyn der Sünde und Gnade bedingt werden, zu weit entfernt erscheinen, während doch bey dieser ganzen Aufgabe der Grundsatz nicht scharf genug eingeprägt werden kann, daß ein möglichst enges Band der Einheit alle Eigenschaften umschlingen solle. Auch darin muß des Verfs Verfahren glücklicher erscheinen, als die Construction bey Schleiermacher, daß er das Bewußtseyn von Sünde und Gnade nicht

benutzt, um daraus göttliche Eigenschaften zu gewinnen: Ref. ist dies Verfahren bey Schleiermacher immer als ein Hinausgehen über das Nöthige, als eine Verletzung des Gesetzes der möglichsten Einfachheit vorgekommen. Das Verhalten Gottes rücksichtlich der Sünde und Gnade steht unter dem höheren Genus der ethischen Seite am göttlichen Wesen, und diese kann wieder unter dem Begriffe der geistigen Persönlichkeit aufgefaßt werden, so daß, wenn im Sinne des christlichen Theismus Gott als der persönliche Gott im Gegensatz von allem Creatürlichen erfaßt wird, daraus auch die ganze ethische Seite mit entwickelt werden kann; ja die Forderung eines Schöpfers, der Gegenstand unserer religiösen Verehrung sey, weil er ein sittlich schaffender ist, wird gewiß der einzige Weg seyn, wie wir über alle Steppen des Pantheismus hinaus, zur Gewißheit eines persönlichen Gottes gelangen. Gerade weil unser Abhängigkeitsgefühl einen solchen Urheber fordert, der zugleich von uns wahrhaft verehrt werden könne, an den das Herz sich anschließen in Andacht und Hingebung, deshalb allein kann er keine todte, ihrer selbst unbewußte Kraft seyn. Schleiermacher selbst muß diese Constructionsform eingestehen, wo er den Begriff der göttlichen Allwissenheit gewinnt: er setzt den allwissenden Gott nur deshalb, damit er ein intelligenter, seiner sich bewußter werde. Dies scheint uns, wie das ganze Schleiermachersche System der Eigenschaften vorliegt, eine Inconsequenz, oder doch etwas Vereinzelttes, in der That aber kein Mißgriff, sondern das allein Richtige selbst, das sich bey der Behandlung fast wider den Willen des Dogmatikers geltend gemacht hat. Wenn dieser Weg, die Forderung eines sich bewußten, streng persönlichen Gottes verfolgt wird, so ha-

ben wir daran den sichersten Faden, um alle die Eigenschaften zu gewinnen, die wie Heiligkeit, Liebe in ihren verschiedenen Modificationen zwar nie ganz den anthropopathischen Character verlieren, aber eben deshalb als nothwendiges Correctiv dienen gegen die übrigen, Allmacht, Allgegenwart, Ewigkeit, die nie von einem pantheistischen Beysatze befreuet werden können, und deshalb dem Bedürfnis der frommen Hingebung weniger zusagen. Sehen wir davon aus, daß die göttlichen Eigenschaften den Begriff des vollkommenen Gottes in seinem Verhältniß zu uns oder zur Welt ausdrücken, so ergibt sich daraus einmahl die Forderung eines Gottes als höchsten Urgrundes der Welt, und dann eines persönlichen Gottes, der gerade der Modification unsers Abhängigkeitsbewußtseyns entspricht, wornach wir uns zu frommer Verehrung jenes Urgrundes hingezogen fühlen. Beide Reihen reichen völlig aus, um den christlich theistischen Gottesbegriff in seinen Einzelheiten zu erfassen, und um durch ihre Verknüpfung das Einseitige und Falsche zu corrigieren, was die einzelne Reihe enthält, die erste einen Beysatz von Pantheismus, die zweyte eine anthropopathische Begrenztheit. Schleiermacher selbst benutzte ja die eben angedeutete zweyte Reihe, um zu dem Begriffe eines intelligenten, persönlichen Gottes zu gelangen, so daß also die weitere Herbeiziehung des Gegensatzes der Sünde und Gnade in sofern etwas Ueberflüssiges ist, als schon aus dem Begriffe der geistigen Persönlichkeit völlig die Eigenschaften gewonnen werden können, die er erst unter jenem neu hinzu genommenen Gegensatz findet.

Hat also unser Verfasser diese Uebelstände an der Schleiermacherschen Construction vermieden, so dürfte damit doch seine Art, die Eigenschaften

zu finden, ebenfalls noch nicht einfach genug erscheinen. Er hält sich mit de Wette an die Eintheilung der Eigenschaften in absoluta und relativa, wofür er die Begründung darin nachweist, daß Gott in unserm Bewußtseyn von ihm sich einmahl im Gegensatze von der Welt, und dann als Urgrund derselben darstellt, dort also Alles, was ihn von der Welt unterscheidet, hier was dieselbe als abhängig von ihm setzt, als göttliche Eigenschaft erfaßt werden kann. Als Empfehlung dieser Construction kann nun zwar aufgeführt werden, daß sie im Wesentlichen die früher hergebrachten Eintheilungen aufnimmt, und zu wissenschaftlicher Schärfe erhebt: in den absoluten Eigenschaften kann die alte *via negationis* und *eminentiae*, ferner die *attributa negativa*, *immanentia*, *quiescentia* wieder gefunden werden; dagegen die relativen Eigenschaften kommen mit der *via causalitatis*, ferner mit den *positivis*, *transeuntibus* und *operativis* überein. Allein steht auch der Grund, worauf die Eintheilung beruht, wirklich so fest? Ist die Betrachtung Gottes im Gegensatze von der Welt, auch in der That so völlig verschieden von seiner Auffassung als Causalität, daß darauf so getrennte Reihen begründet werden können? Setzen wir nicht Gott vielmehr allein deshalb der Welt entgegen, weil er deren Urheber ist, und ist die Differenz, die zwischen ihm und der Welt statt findet, im Geringsten eine andere, als die des Schöpfers von der Creatur? Mag es noch andere Beziehungen in Gott geben, wornach er der Welt gegenüber steht, so haben wir doch davon gar keine Anschauung, und können deshalb darin auch keine göttliche Eigenschaften erblicken, weil wir Gott nur aus unserer Abhängigkeit kennen, und diese allein auf sein Causalitätsverhält-

niß zu uns hinweist. Welche Eigenschaften der Verfasser deshalb hier als absolute aus dem bloßen Begriffe des Gegensatzes gegen die Welt ableiten will (S. 38.), sie werden sämmtlich viel reiner und einfacher aus dem Causalitätsbegriffe sich ergeben: die Aseitität, die Spontaneität, die Suffizienz, die Independenz, sind sämmtlich, sofern sie nicht bloß Unvollkommenheiten negieren, sondern wirklich positiven Gehalt haben sollen, nur verschiedene Auffassung des höchsten Causalitätsbegriffes selbst; wenn durch sie in Gott die höchste Ursache seiner selbst gesetzt wird, was heißt dies anders, als daß er zugleich die höchste Ursache der Welt ist, und kein Aufsteigen zu einer Ursache über ihn gestattet bleibt? Der Grund wenigstens, weshalb menschliche Auffassung in Gott den Grund seiner selbst setzt, ist allein der, weil sonst die Abhängigkeit von ihm keine totale wäre; von einem anderen Gegensatz Gottes gegen die Welt, als von jenem Causalitätsverhältnisse haben wir ja gar keinen Begriff. Auch die weiter hier aufgezählten absoluten Eigenschaften, vollkommenster Verstand und Wille, Seligkeit, Freyheit, werden dann schon durch des Verfassers eigenes Zugeständniß erledigt, daß diese analogischen Attribute des vollkommensten Geistes (die Spiritualität) erst ihren eigentlichen Gehalt durch Beziehung auf die Abhängigkeit der Welt von Gott bekommen (S. 39.), also im Grunde gleichfalls nur auf der Causalität der Welt beruhen. Es bleiben nur noch die auf dem Gegensatz gegen Zeit und Raum sich ergebenden absoluten Eigenschaften über; allein rücksichtlich ihrer hat ja Schleiermacher längst den Beweis übernommen, daß sie nicht ohne den Causalitätsbegriff gedacht werden können, daß z. B. Ewigkeit nicht allein als bloße Negation der Zeit, sondern als ein sol-

ches Verhältniß zu derselben zu fassen sey, wobei Gott auch als Schöpfer der Zeit erscheine. Es scheint hiernach keines weiteren Beweises zu bedürfen, daß überall keine göttliche Eigenschaft denkbar sind, die nicht als relativ zu denken, und in dem Verhältniß der göttlichen Causalität zu erfassen wären. Bey Behandlung der relativen Eigenschaften Gottes selbst kommt der Verf. nun höchst erfreulich gerade auf den Punct, den wir eben als Grundlage für die gesammte Construction dieses Problems aufgestellt haben: S. 41. führt er aus, daß unser Abhängigkeitsbewußtseyn von Gott sich verschieden modificiere, je nachdem wir uns zugleich unserer sittlichen Bestimmung bewußt sind oder nicht, oder, was dasselbe ist, je nachdem wir uns als Naturwesen den übrigen Dingen gleich, oder als sittliche Wesen ihnen entgegen setzen. Daran haben wir bey dem Verf. gerade den Punct angedeutet gefunden, von wo einmahl nach dem allgemeinen Abhängigkeitsbewußtseyn Gott als die Causalität der Welt betrachtet, und auf ihn alle die Eigenschaften übertragen werden, die den Begriff des Unendlichen zur Hervorbringung des Endlichen umfassen; wir nannten sie oben Eigenschaften mit pantheistischer Färbung, um das Irrationale anzuzeigen, daß z. B. dem Begriffe der Allgegenwart stets ankleben wird. Dann wird das Abhängigkeitsbewußtseyn bey uns als sittlichen Wesen aber auch eine zweyte Reihe von Eigenschaften hervor rufen, wir nannten sie die anthropopathischen, in welchen die Idee eines persönlichen Gottes aufgefaßt wird; denn nur weil wir als sittliche Wesen unser Verhältniß zu Gott auffassen, sind wir berechtigt und gezwungen, Gott in dem christlich theistischen Sinne als den persönlichen Urgrund der Welt aufzufassen, von

welchem eben so die ganze christliche Offenbarung, die Deconomie der Erlösung ausgehen konnte, als auch wir zu ihm in ein religiöses Verhältniß zu treten vermögen. Wie sehr der verehrte Hr Vf. diese Grundlegung billigt, darauf selbst seine Ansichten begründet, aber nur nicht weit genug geht, um dadurch eine Vereinfachung der ganzen Construction zu gewinnen, läßt sich aus mehreren Stellen seines Werkes selbst nachweisen. S. 11. führt er das Verhältniß Gottes zur Welt so bestimmt als das des Urgrundes aus, gibt aber, um den Pantheismus abzuwehren, so augenblicklich das Correctiv der intelligenten Persönlichkeit bey, erkennt so vollständig an, daß das Anthropopathische dieses Begriffs eben das Pantheistische an jenem wieder wegchaffen solle, weist in dieser Verbindung die eigentliche Schriftlehre von Gott nach, daß er fast mit Nothwendigkeit zu dem weitem Schritte getrieben werden mußte, dieses einfache Verhältniß zu benutzen, um darauf auch die Construction der Eigenschaften zu begründen. S. 52. kommt er von selbst bey Begründung der Allwissenheit und Weisheit auf diesen Weg, eben wie Schleiermacher, zurück: 'Wir erkennen in Gott nicht bloß den letzten Grund des Daseyns und der Vollkommenheit der Welt, sondern den vollkommenen Geist, der nicht blind und bewußtlos, sondern mit Verstand und Willen wirkt.' Hier wird die Forderung einer intelligenten Persönlichkeit in Gott benutzt, um die eine Eigenschaft der Allwissenheit zu begründen: warum nicht einen Schritt weiter gegangen, um so auch die übrigen Eigenschaften der Heiligkeit, Liebe und Güte zu gewinnen, ohne welche der persönliche Gott nicht gedacht, und noch weniger verehrt und angebetet werden kann? Des Hn Verfs Verfahren erklärt sich hinreichend aus dem

Anschließen an das de Wettesche Compendium, dessen Eintheilung beybehalten werden sollte: auch so ist des Anregenden und Fruchtbaren sehr Viel geboten; allein das ganze Problem der Construction der göttlichen Eigenschaften erscheint hier so wenig als bey Schleiermacher nach allen Seiten hin erschöpft, und einer noch immer eindringlicheren Untersuchung bedürftig.

Ein zweyter Punct, über welchen wir einige Mittheilungen uns erlauben, betrifft das Uebel und Böse in der Welt. Es mußte dasselbe bey Gelegenheit der Schöpfung besprochen werden, um die Aufgabe der Theodice zu lösen, und das Nichtcongruente des als unvollkommen erscheinenden Werks zu dem vollkommenen Urheber, zurecht zu stellen. Indessen konnte namentlich die Erörterung über das moralisch Böse, oder die Sünde, an dieser Stelle doch nur vorbereitend und andeutend geführt werden, da die erschöpfende Untersuchung dem anthropologischen Theile und der Lehre vom sündhaften Zustande überhaupt vorbehalten bleiben muß. Dennoch kann man aus den hier gegebenen Andeutungen genügend abnehmen, wie sehr der Hr Verf. den Vorzug des Lutherschen Systems in Behauptung der sittlichen Freyheit des Menschen auch bey dem Ursprunge der Sünde zu vertreten weiß. Er sagt sich bestimmt von denjenigen dogmatischen Schulen los, die darin eine sehr mißliche Probe ihrer speculativen Begründung der Dogmen ablegen, daß sie von Allem, und so auch von dem Entstehen der Sünde die Nothwendigkeit nachweisen. Die Gestaltungen der beiden neuesten Systeme deutscher Philosophie, Schelling und Hegel kommen darin ja überein, daß sie das Böse als unerläßliche Bedingung zum Guten, entweder als nothwendige Voraussetzung und Durchgangspunct da-

zu, oder doch als eine Seite der menschlichen Entwicklung betrachten, die zugleich mit dem sittlich Guten hervor treten müsse. Wenn nun dadurch der christliche Begriff der Sündenschuld augenblicklich vernichtet wird, da, was sich mit Nothwendigkeit bey mir entwickelt, also nicht Product meiner Thätigkeit ist, auch nicht mehr zur Verantwortung mir übertragen werden kann: so ist von der ganz neuesten Wendung der Speculation unter einer erneuerten Anregung Schellings vielleicht zu erwarten, daß, wie sie den lebendigen Begriff eines persönlichen Gottes wieder an die Spitze stellt, und sich von allen pantheistischen Anklängen los sagt, so auch den Begriff der sittlichen Freyheit mit Vorliebe ergreifen wird, und darauf allein den Ursprung der Sünde zurück führen. Der Verf. steht nicht an, den in Uebereinstimmung mit dem ganzen kirchlich Lutherschen Systeme allein möglichen Ausweg zu ergreifen, und den Ursprung der Sünde aus dem Mißbrauche der menschlichen Freyheit zu erklären. S. 137. 'Mit der Freyheit war die Möglichkeit des Mißbrauchs gegeben; ohne jene zu vernichten, konnte Gott diese nicht verhindern; er konnte nur Veranstaltung treffen, daß jeder Mißbrauch seine Gegenwirkung fände, wodurch er für die Erreichung des göttlichen Endzwecks im Ganzen wenigstens, unschädlich gemacht, ja selbige zu fördern genöthigt würde.' Von dieser im Lutherschen Geiste gegebenen Erklärung darf auch selbst Schleiermachers hartes Wort nicht zurück schrecken, daß dies ja heiße, Gott habe zwischen zwey Uebeln das kleinste gewählt, und das Gute um den billigsten Preis gewollt: nein, er wollte es um den allein möglichen Preis, durch Gewährung sittlicher Freyheit, woraus allein eine ethisch werthvolle Handlung hervor gehen kann. Nur

werde die Lösung des Verfs, Gott habe den Mißbrauch der Freyheit gestattet, aber dafür auch sofort die Gegenwirkung bereitet, nicht mit der Schleiermacherschen, ganz auf Calvinisch-prädestinarianischem Boden erwachsenen, Erklärung verwechselt, Gott habe das Böse zugleich mit der Erlösung geordnet: dies hieße doch immer, er habe die Krankheit gewollt, um dagegen die ärztliche Hülfe erproben zu können, und da Sündenfall und Erlösung einander aufheben, würden beide in der Entwicklung des sittlichen Gottesreiches auch haben mit größerem Erfolge unterbleiben können. Für die strenge Zurückführung der Sünde auf die freylich relative, aber doch immer hier ausreichende Causalität des Menschen, für Erklärung der Sünde als ein auf rein menschlichem Boden erwachsenes Product, muß man dem Verf. im Interesse der evangelisch-lutherschen Kirche dankbar verbunden seyn, die eben dadurch die Anforderungen an eine christliche Dogmatik erfüllt, daß sie das Bewußtseyn der sittlichen Freyheit bewahrt: wie sich dies übrigens gegen die üblichen, unserm Systeme aufgebürdeten Vorwürfe von dem Ableugnen des liberum arbitrium erweisen läßt, und wie dieser Begriff den Symbolen gemäß durchzuführen ist, um die ebenfalls übliche Anklage der Inconsequenz abzuwehren, darüber sehen wir in dem zu erwartenden anthropologischen Theile der Lösung des Vfs sehr gespannt entgegen. Bey Erörterung des Strafübels in der Welt will der Verf. die bloße Bedeutung der poena correctoria nicht gestatten, sondern dringt auch auf den Begriff der poena vindicativa, doch nicht ganz im Sinne der älteren lutherschen Dogmatiker, denn die Gerechtigkeit soll unter die Liebe subsumiert werden: die Andeutungen S. 148., daß die Strafe ihre

bessernde Gewalt bewährt, indem sie gegen den Eigenwillen reagiert, das dem Geiste widerstrebende Fleisch ertödtet, den alten Menschen kreuzigt, werden gleichfalls erst zu voller Anschaulichkeit kommen, wenn im nächsten Theile die Bezüge von $\sigma\acute{\alpha}\rho\acute{\alpha}\varsigma$ und $\piνε\acute{\upsilon}\mu\alpha$ erörtert, der Ursprung des Bösen aus dem Widerstreite jener gegen dieses erklärt seyn werden. Dann hoffen wir den Verf. noch immer mehr zu der teleologischen Auffassung auch der göttlichen Strafgerichtigkeit gelangen, und jede göttliche Handlung, und so auch die Bestrafung des Bösen, als einen Actus zum Fortbaue des sittlichen Reichs, also mit überwiegend correctiver Tendenz, auffassen zu sehen.

Endlich über den dritten Punct, woran wir des Hn Verfs dogmatische Leistungen nachweisen wollten, über die Trinitätslehre können uns nur wenige Andeutungen gestattet seyn. Das eigentlich Neue an vorliegender Darstellung ist in dem Versuche enthalten, die hypostatische Verschiedenheit der drey Personen aus der Verschiedenheit der ihnen beygelegten Werke zu erläutern. Es ist deshalb in dem einen göttlichen Wesen eine Dreyheit der Subjecte fest zu sehen, weil die Handlung der Schöpfung, der Erlösung, der Heiligung nicht anders, als auf solche substantielle Verschiedenheit zurück geführt werden kann. Die Beziehung unsers natürlichen Lebens auf Gott, den Schöpfer und Erhalter, ist eine ganz andere, als das Bewußtseyn, wornach wir von Gott zugleich die Erlösung ableiten; letztere knüpft sich durchaus an Christum an, mit welchem Gott eine eigenthümliche Verbindung eingegangen ist. Nach dieser Beziehung unsers natürlichen und unsers höheren Lebens auf Gott, soll nun Gott selbst sich dem Bewußtseyn als nach diesen Beziehungen verschieden darstellen, so daß Gott der

Schöpfer und der Erlöser zwar nicht *ἄλλο καὶ ἄλλο*, aber doch *ἄλλος καὶ ἄλλος* erscheint. Auf dieselbe Art wird dann auch der Unterschied zwischen der Erlösung und Heiligung gezeigt, und dadurch die subjective Verschiedenheit des heiligen Geistes gewonnen. Das Ganze ist also ein Rückschluß von der Wirkung auf die Ursache, weil der Mensch in seinem Bewußtseyn die göttlichen Wirkungen der Schöpfung, Erlösung, Heiligung als wesentlich verschieden auffaßt, muß denselben auch in Gott als Urheber eine eben solche Verschiedenheit zu Grunde liegen. Ohne mancherley Bedenken hat uns dieser Schluß nicht gelassen; wenigstens wird daraus schwerlich gerade die Verschiedenheit gefolgert werden können, die das kirchliche Dogma zwischen den drey Personen fest setzt; schwerlich wird die Differenz groß genug werden, um daraus wirklich verschiedene Hypostasen im orthodox kirchlichen Sinne zu folgern. Würde nicht auf dieselbe Weise auch die Differenz im menschlichen Bewußtseyn, zwischen einem strafenden und einem belohnenden Gotte für groß genug erklärt werden können, um ähnlicher Weise sogar die eine Eigenschaft der Gerechtigkeit in zwey verschiedene Subjecte zu zerlegen? Bleibt nicht wenigstens ein solcher Schluß von dem Eindrucke göttlicher Wirksamkeit in der menschlichen Subjectivität, zurück auf das ewige Wesen Gottes, immer äußerst bedenklich, und vielfacher Entstellung fähig? Es scheint uns hier von dem Verf. das Mißliche an dem Schleiermacherschen Princip der Gewinnung der Dogmen wiederholt zu seyn, wornach der Zustand des eigenen subjectiven Bewußtseyns, wie es durch das Leben innerhalb der christlichen Kirche modificiert wird, zum Quell der Glaubensartikel gemacht wird. Wenigstens ist dies nicht mehr mit dem streng evangelischen Grundsatz von der alleinigen Gel-

tung der Schrift als Quell des Glaubens, verträglich, und kann zu mehrfach mißlichen Folgerungen führen. Indesß der Verf. will mit seiner Darstellung auch keineswegs die Trinität speculativ begründet haben, will z. B. die gewöhnliche Dreyheit der Ansichten über das göttliche Wesen nicht jener Gründe wegen für eine wirklich substantielle Differenz ausgeben, sondern diese weitere Bestimmung ganz aus der Schrift schöpfen; es soll daran nur eine religiöse Reflexion gewonnen, und eine Beziehung der Schriftlehre auf das religiöse Bewußtseyn gefunden seyn, und in sofern ist auch diese Ansicht ein sehr erwünschter Beytrag zur immer vollständigern und allseitigen Beleuchtung des großen Problems selbst. Außerdem vermögen wir auch hier noch nicht völlig die Schlüsse aus der göttlichen Wirksamkeit der Erlösung und Heiligung zu beurtheilen, bevor nicht des Verfs Entwicklung dieser Thatsachen selbst vorliegt, wie sie der folgende Theil bringen wird, namentlich bevor fest steht, ob er in der Erlösungslehre der Anselmisch = kirchlichen Satisfactionstheorie in aller Strenge folgen wird, was wir nach einigen gegebenen Andeutungen aber kaum zu erwarten berechtigt sind. Ein sehr erwünschter Beytrag zur Verständigung über die Trinitätslehre ist eine Uebersicht dessen, was die Speculation seit der Scholastik über dieses Problem geleistet hat, wodurch man völlig mit dem Bemühen des Verfs einverstanden seyn muß, auch die Schulbestimmungen der älteren lutherschen Dogmatiker über diesen Punct in einer gewissen Vollständigkeit aufzuführen.

Ueber die Angelologie des Verfs verbietet die Beschränktheit des Raumes uns die näheren Mittheilungen: auch hier begründet er auf dem Boden der Schrift seine Sätze, die er zu wissenschaftlicher Klarheit zu erheben, und dem christlichen Sinne entsprechend darzustellen weiß. Nur den Wunsch haben wir gewiß im Namen Aller, denen die Sache der christlichen Wissenschaft am Herzen liegt, noch hinzu zu fügen, daß die Vollendung des ganzen Werkes nicht zu weit hinaus gesetzt werden möge; der Hr Verf. wird in der Wichtigkeit seiner Arbeit für das Gedeihen des dogmatischen Studiums, gewiß den mahrendsten Antrieb, wie die sicherste Kräftigung dazu finden.

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 20. Januar 1838.

Stuttgart und Tübingen.

In der Cotta'schen Buchhandlung. Neue Untersuchungen der National-Oekonomie und der natürlichen Volkswirtschaftsordnung von Johann Schön, Dr. der Philosophie und der Rechte und Prof. der Staatswissenschaften an der Universität zu Breslau. 1835. X u. 356 S. gr. 8.

Die Nationalökonomie hat man als die Grundlage der Staatswirthschaftslehre anzusehen; letztere gewann in der neuesten Zeit eine mehrfach geänderte Gestalt und Bearbeitung, und erstere blieb durch die Bemühungen von Rau und Andern nicht zurück. Der Verf. verschafft ihr in dem vorliegenden Werke einen wissenschaftlichen Character, und bearbeitet sie in einem Sinne, wie es bisher nicht geschehen war. In seiner 'Staatswissenschaft' durchforschte er das Leben des Staates in allen seinen Beziehungen; in seinen 'Grundsätzen der Finanz' betrachtete er die Modification der Volkswirthschaft durch die arabischen Bedürfnisse und in seiner 'Geschichte und

Statistik der europäischen Civilisation' zeichnete er den Gang und Stand der bürgerlichen Gesellschaft. Durch diese Studien erhob er sich auf denjenigen Standpunct, von welchem aus das Getriebe des Volkslebens und der Volkswirtschaft scharf und genau betrachtet werden kann.

Unter diesen Verhältnissen ging er an das Studium der Nationalökonomie, las er ihre Hauptschriftsteller, verglich sie mit ihren zu wenig betrachteten Vorgängern, und gestaltete das Gewonnene in wiederholten Vorlesungen möglichst systematisch. Er gehört zu den neuesten Bearbeitern und zu den gründlichsten Forschern im Gebiete der Nationalökonomie, ist aber ein Widersacher einer Idee, welche zu den beachtungswürthesten gehört. Er erklärt sich nämlich gegen die Vereinigung der Lehren von den materiellen und immateriellen Gütern in jener, als reinen Güterlehre, indem er eine Art von Entwürdigung des Immateriellen darin findet, daß man es nach Werth und Preis beurtheilen wolle. Ob mit Recht oder Unrecht, unterscheidet Ref. hier nicht; er bemerkt nur, daß jene Idee die geistigen Güter nicht als Werth und Preis beurtheilt, und nicht bloß als Mittel, zu äußeren Gütern zu gelangen, sondern als Güter an sich darstellt; daß in den Fällen, in welchen es sich um den Einfluß des Staates auf die reine Güterwelt handelt, die Trennung des Immateriellen vom Materiellen nachtheilig erscheinen dürfte, und er sich über die Nothwendigkeit der selbständigen Aufnahme desselben in der Staatswirthschaftslehre bey Beurtheilung des Handbuchs von Vogt in diesen Anzeigen 1837. St. 161 ff. näher erklärt hat. Ob die Nationalökonomie nicht eben so an wissenschaftlicher Grundlage gewinnen würde, wie die Staatswirthschaft, kann hier nicht näher erörtert werden.

Nach einer Einleitung über Bedeutung und Entwicklung von Nationalökonomie in drey Kapiteln: I. über Begriff der Volkswirtschaft S. 3 — 8.; II. über Ursprung der Volkswirtschaftslehre durch ältere, mittlere und neuere Ansichten; S. 9 — 15. und III. über die Systeme der Volkswirtschaftslehre nebst Aufgaben der neuen Untersuchung S. 15 — 28. theilt der Verf. den gesammten nationalwissenschaftlichen Stoff in zwey Theile, wovon der erste einen Umriss der bürgerlichen Wirthschaft und der zweyte den ihrer Pflege zum Gegenstande hat.

Wie wichtig es ist, von der Volkswirtschaft einen richtigen Begriff zu erlangen, zeigen die schwankenden Ansichten unter den staatswirthschaftlichen Lehrern und Schriftstellern; daher ist es zweckmäßig, zuerst nachzuweisen, was Oekonomie überhaupt bedeute, wie sich die der Menschen von jener der Thiere unterscheide, und wie die erstere sich als eine isolierte, gesellige und staatsgesellschaftliche darstelle. Aus den Darstellungen geht hervor, daß die Oekonomie im Staate zu einem gewissen Organismus gelangen muß, der den Eigennuß unter die Herrschaft des Gemeingeistes bringen soll; daß ihr eigenthümlicher Character selten richtig dargestellt wurde, indem die meisten Schriftsteller den Organismus der bürgerlichen Wirthschaft als eine willkürliche, fremde Zuthat zur Volkswirtschaft angesehen, die feste Begrenzung nach Außen unbemerkt gelassen, und sohin die Nationalökonomie auf die rein gesellige Oekonomie zurück geführt; wieder Andere in der Volkswirtschaft nur von der Triebfeder des Eigennußes gesprochen, und die des Gemeingeistes, wie namentlich Fog, ganz übersehen haben; und daß die genaue Begrenzung ihres Inhaltes und Umfanges möglichst sorgfältig zu erforschen ist.

Kurz und klar erörtert der Verf. diesen Gegenstand; Scharfsinn zeichnet die Darstellung aus.

Volkswirthschaftslehre ist ihm die Wissenschaft der natürlichen Geseze, nach welchen die ökonomischen Thätigkeiten der Einzelnen und der sie leitenden Behörden sich richten müssen oder sollen; nach des Ref. Ansicht hat sie auf den bald störenden bald fördernden Einfluß des Staates nicht zu achten. Die allgemeinen Geseze der Güterwelt entwickeln sich theils aus der Erfahrung, theils aus Speculation; daher ist die Wissenschaft neu und im Werden begriffen: dieses weist der Verf. aus den Ansichten der alten und mittleren Zeit, dann aus den neueren Forschungen und darin zu Systemen sich ausbildenden Principien nach, denen Handel, Landbau und Industrie die drey Schlagwörter waren, die sich binnen 70—80 Jahren zu vollständigen Systemen erweiterten, das Merkantil-, physiocratische und Industrie-System. Die Entstehung, die Vortheile und Nachtheile, die Entwicklung, die Grundlage und die eigenthümlichen Characterzüge eines jeden hebt der Verf. mit scharfem Blicke in ihr Inneres hervor und zeigt, daß z. B. das Industriesystem, dessen eigentlicher Schöpfer Smith aus Schottland war, und welches Say und Pox aufs schärfste und vollständigste systematisirt haben, nichts weniger als ein in allen Theilen fertiges und von allen seinen Bekennern auf gleiche Weise vorgetragenes ist. Von ihm sagt Oberpräs. v. Schön zu Lauderdale's Uebersetzung: 'Durch Ad. Smith ward Licht in der Staatswirthschaft: Auch die Sonne hat Flecken. Wer dieselben zeigt, nimmt ihr nichts in ihrem Ganzen.' Ref. bemerkt, daß ihm unter vielen Ansichten, welche er über dieses System schon gelesen hat, die des Verfs als die richtigere und

haltbarere erscheint, indem sie es in der Gestalt darlegt, in welcher es nach Smith von den treuesten Schülern entworfen wurde, und die Hauptveränderungen andeutet, welche es im Geiste der abweichenden Schüler durchlaufen mußte.

So sehr man bemühet war, seine Mängel zu beseitigen und dasselbe zu ergänzen, so nothwendig erscheint doch eine neue, systematische Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirtschaftsordnung, womit die Arbeit des Verfs mehrfach gerechtfertigt ist, welcher die Aufgabe zum Grunde liegt, durch systematische Entwicklung das Dunkle aufzuklären, das Zweifelhafte gewiß zu machen, das Fehlende zu ergänzen und das etwa Vershobene an die rechte Stelle zu stellen: die vorhandenen Kenntnisse zu wissenschaftlicher Einheit und Uebereinstimmung aller, auch der kleinsten, Theile zu erheben und insbesondere die rechte Volkswirtschaftsordnung zu Tage zu fördern. Er zeigt, daß man den Unterschied zwischen einer bloß geselligen und staatsgesellschaftlichen Oekonomie nicht frühzeitig aufgestellt und fest gehalten habe; daß man sprachwidrig die Nationalökonomie in Volkswirtschaft und Volkswirtschaftspflege theile, da ja Nation und Volk eins und dasselbe bezeichnen und daß man sie füglich in die 'bürgerliche Wirtschaft und in die Pflege der bürgerlichen Wirtschaft' theilen könne; erstere habe es mit den Naturgesetzen der bürgerlichen Thätigkeiten, welche selbst unter Voraussetzung eines gefühlten Staatsverbandes größtentheils dem Eigennutze entsprängen; letztere mit den Naturgesetzen der Regierungsthätigkeit in Begriff der bürgerlichen Wirtschaft zu thun, welche (Naturgesetze) dem Gemeingeiste entspringen müßten.

Die bürgerliche Wirtschaft behandelt der Vf.

in drey Abschnitten: I. die Erzeugung der bürgerlich-wirthschaftlichen Güter in vier Kapiteln: 1) Begriff derselben und ihre Erzeugung S. 32 — 42.; 2) die Güterquellen und ihre Bedingungen S. 42 — 58.; 3) die Gewerbe als Unternehmungen der Production S. 59 — 68. und endlich den Ertrag und seine Beziehungen zu den Einzelnen und zur Gesammtheit S. 68 — 81. II. Die Vertheilung der ökonomischen Güter unter die Producenten in sechs Kapiteln: 1) die Grundlagen der ursprünglichen Gütervertheilung S. 83 — 89.; Natur und Geseze des Preises, insbesondere des Producentenpreises S. 90 — 98.; 3) die Bildung der Renten nach den Gesezen des Preises S. 99 — 116.; 4) Verhältniß der Renten und Producentenpreise S. 116 — 125.; 5) das Geld und sein Einfluß auf die Preise und Renten S. 125 — 137. und 6) das Verhältniß der Renten zur Nationalwohlfaht S. 137 — 143. III. Die Verzehrung der ökonomischen Güter durch die Producenten, und die abgeleitete Gütervertheilung in vier Kapiteln; 1) die Hingabe körperlicher Güter gegen unkörperliche S. 144 — 152.; 2) Leibliche Verwendung der ökonomischen Güter S. 152 — 160.; 3) die Capitalisation S. 160 — 169. und endlich 4) das Verhältniß der Verzehrung zur Nationalwohlfaht S. 170 — 176.

Die Hauptidee dieser Uebersicht beruht auf dem Inbegriffe der ökonomischen Thätigkeit der Bürger, in sofern diese nicht den Impuls von der Regierung empfangen, und auf der Verbindung der Bürger, wobey die Regierung als unthätig gedacht wird. Sie dreht sich um die besonderen Gesichtspuncte für die Erzeugung, für die Vertheilung und für die Verzehrung der Güter durch Producenten. Was der Verf. hier gibt, nennt Voß die reine Staatswirthschaftslehre, ohne

zu bedenken, daß vorerst zu untersuchen ist, wie Bürger für sich im Vereine wirken; nach welchen Naturgesetzen sie zu Gütern gelangen und diese verzehren, ehe man wissen kann, wie die Regierung eingreifen soll; und wie die Wissenschaft das Verhältniß des Staates zur Güterwelt zu betrachten und nachzuweisen hat, was dieser zu thun habe, um jenen Gesetzen eine wohlthätige Wirksamkeit zu sichern, was Sache der Staatswirthschaftslehre ist, welche in der Nationalökonomie ihr Fundament zu suchen hat. Aus dem besonderen Grunde, daß diese nicht in das Gebiet der Staatswissenschaften gehört, stimmt Ref. der Ansicht des Verf. vollkommen bey, und hält er dieselbe für eben so umfassend als richtig. Er billigt die durchgreifende Beleuchtung des Begriffes der wirthschaftlichen Güter und ihrer Erzeugung nach allen Seiten um so mehr, als ohne ihn weder eine richtige Einsicht in den Nationalwohlstand, noch eine gehörige Vorstellung vom Ertrage der Wirthschaften möglich ist, und aus dem unvollständigen Begriffe hiervon die meisten Irrthümer und Widersprüche in den Systemen der Volkswirthschaftslehre entsprangen.

Ueber die Aufnahme der Dinge als wirthschaftliche Güter sind bekanntlich die Schriftsteller getheilt: so will unter anderen ein gewisser Herrmann in München die körperlichen Güter unter die wirthschaftlichen aufgenommen haben, weil sie Werth hätten, ein Gegenwerth gegen sie gegeben werde, die Producenten derselben als Stände der Gesellschaft daständen, und sich durch freyen Verkehr den Erwerb verschafften. Gründlich weist der Verf. nach, daß alles dieses noch keine genügende Merkmale der wirthschaftlichen Natur seyen; indem man z. B. an der Leistung eines Freudenmädchens alle diese Eigenschaften ebenfalls

finde, und doch es gewiß noch niemand eingefallen sey, sie in das Register der wirthschaftlichen Güter zu setzen. Ref. hätte noch manche ähnliche Bemerkungen über das Unstatthafte der Herrmannschen Meinung beyzufügen, wenn die angeführte nicht hinreichend wäre, die Wichtigkeit derselben zu beweisen und zu versinnlichen, wie viel den Kenntnissen Herrmann's noch fehlt. Beleuchtet auch der Verf. seinen Gegenstand auf eine oft peinliche und nicht selten geschraubte Weise, so ist er doch durch obige Wichtigkeit des Begriffes völlig entschuldigt.

Nicht weniger gründlich erörtert er das wohl berechnete Zusammenwirken von gewissen Kräften, Natur, Arbeit und Capital, als Grundquellen der Güter. Das letzte erzeugten die beiden ersten schon frühe; es tritt jetzt mit ihnen zu neuer und höherer Production zusammen. Die erste Quelle für die Güter, die Natur, wofür Ref. lieber Naturkraft setzen wollte, weil ohne irgend eine Kraft kein Gut, auch nicht einmahl in freyem rohen Zustande, erzeugt wird, und z. B. in dem Boden eine gewisse Kraft liegen muß, welche die Güter hervor bringt; fehlt dieselbe, so ist die Quantität und Qualität der letzteren nicht nur unbedeutend, sondern beide sinken endlich zum Nichts herunter. Mit der Arbeit hängt die Population eng zusammen; in diesem Sinne betrachtet sie der Verf., woben er nachweist, in wie fern der Arbeitslohn zu den Kosten der Unternehmer, aber nicht der Nation, gehört. Besonders umfassend und gründlich behandelt er den Character des Capitals nach Smith's Systeme, und zeigt mit großer Gewandtheit, daß Natur, Arbeit und Capital nicht abgesondert und planlos, sondern nur verbunden und systematisch etwas erwirken können, weswegen er das Wesen der Ver-

einigung der Arbeiter und Theilung der Arbeit mit Anwendung auf den Wirthschaftsorganismus der Bevölkerung genau erörtert und mit Hinweisung auf einzelne Arbeiten untersucht.

Auf den Grund, daß die ständigen Unternehmungen der Gütererzeugung die productiven Gewerbe bilden, beantwortet er die Fragen, wie viele Classen der productiven Gewerbe sich denken lassen; wie die Unternehmungen ständig werden, und wovon der Umfang und der Betrieb der Gewerbe abhängig ist. Er zerlegt die Production, welche ihm, und mit Recht, nichts als die Darstellung von körperlichen, tauschwerthen Gütern für eine gegebene Menschenmenge ist, in die Gewinnung von Körpern, in die objective Brauchbarmachung der Körper und in die Zurechtlegung und Zuführung der brauchbaren Körper für die bedürftenden Individuen, welche drey Functionen, die des Erdbaues, der Fabrikation und des Handels bezeichnen. Daß der Verf. hier das Immaterielle unberührt läßt, kann Ref. nicht billigen; es bildet unstreitig die erste und wichtigste Classe der Production; seine Güter stehen über allen anderen; beherrschen jene drey Güterclassen und bilden subjectiv die Grundlage für alle Gütererzeugung. Kommt auch der Geist, die Schule und Wissenschaft neben den Landbau, die Gewerbe und den Handel zu stehen, so benimmt dieses Verhältniß dem Immateriellen nichts an seinem Werthe, vielmehr erhöht es diesen und zeigt es den inneren Zusammenhang und das lebendige Durchdringen des Materiellen durch das Immaterielle. Die Gewinnung der geistigen Güter beruht immerhin auf Operationen und bahnt den Weg zu jenen äußeren Gütern zu gelangen, und diese gesetzmäßig in der möglichst kurzen Zeit, mit dem geringsten Aufwande von Arbeit, Geld

und Kraft möglichst gut und den Bedürfnissen völlig entsprechend zu producieren.

Darin stimmt Ref. jedoch dem Verf. bey, daß er gegen die Ansicht von Vos, Rau u. A. den Handel in die Kategorie der Production aufnimmt, da derselbe gewiß eben so sichtbar und sinnlich auf den Körper wirkt, als die Fabrication. Ja er wirkt in beiden Beziehungen noch stärker, wie jedem die tägliche Erfahrung in England und Holland, in Frankreich und den Niederlanden und namentlich seit der neuesten Zeit in Deutschland lebhaft zu erkennen gibt. Was diese Staaten im Großen darstellen, versinnlichen einzelne Handelsstädte im Kleinen. Alle liefern Beweise, daß ein Gut, welches von dem Orte des Ueberflusses in den des Mangels gebracht wird, gewiß eine eben so große Veränderung erfährt, als wenn es chemisch umgestaltet wird. Denn das Wesen der Güter besteht in der Brauchbarkeit für die Menschen, mithin muß die Verwandlung der idealen Tauglichkeit in eine reale für eine materielle Werthschaffung gelten. So argumentiert der Verf. und mit ihm Ref., welcher den Landbau, die Fabrication und den Handel für reine Kategorien der Production und als solche für gleichzeitige und concentrische Kreise der Industrie, mit ihm aber gegen ihn noch das Immaterielle als gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Production und Industrie überhaupt ansieht, welcher jene die Kreise um sich bilden hilft, und von welchem alle wirksamen Kräfte ausgehen.

Nationalertrag heißt dem Verf. das Totalerzeugniß der productiven Unternehmungen eines Volkes. Ist nun die Nation hinsichtlich ihres Erwerbes als ein einziger Mann anzusehen, und kann dessen Geist vom Körper nicht getrennt wer-

den, also der letztere ohne den ersteren keine Güter producieren, und ist der Nationalertrag durchaus nicht aus den Erlösen der Unternehmer durch einfache Addition und Subtraction nach Art der Unternehmer zu ermitteln, wie der Verf. eben so geistreich als belehrend darstellt, so erwächst hieraus für die Ansicht des Ref. wegen der immateriellen Production ein geniß umfassender Beweis, welcher für viele andere gelten mag, die er noch aus den Erörterungen des Verfs abstrahieren könnte; wie dieses z. B. bey der Productivität der Geschäfte und Menschen; bey dem Nationalwohlstande als Erfolg des Nationalertrages und bey der Darstellung des Ideals der Production als Resultat aller Erörterungen sich näher würde nachweisen lassen. Die übrigens gründliche und scharfsinnige Erörterung des Reinertrages und seiner Beziehungen, worüber die Schriftsteller sich so sehr widersprechende (weil im Character des Ertrages nicht begründete) Ansichten vertheidigen; die Begründung des Nationalwohlstandes, ob durch den rohen, oder durch den reinen Nationalertrag? und die Aufzeichnung der Eigenschaften, die keiner Nationalindustrie fehlen dürfen, wenn sie ein allgemeines Wohlseyn begründen soll, muß man im Buche nachlesen, um von dem wissenschaftlichen Werthe der Untersuchungen sich recht lebendig zu überzeugen.

Wie wichtig die Frage ist, auf welchen Grundlagen die Vertheilung des Ertrages unter die Theilhaber der Production beruhe, ergibt sich schon daraus, daß der Ertrag ursprünglich denen gehört, die zu seiner Hervorbringung zusammen wirkten, aber auch diejenigen, die an der Production durch unmittelbare Arbeit oder Vermögen Antheil haben, ihren Antheil davon gleichfalls er-

halten müssen, und daß die Gütervertheilung eine ursprüngliche unter die Theilnehmer der Production und eine abgeleitete unter die übrigen Classen der Gesellschaft ist. Durch Aufstellung und Erläuterung der Ansicht von Smith über die Entstehung der Renten gelangt er bey der Critik jener Deduction zu den ihr anklebenden Irrthümern hinsichtlich des Capitals und Grundeigenthums und zur wahren Würdigung, nachdem er den Preis erörtert hat, von dem die Bildung der Renten abhängt. Um jedoch die schwere Aufgabe der ursprünglichen Gütervertheilung von ihren Lücken und Irrthümern zu befreien, weist er nach, wie sich nach den Gesetzen des Preises die Renten bilden, und betrachtet er den Einfluß der Renten auf die Producentenpreise und dieser auf die Renten. Dann zieht er das Geld und seinen Einfluß auf Renten und Producentenpreise in Erwägung; ermittelt das Verhältniß der Renten zur Nationalwohlfahrt und entwickelt endlich das Ideal der Gütervertheilung, woraus klar wird, welchen Preis die Unternehmer für ihre Producte ins Gesammtbuch einschreiben, und welchen die Theilnehmer der Production für ihre Antheile abschreiben dürfen.

Dieser Ideengang ist mit einer Consequenz und mit einem Aufwande von Kenntnissen in der Sache behandelt, wie man es in keinem Werke ähnlicher Art findet; die einzelnen Gedanken begründen sich wechselseitig; aus dem Preise wird der Tauschwerth als verschieden abgeleitet; die Bestimmungsgründe des Preises, nämlich der Gebrauchwerth der Objecte, die Kosten beym Umfaze der Güter und die Differenz beym Bedarfe und Vorrathe führen zu ihrer Wirksamkeit; helfen den Arbeitslohn, den Capitalwerth und

Zins bestimmen; versinnlichen die Umstände der Benutzung eines Grundstückes und die Grundrente; characterisiren den Unternehmungsgewinn und bilden die Grundlage für das Verhältniß der Renten zu einander, und der Productenpreise, welches der Verf. scharfsinnig und nach des Ref. Ansicht gründlicher als seine Vorgänger entwickelt. Das Geld ändert sich in seinem Werthe, und in seinen Preisen stellen sich eigenthümliche Erscheinungen dar, mithin ist die Erörterung seines Wesens, die Beleuchtung der Natur seiner Preisveränderungen und die Erklärung seines Einflusses auf die Renten und die Productenpreise nach den Ansichten des Verf. ein besonders lobenswerther Theil seiner Schrift, welcher in der Auseinandersetzung des Verhältnisses der Renten zum Nationalertrag und zu den Personen, welche sie beziehen, seinen höchsten Werth für den Leser erhält, weil dieselbe das Ideal der ursprünglichen Gütervertheilung zugänglich macht, und zeigt, daß sie nur dann vollkommen ist, wenn der Lohn der arbeitenden Classen in der ersprießlichen Höhe, der Zinsfuß in der gedeihlichen Niedrigkeit gewährleistet, die Grundrente und der Profit im mittleren Stande erhalten und die Totalbeträge in solche individuelle Portionen zerlegt werden, daß das Volk auf der breiten Basis eines gebildeten Mittelstandes ruhet. Ref. kann nicht unterlassen, auf den gebildeten Mittelstand hinzudeuten, und hiermit eine Quelle für die Aufnahme der immateriellen Güter in die Nationalökonomie zu bezeichnen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Arbeiter, Capitalisten, Grundbesitzer und Unternehmer ihr rohes Einkommen zum Erfasse der Erwerbskosten und zur Verzehrung (aber auch zur Er-

sparung von Vermögen für sich und für die Ihrigen) verwenden. Wohl ist die Hingabe körperlicher Güter gegen unkörperliche eine Verzehrung von Seiten der Producenten und zuerst zu erörtern, weil sie eine abgeleitete Vertheilung jener Güter verursacht, und diese wieder in die materielle Vertheilung übergeht, wobey der Luxus, jener Krebschaden des Wohlstandes aller Stände unserer Zeit, der mit jedem Jahre furchtbarer um sich greift, und den Ruin des Körpers und Geistes, eine völlige Demoralisation aller Stände herbey führt, der, wie die Geschichte lehrt, die Völker vernichtet, die Dienste für Befriedigung der Bedürfnisse, welche in geometrischer Reihe steigen, und deren Preise; der Haushalt der dienstthuenden Population, die Wirkungen des Umsatzes der körperlichen Güter gegen unkörperliche, und der Nutzen der dienstthuenden Population und manche andere Gegenstände zur Sprache kommen, und mit möglichster Klarheit, obwohl kurz, erörtert werden.

Nicht weniger gründlich wird die leibliche Verwendung der ökonomischen Güter durch die producierenden und dienstthuenden Classen behandelt, indem der Verf. von eigener und fremder Consumption und Begründung der reinen Zehrer; von der luxuriösen und mäßigen, stabilen und veränderlichen, von der in- und ausländischen Consumption spricht, und endlich die Capitalisation als eine sehr zusammen gesetzte Operation erörtert, welche durch die Sparsamkeit und Vermeidung der Verschwendung beginne, sich durch die Anlage der Vorräthe und Vermeidung des Verbrauchs derselben enthalte und durch Vermehrung und Erhaltung des productiven Capitals vollende. Diese Gesichtspuncte betrachtet der Verf.

nach den Ansichten der verschiedenen Schriftsteller in den jedesmahligen Gegensätzen, z. B. Verschwendung und Sparsamkeit, Sammlung und Zerstreuung der Vorräthe, und bespricht besonders lehrreich die Vermehrung des productiven Nationalcapitals, welche er in einer steigenden, wohlthätigen Population findet. Wahr ist diese Behauptung, aber die socialen Verhältnisse sehen der Gewinnung dieser sichersten und für das Volksleben gedeichlichsten Grundlage die größten Hindernisse entgegen.

Endlich handelt der Verf. vom Verhältnisse der Verzehrung der ökonomischen Güter zur Nationalwohlfaht, welche von der Consumption in sehr hohem Grade abhängt; indem Verzehrung der Zweck des Erwerbes und Wohlbehagen aus dem Gütergenusse das Ziel der ökonomischen Bestrebungen ist. Er erörtert das Verhältniß der Consumption und Production hinsichtlich der Annahme der Physiokraten, wornach sich beide stets ins Gleichgewicht setzen; und der Behauptung von Malthus, wornach die Consumption hinsichtlich der Lebensmittel wegen der Tendenz der Population zur Uebervölkerung sich früher oder später über die Grenze der Production hinaus heben, die Production der Fabrikate dagegen wegen der Capitalfülle über die Grenzen der Consumption oder des Absatzes hinaus schwingen müsse, und zeigt, daß keine Ansicht probehaltig sey. Jedoch kann Ref. wegen der Einwendungen gegen die Theorie von Malthus mit dem Verfasser nicht unbedingt übereinstimmen, da sich in unseren Tagen die Folgen starker Bevölkerung im Vergleiche zu den Lebensmitteln deutlich genug zu erkennen geben. Am Schlusse berührt der Verf. das Verhältniß der Consumption zum Wohl-

behaagen der Mehrheit mit der Folgerung, daß alle Classen sich desto besser befinden, je angemessener der Aufwand aller Classen ist, und daß Ideal der Consumtion, welche hinsichtlich der Quantität durch das Maß des Ertrages, hinsichtlich der Qualität durch das vernünftige Bedürfnis und durch die wirthschaftliche Vorsicht sich bestimmt. Auch hier stellt sich die Nothwendigkeit der immateriellen Güter zu deutlich dar, als daß Ref. es für nöthig erachtet, sich weiter darüber zu erklären.

Nachdem der Verf. im ersten Theile ein Ideal der Production, Urvertheilung und Verzehrung der ökonomischen Güter dargestellt und seine Realisierung als die wahre und natürliche Ordnung der Volkswirthschaft, zugleich aber auch die Nothwendigkeit einer höheren Nachhülfe, d. h. einer Pflege derselben, einer Wirthschaftspolicey nachgewiesen hat, erörtert er diese im zweyten Theile durch vier Abschnitte, indem er jenen drey noch einen vierten in der genügenden Auseinandersetzung der Natur und Mittel jener Pflege beynsetzt und mit den Grundsätzen aller Wirthschaftspflege im ersten Abschnitte durch vier Kapitel beginnt: 1) Aufgabe der Wirthschaftspflege S. 180 — 186.; 2) Beruf der Regierung zu jener Pflege S. 186 — 192.; 3) Mittel derselben zu ihr S. 192 — 201. und 4) Systeme der Wirthschaftspflege S. 201 — 210.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Stuttin*g*ische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 22. Januar 1838.

Stuttgart und Tübingen.

Beschluß der Anzeige: Schön's neue Untersuchungen der National-Oekonomie.

Der zweyte Abschnitt enthält die Pflege der Production: 1) Sorge für die Güterquellen und ihre Bedingungen S. 211 — 221.; ; Pflege des Gewerbsbetriebes S. 221 — 249.; ; 3) Pflege des Absatzes und sohin des auswärtigen Handels S. 249 — 273.; ; der dritte die Pflege der ursprünglichen Gütervertheilung und zwar 1) des Geldwesens S. 274 — 289.; ; 2) der Creditanstalten S. 289 — 303.; ; 3) der ursprünglichen Renten S. 303 — 318., endlich der vierte die Pflege der Consumtion und abgeleiteten Gütervertheilung; 1) der wirthschaftlichen Bilanz S. 319 — 334.; ; 2) der Lebensnothwendigkeiten S. 334 — 348. und 3) des edleren Lebensgenusses S. 348 — 356.

Kurz und treffend bezeichnet der Verf. die Aufgabe der Wirthschaftspflege in der Verwirklichung der allgemeinen Wohlfahrt. Wegen der hierüber herrschenden, sich oft widersprechenden, Meinungen, betrachtet er letztere und hebt das

Richtige heraus. Nach Prüfung der Ansicht der Statistiker, welche den Wohlstand der Nationen nach gewissen, in der Regel bey wohlhabenden Völkern sich darstellenden Merkmalen bemessen, und der Staatswirth, welche ihn in das wachsende Nationalvermögen und Nationaleinkommen setzen und Nachweisung der größeren oder geringeren Haltbarkeit stellt er als richtige Ansicht diejenige auf, wornach die Nationalwohlfaht darauf beruht, daß die Erzeugung, Urvertheilung und Verzehrung der ökonomischen Güter eine gemeingute sey, worauf allein alle Wirthschaftspflege gerichtet seyn müsse. Diese Aufgabe beleuchtet er allseitig und geht zu den Gründen über, aus welchen die Regierung des Volkes sich der Wirthschaft annehmen müsse. Auf das Staatsinteresse, auf die Einsicht und auf die Macht gründet sich der Beruf der Fürsorge; kein Moment darf fehlen, und jedes gibt dem Ref. für die Aufnahme der immateriellen Güter einen Beweis.

Das Staatsinteresse an der bürgerlichen Wirthschaft schildert er als moralisches und materielles; für die Einsicht der Regierung unterscheidet er die in das Technische und die in das Moralische und Politische der Gewerbe und für die Macht eine physische und moralische. Jedes Verhältniß entwickelt er eben so geistreich als gründlich, ohne mehr als das Wesentlichste und Nothwendigste zu sagen. Zu den Mitteln rechnet er Ermunterungen aller Art, Gesetze und positive Anstalten; wobey er die Vortheile und Nachtheile sorgfältig erwähnt und besonders letztere der Prämien und Privilegien, welche Nebenius in seiner Schrift 'über technische Lehranstalten' treffend geschildert hat, woraus der Verf. noch manche Idee entnehmen konnte; daher bleibt hier noch manches Verhältniß zu wünschen übrig, dessen nähere Erörterung man etwa suchen möchte.

Unter den Systemen der Pflege für die Wirthschaft schildert er vorzugsweise die ökonomische Bevormundung, die absolute ökonomische Freyheit und die natürliche Volkswirthschaftsordnung, welche aber vor der Hand nur eine philosophische Ahnung ist. Jedoch verschafft ihr der Verf. eine gewisse Grundlage und einige Realität, indem er für sie als obersten Grundsatz aufstellt, daß es eine dem Volke gewissermaßen angeborne Lebens- also auch Wirthschaftsordnung gebe, welche durch das Volk selbst realisiert werde, und als zweyten Satz angibt, daß der Staat als Association aller Associationen nur dasjenige durch die Regierungen einleiten solle, was über die Communen hinaus gehe, und hierbey hinsichtlich der letzteren auf allgemeine Gesetze sich beschränken müsse. Mit diesen zwey Wahrheiten stehe und falle das System. Unbefangen beurtheilt, kann man dem Vf. nichts Erhebliches entgegen, obgleich die Sache noch eine weitere Begründung erfordern dürfte.

Sache der Regierung ist es, die der Natur und Arbeit, dem Capitale und der Arbeitsvertheilung sich häufig entgegen stellenden Hindernisse zu überwinden; daher betrachtet der Verf. diese Verhältnisse und schreibt jener den Wirkungskreis für jedes vor, wobey er der Arbeitsvertheilung wegen der Befreyung von ihren Hindernissen und wegen einer hinreichenden Sicherung vor Mißbrauch derselben eine besondere Aufmerksamkeit widmet. Das System des Zwanges, der absoluten Freyheit und der freyen Ordnung betrachtet er sehr vorsichtig, denn für das des Gewerbsbannes hebt er die Vortheile und Nachtheile genau hervor und erwägt sie nach allen Seiten; die Gründe der absolut freyen Wirthschaft prüft er sorgfältig, und das der freyen Gewerbeordnung würdigt er nach seinem ganzen Umfange. Für jedes System stellt er drey Gesichtspuncte

auf, welche die jedesmahligen Vortheile und Nachtheile veranschaulichen und den Character desselben durchschauern lassen. Für den auswärtigen Handel ist hinsichtlich des Prohibitivsystems, des der unbedingten Freyheit und des freyen Schutzsystems das Erforderliche gesagt; der Vf. erklärt sich meistens für die gemäßigte Ansicht, entwickelt aber eine Summe von Kenntnissen, welche seine umfassenden, gediegenen und gründlichen Studien nationalökonomischer Schriften und eigene tiefe Forschungen bekräftigen.

Aus den Darstellungen geht hervor, daß das freye Prohibitivsystem der von der Natur angeordneten Vertheilung der Kräfte, Talente und Producte eben so wenig entspricht, als die absolute Handelsfreyheit mit den positiven Einrichtungen und Verhältnissen der wirklichen Staaten und ihrer Einwohner harmoniert; daß hingegen das freye Schutzsystem, welches das Princip des freyen auswärtigen Handels fest hält, und nur schützende Anstalten zu Gunsten der concreten Volks- und Staatsinteressen anordnet, mit den natürlichen und positiven Verhältnissen der Länder und Völker im Einklange steht. Da übrigens dieses leicht mit einem bloßen Grenzsteuersysteme, ja selbst gar mit dem Prohibitivsysteme verwechselt oder vermischt werden kann, und nur da in seinem wahren und wirklichen Character vorhanden ist, wo seine Grundsätze vorhanden sind, so hebt er die drey wichtigsten derselben heraus und gibt dadurch dem aufmerksamen Leser sehr viel Stoff zum Nachdenken über sein Realisiren und Bestehen, über seinen Character und über die Vergleichung der Grundsätze mit den jedesmahligen Annahmen für die Vertheidigung und Bekämpfung der beiden anderen. Refer. kann hierauf bloß hindeuten und auf das Nachlesen im Buche verweisen, da das Herausheben einzelner Stellen

um so weniger thunlich ist, je weniger die Darstellungen mit einander verbunden sind, und je weniger einzelne Sätze ohne ihren Zusammenhang ihre volle Bedeutung behalten. Hierin besteht eine besonders lobenswerthe Seite der Schrift, welche dieselbe vor vielen anderen auszeichnet. Sie sagt mit wenig Worten und wenig Sätzen viel, erwirbt sich dadurch einen eigenen wissenschaftlichen Werth und wahrhaft mathematischen Character, der so vielen Werken ähnlicher Art völlig abgeht.

Es ist in der Natur der Nationalökonomie gegründet, daß, wenn die Vertheilung der Güter unter die Producenten keine Beeinträchtigung für den Einzelnen in sich schließen soll, im Allgemeinen und zunächst zu sorgen ist, daß die den einzelnen Producenten gebührenden Portionen in einem sicheren Gelde ausgezahlt werden. Daher bespricht der Verf. zuerst die Nothwendigkeit des Münzsystems und macht es den Regierungen zur heiligsten Verpflichtung, die Ausmünzung nach einem gerechten, für den Güterumsatz bequemen Systeme zu betreiben. Er belehrt über den in verschiedenen Zeiten verschiedenen Werth des Goldes und Silbers; bespricht den Einfluß des Gewichtes und Feingehaltes großer und kleiner Münzen; bezeichnet die Obsorge für die gehörige Geldmenge und verbreitet sich besonders über die Nothwendigkeit der vorhandenen Edelmetalle im Staate und über die Frage, auf welche Art und durch welche Mittel man jene Geld- und Münzmenge sichern könne, welche einen möglichst stabilen Geldwerth zum Vortheile der verschiedenen Volksklassen verspreche. Er geht tief in die inneren und eigenthümlichen Verhältnisse des Staats, ganzen und der Private ein und folgert daraus Gesichtspuncte für Regierung und Volk, welche,

wenn sie genau berücksichtigt werden, den erwünschten Zweck nie verfehlen werden.

Da man es als staatswirthschaftlichen Grundsatz anzunehmen hat, daß das Streben, sich in gutem Credite zu erhalten, für Ordnung, Sittlichkeit und Rechtlichkeit von größtem Nutzen ist, daß derselbe stets erhöht, der Preis der Güter durch Vermehrung der Nachfrage gesteigert werde u. s. w., so stellt sich vorzüglich des Geldes wegen zu allgemeiner Pflege und Beachtung der Credit dar, worunter der Verf. ganz richtig jene Macht des gemeinen Vertrauens auf die Erfüllung aller Versprechen, mittelst welcher Worte wie Geld umlaufen, das liegende Vermögen fließend, das kommende aber gegenwärtig wird. Vor allem sind es daher die Anstalten, welche derselbe ins Leben ruft, welche zu tief in das ganze Geldwesen eingreifen, zu sehr die Contracte berühren, worauf die Renten beruhen, als daß die Regierung nicht alle Sorge für ihn verwenden sollte. Der Vf. betrachtet unter besonderem Bezuge der Untersuchungen über den öffentlichen Credit von Nebenius die Wechsel, Girobanken und Clearing-houses, die Zettelbanken und das Staatspapiergeld; die Leihbanken und Hypothekenbanken; und hebt im Besonderen den Nutzen hervor, welchen z. B. die Anstalten zur Versilberung des Vermögens gewähren, der über die Zinsen der Darleihen hinaus geht. Auch den Nutzen der Tilganstalten bey Staatsschulden berührt er, wenn auch nur kurz, jedoch so, daß man leicht den Character der Sache zu durchschauen im Stande ist.

Zur Sicherstellung des Einkommens reichen meistens die weisesten Anstalten für die Production und für den Erwerb der Producenten nicht hin; in Ansehung des Lohnes, welcher dem Vf. nicht weniger als der Preis der Menschenverwendung, also der Menschenverdienst ist; seines Werthes für

die Arbeit, welche ihn finde und der sie wieder lohne; hinsichtlich des Umherziehens, welches in der Regel die arbeitende Classe auf das gräßlichste demoralisirt und die Orte, über welche der Zug geht, meistens bedroht; hinsichtlich der Maßregeln wegen des Zinsfußes, dessen Höhe den industriellen Unternehmungen so sehr im Wege steht, dessen zu niedriger Stand aber auch mit Nachtheilen verbunden ist; wegen der Grundrente, der man oft keine Pflege gönnt, und wegen des Gemeinfaßes theilt der Verf. Gedanken mit, deren Realisirung in Staaten zur Sicherung der allgemeinen Wohlfahrt wesentlich beytragen, weswegen Ref. das sorgfältigste Studium des Buchs jedem Staatsbeamten, besonders dem des Administrativ- und Finanzfaches wiederholt und nachdrücklichst empfiehlt, wenn ihm gründliche Belehrung erwünscht ist.

Besonders umfassend behandelt er die Pflege der wirthschaftlichen Bilanz in Betreff der Einschränkung der reinen Zehrer, der Muzlosen und Armen. Diese Classe von Menschen erregt in unsern Tagen mancherley Bedenklichkeiten, gab schon zu vielen Erörterungen, Maßregeln und Gesetzen Veranlassung, wurde aber im Allgemeinen vermehrt, statt vermindert. Das Gefährliche dieser Zunahme leuchtet wohl jedem ruhigen Beobachter ein; allein die dagegen angewendeten Maßregeln sieht er oft wenig nützen. Die Familien, welche ohne werthvolle Gegengabe, oder ganz und gar nur durch erzwungene oder freywillige Beiträge der nützlichen Familien ihren Unterhalt gewinnen, jene wandernden Banden von Musikanten, Schauspielern, Seiltänzern und anderen Künsteleyen, welche keinen reellen Nutzen stiften; Entstehung und Verbreitung der Armen, Müßiggang und Arbeitslosigkeit zc. werden sorgfältig bewacht und beseitigt; für den öffentlichen Aufwand

werde ein gewisses Maß erzielt; für den mäßigen Preis der ersten Lebensmittel werde gesorgt; den Armen und namhaft Bedürftigen das Nöthige gereicht und den Anstalten gegen die Luxurie, besonders durch Sparcassen und zur Veredelung des Genusses zc. die größte Aufmerksamkeit gewidmet, weil sie großen Nutzen in physischer, politischer und moralischer Hinsicht gewähren.

Ein Rückblick auf den Ideengang des Verfs zeigt, daß er von der materiellen Wirthschaftsordnung auf eine moralische Lebensordnung des Volkes gekommen ist; daß zwischen beiden eine innigste Wechselwirkung besteht; daß der menschliche Geist auf der untersten Stufe nur Unterschiede; auf der zweyten die Aehnlichkeit des Unterschiedenen sieht, und auf der dritten in den Zusammenhang aller Dinge dringt; daß sich aus dem Ganzen die Grundlinien einer natürlichen und zugleich moralischen Volkswirthschaftsordnung heraus stellen, und daß jedem Volke eine gewisse Regel und Ordnung angeboren ist, die sich zur Thätigkeit vereinter Einzelnen selbst zu verkörpern strebt, aber auch eine vorsorgende Intelligenz jener sich annehmen muß, welche gegen feindliche Elemente schützt. Ref. entnimmt aus der ganzen Darstellung einen unumstößlichen Beweis für die Aufnahme des Immateriellen in die Rationalökonomie und behauptet, daß der Vf. durch seine Grundlinien jener Volkswirthschaftsordnung, durch die darin herrschende Wechselwirkung, welche nur der Geist bewältigen kann, und durch die Nothwendigkeit der vorsorgenden Intelligenz, ohne es selbst zu wollen, den einleuchtendsten Beweis für seine (des Ref.) Ansicht geführt hat. Das Papier ist sehr schön; aber die Correctur, trotz der vielen Verbesserungen, nicht sorgfältig gehandhabt.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. 15. S t ü c k.

Den 25. Januar 1838.

G ö t t i n g e n.

Die Königl. Societät der Wissenschaften hat unter dem 8. d. M. durch den Hofrath Hausmann eine vorläufige Notiz über eine vaterländische Entdeckung erhalten, welche unstreitig zu den merkwürdigsten Auffindungen gehört, die neuerlich im Gebiete der Geognosie gemacht worden.

Der Präsident des landwirthschaftlichen Provincial-Vereins für das Fürstenthum Lüneburg zu Uelzen, Herr Oberst von Hammerstein, der verdienstvolle Verfasser mehrerer ökonomischer Preisschriften und eifrige Beförderer der vaterländischen Landwirthschaft, hatte die Güte, dem Hofrath Hausmann im November v. J. zwey Proben von Erdarten zu übersenden, welche bey einer von jenem Vereine veranstalteten Untersuchung des Untergrundes im Amte Ebstorf, unweit Dberohr erhoben worden. Die ausgezeichnete Leichtigkeit dieser Erdarten machte es zwar unwahrscheinlich, daß sie von thoniger Natur

seyen; aber ihr Aggregatzustand ließ doch auch nicht auf reine Kiesel Erde schließen, woraus sie dem ungeachtet nach der von dem Hn Dr Wiggers im academischen Laboratorio gefälligst damit vorgenommenen, chemischen Prüfung bestehen. Die Probe № 1. ist zufolge dieser Untersuchung, chemisch reine Kiesel Erde. Sie hat dabey einen feinen, höchst lockeren, flockigerdigen Aggregatzustand und eine freideweiße Farbe; fühlt sich sanft und mager, etwa wie Stärke, an, und knirscht nicht zwischen den Zähnen. Auf Wasser schwimmt sie einen Augenblick, sinkt dann aber nieder, und quillt darin allmählich etwas auf. Mit wenig Wasser vermengt, nimmt sie eine kleisterartige Consistenz an, ohne jedoch klebend zu werden. Die Probe № 2. ist ebenfalls Kiesel Erde, nur mit einem sehr unbedeutenden, im Feuer zerstörbaren Nebenbestandtheile. Sie ist im Bruche feinerdig, von einer bräunlichgrauen Farbe, mit einem schwachen Stiche in das Grüne, welche Färbung durch Anfeuchtung dunkler wird. Sie ist zerreiblich, mager aber sanft anzufühlen, und an der Zunge hängend. Auf Wasser schwimmt sie einige Augenblicke; sinkt dann aber, mit Geräusch Wasser einsaugend und unter Ausgeben vieler Luftblasen, nieder, und dehnt sich allmählich durch unregelmäßiges Zerschiefen aus, ohne ganz zu zerfallen. Durch Behandlung im Feuer nimmt sie schnell eine weiße Farbe an. Hin und wieder wird sie von Adern einer reinen, freideweißen, feinerdigen, mit kleineren und größeren Blasenräumen erfüllten Kiesel Erde durchsetzt.

Nach den von dem Hn Obersten v. Hammerstein dem Hofr. Hausmann mitgetheilten Nachrichten, hat sich diese Kiesel Erde in der oben erwähnten Gegend, an sechs verschiedenen Stellen, an dem Rande und ersten Abhange des

großen Plateaus der Lüneburger Heide, nur $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch vom Haiddboden bedeckt, in einer Mächtigkeit gefunden, welche in Erstaunen setzt. Die rein weiße Kieselerde bildet die obere Lage, in einer Mächtigkeit von 10 bis 18 Fuß; die gefärbte macht die Unterlage aus, und ist bereits 10 Fuß tief durchbohrt, ohne daß bis jetzt ihre untere Grenze erreicht worden.

Der eigenthümliche Aggregatzustand dieser Kieselerde führte den Hofrath H. auf den Gedanken, daß sie der im Torfmoor bey Franzensbad in Böhmen gefundenen Kieselguhr analog seyn, und wie diese durch die Kiesel-Panzer von Infusorien gebildet seyn möchte. Eine vorläufige, mikroskopische Untersuchung schien auch diese Vermuthung zu bestätigen. Um nun Gewißheit hierüber zu erlangen, übersandte der Hofrath H. dem berühmten Forscher der Infusorien-Weir, Hn Prof. Ehrenberg in Berlin — der durch seine merkwürdigen Entdeckungen über das Vorkommen fossiler Infusorien, ein ganz neues Feld der interessantesten Untersuchungen eröffnet hat — Proben jener Erden, mit der Bitte, sie in dieser Beziehung genauer zu prüfen; und erhielt durch seine Güte umgehend die Nachricht: daß beide Erden ganz und gar aus völlig schön und wohl erhaltenen Infusorien-Schalen bestehen, und zwar von sehr verschiedenen, aber nur von bekannten, noch jetzt in süßen Gewässern lebenden Arten; in der Erde N^o 1. von fremdartiger Beymischung rein; in N^o 2. mit organischem Schleim und dem Blüthenstaube (Pollen) von Fichten vermengt. Gleich bey der ersten Untersuchung war es dem Hn Prof. Ehrenberg gelungen, mehrere Arten von Infusorien, deren Schalen jene Kieselerde bilden, genauer zu bestimmen, und auszumitteln, daß in der unter-

ren Lage eine im Habichtswalder und Ungarischen Polierschiefer gefundene Infusorienart und eine andere der Böhmischen Kieselguhr eigenthümliche vorkommen, welche der oberen Lage ganz zu fehlen scheinen, wovon indessen die weitere Mittheilung noch zu versparen ist, um der Bekanntmachung der vollständigen Untersuchung des Herrn Prof. Ehrenberg nicht vorzugreifen.

Daß eine Masse von mehr denn 20 Fuß Mächtigkeit fast allein aus den Schalen von Thieren besteht, die für das unbewaffnete Auge unsichtbar, und nur durch Hülfe einer starken Vergrößerung zu erkennen sind — ist eine Vorstellung, die nicht zu den gewöhnlichen gehört, und bey welcher der Geist nur mit einiger Mühe zur Klarheit gelangen kann. Je weiter man aber die Sache zu verfolgen sucht, um so mehr muß man dadurch in Erstaunen gesetzt werden. Das sonst im flüssigen Elemente unsichtbar Vorhandene, überhaupt für die menschlichen Sinne ohne künstliche Mittel nicht Erkennbare, tritt durch unermessliche Anhäufung und Verdichtung in den Kreis der auf gewöhnliche Weise von uns wahrnehmbaren Erscheinungen; es geht dadurch eine starre Masse hervor, welche wägbar, fühlbar, sichtbar ist; und diese Masse stellt sich uns in einer Ausdehnung dar, welche nur nach einer Dimension betrachtet, die menschliche Größe um mehr als das Dreifache übersteigt! Wer vermag die Menge von Infusorien-Individuen zu zählen, welche erforderlich waren, um nur einen Cubikzoll dieser Masse zu bilden; und wer wagt die Anzahl von Jahrhunderten zu bestimmen, welche auf die Anhäufung ihrer mehr denn 20 Fuß mächtigen Lage verstrichen? Und doch ist diese Masse nur von gestern, wenn man sie mit an-

deren, dichterem Kieselmassen vergleicht, zu welchen Infusorien einer untergegangenen Schöpfung das Material dargeboten haben. Was würde aber aus jener lockeren, leichten Kieselerde — die durch ihre große Porosität und die Fähigkeit Wasser in Menge aufzunehmen, noch einigermaßen ihren Ursprung verräth, und sich so auffallend von dem gewöhnlichen Aggregatzustande der Kieselerde unterscheidet — geworden seyn, wenn statt der $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen Bodenschicht eine mächtige Erd- oder Felsenlage dieselbe bedeckt, oder wenn eine andere Kraft, etwa die Wirkung des Feuers, verdichtend darauf eingewirkt hätte? Dann würden wir zwar keine 20 Fuß mächtige Lage, aber vielleicht eine feste, Glasritzende, dem Stahle Funken entlockende, polierbare Steinmasse finden, bey welcher man noch weniger glauben würde — wenn nicht die Ehrenbergischen Entdeckungen die mannigfaltigsten Beweise dafür geliefert hätten — daß sie aus den Schalen unsichtbarer Thiere entstanden seyn könnte. Eine solche Verdichtung und Härtung kann aber jener lockeren Kieselerde einmahl auf einem anderen Wege zu Theil werden, wenn man vielleicht den Versuch machen sollte, sie zur Verfertigung von Glas, oder als Zusatz zur Porzellanmasse zu benutzen, wodurch der in naturwissenschaftlicher Hinsicht höchst merkwürdige Fund, zugleich eine bedeutende technische Wichtigkeit erlangen würde. Glas aus Infusorienschalen! Wer hätte noch vor wenigen Jahren an die Möglichkeit geglaubt, daß derselbe Körper, durch dessen Hülfe uns das unsichtbare Leben im Wasser offenbart worden, aus einem Material bereitet werden könne, welches von dieser nämlich Thierwelt des kleinsten Raumes abstammt;

daß man im Stande seyn werde, durch einen von unsichtbaren Wesen dargebotenen Stoff ein Mittel zu erlangen, um das Kleinste und Verborgenste wie das Größte und Entfernteste in der Schöpfung zu erforschen!

F r a u e n f e l d.

Bey Ch. Beyel, 1838: Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur nähern Kenntniß der Vaticanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Von Carl Greith, Pfarrer in Mörschwyl bey St. Gallen. X u. 303 Seiten in 8.

Eine dankenwerthe, gewiß aber noch nicht die letzte Ergänzung der Nachrichten, welche wir von den altdeutschen Handschriften der vaticanischen Sammlung besitzen. Ganz neu war uns S. 31. das kleine Bruchstück von Glossen, die etwa ein welscher Mönch, dessen Ohr für deutsche Laute wenig gebildet war, 'im Anfang des neunten (warum nicht des zehnten oder gar eilften) Jahrhunderts' aufzeichnete, oft bis zur Unverständlichkeit entstehend, z. B. ansco (handscô) guan'ti; guanbe (wambe) venter; elpe (also damahl schon helpe f. hilf) adjuva; esconae chanes (scône chneht) bellus vasallus; isnel canes (snel chneht) velox vasallus; guaz guildo (waz wildu?) quid vis?; gueristin erro (war ist dîn herro?) ubi est senior tuus?; guanen gelinat selida gueselle vel guenoz (wâ nêmen [nâmen] ge hînaht selida geselle vel genôz?) ubi habuisti mansionem (h)ac nocte compagn?; egum si mino dodon us (ih cum ûz mînes dodon hûs) venio de domo domini mei, aber kann dodo, toto, sonst compater,

auch dominus, patronus bedeuten?; egnas (l. eguas) mer in gene francia (ih was mir innene Fr.), wie seltsam auch hier iunene (intra) statt des einfachen in scheint, was aber sonst ließe sich aus in gene machen?; guaez ge dar daden (vaz ge dar dâden?) quid fecisti ibi?; en bezmer dar (enbêz, d. i. enbeiz mir dar) disnavi me ibi. Bey disnare begreift sich das zugefügte Pronomen, wenn schon das heutige franz. dîner ohne ein solches construiert wird, disno me drückt aus: ich entnüchterne mich *); aber enbeiz steht mhd. ohne mir; merkwürdig sagt der Glossator auch 'was mir' für bloßes was Gramm. 4, 36. 37.), wie in den spanischen Romanzen yo me era, yo me fue vorkommt.

S. 72. wird eines 'Anonymi Evangelistarum harmonia theutonice cod. membr. Pal. 54.' mit der Bemerkung angeführt, daß dieser in Rom zurück gebliebene, ehemals Pfälzer Codex wahrscheinlich den Latian enthalte. Warum sind nicht einmahl die Anfangsworte der Handschrift ausgehoben? Hr Greith muß den Codex kaum angesehen haben.

Willkommen ist der den größten Theil seiner Auswahl füllende Abdruck der römischen Handschrift von Hartmanns Gregor, den man nun endlich in einem guten alten Texte lesen kann. Aus schlechten Copien die ursprüngliche Lesart eines Gedichts berühmter Meister, mit deren Stil man genugsam vertraut ist, kritisch herzustellen, mag bis auf einen gewissen Punkt hin leidlich gelingen; nichts aber gibt Ersatz und

*) Das franz. dîner und déjeuner sind ursprünglich eins, ital. desinare, sämtlich aus dem mittelalt. disjejunare, die Nüchternheit aufheben.

Bürgschaft für ausgelassene Verse, deren Unterdrückung oft nicht einmahl geahnet werden mag. Der vorliegende Text liefert, genauer zugeesehen, über vierzig echte Zeilen mehr als die Wiener Handschrift, so daß schon deshalb in vielen Stellen Ausdruck, Wendung und Zusammenhang in ihr eigentliches Recht wieder eingesetzt erscheinen. Die römische Handschrift ist, obgleich keine fehlerfreie, jedenfalls eine alte und vorzügliche, die Dichtung, wie sie nun genossen werden kann, ihres ausgezeichneten Urhebers vollkommen würdig. Einige Blößen, die der Herausgeber, in die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts nicht genug eingeübt, gibt, werden wenig irren, und dem Danke nichts benehmen, den man ihm für eine solche Mittheilung schuldig ist. Wir wollen hier die merklichsten Verstöße, zugleich einige der wichtigsten Stellen ausheben.

77 l. taete. Zur Verschmähung der Verse 193. 194 war kein giltiger Grund, sie lauten nach der Wiener Hs.

unz er dar under zuo ir kam,
und si an sînen arm genam.

203 gelîme ligen, nahe liegen, wie fest geleimt, vergl. 2717 zêhen gelîmet (nahe an einander liegend) unde lapc; 3194 mit gelîmter (anschließender) beinwât. 235 l. dô sich. 242 l. von grôzer. 259 l. was. 265 l. mir. 266 l. zwir. 285 l. gevallen. 324 l. an sîne lêre. Merkwürdig von in der adverbialen Bedeutung des verre: ob ich wone mîner swester vone 392; und wiederum: den bin ich billichen von 3348. 401 l. enbarn. 432 l. noch des landes. 472 l. grôzez. 509 l. genaeme. 515 l. waere ez. 620 l. ze sprechen. 633 l. diu diu. 677 l. der hât si vieriu, unde genas.

702 l. zierte. 724 l. sünden. 792 l. daz si uf dem sê verdrôz (ze blîben). Wenn der Herausgeber meint (Borr. S. IX.), das Wörterbuch zu Zwein reiche, nebst seinen Erklärungen schwieriger Stellen, auch für Gregor aus, so irrt er, da dies Gedicht manche Wörter hat, die bisher bey Hartmann gar nicht vorkommen, und die er durchaus unerklärt läßt. So 851 die Betheuerung: daz wil ich wizzen, crede mich! wie auch das mit abgedruckte Weesemeyersche Fragment S. 167 liest; 1434: daz mich sêre umbe dich wenden muoz, crede mich! in keiner dieser Stellen darf redelich gesetzt werden. Ein seltner und schwieriger Ausdruck, der sich noch in einem Fragmente bey Mone (Anzeiger von 1835. 317, 41.) findet: 'des krede ich mich vil wol mit swelhen dingen als ich sol'. Schmeller 2, 102. hat ein greden, sich abmühen. Wäre dieser Sinn auch für jenes mhd. kreden zulässig, so muß die Redensart crede mich! elliptisch gefaßt werden: Gott mühe, züchtige mich! wie wir sagen: Gott strafe mich! die Wurzel des Worts ist dadurch noch wenig aufgehell't. 855 l. uf den. 996 eine bemerkenswerthe Fügung: 'ezn wolde dingeliches frâgen, diu guot ze wizzen sint' diu bezieht sich auf den in dingeliches enthaltenen Gen. Plur. dinge. 1087 — 1096. Wer abgeneigt ist, dem Begriffe des Wunsches die Personification einzuräumen, den werden diese Verse in Verlegenheit setzen, hier heißt es sogar: 'got erlaubte dem Wunsche über in', Gott verstattete dem Wunsch, gleichsam einem dämonischen Wesen zweyten Ranges, Mentor, Schutzengel und Bildner des Jünglings zu werden; der Wunsch bemeistert sich seiner und voll-

endet seine Erziehung wie die eines geliebten Sohnes: 'er haet in geschaffet baz', er hätte ihn noch besser geschaffen, 'chunder', wäre es möglich gewesen. Dies alles hätte gesagt werden können, ohne Gott einzumischen, Hartmann, die heidnische Grundansicht mildernd, läßt den Wunsch für sein Werk erst göttliche Erlaubniß einholen. Sollte aber die Unterordnung des Wunsches unter eine andere Gottheit auch bereits früher so aufgefaßt worden seyn, so dürfte man sich wieder an die als Begleiterinnen des Dionysus, der Aphrodite erscheinenden Charites und Gratien erinnern (vgl. Gramm. 4, 748, wo gerade auch eine Stelle Hartmanns besprochen wird). 1139 l. verrunnen. 1164 'mit frostiger hant vinden', alterthümlich für: in kaltem Wetter; es gemahnt an die Redensart der Rechtsprache haistera handi (R. U. 4.). 1305 l. werden mehte. 1336 l. ob ich ez. 1412 l. neben der mane (Mähne), wornach Hn Greith's Erklärung zu berichtigen ist; auch Parz. 256, 22. diu man, bey andern der man. 1413 'ob des satels' seltsam, vielleicht aber, falls ein anderer Dativ ausgelassen wäre, oder auch sonst, zu vertheidigen. 1447 l. vil sêre oder heize. 1548 l. ûf eine. 1598 l. die oder auch dîn. 1611 l. tuo. 1745 l. dannes (danne si). 1746 l. getaete. 1746 b. l. waete. 1767 l. die guote. 1895 l. der guote. 1962 l. dô behabte Gregorius; nach oder vor diesen Worten ist aber eine ganze Zeile fehlend, die sich aus der Wiener Hs. nicht ersetzen läßt. 2060 l. er was. 2215 l. lusten. 2285 l. versunken. 2293 l. verkorn. 2428 vielleicht: dan in zwein geschach hie. 2671 l. engezzen. 2744 l. haber brôt. Zu aschman 2840 bringt der Herz

ausgeber eine sehr üble Deutung des Wortes harnasch vor. 2907 l. für den rîfen noch den snê. Nach 2908 mangeln zwey Verse:

niwan den gotes segen,
im wâren cleider fremede.

2920 l. ez seich. 2994 l. getâten. Was bedeutet 3088 den visch gellen? ausnehmen? das Eingeweide, die Galle heraus nehmen? dann würde stehen engellen, vielmehr also dem Fisch durch Zerreiſung der Galle beym Ausnehmen einen bitteren Geschmack geben, gerade so noch heute in Niedersachsen. de Fiske gallen (brem. Wb. 2, 478.) Unrichtig erklärt auch Adelung den F. gallen durch die Galle ausnehmen. Schon der Wiener Abschreiber verstand den Ausdruck nicht und setzte ganz unpassend: die zwen gesellen. 3091 l. der schatzgâtege man? im Wien. Cod. der schalkhaftic man. 3149 l. lit. 3699 l. mûge. 3728 nach war ein Punct, und dann 3729: swaz si ouch jâre hânt vertriben. Nach dem Schlusse des Ganzen hat die Wiener Handschrift noch 32 (mit Ergänzung zweyer fehlender sogar 34) Verse mehr, die wahrscheinlich unecht sind, wenn auch des Dichters Name nochmahls darin vorgeführt wird. Hier findet er sich angemessener im Prolog, wohin ihn auch Hartmann in seinen anderen Werken zu bringen pflegt.

Aus einer Stelle, deren anziehende Schönheit auch der Herausgeber nicht übersehen hat, 616 — 631, ergibt sich, daß des Dichters Leben ruhmig, ohne großes Glück noch Unglück verfloſſen war. Trefflich sind auch die Verse 3005 — 7, wo ihn sein Mitgefühl so übernimmt, daß er dem bösen Fischer gern in die Haare gerathen wäre.

Noch bleiben einige Worte von dem zu sagen, was Hr Greith in voraus geschickten Untersuchungen über Hartmann von Aue und den Ursprung der Fabel zu ermitteln gesucht hat. Hartmann soll nach S. 161—163 Dienstmann des Abts von Reichenau gewesen seyn und eigentlich von Westerspül geheissen haben, deshalb vorzüglich, weil der Weingartner und Pariser Codex ihm einen hier auf dem Titelblatte abgebildeten (nicht zu der Probe von der vaticanischen Hs. gehörenden) Schild und Helm mit Habichtköpfen geben, dergleichen auch spätere Wappenbücher den als Lehenträgern jener Abtey vorkommenden Herren von Westerspül beylegen. Dawider gilt doch ein bedeutender Einwand. Hartmann selbst, im armen Heinrich, stellt sich als Dienstmann keines geistlichen Herrn, sondern eines weltlichen dar, d. h. der zu Schwaben gefessene Heinrich Herr von Aue muß doch als Besitzer derjenigen Aue angesehen werden, welcher auch Hartmann angehörte, der eben durch diese Beziehung zu seinem Gedichte angetrieben wurde. Nirgend redet er von der Reichenau, noch von der in diesem Kloster, wie hier allzu voreilig angenommen wird, genossenen Lehre; warum sollte er Reichenau im Sinne haben bey der Schilderung B. 986 ff. des vorliegenden Werks? Wie nun die Herren von Westerspül zu demselben Wappen gelangen konnten? oder ob das in jenen Liederhandschriften dem Dichter zugeschriebene wirklich das seinige gewesen? mögen Andere prüfen. Zu der schönen Legende von Gregor holt der Herausgeber, wie es scheint, überweit aus: er findet sie entsprungen in der Sage von Oedipus und Hiob, deren Unähnlichkeit, bey einiger Uebereinstimmung, am Tage liegt. Ist Papst Gregor VII. gemeint, so kann die Anwen-

dung einer vermuthlich älteren Tradition des
 Mittelalters auf einen historischen Namen erst im
 11. Jahrhundert erfolgt seyn. Keine bisher be-
 kannte lateinische Abfassung geht so weit hinauf,
 fast scheinen die Gesta Romanorum cap. 81.
 den ältesten Text zu gewähren. Eine altschwedi-
 sche Uebersetzung wurde von Dextman Greifsw.
 1815 heraus gegeben. Einer bloß ähnlichen vita
 S. Albini gedenkt S. 159. Merkwürdig und ei-
 genthümlicher sind die beiden serbischen Volkslie-
 der vom Naod (Fündling) Simeon, bey Buk II.
 № 7 und 37. (vergl. unsere Anz. 1824, 815.)

Jac. Grimm.

S t. P e t e r s b u r g.

Gedruckt bey Karl Kray, 1837. Bibliotheca
 Sanscrita. Litteratur der Sanskrit-Sprache von
 Friedrich Adelong, kaiserlich russ. wirkl.
 Staatsrath u. Zweyte durchaus verbesserte und
 vermehrte Ausgabe. XXII u. 430 S. in 8.

Wenn man die kleine Anzahl derer, welche sich
 mit dem Sanskrit-Studium beschäftigen, berück-
 sichtigt, so ist es kein geringes Zeugniß so wohl
 für die Nothwendigkeit eines solchen Werkes als
 auch die Zweckmäßigkeit des hier anzuzeigenden,
 daß schon nach sieben Jahren eine zweyte Aus-
 gabe desselben veranstaltet werden mußte. Der
 Hr Verf., welcher die Vorliebe seines großen
 Vaters für ein umfassenderes Studium der Spra-
 chen geerbt hat, hat sich, so beschränkt auch, bey
 dem eingestandenem Mangel an Kenntniß der
 Sprache, deren Litteratur er sammelte, sein Aus-
 genmerk seyn mußte, durch die darin niedergeleg-

te Zusammenstellung des bey weitem größten Theiles der hierher gehörigen Hülfsmittel kein geringes Verdienst erworben, und in Betracht, daß diese Arbeit, nicht unterstützt von dem geistigen Genuß der darin verzeichneten Schriften, mit einer Trostlosigkeit gepaart seyn mußte, welche einen minder eifrigen Freund der Sprachwissenschaft vielleicht abgeschreckt hätte, müssen wir Hn Ad. Bemühungen um so höher anschlagen. Bewunderungswürdig ist in der That der Fleiß und die Sorgsamkeit, mit welcher er alle hierher gehörigen Schriften und Aufsätze verzeichnet und ihren Rubriken zugewiesen hat. Im Allgemeinen sind ihm fast nur — jedoch oft höchst wichtige — Stellen in einzelnen Noten oder Vorreden zu neueren Ausgaben von Sanskrit-*Werken* entgangen, welche für die Bildung eines Urtheils über die eine oder andere Schrift von Bedeutung sind, sehr oft von größerer, als ganze von dem Hn Verf. angeführte Abhandlungen.

Die Einrichtung dieser zweyten Auflage weicht im Allgemeinen von der der ersten wenig ab. Doch sind mehrfach zum größten Nutzen des Werkes ganze Abschnitte versetzt; so stehen z. B. die Gedichte *Ramajana* und *Mahabharata* nicht mehr unter den *Puranas*; mehrere neue Abschnitte sind ferner hinzu gekommen, z. B. der über die *Dialecte* des Sanskrits. Durchgehends aber sind die verschiedenen Abschnitte — oft fast um das Doppelte — bereichert; so insbesondere der Abschnitt über die Vergleichung des Sanskrits mit verwandten und überhaupt andern Sprachen. Mit Recht glaube ich, vermiffen wir jedoch noch einen Abschnitt über die *Literatur* der Sanskrit-Münzen, zumahl da der über die *Inskriften* recht

reichhaltig bedacht ist. Aus letzterem Abschnitte hätte unserer Ansicht nach Hr. Ad. auch die Stellen, wo verschiedene Sanskrit-Alphabete vorkommen, hervor heben und dem vierten Abschnitte: Alphabet und Schrift des Sanskrits beysügen sollen. Auffallend und nicht zu billigen ist es, daß er unter den Dialecten des Sanskrits auch das Zend erwähnt (S. 26.). Die neuesten Untersuchungen stellen diese Sprache als dem Sanskrit coordiniert, nicht subordiniert, heraus. Dagegen hätte mit demselben Rechte, wie das Pali, auch das Kavi als Dialekt des Sanskrits erwähnt werden müssen. Die S. 35. erwähnte Kasika - Vritti ist, so viel wir uns erinnern, schon ediert und zwar Serampoor 1800. Für das Zigeunerische war noch (S. 67.) eine Abhandlung in den Memoirs of the Literary Society of Bombay T. I. zu erwähnen. Was die Upanischads anlangt, so bemerken wir, daß sich eine Menge früher unedierter Stellen in Fr. Windischmann's Sankara und Burnouf's Commentaire sur le Yagna befinden. Bey dem Brahma Vaivarta Purana ist die wichtige Analyse von H. H. Wilson in Asiat. Journ. N^o XLVIII. T. XII. S. 225. übergangen, und der Auszug daraus in Ancient Indian Literature illustrative of the Asiatic Society. Lond. 1809. 4. S. 316. 317. findet sich ein Artikel 'der dritte Act der Sakuntala. Zum erstenmahl aus dem Originale ins Deutsche übersetzt von B. Hirzel. Im Morgenblatte 1832. N^o 225 ff.' doppelt. Dagegen fehlt, wohl nur aus Versehen, die Angabe der vollständigen Uebersetzung der Sakuntala von demselben, welche 1833 in Zürich erschien. So auch S. 247. die Angabe von dessen Uebersetzung der Episode Sakuntala aus dem Maha-

bharata. S. 318. ist auch Brockhaus schon 1835 erschienene Ausgabe des Prabhoda-Chandrodaya Fascic. I. Lipsiae vergessen. Aus der seit Beginn des Drucks dieses Buchs neu erschienenen Literatur ließe sich schon ein bedeutender Nachtrag bilden; doch würde das hier zu weit führen. Sehr anzuerkennen ist des Herrn Verfs Fleiß in Verbesserung der Schreibart. Dennoch würden wir kaum ein Ende finden, wenn wir alle, theils Druckfehler, theils Irrthümer, in dieser Beziehung verbessern wollten. S. 17. 3. 4. ließ bhâshâ statt bhâkshâ, S. 49. 3. 2. v. u. Kalpa statt Balpa, S. 112. 3. 16. 17. vi as statt bi ass, S. 146. 3. 15. 16. Vâmana, S. 170. 3. 4. Darsa statt Dhersa, S. 190. 3. 11. Vairagya, S. 193. 3. 4. 5. v. u. Môhamudgara, S. 247. 3. 12. Dushmanta. Doch es ist fast auf jeder Seite in dieser Hinsicht zu ändern. Aber auch so wird das Werk den Zweck des Hn Verfs: 'erstlich, den unglaublichen Reichthum dieser Literatur in allen Zweigen derselben zu zeigen, dadurch zweytens jüngeren Gelehrten anzuzeigen, welche Sanskritwerke bereits im Originale gedruckt, und welche schon übersetzt sind oder eine Uebersetzung verdienen und ihnen drittens alle Schriften nachzuweisen, in welchen sie sich über jedes einzelne Werk Raths erholen können (S. V.)' im Allgemeinen zu erfüllen fähig seyn, und gewiß denselben freundlichen Willkommen erhalten, welcher auch der ersten Ausgabe zu Theil ward.

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 27. Januar 1838.

G e n f.

Bey Bignier. Mémoires de la Société de Physique et d'Histoire naturelle de Genève. Tom. VII, 1re Partie. 1835. IV u. 264 Seiten, nebst 16 Tafeln Abbildungen in 4.

Dieser Theil des 7. Bandes enthält folgende Abhandlungen: S. 1. Faits relatifs à la construction d'une échelle des degrés de la chaleur animale. Par M. Berger. Seconde partie, Ovipares. Der Verf. ist (wie Ref. in seiner Abhandlung über die Wärme der kaltblütigen Thiere) zu dem Resultate gelangt, daß alle Thiere, sogar die der untersten Classen, einige Wärme zu entwickeln im Stande sind. — S. 77. De l'influence des Professions sur la durée de la vie, par H. C. Lombard. Vom J. 1796 bis 1830 sind in Genf 8,488 männliche über 16 Jahr alte Individuen gestorben, und in den dortigen Kirchenbüchern mit Angabe ihrer Beschäftigung verzeichnet. Auf dieselben kommt ein durchschnittliches Alter von 55 Jah-

ren, wornach der Verf. jene Gestorbenen in zwey Classen theilt, die eine nämlich, welche jenes mittlere Alter überschritt, die andere hingegen, welche selbiges nicht erreichte. Als die hauptsächlichsten ein höheres Alter begünstigenden Umstände fand der Verf. Wohlhabenheit, thätiges Leben, als die hauptsächlichsten einem höheren Alter ungünstigen aber Armuth, Umgebung schädlicher mineralischer oder vegetabilischer Dünste, das Einathmen mineralischen, vegetabilischen oder animalischen Staubes, besondere gefährliche Zufälle, welchen gewisse Professionisten ausgesetzt sind und sitzende Lebensart. — S. 121. Mémoires pour servir à l'histoire de la Chenille du Hamac (*tinea harisella* Linn.), par P. Huber. Tab. I. Ein lehrreicher, auf eigene Beobachtungen gestützter und durch viele treffliche Abbildungen erläuteter Beytrag zur Geschichte der Lebensart und der Metamorphosen dieser Minierraupe. — S. 161. Notice sur les graines de l'ananas. Par Aug. Pyr. De Candolle. Tab. 2 — 3. Kerne in der Ananasfrucht sind schon von mehreren älteren Botanikern, z. B. von Rumphius, entweder kurz angedeutet oder beschrieben worden; die meisten Neueren aber, obgleich sie viel über die Cultur und die Fortpflanzungsweise der Ananas geschrieben haben, erwähnen der Kerne nicht. Hr August Saladin hat gegen Ende des Sommers 1833 mehrere reife Früchte erhalten, bey welchen ein Querschnitt sehr wohl gebildete Kerne darlegte; diese Kerne liegen hin und wieder unter den äußerlich sichtbaren Hervorragungen der Frucht. Daß dieselben fruchtbar waren, wird aus ihrem Niedersinken im Wasser wahrscheinlich. — S. 169. Notice sur une nouvelle espèce d'*Inula* trouvée aux environs de Genève. Par F. G. Reuter. Tab. 5. *Inula semiam-*

plexicaulis: Sie steht zwischen *I. Vaillantii* und *I. salicina* und scheint eine Bastarderzeugung beider zu seyn. — S. 173. Description de quelques nouvelles espèces d'insectes du bassin du Léman. Par. F. J. Pictet. Tab. 6. Der durch seine Schrift über die Phryganiden vortheilhaft bekannte Verf. bereichert durch gegenwärtige Abhandlung die Entomologie um mehrere neue Arten des Genus *Nemoura* aus der Ordnung der Neuropteren. Im Becken des Genfersees beobachtete der Verf. überhaupt 18 Arten, von denen 12 neu sind. Hinsichtlich der geographischen Verbreitung bemerkt man dieselben Gesetze, welche man im Allgemeinen in der übrigen Thierreihe antrifft. Indem die *Nemouren* aus Wasserlarven entstehen, findet man sie wenig auf den Gipfeln der Gebirge, häufig hingegen in den Thälern und Ebenen; im Allgemeinen enthält die Ebene andere Arten als die hochgelegenen Thäler und die Gebirge, — indeß kehren sich einige Arten, z. B. die *N. cylindrica* und *nigra* nicht an diese Regel. Die großen Arten werden in demselben Verhältniß seltener, als die Gegend oder die Gebirge an Höhe zunehmen; die kleineren Arten sind im Allgemeinen weiter verbreitet als die großen, und kommen so wohl auf den Höhen, als in der Ebene vor. — S. 191. Recherches sur les modifications qu'éprouve l'atmosphère par le contact de certains végétaux dépourvus de parties vertes. Par M. F. Marcet. Durch Saussure besonders kennt man seit längerer Zeit die Veränderung der atmosphärischen Luft bey der Ernährung der mit grünen Theilen versehenen Pflanzen; man weiß, daß dieselben unter Umständen den Sauerstoff der atmosphärischen Luft verzehren und dafür Kohlensäure bilden, unter Um-

ständen aber auch durch Exhalation den Sauerstoffgehalt vermehren. Wie das Verhalten der Luft bey nicht grünen Pflanzen sey, hat der Vf. durch mehrere an *Lycoperdon bovista*, *Agaricus amarus*, *campestris* und einigen anderen angestellte Experimente zu erforschen gesucht. Er hat die genannten Pflanzen unter, bald mit atmosphärischer Luft, bald mit Sauerstoffgas, bald mit Stickgas gefüllte, Glasglocken gebracht und dabey folgende interessante Resultate erhalten: 1) Sie absorbieren in der atmosphärischen Luft den Sauerstoff um mit der Kohle der Pflanzen Kohlensäure zu bilden, hauchen aber auch, wenn das Experiment lange genug fortgesetzt wird, wirkliche Kohlensäure aus; Tag und Nacht begründen hierbey keinen Unterschied, welchen man doch bey den Pflanzen mit grünen Theilen so auffallend bemerkt. 2) In reinem Sauerstoffgas bewirken sie nach einigen Stunden ein Verschwinden einer großen Quantität desselben; ein Theil des absorbierten Sauerstoffs verbindet sich mit dem Kohlenstoffe der Pflanze nur neue Kohlensäure zu bilden, während der andere Theil in der Pflanze sich zu fixieren, und, wenigstens zum Theil, durch von derselben entbundenes Stickgas ersetzt zu werden scheint. 3) Das Stickgas verändern sie nur wenig; mit demselben eingeschlossen entbinden sie nur eine geringe Quantität Kohlensäure, und absorbieren auch zuweilen einen sehr kleinen Theil des Stickgases. (Kohlensäurebildung beobachtet man auch bey in reinem Wasserstoff- oder Stickgas sich aufhaltenden niederen Thieren, z. B. bey Schnecken, so daß also die Kohlensäurebildung bey der Respiration kein rein chemischer Verbindungs-, sondern vielmehr ein organischer Excretionsproceß ist. Ref.). — S. 213. Note sur une maladie des feuilles de la vigne, et

sur une nouvelle espèce de mucédinée. Par J. E. Duby. Tab. 7. A. Ein im Jahre 1834 an den Weinstöcken des Genfersees statt habendes zu frühzeitiges Abfallen der Blätter, wurde, wie der Verf. fand, durch eine Mucedinee veranlaßt, welche zum Genus *torula* gehört, und die er *T. dissiliens* nennt. — In der S. 217. folgenden Note additionnelle sur les maladies de la vigne, communiquée par Alph. De Candolle, hat dieser die obige Beobachtung bestätigt, und noch einige andere Ursachen jener Erscheinung angegeben, so wie auch seine desfallsigen im Waadtlande gemachten Beobachtungen mitgetheilt. — S. 223. Mémoire sur une apparence douteuse du mirage. Par P. Prevost. Tab. 7. B. — S. 249. Plantes nouvelles d'Amérique. Par Stefano Moricand (2. partie). Tab. 7 — 16. Diese neuen Pflanzen sind: *Dalea pulchella*, *D. alopecurus*, *Simaba bahiensis*, *Brongniartia intermedia*, *Laplacea barbinervis*, *Ternstroemia ruiziana*, *T. pavoniana*, *Hibiscus tampicensis*, *H. berlandierianus* und *H. lavateroides*. — Hieraus werden unsere Leser ersehen, wie wichtig die in diesem Theile niedergelegten neuen Leistungen für die Physik und Naturgeschichte sind.

Berthold.

L e i p z i g.

Bey Leop. Voss. Ern. Meyer commentariorum de plantis Africae australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. Fr. Drége, Vol. I. Fasc. I. 1835. LVI und 172 Seiten in Octav.

Die Flora der Südspitze von Africa hat von jeher der systematischen Botanik die reichsten Ma-

terialien geliefert, aber besonders in den letzten Jahren hat die Anzahl der von dort bekannt gewordenen Pflanzenformen so beträchtlich zugenommen, daß ihre wissenschaftliche Bearbeitung weit hinter dem Umfange des gesammelten Stoffes zurück geblieben ist. Von den Pflanzen, die Bergius, Mundt und Maire, Lichtenstein, Hesse, v. Chamisso u. A. vom Cap der guten Hoffnung nach Europa gebracht haben, ist bisher nur Einzelnes publiciert worden; die umfassendern Sammlungen von Burchell werden erst allmählich bey der Herausgabe von De Candolle's Prodrromus benutzt; die Herbarien von Ecklon und Zeyher sind vielfach verbreitet, aber nur zur Hälfte bearbeitet. So groß das Erstaunen gewesen ist, welches der Reichthum dieser Sammlungen erregt hat, so scheinen sie doch noch durch die Erfolge übertroffen zu werden, die die achtjährige Reise des Herrn Drège aus Altona gehabt hat, und deren Bearbeitung aus der Hand eines anerkannten Pflanzenforschers mit dem vorliegenden Hefte beginnt. Auch wurde das südliche Africa wohl von Keinem der erwähnten Botaniker in einem solchen Umfange untersucht, wie die Uebersicht der Reisen des Herrn Drège in der Einleitung ergibt.

Er landete im Merz 1826 in der Capstadt und verwendete die ersten drey Jahre seines Aufenthalts zur Erforschung des südwestlichen Theils der Colonie. 1829 machte er die erste größere Reise durch die Gebirgszüge, die sich an den Grenzen der Karroos gegen Osten nach der Provinz Albany erstrecken. Im folgenden Jahre untersuchte er die nördlich von der Capstadt gelegene Küstenstrecke und drang mit seltner Beharrlichkeit bis zur Mündung des Dranje Rivier vor. Die dieser Mündung nahen Gebirge, die

auf 5000' geschätzt wurden und die noch kein Europäer betreten hat, hinderte unerwarteter Regenmangel zu besteigen. Eine noch größere Reise machte Herr Drège in den Jahren 1831 und 1832 nach der Ostküste in Begleitung des Dr. Smith. Die Reisenden gelangten auch hier bis über den 29° L. A. hinaus, eine Landstrecke, deren Flora noch ganz unbekannt war, eine bedeutende Verschiedenheit von der Capflora zeigte, und eine Menge von neuen und seltenen Arten darbot, die nach dem Urtheile des Herrn Meyer an die Vegetation der Maskarenen, Ostindiens und Egyptens erinnern! Die letzte Reise endlich hatte den Zweck, die höchste Gegend von Süd-Africa, die Witbergen, die sich bis zu 8000' erheben, zu untersuchen, und auch hier drang der unerschrockene Reisende bis zum Nugariep, dem südlichen Arme des Oranje Rivier, vor.

In der Vorrede stellt der Herausgeber eine Schätzung des Reichthums der Capflora an, gegen die indessen Einiges eingewendet werden kann. Die Anzahl der bis jetzt am Cap gesammelten Arten schätzt er zu 12000, eine Angabe, die er darauf gründet, daß Herr Drège im Ganzen etwa 8000 Arten mitgebracht habe, und daß demobngeachtet darunter wenigstens die Hälfte der 4000 Thunberg'schen fehle. Thunberg hat in seiner Flora capensis nur 2900 Arten: da ein großer Theil derselben zweifelhaft ist, so möchte es ohne Vergleichung seines Herbarii, das Herr Meyer nicht zu Gebote stand, nicht wohl zu behaupten seyn, daß so viele seiner Arten von Herrn Drège nicht wieder aufgefunden seyen. Ferner scheint die Zahl der von diesem gesammelten Arten gleichfalls bedeutend überschätzt zu seyn; in Thunberg's Flora machen die Leguminosen 9 Procent der ganzen phanerogamen Be-

getation aus; das vorliegende Heft enthält 523 von Drège und 18 von Ecklon gesammelte Leguminosen, was, wenn man den Zuwachs der einzelnen Familien als gleichförmig voraussetzt, auf eine Totalsumme von etwa 5800 Arten schließen läßt. Nichtsdestoweniger möchte dies zu den reichsten Ergebnissen einer botanischen Reise zu rechnen seyn, wenn man damit vergleicht, daß Herr von Humboldt von seiner americanischen Reise ungefähr 4000 Arten, und Herr Brown aus Neuholland kaum so viel zurückbrachte. Ob aber in der That die Capflora in der Zahl ihrer Arten einen bedeutenden Vorrang vor andern Floren der südlichen Hemisphäre behauptet, oder ob dieser Vorzug nur von der Sorgfalt abhängt, die auf ihre Erforschung verwendet worden ist, dies möchte für jetzt noch nicht auszumitteln seyn, zumal da man noch nicht im Stande ist, die Pflanzenschätze zu übersehen, die aus Süd-America zu uns gekommen sind. Endlich ist nicht zu bezweifeln, daß den Cappflanzen noch zahlreiche Reductionen bevorstehen, da sie vorzugsweise Abänderungen in ihren Characteren, die vom Standorte abhängen, unterworfen zu seyn scheinen.

Wichtiger indessen, als die Zahl der gesammelten Arten, ist für die Wissenschaft die Art und Weise, wie sie untersucht und bearbeitet werden, und in dieser Rücksicht verdienen, im Gegensatz zu manchen neuern Reisen und Arbeiten ähnlicher Art, sowohl der Sammler als der Herausgeber ein ungetheiltes Lob. Mit Recht ist von ihnen den pflanzengeographischen Verhältnissen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und eine ausführliche Einleitung beschäftigt sich mit einer Skizze der Vegetationsbezirke, in die das südliche Africa oder die Gegenden, die Herr Drège bereiste, zerfallen. Besonders ist die Ges-

nauigkeit hervor zu heben, mit der für jede Art die Extension in der Ebene und nach der Erhebung über dem Meere beobachtet ist; mit weniger Vorliebe sind die Eigenthümlichkeiten ihrer Standorte behandelt. Die Höhenangaben, deren Bestimmung von einem Netze von 120 barometrisch ausgemittelten Puncten ausgeht, wovon nicht bloß die Resultate, sondern auch die Beobachtungen mitgetheilt werden, bilden neben einer Anzahl von Angaben über Luft- und Quellen-Temperatur auch einen werthvollen Beytrag für die climatologische Kenntniß jener Gegenden. Die erwähnte Eintheilung der Capflora in natürliche Vegetationsbezirke schließt sich im Allgemeinen an die Ansichten an, die Pichtenstein und C. Ritter über die Natur jenes Landes, seine stufenförmige Erhebung in drey Terrassen und seine Karroobildung geltend gemacht haben. Nur das Küstenland wird außerdem in die West-, Süd- und Ost-Küste eingetheilt. Ferner enthält nach den Eigenthümlichkeiten des Terrains jede Terrasse eine Anzahl von kleinern Provinzen, die zwar für die Auffindung der Standörter der einzelnen Pflanzen zweckmäßig gesondert sind und deren Charakteristik auch manche interessante climatologische Bemerkung begreift, deren pflanzengeographische Beziehungen aber wohl eine genauere Darstellung erheischt hätten. Es ist zwar hier und da das richtige Princip angewendet, diejenigen Pflanzenarten und Familien anzugeben, die durch die Zahl ihrer Individuen in einer jeden Provinz vorherrschen: so wird erwähnt, welche Bedeutung die Stoebe *Rhinocerotis* für einige Gegenden habe, wie einen großen Theil der Karroos das gesellige *Mesembryanthemum spinosum* überdecke, in Zwartruggens blattlose *Euphorbien* und *Uloe*-Arten hervor treten, welche

Pflanzen die eigenthümliche Vegetation der Sandsteppen an der Westküste bilden u. s. w.: aber für mehrere Provinzen fehlen diese Bestimmungen ganz, und sie werden keineswegs durch die genauen Angaben der Standörter der einzelnen Pflanzen ersetzt, da sich dieselben auf die Extension der Arten, nicht aber auf die Gruppierung der Individuen beziehen. Sollte in dieser Rücksicht aus einem so reichhaltigen Material nicht noch Vieles nachgeholt und dadurch ein treues, physiognomisches Bild der Flora geliefert werden können, wie wir es erst von wenigen Gegenden der Erde besitzen? Die Vöppigschen Darstellungen dürften hier als Muster der Behandlung erwähnt werden.

Das vorliegende Heft enthält sämtliche Leguminosen in einer Anordnung, die wenig von der De Candolle'schen abweicht. Da es hier nicht der Zweck seyn kann, in das Einzelne der systematischen Behandlung einzugehen, so mag nur im Allgemeinen angeführt werden, wie Alles dafür spricht, daß wir hier den Anfang einer höchst gründlichen, für die Pflanzenkenntniß überaus wichtigen Arbeit vor uns sehen. Die Gattungscharactere sind mit augenscheinlicher Sorgfalt bearbeitet; es möchte indessen Einige befremden, wie groß die Anzahl der neu distinguierten Gattungen ist. Unter 78 Gattungen sind nur 51 alte, 14 sind von ältern getrennt und nicht weniger als 13 sind ganz neu. Thunberg hatte dagegen nur 32 Gattungen. Die Widersacher der Theilung älterer Gattungen mögen bedenken, daß wenigstens in dem vorliegenden Falle damit ein Fortschritt in der Kenntniß der Organisation dieser Pflanzen verbunden ist; sie mögen sich erinnern, daß die Cassinische Arbeit über die *Compositae* erst zu einer 'bessern Einsicht' in ihre

Structur geführt hat, obwohl manche seiner Gattungen später wieder reduciert wurden. So weit sich aus der Constanz gewisser Charactere von einer Gruppe auf die andere innerhalb derselben Familie schließen läßt, so scheinen die hier neu aufgestellten Gattungen meist wohl begründet zu seyn. So bilden die Capschen *Ononis*-Arten, die schon De Candoile wegen der Verschiedenheit der *Stipulae* zweifelhaft zu dieser Gattung stellte, hier die 4 Gattungen *Microtropis*, *Sphingium*, *Telina* und *Lipozygis*. Der Kelch der beiden letzteren weicht durch die Verwachsung der seitlichen Zipfelpaare ab, der von *Sphingium* ist zweylippig; *Microtropis* (*Ononis hirsuta* Th.) zeichnet sich durch die Form der *Carina* aus u. s. w. Unter den neuen Gattungen sind *Heudusa*, *Aulacanthus*, *Capnitis*, *Hidrosia* als ausgezeichnete Formen hervorzuheben.

Die Vertheilung der Arten und Gattungen unter die Tribus der Familie, von denen die beiden letzten Herrn Meyer als eigne Familien gelten, gibt einen Maßstab für die Eigenthümlichkeit der Capschen Leguminosen: zu den Sophoreen gehören 4 Gattungen und 21 Arten; Coteen: 44 Gattungen und 421 Arten; Hedysareen: 7 Gattungen und 10 Arten; Bicieen: eine wahrscheinlich eingeführte Art; Phaseoleen: 16 Gatt. und 68 Arten; Caesalpineen: 4 Gatt. und 9 Arten; Acacieen: 4 Gatt. und 14 Arten. Hieraus erhellt z. B. eine wesentliche Verschiedenheit von der neuholländischen Flora.

Die Arten sind mit Ausnahme einiger sehr bekannter mit Diagnosen, die neuen Arten nicht selten mit ausführlichen Beschreibungen versehen. Eine angemessene Kürze, auch in der Synonymie, ist sehr zu loben, aber bedauern muß man

es, daß weder andere Sammlungen von Capspflanzen, die eine gewisse Classicität haben, scheinen zur Vergleichung vorgelegen zu haben, noch daß die neue Ecklon'sche Arbeit benutzt werden konnte. Da diese letztere gleichzeitig heraus gekommen ist, so müßte in diesem Falle der Prioritätsstreit über die neuen Gattungen, die ohne Zweifel zum Theil zusammenfallen werden, wohl nach der Gründlichkeit der Bearbeitung entschieden werden, und um so weniger wird dabei ein Zweifel obwalten können, als die Namen des Herrn Meyer ohne Ausnahme zu den am besten gebildeten gehören. Als ein Beyspiel des großen Zuwachses an neuen Arten möge die Gattung *Aspalathus* dienen; sie enthält hier 56 bekannte und 40 neue Arten: da de Candolle 83 Arten aufführt, so verhielte sich in dieser Gattung die Zahl der ältern von Hrn Drège gesammelten Arten zu allen bisher bekannten etwa wie 2:3, und man kann daraus entnehmen, wie wichtig die Herausgabe dieser Pflanzen, die zugleich, da sie zu einem mäßigen Preise käuflich sind, leicht identificiert werden können, für die Erweiterung unserer Kenntnisse über die Capflora ist. Die Diagnosen sind vortrefflich, auf die Varietäten ist besondere Sorgfalt verwendet und die Anordnung der Arten entspricht allen Anforderungen der natürlichen Methode. Möge die wissenschaftliche Welt bald durch die Fortsetzung dieses wichtigen Werkes erfreut werden!

M i l a n o.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori romani. Parte seconda. 1836. 267 Seiten in 8.

Dieses mit reichen Beweisstellen, welche sich

zur höchsten Unbequemlichkeit des Lesenden nicht auf den entsprechenden Seiten, sondern am Schlusse zusammengestellt finden, versehene Werk zerfällt in 58 §§, von denen der erste sich über Umfang und Bevölkerung des römischen Reiches unter Augustus ausläßt und die hierauf bezüglichen Angaben Gibbon's mehrfach berichtigt. Diesem folgt eine Erörterung der Mittel, deren sich die ersten Kaiser bedienten, um die neugegründete Herrschaft zu befestigen, so wie der Veränderungen, welche die Regierung unter dem unermüdlich thätigen, auf seine Herrschergewalt eifersüchtigen Hadrian und den nachfolgenden Kaisern bis zum dritten Jahrhundert erlitt. Die kräftigen, in manchem Betracht für den Staat erspriesslichen Einrichtungen Diocletian's, denen zufolge die Gewalt der Praetorianer erstarb, die merkwürdigen Veränderungen, welche dem gesammten Staatswesen unter Constantin zu Theil wurden, die neuen Hofbeamten des letztgenannten Kaisers, die Bildung der vier großen Praefecturen, erzählen die §§ 6 bis 10. Dann läßt sich der Verf. über die Verwaltung der Städte Italiens aus; er schildert uns die Obliegenheiten der Decurionen, die Mittel, deren sich die Kaiser seit Liberius bedienten, die Verschleuderung des Vermögens der Communen zu verhüten, die Gründe, welche Valentinian I. bewogen, in den bevölkerststen Städten Defensoren anzusetzen. Die §§ 18 bis 22 behandeln das Verhältniß der verschiedenen Stände zu einander, die Verdrängung des Geburts- durch den persönlichen Adel. Dann folgt die Auseinandersetzung, wie durch die Einführung des Christenthums das städtische Vermögen zu Grunde gehen mußte, weil auf dessen Kosten überall die Dotation der neu begründeten Kirche statt fand, bis zu welchem Grade der

Druck der Abgaben auf den Städten lastete, wie spätere Herrscher sich vergeblich bemühten, den gesunkenen Zustand der Communalbeamten wieder zu heben. Hierauf geht der Verf. § 28 zu dem unteren Theile der Bevölkerung über, welcher des Patronats bedurfte, um des Schutzes der Gesetze theilhaftig zu werden, verbreitet sich in den beiden folgenden §§ über die *collegia artificum*, dann über die gedrückte Lage der *plebs rustica*. Hieran reihen sich die Gründe der abnehmenden Bevölkerung des römischen Staats, die Verpflanzung von großen Schaaren der fremden, im Kampfe bezwungenen Völker innerhalb der Grenzen desselben, die Verschlechterung des Feldbaues, der zum großen Theile den Sklaven überlassen wurde, der immer wachsende Druck, der auf der *plebs rustica* lastete. Bey der Erörterung über den römischen Colonat hat der Verf., wie er in einer Note anführt, vornehmlich die hierüber sich verbreitende Abhandlung Savigny's zum Grunde gelegt. Die §§ 37 bis 41 handeln über den Zustand der Unfreyen, ihre Rechtlosigkeit, die nach und nach zu Gunsten derselben von den Kaisern erlassenen Verfügungen, über die *manumissio* und das Verhältniß der Freygelassenen. Dann erfolgt der Uebergang zu den moralischen Kräften des Kaiserreichs. *Sono queste (forze) in ogni stato di tre diverse maniere, o morali o militari o pecuniarie; le morali ripongonsi in quelle istituzioni che formano il carattere del popolo; e quanto esse sieno sopra tutte le altre validissime, si scorge più che da ogni altro esempio qualunque da quel de' Romani, i quali rispetto al vinto mondo piccolissimi essendo e pochissimi, per la eccellenza della pubblica disciplina e per la terribile fierrez-*

za degli animi così portentose cose operarono. Mit der aus dem wachsenden Reichtume sich ergebenden Verderbniß der Sitten erstarb die Liebe zum großen Ganzen; das einst so lebenskräftige Volk glich einer schwerfälligen Masse, die bald nur durch die Energie eines Einzelnen in Bewegung gesetzt werden konnte. In den Bürgerkriegen waren die Tugenden des Volkes erloschen, die Blüthe der edlen Geschlechter untergegangen; zügellosen Veteranen, Freigelassenen, Fremdlingen wurden die Ländereien angewiesen. Die Kaiser dachten nur an Befestigung ihrer Herrschaft und sahen es gern, wenn das Schwert aus den Händen des Bürgers zum Sklaven und Söldling überging. §. 43. gibt uns eine Uebersicht der Streitkräfte des römischen Staates unter den Kaisern, §. 45. der deutschen Soldtruppen, §. 46. der Bezahlung der Soldaten und der üblichen Donative, §. 48. der Entschädigung, welche dem ausgedienten Soldaten zu Theil wurde. Hieran schließt sich eine Abhandlung über die römischen Finanzen. Tre erano, heißt es S. 173., i principali rami delle pubbliche rendite: il patrimonio dello stato e le gravanze che oggi si dicono dirette e le indirette; e così i tre i principali rami dell' uscita: Roma, la corte e lo stato. Von §. 50—54. finden wir die genannten Ausgaben, von §. 54. bis zum Schlusse die Einnahmen der Reihenfolge nach detailliert. Hab.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchh. 1837. Bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten so wohl als in der älteren und ältesten Provincial-Litteratur des Königr. Bayern,

besonders seiner ältern Bande, vorkommen, und in der heutigen allgemein = deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch = alphabetisch geordnet von H. Andreas Schmeller. Vierter Theil, enthaltend die Buchstaben VV und Z nebst einem Register über die Wortstämme aller vier Theile, nach der gewöhnlichen alphabetischen Ordnung. 310 u. XXX Seiten in Groß = Octav, nebst einem Blatte 'Berichtigungen'.

Mit diesem Theile wird das vortreffliche Werk des Hn Bibliothecars Schmeller fürs erste geschlossen, und unter dem aufrichtigsten Danke wünschen wir dem gelehrten Verfasser, so wie allen denen, die nicht zu träge sind von ihm zu lernen, Glück zu dieser Beendigung. Welchen hohen Werth das Bayerische Wörterbuch in Hinsicht auf Anlage so wohl als Ausführung hat, wie einzig in seiner Art, und wie musterhaft daher es ist, haben unsere Anzeigen von dem ersten Anfange desselben anerkannt, und die Erscheinung der einzelnen Bände stets mit der lebhaftesten Theilnahme begleitet. Nachträge zu demselben wurden schon, in der Vorrede zu dem dritten Theile, angekündigt (s. unsere Anz. Jahrg. 1837. S. 820.) und werden bereits, in so fern sie sich auf das ganze Werk beziehen, in diesem vierten geliefert.

Je größer die Verdienste sind, die sich Hr. Bibliothecar Schmeller bereits in so mannigfacher Hinsicht erworben hat, um desto inniger wünschen wir, daß es ihm noch lange vergönnt seyn möge, durch seine gelehrten Arbeiten sich jeden gründlichen Sprachforscher auf immer zu verpflichten. — Was wir zunächst hoffen dürfen, ist wohl der verheißene Anhang zu Heliand.

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 29. Januar 1838.

G ü s t r o w.

1837 bey Spitz auf VI u. 33 Seiten gr. 8. Untersuchung der Frage: ob nach Justinianischem Rechte die Professoren der Jurisprudenz ein Honorar zu fordern berechtigt gewesen? zur Erläuterung des fr. 1. §. 7. D. de extraord. cogn. (50, 13.) und der const. 6. C. de professor. (10, 52.). Von D. Ferd. Kämmerer. Jeder Leser vom Fache wird sich wohl erinnern, Schriften des Hn Prof. und Ordinarius K. in Rostock mit Beyfall erwähnt gefunden zu haben, und dies ist auf der einen Seite ein Vorwurf, auf der anderen eine Entschuldigung für den Unterz., ihn bisher noch nicht genannt zu haben, was höchst zufälliger Weise auch da geschehen ist, wo Herr Prof. K. zur Unterstützung dessen, was der Unterz. für wahr hielt, hätte angeführt werden können, wie z. B. im Mag. 5. S. 309. mit der Bemerkung, bey der nunciatio (dies muß hinzu gesetzt werden) sagten die Alten immer operis novi, die

Neuere umgekehrt, oder mit der Bestätigung der Nachricht im Kriegelschen Corpus Juris (auch eine Unterlassungsfünde des Unterz.) bey fr. 50. §. 3. 15, 1. gebe es Abdrücke der Ausgabe zu Florenz mit und ohne einen Carton, durch die Universitäts-Bibliothek zu Rostock, wie es auch auf der unsrigen der Fall ist, und endlich noch ganz vor Kurzem mit einer eigenen kleinen Schrift über das so bekannte und so häufig falsch erklärte ff. Die oben angegebene Schrift anzuzeigen ist noch darum eine besondere Veranlassung, weil sie unserer hohen Schule an deren Ehrentage gewidmet ist. Es kommt darin auf die Vereinigung der beiden auf dem Titel genannten Stellen an, wovon die in den Digesten sagt, man dürfe nicht auf Belohnung für juristischen Unterricht klagen (darauf hat sich vor einigen Jahren die Mehrheit einer Promotionsfacultät ohne Erfolg berufen), die im Constitutionscodex aber zu den Ärzten (sie heißen archiatri oder exarchiatri, ein Wort wie exquaestor, das eine Steigerung, wie unser Geheimer oder Ober, andeutet, oder nicht) und andern Lehrern in Justinian's Sammlung auch die doctores legum setzt, und am Ende noch befiehlt, eis solent mercedes et salaria reddi. Der Vf. führt nun S. 25. aus: 'an einen Widerspruch zwischen beiden Stellen habe man überhaupt nicht zu denken', sondern 'von Justinian sey offensichtlich eine absichtliche Veränderung vorgenommen worden' und so könne die Digestenstelle 'nur noch als eine historische angesehen werden' S. 16. Dies wird nun mit einer Belesenheit, in Büchern, die der Unterz. nicht gekannt hat, ausgeführt, die zuweilen, wenn einem Schriftsteller, der etwas nicht erwähnt, weil es zu dem Zwecke seines Buchs nicht gehört, auch dieses vorgewor-

fen wird, Jemand, der den Rabener gelesen hat, an den Spott erinnert, den dieser über recht gelehrt seyn sollende Citate mit den Worten treibt, der gelehrte Rabbi . . . sage davon in seinem hebräisch betitelten Werke Nichts. Dessen ungeachtet hat der Unterz. bey der Ansicht des Herrn Verfs noch einiges Bedenken, besonders weil es ein grober Fehler von Justinian's Arbeitern gewesen wäre, einen von ihrem Kaiser aufgehobenen Satz, noch dazu mit Berufung auf das Zartgefühl, worauf er sich gründe, in die Digesten aufzunehmen. Der von dem Hn Verf. angeführte Umstand, daß, nach Cujas, die Griechen, also wahrscheinlich die Basiliken, wo aber die Stelle auch nach Haubold's Manuale nicht gedruckt ist, die *doctores legum* nicht haben, erklärt die Schwierigkeit viel besser, denn wenn dies gleich aus keiner lateinischen Handschrift bemerkt worden ist, so weiß man ja doch, wie viel weniger die Herausgeber des Constitutionencodex diejenigen Handschriften desselben die älter sind, als die gewöhnlichen der Digesten (von den 'Pandecten' zu Florenz ist keine Rede) genau verglichen haben. Wenn es S. 19. heißt, der Vf. der Basiliken möge für die Weglassung seine besonderen Gründe gehabt haben, so paßt da gewiß auch, was S. 14. bey einer anderen Gelegenheit gesagt wird, es sey eine Thatsache, welche sich durchaus nicht beweisen lasse.

S. 16. sagt der Hr Verf., die Verordnung im Constitutionencodex sey gegen das Fragment in den Digesten 'fast gar nicht benutzt' worden. Bey einem Streite zweyer Stellen denkt doch wohl Jedermann zuerst an die Glosse, und diese bemerkt den hier in Frage stehenden beide Male, wie S. 24. die bey der *constitutio* (wie es hier

heißt: bey dem Worte reddi) gemachte Glosse mit ihren drey Vereinigungsversuchen, womit auch Azo 'harmoniere' oder 'auf gleich schwankende Weise' sich ausdrücke, abgedruckt ist. Für so ganz 'verunglückt' möchte der Unterz. diese Versuche nicht halten, daß es gar nicht nöthig wäre 'sie einer genaueren Prüfung zu unterwerfen'. Namentlich würde er, wenn legum doctores richtig ist, doch auch sagen, bey diesem Satz, bey der Bezahlung, nicht bey den Immunitäten, die man neuerlich den Professoren hat entziehen wollen, weil jeder Bürger zu den Lasten des Staats beytragen müsse, seyen wohl die Philosophen und die Rechtslehrer nach der Digestenstelle ausgenommen. Daß Azo die Philosophen nennt, hätte den Herrn Verf. zu dem Zweifel bringen können, ob er den Unterz. auch recht verstanden habe, wenn er ihm so geradezu Schuld gibt, er bemerke 'wiewohl gegen ein klares Gesetz', Bezahlung durften Grammatiker, Rhetoren und Sophisten zwar annehmen, aber nicht einklagen. So heißt es in der neuesten Rechtsgeschichte S. 954. Z. 15. mit dem Worte 'diese' nur von den Sophisten, als von den zuletzt genannten, denn daß man dies Wort nicht auf die anderen beziehen würde, hatte der Unterz. voraus gesetzt, einmahl weil er nicht dachte, man würde ihm zutrauen, gegen ein klares Gesetz Etwas zu behaupten, an welches ihn die, auf der Seite gerade gegenüber stehende Lehre von den *extraordinariae cognitiones* hätte erinnern können, dann aber auch, weil er die Stelle, die es von den Philosophen sagt, schon früher S. 824. Z. 25. selbst angeführt hatte. Sonst mag noch, zur Entschuldigung des Umstandes, daß die Worte, die allerdings auch an

ders verstanden werden können, von der zweyten Auflage an, also über dreyßig Jahre lang, nicht verbessert worden sind, auch dienen, sie stehen im öffentlichen Rechte, also in dem Theile des Buches, der bey'm Vortrage am wenigsten begünstigt war. Ein anderer, wohl größerer Fehler besteht aber darin, daß er, wie die unmittelbar vorher gehende Erwähnung der Rhetoren zeigt, das Wort Sophisten dabey in der ursprünglichen Bedeutung, wo es mit Philosophen sinnverwandt war, nahm, wo ihm denn erst neuerlich die Einwendung gemacht worden ist, später hätten die Sophisten mehr Aehnlichkeit mit den Rhetoren gehabt. Indem er dieses berichtigt, gibt ihm die vor ihm liegende Schrift noch Gelegenheit, zu bemerken, er habe längst, z. B. schon in seiner zweyten Viterärgeschichte, in der dritten ist es S. 6. 3. 26., Etwas 'ausgerissen', womit er, wie er nun sieht, nicht bloß dieser Geringsten Einen, sondern selbst einen Mann, wie den Hn Verf., 'geärgert', d. h. ihm ein böses Beyspiel gegeben hatte, nämlich die Sitte, lateinische Namen in die Sprache des Vaterlandes eines Mannes, ohne Rücksicht auf den Sprachgebrauch, zu übersetzen, also den Mann, den die Franzosen so wenig nennen, Doneau, oder gar unsern Heinecius deutsch Heineke zu nennen.

Hugo.

T ü b i n g e n .

Ben Fues, schon mit der Jahrzahl 1838 auf 151 Seiten gr. 8. Das Intestaterbrecht der liberi naturales nach dem heutigen Römischen Rechte. Eine dogmengeschichtliche

Untersuchung von Dr. M. S. Mayer, ordentl. Prof. der Rechtswiss. in Tübingen (Verf. einer Schrift über das Anwachungsrecht, und nicht zu verwechseln mit dem beyrn Schraderschen Corpus Juris an die Stelle von Glossius getretenen, als Archivar gestorbenen Christ. Joh. C. Maier).

Eigentlich eine Geschichte dieser Lehre seit Justinian und zwar, wie man den Begriff oft einschränkt, im Abendlande, wobey hier, mit Ausnahme des, nach der Ueberschrift des Kapitels nicht zu erwartenden, Anfangs desselben und einer langen Note, wo von Frankreich die Rede ist, noch überdies nur auf Italien und Deutschland gesehen wird. Sehr richtig bemerkt die Vorrede, auch diese juristische Dogmengeschichte gehöre zur vollständigern Kenntniß unsers Faches und nicht bloß das Vorjustinianische und Justinianische Recht, welches Erstere der Vf. doch weit entfernt ist, herab setzen zu wollen, und es reiche nicht hin, wenn man neuerlich etwa die Glosse und einen oder den anderen neueren Schriftsteller anführe. Dabey wird Hr Prof. M. denn auch zugeben, daß, wenn die neuere Dogmengeschichte für das heutige Recht wichtiger ist, wie etwa in unserm Corpus Juris die *leges novae* einen Vorzug vor den *Digesten* und den älteren *Constitutionen* im *Constitutionencodex* haben, dagegen das vor Justinianische oder vor Constantinische Recht in wissenschaftlicher Rücksicht den Vorzug verdient. Daß dieses nun hier im Schatten steht, dafür gibt jede der drey ersten Seiten des ersten Kapitels einen Beweis, erstens daß über die S. 11. abgedruckte Stelle: *concubinatus per leges nomen assum-* sit, gar nichts gesagt ist, welche *Lex* gemeint sey,

zweytens, daß S. 12. es ganz bestimmt heißt, der Concubinats sey nur nach justinianischem Rechte monogamisch, da doch diese Aehnlichkeit mit der Ehe schon früher höchst wahrscheinlich ist, wenn sie gleich Justinian auch einschärft, und endlich S. 13. der Satz, Concubinats habe nur unter Personen, die (versteht sich: jede für sich und unter einander) eine Ehe abschließen könnten, statt, denn so wahr dies auch bey den Hindernissen der Ehe ist, die der Verf. anführt, so falsch ist es doch bey denen, die sich aus dem Stande ergeben, wie sie in Ulpian's dreyzehntem Titel aufgezählt sind. Das justinianische Recht ist nun bey dem Erbrechte der Concubinen-Kinder auf ein Sechstheil des Vermögens des Vaters (*sexta totius patris hereditatis*, so ist wohl die Schwierigkeit, die der Verf. S. 47. bey den Worten des *de Ferrariis in partibus* mit einem Fragezeichen andeutet, zu heben) nicht besonders zu rühmen; es überläßt dem Zufalle ohne Rücksicht auf Bedürfnis und Würdigkeit so viel, wie das Privatrecht, besonders bey der Intestaterbfolge, gewöhnlich thut. Bey dem Tadel, den das canonische Recht gegen alle außereheliche zur Befriedigung des Geschlechtstriebes eingegangene Verbindungen ausspricht, meint der Verf., sey der Begriff des Concubinats auf den 'Zweck des Kinderhabens' eingeschränkt worden, und dann nimmt er es für bekannt an, es hätte als neues Recht angesehen und auch auf dieses Erbrecht angewendet werden sollen, ungeachtet er zeigt, daß die meisten Canonisten anderer Meinung waren. Das deutsche Recht spricht, wie man weiß, gar kräftig von 'leichtfertigen Bewohnungen' und 'Unflatskindern', dies hat aber nicht gehindert, daß nicht eine Menge Rechtsgelehrte und Gericht

te Justinian's Novelle auf alle Kinder anzuwenden, von denen nur irgend ein Vater, auch nur durch eine Erklärung pro patre spurii, zu finden war. Bey der Geschichte dieser Lehre, womit sich der größte Theil unsers Buchs beschäftigt, um zu zeigen, daß die Mehrheit der Stimmen für diese Ausdehnung sey, mag es nun wohl kaum möglich seyn, irgend eine Epoche aufzufinden; so hat der Verf. sich an die Jahrhunderte gehalten, wobey er S. 47. etwas willkürlich als Regel annimmt, wer in den letzten 35 Jahren eines Jahrhunderts geboren sey, gehöre zum folgenden, und S. 91. sich verwahrt, er habe, wie sich wohl von selbst versteht, nicht alle Schriften, die er gern nachgesehen hätte, bekommen können.

Ob dieß auch bey ihm der Fall war, steht dahin; genug, angeführt ist nicht ein Lehrbuch des heutigen Römischen Rechts, ein Titel, der ehemahls wohl angefochten worden ist, dem aber der Verfasser mit dem seines Buches beytritt, welches schon sieben Auflagen erlebt hat, und wo in der neuesten S. 174 und 175. es ausdrücklich heißt, das Erbrecht der Concubinen-Kinder sey bey uns nicht anwendbar, und nicht ein Mahl dabey steht, wie es für eine künftige, wohl nun nicht mehr zu erwartende, Auflage hinzu gesetzt ist, es werde doch angewendet.

Hugo.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. 19. S t ü c k.

Den 1. Februar 1838.

L o n d o n.

Printed by Richard Taylor. Reports of Medical Cases, selected with a view of illustrating the Symptoms and Cure of Diseases by a reference to Morbid Anatomy. By Richard Bright, Lecturer on the Practice of Medicine, and one of the physicians to Guy's hospital. Volume II. Diseases of the Brain and nervous System; Part I. Including: inflammation of the Brain and its membranes; — acute hydrocephalus; — delirium tremens; — apoplexy; — paraplegia; — concussion; — chronic hydrocephalus; — spina bifida. Part. II. Including: hysteria; — chorea; — palsy from mercury; — neuralgia; — epilepsy; — tetanus; — and hydrophobia; together with a concise statement of the diseased appearances of the brain and its membranes. XL u. 724 Seiten, nebst 40 colorierten Kupferplatten. 1831. 4.

Von diesem Bewunderung erweckenden Unternehmen haben wir in diesen Blättern 1836 St. 163. 164. eine Anzeige des ersten Bandes geliefert. Was damahls kaum zu glauben war, ist geschehen, nämlich dieser zweyte ist viel reichhaltiger als jener. Um Wiederholungen zu vermeiden, verweisen wir, was Plan und Einrichtung dieses kostbaren Werkes betrifft, auf unsere früheren Mittheilungen, und bemerken bloß, daß in Auswahl und Sichtung des überreichen Materials das Möglichste geleistet worden, und daß die nun getroffene Anordnung nach einzelnen Krankheits-Classen und Formen die Uebersicht sehr erleichtert.

Dazu kommt die mit Verweisung auf die Nachträge versehene Zusammenstellung des Inhalts und ein genauer Index.

Die Gehirnkrankheiten sind vertheilt unter die Rubriken Entzündung, Druck und Irritation. Die Reihenfolge der Gegenstände ist dem Wesentlichen nach folgende:

A. Entzündung. Fälle zur Erläuterung der Wirkungen derselben in den das Gehirn umhüllenden Häuten: Zerreißung — Entzündung der Spinnwebehaut mit Eiterbildung; mit seröser Ergießung; mit Verwachsung. Der Säuferswahnsinn wird aufgeführt als Arachnitis mit excessiver Irritabilität, und es kommt auch eine Beobachtung davon bey einem Weibe vor. Zur Auseinandersetzung von Hydrocephalus werden 21 Fälle mitgetheilt: Ergießung in die Ventrikel nach Entzündung; ein so entstandener tumor; Gehirnschropheln, welche große Reizung bewirkten; Tuberkeln im Gehirne; Coagulation der Fibrine in den Venen bey Geschwächten.

Um zu zeigen, wie entzündliche Reizung und wirkliche Entzündung der Gehirnmembranen häufig die Folgen von allgemeiner Fieberaction oder

von Entzündung in andern Organen sind, werden viele Fälle speciell angegeben. So namentlich der Zustand der Schleimhaut der Gedärme beym Fieber; Entzündung des Bauchfells; Leberentzündung; Scharlach; Rothlauf an den Beinen. Gerade über Erysipelas finden sich viele interessante Angaben. So sein Erscheinen am Kopfe während der Reconvalescenz nach Lungenentzündung; bey chronischen Rheumatismus; bey einem Paralytischen; bey einer organischen Magenaffection; sein Hervorbrechen bey Gesunden durch ein Zusammenseyn mit daran Leidenden.

Der Zusammenhang einer Eiteraussonderung aus der Nase und dem Ohre, und Krankheiten im zelligen Baue der benachbarten Knochen mit Affectionen des Gehirns und dessen Häuten, wird durch viele detaillirte Angaben bewiesen. So werden als einzelne Fälle erwähnt: Magenleiden mit Ohrausfluß; Eiterausfluß aus dem Ohre bey Hautwassersucht; bey Scharlach; nach Fieber; lang dauernder Ohrausfluß mit starker Gehirnaffectio und Trennung des Pericraniums; bey Gehirnscropheln; bey einer fungösen Geschwulst im Gehirne.

Zur Verdeutlichung der Wirkungen der Entzündung in der Substanz des Gehirns finden sich 10 Fälle, hauptsächlich: Verschwärung der Oberfläche des Gehirns in Folge eines verletzten Pericraniums; ein eingekapselter Abscess im mittleren Lobus der rechten Hemisphäre mit Umänderung der pars petrosa des Schläfenbeins; hernia cerebri und Eiterbildung zwischen der dura mater und arachnoidea nach einer Fractur; Bereiterung des Gehirns mit Hemiplegie.

Die Erweichung des Gehirns wird durch fünf Fälle erörtert. Sie betreffen eine plötzliche He-

miplegie, nämlich Erweichung der mittleren und hinteren Loben der linken Hemisphäre; unvollständige Hemiplegie mit Coma, oder Erweichung des hinteren Lobus der linken Hemisphäre; Apoplexie von Congestion mit theilweiser Erweichung; Desorganisation des rechten corpus striatum.

B. Druck. Um die Wirkungen des Gehirndrucks durch Gefäßturgescenz nachzuweisen, sind 18 Beobachtungen nebst Bemerkungen darüber angegeben. Sie betreffen: apoplectische und epileptische Zufälle von Gehirncongestion; Opiumvergiftung; Bronchitis; Lungenemphysem, Verstopfung der Lunge, wodurch Schlagfluß; Ergießung von Blut auf die Oberfläche des Gehirns im Sticthusten.

Das Vorkommen von Gehirndruck durch seröse Ergießung ohne Entzündung wird durch 22 Fälle näher entwickelt. So nach Erhängen; nach Erstickung; in Folge von Herzkrankheit; nach Bronchitis; Hautwassersucht; nach Abgang von albuminösem Urin bey granulierten Nieren; nach Hemiplegie; Harnruhr.

Druck durch Bluterguß innerhalb der Hirnschale wird nach seinem verschiedenen Verhalten durch 43 Fälle dargestellt: Apoplexie nach Verstopfung eines kleinen Aneurysma; Apoplexie mit einem dicken Blutpfropf unterhalb der pia mater und in der Substanz des Gehirns; partielle Hemiplegie von Bluterguß zwischen dura mater und arachnoidea; Apoplexie von Bluterguß in der Nähe des corpus striatum; Apoplexie mit Bluterguß in die linke Hemisphäre, das einen Weg in den Ventrikel und in die Substanz der medulla oblongata fand; Apoplexie und Hemiplegie mit Bluterguß in den thalamus opticus; successive Anfälle von Hemiplegie, wobey die Empfindung mehr beeinträchtigt wurde als die Be-

wegung, und wobey die Articulation und das Niederschlucken verloren gingen, mit Affection des hinteren Theils des corpus striatum.

Hierauf folgt eine große Reihe von Fällen zur Erläuterung des Drucks von Geschwülsten und anderen organischen Umänderungen entweder in der Substanz des Gehirns und Rückenmarks oder in deren Häuten. Zur leichteren Uebersicht sind 11 Unterabtheilungen aufgeführt: a) Druck von Geschwülsten: Partielle Lähmung von einer großen Geschwulst an der dura mater; Hemiplegie durch eine Geschwulst aus einer Desorganisation des Gehirns; Stupor von drey harten Geschwülsten am vorderen Gehirnlappen; Torpor und mangelndes Sehen, ohne Schläfrigkeit von einer Geschwulst an den corp. quadrigemin.; Lähmung und große Irritation von Gehirnscrippheln; Hydrocephalus. b) Symptome von Druck oder von unterbrochener Circulation durch Umänderung der Gehirnsesubstanz: Zunahme und Verminderung derselben, wodurch Lähmung und Schwäche. c) Lähmung von Entzündung und Frankhafter Thätigkeit in den Häuten des Gehirns und der Nerven: Lähmung der Beine von Verdickung der Häute; allgemeine Lähmung durch Ausgesetztgewesenseyn der Nässe und Kälte, wo sich bloß eine schwache seröse Ergießung unter den Häuten fand; Paralyse der Hände nach vorgängiger häufiger Stuhlverstopfung. d) Lähmung durch Bley: ohne da gewesene Colik; meistens Heimsuchung der oberen Extremitäten. e) Erschütterung und Druck durch Zufälligkeiten: durch Fall, Schlag, Fractur, Zerreißung des Gehirns. f) Druck auf das Rückenmark nach Krankheit: Lähmung durch afficierte Nackenwirbel; Erweiterung des processus dentatus; Verschwärung und Ankylose der Nackenwirbel. g) Druck auf das

Rückenmark durch Zufälligkeiten. h) Chronischer Wasserkopf. i) Spina bifida. k) Angeborener Hirnbruch. l) Seröse Cysten in der Spinnewebshaut.

C. Irritation. Eine Reihe von Fällen zur Erläuterung der Erscheinungen der Hysterie: a) Hysterie Entzündung nachahmend: Verwechslung mit Entzündung des Bauchfells, der Leber, des Brustfells. b) Verbunden mit Krampf: hysterische Convulsionen; Schlucksen; Dyspnoe; Dysphagie; Trismus; Ausschreien; Verlust der Stimme. c) Lähmung nachahmend: Hysterie mit irregulärer Menstruation; Paraplegie mit Unterdrückung derselben. d) Hysterie mit Geistesstörung, hypochondrische Stimmung; Nymphomanie.

Außer allgemeinen Bemerkungen über Weitzanz, dessen ursächliches Verhältniß, mögliche Verwechslung mit anderen nervösen Krankheiten und Behandlung werden 19 erläuternde Beobachtungen davon aufgeführt. In einem tödtlich abgelaufenen Falle zeigten sich die Anhänge des Uterus sehr krankhaft. Dann folgen Mittheilungen über Lähmung durch Quecksilberdämpfe und über den krampfhaften schiefen Nacken.

Unter den Neuralgien werden abgehandelt die Ischiatic, der Gesichtschmerz und das halbseitige Kopfschmerz. An die ausführliche Darstellung der Epilepsie werden angereiht interessante Beobachtungen über partielle Amaurose, über Convulsionen, Tetanus und Wasserscheu.

Den Schluß machen viele beachtungswerthe Nachträge, zumahl in anatomisch-pathologischer Hinsicht.

Von einem Werke, wie das vorliegende, welches, wie die eben mitgetheilte skizzierte Uebersicht des Inhalts zeigt, fast ganz auf Beobachtungen beruht und eigentlich nur zum Nachschlagen in zweifelhaften Fällen bestimmt ist, läßt sich

nicht füglich ein Auszug anfertigen; ein solcher wird immer zu viel und zu wenig enthalten. Nur um denen, welchen die Einsicht dieser kostbaren drey Quartbände versagt bleibt, einen Begriff von dem Reichthume und von der Eigenthümlichkeit des Gelieferten zu geben, sollen einige der bedeutenderen Punkte hervor gehoben werden:

Kopfsweh hänge fast immer von Congestion der Blutgefäße im Gehirne ab. Erschöpfung nach Ermüdung, nach Blutverlust, nach Ueberreizung durch geistige oder körperliche Anstrengung veranlasse einen Zustand von Schwäche in den Gefäßen, welche Congestion begünstige.

Entzündung der Arachnoidea sey mehr Folge als Ursache von Fieber. Wo sie mit Irritabilität verbunden aufträte, dürfe nur sehr vorsichtig Blut entzogen werden.

Kopfwassersucht sey im Entstehen immer entzündlich; bey dem chronischen bewähre sich die Einreibung der Quecksilbersalbe.

Nach Harnruhr fand der Verf. die Nieren von fester, normaler Beschaffenheit, bloß blutreich; allein die Schleimhaut des Magens und der Gedärme verändert, entzündet, ulceriert, erstaunlich zusammen gezogen; das Pancreas mit Blut angefüllt. In allen Fällen, welche er untersuchte, zeigten sich im Hirne krankhafte Erscheinungen, großer Gefäßreichthum, seröse Ergießung und augenscheinlich eine Verminderung in der Substanz des mehr lockeren Gehirns. Manchemahl gefelle sich zur Harnruhr Entzündung des Brustfelles und der Lungen.

Bey Störungen in der Ab- und Aussonderung des Urins müsse man ja das Gehirn im Auge behalten. Bey unvollständiger Absonderung zeige sich im Blutwasser meistens Harnstoff. Bey

Eyweiß im Urine dürfe auf wenig Harnstoff geschlossen werden. Das Vorkommen des Eyweißes im Urine bey einer hitzigen Krankheit sey ein schlimmes Zeichen. Uebrigens bestehe kein directes Verhältniß zwischen dem Eyweiß und dem Grade einer Krankheit der Nieren.

Wenn bey einem apoplectischen Anfalle ein Bluterguß vor sich gegangen, so bleibe in der Regel Lähmung. Die gewöhnliche Form sey Hemiplegie; Paraplegie habe er nie so entstehen sehen. Lähmung fände sich beständig auf der der Gehirnaffectio entgegen gesetzten Seite und viele Fälle könnten einzig dem Drucke zugeschrieben werden. Wenn nach Schlagfluß das Sprachvermögen eine Einbuße erleide, so finde man häufig den hinteren Theil des corporis striati gedrückt oder zerrissen. Bey älteren Personen seyen oft, ohne daß man sonst Grund hatte darauf zu schließen, Verkücherung in den Arterien der basis cranii auch aneurysmatische Erweiterungen zugegen. Das Aneurysma der mittleren Gehirnarterien ziehe stäts Schlagfluß nach sich. Gehe dem Anfalle Uebelkeit vorher, so müsse die Prognose sehr ungünstig gestellt werden. Wo eine Blutentleerung indicirt sey, dürfe die Quantität nicht zu gering ausfallen; übrigens erfordere die Venäsection viel Vorsicht. Kälte an den Kopf applicirt sey ein zweydeutiges Mittel. Bey der so genannt serösen, von Schwäche herrührenden Apoplexie ergebe die Section granulirte Nieren.

Bey Lähmung in Folge von Bleieinwirkung sey das Schröpfen zwischen den Schultern heilsam.

In der Epilepsie, wo mehr oder weniger Gehirnreizung statt finde, sey am meisten zu hoffen von Gegenreizen, namentlich von einem Haarseil im Nacken, und von einer mäßigen, aber ja nicht

von einer reichlichen Blutentziehung zugleich mit Hinwirkung auf den Darmkanal. Auffallende Irritation, die in heftige epileptische Zuckungen übergehe, so wie der höchste Grad von Anspannung, der mit Coma, seröser Ergießung und Tod endige, könne bedingt werden durch Erschöpfung, als Folge eines zu starken Blutverlustes, und der Schwäche veranlaßt durch die Krankheit.

Die Convulsionen der Kinder betrachtet der Verf. als epileptische Paroxysmen, jedoch häufig in vorüber gehender Ursache, namentlich in Blutüberfüllung des Gehirns begründet. In einem Falle gab die Ergießung von fast zwey Unzen Blut auf die Oberfläche des Gehirns während der Geburt Veranlassung zu unaufhörlichen Convulsionen, bis der Tod 24 Stunden später eintrat.

Die Gefäßreizung gehe zuweilen von anderen Organen aus, daher die Zuckungen bey Pneumonie, bey Affection der Bronchien, bey Sticthusten, bey bevorstehenden Ausbruche der Exantheme. Aber eine nicht zureichende Menge Blutes im Kopfe könne gleichfalls Reizung bedingen.

In der Hysterie, im Weitztanze, in der Epilepsie und selbst im Starrkrampfe habe er den günstigsten Erfolg von dem Gebrauche tonischer Mittel beobachtet.

Der krampfhafteste steife Hals hänge nicht selten mit Reizung des Uterus zusammen.

Bey Kindern, welche am Sticthusten sterben, habe er keine Spur von Entzündung in den Lungen, aber dieselben größtentheils emphysematös gefunden. Die Convulsionen, welche dabey vorkämen, meistens durch Congestion hervorgerufen, wichen am besten kalten Umschlägen auf den Kopf.

In der Gelbsucht sey das Blut nicht selten

mit Galle (?) geschwängert und ein gelbes Serum unter die Arachnoidea ergossen.

Der Gürtelausschlag habe zuweilen Neuralgie zum Begleiter oder zum Nachfolger.

Die unvergleichlich schönen, zahlreichen Kupferplatten versinnlichen die Angaben über den Erfund der abgehandelten seltenen oder besonders lehrreichen Krankheitsfälle. So sind anschaulich dargestellt der Eitererguß zwischen den Häuten des Gehirns und im Gehirne selbst; Verwachsung der Häute, Congestion, Entzündung, Verknochern, Balgbildungen, Geschwülste, Abscesse, Hirnbruch; Erweichung der Masse; die verschiedenen Zustände im Gehirne nach Schlagfluß; das Verhalten des Schädels und des Gehirns beym Wasserkopfe.

Man muß einer Anstalt Glück wünschen, an der ein solcher Arzt thätig ist, und wo die Mittel vorhanden sind, daß ein solches Werk erscheinen konnte.

E d i n b u r g.

Bey Thomas Clark. Commentary on the Epistles of St. John by Dr. Friedrich Lücke. Translated from the german, with additional notes, by Thorleif Gudmundson Repp. 1837. XII u. 354 Seiten in 8.

Dies Werk, nach guter englischer Art elegant gedruckt und überaus anständig eingerichtet, ist der 15. Band des von dem Buchhändler Thomas Clark in Edinburg schon im Jahre 1831 unternommenen Biblical Cabinet, or hermeneutical, exegetical and philological library. Nach dem 1832 darüber bekannt gemachten Prospectus ist diese theol. Bibliothek vorzugsweise dazu bestimmt, exegetische Werke deutscher Theologen durch Uebersetzungen in England einheimisch zu

machen. Ref. hat die Ehre, seinen Commentar über die Johanneischen Briefe mit unter den ersten darin aufgenommen zu sehen. Schon ist Dr Tholuck's Commentar zu dem Briefe an die Römer und Steigers Auslegung des ersten Petriniſchen Briefes überſetzt, und angekündigt werden (aber vielleicht ſchon ſeitdem erſchienen) Ueberſetzungen der übrigen exegetiſchen Werke von Tholuck, ſo wie der Commentarien von Billroth, Bähr, der bibliſchen Archäologie von Roſenmüller, und des Commentars von Umbreit über das Buch Hiob. Referent ſchätzt den theologischen und gelehrten Ernſt der Engländer zu hoch, um ſich nicht in aller Demuth über eine ſolche Anerkennung zu freuen. Aber man wird ihm zutrauen, daß ihn dies nicht beſtimmen würde, das Unternehmen zu loben, wenn er es nicht an ſich lobenswerth fände. In der That iſt ſchon der bloße Gedanke deſſelben in der theologischen und kirchlichen Welt eine bedeutende Zeiterſcheinung. Es gab eine Zeit, — im 17. und im Anfange des 18. Jahrh., — wo die deutſchen Theologen bey den engliſchen in der bibliſchen Exegeſe und Critik in die Schule gingen. Die Werke von Spencer, Lightfoot, von Matth. Poole, Lowth, Benson u. A. wurden in Deutſchland zu ihrer Zeit ſehr geſchätzt und gebraucht. Seitdem aber hat meiſtens die originelle Production auf dieſem Gebiete in den engliſchen Kirchen ſehr abgenommen. Herbert Marſch iſt eine iſolierte Erſcheinung und nur erklärlich durch ſeine Studien in Deutſchland. Wir Deutſche, die wir gern nach dem Fremden fragen, haben dies längſt gemerkt. Der Lebhaftigkeit und der faſt überſchnellen Bewegung auf dem theologischen Gebiete in Deutſchland gegenüber ſchien uns die theologische Gelehrſamkeit in England faſt ganz ſtill zu ſtehen. Ja, nachdem Roſe in Oxford

über die ganze neuere deutsche Theologie das Verdammungsurtheil gesprochen, konnte man, ehe Pusey und Andere vom Gegentheile überzeugt, glauben, daß man jenseits des Meeres von unsern theologischen Producten nie Gebrauch machen werde. Eine solche Trennung und Verkennung mitten in der protestantischen Kirche unter zwey Nationen, die im Wesentlichen gleichen christlichen Ernst haben, hatte etwas Betrübendes. Man hat sich auch deutscher Seits verantwortet. Die Stolzen unter uns haben gesagt, wir brauchen von den Engländern nichts zu lernen, wohl aber sie von uns, und es sey ihre Schuld und ihr Schaden, wenn sie nicht wollen. Ja man hat wohl die Anklage zurück gegeben und gefragt, was schlimmer sey, unsere Theologie oder der englische Naturalismus und Deismus, den wir vor Zeiten überkommen haben? Indessen haben sich seit dem Buche von Rose die Verhältnisse sehr geändert.

Ein größerer Verkehr zwischen englischen und deutschen Theologen, die Befreundung unbefangener englischer und schottischer Männer mit deutscher Art und Weise an Ort und Stelle, hat die frühere Abneigung auf englischer Seite immer mehr in Zuneigung verwandelt. Und je mehr man auf jener Seite die deutsche theologische Literatur kennen und achten gelernt hat, desto mehr ist den Engländern und Schotten selbst der große Mangel und Stillstand in ihrer eigenen fühlbar und drückend geworden. Bey der an sich sehr achtungswerthen Aengstlichkeit der brittischen Männer, mit der deutschen Theologie in den ganzen gefährlichen Kampf der Gegensätze derselben zu gerathen, mußte es uns Wunder nehmen, daß man schon vor mehreren Jahren wagte, Schleiermacher's critische Schrift über den Lukas ins Englische zu übersetzen. Das schien fast für den An-

fang zu viel. Schleiermacher hatte in dieser Art am wenigsten Englisches, und man konnte voraus sehen, daß viel solcher Speise den Engländern zur Zeit noch nicht behagen würde. Aber wir finden es sehr ehrenhaft und sehen darin den Anfang einer neuen theologischen Entwicklung in England, daß in dem vorher erwähnten Prospectus der Mangel an originellen exegetischen und kritischen Werken über die Schrift in Schottland wie in England offen bekannt, und das Bedürfnis ausgesprochen wird, demselben durch Nationalisierung entsprechender deutscher Productionen abzuhelpfen. Es sagt das in jenem Prospectus nicht bloß der würdige Buchhändler oder wer sonst für ihn, sondern mehrere berühmte schottische Theologen, wie Chalmers, Forbes u. A., geben davon Zeugniß. Ihre, zum Theil sehr merkwürdigen, Erklärungen sind dort abgedruckt. Man wird es der dort gemachten Auswahl der deutschen Werke ansehen, daß der kirchliche und im edleren Sinne orthodoxe Sinn der Britten immer noch große Scheu hat vor dem Gifte der deutschen Neologie; im Prospectus wird dies auch ausdrücklich gesagt. Aus diesem Grunde sollen daher auch die übersetzten deutschen Werke mit Anmerkungen begleitet werden, um etwaigen Schaden zu verhüten. Einem deutschen Theologen, auch von der strengeren Observanz, wird dies immer noch zu ängstlich und zaghaft erscheinen, und als eine Hemmung des lebendigen, freyen Fortschrittes. Allein man muß billig denken. Die Verhältnisse in der englischen und schottischen Kirche sind anderer Art, als in der unstrigen. Es kommt darauf an, was unter den gegebenen Verhältnissen practisch und wahrhaft nützlich ist. Die ganze neuere deutsche theologische Literatur, auch die rein rationalistische, würde die Engländer nur verwirren, und zum Theil

wie ein kaltes eisiges Bad die warmen Gemüther erkälten. Wer fordert, die Engländer sollten in der Theologie gleich wie die Deutschen werden, verkennet ganz die Bedingungen einer natürlichen historischen Entwicklung.

Irren wir nicht, so gehört es zu den Eigenthümlichkeiten der englischen und schottischen Kirche, daß die theologische Wissenschaft dort mehr als bey uns mit der Kirche und der kirchlichen Praxis verknüpft ist. Dies ist an sich etwas sehr Edles und Wesentliches, es sichert die Theologen vor jener falschen subjectiven Freyheit und vor jenem Leichtsinne im Wissen, der die Kirche innerlich spaltet und stört. Man trennt sich in England lieber von der Kirche, als daß man in ihr bleibt mit widersprechendem Geiste. Allein es entsteht daraus gar leicht ein Uebergewicht des kirchlichen, weniger des religiösen Interesses über das wissenschaftliche in der Theologie, wodurch die wissenschaftliche Freyheit und Forschung gehemmt wird. Daher wohl der Stillstand in der englischen theologischen Literatur, seitdem die ältere theologische Art den neuen europäischen Entwicklungen des geistigen Lebens nicht mehr entspricht. — In der deutschen protest. Kirche tritt leicht der umgekehrte Fall ein. Es hat dies seinen Grund in der ganzen Organisation unseres kirchlichen, politischen und literarischen Lebens. Und wie dies bey uns, schon wegen der eigenthümlichen Stellung und Einrichtung unserer Universitäten, unvermeidlich und ganz natürlich ist, so hat es neben dem Schädlichen auch sein Gutes. Die Forschung schreitet schneller vorwärts. So wird auch die Wahrheit selbst leichter kund und gewiß, und kommt augenblicklich der fortschreitenden Reformation zu Gute, während in England im kirchlichen Leben auch das Veraltete und Geistlose, bloß Aeußerliche fest gehalten wird zum

Schaden der Kirche. Aber so ist die Stellung beider Nationen zu einander in der Idee der wahren Kirche, daß sie von einander lernen und einander warnen und corrigieren sollen. Lernen wir von den Engländern ein größeres Gewicht legen auf das Kirchliche, Positive, auf das religiöse Interesse der Gemeinde. Aber jene mögen auch ihrerseits von uns erinnert seyn, daß sie von der Benutzung unserer theol. Literatur nur dann den vollen Nutzen ohne wesentlichen Nachtheil haben werden, wenn sie sich mehr an die freye, freylich etwas scharfe, aber doch auch stärkende Luft der deutschen Theologie gewöhnen, und die warmen und engen Kirchenbänder etwas lüften und wohl auch zum Theil ablegen, wenn sie nicht bloß bey unserer Exegese und Critik stehen bleiben, sondern auch auf unsere Dogmatik, Moral und Apologetik und somit auf die ganze, auch philosophische, Construction unserer Theologie eingehen.

Der Vf. der vorliegenden Uebersetzung meines Commentars bezeichnet in der Vorrede die deutsche Theologie als eine vorzugsweise progressive, fermentierende, im Gegensatz gegen die mehr conservative, von der man vermuthen muß, daß er die englische darunter versteht. Er meint nach deutscher Vorstellung sey die Theologie an infinite, liberal, speculative and transcendental science, welche keine Bande und Schranken gestatte, da ihre Aufgabe eine unendliche sey. Darin ist gewiß viel Wahres. Aber, ist es die Kürze der Darstellung, oder kennt der Vf. unsere theol. Zustände nicht genau, genug, seine Schilderung der deutschen Theologie hat den Mangel, daß die verschiedenen Richtungen und Abstufungen des Conservativen und Progressiven unter uns daraus nicht klar erkannt werden können. Auch scheint dem Verfasser wirklich der historische Zusammenhang und Ursprung unserer gegenwärtigen Theo-

logie nicht deutlich geworden zu seyn. Ref. kann mit der Characteristik seiner ihm eigenthümlichen Richtung, wodurch die Uebersetzung ihn seinen englischen Lesern empfiehlt, im Ganzen wohl zufrieden seyn; ja, was der Verf. zu seinem Lobe sagt, hat ihn beschämt. Allein wenn er ihn einen strictly orthodox Lutheran interpreter nennt, so fühlt Ref. nur zu gut, daß er das nicht verdient. Aber der Vf. meint auch nach der Erfahrung, die er in des Ref. Buche gemacht haben muß, wohl nur dies, daß des Ref. Bestreben darauf gerichtet ist, die wissenschaftliche Freyheit und Gewissenhaftigkeit mit dem lebendigen Interesse an der Kirche und der herzlichen Aneignung des Positiven zu verbinden, und ohne Losreißung von der Kirche dieser den Gewinn der wissenschaftlichen Forschung immer mehr anzueignen. In diesem Sinne genommen erkennt der Ref. die Characteristik des Vfs mit herzlichem Danke an.

Die Uebersetzung finden wir nach Vergleichung der schwierigsten Stellen vollkommen richtig, und der Vf. verdient für seine große Geschicklichkeit, auch die deutschesten Gedanken und Formen den englischen Lesern verständlich zu machen, großes Lob. Nur ist zu bedauern, daß dem Vf. die zweyte Ausgabe des Commentars noch nicht bekannt seyn konnte. Diese würde ihm vielleicht manche von den begleitenden Anmerkungen erspart haben. Aber es hat dies auch sein Gutes. Die erste Ausgabe hat dem Vf. zu einer Menge von Anmerkungen Veranlassung gegeben, woraus Ref. dankbar gelernt hat, wiewohl er offen gestehen muß, daß er sich von dem Vf. nicht überall für widerlegt halten kann. Zu 1. Br. 3, 20. macht der Vf. die Bemerkung, daß ihm vor dem *ὄτι* im Anfange ein *καί* ausgefallen zu seyn scheine, wodurch der ganzen Stelle geholfen werde, weil dann klar sey, daß *ὄτι* nicht Causalpartikel, sondern Objectivpartikel sey, abhängig von dem *γινώσκοντες* B. 19., und daß das zweyte *ὄτι* im Satze überflüssige Wiederholung des ersten sey. Allein wir gestehen, daß es uns unmöglich ist, daran zu glauben, daß jenes *καί*, wenn es irgend einmahl geschrieben worden wäre, von allen Auctoritäten ohne Ausnahme ausgelassen seyn sollte.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 3. Februar 1838.

Paris und Straßburg.

Bey Lebrault: Mémoires de la Société du Muséum d'histoire naturelle de Strasbourg. Tome premier. 2. Livraison. 1835. Tome second. 1. 2. Livr. 1835 — 37. in 4. (Jede Abhandlung besonders paginiert).

Der Inhalt der ersten Lieferung des ersten Bandes der Mém. de la Soc. d'hist. nat. zu Straßburg, deren Zweck es ist, zu den Fortschritten der Naturgeschichte überhaupt, besonders aber der des Rheinthal's mitzuwirken, ist im Jahrg. 1834. S. 163. unserer Anzeigen mitgetheilt. Die zweyte Lieferung enthält: 1) Fragment d'anatomie comparée sur les organes de la génération de l'ornithorhyngue et de l'échidné. Par G. L. Duvernoy. Die weibliche Harnröhre stellt, indem sie zum Durchgange so wohl des Harns als auch des Eyerstockproductes, und beim Coitus zur Aufnahme des männlichen Gliedes dient, einen wahren Canalis uretro-vaginalis vor; das Eyerstockproduct muß ziemlich

schnell diesen Canal durchlaufen, kann wenigstens nicht lange in demselben verweilen, weil sonst die Harnaussleerung unterbrochen seyn würde. —

2) Mémoire sur le testicule humain. Par E. A. Lauth. Für diese Abhandlung, über den Bau des menschlichen Hoden, hat der Verf. von der Pariser Academie eine goldene Medaille erhalten. Der erste Theil umfaßt das historische, der zweyte die Anatomie, und der dritte handelt über die Art und Weise die Samengefäße mit Quecksilber zu füllen. Nach dem Verf. besteht die Albuginea aus zwey Lamellen; die Scheidewände, wodurch die Hodenlappen separiert werden, gehen theils von der Albuginea, theils von dem Corpus Highmori aus, welches selbst eine Anschwellung jener Haut ist. Die Samengefäßchen, deren Zahl sich im Durchschnitt auf 840 beläuft und deren Weite im Allgemeinen $\frac{1}{47}$ Zoll beträgt, sind fast weiß, indem ihre gelbliche Farbe von enthaltenem Samen herrührt; diese Gefäßchen sind im Allgemeinen um so weiter, je größer der Hoden ist. Die Länge aller Samengefäßchen zusammen beläuft sich etwa auf 1750 Fuß, die eines jeden Kanälchens aber auf 14 — 33 Zoll. Die Kanälchen beginnen nur ausnahmsweise mit freyem Ende, in der Regel entspringen sie aus einem anastomosierenden Netze. Das Rete testis (R. vasculosum Halleri) besteht aus 7 — 13 mit einander anastomosierenden, oft hin und wieder etwas erweiterten, aber klappenlosen Gefäßen von etwa $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser; der Nutzen dieses Netzes bestehe darin, den von den verschiedenen Stellen des Hodens herkommenden Samen zu mischen, also diese Flüssigkeit möglichst identisch zu machen, — Ref. kann aber in diesen Gefäßen nur die Bedeutung von gemeinschaftlichen, auch selbst an der Samensecre-

tion Theil nehmenden, Ausführungsgängen für eine größere Zahl von Samen bereitlebenden Kanälchen erkennen. Die Vasa efferentia belaufen sich gewöhnlich auf 12 — 14, deren jedes eine Länge von etwa 7 Zoll 4 Linien hat, und münden einzeln ($\frac{1}{2}$ — 6 Zoll von einander entfernt) in den Kanal der Nebenhoden. Die Länge dieses letzteren Kanals beträgt etwa 19 Fuß. Hodenanhängsel (Vascula aberrantia) werden nicht immer angetroffen; manchmal ist nur 1 vorhanden, in anderen Fällen findet man 2 — 3. Der Verf. hält sie für Schleimdrüsen; sie seyen vielleicht der Rest des Wolffschen Körpers; Ref. kann sie für nichts weiter halten, als für nicht in die gemeinschaftliche Hodenmasse aufgenommene, sondern sich selbständig und isoliert entwickelt habende Samengefäße oder Hodenläppchen. — 3) Essai sur les soulèvements jurassiques du Porrentruy, avec une description géognostique des terrains secondaires de ce pays, et des considérations générales sur les chaînes du Jura. Par J. Thurmann. Seit mehreren Jahren ist die Juraformation Gegenstand specieller Untersuchung gewesen; aber die Jurakette selbst ist bey weitem nicht so genau erforscht als dieselbe Formation in fremden Ländern. Der Verf. hat diese Gebirgsart besonders in der Gegend von Bruntrut untersucht, und die Formen der Erhebungen nach bestimmten regelmäßigen Ordnungen zu classificieren sich bestrebt. Eine große Anzahl von Gebirgsdurchschnitten und Zeichnungen auf fünf Tafeln dient zur Erläuterung dieser Arbeit, welche in einer späteren Lieferung fortgesetzt werden wird. — 4) Description d'un Macrocélide d'Organ; par G. L. Duvvernoy. Macrocélides ist eine von H. Smith aufgestellte africanische Säugethiergattung aus der

Abtheilung der Insectenfresser. Die von Sm. bestimmte Art (M. Typus) kommt vom Cap, die vom Verf. beschriebene (M. Rozeti) vom Iran. Das Thier hat die Körperform einer kleinen Ratte, die Beine der Springmaus, die Zähne der Insectenfresser, und zeichnet sich besonders durch einen langen Rüssel, durch große Ohren und langen dünnen Schwanz aus. Die letztere Art ist in zoologischer und zootomischer Hinsicht abgebildet. — 5) Recherches sur les Acéphalocystes et sur la manière dont ces productions parasites peuvent donner lieu à des tubercules; par le Dr. Kuhn. Die einfachsten der sogenannten Hydatiden sind von Laennec mit dem Namen Acephalocystis bezeichnet worden. Der Verf. stimmt denjenigen bey, welche diese Blasen für mit einem besonderen eigenen Leben versehene Parasiten halten; er betrachtet sie zwar nicht als wahre, mit Sensibilität und willkürlicher Bewegung begabte Thiere, sondern vielmehr zählt er sie zu einer Mittelstufe zwischen Thieren und Pflanzen, — namentlich zu den blasigen Productionen, welche das Genus Protococcus bilden. Man kennt gegenwärtig nur 2 Arten, nämlich die beym Menschen vorkommenden Acephalocystis endogena, deren Gemmen sich nach Innen (in die Blase hinein) entwickeln, und die also in einem gewissen Zustande ihres Lebens aus einer Anzahl eingeschachtelter Behälter besteht, — und die beym Ochsen und Schafe, besonders in der Leber und Lunge vorkommende A. exogena, welche sich nach Außen hin reproducirt. Manchmal werden diese Parasiten durch die Naturheilkraft zerstört, indem eine ehweißartig-kalkige Materie aus der umgebenden Hülle ausschwißt, die Höhle des Parasiten ausfüllt, und diesen so zu einem

eigenthümlichen, durch die im Innern enthaltenen Reste der Haut des Parasiten sich characterisirenden Tuberkel umbildet. — 6) Anomalies dans la distribution des Artères de l'homme. Par F. A. Lauth. Und Variétés dans la distribution des Muscles de l'homme. Von demselben. Interessante vom Verf. selbst und dessen Vater beobachtete Anomalien und Abweichungen der Art. — 7) Catalogue des testacés vivans, envoyés d'Alger par M. Rozet au cabinet d'hist. nat. de Strasbourg. Par M. Michaud. Fast alle vom Capitän Rozet eingesandten Meerconchylien finden sich auch an den südlichen Küsten Frankreichs, und unterscheiden sich nur wenig von diesen. — 8) Observations sur le terrain de transition de la Bretagne; par E. de Billy. — 9) Mémoire sur le Magilus antiquus, Montf.; par M. Ed. Rüppell. Diese Schnecke, dessen innere Organisation bis dahin noch gänzlich unbekannt war, gehört nach Rüppell's sorgfältigen Untersuchungen nicht zu den Tubulibranchen, wozu sie bis dahin gerechnet wurde, sondern zu den Pectinibranchen, und zwar in die Familie der Buccinoiden. — 10) Carte géologique du département de la Haute-Saone. Par M. E. Thirria. Eine mit vieler Sorgfalt ausgeführte Karte, nebst einer großen Anzahl interessanter Gebirgsdurchschnitte des genannten Departements. Den Schluß dieses Bandes machen eine necrologische Skizze des sel. Ch. G. Nestler, Prof. der Botanik, Naturgeschichte u. zu Straßburg, so wie Bemerkungen über den Bradfordclay von Burweiler, über eine neue Art von Dygong, über den Dryx der Alten (eine neu entdeckte Antilopenart), welcher die africanische Küste des rothen Meeres bewohnt, — und über die

zum Wasserbau brauchbaren Kalkarten des Niederrheins.

Die erste Lieferung des zweyten Bandes enthält: 1) Notice critique sur les espèces de grands Chats nommées par Hermann Felis chalybeata et guttata; par G. L. Duvernoy. Diese im Museum zu Straßburg befindlichen Katzenarten, welche bey Schreiber abgebildet, und in Hermann's obs. zool. kurz beschrieben sind, haben unter den Naturforschern mancherley Streitigkeiten veranlaßt. Der Verf. hat jene aufbewahrten Thiere von neuem einer genauen critischen Prüfung unterzogen und erkannt, daß die *F. chalybeata* ein junger Leopard (Cuv.) ist, also aus dem Systeme entfernt werden muß, daß aber die *F. guttata* eine besondere Art Guepard sey. Die *F. jubata* (der gewöhnliche Guepard) ist nankegelb, überall, selbst unter dem Leibe, mit runden dunklen Flecken besät, hat eine dickere, plumpere Körperform und eine ziemlich starke Mähne, während die *F. guttata* orangengelb, mit runden schwarzen Flecken besetzt, aber unter dem Bauche weiß und fleckenlos ist, oder nur geringe Spuren von Bauchflecken zeigt, und eine schlanke Körperform nebst höheren Beinen hat. — 2) Fragmens d'histoire naturelle systématique et physiologique sur les Musaraignes; von demselb. Die Classification der Spitzmäuse bedurfte einer genauen Revision, und bedarf deren auch noch ferner. Der Verf. hat sie nach der Zahnbildung in einzelne Abtheilungen zu trennen versucht; auch hat er nach den Individuen des Straßburger Museums die von Hermann bestimmten Arten von neuem verglichen, und über die Dentition dieser Thiere überhaupt, so wie über ihren inneren Bau gehandelt. Er stellt nach den Zäh-

nen drey Typen auf, und hat das System um eine neue Art (*Sorex Hermannii*) vermehrt, welche, so wie der *S. tetragonurus*, auch abgebildet ist. — 3) Quelques observations sur le canal alimentaire des Semnopithèques, et description d'un sphincter oesophagien du diaphragme dans ces animaux et dans plusieurs autres genres de singes. Von demselben. Unabhängig von den früheren Beobachtungen Otto's über den nach Art der Wiederkäuermagen zusammen gesetzten Magen eines *Semnopithecus* hat der Verf. bey drey anderen Arten dieser Affenabtheilung, nämlich bey dem Entellus, Duk und bey *Semnopithèque à capuchon*, eine gleiche Magenbildung angetroffen. Eine ganz neue vom Verf. beobachtete Thatsache ist das Vorhandenseyn eines Sphincter oesophagi im Zwerchfell des Entellus und mehrerer anderer Affen, z. B. des *Cynocephalus Sphinx*, des Sai, so wie der Fledermäuse. Dieser Sphincter umgibt als ein Muskelring das Foramen oesophageum. — 4) Mémoire sur la constitution géologique de l'Albe du Wurtemberg, avec des profils de cette chaîne; par M. le Comte Frédéric de Mandelsloh. Die Geognosie der Württembergischen Alb ist schon häufig Gegenstand sehr ausgezeichneten geologischer Arbeiten gewesen. Der Verf. gibt hier einen allgemeinen Ueberblick dieser Gebirgsformation, mit Hinzufügung der Resultate der neuesten Untersuchungen, besonders derer, welche sich auf die Classification der Juragebilde nach den in ihnen vorkommenden Versteinerungen beziehen. Auf der ersten Tafel finden wir Profile jener Alb nebst der Angabe, bis zu welchen Höhen die verschiedenen geologischen Formationen sich erheben; auf der dritten befindet sich ein höchst interessanter

Ueberblick der Fossilien in der Lagerungsordnung, wie sie allmählich auf einander folgen. Der Vf. geht von dem Principe aus, daß es ausgemacht sey, daß jede Formation ihre eigenthümlichen fossilen Reste besitze, welche nur ausnahmsweise noch anderweitig angetroffen werden. Dieses Princip beschränke sich nicht auf die größeren geologischen Abtheilungen, sondern gelte von engeren Gegenständen von demselben physischen und geologischen Character; nicht minder gelte es auch von Reihen von weniger beträchtlichen Lagerungen und sogar von einzelnen Lagern. Wenigstens zeige in Würtemberg eine genaue Beobachtung, daß jede Lagerung gewisse Petrefacten enthalte, welche ihr ausschließlich angehören, und man müsse es als seltene Ausnahme betrachten, wenn man dieselben auch noch in anderweitigen Lagern antrifft. —

5) Observations sur les espèces du genre *Ophrys* recueillies à Bone. Par A. Mutel. Der Artillerie-Capitän Mutel hat zu Bona 8 Arten dieses Pflanzengenus gefunden, von denen eine (*O. pectus* Mut.) neu ist. — 6) Fragmens de la Bryologie d'Europe. Buxbaumiacées. Par Bruch et W. P. Schimper. Angabe des Character naturalis und genericus der *Buxbaumia* und des *Diphyscium* nebst Beschreibung und Abbildung von *Buxb. aphylla*, *B. indusiata*, und *Diphysc. foliosum*. — 7) Fragmens de la Bryologie d'Europe. Phascacées. Von denselben. Enthält die Monographie der Genera *Archidium*, *Bruchia* und *Voitia*. — 8) Comparaison entre les *Phascum alternifolium*, *Ph. palustre* et *Ph. subulatum*. Von denselben. Nach Auseinandersetzung der Characteres jener drey Arten, wird am Ende eine tabellarische Uebersicht der Hauptunterscheidungsmerkmale geliefert.

Die Abhandlungen der zweyten Lieferung des zweyten Bandes sind: 1) De l'individualité, considérée dans le règne végétal; par Ad. Steinheil. Des Verfs Ansicht über diesen Gegenstand ist, daß die Pflanzen zu einer absoluten Individualität nicht gelangen können; ihren Zustand könne man eine relative Individualität nennen; hierdurch werden die Pflanzen von den Wesen des Mineralreichs, wo eine Individualität nicht existiere, und von denen des Thierreichs unterschieden, wo eine fast absolute Individualität herrsche. Der Pflanzentheil, welcher sich am meisten dem Individualzustande nähere, sey der Embryo so wie das Internodium. — 2) Mémoire sur le système nerveux du Barbeau (*Cyprinus Barbus L.*); par George Büchner. Wenn man die Hirnnerven der Fische mit denen der übrigen Wirbelthiere vergleicht, so erkennt man 6 Paare (nämlich den N. olfactorius, opticus, trigeminus, acusticus, vagus und hypoglossus), welche sich bey allen Classen finden, und sich überall als separierte Nerven, oder als Spinalnerven einer höheren Potenz ausweisen. Der Verf. nennt diese, so wie alle übrigen Nerven, welche aus der Medulla entspringen und daselbst ein einem Wirbel entsprechendes Segment bilden, Primitivnerven. Andere Paare hingegen, der N. facialis, glossopharyngeus und accessorius Willisii, sind bey den verschiedenen Classen und Gattungen bald vorhanden, bald fehlend, je nachdem sie sich von den N. trigeminus und vagus differenziert haben, oder mit derselben vereinigt sind, — so daß sie also bald als besondere Stämme, bald als Zweige des N. vagus und trigeminus erscheinen. So z. B. ist bey den Fischen und Batrachiern der N. accessorius mit dem vagus vereinigt,

trennt sich aber bey den Sauriern, Cheloniern und Vögeln von demselben; so wird ferner der bey den Fischen für sich bestehende N. glossopharyngeus bey den Batrachiern und Ophidiern ein Zweig des N. vagus, isoliert sich von Neuem bey den Cheloniern und zeigt sich endlich bey den Vögeln als ein beträchtlicher selbständiger Stamm. Ferner erscheint der N. facialis bey den Fischen als ein Zweig des fünften Paares, verschwindet darauf bey den meisten Reptilien und Vögeln, und zeigt sich endlich von Neuem bey den Säugethieren, in demselben Maße vorzugsweise ausgebildet, als das Gesicht mehr Ausdruck gewinnt, und die Respiration durch die Nase mehr sich entwickelt. Aus diesen Gründen nennt der Verf. diese Nerven abgeleitete, welche aus dem N. vagus und trigeminus entspringen, und deren selbständige isolierte Existenz von der mehr entwickelten Function abhängt, welcher ihre Primitivnerven vorstehen. Niemahls werde man den abgeleiteten Nerven, selbst wenn ihre Isolierung den möglichst höchsten Grad erreicht hat, Knochentheile entsprechend gebildet antreffen, welche einen, einem Marksegment, in das sie sich inserieren, entsprechenden Wirbel vorstellen. Hiernach nimmt der Verf. denn an, daß es im Schädel sechs den Wirbelkörpern entsprechende Schädelwirbel gebe, von denen, bey einer Zählung von Hinten, der erste dem N. hypoglossus, der zweyte dem N. vagus, der dritte dem N. acusticus, der vierte dem N. trigeminus, der fünfte dem N. opticus, oculomotorius, patheticus und dem N. ophthalmicus Willisii (Ast des 5. Paares), der sechste endlich dem N. olfactorius entspreche. Diese interessante Abhandlung schließt: 'La nature est grande et riche, non parce qu'à chaque instant elle crée arbitrairement des

organes nouveaux pour de nouvelles fonctions; mais parce qu'elle produit, d'après le plan le plus simple, les formes les plus élevées et les plus pures.' — 3) Supplément à l'essai sur les cryptogames des écorces exotiques officinales; par A. L. A. Fée. Diese 72 Seiten und 4 Tafeln Abbildungen enthaltende Abhandlung liefert Zusätze und Verbesserungen zu des Verfassers bekannten im J. 1824 erschienen obigen Schrift. Zunächst zieht der Verf. in diesem Supplemente die Methode der Beschreibung der Flechten in Erwägung, worauf eine Prüfung der Arten folgt, und geht dann zur speciellen Beschreibung der letztern über. — 4) Mémoire sur quelques particularités des organes de la déglutition de la classe des oiseaux et des reptiles, pour servir de suite à un premier mémoire (Bd. 1. Liefer. 1.) sur la langue. Par G. L. Duvernoy. Die schnell erfolgende Verengerung des Kehlsacks der Kropfgänse, nachdem derselbe durch das Gewicht der zu verschlingenden Beute ausgedehnt gewesen, beruhe besonders auf der zusammen ziehenden Gewalt eines die Wände des Sacks mit bilden helfenden Netzes von elastischem Gewebe. Das merkwürdige plötzliche Hervortreten der Zunge des Chameeleon, oft auf eine Distanz, welche die gesammte Körperlänge des Thiers übertrifft, hat man auf verschiedene Weise zu erklären versucht; der Verf. läßt diese Erscheinung einzig und allein auf Muskelwirkung beruhen. Die Zunge werde hervor geschleudert durch die Kraft der das Zungenbein nach vorn bewegenden Muskeln; diese Kraft wirke dann schleudernd auf das dicke Ende der Zunge und bewege solches auf eine ähnliche Weise aus dem Munde heraus, wie der Ball eines Kugelfängers (billoquet) durch die am

Stiele desselben rückende Hand des Spielers, heraus geschneilt wird. Auch beruhe das Zurücktreten der Zunge auf demselben Principe als das Zurückkehren der Kugel zu jenem Spielzeug, — es werde selbiges durch die Retractionsmuskeln und durch die Elasticität der ausgedehnten Theile bewirkt. — 5) Plusieurs notes sur quelques ossemens fossiles de l'Alsace et du Jura; von demselben. Die hier beschriebenen und abgebildeten fossilen Knochen gehören einem dem Dugong und Manati verwandten Thiere, dem Lophiodon, Schweine und Hippotherium an.

Aus diesen kurzen Angaben mögen unsere Leser ersehen, nicht allein über welche interessanten Gegenstände in den vorliegenden Hefen gehandelt ist, sondern auch, mit welcher Umsicht und Gründlichkeit die einzelnen Abhandlungen geschrieben sind, und wie sehr also diese Memoiren der Straßburger naturhistorischen Gesellschaft zur Förderung ihres Zweckes beizutragen vermögen.

Berthold.

L e i p z i g.

Weygand'sche Verlagsbuchhandlung: Die Zurechnungsfähigkeit der Schwangeren und Gebärenden, beleuchtet von Dr. J. Chr. G. Jörg, K. sächs. Hofrath und Prof. u. s. w. zu Leipzig, 1837. 8. XII und 419 S.

Wir begegnen hier dem berühmten Verf. zum zweytenmale auf einer Bahn, welche er bereits im Jahre 1814 durch sein Taschenbuch für gerichtl. Aerzte und Geburtshelfer glücklich betreten hat, und wünschen der gerichtl. Medicin dazu nur Glück, daß in der Kunst und Wissenschaft hoch gestellte Männer, die ihnen gewordenen Erfahrungen nicht allein auf die Bereicherung ihres

eigenen Fachs, sondern auch auf die Beförderung anderer Zweige des menschlichen Wissens ausdehnen. Besteht ja doch die gerichtliche Medicin aus einer Sammlung von Grundsätzen und Meinungen, welche den verschiedenen Fächern der Medicin entnommen, und hier auf etwas bestimmtes angewandt sind. Dem Rechte gegenüber, welches positive Aufklärung von ihr verlangt, darf aber die gerichtliche Medicin weder gewagte Aussprüche noch hypothetische Lehren enthalten: daher begreift sie eben auch den Kern der medicinischen Wissenschaften in sich, und eine Lehre, die einmahl in sie übergegangen ist, hat wenigstens das vor andern voraus, daß sie auf einer hinlänglichen Reihe von Erfahrungen beruht, welche ihr die in der gerichtlichen Medicin angewiesene Stelle verschafft haben. Eine solche Lehre kann aber nur von denjenigen unbefangenen und vorurtheilsfrey geprüft werden, die sich speciell mit dem Fache, dem sie entnommen ist, beschäftigen, und grade darum haben Bemühungen dieser Art, die einzig und allein zum Nutzen der gerichtlichen Medicin angestellt sind, so hohen Werth, sie haben von jeher das Fach am meisten gefördert. — Das eben ausgesprochene gilt nun von vorliegendem Werke in vollster Ausdehnung: der Verf. hat darin einen Gegenstand untersucht, welcher Rechtsgelehrte und Aerzte schon vielfach beschäftigt hat, über welchen sich viele Stimmen bereits hören ließen, und der heut zu Tage auch schon von ganz anderem Gesichtspunkte aus betrachtet wird, wie in früherer Zeit. Von der Natur und dem Wesen der Schwangerschaft, Geburt und des Wochenbettes ausgehend, seine über das weibliche Geschlecht überhaupt gesammelten psychologischen Kenntnisse vereinigend, hat der Verf. in klarer, auch jedem Nichtarzte verständlichen Sprache seinen Gegen-

stand behandelt, manche Irrlehren dabey berichtigt, manches Neue hinzu gesetzt, und so dem Rechtsgelehrten so wohl wie dem Gerichtsarzte Gelegenheit gegeben, in vorkommenden Fällen sich Rathes zu erholen und zu einer auf richtige Erfahrungssätze basirten Entscheidung zu gelangen. Um so verdienstlicher müssen uns aber solche Untersuchungen erscheinen, wenn wir bedenken, wie oft in foro Fälle dieser Art zur Beurtheilung vorkommen. Dem Zwecke dieser Blätter gemäß können wir nur ganz kurz den Gang angeben, welchen der Verf. bey seinen Untersuchungen gewählt hat. In der Einleitung läßt sich der Verf. im allgemeinen über die höhern Geschlechtsverrichtungen der Frauen so wie über die Verirrungen des Geschlechtstriebes aus. Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit der Zurechnungsfähigkeit der Schwangeren in folgenden Kapiteln: 1) 'Nicht allein der Trieb zu den Geschlechtsverrichtungen äußert und regt sich unverständlich und undeutlich, sondern es umgibt diese Verrichtungen selbst dichtes Dunkel. Nur ex usu erhält der Mensch eine oberflächliche Kenntniß davon. Aufklärenden Unterricht entbehren die meisten besonders aber unehelich Geschwängerte.' Der Verf. zeigt hier besonders, daß auch eheliche Schwangere und Gebärende aus Unkunde gegen sich und ihre Leibesfrüchte sündigen können, wo freylich keine Justiz einschreitet, sondern nur die Verwandten das Unglück beklagen. — 2) 'Kann eine Frauensperson durch sich und ohne äußere berathende Unterstützung zuverlässig erkennen, daß sie sich schwanger befinde?' Wird im ganzen verneint, dagegen wird es Hebammen zur Pflicht gemacht, in ihren Bezirken über solche, auf welchen der Verdacht der Schwangerschaft ruht, zu wachen und die Aufsicht zu führen: in größern Städten sollen Haus-

besitzer solche Verdächtige den Behörden anzeigen. — 3) 'Wie werden Körper und Gemüth des Weibes während der Schwangerschaft verändert und umgestimmt? Wird dadurch die Zurechnungsfähigkeit vermindert?' Der Verf. zeigt hier, wie körperliche Veränderungen auch Umwandlungen in der Psyche einer Schwangeren zur Folge haben, wodurch die Zurechnungsfähigkeit allerdings beeinträchtigt, ja bisweilen gänzlich aufgehoben wird. — 4) 'Schilderung der wichtigeren zum befruchteten Eie in der Gebärmutter gehörenden Theile und deren Berrichtungen, zur Widerlegung der Ansicht, daß der Foetus ein Mensch sey.' — 5) 'Ist es der Willkühr der Schwangeren anheim gestellt, sich ihrer Leibesfrucht vor dem gesetzlichen Geburtstermine zu entledigen?' Die neuere Zeit hat hier manche Irrlehren der alten *Materia medica* bekämpft, welche so vielen Arzneyen die zuverlässige Kraft des Fruchtabtreibens zugeschrieben hat. In Bezug auf diese Mittel sowohl als auch auf andere mehr mechanisch wirkende Schädlichkeiten muß allen Abortivmitteln, welche Laien anwenden können, jede Zuverlässigkeit abgesprochen werden. Die zuverlässigern Mittel, als Eyhautstrich u. s. w. werden aber von Laien am allerwenigsten, und von Schwangeren selbst gewiß nicht, ausgeübt. — 6) 'Läßt sich die in böser Absicht bewirkte zu frühe Geburt behufs der gerichtlichen Bestrafung mit Gewißheit ermitteln?' — Dies wird sehr schwer seyn, wenigstens kann der in doloser Absicht angeregte Abortus selten vom Richter so ans Tageslicht gezogen werden, daß die volle Strafe ausgesprochen werden kann. — 7) 'Kann die Schwangerschaft die gesetzliche Dauer von 40 Wochen überschreiten und Spätgeburten veranlassen?' — Wird bejahend beantwortet. Nur

sind solche Fälle jedesmahl von sachverständigen Aerzten zu entscheiden, wodurch allein die durch Spätgeburten bedrohten Rechte geschützt werden können. — Die zweyte Abtheilung handelt die Zurechnungsfähigkeit der Gebärenden unter folgenden Rubriken ab: 1) 'Der Verlauf der regelmäßigen Geburt nebst den Verwandlungen, welche dadurch im weiblichen Körper und im Eye hervor gebracht werden? — 2) 'Kann Unbekanntschaft mit der Zeit und mit dem Verlaufe der Geburt und Gefühlstäuschung eine Gebärende zu schädlichen Unterlassungen oder Handlungen verleiten? — Wird bejahend beantwortet, da hier die verschiedenartigsten Täuschungen vorkommen. — 3) 'Welche krankhafte Zufälle Gebärender können deren Zurechnungsfähigkeit vermindern oder gänzlich aufheben?' Der Verf. zählt diese selbst hier auf, unter welchen besonders Hirnaffectationen, Convulsionen, Ohnmachten, Blutflüsse u. bedeutenden Einfluß haben. — 4) 'Durch welche Schädlichkeiten kann ein Kind während der Geburt oder unmittelbar nach seinem Eintritte in diese Welt ohne Zuthun seiner Mutter oder einer anderen Person getödtet oder verletzt werden?' Ein sehr wichtiges Kapitel, welches der Verf. mit besonderer Vorliebe und mit erschöpfender Ausführlichkeit behandelt hat. — Wir können zum Schlusse das Werk selbst allen Aerzten, zumahl aber denen, welche vermöge ihrer Stellung im Staate Gelegenheit genug haben, über die fraglichen Punkte Entscheidungen abzugeben, so wie den Criminalisten recht dringend empfehlen.

Ed. R. J. v. Siebold.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 5. Februar 1838.

C a l c u t t a u n d P a r i s .

Ueber Indo = Griechische Münzen.

Die Numismatik hat wohl noch niemahls der Geschichte ein so ausgedehntes, wichtiges Reich gewonnen, als durch die Sammlung, Anordnung und Entzifferung der Griechischen und Griechisch-Barbarischen Münzen, die das Pantaschab, Hochindien und die benachbarten Gegenden von Afganistan zu Tage fördern. Fast nur aus Münzen, die der Boden dieser Länder in überraschender Menge aufbewahrt hat, steigt allmählich die Staatengeschichte nicht, wie man früher gewöhnlich meinte, eines baktrischen Reichs mit einer vorüber gehenden Erweiterung nach Indien, sondern mehrerer neben einander bestehender Reiche in Indien und zwischen Indien und Baktrien, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, doch in diesen bestimmt und deutlich genug hervor. Und an die Grundpfeiler der Staatengeschichte lehnen sich Züge aus der Cultur- und selbst aus der Religionsgeschichte jener Zeiten und Länder an,

welche auch ohne die auslegenden Worte alter Historiker die interessantesten Anschauungen eines Culturzusammenhanges geben, in welchem Griechen und Mogolen, Parther und Inder sich begegnen. Wir haben bey der ersten Bekanntschaft mit den so genannten indo = skythischen Münzen, welche das interessanteste Glied in dieser Kette bilden, unsern Lesern im Jahrgange dieser Anzeigen 1835. St. 177 ff. Nachrichten davon mitgetheilt, und daran auch einige historische Schlüsse anzuknüpfen gewagt, in denen — wie es bey der Neuheit des Gegenstandes wohl nicht anders zu erwarten war — jetzt schon Einiges berichtigt werden kann; Anderes hat sich auffallend bestätigt. Wir wollen, so kurz und deutlich es uns möglich ist, den Standpunct zu bezeichnen suchen, bis zu welchem diese Untersuchungen jetzt gediehen sind, indem wir dabey besonders die Arbeiten zweyer Gelehrten benutzen, welche sich unstreitig die größten Verdienste darum erworben haben, des Engländers James Prinsep, Secretärs der asiatischen Gesellschaft von Bengalen, und unseres geehrten Collegen in der Ges. d. Wiss., des Vorstehers des französischen Cabinet des médailles, Raoul = Rochette. Der erstere hat den Vortheil unmittelbarer Benutzung der zahlreichen Münzsammlungen, die in Indien selbst, meist in der Nähe der Fundorte, sich bilden, und eines der indischen Landes = und Völkerkunde ausschließlich gewidmeten Wirkens; aber auch Hr Raoul = Rochette fehlt es, besonders seit dem Ankaufe der reichen Sammlung des General Allard für das Pariser Cabinet, nicht an einem reichen Material als Grundlage genauer Untersuchungen, und, welche Kenntniß und Uebung im numismatischen Fache ihm zu Gebote steht, ist den Kennern desselben aus vielen Arbeiten hinlänglich bekannt. Herr

Prinsep hat seine Mittheilungen in dem zu Calcutta erscheinenden Journal of the Asiatic Society of Bengal niedergelegt, wovon eine Anzahl Hefte von den Jahren 1835. 36. 37, welche die Gesellschaft ihrem Mitgliede, Hn G. R. Heeren zugesandt hat, vom Ref. benützt worden sind (leider sind nicht alle Nummern ohne Unterbrechung von Calcutta hier angelangt); von Herrn Raoul-Rochette ist eine Notice sur quelques médailles Grecques inédites appartenant à des rois inconnus de la Bactriane et de l'Inde schon 1834 erschienen, an welche sich ein erstes und zweytes Supplément 1835 und 1836 angeschlossen haben, Abhandlungen, die dem Journal des savants einverleibt, aber auch in besonderen Abdrücken verbreitet sind. Was den Gesichtspunct unserer Relation anlangt: so bemerken wir im voraus, daß weder die Studien des Unterz., noch auch die Bestimmung dieses Blattes dazu geeignet sind, die numismatische Merkwürdigkeit dieser neuen Funde vollständig zu würdigen; dies ist vor kurzem mit gründlicher und umfassender Kenntniß der alten Münzen von Hn Arnet in Wien, in den Wiener Jahrbüchern Bd. LXXVII. S. 211 — 254., geschehen; hier soll die Bedeutung, welche die Sache in den Augen eines der Geschichte nicht fremden Antiquars hat, geltend gemacht werden.

Zuerst ist es nöthig, die Fundorte dieser Denkmähler von einander zu unterscheiden, und, so weit es angeht, mit den verschiedenen Classen dieser Münzen in Verbindung zu bringen. Sehen wir dabey von dem Puncte aus, dessen Funde zuerst diesen Untersuchungen eine feste Basis gaben, so waren dies die Tumuli oder Topes im oberen Panschab zwischen Attock und Lahore, insbesondere der von Manikyala. Ueber diese Ge-

gend sind wir neuerdings genauer unterrichtet worden durch die Karte, welche A. Court, ancien élève de l'école militaire de St. Cyr im Dienste des Maha-Radscha Randschit Singh, im Journ. of the As. Soc. № 56. nebst einer Erklärung S. 468., heraus gegeben hat; Manikhyala liegt darnach etwa gleich weit vom Indus und Hydaspes (Deria Dschelim) entfernt, mitten in der alten Provinz Taxila. Ein kleiner Plan pl. 26. gibt die Lage aller der topes oder cupola's um Manikhyala an, welche General Ventura oder A. Court geöffnet haben. — Die Tumuli von Manikhyala enthalten hauptsächlich reiche Suiten von den Münzen der indo-skythischen Dynastien, so wohl von Kadphises als Kanerkos, dabey aber auch sassanidische (v. diese Anz. 1835. S. 1762.). Die Officiere des Maha-Radscha Randschit Sing, Ventura und Court, haben daher ihre Sammlungen bereichert; so daß wir diese Entdeckungen eigentlich dem Unternehmungsgeiste dieses indischen Radscha verdanken, der zur Ausführung seiner Eroberungspläne gegen Afganistan sein Heer hat durch europäische Officiere disciplinieren lassen. Die Ventura'sche Sammlung ist hernach in die des General Allard übergegangen, der auch in andern Theilen des Pansjab Münzen gesammelt hat. Weiter nach Südosten ist besonders Behat, bey Seharampur, im Duab zwischen dem Ganges und der Dschumna merkwürdig, wo außer vielen altindischen Münzen auch indo-skythische, mit welchen die einheimischen in naher Verwandtschaft stehen, gefunden worden sind. Journ. of the As. Soc. № 47. pl. 34. p. 624 ff. Hier hat Capitän Gaultley nachgegraben, und eine reiche Erndte gehalten.

Zwischen Attock und Cabul, längs der Berg-

Fette des Hindokosch oder des indischen Caucasus, im Thale des Kabulflusses, ehemals Kophenes, welches in der Zeit der griechischen und indo-skythischen Herrschaft als eine Pforte zwischen Baktrien und Indien von größter Wichtigkeit war, befinden sich auch viele colossale Tumuli, namentlich um Dschellalabad; hier hat besonders Dr Martin Honigberger mit eben so viel Glück wie Eifer nachgegraben, und theils Münzen des Soter-Megas, um ihn vorläufig so zu nennen, theils der indo-skythischen Fürsten, theils des so genannten Hermäos von Nysa, daneben aber auch sassanidische gefunden. Vergl. Masson in dem Journ. of the As. Soc. N^o 49. p. 20 ff. und die Abhandlung des schon erwähnten Officiers A. Court: Conjectures on the march of Alexander im Journ. of the As. Soc. N^o 55. p. 393. Im Ganzen haben die Funde von Dschellalabad große Verwandtschaft mit denen von Manikhyala. — Weiter nach Westen ist einer der reichsten Fundorte Beghram, 27 englische Meilen von Kabul entfernt, in einer Gegend gelegen, welche schon Alexanders Marsch berührte, reich an Münzen der baktrischen Fürsten, Euthydemos, Apollodotos, Menandros und am häufigsten Eukratides, außerdem einer Menge griechischer Fürsten, welche die Schriftsteller nicht erwähnen, am reichsten an den Münzen des so genannten Hermäos von Nysa, und des unbekanntes βασιλεύς βασιλέων σωτήρ μέγας, auch der indo-skythischen Fürsten von den beiden Dynastien Kadphises und Kanerkos, mit vielen Varietäten ohne Fürstennamen, woran sich auch sassanidische, kufische und altindische Münzen schließen, so daß die Funde von Beghram mit Euthydemos um 220 v. Chr. beginnen, und sich bis zur muhamedanischen Zeit herab ziehen. So

lange muß hier eine reiche, blühende Stadt gestanden haben, von der man jetzt kaum den Namen ermitteln kann, wenn es nicht Orthospasna, auch Karura genannt, ist, dieselbe Stadt, nach Ritter, der Alexander den Namen Nikäa gab. Hier hat Hr Masson eine reiche Erndte gehalten, und in wenigen Jahren 7000 Münzen gefunden, von denen er in drey Abhandlungen des Journ. of the As. Soc. Nachricht gibt. Besonders schätzenswerth ist, N^o 57. S. 547., die tabellarische Liste der Dynastien und einzelnen Herrscher, denen die Münzen von Beghram angehören. Aus der Gegend von Kabul hat auch der Indier Sayed Keramat Ali seine oft erwähnte sehr reiche, aber keineswegs schon hinlänglich bekannte Münzsammlung größtentheils zusammen gebracht.— Nördlich vom indischen Caucasus grenzt unmittelbar das alte Baktriana, jetzt Balk, durch den Oxus geschieden von dem alten Sogdiana, jetzt Buchara; in diesen Ländern, die das baktrische Reich in seiner Blüthe umfaßte, müssen die Hauptfundorte der Münzen der baktrischen Könige selber liegen, aber außer daß Dr Honigberger seine Münzen der Art in Buchara erworben hat, und der Handel durch bucharische Kaufleute sie nach verschiedenen Gegenden von Asien und Europa bringt, finden wir nichts Näheres darüber angegeben. Aller Wahrscheinlichkeit nach schließen Balk, Kandahar, Samarkand nicht weniger reiche Fundorte antiker Münzen in sich, als Beghram und Dschellalabad sind.

Suchen wir fürs erste aus den numismatischen Entdeckungen einige Hauptfacta für die Geschichte des baktrischen Reiches zu gewinnen, so ist nunmehr sicher, daß die ersten beiden Beherrscher desselben, Theodotos (oder Diodotos) I.

u. II., etwa von 250—220 v. Chr., ihre Macht noch nicht über den indischen Caucasus nach Süden ausgedehnt hatten; sonst müßten sich wohl Münzen von ihnen in den reichen Fundorten von Kabul, namentlich in Begram, vorfinden, die bisher nicht dort zum Vorscheine gekommen sind. Ihre Münzen, die bisher noch ganz unbekannt geblieben sind, werden wahrscheinlich noch einmal in den weniger durchforschten Gegenden von Balk zum Vorscheine kommen. Erst mit Euthydemos, dem Gründer einer neuen Dynastie (Polyb. XI, 34, 2.), dem Zeitgenossen Antiochos des Großen (dessen Thaten in diesem Lande ihm seinen Beynamen mehr verdienten, als der Krieg gegen Rom), beginnt das Streben der baktrischen Griechen nach einer Festsetzung in diese seit Alexander und Seleukos Nikator von den Makedoniern aufgegebenen Gegenden. Als Antiochos der Große in diesen Landen war (um 206 v. Chr.), machte der indische Caucasus noch die Grenze zwischen dem Reiche des Euthydemos und der indischen Herrschaft des Sophagasenos (Polyb. XI, 34, 11.): folglich haben die griechischen Eroberungen über den Hindokosch hinaus erst in der letztern Zeit des Euthydemos begonnen. Daher sind Euthydemos Münzen selbst in Begram noch sehr selten, so wie in Dschellalabad. Doch muß wohl Euthydem seine Unternehmungen schon über das Pantschab ausgedehnt haben; wenigstens läßt sich der Beyname, den die Stadt Sagala in der Nähe des Hydaspes bey Ptolemäos (p. 171. ed. Montan.) führt, *Ἐὐδυμεία*, nur historisch erklären, wenn man *Ἐὐδυμεία* daraus macht, und einen Hauptort der Herrschaft des Euthydem darin erkennt. Dagegen sind die Münzen des Euthydemos, besonders in barbarisierter Gestalt, in Bucharra so häufig zu finden,

daß man darin die Zeichen einer ausgebreiteten Herrschaft dieses Königs über Sogdiana und andere Gegenden nördlich von Baktra wahrnehmen muß. Zu dieser Classe von Münzen gehören die Meyendorf'schen Münzen, welche Tychsen in den Schriften unserer Societät, Commentat. recent. V. VI. cl. phil. p. 5. tb. II. heraus gegeben und den Fürsten von Charax zugetheilt hat; andere leichter zu erkennende hat Lieut. Burnes in der Reise nach Bochara pl. 3. publiciert; auch Dr Honigberger hat dergleichen gesammelt, wie Hr Raoul = Rochette Supplém. pag. 3. meldet.

Die Herrschaft der Griechen in Indien gewann eine weit größere Ausdehnung durch Demetrios, den Sohn des Euthydemos, der ein eigenes großes Reich in Indien gründete; aus Strabon erhellt, daß dies hauptsächlich am unteren Indus und um die Mündungen dieses Stromes lag, womit es sehr gut überein stimmt, daß aus den Fundorten um Kabul nichts von Münzen des Demetrios verlautet. Ueberhaupt sind die Münzen dieses Demetrios noch eben so selten als sie schön sind; der berühmten Tetradrachme, welche Hr v. Köhler und unser Tychsen bekannt gemacht haben, entspricht als eine höchst zierliche Verkleinerung das Triobolon, welches Hr Raoul = Rochette Deux. Supplém. p. 16. pl. N^o 2. heraus gegeben hat, während eine andere Tetradrachme desselben Königs, bey Raoul = Rochette Supplém. p. 8. pl. I. N^o 4., ganz andere Typen und viel jüngere Züge des Gesichts zeigt, und in einer ganz anderen Gegend als jene geschlagen seyn muß.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. 23. S t ü c k .

D e n 8. F e b r u a r 1 8 3 8 .

C a l c u t t a u n d P a r i s .

Fortsetzung der Nachrichten über Indo-Griechische Münzen.

Mit der Gründung des Reichs des Demetrios waren die Eroberungen des Menandros gleichzeitig, wie man nach Strabon XI. p. 516. anzunehmen gedrungen ist, wiewohl Herr Raoul-Rochette, Deux. Supplém. p. 33., diesen glücklichen Krieger erst in die Zeiten nach Euzratides setzen will. Menandros eroberte von Baktrien aus, das er mit großer Gerechtigkeit beherrscht haben soll (Plutarch Reip. ger. praec. 28.), das nördliche Pansjab bis über den Hypanis und drang bis an die Oshumna vor (nach der Verbesserung *Ἰσάμνον* für *Ἰσάμνον* bey Strabo XI. p. 516.), während er zugleich den Haupttheil von Afganistan, Ariana, beherrschte. Daher seine Münzen, wie die sehr ähnlichen des Apollodotos, der dem Menandros auf jeden Fall sehr nahe gestanden haben muß, in der Gegend von Kabul häufig sind; aber sich eben so auch

im Panschat, wenn auch nicht so oft (Raoul-Rochette Deux. Supplém. p. 34.) und selbst an der Dschumna (Raoul-Rochette Notice p. 6. Supplém, p. 15.) gefunden haben. Man weiß aber aus den Alten selbst — dem Periplus des Erythräischen Meers — daß die Drachmen des Apollodotos und Menander noch in römischer Kaiserzeit zu Barygaza (Baroandsch, am Meerbusen von Cambay) in Circ waren, Periplus maris rubri p. 27. Hudson.

Mit Menandros und Apollodotos beginnen die nichtgriechischen Aufschriften auf den Reversen, in dem eigenthümlichen Alphabet, das man mißbräuchlich Pehlewí nennt, und das besonders um Kabul und im oberen Panschat einheimisch gewesen seyn muß, da es auch andere Denkmähler, als Münzen, von Manikhyala und Dschellalabad haben. (Vergl. mit dem in diesen Anz. 1835. S. 1773. Gesagten. Masson im Journ. of the As. Soc. № 57. p. 540.). Da man voraussetzen kann, daß diese Aufschriften der Reverse in einer anderen Schrift und Sprache dasselbe besagen, was die griechische Schrift der Vorderseite: so ist dadurch ein ziemlich sicherer Weg zur Entzifferung derselben gebahnt, wenn man zuerst die Eigennamen der Könige in der unbekanntten Schrift aufsucht, die sich von den immer wiederkehrenden Königstiteln leicht trennen lassen. Diesen Weg haben in Calcutta Prinsep, und unabhängig davon in Deutschland Dr Grotefend der jüngere (Blätter für Münzkunde 1836. № 26.) betreten, und sind im Ganzen zu denselben Ergebnissen gekommen, wenn auch im Einzelnen, bey der nachlässigen Ausführung der Revers-Aufschriften, manche Differenzen in der Lesung sich oft eingefunden haben. Die griechischen Namen erscheinen meist so treu wieder gegeben, als es die

Natur eines Alphabets, daß die Vocale nur unvollkommen bezeichnet, zuläßt; merkwürdig ist es, daß alle Eigennamen und Appellativa mit einem Buchstaben, der für O genommen wird, schließen. Die Beynamen entsprechen nach Hr Grotefend denen, welche auf den indo-skythischen Münzen in griechischer Schrift ausgedrückt werden; *μεγάλου βασιλέως* ist Maharào; wofür jedoch Hr Prinsep, Journ. of the As. Soc. № 59. p. 720., Malakào liest. Gehören aber diese Worte, wie es scheint, der indischen Sprache, so muß man schließen, daß diese Münzen nicht für Baktrien, wo sie nicht verständlich gewesen wären, sondern für Länder geschlagen sind, welche südlich vom indischen Caucasus und Imaus lagen, dies müssen die Haupttheile der Staaten des Menandros gewesen seyn, weil ihre Münzen immer diese Schrift auf den Reversen haben. Für weitere Untersuchungen werden die Facsimiles von Nutzen seyn, welche Hr Mionnet in dem Supplément der Description T. VIII. pl. 5 — 10. von diesen so g. Pehlewi-Ausschriften mit gewohnter Genauigkeit mittheilt.

Hierauf folgt Eukratides, der in Indien das Reich des Demetrios stürzte und (nach Apollodor von Artemita) tausend Städte der Inder beherrschte, aber selbst Baktriana größtentheils gegen die Parther verlor. Von Eukratides gibt es Münzen von beiden Arten, mit ungrichischen Reversen und ohne solche (Masson Journ. of the As. Soc. № 57. p. 540.). Daneben aber erscheinen eine Menge griechischer Fürsten, die unmöglich in Baktrien ihren Sitz gehabt haben können, da das baktrische Reich bald nach Eukratides aus der Geschichte verschwindet. Die bisher aufgefundenen Namen sind: 1) Agathokles. 2) Pantaleon. 3) Hermàoß. 4) Antilakides

(wofür Hr Prinsep Journ. of the As. Soc. № 59. p. 722. auf einer Münze Antialkides gelesen zu haben glaubt, aber dieser Name würde wegen der vernachlässigten Elision des ι befremdender seyn als Antialkides). 5) Eysias. 6) Antimachos. 7) Philoxenos. 8) Amyntas. 9) Archelios (Archelaos?). 10) Diomedes. 11) Die Königin Agathokleia. Wir haben diese Liste auf Namen von rein griechischem Klang beschränkt, und die barbarischen und halbbarbarischen: Spalyrios, Unadpherros, Dnoneß u. dergl. auf einen anderen Abschnitt dieser Uebersicht aufgehoben. Die genannte Königin, um die auffallende Erscheinung einer Frau unter diesen Eroberern im fernen Osten zuerst hervor zu heben, ist durch eine Münze bekannt geworden, welche Keramat-Ali besitzt, eine viereckige Kupfermünze, mit einem behelmten Jünglings- oder lieber Frauen-Kopf auf der einen Seite und einem sitzenden Herakles auf dem Revers. Dort ist die Umschrift in griechischer Schrift: βασιλισσας θεοτροπο. αγαδοκλειας, hier in so genanntem Pehlewî und noch unenträthsel. Daß Wort ΘΕΟΤΡΟΠΟ liest Hr Prinsep, J. of the As. Soc. № 59. p. 721., Θεοτρόπης (sic) und übersetzt: der Gottnährerin, ohne jedoch den Gebrauch des π für ϕ zu erklären.

Sucht man nun dieses verworrene Chaos von Namen nach verschiedenen Dynastien oder Staaten zu sondern, da die Geschichte auf keinen Fall Raum genug für die Existenz einer Regentenreihe von solcher Länge in diesen Gegenden gewährt: so wird man dabey von der äußeren Form der Münzen, der Art des Gepräges, den Schriftarten, den Monogrammen, den Fundorten ausgehen müssen. Einige Unterschiede, die sich bey einer noch wenig eindringenden Beobachtung

ergeben, sind: Die viereckte Form der Kupfermünzen, welche diesen Gegenden so eigenthümlich und noch jetzt in Indien nicht ungebräuchlich ist, findet sich bey Agathokles, Pantaleon, Menander, Apollodotos, Hermäos, Antilakides, Eysias, Philorenos, Amyntos, Diomedes, der Königin Agathokleia, so wie bey den nachfolgenden indo-skythischen Fürsten, auch ist eine silberne Drachme derselben Form von Apollodotos bekannt geworden. Raoul-Rochette Deux. Suppl. p. 35. N^o 14. Die Reverse mit der so g. Pehlewi-Schrift finden sich auf den Münzen von Menandros, Apollodotos, Hermäos, Eukratides, Antilakides, Eysias, Antimachos, Philorenos, Amyntas, Archelios, Diomedes und der Königin Agathokleia; dagegen es von Agathokles eben so rein griechische Münzen gibt, wie von Euthydemos und Demetrios, mit interessantesten, wohl erfundenen Reversen, und von großer Vortrefflichkeit des Gepräges. Zugleich aber werden von Agathokles und Pantaleon viereckige Kupfermünzen gefunden, auf deren Rückseiten eine einheimische, aber von jener verschiedene Schrift steht, welche nach Prinsep auch auf den Säulen von Delhi und den ältesten Kanodsche-Münzen vorkommt und als die älteste Form des Nâgarî-Alphabets erkannt wird, in dem die Sanskrit-Literatur überliefert ist (J. of the As. Soc. N^o 57. p. 541. 552. pl. 35, 8. 9., vergl. die Mittheilung von Hn Prof. Lassen N^o 59. S. 723. Mionnet Supplém. T. VIII. p. 21, 2.). Man wird sich also unter Agathokles einen griechischen Eroberer denken müssen, welcher, von einem echt makedonischen Reiche ausgehend, wie Eukratides, in Indien Eroberungen macht, aber wahrscheinlich mehr am oberen Ganges, der Heimath der braminischen Literatur nahe, als im Pansjab und am Hindokosch. Darum ist

es nicht wahrscheinlich, daß dieser Agathokles, wie Hr Raoul-Rochette annimmt, mit dem makedonischen Satrapen in Persien Pherekleß (nach Arrian bey Photios) oder Agathokles (nach Synkellos) identisch sey, dessen Wollüste die Empörung des ersten Arsakes und dadurch die Gründung des Partherreichs veranlaßt haben sollen.

Hiernach haben wir schon drey verschiedene griechische Reiche in Indien zu unterscheiden, das des Menandros im nördlichen Panshab, das des Agathokles ostwärts und das des Demetrios südwärts. Daß die Münzen des Agathokles und Pantaleon auch in Beghram häufig sind, steht damit nicht im Widerspruche. An Menandros, der den Beynamen Soter führt, schließt sich Apollodotos an, der ebenfalls Soter und außerdem Philopator genannt wird, und nach einer wahrscheinlichen Combination von Hr Raoul-Rochette, Supplém. p. 18., Deux. Supplém. p. 35., Sohn und Mitregent des Menandros war; und als dritter in dieser Reihe ist Hermaios-Soter, nicht bloß wegen des übereinstimmenden Beynamens, der in dieser Dynastie erblich gewesen zu seyn scheint, sondern auch wegen großer Aehnlichkeit in der Fabrik der Münzen anzusehen (Raoul-Rochette Supplém. p. 19.). Doch ist eine Drachme dieses Hermaios auch in Bokhara gefunden worden; sollten sie hier in größerer Menge vorkommen, so wird man auch dieses Reich nicht als ein bloß indisches, auf die Gegenden südlich vom Imaus beschränktes ansehen dürfen, sondern annehmen müssen, daß neben der großen Herrschaft des Eukratides ein Theil des baktrischen Reichs im Besitze dieser Dynastie verblieb. Hr Raoul-Rochette wagt die Vermuthung (Supplém. p. 20.), daß dieser Hermaios dieselbe Person sey mit dem parthischen Satrapen

Himeros (Justin XLII, 1. Baillant Annal. As-sacid. p. 62.), der sich unter Phraates dem zweyten eine tyrannische Herrschaft über Babylonien anmaßte, aber wird schwerlich auf diese Combination jetzt noch irgend ein Gewicht legen wollen. An Demetrios und Euthydemos scheint sich der Helioles anzuschließen, von dem schon früher eine schöne Tetradrachme mit der Inschrift βασιλεως Ἡλιοκλεους δικαιου bekannt war (Mionnet Descript. des Méd. T. V. p. 705. № 4. vgl. Supplém. T. VIII. pl. 22. № 2. Visconti Iconogr. Grecque T. III. p. 177. pl. 51. № 15.); auch von ihm sind so wenig wie von Demetrios Münzen in Beghram und der Nachbarschaft gefunden worden, und was Herr Raoul-Rochette Supplém. p. 3. über ein in Kabul gefundenes Medaillon des Helioles sagt, wird nach dem zweyten Supplém. p. 12. zu berichtigen seyn.

Die Monarchie des Eukratides, welche selbst die des Demetrios gestürzt und wahrscheinlich auch dem Reiche des Menandros großen Abbruch gethan hatte, brach selbst sehr bald zusammen und zersplitterte wahrscheinlich in eine Anzahl kleinerer Herrschaften. Die Geschichte überliefert uns nicht, wie Eukratides Sohn und Mörder geheißen; Raoul-Rochette nennt ihn Eukratides den zweyten, und legt ihm die ziemlich zahlreichen Münzen bey, die dem Namen des Eukratides den Beynamen des Großen und seinem Kopfe einen Helm anfügen. Den Unterz. stört hierin nur dies, daß gerade dieser angebliche Eukratides II., von dessen Thaten die Geschichte nichts meldet als seinen Watermord, und nicht der erste Eukratides, der wirklich ein großer und gewaltiger Herrscher war, der Große genannt worden seyn soll; er würde lieber beystimmen,

wenn diese beiden allerdings verschiedenen Classen von Eukratides-Münzen nach den Epochen seiner Regierung oder den Prägorten unterschieden werden könnten.

An Eukratides schließt sich durch die Aehnlichkeit der Münzen besonders Antilakides oder Antialkides an (R.:Rochette Deux. Supplém. p. 23. vergl. Prinsep Journ. of the As. Soc. № 59. p. 722.), der den Beynamen Nikephoros führt; mit seinen Münzen haben wieder die des Eysias-Aniketos die allergrößte Aehnlichkeit; beide sind in Beghram ziemlich häufig, so daß das Reich derselben wohl nicht weit von Kabul gelegen haben kann, Masson vermuthet, in den gebirgigen Gegenden des Hindokosch, dem Kohistan von Kabul, wo das alte Alexandrien am Caucasus gestanden habe. In einem eigenen Verhältnisse zu dem Antilakides-Nikephoros und dem Eysias-Aniketos stehen die beiden Fürsten Antimachos-Nikephoras und Philoxenos-Aniketos, deren Münzen ihren Typen nach offenbar zusammen gehören, und bald mit denen des Eukratides, bald mit denen von Menandros und Apollodotos eine nähere Verwandtschaft zeigen. Sie rivalisiren gleichsam durch ihre Beynamen mit dem Antilakides und Eysias, ohne daß sie doch zu derselben Dynastie gehören können, da in Beghram Philoxenos nie gefunden worden ist, und Antimachos zwar nicht ganz aus Afganistan exuliert, wie Hr Raoul-Rochette nach den Ergebnissen früherer Jahre Supplém. II. p. 17. annimmt, aber doch nur zweymahl in Beghram vorgekommen ist (Masson Journ. of the As. Soc. № 57. p. 547.). Wo ihr Reich auf dem Erdboden gelegen, wird schwer auszumachen seyn; daß eine Münze des Antimachos aus der Bucharey gekommen ist (R.:Rochette S. 17):

wird wohl aufgewogen durch die so genannte Pehlewi = Aufschrift der Reverse, welche wir früher den rein baktrischen Herrschern abgesprochen haben. Was die Zeit des Antimachos anlangt: so schließt Hr Raoul-Rochette (Deux. Supplém. p. 17) mit Recht aus den Beynamen Theos und Nikephoros, die er mit Antiochos IV. von Syrien gemein, und also gewiß von diesen entlehnt hat, daß er nicht vor 170 v. Chr. regiert haben könne; dasselbe ist auch durch das Verhältniß zum Eukratides gewiß. Antimachos und Philoxenos geben sich, so wie Antilakides, Menandros und Eukratides durch den Hut Kausia, den sie auf einigen ihrer Münzen tragen, als geborne Makedonier kund. Der gute Stil ihrer Münzen beweist, daß griechische Kunst und Bildung unter ihrer Herrschaft noch in voller Blüthe stand; besonders ist der Revers einer Drachme des Antilakides, welche Hr Mionnet Descript. Suppl. T. VIII. p. 483. pl. aus der Sammlung Revil publiciert — er stellt einen thronenden Zeus dar, auf dessen Hand eine Sieggöttin steht, die einem Elephant zur Seite des Throns einen Kranz in den gehobenen Rüssel gibt — so geistreich erfunden, daß man nichts besseres wünschen kann.

So stellt sich also die Geschichte dieser baktrisch-indischen Reiche nach den Erweiterungen, welche die Numismatik gewährt hat, so, daß wir sie bereits im Stande sind, durch eine kleine Tabelle zu verstanlichen:

- 250—220. baktrisches Reich, ohne Ausdehnung über den indischen Caucasus. Theodotos I u. II.
 220—200. Eutychemos, Gründer einer neuen Dynastie, breitet sich nach 206 über den indischen Caucasus aus.
 200—180. Gleichzeitig gründen Demetrios am unteren Indus und Menandros im nördlichen Pansjab und den Nachbargenden, so wie Aga-

thokles am oberen Ganges und der Dschumna, ansehnliche Reiche.

- 180—160. Auf Menandros folgt Apollodotos, auf Agathokles Pantaleon.
- 160—140. Eukratides erobert als König von Baktrien das Reich des Demetrios und breitet seine Herrschaft in Indien sehr weit aus. Doch besteht das Reich des Menander in beschränktem Umfange, unter Hermäos fort.
- 140—120. Eukratides erliegt dem Andrang der Nomadenvölker Mittelasiens; doch halten sich in Indien die griechischen Herrscher noch länger; in einem Theile
- 120— 70. der Länder des Eukratides herrschen Antikratides und Eysias, in einem anderen Antimachos und Philoxenos. Die Dynastie des Hermäos herrscht mehrere Menschenalter.

Dies scheinen bis jetzt die Hauptzüge, die aus numismatischen und literarischen Quellen von der Geschichte der eigentlich makedonischen und griechischen Herrscher nördlich und südlich vom Paropamisus und Imaus hervor getreten sind. Denn über die Fürsten, von denen bis jetzt nur wenige numismatische Denkmähler ans Licht gezogen sind, wie Amyntas-Mikator, Archelios, Diomedes und die Königin Agathokleia, wäre es unnütz Vermuthungen zu wagen, da ihre politische Existenz wahrscheinlich auf wenige Jahre und geringe Landstrecken beschränkt war. Ganz anders ist es mit dem Regentenhause, welches Masson mit dem Namen: Hermäos von Mysa und seine Familie bezeichnet, und von dem er in den Jahren 1833 — 35 an sechshundert Münzen in Beghram gesammelt hat. Aus Masson's nicht ganz klaren und zusammen hängenden Angaben nimmt man so viel ab, daß in den Tumuli von Dschellalabad sich eine Gattung von Münzen sehr häufig findet, die auf der einen Seite einen unbärtigen Kopf mit einem Diademe, auf der anderen einen auf seine Keule gelehnten Herakles

haben, und in ihren Typen, so wie in den Umschriften, die auf der einen Seite griechisch, auf der anderen in dem so genannten Pehlewi sind, sich allmählich immer mehr in das ganz Barbarische und Ungestaltete verlieren. S. Journ. of the As. Soc. № 49. p. 26. Eine Münze der Art ist von Hn Prinsep № 57. pl. 35. n. 10. p. 552. genauer bekannt gemacht; hier liest man auf der Vorderseite deutlich Ερμαιου βασιλεως Στηροσου, in guter griechischer Schrift, nur daß die ο quadratisch geformt sind, aber freylich der Sprache nach nur halbgriechisch, da Sterossos, wenn dies als Nominativ von Στηροσου anzunehmen ist, ein inländischer, nichtgriechischer Beyname seyn muß. Doch ist es wohl gerathner, darin eine bloße Corruption des unverständlich gewordenen σωτήρος zu erkennen. Die anderen Münzen sollen aber meist noch viel unlesbarere und unverständlichere Legenden haben, und da nach Masson fünf oder sechs topes von Dschellalabad dieser Dynastie angehören, so hat man allen Grund, das Daseyn einer halb verlorenen griechischen Herrschaft an dem südlichen Abhange des Hindokosch anzunehmen in Zeiten, wo Alles umher schon in den Händen barbarischer Volkstämme, und die griechische Sprache und Kunst nur noch wie eine verschollene Sage im Andenken war. Daß Nysa als Sitz dieser Herrschaft genannt wird, ist ganz willkürlich; eher dürfte für das halbmythische Nysa das durch Ptolemäos hinlänglich bezeugte Nagara zu nennen seyn.

Indem wir nun zu den Münzen übergehen, welche zwar noch griechische Schrift auf der Vorderseite zeigen, aber offenbar nicht griechischen Beherrschern und zwar größtentheils den in das nördliche und westliche Indien eingedrungenen mongolischen oder tatarischen Chans, welche die Grie-

chen mit dem Namen der Indo-Skythen bezeichneten, angehören, müssen wir uns zuerst der Nachrichten vergewissern, welche die alten Historiker uns über die Verheerungen und Eroberungen dieser Nomaden-Horden mittheilen. Sicher ist es, daß durch sie das baktrische Reich um das J. v. Chr. 130 umgestürzt, und in derselben Zeit, unter dem siebenten und achten Arsaces, auch das Parther-Reich furchtbar erschüttert wurde, hernach aber, von 124 v. Chr. an, in Parthien von dieser Seite wieder Ruhe wurde, wahrscheinlich weil seit dieser Zeit die tatarischen Schwärme sich ostwärts gewandt und an den in mehreren Herrschaften zerstückelten griechischen Reichen in Indien eine leichtere Beute gefunden hatten. Auch war es schon — vor den neueren numismatischen Entdeckungen — ausgemacht, daß diese Skythen nicht bloß in Baktrien, Persien und Indien als verwüstende Horden gehaust, sondern auch am Indus ein bleibendes Reich für Jahrhunderte gegründet haben, ähnlich wie anderthalb Jahrtausende später Timur die halbe Welt durch seine Eroberungen erschütterte, aber nur in Delhi ein dauerndes Reich gründete, das bis auf unsere Tage bestehen sollte. Der wahrscheinlich aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. stammende Periplus des erythraïschen Meeres (S. 21 ff.) rechnet das Delta der Indus-Mündungen zu Indo-Skythien, und nennt Minnagar am mittlern oder untern Indus als Hauptstadt der Skythen, die aber damals den Parthern huldigen mußte; Ptolemäos (140 n. Chr.) begreift alle Striche am Indus vom Panschab südwärts unter dem Namen von Indo-Skythien, und es hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß das von Kosmas (um 560) beschriebene Reich der weißen Hunnen, das im nördlichen Indien seinen Hauptsitz hatte,

durch eine ununterbrochene Behauptung des Pantschab mit den indo-skythischen Eroberungen sieben Jahrhunderte vorher zusammen hing (Cosmas Indopleust. I. XI. in Montfaucon's Collect. nova Patr. T. II. p. 338.). Hierüber müssen die Münzen selbst, an die wir uns wenden, Auskunft geben.

Die gesammte Masse der griechisch-barbarischen Münzen kann man in zwey Classen theilen, von denen die erste in den Typen noch einen ziemlich rein griechischen Character trägt, die andere bestimmter ihre barbarische Abkunft an den Tag legt.

Zu der erstern gehört erstens der namenlose König, welcher auf seinen Münzen, welche bloß griechische Schrift haben, βασιλευς βασιλεων σωτηρ μεγας heißt, wo die Schrift durch die gebogenen Formen des ε, σ und ω schon auf ein von der römischen Kaiserzeit nicht weit entlegenes Zeitalter führt. Der prunkvolle Titel und die Namenlosigkeit verrathen beide einen Barbaren, dessen Name zu übelklingend, um in griechischen Lauten wiedergegeben werden zu können, einem um so bombastischem Ehrentitel Platz machen mußte. Von diesem König der Könige hat Masson zu Beghram in drey Jahren ziemlich 700 Kupfermünzen gesammelt; derselbe behauptet auch seinen Tumulus unter denen von Dschellalabad gefunden zu haben; auf jeden Fall lag seine Herrschaft in diesen Gegenden, und man kann kaum zweifeln, daß er der Nachfolger des Hermäos-Soter genannten Fürsten, in dem ehemahligen Reiche des Menandros-Soter war. Doch finden sich seine Münzen auch im Pantschab, von wo sie in ziemlicher Anzahl in die Sammlung des General Allard gekommen sind, und sollen bis in die Gegend von Benares am Ganges nicht

selten vorkommen (Raoul-Rochette Deux. Suppl. p. 38.), so daß anzunehmen seyn wird, daß dieser Barbar seine Herrschaft weit über die Grenzen jenes allmählich in Trümmer gesunkenen griechischen Reichs ausgedehnt habe.

In andern Gegenden herrschte, wahrscheinlich schon vor dem Soter-Megas, der große König der Könige Azes oder Azos, dessen Münzen, unter denen auch silberne sind, die indeß nur mit Silber plattiert zu seyn pflegen, auf der einen Seite die Worte βασιλεως βασιλεων μεγαλου 'Αζου, auf der anderen die so g. Pehlewisch-Schrift, und allerley Typen haben, in denen ein griechischer Kunstgeist nicht zu verkennen ist. So zeigt die viereckige Kupfermünze bey Raoul-R. Deux. Supplém. N^o 17. einen Poseidon mit dem Dreyzack, der seinen rechten erhobenen Fuß auf einen aus dem Wasser hervor tauchenden Flußgott setzt — offenbar eine Andeutung einer die Gewässer des Indus beherrschenden Schiffsmacht — und auf der anderen Seite eine weibliche Figur, welche zwey großblättrige sich an ihr emporrankende Pflanzen umfaßt, wahrscheinlich die India: beide in einem guten Stil entworfen und ausgeführt. Doch sind die sehr mannigfaltigen Typen der Azes-Münzen an Kunstwerth sehr ungleich und manche nähern sich sehr einem ganz barbarischen Handwerke; auch die griechische Schrift geht von einer ganz correcten Nachbildung der gewöhnlichen Schrift auf den baktrischen Münzen in eine fehlervolle Schriftart späterer Manier mit dem viereckigen O und entsprechenden Z über: so daß man, wenn nicht mehrere Könige vom Namen Azes, doch eine lange Dauer der Regierung dieses Herrschers annehmen muß. Sehr barbarisch sind die Münzen mit der Figur eines mit gekreuzten Beinen auf einem Kissen sitzenden

Fürsten auf der Vorderseite und einem vierarmigen Gotte auf dem Revers, s. Raoul-Rochette Deux. Supplém. p. 46. Die Azes-Münzen haben sich nach Masson durchaus nicht in dem reichen Fundort von Beghram gefunden, und wenn es sicher ist, daß eine Münze des Azes in Dschellalabad zum Vorschein gekommen ist (R. = Rochette Deux. Supplém. p. 43.): so sind doch offenbar das Panschab und die Ufer des Indus die gewöhnlichen Fundorte derselben, daher die Sammlung des General Allard so reich an Exemplaren und verschiedenen Varietäten dieser Classe ist. Man darf hiernach behaupten, daß das Reich des Azes in dem Indo-Skythien des Ptolemäus längs der Ufer des Indus-Stromes lag. Sehr merkwürdig ist, daß einzelne dieser Münzen in ihren Typen, die wir hernach noch näher angeben werden, einen halb persischen Character tragen; und auf der von Hr Raoul-Rochette, Deux. Supplém. p. 46., beschriebenen, so wohl in der Art, wie der König sitzend vorgestellt wird, mit gekreuzten Beinen, als in dem vierhändigen Gotte auf dem Revers, ein gewisser indischer Stil gefunden wird, welche verwandtschaftlichen Beziehungen indeß auch recht gut mit der angegebenen Stellung des Azes-Reiches übereinstimmen.

An den Azes schließt sich durch Aehnlichkeit der Typen und besonders durch die Wiederkehr desselben auffallenden Monogramms der große König der Könige Azilisoß so eng an, daß Hr Raoul-Rochette Deux. Supplém. p. 40., so wie Hr Dr Grotefend in den Blättern für Münzkunde 1836. № 36. S. 314., sogar den Namen des letztern bloß für eine andere Form von Azes hält. Der Unterz. möchte es vorziehen, den Azilisoß für einen unmittelbaren Nachfolger des Azes zu halten, womit die größere Reicht des

Geprägtes und schlechtere Beschaffenheit der Schrift überein stimmt, die auf ein allmähliches Verkommen der griechischen Cultur in diesen Gegenden hinweist. Von diesem Azilisos ist in Begram eine Münze gefunden worden; mehrere sind wahrscheinlich im Panschab vorgekommen.

Ehe wir von diesem südlichen Reiche der Indo-Skynthen zu der nördlichen Herrschaft der Kanerkoß und Kadphises übergehen: müssen wir die zwar nicht zahlreichen, aber sehr merkwürdigen Münzen in Erwägung ziehen, welche speciell einen Ursacidischen Einfluß an den Tag legen. Von nicht unbedeutender Anzahl sind die in Indien gefundenen Silber- und Kupfermünzen mit der Aufschrift βασιλέως βασιλέων μεγάλου Ὀνόου, einer Pehlewi-Inschrift auf dem Revers und Typen, welche theils den König zu Pferde mit eingelegtem Speere, theils Personen der griechischen Mythologie, einen blitzwerfenden Zeus, eine Nike, auch Herakles und Athena vorstellen: die alle auch auf griechischen Münzen dieses Bereichs — der blitzwerfende Zeus bey Heliofles — vorkommen. Snones ist, nach R. Rochettes einleuchtender Bemerkung, die griechische Form für den parthischen Namen Bonones, wie speciell Bonones I., Vrahates des IV. Sohn, nach der Ueberwindung seines Gegners Artabanos (im J. 12 v. Chr. Geb.) auf einer sehr merkwürdigen Münze, und zwar βασιλεως Ὀνωνης auf der Vorderseite und βασιλεως Ὀνωνης νεικησας Ἀρταβανου auf dem Revers (mit den runden Formen des ε, σ und ω) genannt wird (Visconti Iconographie Grecque T. III. p. 97. pl. L. N^o 1.).

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 10. Februar 1838.

C a l c u t t a u n d P a r i s .

Fortsetzung der Nachrichten über Indo-Griechische Münzen.

Daß der indische Bonones ein Parther sey, kann hiernach nicht bezweifelt werden, und wir möchten es nicht einmahl in Frage stellen, ob er nicht auch ein parthisch gebildeter Indo-Sklythe gewesen seyn könnte, sondern nur darüber in Zweifel seyn, ob der König Bonones selber oder ein parthischer Prinz gleiches Namens an den Ufern des Indus geherrscht habe. Doch führt der Name des großen Königs der Könige, der bey den Königen der Parther häufig gefunden wird (der König der Könige ist ganz regelmäßig), offenbar dahin, daß Bonones I. selbst seine Herrschaft über den Indus ausbreitete, und hier Münzen mit dem beschriebenen Gepräge, nach Art der griechischen, die in der Gegend bereits cursierten, schlagen ließ. Auch die Dnones-Münzen sind, nach Masson's Angaben zu schließen, nicht in der Gegend von Kabul zu finden;

sie scheinen mit denen des Azeß in demselben Bezirke vorzukommen. Daß sie mit einem Theile der Azeß-Münzen und denen des Azilifos in naher Verwandtschaft stehen, haben wir schon bemerkt; beachtet man aber den Umstand, daß die Figur des Fürsten, die auf diesen Münzen einmahl zu Fuß und sonst zu Pferde vorkommt, die parthische Tiare trägt, mit den bekannten flatternden Bändern der Arsaciden-Münzen: so ist die Antwort auf die Frage nicht zweifelhaft, ob die Azeß-Münzen nach denen des Bonones oder umgekehrt geprägt sind. Höchstens könnte man einige der Azeß-Münzen, die noch nichts von parthischem Costüm zeigen, wie die mit dem Poseidon und Indus, einem Könige dieses Geschlechts vor Bonones aneignen; die Mehrzahl gehört aber unleugbar keinem früheren Jahrhundert als dem ersten nach Christi Geburt an.

Hier schalten wir auch die beiden einander sehr ähnlichen Münzen ein, welche Hr Prinsep aus Masson's und anderen Sammlungen heraus gegeben hat, Journ. of the As. Soc. № 57. p. 550., und von denen die eine die deutliche Aufschrift: pl. 35. № 6., *Σπαλυριου δικαιου αδελφου του βασιλεως*, die andere, pl. 35. № 7., die Worte: *Ἰπαλιρισου βασιλεων βασιλεως μεγαλου* — beide Inschriften mit den viereckten Formen des ο, σ, ω — aufweist. Die erstere hat großen Verwirrungen ein Ende gemacht, indem man früher die Münzen der Art einem angeblichen Adelphortos zueignete; man laß nämlich ΑΔΕΛΦΟΡΤΟΤ statt ΑΔΕΛΦΟΤ ΤΟΤ und konnte das übrige nicht erkennen; auch verschwindet dadurch der Ehsias als 'Bruder des Königs', indem die von Raoul-Rochette Deux. Supplém. p. 25. № 9. und Mionnet Descr. Supplém. T. VIII. p. 482. № 66. publicierte

Münze nur ein schlechteres Exemplar derselben ist, die Hr Prinsep heraus gegeben, und darnach die auf jener gelesenen Buchstaben: ΑΤΣΙΟΤ ΔΙΚΑΙΟΤ ΑΔΕΛΦΟΤ, in Σπαλυριου δικαιου αδελφου του βασιλεως zu vervollständigen sind. Eine Spalirisoß-Münze, aber durch die Zeit sehr unkenntlich geworden, findet man auch bey R. Rochette Supplém. pl. II. N^o 21., eine andere, wo ΠΑΛΗΡΚΟΤ statt ΠΑΛΙΡΙΟΤ gelesen wird, bey Masson Journ. of the As. Soc. N^o 49. pl. 2. N^o 15. Nun ist aber so wohl Spalyriosoß, wie Spalirisoß, nicht griechisch, ohne doch auch wohl indo-skythisch zu klingen; dagegen würde sich wenigstens Spalyriosoß wohl für eine persische Ableitung hergeben; auch hat der Reiter auf der Vorderseite der Münze die Tiare mit den flatternden Bändern, und der Beyname des Gerechten ist auf den Münzen der Arsakiden, von Phrahates II. an, häufig; kurz es wird bis auf weiteres erlaubt seyn, diese Münzen mit den Dnones- und Azes-Münzen in Berührung zu bringen, wiewohl sie auch in Beghram (wenn nicht dort allein) zum Vorschein gekommen sind, wo die Dnones- und Azes-Münzen sich noch nicht gezeigt haben.

Die von Hn Raoul-Rochette, Deux. suppl. p. 48. pl. N^o 18., heraus gegebene Münze des Königs Mauos oder Maues steht noch so allein da, daß wir sie nur ganz willkürlich einrangieren können *). Sie stammt wahrscheinlich aus dem Pantschab; in Beghram ist der König

*) Die N^o 40. des Journ. of the As. Soc. June 1835., worin auch Hr Prinsep eine oder mehrere Münzen des Königs Maues heraus gegeben hat, wie der Unterz. aus den Wiener Jahrb. a. D. S. 243. sieht, befindet sich zufällig nicht in seinen Händen.

Maues noch unerhört. Nach der guten Ausführung der Typen, die sich zum Theil an die beyrn Menandros gebräuchlichen anschließen, und der Form der Schrift, so wie auch nach der Bescheidenheit, womit dieser barbarische Herrscher sich den König Maues, nicht den großen König der Könige nennt, wie andere indo-skythische Fürsten nach dem Muster der Parther thaten, wird man diese große Kupfermünze wohl für das älteste numismatische Denkmahl der skythischen Herrschaft in Indien halten dürfen.

Wir gehen nun zu den durch die Funde in den Topen von Manikyala und Dschellalabad zuerst bekannt gewordenen Münzen mit den Namen Kanerku und Kadphisēs über, von denen jetzt ebenfalls, namentlich aus Beghram, eine bedeutende Menge zum Vorschein gekommen ist, so wie sie auch im Panschab, und am Ganges in der Nähe von Benares (nach Lieut. Cunningham, Journ. of the As. Soc. № 47. p. 631.) in großer Anzahl gefunden werden. Die Kanerku-Münzen bilden eine lange Reihe und zerfallen in verschiedene Classen, die von einem ganz leidlichen Kunststil und völlig lesbaren Aufschriften zu sehr unkenntlichen Typen und aufs Gerathewohl hingeworfenen Buchstaben übergehen. Die besten haben die früher beschriebene Gestalt eines Tataren-Chans auf der Vorderseite, für die auf andern Münzen die bloße Büste eintritt; hernach findet man in einem unförmlichern Gepräge ausgedrückt einen colossalen Reiter auf einem Elephanten, oder eine mit Strahlen eingefasste weibliche Figur, welche sich auf ein Ruhbett niederzulegen scheint. Die Umschrift lautet theils in griechischer Sprache: ΒΑCΙΑΞΤC ΒΑCΙΑΞΩΝ ΚΑΝΗΡΚΟΤ, theils mit griechischen Buchstaben aber nichtgriechischen Ausdrücken, in vollständig-

ster Form: PAO NANO PAO KANHPKI KOPANO (s. diese Anz. 1835. S. 1775.), in kürzerer bloß: PAO KANHPKI, der König Kanerki; auf den Münzen mit der Büste PAO NANO PAO OOHPKI KOPANO; auf den noch schlechter geprägten etwa PAO NANO P O O O PANO oder ähnlich (daher auch der scheinbare Königsname KENPANO). Das Merkwürdigste an diesen Münzen sind aber die Reverse, welche neben den mannigfachen Göttergestalten, welche sie aufweisen, zwar auch Worte in griechischer Schrift, aber dem Inhalte nach offenbar Namen fremdartiger Gottheiten enthalten, welche man zum größten Theile erst durch diese Darstellungen und Beschriften kennen lernt. Diese Götter bilden ein eigenes Pantheon und Religionsystem, dessen Kenntniß vielleicht der bedeutendste Gewinn ist, den die Religionsgeschichte des Alterthums bis jetzt der Numismatik verdankt. Die von Burnes, Todd, Raoul-Rochette, und besonders von Prinsep Journ. of the As. Soc. № 33. p. 437. 47. p. 629. 58. p. 639. bekannt gemachten Münzen setzen uns in den Stand, folgende Liste dieser Götter zu geben:

1. Mithras, MIOPO, MITPO, MIIPO, auf andern Münzen HAIOS, der Sonnengott, genannt, eine Gestalt in orientalischen Gewändern, mit flatterndem Mantel, um den Kopf ein kreisförmiger Nimbus mit spizen Strahlen daran, den rechten Arm ausstreckend, den linken auf die Hüfte stützend oder an eine Lanze lehrend.

2. Ma o, MAO, der Mondgott, ein Jüngling in orientalischer Bekleidung, welche der phrygischen ähnelt, mit flatterndem Mantel, eine Art Turban auf dem Kopfe, mit einem großen Halbmond hinter den Schultern, wie ihn der deus

Lunus auf kleinasiatischen Münzen trägt, die Stellung im Ganzen wie bey Mithras.

3. *Manabago*, MANAOBATO, offenbar ein dem *Mao* verwandtes Wesen, daher auch bey ihm eine große Mondsichel hinter den Schultern sichtbar wird, aber vierarmig, einen Arm auf die Hüfte stützend, in den drey andern unkenntliche Attribute haltend; in einer Art von türkischem Costüm, mit weiten Beinkleidern auf einem breiten Thronessel sitzend.

4. *Anaitis*, NANAIÄ, NANA, auch in seltsamer Weise NANA PAO genannt (N^o 49. pl. 3. N^o 4. 58. pl. 36. n. 4.) eine weibliche Figur (ohne Zweifel), in lange faltenreiche Gewänder gehüllt, mit einem Nimbus ohne Strahlen und einer Diare, von der flatternde Bänder herab fallen, in der rechten Hand einen Zweig oder etwas Aehnliches haltend.

5. *Okro*, OKPO, auf einer kleinen Goldmünze, N^o 47. pl. 38. n. 7., der *Mana* gegenüber gestellt, eine Jünglingsgestalt, leicht und dünn bekleidet, mit vier Armen, welche verschiedene Werkzeuge halten, um den Kopf ein kreisförmiger Nimbus ohne Strahlen. — Derselbe Name OKPO wird aber auch bey einer halbbeleideten Figur gefunden, die in der Linken einen Dreyack, in der Rechten ein undeutliches Geräth hält, und sich an einen Buckelochsen anlehnt, ähnlich der auf den Reversen der Kadphises-Münzen gewöhnlich vorkommenden Göttergestalt.

6. *Ardochro*, APΔOXPO, eine sehr häufige und beliebte Gestalt auf den Münzen mit dem Brustbilde des Kanerku, aber auch auf den sehr barbarischen mit dem Elephanten-Reiter und der sich lagernden Frau. Der Name scheint ein Compositum von *Okro* mit einer persischen Wurzel

Ard, wohl derselben die in Ardschir, Artaxerxes, im Namen des Umschaspand Ardbehescht, und vielen anderen persischen Worten enthalten ist: indeß ist die Gestalt von Ardochro sehr von der des Oro verschieden. Ardochro wird als ein weibliches Wesen in langen Gewändern mit einem kreisförmigen Nimbus um den Kopf, mit einem großen Füllhorn in den Händen, in der Regel stehend, auf späteren Münzen aber auch thronend und die Füße auf einen Fußschemel setzend vorgestellt.

7. Athro, ΑΘΡΟ, ein älterer Mann, bärtig, in eine Tunika gekleidet, mit einem weiten flatternden Mantel, in der ausgestreckten Rechten (wenigstens öfter) einen Kranz mit einem langen Bande haltend. Der Obertheil der Figur ist von Flammen umgeben, so daß schon darum nicht zu zweifeln ist, daß ein Feuergenius hier vorgestellt wird.

8. Ardethro, eine Zusammensetzung derselben Art wie Ardochro, bisher nur auf einer Münze gefunden, deren Abbildung in einem der hier fehlenden Hefte enthalten ist und indeß entbehrt werden kann, da sie Hr Prinsep in dem Journ. N^o 48. p. 685. genau beschrieben hat. Man liest die Umschrift ΜΑΚΑΡ . . . ΡΑΗΘΡΟΤ (Μάκαρος Ἀρθηθροῦ?), und erkennt an dem Bilde des Gottes ebenfalls die den Athro. charakterisirenden Flammen um die Schultern.

9. Dado, ΟΑΔΟ — wenn der Name darin vollständig enthalten ist. Ein jugendlicher Mann, mit einer Strahlenkrone, leicht bekleidet. Er faßt im Laufen einen weiten Mantel mit beiden Händen, so daß er in großen Bogenlinien hinter der Figur herum fällt.

10. Drlagno, ΟΡΑΙΝΟ — doch auch dieser Name ist noch keineswegs durch Verglei-

chung hinlänglich gesichert — ein junger Mann in einem weiten Chiton, mit Helm, Lanze, Schwert auf kriegerische Weise ausgerüstet. Hr Prinssep vermuthet, daß dieser Gott Ardagno geheißten, und zur Hälfte eben so zusammen gesetzt sey wie Ard-ochro.

11. Pharo, ΦΑΡΟ, ein Jüngling in enger Bekleidung, mit dem bey diesen Figuren häufigen zurück geworfenen Mantel, die Rechte ausstreckend, die Linke an einen langen Scepter gelehnt, um den Kopf einen kreisförmigen Nimbus — vom Mithras selbst wenig verschieden.

12. Eine zwölfte Göttergestalt wird auf der Münze im Journ. N^o 33. pl. 25. n. 11. erkannt, da aber die Umschrift, ΟΑΤΟΒΟΤ auf der einen und ΑΑ(?)ΚΑΝΑ auf der andern Seite, sehr zweifelhaft ist, und die Gestalt wenig Eigenthümliches hat, enthalten wir uns aller näheren Bestimmung.

Fragen wir, nach dieser Aufzählung der einzelnen Figuren, welchem Religionsysteme sie im Ganzen angehören — die Frage, welche noch am ehesten zu beantworten seyn möchte und doch auch die wichtigste für uns ist —: so führen Mithras und Manáa auf eine ganz sichere Spur. Mithras, nach Herodot ein Wesen des vorderasiatischen Naturcultus, aber bereits damahls im persischen Gottesdienste aufgenommen und der Ormuzd-Religion, wie sie in den Zendschriften vorliegt, als einer der 28 Ized's einverleibt, war in dieser ein Genius des Lichts und der Fruchtbarkeit, der mit dem Planeten Venus, dem nahen Begleiter der Sonne, in eine enge Verbindung gebracht wurde. Daß sich bey den Persern selbst eine Tendenz hervor gethan habe, diesem Mithras einen höheren Rang zu verschaffen, ihn an die Spitze eines, aus Ideen des Naturcultus

und der Zoroaster-Religion zusammen gesetzten Systems zu stellen, mußte man immer schon aus den Mithras-Mysterien schließen, wie sie sich seit der Zeit des Pompejus, erst obscur und unbeachtet, dann als einer der angesehensten Culte des kaiserlichen Hofes selbst, über das römische Reich verbreitet haben. Jetzt aber fällt von einer ganz anderen Seite, von wo man es nicht erwartet hatte, ein Licht auf die Geschichte des Mithraismus. Man sieht, daß sich an den Mithras ein ganz eigenthümlicher Polytheismus, der von dem Geiste des bildlosen Lichtdienstes der echten Magier himmelweit abgewichen war, angeschlossen hatte, daß in diesem Cultus Mithras selbst als Sonnengott, Helios, gefaßt wurde, wie der Sol invictus Mithras der späteren römischen Inschriften, und eine Anzahl von Wesen sich um ihn gruppirt, die, so viel wir sehen, auf demselben Synkretismus vorderasiatischer und iranischer Religionselemente beruhen. Unter diesen tritt am deutlichsten die Anaitis hervor, die wir in der Benennung Nanaa bereits in diesen Anz. 1835. S. 1777. nachgewiesen haben; wenn aber in der armenischen Geschichte des Agathangelos, wie Hr. John Udall in einer Bemerkung über einige der zu Beghram gefundenen Münzen (Journ. of the As. Soc. № 53. p. 266 ff.) anführt, ein anaitischer und nanaitischer Tempel als verschiedene Heiligthümer neben einander erwähnt werden: so kann dies wohl nur beweisen, daß man die gleiche Bedeutung beider Namen in späterer Zeit vergessen hatte. Der Cultus dieser Anaitis, welche auch die persische Artemis genannt wird, war alter Landescultus in den drey an einander stoßenden Landschaften Kappadocien, Armenien und Medien, von wo er sich besonders durch das von Berossos erwähnte

Decret des Artaxerxes-Mnemon über alle Hauptstädte des persischen Reichs, auch nach Baktra verbreitete; daher Anahid auch in den persischen Religionsurkunden, nämlich im Bundehesch, als Name des Planeten Venus gefunden wird. Auch ist die fackeltragende, drengestaltete Artemis-Hekate, welche Hr Raoul-Rochette am deutlichsten auf einer schönen Tetradrachme des Agathokles erkannt hat (Deux. Supplém. p. 13. pl. n. 1., vergl. Notice p. 17.), nur eine gräcisierte Form der in diesen Gegenden bereits vor der Herrschaft der Griechen verehrten Gottheit. Ob indeß die Indo-Skynthen die Mandä in Baktrien kennen gelernt haben, kann jetzt erst nach einer historisch begründeten Ansicht von der Entstehung dieses ganzen Göttersystems entschieden werden. Für eine solche ist von großer Wichtigkeit die Erscheinung einer männlichen Mondgöttheit, eines deus Lunus, wie man ihn in Phrygien, Kappadocien und Mesopotamien verehrte, auf diesen Münzen, und zwar in einer Gestalt — in phrygischem Costüm, und mit einer großen Mondichel hinter den Schultern — wie wir ihn gerade auch auf kleinasiatischen Münzen finden. Auch der Name Mao ist offenbar aus Man hervor gegangen, welches in vielen indo-germanischen Sprachen die Wurzel des Mondnamens ist; als Name einer bestimmten Gottheit scheint dies Μάν, Μήν, in der phrygisch-armenischen Sprache aufgekommen zu seyn. Die Verbindung, in welche der Gott Men hier mit dem Mithras als dem Sonnengotte tritt, war schon durch allerley Denkmähler angezeigt; das merkwürdigste ist eine Bronzemünze von Trapezus aus Elagabals Zeit, welche kürzlich der gelehrte Forscher in der alten Münzkunde, Hr Fr. Ser. Streber in der lehrreichen Abhandlung: Numismata nonnulla Grae-

ca ex Museo Regis Bavariae (Denkschriften der Münchner Academie für Philol. Bd. I.) p. 169. tb. II. fig. 10. heraus gegeben hat. Hier reitet der deus Lunus in seiner bekannten Tracht zu Pferde auf einen kleinen Altar zu; vor ihm steht ein Jüngling in phrygischer Tracht mit erhobener, hinter ihm mit gesenkter Fackel, wie sie sonst um das Mithrische Stieropfer herum stehen. Im *Manabago* erscheint die Wurzel *Man* vollständiger; dieser Name einer dem *Men* verwandten Gottheit ist offenbar eine Composition, dem Ansehen nach von *Man* und *obago*, wiewohl wir die Etymologie aus dem Sanskrit, von *bhaga*, Glanz, welche Hr Prinsep vorgeschlagen, darum noch nicht verwerfen mögen. Unter den übrigen Götterwesen ist der Ursprung des *Atthro* am besten nachzuweisen; der Name stimmt mit der bildlichen Darstellung aufs Beste zusammen, wenn man die Zendwurzel *atar*, Feuer, zum Grunde legt; davon heißt einer der *Tzedds* im *Bendidad Atars*, von welchem wieder ein persischer Monat, der neunte vom *Ferwerdin* an gerechnet, den Namen *Ader* (in der *Pazendform*) führt, so wie der siebente Monat nach dem *Mithras* *Mihr* heißt. Es genügt darüber auf die gelehrte Schrift unserer Hn Doctoren *Lh. Benfey* und *M. A. Stern* über die Monatsnamen einiger alter Völker S. 62. und an anderen Stellen zu verweisen. Die persischen Monate sind nach dem sehr vollständigen Erweis, welchen diese Schrift enthält, mit dem Priesterthume und Cultus der *Magier* auch nach *Kappadocien* gekommen; hier heißt derselbe neunte Monat *'Adpa* oder *'Apdpa*, wovon die erste Form, mit Ausnahme des Casuszeichen, ganz mit der Form auf den Münzen übereinstimmte. So entspricht auch der Uebergang der Form des *Mithras*, Namens in dem

persischen und kappadocischen Kalender auf eine auffallend genaue Weise dem Formenwechsel der indo-skythischen Münzen. Die ursprüngliche Form im Zend ist Mithra, der das $Mi\theta\rho i$ der kappadocischen Monatsnamen entspricht; im Pazed ist daraus Mihir, im Neupersischen Mihir geworden, womit die mehr entstellten kappadocischen Formen $Mi\eta\rho\alpha\nu$ (zu lesen Miiran) und $M\upsilon\alpha\rho$ zusammen hängen. Gerade so geht auf den Kanerku-Münzen $MI\theta PO$ in $MIPO$ über, welches letztere wohl Mihiro zu sprechen ist, da dieß mit griechischen Buchstaben nicht anders als so wiederzugeben war. Von den verschiedenen Namensformen des Mithras steht $HAIOZ$, wo Kanerku auf der Vorderseite $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\epsilon\upsilon\varsigma$ heißt, $MI\theta PO$, wo er $PAO . . KANHPKI$ genannt wird, $MIPO$ scheint ausschließlich den Münzen anzugehören, wo bereits die Corruption $PAO OOHPKI$ eingetreten ist. Weit weniger sind die übrigen Namen bis jetzt etymologisch auf eine sichere Weise entziffert worden, da auch die Ableitung des $\Delta\rho o$ von Arka, Sonne in Sanskrit, so wie die des muthmaßlichen $Urdagno$ von Agnis, dem Feuergott Indiens, noch sehr zweifelhaft sind, und überhaupt alle Erklärungen dieser Götternamen aus dem Sanskrit, nach den sichereren Beyspielen, denen aus dem Zend und Pazed nachstehen müssen. Auch die grammatische Form der männlichen Namen auf o ist nicht dem Sanskrit, sondern dem Zend angemessen, in welchem das ursprüngliche $\acute{a}s$ des Sanskrit oder os des Griechischen zum \acute{o} wird, nur daß diese Münzen nicht $MI\theta P\Omega$, $A\theta P\Omega$, sondern immer $MI\theta PO$, $A\theta PO$ zc. haben. Auffallend ist, daß eine weibliche Gottheit $AP\Delta OXPO$ heißt, während das Femininum auch im Zend a hat, wie in $NANAIA$, $NANA$: doch erklärt sich dies

vielleicht aus der besonderen grammatischen Beschaffenheit eines Compositum.

So viel auch hier noch für gelehrte Orientalisten zu erklären und zu erforschen bleibt: so ist doch auch nach dem bisher Geleisteten schon ein bedeutendes Stück asiatischer Religionsgeschichte neu gewonnen, und namentlich ein wichtiges Glied in der Kette hergestellt, welche die alten Volksreligionen des Orients mit dem späteren Mithras-Cult verbindet, wovon auch Hr. G.H.R. Kreuzer in dem zweyten Hefte der neuen Bearbeitung seiner Symbolik und Mythologie S. II. S. 236. bereits einigen Nutzen gezogen hat. Dem Unterz. stellt sich die Sache so dar. In der Zeit des inneren Verfalls der persischen Nationalsitte und Religion, die bereits unter den Achämeniden eintrat, erwuchs aus dem reinen Ormuzddienste ein weitläufiges System von bildlich dargestellten Göttern, welches besonders vorderasiatische Elemente aus dem dort herrschenden Naturcultus an sich zog, jedoch so, daß alle darin aufgenommenen Wesen das allgemeine Gepräge von Lichtgöttern bekamen. Armenien, Kappadocien, die Euphratländer waren es besonders, wo diese Religion herrschte, welche den Parthern, als sie durch Arsakes I. die Herrschaft über Persien gewannen, mehr zusagte, als die reinere Form des Magismus; als sie das Heiligthum in Elymais, wo die Göttin Nanäa verehrt wurde, unter Arsakes VI. einnahmen, und dessen Schätze sich aneigneten (Strab. XVI. p. 744. Baillant Arsacid. imper. p. 41.), werden sie auch den Cultus dieser Göttin unter dem Namen, der dort gerade gebräuchlich war, angenommen haben; und wie sie für griechische Bildung bis auf einen gewissen Grad empfänglich waren, wird damahls eine und die andere dieser Gottheiten mit griechischen

identificiert worden seyn, wie Mithras mit Helios, und im Allgemeinen eine bestimmte, der griechischen Kunst verwandte Darstellungsweise dieser Gottheiten aufgekommen seyn. Diesen Cultus fanden — so müssen wir annehmen — die Indo = Skythen, als sie in der Zeit von Ursakes VII und VIII. das parthische Reich durchzogen und verwüsteten, nach 130 v. Chr., dort schon vor, und eine Horde desselben Volks, die sich mehrere Menschenalter in irgend einer Gegend des parthischen Reichs erhielt, machte ihn sich so zu eigen als gehörte er ihr von Ursprung an; und zwar muß dies gerade die Horde dieses Nomadenvolks gewesen seyn, welche unter der den Namen Kanerku führenden Dynastie stand, da durchaus nur die Kanerku-, nicht die Kadphises- und Azes-Münzen, die Götter dieses Systems namhaft machen. Der kleine Altar mit brennendem Feuer, der zur rechten Hand des Kanerku sichtbar ist, bezeichnet diesen Mogolen-Fürsten offenbar als Feueranbeter; auch die Verehrer der Anaitis in Kappadocien hatten Feuerherde statt anderer Heiligthümer, über welche sie Bündel der Myrika-Pflanze hielten (Strabon XV. S. 733.), worin vielleicht die angebliche Lehre in der Hand des Kanerku (wo er im Brustbilde erscheint) ihre Erklärung findet. Man sieht hieraus, daß dieser Götterdienst an den Ufern des Indus erst einige Menschenalter nach 130 v. Chr. eingeführt worden seyn könne; daß er aber von da sich Jahrhunderte fortgepflanzt und erhalten hat, erhellt schon aus der großen Verschiedenheit in dem Gepräge und den Aufschriften der Münzen, die diese Typen zeigen.

Was die Kadphises-Münzen anlangt, von denen auch sehr verschiedene Arten, wenn auch nicht von solcher Mannigfaltigkeit als die

Kanerku = Münzen gefunden worden sind, so stellt sich deren Verhältniß zu den Kanerku = Münzen jetzt so, daß sie nicht so wohl zwey verschiedenen Fürsten eines Stammes, als zwey verschiedenen Stämmen und Dynastien, die jedoch von demselben Volke Hochasiens ausgegangen seyn müssen, angehören. Vieles ist beiden gemeinsam. Beide kommen nur von Gold und Kupfer vor, denn die silberne Kadphises = Münze, die in diesen Anz. 1835. S. 1772., nicht ohne Zweifel, angeführt wurde, beruhte auf einer falschen Angabe. Journ. of the As. Soc. № 33. pl. 27. fig. 4. Beide haben dasselbe Monogramm, welches eine nahe Verwandtschaft mit dem des Soter = Megas zeigt. Auch die Art des Gepräges und die Typen haben viel Verwandtschaft; auch auf den Kadphises = Münzen erscheint der Tatar = Chan theils in ganzer Figur, theils als Büste, mitunter auch zu Wagen auf einer Biga (Journ. of the As. Soc. № 47. pl. 38.), aber sein Costüm stellt sich nationaler, so zu sagen mehr tatarisch dar, mit einer eigenthümlichen Mütze, deren Krempe vorn hoch in die Höhe steht, und von der lange Bänder herab hängen, einem offenen, mit Eisen besetzten polnischen Oberrock, dicken wulstigen Stiefeln: während das Costüm des Kanerku, besonders wo er im Brustbilde erscheint, mehr den Character südasiatischer Monarchen, und namentlich in dem Kopfschmucke mitunter große Ähnlichkeit mit den Sassaniden hat, wie besonders auf der im Journ. of the As. Soc. № 58. pl. 36. n. 7. heraus gegebenen Münze. Die Reverse der Kadphises = Münzen enthalten ebenfalls Götterfiguren, aber ohne Beschriften, und offenbar von ganz anderer Bedeutung als die Götter der Kanerku = Dynastie: wahrscheinlich auch nicht persischen, sondern indischen Ursprungs. Eine

halb weiblich gekleidete Jünglingsfigur in leichter Bekleidung, welche sich auf einen Buckelochsen lehnt und einen Dreyzack in der Rechten führt, wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit für Shiva mit seinem Stier Nandi erklärt, obgleich dieselbe Figur auch auf späten und schlechten Kanerku-Münzen als OKPO gefunden wird. Man findet auch diese Figur in den mannigfachsten Metamorphosen wieder; auch die in Bochara vom Baron von Meyendorf gefundenen Münzen, welche Tybhen Commentat. rec. Vol. VI. p. 3. tb. I, 3. 4. heraus gegeben, gehören in diese Classe. Eine andere fast nackte Jünglingsgestalt mit einem Dreyzack in der Rechten und einem Bunde Ketten, wie es scheint, in der Linken, ist noch ganz ohne Bestimmung. Was die Schrift anlangt, so ist ein sehr großer Unterschied der, daß die Kadphises-Münzen lange Umschriften in dem so genannten Pehlewi-Alphabet auf den Reversen haben, welche sich nie bey den Kanerku-Münzen finden, woraus man wohl schließen muß, daß das Reich des Menandros und Eukratides zunächst an die Kadphises-Dynastie übergegangen, und alsdann, vor der Herrschaft des Kanerku, diese Schriftart abgekommen sey. Die griechische Schrift hat auf den Kadphises-, wie auf den Kanerku-Münzen, die runden Formen des ϵ und σ , und kann schwerlich früher als die römische Kaiserzeit gesetzt werden. Sie gibt im Ganzen den Namen des Königs auf dieselbe Weise wieder: Βασιλευς — oder auch βασιλευς βασιλεων σωτηρ μεγας — Οσημο Καδφισης, oder wie Hr Raoul-Rochette abtheilt: Οση Μοξαδφισης. Wahrscheinlich ist Ovohemo oder Ohovemo Kadphises zu lesen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 12. Februar 1838.

C a l c u t t a u n d P a r i s .

Fortsetzung der Nachrichten über Indo-Griechische Münzen.

Der Titel des 'großen Retters' ist offenbar auf diesen Kadphises von dem namenlosen König der Könige übergegangen, den wir oben als Nachfolger der Hermäos in ihrem Reiche am Kabulstrome bezeichnet haben; dies Reich ist wahrscheinlich von dem des Kadphises verschlungen worden. — Jedoch gibt es außer dieser regelmäßigen Form eine eigene abweichende Classe der Kadphises-Münzen, wovon ein zu Begram gefundenes Exemplar in dem Journ. of the As. Soc. № 57. pl. 35. n. 12. publiciert ist, ein deutliches Nachbild der Münzen des Hermäos-Soter in Typen und Schrift, die hier auch die viereckten Formen des □ zeigt. Die griechische Umschrift lautet: ΚΟΣΟΤΛΟ ΚΑΔΦΙΣΟΤ ΧΟΡΑΥΟΥ. Mit dieser Art hängt eine Reihe von Münzen zusammen, welche ΚΟΡΑΝΟΤ ΖΑΘΟΤ ΚΑΔΑΦΕΣ oder ΚΟΖΟΛΑ ΚΑΔΑΦΕΣ beschrieben ist, und

außer einem griechischen Regentenkopfe auf der Vorderseite, auf dem Reverse eine sitzende Figur von sehr undeutlicher Form zeigt.

Nur erwähnen können wir die kleinen Silbermünzen mit dem echt mogulischen Kopfe mit zurückgedrängter Stirn, spitzem Schädel, tief liegenden Augen, und allerley Reversen, auf denen der Name Kodes vorkommen soll, wiewohl die vorliegenden Hefte keinen näheren Aufschluß der Art gewähren. Einige Stücke der Art sind von Hn Raoul-Rochette, Notice pl. n. 8. 9., und im Journ. of the As. Soc. № 59. p. 723. pl. 46. n. 16 — 18., aus der Sammlung des General Arnold heraus gegeben worden. Sie werden im Flußthale des Indus gefunden (Journ. of the As. Soc. 65. p. 389.); hier scheint Kodes vor oder nach Azes geherrscht zu haben. Ueber den Unadpheros, mit dessen barbarischem Namen nicht wenige Münzen zu Beghram und in der Nachbarschaft vorkommen, kann der Unterz. auch nichts sagen, als daß er zu den nichtgriechischen Eroberern dieses Landes gehören muß.

Suchen wir schließlich einige Anhaltspunkte für eine chronologische Fixierung dieser indo-skythischen Herrschaften zu gewinnen: so können wir aus dem Mitgetheilten folgende Ergebnisse heraus ziehen. 1) Der βασιλεὺς βασιλέων σωτήρ μέγας folgt zunächst in dem Reiche des Hermãos. 2) Azes nebst Azilisos schließen sich unmittelbar an die griechischen Reiche am untern oder mittlern Indus an und sind später als die Münzen des Bonones (12 n. Chr. Geb.). 3) Kadphises Münzen schließen sich zum Theil auch an die des Hermãos-Soter, aber sind, nach der Schrift, größtentheils von späterer Abkunft. 4) Die Kanerku-Münzen folgen auf die des Kadphises der Zeit nach, da die s. g. Pehlewi-Schrift damahls

schon untergegangen seyn muß, und wenigstens der Theil von ihnen, wo neben dem Brustbilde des Königs die Beyschrift OOHPKI zc. steht, ist der Sassaniden-Herrschaft (von 226 n. Chr. an) gleichzeitig. 5) Noch später sind die sehr formlosen und rohen Münzen mit dem Elephanten-Reiter und dgl. Besonders müssen wir hier den schon früher aufgestellten, aber besonders von Hn Raoul-Rochette bestrittenen Satz fest halten, daß die indo-skythischen Münzen größtentheils den sassanidischen gleichzeitig sind. Es ist ein sicheres Factum, daß in dem vom General Ventura geöffneten Tumulus von Manikyala neben einer Kanerki-Münze späterer Art eine sassanidische gefunden worden ist (s. diese Anz. 1835. S. 1767.), und daß in Beghram, welche Stadt besonders unter diesen Tatarenfürsten sehr volkreich und blühend gewesen seyn muß, keine ar-sacidischen, sondern nur sassanidische Münzen gefunden werden (Masson Journ. of the As. Soc. N^o 57. p. 539. vergl. N^o 64. p. 289.). Bey Dschellalabad gibt es Töpe's, wie namentlich den von Hiddah, welche an Münzen dieser Classe sehr reich sind. Journ. of the As. Soc. N^o 49. p. 28. pl. 3. N^o 64. p. 290. Freylich lassen sich, wie man jetzt eingesehen hat, diese Münzen nicht auf die geschichtlich bekannten Könige Persiens von Cassan's Stamm zurück führen; es scheint — worüber indeß genauere Untersuchungen zu erwarten sind — ein Nebenzweig der Dynastie des Artaxerxes, Sohnes des Cassan, in Afganistan bis gegen den Indus hin geherrscht zu haben. So erklärt sich auch die mehr indische als persische Gesichtsbildung der im königlichen Schmuck der Sassaniden dargestellten Fürsten. Zu ihrem Reiche gehörte wohl auch Bamian am Paropamisus, wenn es wahr ist, daß die colosa-

salen Königsbüsten daselbst denselben Schmuck, wie die indo-sassanidischen Münzen zeigen (Mason Journ. of the As. Soc. № 59. p. 707.). Die Umschriften dieser Münzen sind im Sanskrit und alten Nagari-Characteren, wie das schon früher gelesene und jetzt durch Vergleichung bestätigte Sri Vāsudeva. Wir verweisen darüber besonders auf die Abhandlung von Prinsep im Journ. of the As. Soc. № 64. p. 288.: Specimens of Hindu coins descended from the Parthian type, wo nur der Ausdruck Parthian type auf der falschen Voraussetzung beruht, daß die Sassaniden Parther von Herkunft gewesen seyen. — Das ebenfalls vollkommen richtige Factum, daß in dem Court'schen Tumulus eine Anzahl römische Silbermünzen aus der letzten Zeit des Freystaats gefunden worden sind — ein Factum, welches Hr Raoul-Rochette durch seine numismatische Umsicht und Uebung in dem zweyten Supplém. p. 7 ff., so wie Hr Arnet in den Wiener Jahrbüchern a. D. S. 238., weit mehr ins Licht setzen konnte, als der Unterz. in diesen Anz. 1835. S. 1769. im Stande war, ohne daß die historischen Resultate differieren — streitet nicht gegen den bemerkten Synchronismus. Auch wenn dieser Tumulus bedeutend später ist als Cäsar und Octavian, konnten doch bey Ermangelung einheimischer Silbermünzen römische Denare aus jener Zeit, die der Handel dahin geführt hatte, und die als Seltenheit lange aufbewahrt worden waren, in dem Tumulus deponiert werden. Dr Honigberger hat in Afganistan sehr viele griechische und römische Münzen aus den verschiedensten Zeiten gesammelt, welche der Handel dahin gebracht haben muß (Raoul-Rochette Supplém. p. 25.). Bey alle dem weiß der Ref. wohl, was er wagt, wenn er folgende

chronologische Tabelle aufzustellen unternimmt, welche sich an die oben S. 217. 218. gegebene anschließt.

130 v. Chr. Die indo-skythischen Horden zerstören das baktrische Reich.

130—124. Sie befehlen und verwüsten das parthische Reich, und wenden sich alsdann gegen die Indusländer.

bis 70. Noch bestehen die griechischen Reiche des Antialakides, Antimachos und der Hermäos, das letztere noch länger.

70 — g. Chr. Geb. Eine Zeit der Verwüstung, in welcher noch keine bestimmten indo-skythischen Reiche hervor treten. Der König Maues. Parthische Prinzen, Spalirisos, Spalyrios an der Stelle der Griechen herrschend. Griechische Sprache und Cultur dauert fort.

1 n. Chr.—56. Der Partherkönig Vonones herrscht am Indus; dann die Indo-Skythen Azes und Azilisos. Nördlicher, am Kabulstrom, tritt an die Stelle der Hermäos das Reich des 'Königs der Könige, des großen Retters', wiewohl dabey die Hermäos noch immer in einem Thale des Hindokosch sich behauptet zu haben scheinen.

50—100. Herrschaft des Indo-Skythen Kadphises in dem Reiche der Hermäos und einem großen Theile Nordindiens. Am Indus vielleicht das Reich des Kodes.

100—150. Eine andere Horde desselben mogulischen Volkes, welche im parthischen Reiche den Mithras-Cult angenommen, unter einem Chan Kanerku herrscht in Nordindien. Daneben Nachfolger des Kadphises, Kadaphes genannt. Noch dauert der Gebrauch der griechischen Schrift und Sprache fort (*βασιλευς βασιλεων, ηλιος*); die s. g. Pehlewi-Schrift kommt in Indien ab.

150—200. Nachfolger des Kanerku. Die griechische Sprache verliert sich aus dem Gebrauche, die Schrift erhält sich. Die Rao-Nano-Rao-Münzen.

200—250. Sassanidenreich in Afganistan; daneben besteht in Nordindien die Dynastie der Kanerku fort. Doerki-Münzen, den sassanidischen verwandt.

250 . . . Fernere unberechenbare Dauer des Kanerku-Rei-

des; die Ueberlieferung griechischer Schrift und Kunst verschwindet immer mehr, indem die indische Nationalbildung die fremden Elemente sich immer mehr assimilirt.

Noch ist ein sehr wichtiger Abschnitt dieser neuen Forschungen zurück, die Anknüpfung der indischen Numismatik an die griechische und indo-skythische.

Der Ref. bedauert um so mehr auf diesem Felde ganz fremd zu seyn, und daher nur einige der Ergebnisse von Hn Prinsep's Untersuchungen berichterstattend anführen zu können, da offenbar diese Münzen Indiens in ihrem Zusammenhange mit den indo-skythischen mehrere feste Punkte gewähren, um Indiens Königsdynastien und Monumente in ein synchronistisches Verhältniß zur übrigen Geschichte zu bringen. Die wichtigsten Punkte scheinen dem Unterzeichneten folgende:

Erstens: die Gupta-Dynastie, in deren Namen das Wort Gupta in allerley Verbindungen, wie Chandra-Gupta und Samudra-Gupta gefunden wird, und deren Geschlechtsfolge sich besonders nach der Inschrift von der Säule bey Allahabad und einer anderen im Ghazipurdistrict, welche Whitari-Lad genannt wird, herstellen läßt, hat die in den Ruinen von Kanodsche (Kanogiza bey Ptolem.) besonders häufigen Münzen schlagen lassen, welche Prinsep Canouj-Coins nennt. Diese Kanodsche-Münzen sind Nachbildungen der indo-skythischen Doerkimünzen mit der Göttin Ardochro, Nachbildungen, die zuerst ganz die Roheit der spätern indo-skythischen Werke an sich tragen, aber nach und nach durch den von bessern Vorbildern geleiteten Fleiß indischer Künstler zierlicher werden, und hin und wieder eine ganz artige Com-

position hervor bringen. Folglich ist diese Gupta = Dynastie nicht älter als 200 n. Chr., wie auch ihre Münzen mit sassanidischen (Prinsep J. of the As. Soc. № 64. p. 297.), eben so wie mit den indo = skythischen, so viel zusammen gefunden werden. Der Chandra = Gupta dieser Regentenreihe kann also unmöglich mit dem Sanderkottos identificiert werden, welcher nach Alexander Indiens Macht wieder herstellte: wiewohl Manche auch aus indischen Quellen einen älteren Chandra = Gupta nachweisen zu können glauben (vergl. Heeren's Ideen Th. I. Abthl. 3. S. 272.). Gehört auch der berühmte Vicramaditya zu den Königen, welche die Kanodsche = Münzen prägen ließen, wie es den Anschein gewinnen will (№ 58. p. 650.): so würde auch die Ära von dem Tode dieses Herrschers (56 v. Chr.) eine um mehrere Jahrhunderte betragende Correction erleiden müssen. Jedenfalls kann Vicramaditya, wenn er schon im ersten Jahrhundert v. Chr. herrschte, die skythischen Eroberer, deren Vertreibung ihm beigelegt wird, nur wenig beschränkt haben, indem sie gerade in dieser Zeit sich erst recht auszubreiten anfangen. Ueber diese Kanodsche = Münzen s. Prinsep Journ. of the As. Soc. № 47. p. 634. pl. 39. vgl. pl. 38. und № 58. p. 643. pl. 36. 38. 39., auch № 59. pl. 49. n. 15., wo eine Ardochro = Münze einen ganz indischen Character und doch noch die Inschrift ΑΡΔΟΧΡΟ hat. — Ueber die Gupta = Dynastie s. noch W. H. Mill, Journ. № 61. p. 1 ff., besonders den Stammbaum p. 8.

Zweytens: eine Classe von Münzen, welche Hr Prinsep die Saurashtra = Münzen nennt, und die den Halbinseln östlich von dem Indus = Delta bis zum alten Barygaze (Baroach) angehört (Συραστρήνη, Συραστρήνη bey Ptolem.

und im Periplus), knüpft sich offenbar an griechische und indo-skythische Münzen an. Der Kopf auf der Vorderseite hat die größte Ähnlichkeit mit dem des Kodes, und auf dem Revers ist in der Mitte ein seltsames, aus drey Bogen zusammen gesetztes Monogramm, welches auf den Münzen des Pantaleon, auf den indo-skythischen Münzen, auf buddhistischen Münzen von Behat, und ähnlichen, die sich in Ceylon finden und in einer gewissen Verwandtschaft mit den indo-skythischen stehen, gefunden wird, und, wie Hr Prinsep gesteht, nur immer räthselhafter wird, je mehr man ihm nachforscht. Die Aufschrift der Vorderseite besteht aus unleserlichen Characteren, die nur verunstaltete Pehlewi und griechische Buchstaben zu seyn scheinen; einmahl glaubt Herr Prinsep den *Ὀνώνης βασιλεὺς* zu erkennen. Dagegen bieten die Reverse ein ziemlich lesbareß altes Nagari, welches Hr Prinsep entziffert, und so die Namen von elf Herrschern von Saurashtra, deren Namen auf Sah oder Dama ausgehn, gewonnen hat, die alle erst nach dem ersten Jahrhundert unserer Aera regiert haben können, da in der Zeit des Periplus des erythraïschen Meeres Syrastrone noch zu Indo-Skythien gehörte. S. Prinsep J. of the As. Soc. N^o 48. p. 648. pl. 49. 65. p. 377. pl. 24.

Drittens das allgemeine Resultat, daß die Kunst des Münzprägens überhaupt den Indern erst von den Griechen und deren unmittelbaren Nachfolgern in West- und Nord-Indien gekommen ist.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. 27. Stück.

Den 15. Februar 1838.

C a l c u t t a u n d P a r i s .

Beschluß der Nachrichten über Indo = Griechische Münzen.

Die Poros und Taxiles in Alexander's, die Sandrokottos und Sophagasenos in Seleukos und Antiochos des Großen Zeit haben noch kein Geld geprägt, außer daß viereckige Stücke von Metall mit Marken versehen wurden. S. die Beispiele aus Colonel Stacy's Sammlung bey Prinsep J. of the As. Soc. № 47. p. 627. und die ganze Abhandlung On the connection of various ancient Hindu coins with the Grecian or Indo - Scythic series p. 621 ff., worin die Fundamente dieser Untersuchung gelegt werden.

Wir müssen aber gestehen, daß unsere Hoffnungen für eine historische Verknüpfung der indischen und griechischen Cultur weit über dies Factum hinaus gehen, und sich über die ganze Geschichte der Kunst und Schrift erstrecken.

Für die indische Kunstgeschichte würde nichts wichtiger und entscheidender seyn, als wenn ein

Kenner der alten Kunst, der an den Denkmählern Aegyptens, Griechenlands und den assyrisch-perfischen sein Auge für getreue Auffassung des Stils in der Plastik geübt hätte, mit den Kanodschen Münzen in der Hand in die Grottentempel von Ellora träte, und sich davon Rechenschaft gäbe, wie diese Denkmähler sich in technischer und eigentlich künstlerischer Hinsicht zu einander verhalten. Ref. meint, nach dem Wenigen, was er im Originale von diesen Sculpturen gesehen, und der Kenntniß, welche die besten Abbildungen gewähren, daß die vorzüglichern der Gupta-Münzen mit der auf dem Löwen thronenden Gottheit, dem löwenbändigenden Heros und dem mit einem Schwan oder einer Gans spielenden Mädchen (Malas und Damajanti?) in künstlerischem Character und Verdienst ganz den Sculpturen von Ellora gleich stehen. Von der spätern Manier der vielgliedrigen und mit Schmuck überladenen Figuren noch fast ganz frey, zeigen sie dieselbe natürliche Gewandtheit der Zeichnung, dieselbe Fülle und Ueppigkeit der Formen, denselben Mangel an eigentlichem Stil. Daß aber diese Gewandtheit und Bierlichkeit, welche die Kunst in diesen Bildwerken erreicht, sich nicht auf eine organische Weise aus einer einheimischen durch Jahrhunderte fortgebildeten Kunstübung entwickelt hat, sondern auf einer Nachbildung ausländischer Arbeiten von vollendetem Kunstvermögen beruht: kann dem, der die Suite der Kanodschen oder Saurashtra-Münzen nach kunstgeschichtlichen Principien mustert, nicht zweifelhaft seyn. Den Verfertigern dieser Münzen, wie jener Denkmähler, lagen natürlich außer den rohen Producten der indo-skythischen Reiche, an welche sich die Indier zunächst angeschlossen, auch vollkommnere griechische Werke vor, wie die in Barygaza cursie-

renden Münzen des Menandros und Apollodotos, und gewiß auch gar manche Statuen, Reliefs, Gefäßarbeiten griechischer Künstler, die so weit verbreitet gewesen seyn müssen, als die Herrschaften des Demetrios, Menandros und Eukratides: in welcher Beziehung auch ein von Stacy, im Journ. of the As. Soc. № 57. p. 567., heraus gegebenes, aus der Gegend von Ugra stammendes Steingefäß mit bacchischen Figuren in Relief merkwürdig ist, das offenbar ein Grieche, aber mit einer gewissen Accommodation an indische Sitte gearbeitet hat, wie er z. B. dem Sizen ein Gewand um den Wanst gelegt hat. Dieselbe Wichtigkeit für die Geschichte der Architectur in Indien hat die Allahabad = Säule, deren Capital das bekannte schöne Ornament der Palmetten und Blumenkelche, wie es an ionischen Gesimsen gefunden wird, mit einer Perlenkette darunter, in reinem griechischen Stile ausgeführt zeigt. Eine Abbildung davon ist von Hn Prinsep in dem Journ. of the As. Soc. № 39. pl. 9. vgl. p. 127. mitgetheilt.

Was aber die Schrift anlangt, so bemerkt Hr Prinsep, daß je älter die Nagari = Charactere der Zeit nach hinauf gehen — sie gehen aber schwerlich weit über die Zeit von Christi Geburt hinauf — sie den griechischen desto ähnlicher werden, und daß besonders in den Kanodsche = Münzen eine Verwandtschaft beider Schriftarten hervortritt, die man in dem jetzigen Dewanagari freylich eben so wenig erkennen kann, als die römischen Uncialbuchstaben in deutscher Curfschrift. Eine vergleichende Tabelle, welche dieser Gelehrte in dem Journ. of the As. Soc. № 65. pl. 24. gibt, zeigt in der That, daß die Nagari = Buchstaben der alten Münzen dem griechischen Β, Δ, Ζ, Α, Η, Ρ, Τ, Τ so entsprechen, daß sie nur umgestürzt

oder auf die Seite gelegt (turned topsy turvy) sind. Die Formen für A, Γ, H, I, K, M, O haben andere kleine Veränderungen erfahren, die aber alle die ursprüngliche Form durchblicken lassen, Θ findet sich ganz so (mit einem Punkt in der Mitte) wieder, E erscheint in cursiver Form als e und dgl. m. Wenn wir diese Zusammenstellung einleuchtend finden: so können wir nun aber nicht mit Hn Prinsep zweifeln, ob die Griechen oder Pelasger, oder die Hindus dies Alphabet früher besaßen, oder deswegen gar die außer allen Zweifel gesetzte Abkunft des griechischen Alphabets vom phöniciſchen mit unmotivierter Kühnheit verwerfen. Sondern, wenn wirklich die Verwandtschaft des alten Nagari mit dem griechischen Alphabet enger ist, als daß sie bloß durch gemeinsame Abstammung vom phöniciſchen erklärt werden könnte, wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß es die Griechen gewesen, welche dies Alphabet den Indern zugebracht haben, und folglich die Götterschrift der Braminen nicht älter als Alexander ist.

R. D. M.

C a l c u t t a.

Printed for Messrs Thacker and Co. Transactions of the medical and physical society of Calcutta. Vol. VII. XIV u. 497 Seiten. 1835. 8.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen dieser gelehrten Gesellschaft, von denen wir zuletzt in diesen Blättern 1834. St. 196. Bericht erstatteten, sind fortwährend in gedeihlicher Zunahme, wie aus der Menge der Originalabhandlungen und aus den vielen, im Auszuge mitgetheilten, eingegangenen Berichten hervor geht.

I. Beobachtungen über den angeborenen Kropf bey Thieren in Nipal von A. Campbell. Besonders bey Lämmern und jungen Böcken. Werden Schafe und Ziegen aus dem nordwestlichen Indien, wo dieses Uebel unbekannt ist, nach Nipal transportiert, so bringen sie mit Kropf behaftete Junge zur Welt. Das Seltsame dabey ist, daß diese keine Haarbedeckung haben und bald sterben. Den Grund davon sucht der Verf. in den gehinderten Athmungswegen. Die Muskeln, welche sich am Zungenbeine und am Schildknorpel inserieren, werden durch den Druck fast obliteriert; auch der Schildknorpel büße seine gewöhnliche Festigkeit ein. Die Zellen dieser Geschwülste seyen außerordentlich klein, wie Senfkörner; es fände sich in ihnen keine größere Höhle. Die Einwohner selbst sind frey von diesem Uebel, obgleich als wahrscheinliche Veranlassung das Trinkwasser beschuldigt wird.

II. Ueber eine eigenthümliche Fieberart in Bengalen. Von H. H. Gooden. Ein intermittierendes Fieber, begleitet von einer ödematösen, schmerzhaften Anschwellung der Extremitäten, hauptsächlich bey der unteren Volksclasse. Die Anschwellung stellt sich mit dem Fieber ein und verschwindet mit dem Ende des Paroxysmus; nur bey habituellem Leiden bleibt sie, und bey den Anfällen kehrt bloß der Schmerz mit der Entzündung zurück. So kann der Zustand lange, selbst durch die ganze übrige Lebenszeit, 10 — 15 Jahre andauern. Im Anfange der Krankheit leiste der Ueberlaß viel. Goluncha bewähre sich als ein eben so wirksames febrifugum wie Chinin und besser als Cheyretta.

III. Fall eines Abscesses in den Häuten der Urinblase. Von J. Davidson. Ein starker Mann klagte über Harnverhaltung; die Blase war deutlich zu fühlen und die Geschlechtstheile

waren ödematös geschwollen. Der Catheter ging mit Mühe ein. Da die Application von Blutegeln, warmen Umschlägen und ausleerenden Mitteln keine Erleichterung verschaffte, und da der Vers. in der Geschwulst eine schwache Fluctuation zu empfinden glaubte, so machte er einen tiefen Einschnitt, worauf gegen 8 Unzen eines übelriechenden Eiters entleert wurden. Der Urin floß nun frey ab und der Kranke fand sich bald darauf vollkommen hergestellt. Vermuthlich war der Absceß in den Häuten der Blase oder in einem Sacke daran. IV. Ueber die Pathologie einiger Krankheiten der Abdominal-Gingeweide. Von C. Morehead. Beweise, daß die Veränderungen im unterliegenden Zellgewebe im Magen und in den Därmen häufig die Folge einer Entzündung der Schleimhaut sind. — Die Stühle könnten eine völlig normale Beschaffenheit zeigen, obgleich in den dicken Gedärmen Geschwüre vorkämen. Darum dürfe bey der Ruhr von guten Ausleerungen nicht auf vollkommene Heilung dieser Krankheit geschlossen werden. — Mit Bauchwassersucht sey gewöhnlich Atrophie der Leber verbunden. — Wenn sich Adhäsionen der convexen Seite der Leber mit dem Zwerchfelle nach einem Abscesse fänden, so zeigten sich auch correspondirende Adhäsionen an der Lunge. Die Natur suche bey Zeiten einen Erguß in die Brusthöhle zu verhüten (m. vergl. eine frühere hierher gehörige Abhandlung des Verss in dem *Edinburgh med. and surg. Journ.* N^o CXI.). V. Fälle von chronischer Ruhr mit Kupfervitriol und Opium behandelt. Von W. W. Raleigh. Wenige tropische Krankheiten verursachen dem Arzte wie dem Kranken so viele Beschwerden, als die subacute Affection der Schleimhaut der dicken Gedärme nach voran gegangener acuter Dysenterie.

Die von Elliotson vorgeschlagene Behandlungsmethode mit Kupfervitriol und Opium beschränkt der Verf. auf die Fälle, wo keine acute Entzündung sich offenbart; also er unterläßt sie, wo blutig schleimige Stühle zugegen sind, und wendet sie dagegen mit glücklichem Erfolge an bey breyartigen Stühlen, von blasser Farbe, und wenn die Zunge mahagoniartig aussieht. VI. Ueber die in Nipal häufige Hängegeschwulst am Ohre. Von M. J. Bramley. Ein oder mehrere eingekapselte Geschwülste wachsen an beiden Seiten des äußeren Ohrs, und nur da, hervor; einzig in einem bestimmten Thale von Nipal bey Jung und Alt. Die Lebensweise der Bewohner dieses Districts unterscheidet sich auf keine Weise von der der übrigen Bevölkerung, und es ist daher bis jetzt nicht möglich, einen Entstehungsgrund dieses seltsamen Productes, welches sich bey Thieren nicht findet, anzugeben. Auf die erbliche Uebertragung wird wenig Gewicht gelegt. VII. Ueber die häufigen Fälle von Schlagfluß, welche während der heißen Jahreszeit 1833 zu Chunar vorkamen. Alle verließen tödtlich. Die größte Hitze im Schatten betrug 116° F. (37° R.). Gelegentlich empfiehlt er als heilsamen Gegenreiz das Reiben mit trockenem heißem Salz. VIII. Ueber die Pathologie der Ruhr. Von J. Murray. Zahlreiche Leichenbefunde zeigten a) Entzündung der Häute des Colon, oder Gefäßreichtum und Verdickung an verschiedenen Stellen; b) Bildung zahlreicher Bläschen; c) Gangrän an den Häuten, welche die Bläschen umgeben; d) geschwürige Entzündung, oder Absorption der umgebenden Häute mit Trennung des brandigen Theils; e) Granulation oder Bildung einer neuen Gefäßfläche; f) Vernarbung. Der Verf. hält dieses Leiden für eine Hautkrankheit und zwar

mit der Pustelform. Der Wechsel der Zufälle komme von der mannigfachen Einwirkung der Absonderungssäfte im Darmkanal auf die geschwürige Oberfläche. Die Frage über die Contagiosität der Ruhr glaubt er durch die Beobachtung entschieden, daß alle Gesunde im Hospitale, welche zufällig dieselben Abtritte mit den Kranken benutzten, auch davon heimgesucht worden. Sie befallt nur ein Mahl. IX. Einige Fälle von Fractur der unteren Extremitäten. Von W. W. Raleigh. Dem von Amesbury vorgeschlagenen Apparate wird viel Lob ertheilt. X. Beobachtungen über den Kropf. Von J. MacClelland. Sie beziehen sich auf den in Kumaon bey der dienenden Classe oft vorkommenden. Er wird dem Trinkwasser des Kalkbodens zugeschrieben. XI. Ueber Elephantiasis. Von T. A. Wise. Dieses Hautübel ist in Hooghly endemisch; wenige Familien sind davon frey. Die Beine und Geschlechtstheile werden vorzüglich davon ergriffen. Unter der großen Zahl der aufgeführten Synonyme finden sich: phlegmasia malabarica; pes febricitans, und weil außer den armen Eingebornen die Nachkommen der Portugiesen von der schlimmsten Form dieses Uebels befallen werden: peju de Sancto Thoma Lusitanis Indis. Das Uebel beginnt mit Niedergeschlagenheit, Appetitlosigkeit, Schmerz in der Leiste. Darauf wird der afficierte Theil, meistens das Bein, heiß und geschwollen. Nun stellt sich Frost ein, Kopfschmerz, nicht selten Erbrechen, große Mattigkeit, trockne Haut, brennendes Gefühl über den Körper. Die Venen in der Nähe des leidenden Theils werden dick und schmerzhaft. Die Oberhaut schuppt sich ab. Der erste Anfall läßt keine dauernde Anschwellung zurück; allein diese bleibt, wenn öfters, nach Einwirkung von Feuch-

tigkeit und Kälte, die Paroxysmen wiederkehren. In den Zwischenzeiten nimmt die Geschwulst wieder ab. Entzündung der lymphatischen Gefäße scheint dem Verf. zur Erzeugung dieser Krankheit nicht so wesentlich zu seyn, als Entzündung der Venen. Der Paroxysmus bey Elephantiasis sey dem bey Erysipelas phlegmonodes ganz ähnlich; ja der Verf. betrachtet diese beiden Formen wie auch phlegmasia dolens als bloße Modificationen derselben Krankheit durch Venenentzündung hervor gerufen. Dieser Ansicht gemäß empfiehlt er hauptsächlich Scarificationen, Blutegel und Blasenpflaster längs des Laufs der entzündeten Venen. Gegenreize mit Absonderung hätten das Gute, daß sie die ausgeschwitzte Feuchtigkeit ausleerten.

XII. Ueber eine neue Einspritzung zur Cur der Hydrocele. Von J. R. Martin. Die Eingebornen von Unterbengalen leiden viel an Hydrocele. Tripper, zumahl bey Personen, die zu serösen Ergießungen neigen, kaltes Fieber und Anschoppungen der Gedärme tragen am meisten dazu bey. Die frühere Behandlungsweise durch Haarseil, Aetzmittel, Einschnitt, Ausschneiden der tunica vaginalis verwirft der Verf. und er erklärt sich, mit James Earle, für eine reizende Einspritzung, allein statt der gewöhnlichen von warmem Weine für eine von verdünnter Jodine-Tinctur. Die Zahl der damit glücklich innerhalb 3 — 5 Tagen behandelten steigt an 100; nur ein Mal kam es darauf zu einer Entzündung des Scrotums, die jedoch schnell durch einige Blutegel gehoben wurde.

XIII. Beschreibung einiger seltenen und merkwürdigen Pflanzen. Von N. Wallich: *Hitchenia glauca*; *Alsodeia bengalensis*; *Viola distans*; *Phlebochiton extensum*.

XIV. Ueber das Vorkommen eines neuen Principis im mensch-

lichen Blute im gesunden und kranken Zustande. Von W. B. D'Shaughnessy. Eine Abänderung des Farbestoffs, die er Sub-Rubrine nennt. XV. Ein Fall von Beri Beri mit pathologischen Bemerkungen. Von J. Mouat. Längere Zeit Zeichen von Gastritis, dann Schwäche und Schmerz in den Beinen mit Anschwellung; später Empfindung von Kälte darin, obgleich bey unveränderter äußerer Temperatur; zuletzt Convulsionen, Paralyse, Tod. Die Section zeigte bedeutende Umänderungen in den Venen, namentlich der Füße; ihre innere Haut verdickt, zum Theil entzündet. Der Verf. findet die größte Ähnlichkeit mit phlegmasia dolens, und erklärt beide Krankheiten, wenn nicht für identisch, doch für äußerst nahe verwandt. XVI. Ueber die Fieber, welche im Jahre 1833 in Calcutta vorherrschten. Von W. Twining. XVII. Beobachtungen über Dracunculus. Von A. Duncan. Diese Plage ist zu Zeiten häufig in Bhowndy, nördlich von Bombay. Die daran Leidenden verlieren den Gebrauch ihrer Gliedmaßen und selbst ihr Leben. Die einzige glückliche Heilung, wenn es nicht gelingt den Wurm (Nharoo) ganz heraus zu wickeln, beruhe darauf, tief bis auf ihn, hinein zu schneiden, und ihn, wenn auch theilweise, wegzuschaffen. Er erweckt heftige Entzündungen und Geschwüre. Manche halten dieses fadenartige Wesen für ein Lymphgefäß, aber der Verf. hat sich durch microscopische Untersuchungen überzeugt a) daß es ein wirkliches Thier ist und Junge gebärt; b) daß diese Jungen sich an gewissen Substanzen fest halten, und in sie sich hinein arbeiten; c) daß zur vollen Reife eines solchen etwa ein Jahr gehört; d) daß die durch das Zerreißen eines Wurms entstandene Irritation vorzüglich den heraus kom-

menden Jungen zuzuschreiben sey. Er nimmt an, daß die ganze weiße Substanz, welche aus dem zerrissnen Wurme heraus kommt, aus Myriaden von Jungen bestehe. XVIII. Ueber die epidemischen Krankheiten, welche während des Jahrs 1833 zu Bangalore vorkamen. Von L. Mouat. Hauptsächlich Influenza und indische Cholera. Letztere herrschte erst in den Bazars der Eingebornen und kam allmählich unter die europäischen Truppen, welche sie sehr mitnahm. Der Verf. ist nicht abgeneigt anzunehmen, daß diese Krankheit sich dorten aus climatischen und nationellen Veranlassungen fortwährend neu erzeuge; allein die Fortpflanzung geschah unverkennbar auf dem Wege der Ansteckung. Er will zwar dieses nicht zugeben und auch hier atmosphärische Ursachen zu Hülfe rufen; aber seine Gründe sind unhaltbar. So z. B. führt er als einen solchen an, daß von 57 Mann, welche 18 franke Kameraden bedienten, nur 4 die Cholera bekommen hätten. 'Ben Shergotty waren alle Glieder einer Familie gestorben, das Vieh nebst den anderen Effecten in ein Dorf geschickt, wo bisher die Cholera nicht gewesen. Kurz darauf wurden die Einwohner des Hauses, wohin jene Sachen kamen, davon ergriffen und die Krankheit verbreitete sich nach und nach im ganzen Orte.' In der Notiz, welche Burnes über die Krankheiten in Bokhara gibt, sagt er von der Cholera, man habe sie dort schwer empfunden; 'sie habe den Weg der Caravanen genommen und sey Schritt vor Schritt von Indien in das östliche Europa gedrungen.' Aus vielen Stellen der ganzen Sammlung geht hervor, daß die Erkenntniß über die Natur und Behandlung dieses verheerenden Uebels auch in Indien seit ihrem ersten Auftreten keine bemerkenswerthe Fortschritte gemacht

hat, und daß die Aerzte über ihre Verbreitungsart noch immer getheilter Ansichten sind. Die Einführung von Tabacksdampf und Injectionen mit Tabacksinfusion vermittelt einer Patent-Enema-Syringe soll im Stadium des Collapsus als ein hülfreiches Mittel sich erwiesen haben. Mouat bemerkt, daß alle diejenigen, welche die ersten leichten Vorläufer der Cholera fühlend sich im Hospitale gemeldet, durch etwas Opium und Calomel und ein angemessenes Regime wären hergestellt worden. XIX. Ueber das Clima von Vandiemensland als Zufluchtsort für Invalide von Indien. Von L. E. Dempster. Das Clima wäre dem von England nicht unähnlich, doch die Temperatur-Abwechslung rascher. Für Lungenkranke sey dasselbe weniger zu empfehlen, als für solche, welche an Leber- und anderen Unterleibsbeschwerden leiden, die besonders in Indien so häufig sind. Uebrigens äußere das Clima Australiens einen günstigen Einfluß auf die menschliche Rasse, selbst auf die erste Generation. Alle Kinder haben schönes Haar und blaue Augen, wachsen schlank in die Höhe und kommen frühe zur Mannbarkeit. Ihr Character ist energisch und muthvoll. Neuholland scheine in dieser Hinsicht seine Nachbarn in Sydney noch zu übertreffen. XX. Ueber das Fieber, welches zu Howrah während der Monate Junius und Julius im J. 1834 vorkam. Von Duncan Stewart. XXI. Beobachtungen über den Land-Scorbut. Von J. Hutchinson. Einmahl glaubte der Verf. die Krankheit von einem habituellen Gebrauche des Opiums herleiten zu dürfen, da seiner Meinung nach jede Potenz, welche das Nervensystem schwäche und die freye Thätigkeit des chylopoetischen Systems beschränke, ähnliche Wirkungen zu erzeugen vermöge. Luftveränderung

hält er für das angemessenste Mittel. XXII. Ein Fall von Fractur des Trochanters. Von J. Clarke. XXIII. Fälle von Steinschnitt bey Asiaten. Von R. N. Burnard. XXIV. Weitere Bemerkungen über die Cur der Hydrocele vermittelst der Jodine = Tinctur. Von J. R. Martin. Die damit gemachten Einspritzungen, statt des sonst gebräuchlichen Portweins, bieten große Vortheile. Es werden gegen 50 Fälle, die meist bey Eingebornen in dem Hospitale zu Calcutta in nicht ganz einem Jahre vorkamen, als Belege aufgeführt. Diese Verfahrungsart bleibe von der Gefahr der Infiltration frey; die Heilung erfolge rasch; es werde kein neues Serum reproducirt und eine Nachbehandlung sey nicht erforderlich. XXV. Bericht über die essig = weingeistige Tinctur der Canthariden. Von D. S. Young. Sie besitze viele Vorzüge vor dem spanischen Fliegenpflaster. Wenn eine Stelle damit einige Minuten gerieben worden, so komme die vollständige Vesication nach etwa zwey Stunden zum Vorscheine. Auch bey Kindern und zarten Subjecten anwendbar. Die Formel dazu ist: 9 Unzen concentrirte Essigsäure; 3 Unzen rectificirter Weingeist und 4 Unzen spanische Fliegen. XXVI u. XXVII. Günstige Berichte über denselben Gegenstand (liquor lyttæ) von W. Twining u. D. Stewart. XXVIII. Fall eines angeborenen grauen Staars in beiden Augen durch Operation glücklich geheilt. Von D. S. Young. Der Patient, ein indischer Knabe von 12 Jahren, lernte allmählig sehen; doch konnte er einen neuen Gegenstand nach seiner Färbung nicht beschreiben, wenn er ihn nicht vorher betastete. XXIX. Fall einer Pfeilwunde des Kopfs. Von A. Storm. Ein Officier starb daran, indem sich unter der Hirnhaut ein Absceß gebildet hatte.

XXX. Fälle von Bleykolik, mit Beobachtungen. Von D. Stewart. Eine ganze Schiffsmannschaft hatte sie während der Reise von England nach Madras bekommen, weil das gesalzene Fleisch, ihre tägliche Nahrung, in einem bleyerne Gefäße aufbewahrt wurde. Von 20 Kranken starben 9. Manche erkrankten erst 9 Wochen später und starben im Hospitale zu Howrah. Verstopfung war ein beständiges Symptom, eben so heftiger Kopfschmerz; alle die, welche starben, hatten Convulsionen. Das Colon fand man außerordentlich aufgetrieben, sehr dünn und von dunkler Bleyfarbe. Die beste Hülfe bestand in der Anwendung salziger Abführungsmittel; dadurch wurde am schnellsten die Gehirnreizung gehoben, der Schmerz gemildert und die Kraft der Muskeln wieder hergestellt.

G ö t t i n g e n .

Bey Wandenhoef u. Ruprecht: Kritisch-exegetisches Handbuch über den Römerbrief von Heinr. Aug. Wilh. Meyer, Pastor zu Harste in der Inspection Harste bey Göttingen (jetzt Superintendent zu Hoya). 1836. XIV u. 338 Seiten in Octav.

Die früheren Arbeiten des Hn Verfs für die Critik und Erklärung des N. T. sind bereits ihren Principien nach so bekannt, als verdienstlich von einem so großen Theile des urtheilfähigen theologischen Publicums anerkannt, und als sehr brauchbar, besonders für jüngere Theologen, durch ihre große Verbreitung so außer Zweifel gesetzt, daß der Verf. sich allerdings einer näheren Erörterung der auch hier befolgten Grundsätze für die Auslegung selbst überheben durfte, und man andererseits voraus erwarten kann, auch für das

Verständniß des wichtigsten doctrinellen Theiles des N. T. manche erwägungswerthe Bemerkung zu finden. Und dem ist wirklich so. Der Herr Verf. erwirbt sich auch in diesem Theile seines das ganze N. T. kritisch und exegetisch umfassenden Commentars Verdienste um das richtige Verständniß der heiligen Schrift, und zwar nicht allein nach der überfluthenden Menge von Auslegungen der neueren Zeit, sondern theilweise gewiß gegen dieselben. Es ist doch wohl unleugbar, daß manche neuere Bearbeitungen, mögen sie auch immerhin nach dem factischen Zerwürfniße der Parteyen theilweise großen Beyfall finden, und auch nach dem Bedürfnisse der Zeit und der Individuen nach einer Seite hin wirklich gut wirken, nicht auf wahren wissenschaftlichen Boden stehen, daß die jetzt so oft vorgegebene Tiefe im Grunde nur Oberflächlichkeit und Unwissenschaftlichkeit ist, und daß aus der Fluth der Erklärungen nur die austauchen und einen festen Platz in der Geschichte der Exegese einnehmen werden, die selbst auf dem allein festen Boden aller Exegese, dem grammatisch-historischen, ruhend, einen wahren wissenschaftlichen Character an sich haben. Sehr schön sagt der Verf., nachdem er den Character seiner Auslegung angedeutet, daß er nämlich ohne Abhängigkeit von der Auctorität eines Vorgängers selbstständig geforscht, und stäts seine Ansicht mit wissenschaftlichen Gründen unterstützt habe (daher er auch in der Beurtheilung solche erwarte) in obigem Sinne: 'Die Wissenschaft ist und bleibt nur einmahl eine Republik, im unverfänglichsten und heiligsten Sinne des Worts, und nur das nie stagnierende, freye und frische Leben in ihr, mit strenger Gewissenhaftigkeit und gründlichem Vorwärtstreiben geführt, leitet allmählich zu dem

hohen Ziele, den Kampf der Parteydifferenzen verschwinden und die Wahrheit über die subjectiven Interessen siegen zu sehen. Die Waffen dieses Sieges hinsichtlich der biblischen Exegetik aber sind die festen und klaren Argumente der Sprache und des Pragmatismus, nichts Anderes in der Welt, am wenigsten jenes klägliche Weherufen oder bittere Schelten und Aferreden, womit noch immer von Parteyhäuptern und ihren Organen das Schwert gegen Alles gezogen wird, was nicht zur Fahne ihres Dogmas schwört.' So äußert sich auch der Verf. mit Recht gegen das (jetzt so oft vorkommende) theologische Kunstwesen, wie die theologische Achselträgerey, die es nach keiner Seite hin verderben will, und fordert für die Exegese 'außer den zu ihrer Pflege nothwendigen Gaben (unter welchen der gesunde Menschenverstand die erste ist), lebendiges, christlich religiöses Interesse, gründliches philologisches Studium nach den Fortschritten unserer Zeit, und jene Liebe, die sich nicht der Ungerechtigkeit freut, sondern der Wahrheit.' Und eben so wahr und leider für die Art und Kunst so mancher Exegeten unserer Zeit bezeichnend, aber auch beherzigungswerth, setzt der Vf. hinzu: 'Verbinden die Erklärer des N. T. damit die nicht genug zu preisende Habilität, Klarheit und Bestimmtheit in der Mittheilung, bey welchen diese nie hinter ungeschickter, dunkler und mehrdeutiger Rede sich versteckt, und nie der Commentar des Commentars bedürftig erscheint: so wird auch der zum gesunden Leben der Wissenschaft nothwendige und heilsame Conflict differenter Ansichten immer nicht nur in würdiger Weise vor sich gehen, so daß er erbaut, statt zu erbittern, sondern auch in seinen Ergebnissen nur wirkliche Fortschritte und wesentlichen Gewinn zur Folge haben.'

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 17. Februar 1838.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige: Kritisch, exegetisches Handbuch über den Brief an die Römer.

Aber so wahr an sich und so treffend nach den wirklichen Erscheinungen in der Theologie der Verf. alles dies ausgesprochen hat, so kann Ref. doch nicht verschweigen, daß er durch Obiges alle Erfordernisse zu einem richtigen Verständnisse der Schrift noch nicht für erschöpft hält. Er meint, daß auch bey der wirklich grammatisch-historischen Exegese außer dem wirklich christlichen Sinne und dem Geiste, der das Wehen des Geistes in der Schrift wirklich aufzufassen und zu verstehen fähig sey, auch das Bewußtseyn der Kirche und der kirchlichen Gemeinschaft nicht fehlen darf, damit der Sinn der Gründer der Kirche wirklich erfaßt werde, und daß man dies nur zu oft vergessen habe. Ref. mag nicht zu denen gezählt werden, die die Symbole als Norm der Exegese ansehen und dem höchsten Principe der evangelischen Kirche zuwider die Symbole an die Stelle

der Schrift setzen, ganz eigentlich in catholischer Weise. Aber er mag auch das Wahre in dem catholischen Dogma von der Kirche nicht verkennen, und das ist nichts anderes, als daß, wenn auch die Freyheit des Individuums nicht untergehen soll in der Gesammtheit, doch auch hinwiederum durch das Individuum nicht die Verbindung alles gemeinsamen Glaubenslebens gestört, oder, mit anderen Worten, die Gesammtheit nicht gefährdet werden dürfe durch das Individuum. Wie aber den Theologen bey allen Disciplinen das Bewußtseyn der Kirche, als des Baues, an dem er arbeitet, leiten soll, so wird jenes Bewußtseyn auch in der Exegese nicht nur negativ vor manchem bewahren, sondern auch für die Achtung und das Verständniß der Schrift im Ganzen, wie im Einzelnen von großer Bedeutung seyn, wenn sich Ref. auch versagen muß, dies hier mit Mehrerem zu erhärten.

Die Auslegung des 5n Verss gehört zwar mehr zur Classe der Scholien, als der ausführlicheren Commentare, aber sie ist dabey wirklich gründlich, und wenn auch, nach der Natur einer solchen Auslegung, die anderen Erklärungen oft kurz abgefertigt werden müssen, so findet sich ein so unbegründetes Absprechen, wie es leider in den De Wette'schen Scholien uns entgegen tritt, hier viel seltner. Auf der anderen Seite sind auch wirklich die bedeutendsten anderen Erklärungen vorgeführt, und der Verf. verbindet mit der in Scholien möglichen Gründlichkeit und der dabey nothwendigen Kürze allerdings die Klarheit und Bestimmtheit, die er selbst als ein nothwendiges Requisit für die Auslegung, und namentlich in unserer Zeit, wo so oft, wenn Begriffe fehlen, sich ein Wort zur rechten Zeit einstellt, fordert. Dazu kennt und handhabt der Verf.

sehr trefflich die Ergebnisse der neueren rationellen Sprachforschungen, was selbst einer der jetzigen Meister in der biblischen Philologie rühmend anerkannt hat, und dürfte in der Darlegung seiner, wenn auch immerhin achtungswerthen, Gelehrsamkeit eher zu viel, als zu wenig gethan haben. Vergl. zu I, 3. über das Verhältniß der Satzglieder, zu κατὰ πνεῦμα ἀγιοσύνης, zu ἐν δυνάμει, zu ἐξ ἀναστάσεως νεκρῶν I, 4. u. So verräth auch der Verf. eine gute Kenntniß der neueren, wie der älteren exegetischen Werke, und hat Ref. namentlich unter den neueren Werken keines, das wirklich Beachtung verdient, unbeachtet gefunden. In der voraus geschickten historischen Einleitung zu dem Briefe hat der Verfasser eine eben so bündige als die Hauptsachen allerdings erschöpfende Erörterung der nothwendigen Vorfragen gegeben, und, wenn auch diese Fragen schon von Vielen gründlich behandelt worden sind, und der Verf. allerdings auch nur die schon meistens angenommenen Resultate aufstellt, so wird doch der Kundige die Erörterung mit dem Gefühle der Befriedigung lesen, und der Anfänger passend auf die Hauptmomente hingewiesen. Der Verf. beginnt mit einer Skizze des Lebens Pauli, und dies erscheint als sehr passend, da seine Auslegung sämtliche Briefe des Apostels umfassen soll, der Brief an die Römer aber in der Ordnung des Kanons die Reihe derselben eröffnet, und es nun bey jeder Schrift für ihre richtige Würdigung allerdings von der höchsten Bedeutung ist, die Individualität ihres Verfs vorher zu kennen, weil sie ja nur ein Abdruck der geistigen Eigenthümlichkeit desselben ist. Der Vf. hat dabey die neueren Schriften darüber allerdings sehr anschließend benutzt, doch hat die selbständige Auffassung und Verarbeitung zu einem

Ganzen nicht verloren. Der Character Pauli ist gut gezeichnet, und Ref. kann nur aufrichtig wünschen, daß die jüngeren Theologen dem, was der Verf. über den Apostel sagt, eine besondere Aufmerksamkeit widmen, weil sich darnach allerdings ein richtiger Blick in das Geistesleben des Apostels thun läßt, das sich dann nur in seinen Schriften abspiegelt. Mit Recht urgiert der Vf., daß der Apostel durch seinen Umgang mit Gamaliel, wenn auch die Mäßigung und Milde des weisen Lehrers sich dem Character des Jünglings nicht mittheilte, 'welcher vielmehr den im Pharisäerthum waltenden Rigorismus, dessen Geist kein Gamaliel durch seine individuelle practische Weisheit bannen konnte, in hohem Grade einsog', doch mit hoher Begeisterung auf die Idee des Göttlichen gerichtet, und von der sittlichen Schlechtigkeit, welche damahls bey den gewöhnlichen Pharisäern heimisch war, frey erhalten wurde. Ein anderer neuerer Lebensbeschreiber Pauli hat bekanntlich dem Character, wie der Einwirkung Gamaliel's auf den Apostel gar keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dagegen kann Ref. dem Verf. in seiner Polemik gegen Schrader über die Auffassung von Galat. I, 15 — 17. nicht beypflichten, und meint, daß die Gründe, die er selbst (Ueber d. Geist, die Lehre und das Leben des Ap. Paulus, Darmstadt 1835. S. 35.) gegen Neanders Erklärung jener Stelle vorgetragen, vom Verf. nicht genug gewürdigt, wie viel weniger widerlegt sind. Der Verf. hält Actor. 9, 19. 20. für entscheidend, wo das sofortige öffentliche Lehren Pauli zu Damaskus einige Tage nach seiner Bekehrung recht geflissentlich hervor gehoben werde. Aber dem εὐδέως Actor. 9, 20. steht das εὐδέως Gal. I, 16. mit größerem Rechte entgegen, weil hier Paulus selbst spricht,

und er mußte es doch am besten wissen. Müßte darum ein Widerspruch nothwendig gefunden werden, so irrt jedenfalls Lucas, aber nicht Paulus, und ist nach Gal. I, 16. zu erklären. Doch läßt sich ja ungezwungen Harmonie herstellen. Fest steht, nach Pauli Erklärung selbst, daß er alsbald nach Arabien gegangen sey. Wie lange er dort geblieben, was er dort gethan, ist vorläufig gleichgültig. Er sagt aber selbst *καὶ πάλιν ἐπέστρεψα εἰς Δαμασκόν*. Nun hat Lucas offenbar von der Reise nach Arabien gar nichts, aber er ist auch gar nicht im Widerspruche damit. Er erwähnt nichts davon, weil er entweder wirklich nichts davon wußte, oder es ihm nur darauf ankommt, die Freymüthigkeit und den Glaubenseifer, mit dem der Apostel bald nach seiner Bekehrung das Evangelium von Christo verkündigt habe, hervor zu heben, und dafür jene Reise nach Arabien, eben als ein antecedens, von keinem weiteren Momente war. Dagegen ist ja nun auch seine Relation so, daß eben die Erklärung Pauli sich recht gut damit vereinigen läßt. Nämlich Lucas sagt überall gar nicht, daß Paulus sogleich nach seiner Bekehrung in Damaskus selbst seine Verkündigung des Evangelii begonnen. Das *εὐδέως* ist nur gewöhnlich ganz falsch bezogen. Es gehört nicht zu *ἐκήρυσσε* allein, sondern, wie auch seine Stellung schon fordert, zu *ἐν ταῖς συναγωγαῖς* auch, und zwar hauptsächlich. Paulus blieb einige Tage (ohne zu predigen) bey den Jüngern in Damaskus (B. 19.), und, als er anfang, das Evangelium zu verkündigen, da verkündete er es sogleich in den Synagogen. Es leuchtet ein, von welchem Gewichte diese wohl allein richtige Beziehung von *εὐδέως* für die ganze Frage ist. Lucas hat vielmehr B. 19. selbst einen Zwischenraum zwischen der Bekehrung und dem Anfange der Predigt

Pauli angedeutet. Und zu diese Zeit ist nun eben das ἀπῆλθον εἰς Ἀραβίαν zu sehen, während der Aufenthalt daselbst gar nicht von langer Dauer gewesen zu seyn braucht. Vielleicht darf man selbst annehmen, daß Lukas durch die Bemerkung, daß Paulus nach seiner Befehrung 'einige Tage' mit den Jüngern in Damascus zusammen geblieben sey, habe andeuten wollen, daß er dann aber Damascus für einige Zeit verlassen, und (dann) sogleich in den Synagogen gelehrt habe. Doch scheint die erstere Annahme natürlicher. Recht gut erörtert dagegen der Vf. die Frage über die angebliche zweyte Gefangenschaft des Apostels in Rom, und zeigt (S. 9 — 11.) treffend das wenig Haltbare jener Ansicht. §. 2. handelt der Verf. von der römischen Christengemeinde, und auch hier ist in der Kürze viel zusammen gefaßt, obwohl nicht alles satzsam begründet erscheint. Der Vf. behauptet ganz recht, daß sich der wirkliche Ursprung der Christenschaft in Rom nicht mit historischer Gewisheit nachweisen lasse, und hat dann ganz genügend die Canäle verzeichnet, durch welche der erste Saame des Christenthums nach Rom geflossen seyn kann. Dann aber unterscheidet er doch wohl zu streng zwischen der ersten christlichen Gemeinschaft und deren Uebergang zu einer förmlichen Gemeinde. 'Alles bisher Angeführte konnte doch noch kein christliches Gemeindeleben in Rom herstellen; christliche Individuen waren da, aber noch keine Christengemeinde. Ein Gemeindeleben hervor zu rufen, dazu gehörte — wie aus der Analogie aller anderen bekannten Gemeindegründungen sich ergibt — officiële Lehrthätigkeit von Seiten solcher Männer, welche mit apostolischer Auctorität, unmittelbar oder mittelbar, begabt waren.' Der Verf. hat wohl zu wenig auf die Vorgänge des

wirklichen Lebens geachtet. Wie wenige Gemeindegründungen kennen wir! Und daß bey ihnen allerdings eine officiële Lehrthätigkeit erscheint, ist ganz natürlich, weil uns nur durch die Schriften der Apostel selbst die Nachrichten darüber zugekommen sind. Aber wie viel Gemeinden haben sich zweifellos, wie es im wirklichen Leben ist, durch einzelne Bekehrte gebildet, die andere nach sich zogen! Und wie einfach war in der ersten Zeit die ganze christliche Gesellschaftsverfassung! wie schwer ist es da, den Anfangspunct des Bestehens einer wirklichen Gemeinde zu bestimmen. Darum bestimmt der Verf. die Gründung wohl zu scharf, daß sie erst eingetreten sey, 'nachdem Paulus seine Bekehrungsthätigkeit nach Europa übertragen hatte' und 'apostolische Männer aus seiner Schule nun auch noch weiter westlich, in die Hauptstadt des Heidenthums hinüber, die evangelische Wahrheit trugen'. Dies kam nur zu Bestehendem hinzu. Eben so beurtheilt der Verf. das Auftreten der Angesehensten unter den römischen Juden, Act. 28, 17 ff., gewiß nicht richtig. Er faßt τοὺς ὄντας τῶν Ἰουδαίων πρῶτους als 'Behörde', und findet in ihrem Benehmen gegen Paulus nur eine 'behördenmäßige Zurückhaltung'. Aber in πρῶτους ist ja von einer mehr oder weniger amtlichen Stellung, und wenn auch nur in der Judenschaft, gar nichts angedeutet: und würde dergleichen theils nach den bekannten Einrichtungen der Juden, theils nach der Sprachweise des N. T. selbst, ganz anders ausgedrückt seyn. Ref. hält noch die von ihm im Commentare gegebene Fassung des Herganges für richtiger. Auch ist es an sich unwahrscheinlich, daß Paulus die Behörde der Judenschaft zu sich entboten habe. Dies würde seiner Klugheit sehr wenig entsprechen, da die

Behörden als solche sich ihres Amtseifers für das Judenthum ganz unvermeidlich hätten erinnern müssen, und Paulus nur eine natürliche Opposition hervor gerufen hätte. Ganz anders steht Alles, wenn er die Angesehensten als Privatleute, als Glaubensgenossen, zu sich fordern läßt. Die Veranlassung des Briefes hat der Verf. §. 3., wohl richtig bestimmt; nur erscheint der Gedanke, daß Paulus seiner Wirksamkeit in Rom habe den Weg bahnen wollen, weil er nicht lange dort habe bleiben können 'als auf der Durchreise nach Spanien', neu, aber nicht gut. Mit Recht aber faßt der Verf. den Zweck des Briefes mit den meisten neueren Erklärern ganz allgemein, als: 'Paulus wollte den Römern schriftlich seine evangelische Lehre verkündigen, so wie es die Verhältnisse ihrer Gemeinde heischten, und wie er, persönlich gegenwärtig, mündlich unter ihnen gepredigt haben würde', während die Annahme irgend eines speciellen Zweckes früher die gewöhnliche war, sich noch bey Bretschneider, Knapp und Hemsen findet, und auch bey Rückert vernehmbar anklingt. Die Uebersicht des Inhalts, S. 17. 18., beweist, daß der Verf. den Zusammenhang des Briefes im Großen richtig eingesehen, und es darf hier gleich bemerkt werden, daß dann auch der Grundgedanke, so wie der Zusammenhang der einzelnen Verse unter einander genau und meist richtig angegeben ist. S. 90. dürfte z. B. die Bedeutung und der Zweck des 4. Kap. in seinem Zusammenhange mit der ganzen Argumentation des Apostels nicht richtig erkannt seyn, und so öfter. Ueber Ort und Zeit der Abfassung (§. 4.) folgt der Verf. der von allen Neueren (mit Ausnahme von Dr Paulus) angenommenen Meinung (zu Corinth, um J. 59); eben so über die Authentie.

In der eigentlichen Auslegung verdient zuerst der vom Verf. auf die Critik gewendete Fleiß, und die Genauigkeit in Angabe der äußeren und inneren Gründe für die getroffene Entscheidung alle Anerkennung. Wenn auch die Resultate nicht über allen Zweifel erhaben sind, sie verdienen jedenfalls nach der jedesmahligen vom Verf. gegebenen Begründung Beachtung. Auch hat der Vf. stets die gebührende Rücksicht auf den Fachmannschen Text genommen, obgleich er ihm nicht überall beytritt. Beispiele anzuführen ist unnöthig, da die critischen Fragen vor jedem Kapitel gleich hinter einander behandelt, und so schon vom Vf. selbst jedem zur leichten Einsicht und Uebersicht vorgelegt sind. Der Verf. bedauert selbst, 'daß, als der erste Theil des Frißsche'schen Commentars (Kap. 1 — 6. umfassend) erschien, welcher an wahren critischen und exegetischem Werthe vor allen ausgezeichnet ist', die größere Hälfte des seinigen bereits die Presse verlassen hatte, und auch Ref. hätte gar sehr gewünscht, daß der Vf. in der Critik auf die gediegenen Untersuchungen von Frißsche hätte Rücksicht nehmen können. Der schwächste Theil der Leistung des Hn Verfs ist vielleicht das dogmatische Moment der Auslegung, d. h. in soweit allein bey Exegese davon die Rede seyn darf, die Aushebung der wichtigsten Lehrsätze des Apostels, ein Hervorheben der Wendepuncte seines Systems, und eine Würdigung der Hauptlehren vorerst zur besseren Feststellung und Erklärung des Paulinischen Lehrbegriffes selbst, dann aber auch, in sofern die so gewonnenen und, was wohl zu merken, exegetisch satzsam begründeten Resultate von der Lehre der Symbole mehr oder minder abweichen sollten, zur Thesis eines neuen, aber auf den Ergebnissen der richtigen Bibelerklärung ruhenden, also biblischen Sy-

stemß. Ref. weiß recht wohl, was der Verf., dem er gewiß alle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, darauf entgegenen kann, daß dies die Aufgabe der Exegese überschreite. Aber soll denn wirklich die Auslegung nur das Einzelne als solches betrachten, und wird nicht vielmehr, indem die einzelnen Resultate wieder zu einem organischen Ganzen verknüpft werden, auch das Einzelne erst in seiner wahren Bedeutung und so erst Alles richtig verstanden? Gewiß ist die gestellte Forderung weit richtiger an sich, als die so genannte tiefere Begründung mancher unserer Exegeten, die von einem bestimmten philosophischen Standpuncte aus die biblischen Vorstellungen so lange drehen und pressen, bis ein Schein der allgemeineren philosophischen Sätze heraus kommt, also im Grunde die Lebensfülle der Schrift nur verallgemeinern und verflachen. Aber obige Forderung scheint noch besonders durch die ganze Lage der Theologie gerechtfertigt, da es jetzt die Lebensfrage derselben ist, ob die in den Symbolen aufgestellten Sätze wirklich Lehre der Schrift sind. Und wer das Greße derselben als nicht biblisch darstellt, erwirbt sich ein Verdienst gleicherweise um die Wahrheit, als für die Kirche, da er einen Beytrag zur Thesis eines neuen mehr biblischen Systems liefert. Refer. überhebt sich aber einer genaueren Erörterung dieser dogmatischen Seite um so mehr, als er in seiner Auslegung wenigstens einen Versuch in der genannten Weise gemacht hat. So wenig sich aber nun Ref. durch die dogmatische Behandlung des Briefes befriedigt gefunden hat, und eben so wenig durch die Erörterung mancher besonders schweren Stelle, so fördert doch der Verf. in vielen einzelnen Stellen entweder die Erklärung wirklich, oder er hat wenigstens Gründe für seine, von vielen

anderen abweichenden (wenn auch wieder an andere Ausleger sich anschließenden) Meinung gegeben, die volle Beachtung verdienen. Ref. glaubt den Verf. nur zu ehren, wenn er einige Stellen hervor hebt, die er selbst anders erklärt hat, in denen er aber eben das Gewicht der Gründe des Verfs anerkennt. Es gehören dahin z. B. die Erklärung des Verfs über die Anknüpfung von *περὶ* I, 3., wo auch Frißsche dieselbe Erklärung, wie der Verf., gibt; f. ebendas. über *κατὰ σάρκα*, wo der Verf. erklärt: 'bezeichnet constant das dem menschlichen Sinnenleben angehörige Seyn und Wesen Christi', und gegen die Erklärung des Ref. wohl mit Recht bemerkt, daß der Gegensatz zu *κατὰ πνεῦμα* auch für *κατὰ σάρκα* den Sinn einer Art des Seyns (nicht der Herkunft) fixiert; ebendas. über *κατὰ πνεῦμα ἁγιωσύνης*: 'Dieses *πνεῦμα ἁγίωσ.* ist die andere, der *σὰρξ* entgegen gesetzte Hälfte des Seyns Christi, in welchem nämlich das menschliche *πνεῦμα* vertreten wurde durch den unmittelbar aus dem Wesen Gottes ausgegangenen Messiasgeist, den wir aus Joh. als *λόγος* kennen, und welcher hier durch *ἁγιωσύνης* als das durch wesentliche Heiligkeit, wie sie Gottes ist, eminente *πνεῦμα* charakterisiert wird' u. s. w. Der Verf. geht hier wirklich in den Lehrbegriff Pauli ein, und obwohl Ref. nicht betritt, so erkennt er doch gern an, daß die ganze weitere Erörterung des Verfs volle Beachtung verdient. So ferner S. 31. zu I, 9. über *ὡς ἀδιαλείπτως*; I, 14. über *τὸ κατ' ἐμὲ πρόθυμον*, 'was mich betrifft, ist Geneigtheit da', was immer die natürlichste Erklärung bleibt, wenn die vom Ref. gegebene sich wirklich sprachlich nicht rechtfertigen läßt. Zwar hat Frißsche gegen die vom Verf. (mit vielen Anderen) angenommene Erklärung bemerkt: es

werde so Zusammengehöriges getrennt, und der Apostel würde geschrieben haben: οὕτω, τὸ κατ' ἐμὲ, πρόδρυμος [scil. εἰμι] — εὐαγγελίσασθαι, und dann, Apostoli pietati non respondere. Läßt sich aber πρόδρυμον, wie Dr Fritzsche selbst behauptet, als Substantiv rechtfertigen, so enthält der erste Grund von ihm nur eine Möglichkeit, der zweyte aber scheint nur subjectiv, und Ref. tritt dem Verf. bey. So ferner zu I, 16. über τὸ εὐαγγέλιον als δύναμις θεοῦ, so S. 71. zu III, 9. über ἠπίστησαν, &c.

Dagegen dürfte der Verf. nun auch in gar vielen Stellen das Richtige verkannt und verlassen haben. Ref. führt nur einige Beispiele an. I, 2. soll διὰ τῶν προφητῶν nicht bloß auf die 16 im Kanon, sondern auf alle von Samuel an gehen, nach Actor. 3, 24 und 13, 20. Diese Stellen sind wichtig, aber es bleibt wahrscheinlicher, daß Paulus als Rabbiner dem Sprachgebrauche seiner Zeit folgte, der die Propheten als einen besonderen Theil des A. T. unterschied, und Paulus setzt ja selbst hinzu ἐν γραφαῖς ἁγίαις. I, 14. sollen die Römer nicht zu den Barbaren gehören, wegen des Parallelismus mit σοφοῖς τ. κ. ἀνοήτοις. Aber ist denn wirklich ein so strenger Parallelismus anzunehmen, und sind es nicht vielmehr zwey verschiedene Eintheilungsgründe? Der Verf. wird wohl der gründlichen Darlegung von Fritzsche zu dieser Stelle jetzt Recht geben. S. 47. zu I, 25. über παρὰ τὸν κτίσαντα thut der Verf. Ref. wohl unrecht, da dessen Erklärung die von Hilarius und Cyprian mit einschließt und nur schärfer ausprägt. I, 22. kann die Erklärung des Verfs von ὁ βδελυσσόμενος τὰ εἰδωλα, ἱεροσυλεῖς; nicht richtig seyn, weil gar kein Gegensatz entsteht, s. die Erklärung des Ref. — III; 9. erklärt der Verf. τί οὐν;

προεχόμεθα; 'Wie also? haben wir Vorschuß?' Ref. glaubt noch, daß seine Erörterung der ganzen Stelle gegen eine solche Fassung entscheide. Eben so ist es bey *ὁ πάντως* ebendas. S. 77., wo der erste Grund des Verfs eine *petitio principii* ist, und der zweyte, der angebliche Widerspruch, ganz geleugnet werden muß. IV, 1. thut der Verf. der Erklärung des Ref. über *κατὰ σάρκα*; wieder Unrecht: denn Ref. hat ja nur dieselbe Ansicht ausgesprochen. So urtheilt der Verf. VII, 23. über die Erklärung des *νόμος ἀμαρτίας* wohl eben so unrichtig, als er leider unbegründet abspricht, wie Ref. wohl zeigen könnte, wenn nicht der Raum abzubrechen geböte. Auch in der Auslegung der berühmten Stelle von der *κτίσις*, VIII, 19 ff. kann Ref. die Auslegung des Verfs nicht glücklich nennen, wenn sie auch der Wahrheit näher kommt, als viele andere. Der Verf. versteht unter *κτίσις* 'die gesammte vernunftlose Schöpfung, lebendig und leblos, dasselbe, was wir im populären Gebrauche die ganze Natur nennen'. Ref. kann sich nicht überzeugen, daß die intelligenten Wesen ausgeschlossen seyen, und hält es nicht für schwer, die vom Verf. gegebenen Gründe zu widerlegen. Ueber die wichtige Frage der Beziehung der Doxologie IX, 5. urtheilt dagegen der Verf. ganz richtig, daß sich sprachlich und grammatisch nicht entscheiden lasse, sondern wohl nur nach dem Lehrbegriffe und sonstigem Gebrauche Pauli, und daß darnach die Beziehung auf Gott die wahrscheinlichere sey.

Röflner.

L e i p z i g.

Bei Hartknoch: Ueber die neuesten Darstellungen

gen und Beurtheilungen der Herbart'schen Philosophie. Von Hartenstein, ordentl. Prof. der Philos. an der Univ. zu Leipzig. 145 S. in 8.

Es gab eine Zeit, da einige wenige Individuen, denen man Bekanntschaft mit den Schriften des Unterz. zutraute, von den darin niedergelegten Untersuchungen Mehr oder Minder zur Kenntniß des größern Publicums gelangen ließen, je nachdem es ihren recensierenden Federn beliebte. Nach vielen Jahren änderten sich die Umstände; aber erst durch eine kleine Schrift des Hn Dr. Drozisch (Beiträge zur Orientierung etc.) wurde jener Zeit eine bestimmte Grenze gesetzt; und sie kann sich jetzt nicht erneuern. Zwar fehlt es nicht an dreisten Versuchen, aber diese werden von dem, was sie beabsichtigen, das Gegentheil bewirken. Hr Dr. Hartenstein kann nicht dulden, und duldet wirklich nicht, daß eine Lehre, die er sich zu eigen gemacht hat, fortwährender Entstellung preis gegeben sey. 'Diese Bogen' (sagt er) 'nehmen nichts als das Recht der ungehinderten Gegenrede in Sachen der Wissenschaft in Anspruch; ein Recht, von welchem Gebrauch zu machen um so weniger verwehrt werden kann, je mehr das Recht der Rede in einzelnen Fällen gemisbraucht wird. Die Gegenrede muß und wird sehr verschieden seyn nach der Verschiedenheit der Rede, welcher sie gilt;' u. s. w. Eben diese Bogen nun geben dem Unterz. nicht bloß Proben, wie er noch jetzt angegriffen, sondern auch, wie er vertheidigt wird; welches letztere ohne Vergleich wichtiger ist als jenes. Schwacher Vertheidigung würde man nachhelfen, verfehlte berichtigen müssen, endlich würde in Ansehung der Schriften selbst, welche vertheidigt werden sollen, die Frage entstehen, ob in ihnen etwa der Grund des Mißverstehens liege. Im vorliegenden Falle

aber zeigt sich kein Bedürfniß der Nachhülfe oder Berichtigung; daher ist nicht einmahl nöthig, die gegenwärtige Anzeige zu verlängern. Nur Eins muß hinzu gefügt werden, nämlich der Wunsch, daß Hr Prof. Hartenstein nichts Mehr von sich fordern möge, als was zu leisten möglich ist. Er sagt S. 6., es werde sich neben dem, was er zurückweisen müsse, auf der anderen Seite auch erfreuliche Gelegenheit finden, Auseinandersetzungen zu versuchen, die Verständigung über Probleme der Wissenschaft zum Ziele haben. Wäre nur das Ziel in der Nähe, so würde ohne Zweifel die Gelegenheit erfreulich seyn; aber wo ist sie? Wir haben dergleichen in den Proben, welche aus anderen Schriften ausgehoben sind, nirgends gefunden. Sollten wir sie etwa in der Gegend des Buchs von S. 63 — 103. suchen? Hr Prof. H. weiß selbst, welche Confusion der Begriffe er dort aufzuräumen gehabt hat, und wie geringe Bekanntschaft mit dem, was mindestens durch aufmerksames Lesen hätte angeeignet seyn sollen, daraus hervorleuchtet. Auf Verständigung läßt sich unter solchen Umständen schwerlich hoffen; ob der Erfolg die Erwartung übertriffe, wird sich wohl zeigen.

Herbart.

Die Ruprecht'sche Buchhandlung hat uns ersucht, anzuzeigen, daß sie den sämtlichen Verlag des allhier verstorbenen Buchhändlers Johann Friedrich Röwer durch Kauf erstanden hat. Zu diesem gehören auch unter andern die in den ersten neun Bänden der historischen Werke des Unterz. enthaltenen Schriften, welche auch unter ihren besondern Titeln einzeln verkauft wer-

den, weshalb wir sie, dem Wunsche der Buchhandlung gemäß, mit ihren Preisen hier beysetzen:

1) Vermischte historische Schriften, drey Theile (Preis 6 Rthl.), enthaltend die zwey ersten Theile, die das Mittelalter und die neuere Zeit betreffenden, der dritte die antiquarischen und archäologischen Abhandlungen und Aufsätze.

2) Die Geschichte der classischen Literatur im Mittelalter, 2 Theile (4 Rthl.), herab geführt bis auf die Einführung der Buchdruckerey.

3) Biographische und literarische Denkschriften, Ein Band (2 Rthl.), enthaltend die Biographie von Heyne; und die Denkschriften auf Gatterer, F. v. Müller, v. Schlözer, v. Spittler, v. Martens und v. Woltmann.

4) Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums, mit besonderer Rücksicht auf ihre Verfassungen, ihren Handel und ihre Colonien (fünfte Auflage 2½ Rthl.).

5) Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien von seiner Bildung seit der Entdeckung beider Indien bis zu seiner Wiederherstellung seit dem Falle des französischen Kaiserthrons, und der Freywerdung von America (2 Bände 3½ Rthl. Die fünfte Auflage geht bis 1829.).

Das größere Werk des Verfs: Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, 6 Bände (historische Werke Bd. 10 — 15. 12 Rthl.) gehörte schon ursprünglich zu dem Verlage der Ruprechtischen Buchhandlung, so daß dieselbe also jetzt die alleinige Eigenthümerin der sämtlichen historischen Schriften des Verfs ist, die auch unter dem gemeinschaftlichen Titel *Historische Werke* von A. H. E. Heeren, vierte Auflage in 15 Bänden verkauft werden.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 19. Februar 1838.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Reden und Vorträge über Gegenstände aus
dem Gebiete der Naturforschung von
Karl Fr. Ph. v. Martius. VI u. 308 Sei-
ten. 1838. 8.

Die Wissenschaft wird nicht bloß durch große, selbständige Werke gefördert, welche ihre Fundamente neu begründen, ihr Gebiet erweitern, ihre Grenzen fest stellen; auch kleine, fragmentarische Beyträge sind oft hierzu von nicht geringerer Bedeutung, wenn sie es verstehen, Sinn und Liebe dafür in empfänglichen Gemüthern zu erwecken, und eine nie verlöschende Flamme der Sehnsucht nach tieferer Erkenntniß zu entzünden. Die Naturkunde hat sich mehrerer solcher wahrhaft anregenden Schriften zu erfreuen. Sie können nur von großen Geistern ausgehen, welche die Summe einer tüchtigen Empirie, einer unendlich reichen Naturanschauung mit der geistigen Kraft und Fähigkeit verbinden, die schwer errungenen Res-

sultate in einer heiteren, anziehenden Form hinzustellen, so daß sie wie leichte Gebilde einer flüchtigen Eingebung aussehn, während sie die Blüthen und Früchte der schwierigsten Forschungen in sich schließen. Als ein sprechendes Beyspiel dürfen wir die 'Ansichten der Natur' von Alexander von Humboldt anführen, welche durch ihren lebendigen Inhalt, durch ihre tiefe, fast unergründliche Innigkeit, durch Vieles, was sie mehr ahnen als klar begreifen lassen, einen mächtigen Einfluß auf die Erweckung eines gleichgesinnten Strebens ausgeübt haben und gewiß nie verfehlen werden, ein erregbares Gemüth mit nachhallenden Accorden zu bewegen, wie das Wehen des Windes die Saiten der Aeolsharfe.

Die vorliegende Schrift reiht sich nicht unwürdig der genannten an. Auch ihr Verfasser hat sich durch große Werke als tüchtiger Naturforscher bewährt; auch er hat die Schätze fremder Welttheile gesammelt und in den Urwäldern Americas seine Seele durch die Feuertaufe gewaltiger Naturscenen gestärkt; auch er reicht hier die Endergebnisse äußerer und innerer Erfahrungen in dem heiteren Gewande seiner Mittheilungen dar. Diese sind indessen nicht ganz frey, denn sie bestehen meist in Gelegenheits-Aufsäzen, in Reden, die auf bestimmte Veranlassungen gehalten, an bestimmte Kreise von Zuhörern gerichtet sind. Dadurch erhalten sie, ihrer allgemeinen, faßlichen Behandlung ungeachtet, doch etwas Förmliches, Beschränktes. Sollten wir hier einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es der, daß der Hr Verf., unabhängig von allen äußeren Beziehungen, über die großen hier verhandelten Fragen die Gedanken einsamer Stunden in einer zusammenhängenden Folge darlegen möchte.

Der Inhalt der hier gesammelten Aufsätze ist folgender:

I. Fünf Reden zur Feyer des Linnéus-Festes (welches seit 1827 jährlich zu München im Angesichte der hohen Alpenkette begangen wird) und zwar 1) zu Linné's Gedächtniß an seinem Geburtstag, den 23. May (eine unvergleichliche Characteristik des unsterblichen Mannes. Der Verf. rühmt sich als Schüler Schreber's, Linné's Ansichten in gerade absteigender Succession überliefern zu können). 2) Ueber den philosophischen Gedanken in Linné's Werken ('durchdrungen und gestärkt von dem Glauben an eine geistige Unterlage der Dinge baut er aus und auf diesem sein wissenschaftliches Gebäude in die Welt der concreten Anschauungen und Ueberzeugungen herüber'). 3) Aus Linné's Rede, die er als Rector der Universität Upsala am 25. Sept. 1759 vor dem Könige und der Königin von Schweden gehalten (namentlich über den Werth und die Bedeutung der Universitäten). 4) Die Stufenalter des Menschenlebens nach Linné's 'Metamorphosis humana' (geistreiche Zusammenstellungen). 5) Vom magischen Einflusse der Natur auf den Menschen (Warnungen vor voreiligen Schlüssen). 6) Ueber die Leiden und Freuden des Naturforschers ('du sollst wandeln im Schatten des Baumes der Erkenntniß, doch seine Früchte der Befriedigung sollst du nicht essen). Angehängt sind die Lieder zur Feyer des Linné-Festes, und eine (laut der Vorrede vom Professor Zuccarini herrührende) Linnéische Litaney des Pater Fidelius in 24 Bitten, den Linnéischen Classen entsprechend, z. B. XXIV.: 'Bitte, daß das verzagte Gemüth so schnell sich wieder verjünge und erhebe in dem Bewußtseyn der eigenen Kraft und der Freude des Schaffens, als das vertrocknete Laub-

moos sich neu belebt, wenn labender Thau es befeuchtet. Erlöse uns indessen von anderweitiger Kryptogamie und allem Uebel. Amen.'

II. Die Metamorphose der Pflanzen. Vier Vorlesungen, gehalten vor einem häuslichen Kreise von Freunden. (Eine klare, verständliche und doch aus dem innersten Wesen geschöpfte Darstellung dieser wichtigen Lehre. Hier und da sind Erläuterungen aus den eigenthümlichen Erfahrungen des Verfassers gegeben, z. B. S. 208. 'Auch der Kelch kann an solchen Evolutionen der Fruchtblätter zur Holzbildung Theil nehmen, wie wir dies z. B. an den Früchten der *Bertholetia excelsa*, den so genannten Nüssen von Maranham, bemerken. Der Kelch ist hier mit dem Fruchtknoten innig verwachsen und hat in der Blüthe kaum die Größe eines Maiskorns; aber nach 5 — 6 Monaten sind beide mit einander zu einer ungeheuren runden Frucht von der Größe eines Menschenkopfs ausgewachsen, welche sich aber mit einem scheibenförmigen Deckel öffnet, und dann fast die Gestalt eines niedrigen Kochtopfes hat. Ihr Gefüge ist so dicht und holzartig, daß ich in den Wäldern am oberen Amazonenstrome, wo der Baum häufig wild wächst, mehr als einmahl Wasser in ihr zum Sieden gebracht habe'.

Die Bedeutung der Blattstellung wird S. 178. nach den Ansichten der trefflichen Botaniker Schimper und Alexander Braun in Carlsruhe ausgeführt.

III. Die Seele der Pflanzen (aus den verschiedenartigen Lebensäußerungen der Pflanzen wird gefolgert, 'daß sie ohne einen gewissen Grad von Gemeingefühl und von Wahrnehmung, ohne eine Art von Innwerden, von Bewußtwerden nicht möglich seyen').

IV. Die Unsterblichkeit der Pflanze, ein Typus. (Die erstaunenswürdige Kraft der Selbsterhaltung und Fortpflanzung im Gewächreiche wird in mannigfachen Beyspielen nachgewiesen und als eine Andeutung wirklicher Unsterblichkeit, wenn auch nicht des Individuums, doch der Gattung hingestellt. Der Verf. sagt: 'Ich habe die Pflanzen in der größeren Hälfte meines Lebens zur Umgebung gehabt. Ist waren sie meine einzigen Freunde und Vertraute. In dem tiefen Dunkel des brasilianischen Urwaldes, wo das Klauschen und Wallen unerreichbar hoher Wipfel tönet wie ein ahnungsschweres Wort der Gottheit, war ich oft verloren zwischen den uralten Niesen der grünen Wildniß. In den unübersehbaren Grasfluren, welche sich dort um den einsamen Wanderer wie ein Meer ausdehnten, war ich manche Stunde der Nacht allein mit den Gräsern und Kräutern zu meinen Füßen. Wenn der ätherische Mond und die glänzenden Sterne des südlichen Firmamentes in diesem lautlosen Oceane von Pflanzenleben vor mir auf- und untergingen, waren die Pflanzen die einzigen Zeugen meiner stillen Thätigkeit in jenen ambrosischen Nächten. So wie aber dort der Glanz des Mondes reiner, das Feuer der Gestirne herrlicher ist, als bey uns, so schien es auch, daß die Gewächse um mich her in jenen Stunden der Beschaulichkeit vernehmlicher zu mir redeten. Vergeblich würde ich mich bemühen, die Magie jener unvergesslichen Eindrücke, die Stärke der Gefühle, die Innigkeit der Ueberzeugungen zu schildern, welche sich daraus in mir entwickelten. Und unter so Manchem, was mir damals aus dem stummen Munde des Gewächreiches vertraut wurde, tritt mir noch jetzt in der Erinnerung glänzend und feurig das Wort hervor, welches sie re-

deten: Siehe Mensch, dein Loos ist Unsterblichkeit.'

V. Die Anforderung der Zeit an den Naturforscher (besonders über das Thema: mehr und mehr verbreite sich die Ansicht, daß die Naturforschung [und die Medicin zugleich Mutter und Tochter derselben ganz vorzüglich] im Boden der Erfahrung wurzelnd, das ganze Gebiet der Speculation aufgeben könne, ohne darum den Geist und die Tiefe zu gefährden, welche sie in Anspruch nehmen soll).

Gewiß wird diese durch ihren Gehalt, wie durch die Wärme und Lebendigkeit des Vortrags gleich ausgezeichnete Schrift, die zugleich ein schönes Zeugniß ablegt, in welchem Sinne ihr Verf. seine Aufgabe als Lehrer und Bildner der Jugend begriffen, sich viele Leser und Freunde erwerben, wozu noch kommt, daß, wie der Vf. in der Vorrede sagt, ihr Erloß bestimmt ist 'zur Erleichterung armer Waisen beyzutragen, deren die unerklärliche Weltseuche unserer Zeit auch in meinem Vaterlande nur zu viele zurück gelassen hat'.

H a m b u r g.

Bey Friedrich Perthes. Das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche, von Dr Hermann Neuchlin. 1837. VI u. 464 Seiten in 8.

Wenn Frankreich behauptet, die große Nation zu seyn, so ist dies auf jedem andern Gebiete menschlicher Dinge eher wahr, als auf dem der Theologie und Religion; dafür fehlt ihm durchaus der nöthige Ernst. Zwar soll Frankreich gerade jetzt ernst geworden seyn; die jeune France

weiß sich etwas darauf, und bethätigt es durch allerley Abnormitäten, Selbstmord u. dgl.: allein das ist nicht Ernst, sondern nur Leichtsinns auf eine andere Art: ein wirkliches Gedeihen theologischer Studien und kirchlichen Lebens ist unter den gegenwärtigen französischen Zuständen nicht wohl zu erwarten. Aber anziehend für die Beobachtung, belohnend für Forschung und Darstellung bleibt es gewiß, den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Frankreich zu behandeln, wenn es auch nur der vielen, so seltenen Erscheinungen wegen wäre, welche die christliche Kirche dort durchmachen muß. Die Bedingungen für solche Erscheinungen sind in der That sehr günstig; eine großartige kirchliche Vergangenheit für den Catholicismus, deren Andenken gänzlich zu tilgen selbst den Jacobinern nicht gelungen ist, eine scharfe und consequente Durchführung der protestantischen Principien in der französisch-reformierten Kirche, wie sie ganz dem Character der Nation entspricht, dazu politische Erschütterungen in allen Stufen und Formen, weit gestattete Freyheit der Confession und des Cultus; endlich zahlreiche Parteyen, die nicht selten auch religiöse Ideen und Bedürfnisse zum Hebel ihrer politischen und egoistischen Zwecke machen: dies Alles sind doch Bedingungen, aus welchen sich gewiß vielfach interessante Resultate ergeben müssen: es kommt nur auf den Forscher und Beobachter an, der an den rein kirchlichen Dingen die eigenthümliche Gestaltung, und an den übrigen, den kirchlich oder antikirchlichen Beysatz zu entdecken versteht. Diese Aufgabe ist dem Verfasser vorliegender Schrift in hohem Maße gelungen, und gewiß beobachtet ein deutscher Theolog, wo es auf kirchliche Zustände ankommt, schärfer als

irgend ein anderer, wenn er auch; bey dem Vermessen deutscher Religiosität strenger als jeder andere urtheilt und herber klagt. Der Hr Verf. hat sich zur Lösung seiner Aufgabe durch die Autopsie befähigt, wiewohl er, nach eigenen Angaben, den Süden nicht bereist hat; aber Frankreich ist leider in Paris ja schon hinreichend zu erkennen: dazu benützt er die Darstellungen der Tagesliteratur, theilt aus Journalen und Parteyschriften das Nöthige mit, besitzt hinreichende historische Kenntniß, um den Zustand der Gegenwart aus der Vergangenheit ableiten zu können, und vor allem bewährt er die eigene christliche Ueberzeugung als hinreichend befestigt, um eben von hieraus die mannigfachen Erscheinungen gebührend würdigen zu können. Das ganze Werk ist demnach mit solcher Umsicht, Sachkunde und eindringlichen Klarheit verfaßt, daß der Leser über die religiösen Beziehungen Frankreichs völlig ins Reine kommt, und eine Statistik der gesammten christlichen Kirche äußerst leicht gewonnen werden könnte, so bald wir nur über jedes christliche Land eine so genügende Darstellung besäßen.

Der Verf. theilt seinen ganzen Stoff in 1) das Christenthum in Frankreich außerhalb der Kirche und 2) innerhalb derselben. Es kann befremden, wenn er unter der ersten Rücksicht auch Sonntagßfeyer, Festtage, Ehe aufführt; doch steht der Grund seiner Eintheilung fest genug, indem er zunächst die allgemein sittlichen, wie unsittlichen Zustände in ihrer Beziehung zu Kirche und Christenthum abhandelt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. 31. S t ü c k.

Den 22. Februar 1838.

H a m b u r g.

Fortsetzung der Anzeige: Das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche.

Wenn der erste Abschnitt mit dem Artikel beginnt, Industrie und deren Einfluß auch auf religiöses Leben, so ist damit schon angedeutet, wie sich das Treiben des gegenwärtigen Frankreichs so ausschließlich um Industrie drehet. Der Verf. stellt einen selbst gehörten Ausspruch des verewigten Redslob, Senior der theologischen Facultät in Straßburg, voran: 'Glich unser Vaterland vor der Revolution einer verschuldeten, aber heiteren Junggesellenwirthschaft, wollte man sofort ein ungeheures Sparta daraus machen, welches bald zu einer Caserne perfectioniert wurde, so hätte es die Restauration gern zu einem großen Kloster umgestaltet, und nun leben wir in einer großen Fabrik, oder auch in einer Epicerie (Spezerey-Handlung)'. Die materiellen Interessen stehen in dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs voran; alles Heil, dessen die Mensch-

heit bedarf, wird so durchaus von ihrer möglichsten Befriedigung erwartet, daß sich daher am Besten die Geringschätzung, ja Furcht und Haß alles dessen erklärt, was vom Geiste zeugt, daß theoretischer Materialismus als Grundlage der gesammten socialen Zustände betrachtet werden muß. Das Raffinieren auf Erwerb und Gewinn geht so weit, daß selbst Fieschis, und des moralischen Ungeheuers, Lacenaire, Handbilletts Gegenstand der Speculation, und des ersteren häßliche Maîtresse Lockmittel zum Besuche eines Caffewirths wurden. Ein Journal, eine Revue kann nie so ganz der Religion, der Kunst gewidmet seyn, daß auf dem Titel neben beaux arts oder religion nicht auch commerce und industrie mit angeschrieben wäre. Der zweyte Artikel, Vereine, um auf die arbeitenden Classen zu wirken, ist ziemlich rasonnierend gehalten, und beschränkt sich auf die aus wohlthätigen Zwecken hervor gehenden Vereine, Sparcassen, Kleinkinderschulen (salles d'asile), wie sie hauptsächlich den Gefahren begegnen wollen, die dem Staate aus der Ueberhand nehmenden Classe der Fabrikarbeiter erwachsen. Hier erwartete man auch der Vereine mit revolutionärer Tendenz gedacht zu sehen, die zwar durch das Gesetz gegen Associationen wohl äußerlich zersprengt seyn mögen, aber in ihren Wirkungen, wie die Gesellschaft aide-toi, le ciel t'aidera und Aehnliche, für die socialen Zustände noch immer wichtig genug bleiben. Sehr gediegen ist des Verfs Urtheil über den französischen Character im dritten Artikel, auf Vergnügungssucht speculierende Wohlthätigkeit: 'Wenn irgend ein Volk, so ist der Franzose bon enfant, eine gute Seele, so hat er Theilnahme und offenes Herz für das Elend, ohne auf Stand und Nation dabey Rück-

sicht zu nehmen. Allein er ist zu leichtsinnig und zerstreut, um an das Elend, das er im Augenblicke nicht sieht, viel zu denken, und etwas dafür zu thun. Auch zahlt er eher mit Gefahr seines Lebens und persönlicher Aufopferung, als mit Geld. — Nur stellt das französische Volk gegenwärtig seinen Character durchaus nicht rein dar, wie dies überhaupt kein Volk thut, das eine Reihe von Revolutionen durchgemacht hat; — es ist symbolische Lehre der französischen Nation, daß wer sich für andere aufopfere, die Düpe anderer sey, und daß die wahre Weisheit und das wahre Glück des Lebens sey, daß jeder seine Geschäfte für sich, so gut als möglich, mache.' Daher denn die Bälle und Lotterien zum Besten der Armen, Hülfbedürftigen aller Art; Philanthropismus und Egoismus im engsten Vereine; Tänzerinnen als barmherzige Schwestern! Der Spott der legitimistischen wie der republicanischen Blätter findet an diesen Bazars der Nächstenliebe den reichsten Stoff. Ueber das Ehrgefühl sind die Mittheilungen sehr dürftig gehalten, und beziehen sich fast allein auf die Verallgemeinerung wie Entwürdigung des Ordens der Ehrenlegion. Hier hätten sich gewiß noch manche eindringende Ansichten über die gloire und die grande nation anbringen lassen, von deren Ideen ja das französische Volk vorzugsweise geleitet wird. Verwandt damit ist der Artikel Napoleon, der von dem Volke so ganz als sein Repräsentant betrachtet, und als wirkliches Idol verehrt wird. Bezeichnend für diese Gesinnung, besonders der arbeitenden Classe, ist eine Lithographie, wie ein Pfarrer in die Hütte eines Arbeiters kommt, und zu demselben von Christo redet; der Arbeiter weist auf ein schlechtes Bild des Kaisers am Camine, und sagt: 'Sehen Sie, Herr

Pfarrer, das ist für mich der ewige Gott und Vater'. Das Fest der Himmelfahrt Christi wird sehr gefeyert, freylich mehr im Boulogner Walde, als in den Kirchen, weil es selbst Napoleon hat für ein großes Fest gelten lassen. Die beiden Artikel Kunst und Literatur sind meist durch Auszüge abgehandelt, jener aus Zeitschriften, dieser aus den Vorlesungen St. Marc-Sirardins über französische Literatur 1836 an der Sarbonne gehalten. Ueber französische Kunst, Malerey hauptsächlich darunter verstanden, ist Deutschland durch die verschiedenen Berichte über den Pariser Salon ziemlich vollständig unterrichtet. Es bildet sich eine jüngere Malerschule heran, die in Rom stark von Religion und Gefühl spricht, und denselben Weg einschlägt, wie die deutsche vor 15 Jahren. Schwerlich wird sie aber auch hier das französische Uebertreiben unterlassen; schon haben die jüngeren Künstler eine eigene Farbe von blassem, bleyartigen Scheine, welche der Todtengräber-Phantasie, wie ein Journal es nennt, so ganz entspricht. Wer kann wissen, welche barocken Resultate die geistige Gährung noch produciert, worin die Nation fortwährend begriffen ist? Der Literatur Frankreichs ist bey aller Aufregung, worin sie begriffen ist, doch eben kein großer Einfluß auf die Masse des Volks zuzuschreiben, da man wohl annehmen darf, daß drey Vierteltheile desselben das ganze Jahr hindurch kein anderes weltliches Buch in die Hand nehmen, als den Kalender. Die Franzosen selbst haben die gegenwärtige Periode ihrer Literatur die Vacenairesche genannt, nach jenem speculierenden Verbrecher, der seine Mordthaten vor Gericht mit der größten Kaltblütigkeit, ja mit einer gewissen Koketterie erzählte, der wenige Tage vor seiner Hinrichtung sein Leben in einer Art Knit-

telversen beschrieb, nach einer bekannten Vaudevillen-Weise zu singen, der Abends zuvor ehe er zur Guillotine geführt ward, ein Gebet in Versen improvisierte, an welchem die gewandte Tour-nüre und der freche Skepticismus gleich unbegreiflich sind: der Verf. nennt ihn den Cartouche der Literatur. Die so genannten Romantiker sind etwas schwer zu Definierendes, da sie eben so das junge Frankreich, als die Lobredner der alten Zeit mit legitimistisch-catholischer Tendenz umfassen. Ihre Opposition gegen den in mancher Hinsicht versteinerten Classicismus hat einiges Heilsame enthalten, auch ist Victor Hugo das Lob poetischen Talents nicht abzusprechen; nur hätten wir hier gern eine Analyse des neueren französischen Romans gesehen in seiner antisocialen und antimoralischen Tendenz. Wenn es bey Eugene Sue und Consorten, bey Madame Sand — Dudevant stäts die Hauptsache bleibt, das Ungenügende der socialen Zustände, das Vermiffen einer waltenden Gerechtigkeit möglichst grell auszumahlen, da jedesmahl das Laster bey ihnen siegt, und die Tugend unterliegt, da sie keine andere Effecte zu benutzen verstehen, als Mord, Blutschande, Ehebruch in möglichst complicierter Gestalt: so dürfte daraus besonders ein Schluß auf den sittlichen und religiösen Zustand Frankreichs gewonnen werden. Bey den so genannten catholischen Romantikern ist besonders Lamartines gedacht, doch vermiffen wir Chateaubriand, der um so eher eine besondere Berücksichtigung verdiente, da er schon zur Zeit des Kaiserreichs längst verflungene catholische Löhne wieder anschlug, und gewiß in seiner Consequenz und altfranzösischchevalleresken Catholicität ungetheilte Achtung verdiente. Luther in Memoires und Theater-Literatur: über Luther zu sprechen war

seit einiger Zeit Modesache geworden, seitdem Mignet, in einer im Frühjahre 1835 im Institut gehaltenen Rede, seiner auf dem Reichstage zu Worms, gedacht hatte, und in demselben Jahre von Michelet *mémoires de Luther, écrits par lui-même*, 4 Vol. erschienen waren, die alten Discreden mit ihren pikanten und kräftigen Worten, die den Franzosen hier schmachhaft gemacht sind: seitdem beschäftigten sich die Journale viel mit Luther; die Meyerbeersche Oper die Hugenotten, traf ein wohl präpariertes Publicum, als sie den Lutherschen Choral auf die Bühne brachte, und Delavigne in seiner Tragödie, *une famille au temps de Luther*, versuchte, die französischen Ideen über Luther noch mehr zu verwirren; denn Luthers Character, aus deutscher Gemüthlichkeit und evangelischer Treue zusammen gesetzt, zu verstehen, oder auch nur entfernt zu ahnen, wird den Franzosen doch nie gelingen. Der Verf. läßt sich von dem Stoffe selbst leiten, und knüpft hieran einen Artikel, Theater: um die entsittlichende Tendenz desselben nachzuweisen, begnügt er sich mit kurzem Bericht über Hugo's *Lucrece Borgia* und über das, noch schrecklichere und unnatürlichere Laster darstellende Stück, *la Tour de Nesle*. Die deutschen Lustspiele endigen, wie schon der, den meisten geläufige, Begriff des Lustspiels zeigt, mit einer Hochzeit; bey vielen französischen Theaterstücken (und auch Romanen, namentlich den so beliebten von de Coë) ist es anders, sie fangen mit der Hochzeit oder mit dem Ende der Flitterwochen an, und nun kommen die *hommes à bonne fortune* (Glücksritter bey Ehefrauen), welche mit dem Ehestande Komödie spielen. Wir übergehen die Artikel, Flugschriften und Journale über Religion, Sonntagsfeyer, Festtage, um

aus den Bemerkungen über Ehe Einiges auszuheben. In London wurden im Jahre 1820 12,757 Ehen geschlossen, in Paris nur 6,876, also nach dem Verhältniß der Größe etwa 3000 weniger. Der Avenir weist nach, daß unter Franz I. auf 100 heirathsfähige Männer 10 Cölibataires kamen, unter Heinrich IV. 20, unter Ludwig XIV. 30; nun aber kommen deren 40 auf hundert Heirathsfähige. Wie demoralisierend für beide Geschlechter diese Menge Unverehelichter seyn muß, wie darin wohl ein Haupthebel der Revolutionen zu finden ist, ergibt sich von selbst. Bey den trüben Resultaten der Beobachtung über das Schließen der Ehe, die Erziehung, bey den entsetzlichen Scandalen der Ehebrüche und Divortialklagen macht aber dennoch die Bemerkung des Verfs einen wohlthätigen Eindruck, daß es mehr glückliche, ehrenwerthe Familienkreise in Frankreich und seiner Hauptstadt gibt, als man gemeinhin glaubt, in welchen sich die Liebesswürdigkeit des französischen Characters auf eine um so anziehendere Weise darstellt, als Niemand so gut, wie die Franzosen, Andern zu Gefallen zu leben weiß, ohne die eigene Freyheit zu beengen. Nur bey der großen Masse hat die Ehe zugleich ihre religiöse und poetische Bedeutung verloren. Die Mittheilungen über die Prostitution (Frankreich hat ja auch dafür ein honett klingendes Wort erfunden) sind kurz aber ausreichend. Finkelinder betrogen 1824 gegen 117,000; 1832 gegen 128,000, die jährlichen Kosten des Staats und der Gemeinden zu deren Versorgung beliefen sich auf 10,248,000 Fr. Die größten Zahlen der in einem Jahre ausgefekten Kinder fallen in die zwey Jahre unmittelbar nach der Juliusrevolution, im J. 1831: 35,884 und 1832: 35,435. Es handelt sich dabey, wie das Journal des

Debats bemerkt, um nichts weniger, als um das häusliche und Familienleben, um dessen Gedeihen oder Untergang. Das Schlimmste ist, daß der finanzielle Schaden nur ein trauriges Symptom des moralischen ist. Als Maßregeln zu dessen Abstellung wird von den conseils généraux (Departementsrathen) vorgeschlagen, erstens die Aufhebung der so genannten Tours, der drehbaren Vorrichtung, wodurch der Ueberbringer ungeesehen das Kind in das Innere des Hauses schaffen kann, was also eigentlich die Aufhebung des Findelhauses selbst wäre; und zweitens die möglichst frühe Austauschung der Kinder eines Arrondissements gegen die eines andern; es würde vielleicht die elterliche Liebe etwas geschärft werden durch die Gewißheit, ihrer Kinder ganz beraubt zu werden, während jetzt die unnatürliche Mutter nicht selten sich als Amme anbietet, und für die Pflege des eigenen Kindes sich bezahlen läßt. Die große Sterblichkeit der unglücklichen Kinder beträgt fast drey Vierteltheile der ganzen Anzahl. Innerhalb der 10 Jahre von 1824 bis 1833 starben von den 452,749 in sämtlichen Findelhäusern Frankreichs gepflegten Kindern nicht weniger als 323,120. Durch sehr vollständige Tabellen macht der Verfasser die Vertheilung dieser Angaben über die einzelnen Departements anschaulich: bekanntlich sind ja wohl alle Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft nirgends so vollständig in tabellarische Uebersichten gebracht, als in Frankreich. Bey dem Artikel Selbstmord konnte der Verfasser sich kurz fassen, da wir ja durch die Journale hinlänglich unterrichtet sind, bis zu welcher grausenhafter Höhe dies Uebel gediehen ist. Besonders auffallend und traurig sind die, zum Glück oft misglückenden, Mordversuche von Knaben und selbst Mädchen, welche beynahe noch im

Kindesalter stehen, öfters nur, um eine Art Rache zu üben. Wahrhaft ekelhaft aber sind die Selbstmorde, welche nicht selten sich als Schluß an eine Orgie anschließen, so daß man die Leichname unter den Trümmern eines Diners wie begraben findet. Nicht selten wird der Selbstmord als eine Art Sühne einem Verbrecher von seinen Umgebungen angerathen, ja aufgedrungen. Bey der Wahl der Todesart macht sich sogar schon die Mode geltend; so ist Kohlendampf jetzt das beliebteste. Die Französinen pflegen die Ehrlosigkeit oder Ehrlichkeit des Selbstmordes darnach zu beurtheilen, ob die gewählte Todesart besonders das Antlitz entstellt oder nicht. Den Beschluß der Mittheilungen über das Christenthum in Frankreich außerhalb der Kirche machen die so wichtigen Gegenstände, Schule, Volksbildung, Erziehung, denn hier erscheint die große Nation so recht in ihrer Schattenseite. Da jede Art von Schulzwang als Beeinträchtigung der Freyheit verhaßt ist, und die Deputiertenkammer nicht einmahl eine Beaufsichtigung gestatten wollte, woraus vielleicht ein moralischer Zwang erwachsen könnte; so erklärt sich das entsetzliche Resultat, daß 1829 unter den 38,149 Gemeinden Frankreichs nur 14,230 waren, die eine oder mehrere Schulen hatten; da die Restauration besonders für Wiederherstellung des Secundär-(Gymnasial-) Unterrichts besorgt war: so konnte die Juliusregierung leicht für den Volksunterricht mehr thun; sie hatte 1832 bereits 2791 weitere Schulen begründet. Für Beaufsichtigung des Volksunterrichts durch den Staat sind fürs erste noch alle Aussichten verschwunden. Die Opposition hatte allgemeine Freyheit des Unterrichts so sehr gegen die geistlichen Tendenzen der Restauration zum Losungsworte gemacht, daß noch jetzt

nicht davon abgegangen werden darf. Jede 18 jährige Person, welche ein von der Kammer vorgeschriebenes Fähigkeits- und außerdem das nöthige Sittlichkeitszeugniß vorzubringen weiß, ist berechtigt, eine Schule zu eröffnen. Hier muß die große Nation selbst wider ihren Willen einräumen, daß das Ausland, namentlich Deutschland und Holland, doch wohl etwas voraus habe, und Entdeckungsbereisen, wie sie Couffin unternommen hat, sich lohnen würden. Nimmt man den nicht viel besseren Zustand des Volksunterrichts in England hinzu, so läßt sich immer die Frage wiederholen, ob die dort gewonnenen politischen Freyheiten um solchen Preis wohl nicht zu hoch erkauft seyen? Diese Mittheilungen mögen genügen, um zu zeigen, wie scharf der Verf. seine Aufgabe ins Auge genommen, und wie glücklich er sie gelöst hat.

Die zweyte Abtheilung, daß Christenthum in Frankreich innerhalb der Kirche, zerfällt in die zwey sich von selbst ergebenden Abschnitte, catholische und protestantische Kirche: wir vermögen aber hier nicht mehr so vollständig den Mittheilungen zu folgen, und heben deshalb nur Einiges aus.

Sehr gebiegen ist der ethnographische Ueberblick: eine Linie von Genf nach St. Malo gezogen, die in mehrfacher Hinsicht Frankreich in zwey Hälften zerlegt, theilt es auch hauptsächlich in das nördliche germanische, und in das südliche romanische und gälische. Die Unhänglichkeit des Romanischen an Rom war nur eine Fortsetzung des früheren Verhältnisses aus heidnischer Vorzeit, und von den gälischen Provinzen, wie der Bretagne gilt dasselbe, wozu der celtische Stamm in Irland im Gehorsam gegen Rom ein Gegenstück ist. Wie erklärt es sich dabey aber,

daß gerade das germanische Frankreich die Reformation nicht annahm, daß dieselbe fast allein auf die sonst so sehr an Rom gefesselten romanischen Provinzen beschränkt blieb? Der Verf. bringt mancherley Gründe vor, die wohl zusammen gewirkt haben: die Nähe Genfs für den Süden, die größere Unabhängigkeit des Adels, der der Reformation in seinen Privatcapellen Schutz verlieh. Dagegen hatte im Norden der Hof und die Pariser Universität zu viel Einfluß, die Austerität der Genfer war auch wohl dem durch Franz I. gepflegten Sinne für Kunst und feine italiänische Sitte zuwider; eine weitere Lösung gestatten die Thatsachen nicht. Aus der geschichtlichen Uebersicht der Vorzeit heben wir nur die Notiz aus, daß der Jansenismus sich in einigen Traditionen noch bis auf die Gegenwart erhalten hat: die Geistlichkeit an der Kirche St. Severin zu Paris, sogar Staatsmänner, wie Portalis, gelten noch für Jansenistisch. Im Faubourg du Temple sollen noch Hunderte von Jansenisten leben, die wenigstens ihre Feindschaft gegen die römische Kirche beybehalten; nur haben, wie so leicht bey Traditionen, deren Träger allein die unteren Classen sind, allerley fremdartige, chiliaistische Ideen die ursprüngliche Tendenz sehr entstellt; sie sind noch voll Erwartungen eines Messias; die Hoffnungen, die auf den Sohn einer unter ihnen angesehenen Frau gebaut waren, sind zwar nicht in Erfüllung gegangen; er ist Wachstuchfabrikant, und ohne alle Ansprüche auf die Messiaswürde, wird aber doch von manchen streng am Glauben Hängenden noch mit großer Aufmerksamkeit beobachtet. In Lyon sollen ähnliche Secten bestehen, die mit der Pariser Verbindungen unterhalten.

Uebergehen wir den mehr stationären Bestand

der catholischen Kirche, die Berichte über das Concordat Napoleons, das noch immer den kirchlichen Zustand bedingt, die Einrichtung der Seminare, die Finanzen, das Verhältniß der catholischen Kirche zur gegenwärtigen Regierung: so werden besonders auffallende Erscheinungen, die sich fast sectiererisch gestalten, und mit den kirchlichen Obern in mehrfachen Conflict gekommen sind, Erwähnung verdienen. Ueber Absurditäten, die als überstanden zu betrachten sind, wie die modernen Tempelherrn, die St. Simonisten, läßt sich der Verf. gar nicht aus: wirklich haben die ersteren auch wohl allein Bedeutung für die *Mo-
dejournal*e gehabt; in letztern erblickt wenigstens Ref. nur eine besondere Gestaltung der Revolution selbst, die deren Principien nur in einem andern, nämlich religiös-räsonnierendem Gewande vortrug. Dagegen sehr beachtungswerth ist die Stellung des Straßburger Professors Abbé Bautin, über welchen Ref. schon neulich Einiges zu berichten Gelegenheit hatte (S. g. A. 1837. St. 201.). Namentlich was damals über die seltsame Stellung des Straßburgischen Bischofs im Einverständniß mit der römischen Curie bemerkt wurde, daß dessen rationalistische Tendenz, die gegen Bautin die Erweisbarkeit des catholischen Glaubens aus Vernunftgründen behauptet, wohl nur auf die traditionelle Scholastik hinauskomme, womit in den Seminarien noch immer nach allen Regeln der Kunst sämtliche Dogmen, Daseyn Gottes, Inspiration der Schrift, bündig demonstriert werden, erhält hier die volle Bestätigung. Interessant ist die Bemerkung, daß so wohl Bautin als die Vertheidiger des Bischofs den Streit so führen, daß sie sich gegenseitig den Vorwurf des Protestantismus aufbürden. Indem Bautin diese Anklage erhebt, versteht er darunter

bloß dessen negative individuelle Seite, wie sie im Rationalismus auf die Spitze getrieben ist. Der Bischof begründet denselben Vorwurf dadurch, daß er Bautin's Zurückgehen auf die alleinige Geltung der Schrift, mit Verwerfung der Vernunftgründe auffaßt. Hier wiederholt sich also auf der catholischen Seite eine Erscheinung, die unlängst bey den Streitigkeiten innerhalb der protestantischen Kirche beobachtet werden konnte, indem so wohl die Vertheidiger der Autorität der Symbole, als auch die Rationalisten sich gegenseitig mit dem Vorwurfe einer catholicisirenden Tendenz anfeindeten. Eben so ist dort die Anklage des Protestantismus beiden Parteyen gemeinsam. Der Verf. geht besonders auf die triumphierende Ankündigung des Bischofs im December 1835 ein, daß Bautin sich demselben unterworfen habe, indem er eine Parallele zieht zwischen den sechs ihm 1834 zur Unterschrift vorgelegten Artikeln, und der Form, in welcher Bautin und die Seinigen dieselben wirklich nachher unterschrieben haben. Es erhellt daraus deutlich, daß die zweyte Form vielfach geschwächt und modificiert auftrat, und also durchaus keine nachherige unbedingte Unterschrift des früher Zurückgewiesenen dem Abbé zur Last gelegt werden könne. Der ganze Streit gestattet einen tiefen Blick in das Wesen der herzlosen catholischen Theologie, die den Menschen behandelt, als wäre er nur ein Stück Verstand, woraus ein subtiler Scholastiker durch seine Beweise machen könne, was er will. Es bleibt ein auffallendes Zeichen der Zeit, einen catholischen Lehrer deshalb von seinem Bischof bedroht zu sehen, weil er seinen Glauben mehr auf die einfache Tradition und Autorität stützen will, als auf die Scholastik und ihr Raisonement. Der seltsame Widerspruch der

Curie in dieser und der Hermesianischen Angelegenheit bleibt ungelöst. Uebrigens spricht der Vf. dem catholischen Professor die Gabe des Unregens zu: man trifft in Frankreich Männer in allen Ständen und aller Orten, auf welche er mehr oder weniger entschieden eingewirkt hat; da er aber selbst in einer beständigen Entwicklung begriffen war, so hat er verschiedene Leute nach ganz verschiedenen Richtungen fort getrieben. Er hat eben so wohl, besonders in seiner ersten Periode, Skeptiker gebildet, als Andere entschieden für das Christenthum gewonnen. Als er an dem catholischen secundären Seminar in Straßburg unentgeltlich einen philosophischen Cursus in französischer Sprache hielt, und durch sein übriges Wirken an der Universität, hat er ausgezeichnete Männer, sogar Juden, Söhne der reichsten Familien Straßburgs dem Christenthume gewonnen; aus den einladendsten Verhältnissen sind sie zum Theil, wie er selbst, in den Priesterstand getreten.

Eine eben so beachtungswerthe Erscheinung ist das Auftreten der republicanischen Ultramontaner, deren Mittelpunkt seit October 1830 die Zeitschrift *l'Avenir* war, und unter welchen de la Mennais, Lacordaire, Graf Montalembert die bekanntesten sind. Das Wesentliche dieser Richtung ist schon gleichfalls vom Ref. bey Anzeige der neuesten Schrift des Abbé de la Mennais (S. g. N. 1837. St. 130.) geschildert; darum hier über diese seltsame Vereinigung eines Gregors VII. und Robespierres in einem Character, nur einige Bemerkungen. Der Verfasser erklärt das ganze Werk des *Avenir* schon für überlebt und der Vergangenheit anheim gefallen: allerdings ist eine Zeit von fünf Jahren in Frankreich, dessen Pulse so rasch schlagen, eine lange Zeit: und gern wollen wir hoffen, daß der Verf. in dieser

Erwartung Recht behält. Dennoch können wir von der, am Schlusse der oben gedachten Anzeige ausgesprochenen, Ansicht nicht abgehen, daß die Wirksamkeit de la Mennais nur (unter der Bedingung politischer Ruhe in Frankreich für vollendet gelten darf; so wie der Juliußthron immer mehr erstarft, wird er so wohl die Jesuiten- als die Jacobinermühe, und so auch deren seltsame Vereinigung nieder halten. Sollten aber die Dinge sich dort einmahl anders gestalten (und wer vermag bey den französischen Zuständen die Garantie für das Gegentheil zu übernehmen?), so wäre es nicht so unmöglich, daß die vom Avenir ausgestreute Saat aufginge, er selbst zur Gegenwart würde. Nach den neuesten Ereignissen in Cölln, die freylich der Verf. noch nicht mit in Anschlag bringen konnte, muß die Coalition des Ultramontanismus mit der Revolution für viel enger auch noch gegenwärtig, und für viel verbreiteter gelten, als daß diese Erscheinung in Frankreich ohne alle Gefahr wäre. Wenn die Fäden von Cölln so sichtbar nach Belgien hinüber laufen, so wäre es sehr auffallend, wenn sie nicht auch weiter nach Frankreich sich verzweigten, da ja der belgische, wie der irländische Clerus von dem Avenir stäts als die allein musterhafte Stellung catholischer Priester ausgegeben wird. Der Verf. vergleicht die Eigenthümlichkeit der Arbeiter am Avenir mit dem Methodismus; wir müssen dies weniger aus der Sympathie der republicanischen Romanisten für Irland und America zugestehen, wie ja der Methodismus größtentheils durch englisches Geld in Frankreich verbreitet wird, als rücksichtlich anderer Analogien: gemeinschaftlich ist beiden die Ueberzeugung, daß das Heil der Menschheit nur durch den Zusammentritt einer Gemeinde wahrhaft Gläubiger in-

nerhalb der großen äußern Kirche mit weithin organisierten freyen Vereinen, gewonnen werden könne: sie verbannen beide alles eigentlich Sectiererische aus ihren Reformationsplänen, wollen nicht die Launen, oder weniger Gläubigen aus der Kirche hinaus drängen, sondern organisieren sich vielmehr zu neuen Gestaltungen zusammen. Beide dringen auf völlige Freygebung der Erziehung und des Unterrichts von Seiten des Staats, so daß es keine Communal- und Staats-Erziehung mehr geben dürfe. Einen methodistischen Character trägt der Avenir noch besonders im Vergleich gegen die künstlerisch-romantische, träumerische Richtung des Catholicismus: Lacordaire und die Seinigen sind bereit, Kirchen und Münster mit ihren gothischen Glaskcheiben in Trümmer fallen zu sehen, wollten gern mit eigener Hand den Brand hinein werfen, wenn sie damit die Kirche retten könnten, welche nicht aus Holz und Steinen gemacht ist. Dennoch scheint uns diese Parallele, wie freylich eine jede, nur bis auf einen gewissen Punct wahr zu seyn, und die zuletzt erwähnte Seite sich an jeder religiösen Gestaltung nachweisen zu lassen, die ihr Ziel mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit verfolgt. Das hierarchische Getreibe des Avenir steht der Hauptsache nach, dem strengen Spiritualismus der Methodisten doch schnurgerade entgegen; nur in den Außerlichkeiten läßt sich eine Aehnlichkeit entdecken. Die weiteren Eigenthümlichkeiten dieser Partey führt übrigens der Verf. größtentheils mit deren eigenen Worten aus, wobey das Gefährliche einer Tendenz so recht hervor tritt, die Revolution und Catholicismus, gleichsam Himmel und Erde in eine Vision zusammen faßt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 24. Februar 1838.

H a m b u r g.

Beschluß der Anzeige: Das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche.

Das tolle Treiben des Abbé de la Mennais in seinen paroles d'un croyant wird übrigens für ein mehr persönliches ausgegeben, dessen böser Zeugmund nach voller Gerechtigkeit nicht auf der ganzen Partey lasten dürfe. Lacordaire hat seit der Rückkehr von Rom sich durchaus von Genes Sache getrennt, und soll ein Buch gegen dessen neueste Schrift angekündigt haben. Er hielt 1836 unter sehr großem Zudrange die Fastenpredigten in Notre-dame.

Eine dritte Erscheinung die hier besprochen werden mußte, ist die französisch-catholische Kirche des Abbé Chatel, die sich aus der Anarchie dicht nach der Juliusrevolution heraus gebildet hat. Der Gründer derselben hält seinen Cultus, nachdem er damit in verschiedenen Privatlocalen umher gezogen war, in einem Raume des Faubourg St. Martin, der früher zu einem Schup-

pen diene, und noch jetzt einen scheunenmäßigen Fußboden hat. Fenelons und Vincens von Paula Bilder sind im Kupferstich auf dem Altare ausgestellt, da beide als die am meisten populären theologischen Namen gelten; sonst ist noch am Altare ein symbolisches Bild, wie die ohnmächtig zusammen sinkende Religion von einer anderen Person, die aus Vernunft, Freyheit zusammen gesetzt ist, unterstützt wird. Rechts vom Altare sitzt der Primas Chatel, eine breite Figur mit einem etwas gemeinen Gesichte; neben ihm und gegenüber sitzen einige Geistliche und Layen = Aelteste, zu beiden Seiten des Altars steht geschrieben: gloire, patrie; auf die Messe folgt die Predigt, die nach französischer Sitte auch gedruckt zu haben ist; als Empfehlung wird dabey bemerkt, wie oft dieselbe Predigt schon gehalten ist. Zu der Kirche selbst mögen sich wohl etwa 300 Personen halten, doch ist der Besuch durch Fremde jedesmahl größer; wie denn überhaupt dergleichen Unternehmungen in Paris sich schon durch den wogenden Zudrang der Neugier zu halten vermögen. Chatel ist in seinem Systeme wenigstens so weit consequent, daß er sich entschieden von der päpstlich = bischöflichen Kirche los sagt, freylich mehr im Ritus und Cultus als im Dogma, worüber er eine ziemliche Reticenz beobachtet. Sein mehrfach veröffentlichtes Glaubensbekenntniß verwirft die Infallibilität des Papstes, worauf ja Frankreich nie gut zu sprechen war, verlangt völlige Trennung der geistlichen und weltlichen Macht, erblickt in der Vernunft eines Jeden den letzten Grund seiner Ueberzeugung, auch wenn dieselbe dem allgemeinen Glauben widerspricht; außer der heiligen Schrift, die als inspiriert angenommen wird, behalten die drey oecumenischen Symbole ihre Geltung, ferner die sie-

ben Sacramente, aber mit Verwerfung des Priestercolibats; Fasten bleiben gleichfalls verworfen; Messe zur Erbauung in der Landessprache, aber doch als Opfer; Heiligenverehrung beschränkt sich auf Dank für den ihnen geleisteten göttlichen Beystand; Predigt gilt als heiligste Pflicht. Die Hierarchie besteht aus einem Patriarchen, wozu Chatel sich selbst verstanden hat, aus einem Coadjutor oder Vicepatriarchen, Bischöfen, Priestern, welche die Amtsverrichtungen umsonst vollbringen, und Diaconen; doch werden in einer anderen Bekenntnißschrift 10 Priesterclassen genannt. Bey so flach rasonnierender Form geht das Chatelsche Bekenntniß doch über manche Punkte mit Stillschweigen hinweg: so ist namentlich sein Unitarismus nur schlecht versteckt, überhaupt scheint es dem Abbé mit dem Dogma wenig Ernst zu seyn; in einer Predigt, die er dem Drucke übergab, vertheidigte Chatel die Gottheit Christi; in einer andern, zehn Monat später, griff er dieselbe an. Einem zudringlichen Catholiken, der ihn zur Rede stellte, warum er die Messe feyere, da er doch gegen die Gottheit Christi predige, mußte er einräumen, es geschehe, um dem Volke keinen Anstoß zu geben: Täuschung sey zwar dabey nicht seine Absicht, doch sey das Volk noch so unwissend, daß es ihn verlassen werde, wenn er nicht die ja überhaupt unwesentlichen Ceremonien mit seinem Glauben in Uebereinstimmung brächte! — Nicht so weit wie er geht Abbé Uzou, der ursprünglich mit Chatel verbunden war, sich aber, wie man sagt, wegen Differenzen über Finanzsachen, von ihm getrennt, und eine eigene Kirche gegründet hat: er will catholisch bleiben in Lehre und Cultus, verwirft nur den Primat des Papstes, schafft Fasten und Aehnliches ab, hält die Messe in französischer Sprache; also of-

fenbar eine Interims- oder Juste-Milieu-Kirche, der schon deshalb kein großes Gedeihen zu versprechen ist, weil die Franzosen, an so ungeheure Umwälzungen gewöhnt, es für nicht der Mühe werth halten können, darum ein Schisma anzufangen. Chatel hat deshalb offenbar mehr Tact und Kenntniß seines Terrains. Uebrigens versäumen beide Parteyhäupter nicht, eine Saite bey'm Volke anzuschlagen, die wohl anklingen muß, die Abgötterey mit Napoleon. In der Kirche Chatels werden Conformitäten Josephinens mit der Maria, Napoleons mit Christus durchgeführt: beide, heißt es dort, sind zur Reformation berufen gewesen, der eine der physischen, der andere der moralischen Welt: beide sind verrathen u. dgl.; das Gebet am Schlusse der Predigt fleht um Beysetzung seiner Asche unter der Wendome-Säule; am 15. August feyert die catholische Kirche ein Marienfest, Chatel ein Napoleonfest. Abbé Uzou versäumte nicht, in der Leichenfeyer zum Andenken der Schlacht bey Austerlitz die Geschichte Napoleons in der Predigt zu behandeln, Schilderungen der Schlachtszenen, Stellen aus Bulletin einzuwoben, auf dessen Feinde heftig zu schelten: Helena heißt dessen Kreuz, der Spott die Dornenkrone und der Speer, in seiner Todesstunde tobte das Meer: das Gebet war dann eine Art Anrufung Napoleons. Dabey ist allerdings wohl die Antwort der Gemeinde durch Bravorufen und allgemeines Klatschen zu Ende der Predigt, erklärlich und passend. Warum aber steuert die Regierung solchem Scandal nicht? Die öffentliche Meinung und die Grundgesetze des jehigen Standes des Dinge gestatten es nicht. Zwar hätte die Regierung wohl in dem großen Arsenal der Gesetze aus der Kaiserzeit manche, die hier paßten, hätte dazu die Septemberegesetze

gegen die Associationen, aber unbedingte Religionsfreyheit ist ja seit der nach Voltaireschen Theorien angelegten großen Revolution so allgemeines Lösungswort der Liberalen geworden, daß schwerlich ein Einschreiten auch nur gegen jene Winkelkirchen möglich wäre, ohne die Regierung selbst in die größte Verlegenheit durch Angriffe der Journale zu ziehen, namentlich in Paris, wo der Einfluß der catholischen Geistlichkeit so äußerst gering ist. Abbé Chatel ist dazu gewissermaßen im Besitze, da sein Etablissement gleich in den ersten Zeiten der Anarchie nach der Juliusrevolution gegründet ward. Außerdem, möchten wir hinzu setzen, hat die Juliusregierung selbst auch wenig Interesse gegen eine Secte, oder einen Conventikel in der Vorstadt, wodurch die Ruhe nicht gestört, und keine politische Tendenzen genährt werden. Durch ein Einschreiten würde höchstens dem Erzbischofe, Herrn von Quelen, ein Gefallen geschehen; und der darf schwerlich auf solche Begünstigung rechnen. Uebrigens fehlt es bey dem gänzlich Willkürlichen im Aufbaue des Systems dieser catholisch-französischen Kirche auch nicht an zahlreichen Nuancen derselben: außer den Vereinen in der Provinz, die wirklich mit Abbé Chatel in Verbindung stehen, betrachtet es Mancher als eine Geldspeculation, eine Kirche zu eröffnen, Sitze darin zu vermietthen; es werden vom Verf. manche merkwürdige daraus entsprungene Rechtsfälle mitgetheilt. — Noch erwähnt der Verf. einer im südlichen Frankreich vorhandenen Secte der Kinder Gottes, über die es ihm nicht gelang, nähere Notizen zu erhalten: er leitet sie von den Beguinen und Begarden des Mittelalters ab; genauer genommen kommen aber ihre mitgetheilten Grundsätze auf die mittelalterliche Secte der Brüder des freyen

Geistes hinaus, wiewohl der Name der Beguinen auch dafür wohl weit genug seyn mag: sie nehmen einen Zustand der geistigen Erhebung an, wo jede von dem Leibe geübte Ausschweifung aufhöre Sünde zu seyn. Dem Kirchenhistoriker läge viel daran, die Existenz einer Secte weiter erwiesen zu sehen, deren Wurzeln gewiß sehr hoch hinauf in das Mittelalter sich verzweigen.

Der zweyte Abschnitt behandelt die protestantische Kirche; doch beschränkt sich der Verf. zunächst rücksichtlich der Lutherschen Kirche fast ganz auf statistische Angaben, da ja auch über deren innere Gestaltug nichts eben Neues bezubringen war. Die Zahl der Protestanten in Frankreich überhaupt war vor der Restauration auf eine Million, aber wohl etwas zu niedrig, angegeben, was sich schon aus der Zerstretheit derselben durch das Reich erklärt. Die Zahl der Lutheraner betrug 1828 nach amtlicher Zählung 242,652 Seelen; die Reformierten mögen sich auf eine Million belauten, also zusammen gegenwärtig auf etwa 1,300,000 Protestanten. Die Lutheraner haben 226 Pastoren in acht Departements, die Reformierten 384 in 54 Departements; das Oberconsistorium der Lutherschen Kirche ist, wie billig, in Straßburg, in der Mitte der Lutherschen Bevölkerung; darunter stehen Localconsistorien, deren jedes etwa 6000 Gemeindeglieder umfassen soll; doch wird deren eigentliche Bedeutung gegenwärtig immer geringer, da die Vermittelung mit dem Oberconsistorium mehr durch die Inspectoren geführt wird, zu deren Geschäftskreise jedesmahl sechs Consistorien gehören sollen. Im Ganzen verwaltet sich die Luthersche Kirche hier so selbständig, wie wohl schwerlich anderswo, und hat darin sogar vor der catholischen und reformierten Kirche in Frankreich man-

ches voraus, die ja in engem Verbande mit dem Staate stehen. Deshalb herrscht aber auch wegen der Liturgie, der Catechismen, durchaus keine Uebereinstimmung. Der hauptsächlichste Sitz des Lutherthums in Frankreich ist der Elsaß, und dann die Gemeinde in Paris, die aber auch größtentheils aus deutschen Einwanderern, Handwerkern besteht: sonst sind sie in den Departements nur sehr sporadisch zu finden. Welchen Einfluß auf Hebung derselben der Umstand haben wird, daß mit der Herzogin von Orleans kürzlich der Protestantismus so nahe an den Thron gerückt ist, wird der Erfolg lehren. Der Verf. erblickt den nächsten Gewinn in der moralischen Achtung, die demselben daraus erwachsen wird: auch die französische Literatur wird sich wohl veranlaßt sehen, eine nur einigermaßen entsprechende Bekanntschaft mit der wahren Gestalt des Protestantismus anzuknüpfen zu suchen, und die sonst darüber längst geschlossenen Acten noch einmal zu revidieren

Die reformierte Kirche Frankreichs klagt sehr, daß ihr die innere Freyheit und Selbstverwaltung nicht mehr in demselben Maße zustehe, als zu den Zeiten offener Verfolgung. Früher beruhete das Local-Kirchenregiment auf der Souveränität der Gemeinden, die ihre Presbyter selbst wählte, was auch nachher durch Errichtung der Consistorien nicht sehr gestört wurde. Jetzt mischt sich der Staat auf vielfache Weise ein, ganz gegen das alt reformierte Princip der gänzlichen Trennung geistlicher und weltlicher Gewalt: nicht allein müssen die Presbyter aus den Notabeln, den Höchstbesteuerten, also aristocratisch, gewählt werden, sondern der Staat beaufsichtigt und bestätigt auch die Wahlen wie die Consistorialbeschlüsse, die außerdem in Gegenwart eines

Regierungsbeamten gefaßt werden müssen. Daher die Klagen der Reformierten, die Regierung sey ihr Bischof, nur daß ein Bischof nie solche Gewalt über seinen Sprengel gehabt hat, wie sie über die reformierte Kirche: sie behaupten, der alten, angefochtenen, aber freyen reformierten Kirche Frankreichs unähnlicher zu sehen, als die englische Hochkirche den Dissenters. Ein völliges Zusammenwirken durch eine Kirchenverfassung fehlt: eine allgemeine Consistorialversammlung ist seit 1801 von den verschiedenen Regierungen vergeblich versprochen; der Vorwand ist, daß dann auch die Catholiken leicht auf eine Landes-synode dringen könnten. Der wahre Grund ist aber wohl, daß die Regierung die Administration nicht aus den Händen geben, und was sie selbst nicht leistet, auch nicht auf anderem Wege zu Stande kommen lassen will. Doch ist der Wunsch nach Errichtung einer Kirchenverfassung unter den beiden Parteyen der reformierten Kirche für die gegenwärtige Zeit selbst nicht sehr lebhaft; die zu methodistischer Strenge sich Hinneigenden fürchten eine kraftlose, moderne Liturgie von Seiten einer neologischen Central-Kirchenbehörde; dagegen besorgt die mehr rationalistische Partey Rückkehr zu der alt symbolischen Strenge und Verpflichtung darauf. Man ist darüber einverstanden, daß unsere Zeit der Gährung und Umgestaltung, wo in Deutschland die Vereinigung der Lutherschen und Reformierten an vielen Puncten so glücklich durchgesetzt ist, wo eine Erschütterung sogar den Catholicismus und Protestantismus zu einer höheren Einheit hintreibt, am wenigsten zu organisirenden Einrichtungen berufen sey, deren Folge nothwendig größere Stabilität seyn werde. Dennoch gibt der Verf. der reformierten Kirche Frankreichs das Zeugniß, daß wenn auch ihre

alte Verfassung zerfallen, und das kirchliche Band in völliger Auflösung begriffen sey, sie dennoch ihre alte Sitte treu bewahrt habe rücksichtlich des Gottesdienstes: er hat noch ganz die alte Strenge, die kräftige Liturgie der Väter.

Mit großer Ausführlichkeit und offener Vorliebe knüpft der Verf. hieran Notizen über neue evangelische Gestaltungen, die in Frankreich und der französischen Schweiz allgemein unter dem Namen des Methodismus begriffen werden, wofür er zwar Einwirkung aus England zugibt, aber doch darin ein eigenthümliches kräftiges Erblühen des Protestantismus, der reformierten Staatskirche gegenüber, erblickt. Zum Mittelpunkt dafür dienen die beiden evangelischen Gesellschaften zu Genf und Paris, die zwar unabhängig von einander, aber doch zu demselben Zwecke hinarbeiten, Evangelisierung Frankreichs; während die letztere das ganze Reich ins Auge faßt, erstrecken sich die Wirkungen der ersteren hauptsächlich nur auf die der französischen Schweiz zunächst gelegenen Departements. Erstaunlich und an die ersten Zeiten der Verbreitung des Christenthums erinnernd, sind die Anstrengungen dieser Vereine, die durch Colporteurs zuerst das Terrain vorbereiten lassen, dann Evangelisten, Prediger, schicken, durch Verbreitung von Tractaten, Bibeln, Neuen Testamenten, Anlegung von Kapellen, die Predigt fördern. Gern hätten wir hier den Verf. tiefer in die Tendenzen dieser Vereine eingehen sehen, namentlich wie weit wirklicher Einfluß des Wesley'schen Methodismus von England aus dabey anzunehmen, was von den Vorwürfen gegen sie, als Romiers in Genf, und dgl. zu halten ist. — Statt dessen knüpft er daran eine sehr ausführliche Nachweisung dessen, was überhaupt von Bibel-, Mis-

sions- und Tractatenvereinen in Frankreich geleistet wird, und führt seine Angaben durch einen Nachtrag bis in die Mitte des Jahrs 1837 durch.

Zur Empfehlung des ganzen Werks haben wir weiter nichts, als den oben schon ausgesprochenen Wunsch beyzufügen, daß nur erst über jedes christliche Land eine so sorgfältig gearbeitete Uebersicht vorhanden seyn möchte.

R—g.

S a l l e.

Bey Ed. Anton. Lehrbuch der Universalhistorie zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten von Heinrich Leo. Zweyter Band. Die Geschichte des Mittelalters enthaltend. 1836. VIII u. 477 Seiten in 8.

Das Bestreben des Verfassers, den Gang der Weltereignisse vorzugsweise aus dem Standpunkte der göttlichen Leitung, so weit das blöde Auge des Menschen sie zu erfassen vermag, aus dem immer erneuten Ringen der Völker nach Wahrheit und möglichem Ergreifen dessen, was als Ahnung des Göttlichen in ihrer Brust schlummert, aufzufassen, mußte, der Natur der Sache nach, in diesem zweyten Bande lebendiger und erfolgreicher hervor treten, als in dem ersten. Es läßt sich dieses kurz mit den Schlußworten des Verfs (S. 476.) bezeichnen, in denen es heißt: 'Die Geschichte der christlichen Kirche ist seit Constantin dem Großen durchaus der Kern, die Seele und das eigentlich Lebendige in der Universalgeschichte'. Wer möchte, namentlich bis zu dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, nicht gern diesen Ausspruch in der Hauptsache unterschreiben? Ueberall hat der Verf. nur das universalhistorische Interesse berücksichtigt, und aus diesem

Grunde z. B. einen nur möglichst kurzen Ueberblick der auf Chlodwig folgenden merowingischen Könige uns geboten. Doch vermögen wir das leitende Princip nicht immer streng zu verfolgen, wenn der sächsischen und salischen Kaiser kaum Erwähnung geschieht, die Stauffen fast ausschließlich nur in ihrem Verhältnisse zu den lombardischen Städten genannt werden, kurz, die deutsche Kaiser- und Reichsgeschichte bis auf die Zeit des ersten Habsburgers kaum berücksichtigt wird. Das selbe gilt von Justinian, dem von mehr als einer Seite das welthistorische Interesse nicht abzuspreehen seyn möchte, und wenn der Vf. den raschen Thronwechsel in Ostrom, dieses Gewirre einander drängender, häufig auf den Grund dogmatischer Streitigkeiten das Reich zerfleischenden Imperatoren von S. 148 — 157. mit unverhältnißmäßiger Genauigkeit durchgeführt hat, so entbehren wir dagegen mit Leidwesen der anschaulichen Erörterungen über das innere Leben des großen arabischen Reiches. Eben so wenig ist uns völlig klar geworden, warum der Vf. von den deutschen Fürstenhäusern nur die thüringischen (S. 278 ff.) und die brandenburgischen (S. 285 ff.) erörtert. Wir glauben diese Bemerkungen mit um so größerem Fug voran schicken zu dürfen, als wir gern gestehen, in dem vorliegenden Werke einen Schatz historischer Zusammenstellungen, einen deutschen Ernst in Erforschung der Wahrheit, und jenen Sinn für jede höhere Richtung wahrgenommen zu haben, ohne welchen ein Vortrag über den Gang der Weltgeschichte nur eine an und für sich gleichgültige Aufzählung von Ereignissen abgeben kann.

Wenden wir uns jetzt zu den Einzelheiten des vorliegenden Werkes. Erster Abschnitt: Bildung der christlich-deutschen Welt im Abend-

lande, der muhamedanisch-arabischen im Morgenlande. Das erste Kapitel, das Abendland überschrieben, beginnt mit der Urgeschichte der Germanen. Die Mythologie und Rechtsalterthümer von Jac. Grimm sind, wie billig, hier zum Grunde gelegt. Das Bogen der Völkerwanderung, das Bilden des westgothischen und vandalischen Reichs ist kurz aber anschaulich gezeichnet. Dann die Züge Attilas, das mit seinem Tode zerfallende Hunnenreich, die von fremdem Joch sich los reißenden germanischen Völkerschaften; hierauf der Sachsen begründete Herrschaft in Britannien. Allzu kurz ist das Hinsterben des weströmischen Reichs, seine endliche Auflösung, behandelt, so wie wir über das innere Leben der ostgothischen Herrschaft in Italien weitere Auseinandersetzungen gewünscht hätten. Umfassender sind dagegen die Eroberungen Chlodwigs geschildert, besonders die inneren Verhältnisse, das Lebenswesen des fränkischen Reichs.

‘Das Reich der Merwinger war gegründet durch Eroberung, also vornehmlich durch das Rittergefolge der Könige, der merowingischen Edilinge. Das einzelne Glied dieses Rittergefolges hieß bey den Franken Antrustio oder Grafio. Bey solchen Eroberungen war der Häuptling des sitzenden Rittergefolges, der Heerkönig, der erste in jeder Hinsicht. Er stand höher als alle andern und hieß deshalb Heriro (Herr) und Sishora (Sire).’ Ueber die fränkischen Beamten und die eigentlichen Bestimmungen des *campus Martius* folgen gründliche Erörterungen. Im §. 2. wendet sich der Verf. zu der Entwicklung der christlichen Kirchenverfassung zur römischen Hierarchie. ‘Durch reinere Tradition (heißt es bey dieser Gelegenheit) und durch die Wirkung der Schriften Alten und Neuen Testaments bildete

und erhielt sich in den ersten drey Jahrhunderten ein Fundament der Lehre als catholische Lehre der christlichen Kirche, den mannigfachen Kezereyen gegenüber, welche entstanden, wo die Kirche mit zuchtlosen Geistern, oder mit widerwärtigen Einflüssen heidnischen Denkens in Berührung kam.' Auf eine interessante Art wird beschrieben, wie Vorsteher und Lehrer der jungen christlichen Kirche bald zu Einer Person verschmelzen, wie die Gemeinde selbst nothwendig die monarchische Form annehmen, wie die neue Kirche eine streng zusammen gefügte Gesellschaft bilden mußte, deren Hauptsiß für das ganze Abendland Rom abgab. Seitdem ein genaueres Besprechen der Glaubenssäße, eine Gestaltung verschiedener Secten, besonders des einst übermächtig zu werden drohenden Arianismus. S. 83 ff. finden wir die Bildung des römischen Kirchenstaats aus einander gesetzt. Hierauf folgt der Uebergang zu dem Sturze der merowingischen Dynastie, die Eroberungen Karls des Großen, die durch ihn begründeten Veränderungen in der Verfassung des ausgedehnten Frankenreichs, vornehmlich seine Verhältnisse zum römischen Stuhle. Von hier werden wir nach kurzer Erwähnung des Untergangs der Karolinger wieder nach Rom geführt, dessen Einfluß auf die gesammte christliche Welt unter Gregor VII. in nie genug hervor gehobener Bedeutung hervor trat.

Das zweyte Kapitel beschäftigt sich mit dem Morgenlande. §. 1. handelt von Mahomed und dem Einflusse seiner Lehre bis auf den Tod Ali's. Nachdem der Vf. erörtert, wie die Bildung im oströmischen Reiche in den ersten sieben Jahrhunderten nach Christus durchaus auf der Theologie beruhte und in raschen Zügen den Zustand des neupersischen Reichs gezeichnet hat, geht

er zu Mahomed über und läßt sich in den §. 2. 3. über das Chalifat und die fatimidischen Staaten aus.

Zweyter Abschnitt. Kampf der christlich germanischen Welt mit der mahomedanisch-arabischen und Folgen desselben. Erstes Kapitel. Der äußere Kampf der christlichen und der saracenischen Welt. Mit Recht setzt der Vf. bey dieser Gelegenheit aus einander, wie der Kampf der griechischen Kaiser gegen die Anhänger Mahomed's einen um so größeren Aufwand an Mitteln erforderte, als erstere bey den kirchlichen Streiftigkeiten im Innern ihres Reichs und den über die Grenzen desselben stürmenden barbarischen Völkern nie mit dem Aufgebote aller Mittel sich dem Feinde im Osten widersehen konnten. Die Entwicklung der Veranlassung zu den Kreuzzügen ist mit Liebe durchgeführt, fern von jener dürr rationalen Ansicht mancher modernen Historiker, die, wenn die geheimen Bewegungen des menschlichen Herzens ihnen nicht völlig unbekannt geblieben, ein einziges Kreuzlied Hartmann's zu einer anderen Ansicht hätte leiten müssen. Zu den Gründen, aus welchen der Vf. S. 160. die Theilnahmlosigkeit Deutschlands an dem ersten Kreuzzuge ableitet, dürfte vor allen Dingen auch der damalige zerrissene Zustand des Reichs gerechnet werden. Bey Gelegenheit der Theilnahme der Engländer an den Kreuzzügen werden wir auf den Untergang der angelsächsischen Dynastie an dem Tage von Hastings zurück geführt; bey dem Entstehen des Königreichs Jerusalem mit dem Lebenswesen in diesem Staate, der uns treuer als irgend ein anderer das ritterliche Streben und Irren des Mittelalters vor Augen hält, bekannt gemacht.

Hieran reiht sich eine historische Uebersicht der

großen Kreuzfahrten, die Gründung des lateinischen Reichs in Griechenland, dann der unaufgesetzte Kampf des heiligen Ludwig mit den Ungläubigen. Der zweite Paragraph läßt sich über das Ritterwesen aus. 'Die Kreuzzüge, heißt es hier, wo sich alle Nationen der lateinischen Christenheit begegneten, hatten die Wirkung, daß sich der Ritterstand im ganzen lateinischen Abend- und Morgenlande als ein durch alle Nationen vertheiltes und, trotz der Vertheilung, durch besondere Eigenthümlichkeiten und Rechte zusammenhängendes und gleichgestelltes Adelsvolk im Gegensatz der übrigen Stände fühlen lernte. Die Volksthümlichkeit dieses Adelsvolkes ist das Ritterwesen.' Manche eigenthümliche Sitten des Ritterlebens, namentlich den Hofdienst und die Durchbildung des damoiseau anbelangend, sind von dem Vf. auf eine glückliche Weise durch größere Belege aus epischen Dichtungen des 13ten Jahrhunderts erörtert, die vielleicht, ohne weiterschweifig zu werden, durch de la Curne de St. Palaye hätten ergänzt werden können. Daß auch die Beschreibung des Burgenbaues hier eine Stelle finden würde, ließ sich aus des Vfs früher dargethanen Bekanntschaft mit diesem Gegenstande schließen. Wir erlauben uns bey dieser Gelegenheit die kleine Bemerkung, daß der Bergfried nicht immer nur den zur Burg gehörenden Thurm begreift, sondern eben so häufig wie die Chronisten des 15. Jahrhunderts sich auszudrücken pflegen, das Hus, also das ganze Schloß, namentlich wenn es bestimmt war, die räuberischen Bewohner einer benachbarten Burg im Zaume zu halten. Nachdem der Vf. die geistlichen Ritterorden abgehandelt hat, geht er zu den deutschen Rittergesellschaften im 14. und 15. Jahrhundert über und wendet sich dann §. 3. zum

Mönchswesen, welchem sich — eine etwas wunderliche Nachbarschaft — §. 4. die Mongolen anreihen. Bey §. 5., wo uns der Contrast des christlichen und muhamedanischen Lebens auf der pyrenäischen Halbinsel geschildert wird, hätten wir gewünscht, daß der Verf. auf eine ähnliche Weise, wie er solches so glücklich bey Gelegenheit des deutschen Ritterwesens gethan, das innere Leben der einander so schroff entgegen stehenden und doch in so unendlich viele Berührungen gerathenen arabisch = africanischen und romanisch = germanischen Stämme Spaniens theilweise aus dem überfließenden Reichthume der spanisch = arabischen Epik und Lyrik erörtert hätte. Im folgenden §., welcher eine allgemeine Betrachtung der Kreuzzüge enthält, wird der Unterschied der Bewegungen der Völkerwanderung und der Kreuzzüge auf folgende Weise besprochen: 'Die Völkerwanderung ging von Germanien aus und erscheint nirgends als eine einem Stande vorzugsweise angehörende Bewegung; die Kreuzzüge haben ihren Ausgangspunct vorzugsweise in Gallien und in der Ritterschaft; und wie viele Tausende Nichtfranzosen, wie viele Tausende Nichtritter auch an den Kreuzzügen Theil genommen haben, so blieben doch alle Unternehmungen, an deren Spitze nicht der Ritterstand war, in dieser Bewegung erfolglos, und alle in Folge der Kreuzzüge gestiftete Reiche, von Jerusalem und Cypren bis zu den Ordensreichen in Preußen und Livland, waren vorzugsweise Ritterreiche; für die Bildung dieser Reiche oder der Orden, die ihnen zum Theil das Daseyn gaben, war aber das bestimmende Moment so gut wie für die Bildung der Ritterreiche in Sicilien, England und Portugal, die französische Ritterschaft.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 26. Februar 1838.

H a l l e.

Beschluß der Anzeige: Lehrbuch der Universalhistorie zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten.

Zweytes Kapitel. Der Kampf christlicher und saracenischer Bildungselemente im christlichen Abendlande. Hier gehört der erste Paragraph den freyen Städten des Abendlandes. Dann spricht sich der Verf. über den Gegensatz aus, welchen die freyen italiänischen Städte gegen den Lehensstaat bildeten, und gibt uns bey dieser Gelegenheit eine höchst interessante Uebersicht der politischen Verfassung der italiänischen und einzelner deutscher Städte (z. B. Ulm), welche letztere allerdings mit geringen Modificationen als Repräsentanten der deutschen Städte im Allgemeinen gelten können. Bey §. 3. (die ghibellinische Bildung in den italiänischen Städten), einem der anziehendsten Abschnitte in diesem Werke, in welchem sich (S. 261.) eine spannende Digression über die Gesellschaft der Baubrüder befindet, wäre uns die Nachweisung der Aufnahme arabischer

Bildung am Kaiserhofe und Vermischung derselben mit dem christlichen Leben, überaus willkommen gewesen. In Betreff der Waldenser (S. 259.) hätte das Streben dieser Secte nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern vielleicht nicht ganz übergangen werden dürfen, um eine mildere Critik zu fördern.

Dritter Abschnitt: Neue Feststellung der gesellschaftlichen Verhältnisse nach den Kreuzzügen. Der Lebensstaat vom römischen Rechte, saracenischer Administration und republicanischen Bildungen der Städte, der Eidsgenossenschaften und Landstände durchbrochen; die Kirche verweltlicht. Erstes Kapitel: Deutschland und Italien. Während der Zeit des Interregnums gleicht Deutschland thatsächlich einer großen Republik. 'Wie wenig die Stände einen wirklich mächtigen König, wie sie nur einen Präsidenten ihrer Republik wollten, sieht man aus der Wahl, die sie vornahmen, welche gegen alle bisherige Sitte einen mit unbedeutendem Landbesitze ausgestatteten Grafen, Rudolph von Habsburg, traf.' Zum Theil aus einem ähnlichen Grunde geschah die Wahl Adolphs von Nassau. Die Erzählung, daß Ludwig III. von Thüringen vom Könige Lothar die Landgraffschaft im Rheingau erhalten habe (S. 279.), würde jedenfalls eines Beweises bedürfen. Bötticher, auf dessen Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen der Verf. sich, dem Anscheine nach, bey dieser Angabe stützt, wagt (Th. I. S. 101.) keinesweges sich mit Gewißheit über diesen Gegenstand auszusprechen, sondern äußert nur Vermuthungen. Zunächst will die Existenz einer Landgraffschaft im Rheingau erhärtet seyn. Der Inhalt von Karls IV. goldner Bulle ist, wie sich erwarten ließ, mit Genauigkeit angegeben. 'So, fährt der Verf. nach der Erörterung dieses Grundgesetzes fort, erhielt Deutschland,

nachdem die Wahl seines Oberhauptes von dem Einflusse des Papstes früher für unabhängig erklärt worden war, nun in der festen Anordnung der Wahl selbst sein erstes Grundgesetz, welches zugleich den Kurfürsten die Mittel bot, sich innerhalb der ihnen zustehenden Territorien zu wirklichen Landesherren, und ihre fürstliche Gewalt zu dem Hauptverhältniß, des Königs frühere Gewalt zu einer völligen Nebensache zu machen. Alle andern Fürsten, besonders die, welche sich zeither den zu Kurfürsten ernannten gleich gehalten hatten, suchten nun natürlich wenigstens zu den ihnen untergebenen Territorien ein ähnliches landesherrliches Verhältniß zu gewinnen und den kleinen Reichsständen, den Städten und dem reichsfreyen Adel, blieb nur das Mittel der Eidsgenossenschaften zu ihrem Schutze.' S. 294 ff. finden wir einen eben so gründlichen als interessanten Discurs über die Bündnisse deutscher Städte, namentlich über die Hanse, sodann über die langwierigen Kämpfe, welche die friesischen Stämme für ihre Unabhängigkeit führten, über die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Der §. 2. behandelt Landstände und Landesherrschaft in Deutschland, so wie den ewigen Landfrieden. Der Verf. führt die durch Aufwand und Zahlung an Söldner verarmten Landesherren an uns vorüber, zeigt wie diese zuerst an einzelne, dann an alle Stände um Unterstützung sich wandten, diesen anfangs die Einwilligung in neu zu erhebende Steuern, dann die Befugniß zugesprochen, bey dem Abschlusse von Bündnissen und bey Kriegserklärungen mit zu stimmen, endlich das Recht einräumten, bey einer Theilung des Landes befragt werden zu müssen. Zu diesen, als den fast durchgehends erworbenen Gerechtsamen der Stände, kamen in einzelnen Landestheilen noch ungewöhnliche Befugnisse der Untertha-

nen, zu deren Einräumung der Landesherr sich gezwungen sah. Nirgends vielleicht tritt das Uebermaß dieser ständischen Gewalt sprechender hervor, als in dem lüneburgischen Satebrieft, der eben deshalb hier nicht mit Unrecht eine Erwähnung verdient hätte. Nachdem wir hierauf wahrgenommen, wie in Italien zuerst ein bestimmtes Staatensystem sich durchbildete, handelt §. 4. über den Verlust des geistlichen Characters für die Kirche, über Concilien und Concordate. Das zweyte Kapitel beschäftigt sich mit England und Frankreich, bespricht im §. 1. die Fortbildung der königlichen Gewalt in England bis auf Heinrich VII. und die langjährigen Kriege mit Frankreich. 'In demselben Maße, so läßt sich der Vf. bey dieser Gelegenheit über Jeanne d'Arc aus, wie die für Freyheit ihres Landes streitenden Franzosen von dem Augenblicke an, wo sie durch den Glauben, von einer höheren Macht geführt zu werden, über das Inanschlagbringen von Schwierigkeiten hinweg gehoben wurden, Zuversicht und Sieg gewannen, faßte die abtrünnigen Franzosen der Zweifel an ihrem Thun und sie so wohl als die Engländer das Grausen vor einer Wirksamkeit, deren Motive sie nirgends äußerlich erblickten und welche sie daher für eine dämonische hielten. Der Enthusiasmus für die Jungfrau und ihr Beginnen fand überall Bündstoff an dem inzwischen entstandenen Widerwillen gegen die Engländer; der früher bloß äußerlich mit Gewalt und List geführte Kampf ward nun ein wahrer Geisteskrieg.' Nachdem sodann auf eine ähnliche Weise die Durchbildung der königlichen Gewalt in Frankreich aus einander gesetzt ist, gelangen wir zum dritten Kapitel mit der Ueberschrift: die Grenzreiche der Christenheit gegen die Saracenen. Hier verfolgen wir die innere und äußere Gestaltung der spanischen Rei-

che auf Kosten der immer entschiedener zurück gedrängten Araber, von der andern Seite den Untergang des griechischen Kaiserthums durch das Schwert der Anhänger Mahomed's. Das vierte Kapitel läßt sich über den scandinavischen Norden aus und umfaßt in kurzer Erzählung die schwedische Geschichte von der Urzeit bis auf Margarethe, die dänische Geschichte bis zur Zeit der Reformation.

Schließlich möge uns noch folgende Bemerkung vergönnt seyn. Gegen die in der Vorrede aus einander gesetzten Gründe, aus denen der Verf. die Personennamen in der eigenthümlich dialectischen Form des Stammes, dem die Person angehört, und die geographischen Beziehungen, so weit das römische Reich deutscher Nationen reichte, in deutschen Namen wiederzugeben sich befließ, möchten sich mancherley Einwendungen erheben lassen, namentlich daß dadurch zu Verwechslungen Veranlassung geboten werden kann. Oder glaubt der Verf., welchem überdies die alten Buchstaben nicht ausreichend erschienen, daß das von ihm gegebene Beyspiel zahlreichere Anhänger finden werde, als sich die Juristen des vorigen Jahrhunderts davon zu erfreuen hatten? Oder sollen von der andern Seite Städtenamen, da wo ihrer in geschichtlicher Hinsicht Erwähnung geschieht, anders klingen, als sie das Leben seit zwey Jahrhunderten zu hören gewohnt ist und hören wird? Wir glauben uns von einem überflüssigen Hange zur Bequemlichkeit ziemlich frey sprechen zu dürfen, aber wir glauben eben so gewiß, daß anderen die Bezeichnungen von Kararih, Kundichari, Hruoderich für Gaisarich, Gunthahar, Roderich, so wie von Raben, Wälsch-Bern, Wälsch-Wien, Akeley für Ravenna, Verona, Viena, Aquileja, nicht minder unbequem seyn werden als uns, abgesehen davon, daß man die legt

genannten Localnamen mit geringerem Rechte germanisirt, als in ihrer römischen Form läßt. Zugleich aber verfährt der Verf. in dieser Hinsicht nicht völlig consequent, indem er Chlodwig bald Hludjo, bald Chlodjo, bald Hludwing nennt und in Ordacius, Sanctius u. einer nach seinen Principien hier nicht anwendbaren römischen Form huldigt.

Hav.

W i e n.

Ben Strauß. Die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls. Mit einem Rückblick auf die Geschichte und mit besonderer Rücksicht auf das Staubregenbad und kalte Bäder. Dargestellt von Ludwig Wilhelm Mauthner. Mit vier Kupfertafeln. XIV u. 420 Seiten. 1837. 8.

Wohl singt mit Recht ein alter Dichter 'Wasser ist das Beste', aber man kann des Besten wie des Guten zu viel thun. Seit einigen Jahren ist des Geschreys von den Wundern des Wassers in Krankheiten, sey es nun kalt oder warm, innerlich oder äußerlich angewandt, kein Ende. Nicht-ärzte gebärden sich als die inspirierten Apostel dieser neuen körperlichen Erlösung, Aerzte stimmen allmählich ein und geben sich als Jünger derselben aus. Die Schriften darüber vermehren sich von Tag zu Tag und bald wird man eine eigene Wasserbibliothek anzulegen haben. Das Seltsamste dabey ist nur, daß die ganze Sache nicht neu ist; nur der Eärm, die Uebertreibung, der Mißbrauch ist neu. Wer hat je an der belebenden, stärkenden, verjüngenden Kraft des Urquells alles irdischen Lebens gezweifelt? Wer hat nicht von Kindheit auf an sich selber seine ausgleichende, heilende, balsamisch-erfrischende Wirkung erfahren? Heißt es aber nicht die Bedeutung dieses herrlichen Elements ganz verkennen, wenn man es als Mittel in al-

len Krankheiten anwenden, oder es in solchem Uebermaße gebrauchen wollte, daß der Organismus davon überschwemmt und ertränkt würde? Dieses geschieht aber jetzt häufig, und keiner der geringsten Nachtheile dieses Mißbrauchs wird darin bestehen, daß wenn man endlich die Unwirksamkeit oder Schädlichkeit solcher übertriebenen, auf die Spitze gestellten Versuche einsehen wird, man dann leicht wiederum auf die entgegen gesetzte Seite überspringt und den wahren Werth dieser Himmelsgabe mißachtet.

Diese Bemerkungen erleiden indessen zunächst keine Anwendung auf vorliegende Schrift. Der Vf. entschuldigt sich gewissermaßen, daß er diesen Gegenstand gewählt. Er sagt in der Vorrede S. VI: 'Als ich vor zwey Jahren den Plan dazu entwarf, war der Gebrauch des kalten Wassers noch nicht Modefache geworden.' Auch ist das Ganze wissenschaftlich gehalten, und wenn auch mit Vorliebe für die Sache, doch nicht mit lobpreisender Parteylichkeit behandelt.

Von den zwey Gattungen der Bäder, wo theils der ganze Körper, theils einzelne Glieder in das Wasser eingetaucht, damit gewaschen werden, oder wo das kalte Wasser von einer gewissen Höhe und Entfernung aus auf den Körper wirkt, werden hauptsächlich nur die letzteren, die eigentlichen Fällbäder, hier betrachtet. Diese zerfallen wiederum in folgende Unterabtheilungen: 1) das Gießbad, wobey das durch Umstürzung oder Neigung des Gefäßes heraus fließende Wasser nur von einer geringen Höhe herunter fällt; 2) das Sturzbad, reichliche Wassergüsse von einer bedeutenden Höhe; 3) das Tropfbad, wobey vermittelst eines Trichters und Hahns die Aufeinanderfolge der Tropfen reguliert wird; 4) das Sprüzbäd. Hier kann die nöthige Stoßkraft des Wasserstrahls entweder durch natürlichen Fall

und den hydrostatischen Druck oder durch ein künstliches Druckwerk hervor gebracht werden. Bey einer gewissen Dicke des Strahls ist dieser die Douche, welche auf- oder absteigend oder seitlich seyn kann. 5) Das Traufbad, Schauerbad, bestehend in dem gleichzeitigen Herabfallen mehrerer kalter Wasserstrahlen aus einer Brause oder Gießkanne. 6) Das Staubregenbad, wo das Wasser in viele feine Strahlen zertheilt von einer oder von mehreren Seiten gleichzeitig auf den Körper einwirkt. Alle diese verschiedenen Bäder werden nun einzeln beschrieben, die dazu dienlichen einfachen oder zusammen gesetzten, zum Theil neuen, Apparate umständlich angegeben, die Wirkungen auf den gesunden und kranken Körper, die Art der Anwendung nach Zeit, Individuum, Befinden, so wie auch die Regeln beym Gebrauche selbst nach allen Seiten ausführlich entwickelt und mitgetheilt. Den größten Raum des Buchs nimmt jedoch die 'geschichtliche Betrachtung über die Fallbäder' weg (S. 119 — 363.), wo aus den ältesten, älteren, neueren und neuesten Schriften, mit ausführlichen Citaten nach der Zeitfolge, in Originaltexten und Uebersetzungen nachgewiesen wird, wie schon früh der Nutzen und die Wohlthat solcher Bäder erkannt worden, und wenn sie auch von Zeit zu Zeit in Vergessenheit geriethen, sie doch immer wieder von Neuem durch tüchtige practische Männer empfohlen, verbreitet und zu mannigfaltiger Anwendung ins Leben gerufen worden sind.

Auf drey Kupfertafeln sind die verschiedenen Vorrichtungen zu Fallbädern deutlich abgebildet. Das Titelpuffer stellt (seltsam genug in diesem Werke) das Innere eines heißen römischen Wasserbades vor.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. 35. S t ü c k.

Den 1. März 1838.

F r a n k f u r t a. M.

In der Andreadischen Buchhandlung, 1837.
Des Spessart's Holzhandel und Holz verbrauchende Industrie. Ein Beytrag zur Beleuchtung des staatswirthschaftlichen Interesse des Holzhandels und der Holz verbrauchenden Industrie im Allgemeinen, und in Bezug auf den Spessart im Besonderen. Von Daniel Ernst Müller. XIV u. 319 Seiten in Octav.

Monographien über die gewerblichen Verhältnisse einzelner Gegenden von sachkundigen Personen verfaßt, sind nicht minder fördernd für das staatswirthschaftliche Studium, als naturhistorische Monographien für das naturwissenschaftliche. Jene sind aber bisher ungleich weniger geschrieben als diese, welches sich leicht aus den Schwierigkeiten erklärt, womit ihre Abfassung verbunden ist. Sie erfordern nämlich so wohl genaue theoretische und practische Bekanntschaft mit ihren Gegenständen, als auch Materialien, die nicht durch bloße Beobachtungen zu erlangen sind,

sondern entweder die freye Benutzung in den Händen der Staatsbehörden befindlicher Nachrichten und Acten erheischen, oder aus den oft noch weit schwerer zugänglichen Quellen der Erfahrungen einzelner Gewerbtreibenden geschöpft werden müssen. Es ist übrigens klar, daß solche Monographien über gewerbliche Gegenstände, welche bis in die kleinsten Einzelheiten eindringen, und sich nicht mit vagen Râsonnements begnügen, sondern die Ursachen der Erfolge nachweisen und die Erfolge selbst genau darstellen, die sichersten Schutzmittel gegen grundlose theoretische Speculationen und die kräftigsten Bertiigungsmittel alter, eingewurzelter Vorurtheile sind, also die besten Bollwerke gegen die beiden gefährlichsten Feinde der Staatswirthschaft darbieten.

Zu den staatswirthschaftlichen Gegenständen, worüber nicht selten die verkehrtesten Ansichten herrschen, gehört die Beurtheilung der möglichst vortheilhaften Verwendung des Holzes der Staatswaldungen. Eine gewisse Art der Verwerthung kann für die Forstcasse die einträglichste, und dennoch für das Land die am wenigsten wohlthätige seyn. Eine Entscheidung, welcher Verwerthungsart der Vorzug zu geben, steht allein der oberen Staatsbehörde zu, die aus einem höhern, unbefangeneren, alle Interessen unparteyisch abwägenden Gesichtspuncte urtheilt; nicht der untergeordneten Forstbehörde, der man es weniger verargen kann, wenn sie mehr einseitig wirthschaftet, und den Maßregeln den Vorzug gibt, wodurch die Ueberschüsse ihres Haushaltes sich am glänzendsten heraus stellen. Obige Schrift ist der Beleuchtung eines solchen Gegenstandes gewidmet. Ihr Verfasser legt darin eine seltene Vereinigung naturwissenschaftlicher, forstmännischer technischer, mercantilischer und staatswirth-

schaftlicher Kenntnisse an den Tag, spricht überall ein gesundes und freymüthiges Urtheil aus, und zieht in seinen Darstellungen eben so sehr durch angenehmen Vortrag als durch den Enthusiasmus an, der ihn für die Wohlfahrt der Gegenden beseelt, auf welche sich seine Arbeit bezieht. Es ist darin ein großer Schatz von Erfahrungen und Notizen niedergelegt, über Gegenstände, worüber man oft vergebens Aufklärung sucht, so daß diese Schrift nicht bloß in Beziehung auf ihren Hauptzweck von hoher Wichtigkeit ist, sondern auch für Jeden, der sich für staatswirthschaftliche Gegenstände nur überhaupt interessiert, von großem Werthe seyn muß.

Der Zweck dieser Arbeit ist: einen Beytrag zur staatswirthschaftlichen Beleuchtung der eigenthümlichen Handels- und Industrie-Interessen des Spessarts, in besonderer Beziehung auf die Forst-Production der Domänen-Waldungen zu geben. Der Verf. zeigt darin, daß wo, wie am Spessart, die Gegend von der Natur bleibend zu Wald bestimmt ist, der natürliche Reichthum nur durch die innere Holz verbrauchende Industrie, oder durch den auswärtigen Holzhandel benutzt werden kann. Dem letzteren ist dort bisher der Vorzug gegeben. Es hat sich die Ansicht fest gesetzt, daß für den walddreichen Spessart der gewinnreiche Activ-Holzhandel, der jährliche Verschleiß von vielen tausend Klaftern Brandholz, von 2½ Millionen Wellen, die Flößung von Tausenden riesiger Eichen, wodurch die Schifffahrt auf dem Maine belebt und die Flagge Bayerns bis zu den Gestaden des Oceans geführt wird, eine reiche, unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes sey. Es liege am Tage, welche große Summen baaren Geldes dadurch von dem Auslande bezogen werden, und wie auf diese Weise die

Waldungen durch die außerordentlich gewachsenen Erträgnisse, bey den immer mehr sich steigenden Holzpreisen, dem Lande die ersprießlichste Verwendung ihrer Producte gewähren. Der Verf. sucht diese Ansicht und die ihr entsprechenden staatswirthschaftlichen Maßregeln zu bekämpfen und darzuthun, daß nicht durch die erhöhte Belegung des Activ-Holzhandels mit dem Auslande die beste staatswirthschaftliche und finanzielle Benützung der Forstproduction des Spessarts verwirklicht, oder durch die Erziehung des Holzes dafür, die zuversichtliche Hoffnung ihrer künftigen Verwirklichung begründet werde; sondern daß vielmehr durch den entsprechenden inneren Verbrauch des Holzes mittelst intensiver Belegung des Ackerbaues und extensiver Erweiterung der aus der Natur des Bodens entspringenden Industrie, die wahre und höchste Verwerthung des Waldes hervor gerufen werde. Die Ausführung dieses interessanten Thema zerfällt in vier Abschnitte.

Der erste Abschnitt enthält eine skizzierte Uebersicht der physischen Beschaffenheit und des volkswirthschaftlichen Zustandes von dem Spessarte. Der Spessart begreift den hügelichten und bergigen Landstrich an der nordwestlichen Grenze des Königreichs Bayern, und an dem südwestlichen Ende des Untermainkreises, welcher gegen Osten von der Sinnbach und deren Einmündung in die fränkische Saale, dann dem Main, gegen Süden und Westen von diesem und der Kinzig, und gegen Norden von dem Gebirgsrücken der hohen Straße und des Birkenhains begrenzt ist. Er dehnt sich über eine Fläche von 28 Quadratmeilen bey einer Seehöhe zwischen 410 und 2115 bayerische Fuß aus. Die gesammte Bevölkerung beläuft sich auf 97100 Seelen. Nach Verschie-

denheit der physischen Verhältnisse wird diese Gegend in den Vorspessart und in den tiefen oder Hochspessart eingetheilt. Der Verf. gibt zuerst eine Uebersicht von der geognostischen Constitution des Spessartes und seinen mineralischen Reichthümern und wendet sich dann zu den Producten der organischen Natur. Von der Gesamtfläche der Spessartsgegend in ihrem weiteren Umfange nimmt das Waldland beynabe ein Drittheil ein, und von den 299,439 Tagwerken desselben, gehören 148,215 Tagwerke dem Staate. Im tiefen Spessart nimmt die Bewaldung fast über $\frac{1}{3}$ der Bodenfläche ein, und der Rest der dem Ackerbaue dient, reicht nicht hin, seine Bevölkerung von dessen Ertrage zu ernähren. So kräftig auch der Boden unter dem Schutze einer schirmenden Laubdecke für die Waldvegetation sich äußert, so wenig lohnend wird derselbe, von dieser entblößt, als Ackerland. Alle Verhältnisse sprechen für die Erhaltung des Waldlandes im Hochspessarte nach seinem ganzen dormaligen Umfange. Die gesammte Holzverbrauchende Industrie des Hochspessarts beschränkt sich auf neun Eisenwerke, worunter jedoch nur ein Hohofen sich befindet, und eine durch ihr ausgezeichnetes Fabrikat rühmlichst bekannte Glashütte zu Weibersbrunn; keines der Holz verarbeitenden Gewerbe, welche in anderen Gegenden Deutschlands so viele Hände beschäftigen, ist hier zu finden. Alles Holz, was nicht für den Verbrauch der Eisenwerke verkohlt wird, kommt als rohes Naturproduct in den Handel. Der Spessarter Holzhandel theilt sich in zwey wesentlich von einander verschiedene Zweige: in jenen mit Brandholz und in den mit Commercialholz, vorzüglich mit so genanntem Holländerholze, starkem Schiffbauholze. Beide Arten von Holzhandel sind nicht dem inneren Verkehre ge-

widmet, sondern unterhalten den Activhandel mit dem Auslande, und werden fast ausschließlich auf dem Main betrieben. Für das Brandholz — hartes und weiches, Kasten- und Wellholz — sind die Städte Frankfurt und Mainz, dann Dessenbach und Hanau, die Hauptabsatzorte. Das Speffarter Commercialholz beschränkt sich auf das Eichenholz, welches theils in ganzen Stämmen und Stücken, bloß bewaldrechtet, theils als Schnittwaare in den Handel kommt. Die Ausfuhr ersterer bildet den so genannten Holländerhandel. Aus den Speffarter Domänen-Waldungen können nachhaltig gegen 250,000 Cubikfuß jährlich im Durchschnitt abgegeben werden. Die übrigen Waldungen der Speffart-Gegend mögen zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ dieses Betrages für den Mainholzhandel hinzufügen. Durch den auswärtigen Holzhandel sind in der Gegend des waldreichen Speffartes die Holzpreise so gesteigert, daß die Einführung von bedeutenden Quantitäten von Torf und Steinkohlen dadurch veranlaßt worden, jener aus dem Großherzogthume Hessen von Dessenbach, Seligenstadt und Zellhausen; diese von der Saar und der Ruhr.

Der zweyte Abschnitt liefert eine skizzierte Uebersicht des gesammten Holzhandels auf dem Main und Rheine, und ist von ganz besonderem Interesse. Zuerst von dem Handel mit Brandholz; dann von dem mit Commercialholz. Der Mainhandel mit Commercial-Nadelholz gehört mit Ausnahme eines nicht beträchtlichen Zuflusses aus den Sachsen-Meinungischen Waldungen, gänzlich dem Bamberger und Bayreuther Oberlande an. Das nach dem Niederrheine gehende Commercial-Eichenholz kommt vorzüglich von dem Main, der Mosel und der Lippe, we-

nig von dem Oberrheine. Von 1819 bis incl. 1823 war die jährliche Zufuhr :

von der Kinzig und Murg	385,195	Cubikfuß
— dem Neckar	143,058	—
— dem Main	1,350,639	—
— der Mosel	61,411	—
— der Lippe	452,511	—
	<hr/>	
in Allem	2,392,814	—

Hiervon wurden auf dem Rheine verkauft 142,524 Cubikfuß, wovon die Hälfte Bretter und Dielen. Es passierten sonach die Holländische Grenze 2,250,290 Cubikfuß. Der Hauptstapel für alles Main- und Rheinholz ist Dortrecht, so wie Amsterdam, wo auch noch Mainholz zum Verkaufe kommt, und Saardam für die nordischen Hölzer. Nach dem Verf. darf man annehmen, daß der Speffarter Holzhandel bey weitem nicht den hohen Gewinn abwirft der angegeben wird — indem die Meinung sehr verbreitet ist, daß die Holländer Holzändler ihn mit einem Gewinne von 33 Proc. betreiben — daß er aber noch beträchtlich genug ist um zu wünschen, daß er in den Händen Bayerischer Holzändler seyn möchte. Bis jetzt ist es aber nicht gelungen, jenen Handel unabhängig von Holländischen Kaufleuten mit Vortheil zu betreiben.

Der dritte Abschnitt ist einer Untersuchung über den staatswirtschaftlichen Werth und den Betrieb des Holzhandels im Allgemeinen und in Bezug auf den Speffart im Besonderen gewidmet. Es ist kein Land aufzuweisen, welches durch Holzhandel reich geworden; es wird aber durch die Vorzeit wie durch die Gegenwart bezeugt, daß industriereiche Länder, welche Holz kaufen, reicher werden als jene, welche ihnen dasselbe verkaufen. Am Speffart ist Holzüberfluß und

doch zugleich Holznoth durch die von dem auswärtigen Holzhandel übermäßig gesteigerte Preiserhöhung des Holzes. Während der Ackerbauer seine Erzeugnisse nicht zu höheren, sondern meist zu niedrigeren Preisen abgeben muß als früher, ist er nicht im Stande, das für ihn unentbehrliche Holz anzuschaffen. Dasselbe gilt von dem Gewerbsmanne. Und doch liegt in einer erhöhten Industrie das einzige Mittel, die Bodenrente durch den vermehrten Bedarf an Ackerbauprodukten zu steigern und so dem Ackerbaue die Mittel zu seinem Emporblühen zu verschaffen und zu sichern. Ackerbau und Industrie müssen sich gegenseitig ergänzen. Was ein jeder dieser wichtigsten Zweige der Volksthätigkeit in seiner Abgeschlossenheit an Hülfsmitteln nutzlos für sich und die Gesamtheit verliert, wird durch ihr wechselseitiges Ineinandergreifen nicht allein gewonnen, sondern in geometrisch wachsender Progression zum wahren Vortheile des Landes vermehrt.

Der vierte Abschnitt handelt von dem staatswirthschaftlichen Werthe und Betriebe der vorzugsweise Holz verbrauchenden Industrie im Allgemeinen und in Bezug auf den Spessart im Besonderen. Sehr trefflich ist Alles was der Vf. über die Art bemerkt, wie von Seiten des Staates industrielle Gewerbe zu befördern sind, und in welchen Grenzen diese Einwirkung sich halten muß. Zwey Classen von Gewerben lassen sich unterscheiden. Die eine umfaßt jene, welche hauptsächlich durch chemische Mittel, von rohen Naturproducten, vorzüglich des Mineralreichs, bleibend gesuchte Güter eines weiten und großen Verkehrs verschaffen, und solche, welche ihre Urstoffe aus den Erzeugnissen des eigenen Bodens gewinnen, und deren Gewinnung lediglich durch das Daseyn der sie benutzenden Anstalten bedingt

ist. Die andere begreift jene Anstalten, welche mehr die Geburt günstiger politischer und mercantilischer Verhältnisse sind und denen der etwas nähere oder entferntere Bezug der Urstoffe nicht wesentlich wichtig ist. Die ersteren verdienen besondere Begünstigung. Der Spessart, von der Natur auf ewige Zeiten zu Waldland bestimmt, bietet stäts einen Reichthum an Forstproducten dar, welche für den Staat nicht mit wahren Vortheile als Handelsartikel zu benutzen sind, sondern nur durch die, die Arbeit lohnenden, Holz verbrauchenden Gewerbe des Inlandes der Nation das höchste Einkommen zu verschaffen und einen bleibenden Wohlstand zu sichern vermögen. Der Verf. geht diese Industriezweige durch, theilt lehrreiche Nachrichten über ihren Betrieb in anderen Gegenden mit, zeigt, welche derselben sich für den Spessart besonders eignen, und durch welche Mittel sie einzuführen und zu befördern seyn dürften.

Möge dieser Schrift von Seiten der Staatsbehörden die Aufmerksamkeit geschenkt werden, welche sie in so hohem Grade verdient; mögen die Vorschläge des Verfassers einer gründlichen und unparteyischen Prüfung unterworfen werden, und aus ihrer Berücksichtigung dem Spessarte — welchem die Natur so starke Hebel der Gewerthätigkeit und des Wohlstandes verliehen — die Vortheile erwachsen, welche der Gegenstand der Wünsche und des Bestrebens des patriotischen Verfassers sind.

K o p e n h a g e n.

Verlag der Sylvendalschen Buchhandlung, 1836.
 Det Physiske Cabinet, eller Beskrivelse over de til Experimental-Physiken hen-

koerende vigtigste Instrumenter, Tilligemed Brugen deraf. Udgivet af A. W. Hauch, Overkammerherre, Overhofmarskal, Overstaldmester, etc. etc. Foerste Deel. Foerste Hefte, med 25 Kobberer. IV u. 138 Seiten Folio.

Die physikalischen Sammlungen sollen mit Einem Ueberblicke den jedesmahligen Zustand der Wissenschaft zu erkennen geben, und, indem sie dem Lehrer die Mittel darbieten, selbständig Untersuchungen anzustellen, ihn zugleich in den Stand setzen, den Inbegriff der Lehre auf eine überzeugende und anschauliche Weise dem Vernbegierigen mitzutheilen. Deshalb ist es wünschenswerth, daß von Zeit zu Zeit mit Abbildungen versehene Beschreibungen solcher zweckmäßig und vollständig eingerichteten Sammlungen erscheinen, damit auch die, welche nicht Gelegenheit haben, sie selbst zu benutzen, doch eine Vorstellung von ihrem Inhalte und Umfange erlangen können, zugleich auch damit sie als Muster für diejenigen dienen, welche ähnliche Sammlungen anzulegen und zu vervollständigen haben. Es hat jedoch die physikalische Literatur wenige Bearbeitungen dieser Art aufzuweisen. Von den älteren Werken genießt immer noch das von s'Gravesande eines verdienten Ruhmes. Die Ausführlichkeit der Beschreibungen, die Genauigkeit und Sauberkeit der Abbildungen, die Gründlichkeit der mit den beschriebenen Apparaten angestellten eigenthümlichen Untersuchungen sichern ihm auch nach Verlauf von bald einem Jahrhundert immer noch eine ehrenvolle Stelle. Seitdem sind in den zahlreichen Hand- und Wörterbüchern der Physik zwar viele Instrumente abgebildet worden, aber eine vollständige, dem Zeitbedürfniß entsprechende Zusammenstellung fehlte und erst in dem vorlie-

genden, dem genannten Holländischen in mehrfachem Betracht an die Seite zu setzenden Werke, scheint sie sich zu verwirklichen.

Der Verf. gehört zu unsern ältesten Physikern (schon im J. 1794 sind von ihm 'Anfangsgründe der Naturlehre' erschienen und im zweyten Bande von Gilberts Annalen, vom J. 1799 befinden sich Aufsätze von ihm; sein Alter beträgt jetzt über 80 Jahre) und er hat fortwährend seine hohe Stellung im Dänischen Staate, unter einem, den naturwissenschaftlichen Studien ganz besonders gewogenen Könige (dem auch diese Schrift zugeeignet ist) zur Förderung und Verbreitung der Naturkunde benützt.

In der Vorrede verwahrt sich der Verfasser, daß es nicht in seiner Absicht gelegen, alle älteren und neueren Instrumente, welche jemahls erfunden worden, aufzunehmen, sondern bezieht sich auf eine, unter seiner Leitung entstandene, gehörig versehene Sammlung (i den af mig i en lang Raekke af Aar anskaffede Samling af physiske Instrumenter, som nu findes ved Academiet i Sorøe); wir glauben auch, daß er hieran wohl gethan und halten das im vorliegenden Hefte Mitgetheilte für hinlänglich dem Zwecke entsprechend, und wünschen nur, daß in den späteren Heften auch die neuesten Vorrichtungen, welche zu den jetzt obschwebenden feineren Untersuchungen gehören, nicht fehlen möchten.

In dem Texte wird, nach einer kurzen Einleitung, die seit Musschenbroeck übliche Anordnung der Naturlehre aufgestellt, sodann werden die zu jedem Abschnitte gehörigen Instrumente kurz und deutlich der Reihe nach beschrieben und die damit vorzunehmenden Versuche angegeben. Auf

den sehr sauber gearbeiteten Kupfertafeln ist durch bestimmte Zeichen das Verhältniß der abgebildeten Theile zur natürlichen Größe angedeutet. Eine genauere Angabe ihres Inhalts wird den besten Begriff von der Art und Aufeinanderfolge der Behandlung geben.

Tafel I. Maßstäbe, Goniometer, Sphärometer. II. Undurchdringlichkeit, Porosität, Theilbarkeit, Adhäsion. III. Capillarität. Zusammensetzung der Kräfte. Diagonalmaschine. IV. Fortsetzung. Stoßmaschine. V. Widerstand der Luft gegen bewegte Körper; Fall im luftleeren Raume; Reibung; Tribometer. VI. Fallmaschinen. VII. Fall auf vorgeschriebenen Wegen in Kreislinien, Cycloiden u. s. w. VIII — XII. Ein Instrument, das die Wirkung der Schwere und einer Projectil-Kraft zugleich zu zeigen bestimmt ist, ganz nach der Construction des Verfs, weshalb es auch in allen seinen Theilen und Anwendungen ausführlich abgebildet ist. Es vereinigt in sich eine Fall- und Wurfmaschine; die Bewegung wird durch ein Uhrwerk reguliert, die jedesmahl resultierende parabolische Linie auf einer Tafel verzeichnet. XIII. Centrifugalmaschinen. XIV. Der Schwerpunkt. XV. Anwendungen davon auf Gang und Stand. XVI. Hebel. XVII. Wagen. XVIII. Flaschenzüge. XIX. Rad an der Welle. Schiefe Ebene. XX. Schraube. Räderwerk. XXI. Zusammen gesetzte Maschinen. XXII. Grundeigenschaften der Flüssigkeiten. Communicierende Röhren. XXIII. Seitendruck der Flüssigkeiten. XXIV. Hydrostatische Wagen. Spiralpumpe. XXV. Aräometer. Manometer.

Möge es dem würdigen Verfasser, bey seinen so sehr vorgerückten Jahren vergönnt seyn, bald

digst die Fortsetzung und Vollendung dieses nützlichen Werkes zu Stande zu bringen!

C. M.

M a t t n z.

Bey B. von Zabern: Die Lehre vom Mechanismus der Geburt nebst Beiträgen zur Geschichte derselben. Von Dr H. Fr. Nägele, Privatdocenten zu Heidelberg. 1838. XV u. 243 Seiten in Octav.

Jedem Fachgenossen sind die großen Verdienste bekannt, welche Heidelberg's Lehrer sich um die Darstellung einer geläuterten und auf sorgfältiger Prüfung der Natur gegründeten Lehre des Mechanismus der Geburt erworben hat; rastlos hatte er seit jenem Aufsätze in Meckel's Archive 1819, wo er zuerst seine Beobachtungen bekannt gemacht, denselben Gegenstand weiter verfolgt, und zum zweyten Mahle die Ergebnisse seiner fernern Beobachtungen 1830 in der damalig erschienenen ersten Auflage seines Hebammenbuches mitgetheilt, ein Werk, welches bereits zum dritten Mahle neu aufgelegt wurde. Nägele hatte auch nach fortgesetzten Untersuchungen nicht Ursache, seine 1819 aufgestellten Grundsätze im Wesentlichen zu ändern, sie wurden durch die Erfahrungen der seitdem verstrichenen Jahre nur noch mehr bestätigt, und er hatte die Freude, daß auch viele Geburtshelfer des In- und Auslandes, nachdem auch diese die von ihm aufgestellten Beobachtungen einer näheren Prüfung unterwarfen, seinen Ansichten vollkommen beypflichteten. Wohl war es daher ein zeitgemäßes Unternehmen, daß der Sohn sich der Arbeit einer neuen vollständigen Ausgabe jenes Aufsatzes im Meckel'schen Archive unterzog, welche der Vater selbst, mit Unde-

rem beschäftigt, ihm gerne überließ. Wir haben demnach in der ersten Abtheilung der Schrift die Lehre von dem natürlichen Geburtsbergange, wie sie Mägele der Vater aufgestellt hat, und zwar glaubte der Sohn, wie er selbst in der Vorrede sagt, der Darstellungsweise des Vaters so viel als möglich, wörtlich folgen zu müssen: nur einige Zusätze hat er bezufügen für zweckmäßig erachtet. — Eine höchst interessante Zugabe bildet die zweite Abtheilung der Schrift, welche sich mit der Geschichte der Lehre vom Mechanismus der Geburt beschäftigt, und wir gestehen, daß uns diese Forschungen auf dem Felde der Geschichte im höchsten Grade angezogen haben. Die größte, ja wir können wohl sagen, eine diplomatische Genauigkeit waltet hier ob, und was Jahre lang mit dem größten Fleiße und unerschütterlicher Ausdauer Heidelbergs Lehrer für die Geschichte und Literatur des betreffenden Gegenstandes gesammelt und erforscht hatte, das wird uns hier theils als ganz neu und vorher noch nicht bekannt, theils als berichtigend vorgetragen, wobei wir aber auch des Sohnes Bemühungen, der durch seine auf Reisen angeknüpfte Verbindungen und Nachforschungen an Ort und Stelle, über manches Aufklärung zu geben im Stande war, nach Verdienst gebührend anerkennen müssen.

Wenn wir die biographischen Notizen über Solayrés den unermüdlichen, Jahre lang fortgesetzten Forschungen des Vaters verdanken, so hat dagegen der Sohn uns über Boër, aus des letzteren eigenem Munde, höchst interessante Mittheilungen gemacht, die um so dankenswerther erscheinen, da diesem großen Manne, der um die Beredlung des Fachs sich unverwelkbare Vorbeeren erworben, bis jetzt kein freundliches Wort

nachgerufen wurde, am wenigsten aber an dem Orte seines schönen Wirkens die erfolgreichen Leistungen desselben anerkannt sind. Daß der Vf. einer geschichtlichen Darstellung des Mechanismus der Geburt es auch nicht an tadelnden Bemerkungen fehlen lassen konnte, liegt in der Natur der Sache: der schwerste Tadel aber mußte freylich gegen Fr. B. Oslander gerichtet seyn, da eine Schule, welche so sehr das Operative des Fachs oben an stellte, für den Gegenstand, der hier abgehandelt wird, nichts leisten konnte. Reich ist das Buch ferner an literarischen Berichtigungen, welche gewiß den Anfang jener Disteln- und Dornenlese bilden, die uns einst von Heidelberg aus versprochen wurde, die aber auch in der That nirgends so noth thut, als grade in der Geburtshülfe, wo das Ausstaffieren der Lehrbücher mit erborgter Scheingelehrsamkeit, die sich in der reichhaltigsten Literatur, d. h. in abgeschriebenen Büchertiteln, zu erkennen gibt, so sehr überhand genommen. — Wir beschränken uns vorläufig auf diese kurze Anzeige des in Rede stehenden Buchs und glauben damit dem Zwecke dieser Blätter vollkommen Genüge geleistet zu haben, wenn wir die Aufmerksamkeit der sachkundigen Leser auf eine Schrift hinlenken, welche in der neuesten geburtshülflichen Literatur wieder einmahl eine würdige Stelle einnimmt, deren Werth bleibend seyn wird, und welche darum von allen, denen auch das höhere Streben der Wissenschaft am Herzen liegt, gelesen zu werden verdient. Einer näheren Beleuchtung derselben werden wir uns an einem andern Orte unterziehen.

Ed. R. F. v. Siebold.

D r e s d e n.

Von den Beyträgen zur Darstellung eines reinen einfachen Baustyls von Ernst Kopp, Folio 1837, sind uns die ersten vier Hefte zur Bekanntmachung zugesandt worden, wobey wir uns mit einer Anzeige des Inhalts begnügen müssen, die Beurtheilung den für die Kunst bestimmten Blättern überlassend:

Erstes Heft enthaltend Entwürfe zu 13 Kirchen (evangelischen und catholischen) im Spitzbogen-Stil, 18 Blätter (Preis 6 Rthl.).

Zweytes Heft. Entwürfe zu vier Synagogen, so wie deren theilweise Umarbeitung zu evangelischen und catholischen Kirchen, 6 Blätter (Preis 2 Rthl.).

Drittes Heft. Entwürfe zu einem Museum und zu einer Gemähldegallerie, 6 Blätter (Preis 2 Rthl.).

Viertes Heft. Nachtrag zu der im dritten Hefte befindlichen Critik über das Berliner Museum, 2 Blätter (Preis 1 Rthl.).

Daß diese prachtvollen Kupferblätter in Verbindung mit den dazu gehörenden Erklärungen Alles dasjenige enthalten, was die Freunde der Kunst in ihnen erwarten können, bezeugen wir gerne.

Hn.

E s t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 3. März 1838.

P a r i s.

Von dort erhielt die Königl. Bibliothek die folgenden werthvollen Geschenke:

Table Chronologique des Diplomes, Chartres, Titres et Actes imprimés concernant l'histoire de France par M. de Brequigny, continuée par M. Pardessus. 1836. fol. 655 Seiten.

Es ist dieß die Fortsetzung der im J. 1783 mit dem dritten Bande abgebrochenen Sammlung, welche jetzt von der Regierung der Academie der Inschriften übertragen ist. Der vorliegende vierte Band geht von April 1180 bis Junius 1213.

Le Divan d'Amrolkais, précédé de la vie de ce Poëte par l'auteur du Kitab el Aghani accompagné d'une traduction et de notes par le Baron Mac Guckin de Slane. 1837. fol. 128 Seiten, wovon wir vorläufig nur den Empfang anzeigen, und so wie auch für das folgende

Les couleurs symboliques dans l'antiquité,

le moyen age et le tems moderne par Frédéric Portal. 1837. 8. 312 Seiten
unsern Dank abstatten können.

Sn.

L e h d e n.

Scholica Hypomnemata. Scripsit Ioh. Bakius. Vol. I. Lugduni Batavorum apud H. W. Hazenberg Jun. 1837. XVI u. 228 Seiten in fl. Octav.

Ob schon auch das letzte Organ der holländischen Philologie, die von den Professoren Bafe, Geel, Hamaker und Hofman = Peerlkamp heraus gegebene Bibliotheca Critica Nova seit mehrern Jahren verstummt ist; so wäre es doch voreilig, daraus einen Schluß zu ziehen auf den gegenwärtig verringerten Eifer der dortigen Philologen oder die Gleichgültigkeit der Jugend gegen das heilige Erbtheil ihrer großen Ahnen. Fortwährend wird dieses Erbtheil gehegt und gemehrt. Die holländische Philologie des vorigen Jahrhunderts wandelte einen dem Zustande der Wissenschaft nach eben so erklärlichen, wie dem ruhigen und beschaulichen und auf Erhaltung des im Schweige des Angesichts Errungenen gerichteten Sinn des Volksstammes angemessenen Gang. Dieselbe Weise der Forschung erbt vom Meister auf die Jünger fort: man kann die holländische Philologie und ihre Hauptvertreter am Stammbaume bis zu ihren Incunabeln und Altvätern verfolgen. Es zeigt sich eine stätß fortschreitende Entwicklung und Weiterbildung ohne Zersprengen der Kette und ohne merkbare Störung des behaglichen Ganges. Mit dem treuesten Fleiße wurden die mehr auf guten Glauben als nach klarer Erkenntniß der Gründe bewunderten Alten,

deren Studium man mit Theologie, Jurisprudenz und Historie, ja auch mit Medicin, in nahe Berührung stellte, gelesen; mit bewundernswerther Ausdauer oft gerade die unbedeutendsten unter ihnen commentiert und neben mühsamer Beobachtung des Sprachgebrauchs eine Fülle von Einzelheiten besprochen, namentlich Parallelstellen gehäuft, Phrasen gesammelt, und darauf Erklärung und Emendationen gegründet. So ersetzte man den fühlbaren Mangel genügender Lexika und guter Grammatiken. Die reichen Bibliotheken lieferten die Handschriften, durch deren Benutzung man den Texten einen dauernderen Werth gab. Obwohl die Erforschung der realen Seiten des Alterthums nicht ausgeschlossen blieb, wurde sie doch mehr gelegentlich betrieben, als in wissenschaftlicher Selbständigkeit durchgeführt. Die Darstellung der jüngeren holländischen Schule folgte einem gemächlichen Geleise: der fast ausschließliche Gebrauch der lateinischen Sprache bey academischen Vorträgen, und Vorliebe für Cicero, in dessen Breite der gemüthliche Holländer sich gern heimisch fühlen mag, gab der Darstellung jene ruhige Gemächlichkeit, die in den beiden letzten Gewährsmännern am meisten sichtbar ist: in Ruhnkenius tritt sie am vollendetsten, in Wyttensbach am stärksten hervor. Beide waren Deutsche.

Seit dem Untergange des Freystaats kann man kaum mehr von einer abgeschlossenen holländischen Schule der Philologie reden. Das Gute der immerfort mit wahrhaft kindlicher Pietät verehrten Meister des vorigen Jahrhunderts ist geblieben. Indes der Gesichtskreis hat sich erweitert. Man möchte hinblickend auf die allseitigere Ergründung des classischen Alterthums von einer Rückkehr zu den Zeiten und dem Geiste eines Lipsius und Scaliger und Hugo Grotius reden. Durch

Wyttenbach angeregt entwickelte sich das Studium alter, namentlich Platonischer Philosophie, das in den Werken van Heusde's, Groen van Prinsterer's, Simon Karsten's u. A. so schöne Früchte getragen hat. Eine Reihe neuerdings erschienener Schriften bezeugt das erwachende Streben, in den innern Bau, die Composition und die Schönheit der Kunstwerke des Alterthums einzudringen: eine Reihe jährlich erscheinender Abhandlungen zeugt von der regen Theilnahme an dem in Deutschland besonders seit Böckh's großartigem Wirken vielfach geförderten Studium der realen Seiten des griechischen Alterthums. Und auch Critik und Erklärung der Schriftsteller hat sich der Fesseln entledigt, die sie früher niederhielten. Es genügt auch den dortigen Philologen nicht mehr jene äußerliche Observation und jenes sorgliche Commentieren der Alten, das mehr die Schale löste, als den Kern geschickt und mit einem Schlage öffnete, das mehr eine eifige Nachweisung einzelner Structuren und Wendungen bezweckte, als den Zusammenhang und die Intention des Schriftstellers in gehöriges Licht setzte: der Horatius von Hofmann = Peerlkamp und andere Schriften reden Zeugniß, daß man von jener objectiven Hingebung frey die Schwächen der Texte oder der Alten selbst mit Scharfblick, oft gar mit einer gewissen Keckheit aufzudecken kein Bedenken trägt.

Dabey ist die Erforschung der realen Seiten der Alterthumswissenschaft nicht los gelöst von ihrem Boden, in dem wurzelnd sie allein gedeihen kann. Sie geht mit Erklärung und Critik Hand in Hand, wie denn auch Hr Bake in vorliegender Schrift S. 208 ff. die von ihm bey der Erörterung der griechischen Alterthümer befolgte Methode andeutet und rechtfertigt: die

Darstellung zeigt die Kenner reiner Latinität, d. h. des Geistes echt römischer Sprache und römischen Volkes. Sie zeigt, daß die Schriften über Alterthümer auch aus den Schriften des Alterthums gewachsen sind. Vernachlässigung der Form gilt bey uns stellenweise für Genialität.

Hofman, Peerlkamp's vielfach geschmähtem, nur von Wenigen bisher gehörig gewürdigten, ein eifriges Studium in Anspruch nehmenden Horatius schließt sich dem Wesen nach der Hauptinhalt vorliegender Scholica Hypomnemata an. Selbst jetzt noch können sich Manche, wie es scheint, nicht frey genug stellen, um die Gediegenheit der neuesten Arbeiten auf dem Felde der Critik freudig anzuerkennen. Hr. Bake bemerkt in der schönen Zuschrift an Geel S. XIII. bey Erwähnung des Hofman, Peerlkamp'schen Horatius, man betrachte die Fortschritte in der Wissenschaft gar als staatsgefährlich, als Religion untergrabende Neuerungen: *adeo nostri homines sunt additi plane iis, quae patrum memoria inventa et probata sunt.* Die S. XIV. ausgesprochenen Befürchtungen werden hoffentlich nicht eintreten.

Der Ref. über die verschiedenen Bestandtheile vorliegenden Werkes kurz berichtet, hebt er Einiges aus jener sehr schön geschriebenen Zuschrift an Geel aus. Ein Theil des Werkchens wurde unter Geel's Augen ausgeführt, als beide treffliche Gelehrte auf dem Lande zu Engberg in der reizendsten Gegend von Gelderland die Sommerferien zubrachten. Hier ist die gemüthvolle und schöne Schilderung S. IX ff. *Quid profecto efficacius ad pravas animi ambitiones, veluti pestes, exsecandas, sordesque eluendas, quam rusticanae vitae otium et sobrietas et solitudo? Unde pabulum honestius castiusque*

ingenio quaeras, vel ad virtutis studium, vel ad veram humanitatis laudem, quam ex optimarum artium consideratione in quotidiano ruris fructu et adspectu? quem quasi invidentes hominibus plane auferunt urbis molitiones, ac suburbanorum adeo odiosa celebritas pusillique splendores. Neque prorsus a rusticis operibus abstinebamus: quum tu subinde ludens, qua es dexteritate, triturae felicissime operam dares, ego, absente Hermanno, carissimo genero, velut suffectus dominus, quotidie villico imperarem, vel de metenda segete, vel de arando agro aut stercorendo, singulaque statis diei temporibus obirem et inspicerem; nihiloque minus alacres literas uterque suas continuo repeteremus. Sed ne ineptus tibi videar, qui tamdiu istic haeream, redeamus, si placet, (quoniam ita fieri tandem necesse fuit,) in urbem, et ad hujus libelli argumentum.'

Die Abhandlungen geben das Beste von dem, was Herr B. im verwichenen Jahre in seinen academischen Vorträgen erörterte. Zuerst erhalten wir von S. 1 — 37. eine kleine Rede, die Hr B. seiner Erklärung der Ciceronianischen Sestiana voraus schickte: Disputatur de temperanda admiratione eloquentiae Tullianae. Hr B. kämpft gegen die ungemessenen Bewunderer der Ciceronianischen Beredsamkeit; man könne keinen verderblichen Gebrauch von Ciceros Reden machen, als wenn man sie denen, qui in forensi senatoriaque eloquentia elaborare decreverint, als Muster vorlege. Nach einer gedrängten Uebersicht des Entwicklungsganges der griechischen und römischen Beredsamkeit forschet der Vf. nach den Punkten, in denen sich Ciceros

Beredtsamkeit hauptsächlich vor der der übrigen Redner auszeichnete, und wie es kam, daß die Werke der Uebrigen vor den bewunderten Reden Ciceros zurück traten und endlich ganz untergingen.

Die Nachrichten der Alten, wie die erhaltenen Bruchstücke anderer Redner zeigen, daß das, was den Cicero von allen übrigen Rednern schied, jenes Isokratische Streben nach numeroser Abrundung der Perioden war; ferner jenes unverkennbare Bemühen, überall in salbungsvollen Gemeinplätzen den Hörern zu Gemüth zu reden: kurz, der reiche rhetorisch = philosophische Flitter, womit Cicero seine Reden behängte. Nicht Neuerungen in Gliederung der Rede, Anordnung und Durchführung der einzelnen Theile, sondern das äußere Gepräge schöner, glatter Sprache und schimmerner Rhetorik, und die allgemeinen moralisch = politischen Betrachtungen fesselten die Menge und auch Verständige ließen sich durch die Neuheit blenden. Noch mehr gilt von den Reden, was Cicero selbst von seiner Schrift *de consulatu suo* sagte: *Meus liber totum Isocrati $\mu\upsilon\pi\omicron\varsigma\eta\kappa\iota\omicron\nu$ atque omnes ejus discipulorum arculas ac nonnihil etiam Aristotelia pigmenta consumpsit*, wie er dem Atticus schreibt, II, 1. Die Bewunderung dieser Weise erreichte ihren Gipfel in den Schulen der Rhetoren, die aus Cicero vorzugsweise *Exempla figurarum* nahmen: und wie hätte Cicero Männern wie Seneca und Bellejus mißfallen können! Bereits das zweyte Jahrhundert nach Chr. Geb. stellt die Werke der übrigen Redner allmählich in Schatten, da man im Ciceronianischen Farbenglanze, der ihnen freylich noch nicht stark genug austrug, geistesverwandtes Streben erkannte. Seit Nonius und Aquila

Romanus im dritten Jahrhunderte wird kaum mehr ein anderer Redner erwähnt. Die Bewunderung der Ciceronianischen Reden bey Wiederbelebung der classischen Studien im 14. Jahrh. hat ihren guten Grund in der Armuth der Landessprachen, in dem blendenden Glanze, in welchem Cicero gegen die mittelalterliche Verwilderung der lateinischen Sprache strahlte, und in dem Untergange der übrigen Redner, wodurch eine Vergleichung mit Cicero abgeschnitten war.

Wir sehen in dieser Erörterung Hn B.'s eine eben so gelehrte wie unparteyische Würdigung Ciceronianischer Beredtsamkeit und geben gern zu, daß ein Redner unserer Tage nicht genng vor falscher Nachahmung jener charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Cicero gewarnt werden kann. Sie müssen an Demosthenes gewiesen werden, mit dessen Marke Lord Broughams Reden genährt sind. Und um so lieber geben wir es auf, der Ciceronianischen Eloquenz das Wort zu reden, da Herr B. mit unzweydeutigem Lobe die herrliche Schreibart in den philosophischen und rhetorischen Schriften und in den Briefen hervor hebt. Eine ruhige Beurtheilung der Mängel und Vorzüge des Cicero thut um so mehr wohl, da in neuester Zeit die Stimmen der Unwiffer und Halbwiffer es sich haben angelegen seyn lassen, den Cicero auf die unwürdigste Weise zu schmähren und da es zum guten Ton unserer Jugend zu gehören scheint, wegwerfend von dem edeln Manne zu reden. *Is demum se profecisse sciat, cui Cicero valde placebit.*

Wie Herr B. am Ende der ersten Rede mit vieler Wärme von dem zu früh verstorbenen Neuvens redet, so gibt er von S. 38 — 48. die Worte, die er in seinem ersten Vortrage nach dem Tode des berühmten Orientalisten Hamaker

sprach. Der frische, tiefe Schmerz hat die Rede dictirt: überall das Gepräge der Wahrheit, die auch den Fernstehenden unwiderstehlich zu gleicher Stimmung fort zieht. So wahr ist, was Herr B. S. 38. sagt: *Hoc semper spectavi, ut veterum literarum disciplina non tantum bene intelligendi dicendique praecepta, sed recta quoque et honesta sentiendi praesidia contineret.*

Von S. 49 — 106. folgen critische Bemerkungen zu Ciceros Rede für Sestius, die bekanntlich zu den verwildertsten Schriften Ciceros gehört. Fern von jenem Spitzsinne, der manche critische Untersuchung unserer Tage so widerhaarig macht, fern von aller aus Unklarheit entspringenden Breite, geben diese Bemerkungen in bündiger Kürze sehr schätzenswerthe Beyträge zur Critik jener Rede, wodurch der Text wahrhaft gewonnen hat. Hr B. bewährt die feinste Kennerschaft der Ciceronianischen Sprache, so wie ein scharfes Eindringen in die Verhältnisse, deren Kunde für das genuue Verständniß der Rede unentbehrlich ist. Man muß den Emendationen des Verfs überall das Zeugniß des Scharffsinnes und der Gelehrsamkeit geben: einige Waghalsigkeit läßt sich indeß mitunter nicht leugnen. Es dürfte indeß in den meisten Fällen schwerer fallen, die hergebrachte Lesart zu vertheidigen, als den Aenderungen des Hn B. zu widerstehen. Entschieden überzeugt ist Ref. von der Richtigkeit der Annahme mancher alten Interpolation, die Herr B. zuerst scharffsinnig aufgedeckt hat. Dadurch wird Marcus Tullius öfter von falschen Bildern und welken Blumen befreyt, die geschwägigen Rhetoren in die Schuhe gegossen werden, wie z. B. S. 62 ff. Mitunter weist auch Hr B. sehr

fein daß *κουψόν* am Redner selbst nach, wie S. 68. *Vos pro meo capite ad pedes leonnis projecistis.* Auch die von Hrn B. eingeschnehen Leidner Handschriften, deren Abweichungen vom Drellischen Texte von S. 137—193 genau verzeichnet sind, bieten hier und da Beyfallswerthes, wie sie z. B. S. 76. Ernesti's Vermuthung bestätigen, daß die Worte in tanto luctu ac desiderii mei, non repugnandi, sed moriendi caussa als abgeschmackter Zusatz eines Glossators zu streichen seyen, s. S. 92. An anderen Stellen haben ihre Abweichungen Herrn B. Gelegenheit gegeben, durch Conjectur das Wahre zu finden.

Es folgen von S. 193 — 208. Bemerkungen zu der ersten und zweyten Philippica, ganz in derselben Weise. Endlich von S. 208—228. *Antiphontea et Andocidea*, in denen wir besonders auf das hinweisen, was über das Verhältniß der Mitylender, nach ihrer Unterwerfung unter Athens Botmäßigkeit, zu den attischen Kleruchen S. 214 ff. mit Bezug auf Böckhs Staatshaushaltung, was S. 220 ff. über einen angeblichen *ὑπογραμματεὺς τῶν δεσποδευῶν* bey Antiphon. de Choreuta p. 90. Bekker. und was S. 224. gegen Böckh über den Generalpächter der *πεντηκοστή* ausgeführt ist.

Für die Zukunft verheißt Hr B. in der Fortsetzung ähnlicher Untersuchungen einen jährlichen Tribut sich aufzuerlegen. Wir halten ihn freundlich beym Worte.

F. W. Schneidewin.

L o n d o n.

Bey Longman: Transactions of the zoological Society of London. Vol. I.

Part. 4. 1835. Von S. 301 — 402. Nebst vielen Abbildungen. Quart.

Ueber diese Zeitschrift haben wir schon zweymahl (zuerst am 29. August 1835) Bericht erstattet, und versehen nicht, nun auch den Schluß des ersten Bandes anzukündigen. Derselbe enthält: XXXII. On the genus *Chama*, Brug., with Descriptions of some Species apparently not hitherto characterized. By W. J. Broderip. S. 301. Tab. XXXVIII. XXXIX. Die von Lamarck gewählte und von Manchen angenommene Eintheilung der Sienmuscheln in solche, deren Umbo von links nach rechts, und in solche, bey denen er von rechts nach links gewandt ist, läßt der Verf. nicht gelten, weil er bey verschiedenen Individuen derselben Species den Umbo bald nach rechts, bald nach links gewandt antraf. Die elf vom Verf. beschriebenen und abgebildeten Arten, nebst einigen Varietäten sind sämmtlich aus den americanischen Wässern, und zeichnen sich durch reiche Blätterung und durch schöne Farben aus. — XXXIII. Characters and Description of a new Genus of the Family Melolonthidae. By John Curtis. S. 307. Tab. XL. Dieses schöne Insekt aus der Familie der Maykäfer ist *Ancistrosoma Klugii*, und stammt aus Peru. — XXXIV. On a Species of Moth found inhabiting the Galls of a Plant near to Monte Video. Von demselben. S. 311. Diese Motte aus der Familie der Wickler (Schmetterlinge) ist dadurch höchst merkwürdig, daß sie Gallen erzeugt. Herr C. meint, daß Weibchen lege seine Eyer in die Sproßlinge, die Absonderungsmaterie der Raupen veranlasse die Bildung der Gallen, welche, wenn sie ausgewachsen sind, so zu sagen Cocons zum Schutze der Larven bilden; damit die ausgebildete Motte ausschlüpfen könne,

arbeite die Raupe einen Deckel aus der Galle los, welcher einen Stöpsel vorstelle, der leicht von der Motte entfernt werden kann, nachdem sie sich aus der Puppe entwickelt hat. Das merkwürdige Thier hat der Verf. *Cecidoses Eremita* genannt. — XXXV. Description of a microscopic Entozoon infesting the Muscles of the human Body. By Richard Owen. S. 315. Tab. XLI. Der Demonstrator der Anatomie am Bartholomäus-Hospitale, Herr Wormald, hatte mehrere Male kleine weißliche Flecken in den Muskeln menschlicher Leichen beobachtet, und dieselben für Kalkablagerungen gehalten. Herr Owen hat solche an einem 50 jährigen Italiäner (dessen Krankheitsgeschichte mitgetheilt ist), genauer untersucht, und dieselben als Parasiten erkannt, die in den verschiedenen Muskeln, jedoch mit Ausnahme der unwillkürlichen, sehr copios vorkommen, und parallel reihenweis zwischen den Muskelfasern gelegen sind. Der Wurm liegt (meist einzeln) in einer kleinen Cystis und hat eine lineäre Körperform. Das Genus nennt Hr D. *Trichina* (*Animal pelucidum, filiforme, teres, postice attenuatum: os lineare; anus nullus; tubus intestinalis genitaliaque inconspicui* [?]), die Art aber *T. spiralis* (*trichina minutissima, spiraliter raro flexuose incurva; capite obtuso; collo nullo; cauda attenuata obtusa*). — XXXVI. On the Anatomy of *Linguatula taenioides*, Cuv. Von dems. S. 325. Tab. XLI. Eine sehr sorgfältige Bergliederung dieses in der Stirnhöhle der Hunde und Pferde lebenden Wurmes. — XXXVII. Additional Remarks on the genus *Lagotis*, with some account of a second Species referrible to it. By E. T. Bennet. S. 337. Tab. XLII. In St. 136.

des J. 1835 dieser Anzeigen haben wir den Character des *Lagotis Cuvieri* angegeben, der des *Lagotis pallipes* ist: *L. auriculis capite brevioribus; vellere brevi; caudae setis ferrugineis; ventre pedibusque fulvescentibus, his pallidoribus.* Das Vaterland ist Chili. — XXXVIII. Observations on the Genus Cancer of Dr Leach (*Platycarcinus* Latr.), with Descriptions of three new Species. By Thomas Bell. S. 335. Tab. XLIII. — XLVII. In dieser kurzen zoologischen Monographie der Gattung Cancer bestimmt der Verf. nach seinen drey neu entdeckten Arten den Character genauer. Mit Ausnahme des Taschkrebses bewohnen die dazu gehörenden Arten die Meere Americas. Die neuen (aus Valparaiso stammenden) Arten sind *C. longipes* ($3\frac{1}{2}$ " lang und 6" breit), *C. Edwardsii* ($5\frac{3}{4}$ " und $7\frac{1}{2}$ ") und *C. dentatus* (4" u. $5\frac{1}{2}$ "); auch die früher bekannten 2 Arten *C. irroratus* und *C. Pagurus* sind beschrieben und abgebildet. — XXXIX. On the osteology of the Chimpanzee and Orang Utang. By R. Owen. S. 343. Tab. XLVIII—LVIII. Bloß aus dem Grunde war es möglich den Drang Utang dem Menschen so nahe verwandt zu halten, weil man nur jüngere Individuen dieser Affenart zum Vergleich benutzte; daß aber bey jüngeren Thieren der Gesichtswinkel verhältnißmäßig größer, die Zähne kleiner und die Schädelbildung im Verhältniß zur Gesichtsbildung ausgedehnter ist, gilt als allgemein anerkannte Thatsache. Auch beruht das sanftere Benehmen, so wie die große Gelehrigkeit und Folgsamkeit der Drangs auf ihrer Jugendlichkeit, wie es denn überhaupt bekannt ist, daß die in früheren Lebensperioden folgamen und gelehrigen Affen in vorgerückterem Alter höchst ungeliebig, widerspenstig und unbe-

zählbar werden. Was schon frühere Naturforscher, namentlich auch Rudolphi, behaupteten, daß der gewöhnliche Drang-Utang das Junge vom Pongo sey, bestätigt der Verf., welcher aus seinen vergleichend osteologischen Untersuchungen folgende Resultate hinsichtlich des Unterschiedes der Drangs und des Menschen hervor hebt: Bey den Drangs sehen in der oberen Kinnlade die Augenzähne von den Schneidezähnen, in der unteren die cuspidati von den bicuspidati entfernt; die Intermaxillarknochen sind größer; das Hinterhauptloch mehr nach hinten gelegen; die Hinterhauptsgelenkhöcker verhältnißmäßig kleiner, die Felsenbeine ausgedehnter, die Kiefer bedeutender; das Nasenbein ist flach und selten in der Mittellinie getheilt; Warzen- und Griffelfortsatz fehlen, — dagegen findet man einen Fortsatz des Schläfenbeins vor dem Gehörgange; die Crista galli fehlt; die Lendengegend der Wirbelsäule ist kurz und schwach, auch finden sich nur 4 Lendenwirbel; das Kreuzbein ist verhältnißmäßig schmal und lang; die Darmbeine sind flach, die Sitzbeine stärker entwickelt und mehr nach außen gebogen; das Becken ist fluchtiger an die Wirbelsäule befestigt, die Brust verhältnißmäßig stärker entwickelt, die oberen Extremitäten länger, der Raum zwischen Radius und Ulna weiter; der Daumen ist länger und schwächer, und die Hand im Verhältniß zur Breite schmaler; die unteren Extremitäten sind kürzer, die Füße verhältnißmäßig länger und minder breit; der Calcaneus ist unbedeutend, der große Zehe kürzer und daumenartig dem übrigen Fuße entgegensetzbar. — Der Verfasser meint, der africanische Drang (*Simia Troglodytes*) stehe dem Menschen näher als der asiatische oder eigentliche Drang-Utang (*S. Satyrus*). Abgebildet sind die Skelette beider Af-

fenarten, so wohl von jungen als auch von alten Individuen, — so wie der seitlich und in der Stirngegend nur wenig entwickelte Schädel eines blödsinnigen Menschen. — XL. On the Anatomy of *Distoma clavatum*, Rud. Von demselben. S. 381. — XLI. Description of a new species of Tape-worm, *taenia lamelligera*, Owen. Von demselb. S. 385. — XLII. Remarks on the Entozoa, and on the structural Differences existing among them: including Suggestions for their Distribution into other Classes. Von demselben. S. 387. In der ersten Abhandlung gibt Herr Owen interessante Bemerkungen über den Bau des genannten Doppellochs, — in der zweyten die Beschreibung eines in den Dünndärmen des Flamingo gefundenen Bandwurmes, von 7" Länge, 5" Breite und 1" Dicke, und in der dritten einen Versuch, die Eingeweidewürmer nach ihrem Baue u. den Abtheilungen anderer wurmartiger niederer Thiere einzuverleiben. — XLIII. Additional Observations on *Alepisaurus ferox*. By the Rev. R. T. Lowe. S. 395. Tab. LIX. Dieser Zusatz zur der Naturgeschichte des genannten Fisches (s. unsere Anz. 1835. S. 1358.) ist nebst der Abbildung nach einem besser erhaltenen Exemplare.

Berthold.

M a n n h e i m.

Platos Apologie des Socrates, übersetzt und erläutert von F. A. Müßlin, Großherzogl. Badenschen Geh. Hofrath, Director und Prof. des Lyceum zu Mannheim. 1838. 8. 114 Seiten. Der Verf., schon durch die Bearbeitung anderer Platonischen Dialoge bekannt, liefert hier

eine Uebersetzung desjenigen, der durch seinen Inhalt das größte Interesse erregt, was noch durch die Schönheit der Behandlung erhöht wird. Er bestimmt seine Arbeit nicht für Philologen vom Fach, sondern für gebildete Freunde des Alterthums überhaupt, für solche insbesondere, welche der griechischen Sprache und Literatur nicht in dem Grade mächtig sind, um einer Uebersetzung entbehren zu können, so wie Geschäftsmänner, welche nur ihre Erholungsstunden einer solchen Lectüre widmen können. Glücklicher Weise scheint die Zahl dieser Leser in Deutschland jetzt sehr bedeutend zu seyn, und daß Uebersetzungen solcher kleineren Werke besonders dazu passen, ist von selbst einleuchtend. Wir haben diese Uebersetzung mit Interesse gelesen, da sie nicht bloß durch die Treue, sondern auch durch die Correctheit und die Eleganz der Sprache sich empfiehlt. Sie läßt den Eindruck zurück, daß es eine Lieblingsarbeit des Verfs gewesen sey. Auch die Anmerkungen sind für ein Publicum wie das bemerkte berechnet. Sie enthalten keine Sprachbemerkungen, sondern Sacherläuterungen, wo diese Bedürfniß seyn konnten, mit Benutzung der Arbeiten besonders von Schliermacher und Ritter. Auch unter diesen werden einzelne, wie z. B. die über den Einfluß und das Verhältniß Homers zum Socrates auch für Männer vom Fach lehrreich seyn, die auch für etwas Höheres als bloße Wortcritik Sinn haben. Ob die Apologie, so wie sie jetzt vor uns liegt, wirklich von Socrates gehalten, oder erst später von Platon ausgearbeitet sey, worüber die Meinungen getheilt sind, läßt auch der Verf. unentschieden, findet jedoch das Letztere wahrscheinlicher, so jedoch, daß wenn sie auch nicht von Socrates selber abgefaßt, dennoch ganz in seinem Geiste geschrieben sey. Hn.

S t t t i n g s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 5. März 1838.

P a r i s.

Librairie de Gide. Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique aux quinzième et seizième siècles, par Alexandre de Humboldt. T. I. 1836. XXVII u. 362 Seiten. T. II. 1837. 373 Seiten in Octav.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist im Gebiete der Wissenschaften ein so reicher Mann, daß die meisten von uns Andern bey einem Zehnthelle seiner Schätze sich schon Größusse dünken würden. Wenigstens fühlt sich der Unterz., der die Erweiterungen, welche die Naturwissenschaften Hn Alex. von Humboldt verdanken, nur in einer sehr entfernten Perspective mit Erstaunen betrachtet, nicht einmahl auf geschichtlichem Boden im Stande, den vielseitigen und überall gründlichen Nachforschungen desselben Gelehrten in allen Regionen dieses Feldes, über die engen Grenzen, welche seine eigenen Studien ihm ge-

steckt haben, mit selbständigem Urtheile zu folgen. Er wird daher in dieser Recension nur wenige Punkte näher erörtern, die indeß auch für den Verf. Hauptpunkte sind, und welche sich auf die Vorstellungen des classischen Alterthums beziehen, die auf Columbus Unternehmen Einfluß hatten. Zu dieser Beschränkung geben ihm diese Blätter um so mehr das Recht, da ein anderer gelehrter Mitarbeiter dieser Zeitschrift, bey der Anzeige der ersten Lieferung der Folio-Ausgabe im Jahrg. 1835. St. 169. S. 1681., die dem Mittelalter eigenthümlichen Vorstellungen und die der Entdeckung von America voraus gegangenen nördlichen Entdeckungsreisen, nicht ohne Zusätze aus eigener Forschung, erörtert hat. Nur eine Empfindung kann der Rec., ehe er sich zu seinem Geschäfte wendet, auszudrücken nicht unterlassen, die Freude, eine Ueberzeugung bestätigt zu finden, die für ihn großen Werth hat. Indem wir den großen Naturkundigen auch als ausgezeichneten Geschichtsforscher kennen lernen, werden wir recht inne, wie die Geschichte, die man jetzt so oft zu einer Provinz der Philosophie machen will, in ihrer echten Methode doch so viel mehr Verwandtschaft mit den Naturwissenschaften hat. Scharfe Beobachtung des Erfahrungsmaßigen, Sammlung so vieler einzelnen Punkte als es möglich ist aufzufinden, Erforschung des gesetzmäßigen Zusammenhanges derselben nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen und Zurückbeziehung auf die gegebene Grundlage der allgemein menschlichen Natur — auf eine andere Weise als diese wird man nie in der Geschichte zur Vorstellung und Empfindung der vollen Wirklichkeit kommen, die für den Historiker etwas unendlich wichtigeres und bedeutenderes ist, als die allgemeinen Abstractionen und Raisonnements, die man der Geschichte nicht als

Zweck unterlegen kann, ohne sie in ihrem eigenthümlichen Wesen zu vernichten.

Die zwey Bände, welche uns vorliegen, gehören der Originalausgabe in Octav an, in welcher man das Werk unstreitig auf die bequemste und angenehmste Weise lesen wird; ihnen entsprechen die drey Lieferungen der früher angezeigten deutschen Uebersetzung von Herrn Dr P. J. Ideler, welche zusammen einen Band ausmachen. Sie enthalten die erste Section des ganzen sehr umfassenden Werkes vollständig, in welcher die Ursachen und Veranlassungen der Entdeckung der neuen Welt entwickelt werden. Der Verf. hat dafür nicht die Form einer chronologisch fortschreitenden Erzählung gewählt, in welcher seine Ideen sich schwerlich hätten darlegen lassen, sondern er geht, nach einer eben so natürlichen als kunstreichen Anordnung, von dem Standpuncte des Columbus und der Zeit aus, welche der großen Entdeckung zunächst vorher ging, und den darin liegenden Motiven und Anlässen zu dem Unternehmen bis in ihre entferntesten Gründe und Anfänge nach, in Zeiten, deren Causalzusammenhang mit seinem Vorhaben Columbus selbst nicht ahndete. Er weiß die von verschiedenen Seiten zusammen treffenden Strahlen von dem Brennpuncte aus, wo sie sich in Columbus Geist zur That entzündeten, bis zu ihrer Quelle, und durch alle die Mittel, die sie stärkten oder schwächten, hindurch zu verfolgen. Hierbey ist schon das keine leichte Aufgabe, sich der Vorstellungen mit Sicherheit zu bemächtigen, von denen Columbus wirklich und hauptsächlich bey seinem Unternehmen geleitet wurde, da die Aeußerungen des großen Mannes, dem es so schwer gemacht wurde, der alten Welt eine neue zu gewinnen, nicht aus einem unbefangenen theo-

retischen Interesse, sondern stäts unter dem Einflusse practischer Zwecke, bald um zur Beförderung seines Unternehmens anzutreiben, bald um sich zu rechtfertigen, hervor treten; am wenigsten ist ihm natürlich zu trauen, wenn er am Ende seiner Tage, wie Newton, in apokalyptische Schwärmerereyen versinkend, von keinem anderen Impuls getrieben seyn wollte, als einer Verkündigung des Jesaias. So wichtig auch die Mittheilungen des Sohnes Fernando sind, die zum Theil auf dem Nachlasse des Vaters beruhen: so verrathen sie doch vor einer scharfen Critik gar manche Schwäche und Ungenauigkeit; und man begreift leicht, wie schwierig es ist, die gewiß auch nicht sämmtlich in einer klaren Vorstellung aufgehenden, sondern sich mannigfach unter einander bekämpfenden und widerlegenden Voraussetzungen und Erwartungen, die in der Brust des großen Admirals zu verschiedenen Zeiten bald hervortauchten, bald ins Dunkel zurück traten, richtig und deutlich aufzufassen.

Sicher ist, daß Columbus selbst als Zweck seiner Fahrt die Absicht angab, den Osten im Westen zu suchen; und — wenn er auch dabey die und jene Insel auf dem Wege zu finden gedachte, die er nicht ungekannt liegen lassen wollte — dies für ihn nur ein untergeordneter Nebenzweck war. Toscanelli, welcher im J. 1474 sich mit denselben Projecten beschäftigte, wie Columbus, aber durchaus nur auf theoretische Weise, nennt nur eine Insel Antilia, die der Schiffer auf dem westlichen Wege nach Zipango (Japan) antreffen werde. Die Hauptvoraussetzung, welche bey diesem Plane zum Grunde lag, war die der Kugelgestalt der Erde — eine Vorstellung, welche die Griechen ihren alten Philosophenschulen, zuerst den Joniern, dann den Pythagoreern und

Eleaten verdankten, und die wir bey Aristoteles auch auf wissenschaftliche Weise hinlänglich begründet finden. Gewiß war sie — um dies einschaltend zu bemerken — schon vor Aristoteles und Heraklides Pontikus die herrschende Ueberzeugung der Philosophen und Mathematiker; Eudoxos (um 360 v. Chr.) stellte in seiner Sphäre, die wir durch Arat kennen, die Erde als eine Kugel in die Mitte der Himmelskugel, und es scheint nicht, daß man darüber damahls noch disputierte. Von dieser gewonnenen Erkenntniß gingen freylich, sieben Jahrhunderte später, die Väter der christlichen Kirche, aus mißverstandnem Eifer für die heil. Schrift, wieder zurück, und im christlichen Mittelalter setzten sich die alten kindlichen Vorstellungen von der Scheibensform der Erde wieder fast bey Allen fest — während die Araber an Aristoteles und der richtigern Annahme fest hielten, und darnach, wie die Alten, ein großes Meer zwischen dem Westen von Europa und Africa und dem Osten Indiens annahmen — indeß behaupteten auch im christlichen Europa einzelne Männer von hellem Geiste, wie Roger Bacon im dreyzehnten Jahrhundert, die wissenschaftliche Kenntniß von der Sache. Columbus Autorität war in dieser Sache hauptsächlich das öfter von ihm erwähnte, im J. 1410 geschriebene Werk des Cardinal Pierre d'Alilly (Peter Alliacus), *Imago Mundi*, in dem der Cardinal freylich nicht viel mehr gethan, als das *Opus majus* von Roger Bacon sammt den Citaten aus Aristoteles, Seneca und Plinius, ausgeschrieben hat, ohne die Berichte der Reisenden, wie Marco Polo, zu benutzen, die nach Bacon das Innere von Asien bekannter gemacht hatten, und ihm die Mittel an die Hand geben konnten, die wahre Entfernung Indiens genauer zu be-

stimmen, als es für Bacon möglich war. So hängt Columbus Gedanke und That an einer Kette, deren entferntere und stärkere Glieder Columbus selbst nicht absah, wiewohl diese es eigentlich waren, welche ihn trugen.

Mit dieser richtigen Erkenntniß mußte aber in Columbus Geist nothwendig ein sehr großer Irrthum zusammentreffen, um ihm zur Ausführung seines Planes Muth zu machen. Es kann nicht gezweifelt werden, daß wenn Columbus mit der Kenntniß der Kugelgestalt der Erde auch die rechte Vorstellung von der Größe derselben verbunden hätte, auch ein so kühner Geist abgeschreckt seyn würde, die Fahrt nach Indien auf diesem Wege, ohne die Sicherheit eines Zwischenlandes, zu versuchen, und Amerika wäre erst bedeutend später entdeckt worden. Es hätte dann erst die Umschiffung Africas, nach Gamas gelungenem Versuche, in Gang kommen, und ein Seefahrer auf diesem Wege durch eine etwas ausweichende Richtung nach der vorspringenden Ecke von Brasilien geführt werden müssen, wie es hernach wirklich mit Cabral im J. 1500 der Fall war; dieß wäre, ohne jenen Irrthum in der 'Cosmographie' des Columbus, der natürliche Fortschritt der Entdeckungen gewesen. Man muß freylich auch gestehen, daß Columbus, da ihm sein ganzes Unternehmen an dieser Kleinheit der Erde zu hängen schien, dabey mit jener leidenschaftlichen Liebe für eine vorgefaßte Idee zu Wege ging, die sich so leicht auch der ehrlichsten Gemüther bemächtigt, und so oft im gemeinen Leben, so wie von der historischen Critik, mit mala fides verwechselt worden ist. Die Alten galten ihm hierbey nur wenig, bekanntlich hatten schon die Alexandrinischen Mathematiker, unter den ersten Ptolemäern, den größten Umkreis der

Erde nach ihren Gradberechnungen auf 252,000 Stadien (ziemlich 6300 geogr. Meilen) bestimmt, und ihn also nur um $\frac{1}{2}$ zu groß angenommen, während Aeltere, wie schon Anaximander, den Erdumfang sich noch viel größer, gegen 10000 Meilen, vorgestellt hatten. Andere, denen Marinus und Ptolemäus folgen, hatten bey ihren Berechnungen die Erde grade um so viel zu klein gemacht, wie jene zu groß, indem sie den Aequator auf 180,000 Stadien, also 4500 Meilen, setzten. Man wird die genaueren Berechnungen in dem vorliegenden Werke T. II. p. 326. finden: mit besonderer Rücksicht auf das Gosselin'sche System, welches die verschiedenen Angaben durch eine voraus gesetzte Verschiedenheit des Maßstabes ausgleichen wollte. Von diesem Gesamtumfang der Erde rechnete nun Eratosthenes etwa ein Drittel auf die bewohnte Erde, indem er die den Alten bekannte Erdinsel von den Spizen Europas bis nach Thina an der Küste Chinas auf 70,000 Stadien anschlug, welche auf den Parallelkreis von Rhodos, von 203872 Stadien, reduciert 67,500 St. (1687 geogr. Meilen) betragen — etwas weniger als die angegebene Ausdehnung nach den so viel vollkommnern Mitteln unserer mathematischen Geographie berechnet wird. Ptolemäus glaubte die bewohnte Erde 180 Grade, also auf dem Aequator 90,000 Stadien, weit zu kennen, aber hatte damit freylich noch nicht die Grenzen des festen Landes angegeben, da er sich nach Marinus von Tyrus (und vielleicht Hipparchos, s. T. II. p. 370.) die Südsee nicht als offenes Meer, sondern von den auf eine fabelhafte Weise verlängerten Küsten Africas und Indiens umschlossen dachte. Nur Marinus hatte die Länge der Oekumene bis auf 225 Grade ausgedehnt — so daß für den übrigen Raum

zwischen Indien und Westeuropa nur 135 Grade blieben —: seine von Ptolemäus mitgetheilten aber mit Recht bestrittenen Behauptungen waren natürlich dem Columbus die willkommensten. Im Ganzen, muß man gestehen, waren die Forschungen und Ansichten der Alten, recht verstanden, weit mehr abschreckend als anregend für den Plan einer westlichen Fahrt nach Indien; und man begreift, warum kein Schiffahrer der Alexandrinischen oder Römischen Zeit, in der die Schiffahrtskunde doch wohl nicht viel niedriger stand als in Columbus Zeit, auf den Gedanken einer solchen Unternehmung verfiel: abgesehen davon, daß die nautischen Völker jener Zeit in den Ostwinkeln des mittelländischen Meeres versteckt waren und ihr Gesicht noch nicht, wie Portugiesen, Spanier und Engländer, gegen den atlantischen Ocean gewandt hatten. Indes findet schon Strabon, nach Eratosthenes, durchaus kein anderes Hinderniß von Iberien nach Indien zu segeln, als eben die ungeheure Ausdehnung des atlantischen Oceans.

Die Griechen verdankten ihre Kenntniß der Ausdehnung Asiens, hauptsächlich der Expedition Alexanders und den nachfolgenden baktrischen Eroberern am Indus und Ganges, so wie dem alexandrinischen Handel; das Mittelalter bekam neue Mittel, die Erstreckung Mittelasiens zu messen, durch die Einheit, die das mogulische Reich des Dschingis Chan in die Völker und Horden zwischen Moskau und China brachte, wodurch die weiten Reisen des Marco-Polo begünstigt wurden.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. 39. S t ü c k.

Den 8. März 1838.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent etc. par Al. de Humboldt.

Da aber der Cardinal Alliacus keine Rücksicht darauf nimmt, und überhaupt die im Mittelalter selbst liegenden Quellen der Erdkunde ganz bey Seite läßt: so konnte auch Columbus keinen Vortheil daraus ziehen, sondern traute unbedingt den aus den Alten genommenen, aber sehr entstellten und übertriebenen Versicherungen des Cardinals, daß Indien und Europa nur durch ein schmales Meer getrennt seyen. Von besonderem Gewicht war für Columbus der schon von Alliacus angeführte arabische Geograph Al-Fergani, der die Maße einiger unter dem Kalifen Al-Mamun gemessenen Grade angibt, welche Angaben Columbus, nach einer sehr willkürlichen Vergleichung der Längenmaße, so verstand, als betrage jeder Grad des Aequators nur $56\frac{2}{3}$ Stal. Meilen: wonach er den Umfang der Erde noch

kleiner als Ptolemäus annahm. Dabey dachte er sich Indien, dessen Ostgrenze noch nicht verzeichnet war, noch weiter hinaus gestreckt, und überredete sich, daß 'die Welt überhaupt von geringem Umfange sey' (El mundo es poco, die Welt ist ein klein Ding sagt er in seinem Briefe an die Königin Isabella vom 7. Julius 1503) und daß sechs Theile davon trocken und nur der siebente unter Wasser läge. Dies letzte Resultat der physischen Geographie borgte Columbus weder von den Alten, noch aus der Länderkunde seiner Zeit, sondern aus dem vierten Buche des Esra, welches in der griechischen Kirche die Apokalypse des Esra hieß, und wahrscheinlich von einem Juden außerhalb Palästina im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung fabriciert ist. Von den Alten konnte den großen Admiral in seiner vorgefaßten Meinung eigentlich nur die bekannte Stelle des Seneca (Nat. Quaest. Praefat. II.) bestärken: 'Quantum enim est, quod ab ultimis littoribus Hispaniae usque ad Indos jacet? Paucissimorum dierum spatium, si navem suus ventus implevit.' Columbus bezeichnet auch offenbar diese Stelle in seinem Briefe an die Königin Isabella vom J. 1498, worin er freylich auch dem Aristoteles dieselbe Meinung unterlegt, wie dem Seneca, die der erste den Unternehmungen Alexanders, der zweyte den von Nero befohlenen Entdeckungsfahrten verdanke. Wir sind mit dem Verf. vollkommen überzeugt, daß Seneca durch jenes paucissimi dies keineswegs die Geographen seiner Zeit bestreiten wollte, sondern sich dieses verkleinernden Ausdrucks nur im Vergleich mit der unermesslichen Größe der Sternenwelt bedient, von welcher in jener Rede seine Seele erfüllt ist.

Wenn man sich mitten in diesen Kreis wahrer

und irriger Vorstellungen hinein versetzt, begreift man die unerschütterliche Sicherheit, mit der Columbus ungeachtet aller Hindernisse und Schwierigkeiten, die man ihm machte, seinem Ziele zusteuerte; er setzte voraus, Indiens Ostküste schon eher zu finden, als er wirklich Westindien fand. Hier entsteht die zweite Frage, ob er nicht doch in dem Falle, daß ihm Indien nicht so zeitig entgegen käme, die geheime Hoffnung hatte, ein bedeutendes Land in der Mitte zu finden, und eine Abndung des vierten Continents in ihm auftauchte. Man muß indeß gestehen, daß in den Schriften und Briefen von Columbus selbst diese Hoffnung nirgends hervor tritt, wiewohl er dafür in den Alten eben so viel, und eigentlich noch mehr Nahrung gefunden hätte, als für seine Lieblingsidee; Columbus ist auch nach dem Erfolge ehrlich genug gewesen, seiner Unternehmung keine Zwecke unterzulegen, die sie nicht hatte, und sich hinterher nicht weiser zu stellen als er war. Erst sein Sohn Fernando gibt, wie er sagt, nach den Tagebüchern seines Vaters, unter den Motiven, die ihn zu dieser Unternehmung angetrieben hätten, auch solche Stellen der Alten an, wo von unbekanntem noch zu entdeckenden Theilen der Erde die Rede ist, wie die Verse aus der Medea des Tragiker Seneca, die auf jeden Fall auch dem Christoforo Colon bekannt waren: *Venient annis saecula seris quibus Oceanus vincula rerum laxet et ingens pateat tellus, Tethysque novos detegat orbis, nec sit terrarum ultima Thule*, er gedenkt auch der von Platon beschriebenen Atlantis, die er sonderbarer Weise mit einem kleinen Gilande Atalante in der Meerenge zwischen Lokris und Cuböa verwechselt, das nach Thukydides durch ein Erdbeben, Olymp. 88, 2., von der Küste des Festlandes

loß gerissen wurde; und es ist gewiß, daß wenn auch Columbus selbst die Auffindung der Atlantis nicht im Sinne hatte, die gelehrten Spanier seiner Zeit sich doch viel mit dieser Phantasie des Alterthums zu schaffen machten: Auch hatten die Traditionen von Inseln und Ländern im atlantischen Meer, welche aus der Zeit der alten Literatur ihren Weg durchs Mittelalter gefunden und dabey sich auf eigenthümliche Weise umgestaltet hatten, unstreitig bedeutenden Einfluß auf die Art, wie Columbus erste Entdeckungen aufgenommen wurden, und selbst auf die Namen, die man den entdeckten Inselgruppen gab. Es gehört daher zum Thema dieses Werks, diese Vorstellungen bis in ihre Wurzel zu verfolgen und der geniale Verf. scheut sich nicht, den nebelhaften Gestalten der 'mythischen Geographie' nahe zu treten, und ihnen den realen Grund, auf dem sie beruhen, abzufragen. 'Les mythes des peuples, sagt der Verf. T. I. p. 112, mêlés à l'histoire et à la géographie, ne sont pas en entier du domaine du monde idéal. Si le vague est un de leurs traits distinctifs, si le symbole y couvre la réalité d'un voile plus ou moins épais, les mythes, intimement liés entre eux, n'en révèlent pas moins la souche antique des premiers aperçus de cosmographie et de physique'. Hier trennen sich indes den Weg, welchen das vorliegende Werk einschlägt, und die Bahn, auf der der Ref. bey der Behandlung desselben Gegenstandes sich bewegen würde, ein wenig, wenn auch nur, um bald wieder zusammenzutreffen. Herr v. Humboldt ist mit J. H. Boß, Mannert und andern sehr achtbaren Forschern derselben Zeit geneigt, wirklichen Erfahrungen, welche nur durch Wundersucht und Leichtgläubigkeit eine fabelhafte Ge-

stalt erhielten, wie man sich besonders die 'Phöniciſchen Schifferſagen' vorſtellt, den Hauptanztheil an der poetiſchen Geſtaltung der Erde, die in der griechiſchen Mythologie und epischen Poefie hervor tritt, zuzuſchreiben. Die Generation von Mythologen, zu welcher der Unterz. ſich rechnet, glaubt dagegen die eigentliche Wurzel dieſer Gebilde in gewiſſen ideellen Vorausſetzungen und Forderungen des Gefühls zu erkennen, auf welche eine wirkliche Länderkunde erſt allmählich einzuwirken beginnt, woraus oft die intereſſante Erſcheinung hervor geht, daß rein ſubjective Schöpfungen einer von gewiſſen Ideen geleiteten Phantafie faſt unmerklich in wirkliche Länder und wohlbekannte Gegenſtände der wiſſenſchaftlichen Geographie übergehen. Der Forſcher in der Geſchichte der Geographie verliert allerdings dadurch an Material, und ſieht vielleicht mit Unmuth ſich Jahrhunderte entriffen, in welche er ſchon die erſte Ausbreitung der griechiſchen Erdkunde bis an die Grenzen des Mittel- und Schwarzen Meeres ſetzte; die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes indessen nimmt mit großem Intereſſe in dieſer die ganze Welt nach inneren Bedürfniſſen geſtaltenden Macht der Phantafie einen der wichtigſten Characterzüge jener Bildungsperiode der Menſchheit wahr.

Es erſcheint als ein ſolches Bedürfniß des Geiſtes, das ruhige, ſorgloſe, vollkommne Glück, das der Menſch eben ſo gern träumt, als er unfähig wäre es wirklich zu genießen, irgendwo und irgendwann zu denken, aber wegen ſeiner Unvereinbarkeit mit ſeinem wirklichen Zuſtand es in eine unerreichbare Ferne bald des Raumes, bald der Zeit zu legen. Wie das goldne Zeitalter, das Paradies, in der Sage vieler Völker der Zeit nach einer längſt verſchwundenen Vor-

welt angehört: so ist es dem Raume nach zwar noch immer auf Erden vorhanden, aber in Gegenden, wohin kein Wanderer seit der mythischen Zeit gedrungen ist. Die gerechten Aethiopier, die seligen Hyperboreer, sind beide durchaus idealische Völker: jene, die von der auf- und niedersteigenden Sonne geschwärzten Erdbewohner im fernen Osten und Westen; diese die im äußersten Norden noch über dem Gebirge, woher der Boreas braust, in stillem Frieden lebenden Menschen. Doch leuchtet von diesen idealischen Völkern noch immer ein eigener Glanz in die Dämmerung der wirklichen Weltkunde dieser Gegenden hinüber, der namentlich im Norden in den Vorstellungen von der Vortrefflichkeit der 'edlen Stutenmelker' (die schon Homer nach wirklichen Ueberlieferungen von jenen Nomadenvölkern erwähnt), der Skythen nach vielen Erzählungen bey Herodot, der Seten mit ihrem weisen Zalmoxis, noch lange nachwirkt. So ist auch die sich immer erneuernde Voraussetzung der Alten, daß die Heimatländer der kostbarsten Producte der Erde an dem äußersten Rand der Ost- oder Westgegend lägen, oder noch weiter in den Ocean hinausliegende Inseln seyen (wovon das gegenwärtige Werk T. II. p. 37 ff. redet), ein Ausfluß jener Vorstellung; spätere Erfahrungen dienten nur dazu sie zu nähren, nicht sie zu berichtigen. Insbesondere war es die Abendgegend der Erdscheibe, welche die Sonne untergehend mit dem sanftesten Lichte zu erfüllen schien, an welche sich eine gewisse halb melancholische, halb sehnsüchtige Empfindung richtete; eine untergegangene, gestorbene, aber im Tode glückselige Vornwelt, schien hier ihre Wohnstätte gefunden zu haben. Daher der uralte Glaube, daß das Elyfion, die Inseln der Seligen, an den Grenzen der Erde,

im Okeanos, von dem kühlenden Westwinde, der die Glut der untergehenden Sonne mildert, umsäuselt lägen, und dahin die Götterliebliche unter den Heroen, ohne den Tod zu schmecken, versammelt würden. Solche aus innern Bedürfnissen des Gemüths erzeugte Dichtungen der Vorzeit erscheinen im Leben der griechischen Nation, wie bedeutungsvolle Märchen, die in der Kindheit der Seele tief eingeprägt mit dem Menschen groß werden, und ohne, daß er es weiß und will, seine Vorstellung von gewissen Dingen immerfort bestimmen; so wuchsen jene Sagen mit der griechischen Nation auf, und indem sie im kräftigen Mannesalter der Nation den Unternehmungs- und Forschungstrieb reizten, ließen sie sich doch wieder von den Ergebnissen der Erfahrung nie ganz verdrängen, und blieben immer, nur in weitere Entfernung hinaus geschoben, der dunkle Hintergrund der griechischen Erdkunde. Lange Zeit genügte Italien, bey Homer noch ein unentdecktes Land, zur Verwirklichung der Träume von den glücklichen Westländern; was damals griechische Dichter von Hesperiens seligen Gefilden sangen, haben hernach die römischen in die Sage von Aeneas hinein gewebt, dessen gelobtes Land Hesperien ist; bey Archilochos erschien die reizende Gegend von Siris in diesem Lichte, und das von Herodot (VIII, 62.) erwähnte Orakel, daß den Athenern bestimmt sey, sammt und sonders nach Siris zu ziehen, ist in jenen Zeiten entstanden, wo die Jonischen Schiffer an diesen Küsten das irdische Paradies, und eine neue glücklichere Heimat ihres damals durch die Lydische Herrschaft hart bedrängten Stammes gefunden zu haben glaubten. Als nun späterhin auch die Blüthe Großgriechenlands gefallen war, als die Griechen nach dem Bassin der Syrten, wor-

auf lange ihre Schiffahrt beschränkt war, auch das zwischen Sicilien und Sardinien, und bald hernach das zwischen Sardinien und den Säulen des Herkules sich eröffnet und durchschiff hatten (von dieser für die Geschichte so wichtigen Theilung des Mittelmeers spricht Herr v. H. in diesem Werke T. I. p. 37.), und alle Küsten des Mittelmeeres im scharfen Lichte der geographischen Kenntniß dalagen, blieb die alte Sehnsucht doch ungeschwächt, und die seligen Inseln wurden nun außerhalb der Säulen des Herkules gesucht, und wahrscheinlich nach punischen Handelsnachrichten in der Gruppe der canarischen Inseln gefunden. Der Gedanke des Sertorius, aus den Wirren des Bürgerkrieges mit seiner Parthey von Spanien nach diesem glückseligen Eilande zu ziehen (Examen critique T. II. p. 167.), der Zuruf des Horaz: *Altera iam teritur bellis civilibus aetas, suis et ipsa Roma viribus ruit — Nos manet Oceanus circumvagus arva; beata petamus arva divites et insulas*, ist wahrscheinlich nur eine Erneuerung von Verkündigungen und Ermahnungen der alten Ionischen Elegiker und Jambendichter.

Mit diesen tief eingewurzelten Vorstellungen über die eigenthümliche Glückseligkeit des entferntesten Westens verbanden sich Ideen, die einen noch tiefern Ursprung, wenn wir so sagen dürfen, in der Theologie der Griechen hatten. Kronos, der Gott der Vorzeit, der Beherrscher des goldnen Zeitalters, wurde nicht immer, wie bey Homer, als völlig verbannt und in den Tartarus verstoßen gedacht; eine sanftere Lehre fand in den Gemüthern allmählich Eingang, welche auch unter den Göttern Frieden und Versöhnung verkündete; Zeus hatte die Titanen von ihren Banden gelöst, sich mit seinem Vater ausge-

söhnt, Kronos herrscht nun über die Inseln des Okeanos, wo das goldne Zeitalter fortbauert, und Zeus selbst wandelt von Zeit zu Zeit zu seiner Burg, um jene Seligkeit mit zu genießen. So dichteten die Orphiker, denen Pindar folgt; und in derselben mythologischen Idee liegt der Ursprung aller der mannigfachen Erzählungen von Kronos in den Westländern. Die beliebte Dichtung der römischen Epiker, daß Saturn vom Jupiter gestürzt nach Italien geflohen sey, und bey den schuldlosen Landleuten Latiums das goldne Zeitalter noch lange fortgewährt habe, ist aus keiner andern Quelle als dieser geflossen; diese Form muß die Sage angenommen haben, als man in Italien das glückliche Westland, Hesperia, wiedergefunden zu haben glaubte, schon vor den Tartessusfahrten der Phokäer. Eben darin hat aber auch die von Plutarch de def. orac. c. 18. erwähnte und de facie in orbe lunae c. 26. ausführlich mitgetheilte Sage von dem Kronischen Lande ihren Grund, mit der der Verf. sich mit besonderem Interesse T. 1. p. 170. 191. beschäftigt, von der großen Insel, welche westlich von Britannien, fünf Tagfahrten entfernt, von drey andern umgeben liege, und wo Kronos von Zeus gebannt lebe, von Briareos bewacht und vom Schlaf gefesselt, um ihn viele Dämonen als Diener und Begleiter. Darin ist schwerlich irgend etwas von erweiterter Länderkunde oder von Sagen nordischer Völker, welche die griechischen Schiffer in jenen Gegenden vernommen, sondern nur alter Mythos nach der damaligen Geographie auf eine bestimmtere Weise localisirt. Insbesondere ist das große Land, welches noch fünftausend Stadien weiterhin liegen und das große Meer einfassen soll, welches Land allein als eigentliches Continent dargestellt wird, wogegen unsre Dekumene

nur als eine Insel erscheine, aus den Voraussetzungen — nicht Erfahrungen — einer wissenschaftlichen Geographie hinzu gefügt. Dieselbe Grundidee bleibt in der von Theopomp mitgetheilten Sage von dem Meroper-Lande, welche der weise Dämon Silen dem Midas erzählt haben sollte (Helian V. H. III. 18. Strabo VII. p. 299.): die eines wunderbaren glücklichen Landes, dessen Bewohnern das Menschengeschlecht armfelig und kleinlich vorkommt. Der Name der Meropen versteckt mit schalkhafter Offenheit die erdichtete Existenz eines solchen Volkes. Der griechische Mythos liebt, die unbekanntem und bloß vorausgesetzten Fernländer allgemein als 'Land' zu bezeichnen; so heißt das Ziel der Argonautenfahrt ursprünglich ganz unbestimmt *Uea*, das Land; wie die Insel der Kirke *Ueaa*; ebenso erscheinen die Meroper, welche nichts als die Menschen überhaupt sind, die Homer *μέρορες ἄνθρωποι* nennt, in einem alten Mythos als die Gegner des Herakles auf der Insel *Kos* (daher *Κῶς Μεροπῆς*); und der erste Mensch nach der Fluth wird in einer verschollenen Sage *Merops*, der Sohn des *Hyas* — von den Regengüssen — genannt (Scholien zur *Il.* I, 250). Der Verf. fragt p. 170 Anm. 1. (vgl. T. II. p. 171), ob die Tochter des *Atlas* *Merope*, die einzige *Atlantide*, welche mit einem Sterblichen vermählt war, und deshalb im Gestirn der *Plejaden* verschleiert und den Blicken der Menschen fast unkenntlich erscheint, damit in Verbindung stehe? Doch wohl nur in sofern, als man die helleren sechs Sterne in diesem Siebengestirn als göttlichere Wesen ansah, den dunkeln siebenten aber als ein schwächeres Wesen im Verhältniß zu jenen die Sterbliche nannte. Uebrigens hat *Theopomp*, um seiner Erzählung die täuschende *Patina* alter Tradition zu geben, gar mancherley

Elemente benutzt; die beiden Städte der Frommen und der Krieger sind nichts anders als die beiden Homerischen Städte des Achilles = Schil, des Il. XVIII, 490; die Homer sehr arglos δῶ . . πόλεις μερόπων ἀνδρώπων nannte; Theopomp nahm an, oder stellte sich so, als nähme er an, daß Homer damit ein Volk Meroper gemeint habe.

Von diesem Gesichtspuncte aus können wir auch die Platonische Atlantis, die mit der Theopompischen Meropis sehr verwandt ist, nur als eine freye Ausspinnung alter mythischer Volksvorstellungen zum Behufe einer recht sinnlichen Veranschaulichung der idealen Politik des Philosophen ansehen, und ihr eben so wenig eigentlichen Sagengehalt, wie geographische Bedeutung, zugestehen. Atlas erscheint gewiß seiner Wurzel zunächst gefaßt im Hesiod, wie der Name selbst bezeugt: als eine allegorische Darstellung eines alles erduldenen Muthes, einer alles auf sich nehmenden Standhaftigkeit; der sprichwörtliche Ausdruck 'Atlas trägt selbst den Himmel' ist eine hyperbolische Bezeichnung dieser Sinnesart. Das Psychische ist hier einmal das Erste im Mythos, die äußere Verkörperung und Einordnung in die poetische Kosmologie das Abgeleitete: ein Satz, der — um uns nicht weiter in diese Partie der Mythologie zu vertiefen — befriedigend ausgeführt ist in einer Abhandlung von Hn Pror. Heffter, in der Schulzeitung vom J. 1832 Abth. II. St. 74 ff., in welcher die Ergebnisse der geographischen Forschungen von Hn Petronne mit der in Deutschland gewonnenen Einsicht in die alte Mythologie geschickt ausgeglichen werden. Dieser Atlas wird nun als Himmelsträger hinaus gestellt in die Fernen des Westmeeres, das den Griechen sich ins Unendliche zu öffnen schien, so lange sie noch nicht die Gren-

zen jenes Syrten-Bassins gegen Westen erreicht hatten; und davon geht der Sprachgebrauch aus, der sich in der Zeit der Tartessusfahrten der Phokäer und Samier gebildet haben muß, Gebirge und Meere des Westens nach diesem Riesen — den Berg Atlas, das afrikanische Volk der Atlanten, den atlantischen Ocean — zu nennen. Herodot kennt schon den Namen des atlantischen Meeres als eine herkömmliche Bezeichnung des Oceans außerhalb der Säulen des Herakles, von dessen Zusammenhang mit dem Südmeere (ἑρωςπρὴν θάλασσα) er auch schon überzeugt ist (I, 202). Wenn nun die Vorstellung, welche unter den Philologen unsrer Zeit herrscht, die richtige ist, würde schon Solon in diesem atlantischen Meere die große Insel Atlantis angenommen, und als den Sitz eines edlen und glücklichen Volkes vorgestellt haben; er würde diese Ueberlieferung oder Dichtung in einem besondern epischen Gedicht auszuführen angefangen haben, ohne es indeß selbst vollenden zu können, aber der Plan und die Idee des Gedichts auf Platon, einen Abkömmling desselben Geschlechts, gekommen sein, der ihn dann in seinem Kritias weiter verfolgt, aber auch wieder nicht zur Vollendung gebracht hat. Neuere haben danach von der Atlantis des Solon gesprochen, wie von einem wohlbekanntem Gedichte, das von dem Platonischen Kritias fast nur durch die äußere Form des Epos verschieden gewesen. Bedenkt man nun aber, daß der einzige Zeuge für die Solonische Atlantis Platon selbst ist, dem diese Dichtung so schön in den Plan seines großen politischen Werkes paßt, daß aber Platon selber nur von einem Vorsatze des Solon redet, dessen Ausführung er in den Wirren der Zeit aufgegeben habe (Timaios p. 21), und ferner Platon zum Beleg seines Vorgebens sich bloß auf eine Familientradition durch seinen

Dheim und dessen Großvater beruft, welche durchaus niemand controllieren konnte: so sieht man leicht, daß Platon alles mit Absicht in ein Zwielicht gestellt hat, in welchem Dichtung und Wahrheit ununterscheidbar zusammenfließen. Nach Allem wird man ungefähr dasselbe Recht haben, eine Solonische Atlantis anzunehmen, als man auf Platons historische Autorität nachsagen darf, daß die bekanntlich mit bedeutenden Anachronismen zusammengebrachten Gesellschaften im Symposium oder Protagoras wirklich die und die Gespräche geführt hätten. Wir müssen aber sogleich noch einen Schritt weiter gehen. Wenn auch Solons Atlantisches Gedicht als die Form, in welche jene Tradition schon damals eingekleidet seyn soll, eine Dichtung ist, so könnte doch die Tradition selbst als eine attische gerettet werden und die Atlantis auf dem Grunde alter Sage beruhen. Aber Platon selbst ist so weit entfernt sich auf einen solchen Grund zu berufen, daß er sich vielmehr bestimmt jeder Zumuthung entzieht, Attische Traditionen von dieser Art nachzuweisen. Er thut dies dadurch, daß er die ganze Erzählung den Priestern von Sais, welche Solon besucht habe, in den Mund legt, und wiederholtlich genau unterscheidet zwischen den uralten Ueberlieferungen der Aegyptischen Priester, und den weit jüngeren Mythen, welche die Athener von ihrer Vorzeit hatten, und die freylich von jenen urweltlichen Begebenheiten nichts melden könnten. Daß aber wirklich Solon eine solche Ueberlieferung in Sais empfangen haben könne, daran wird heutzutage nicht leicht Jemand glauben, zumahl da die Aegyptier bis auf Necho herab das Mittelmeer so wenig besuchten, daß sie vom atlantischen Oceane kaum eine Kunde haben konnten, und in der ganzen Erzählung des Platon Nichts ist, was sich nicht aus hellenischen

Vorstellungen befriedigend aufklärte, aber sehr Vieles, was einem Aegyptier durchaus nicht in den Sinn kommen konnte. Der Verf. des vorliegenden Werkes hat sich durch einen Umstand bestimmen lassen, der Sage von der Atlantis einen alt athenischen Ursprung zuzuschreiben, und beruft sich, wie wir gestehen müssen, auf die bestimrende Mittheilung eines Meisters der Philologie, dessen Urtheile auch über mythologische Fragen eben so frey von Leichtgläubigkeit wie von Hypercritik sind. Es ist die Angabe des Proklos im Commentar zu Platons Politeia (p. 26), die auch der Scholiast zur Politeia p. 395 Bekk. wiedergibt, daß der Peplos, welcher der Pallas an den Panathenäen geweiht wurde, an dem kleineren Feste des Namens mit einer Vorstellung des Sieges der Athener über die Atlantiner geschmückt worden sey. Ist aber nicht Platon selbst Zeuge genug dafür, daß zu seiner Zeit dies noch nicht geschah, indem er sich nicht so ausschließlich auf die Mittheilungen der ägyptischen Priester an Solon und die Familien-Tradition, durch die sie ihm zugekommen seyn sollen, berufen könnte, wenn die Athener bey dem Hauptfeste ihrer Göttin dem Mythos schon eine so ausgezeichnete Stelle eingeräumt hätten? Der Panathenaische Peplos war bekanntlich ein immer neues Feld für großartige Sujets der antiken Stickerey; die makedonischen Herrscher, Athens verdiente Männer fanden darauf ihre Stelle, man trieb viel Prunk damit noch in der römischen Kaiserzeit, wie Herodes Atticus in der Zeit der Antoninen ihn zuerst als Seegel eines von Maschinen bewegten Schiffes durch die Straßen Athens rollen ließ; wie natürlich war es nun, daß in der Zeit, wo Athen eine philosophische Academie geworden war, in der eine neue platonische Schule herrschte, Platons Kritias wie

ein altes Epos gefeyert und die darin erzählten beyspiellosen Großthaten der Athener auf den Peplus gesetzt wurden. So versinkt uns denn aller traditionelle Boden dieser Platonischen Atlantis in den Abgrund des Meeres, aus dem sie hervorgewachsen; nur die uralte Idee von einer seligen, vollkommenen Menschheit im fernen Westen, und dann die vielverbreitete Vorstellung von einem seichten, unbeschiffbaren Meere jenseits der Säulen des Herakles, durch welche karthagische Schiffer ihre eigene Furcht entschuldigt oder die Neugier Anderer zurück geschreckt haben mögen, bleiben als das Fundament zurück, auf welchem Platon das glänzende Gebäude einer idealischen Monarchie errichtet hat. Bemerkenswerth ist, daß ein romanhafter Reisebeschreiber späterer Zeit, der in diesem Werke T. I. p. 175 angeführt wird, Marcellus in den Aethiopika (bey Proklos p. 54), welcher von zehn Inseln im Atlantischen Meere spricht, auf denen sich noch das Andenken der Atlantis erhalten habe, die meisten der Persephone, der Todtengöttin, geweiht seyn läßt; man erkennt darin noch einigen Zusammenhang mit den Vorstellungen von den Inseln der Seligen. Das alte Lyktonien dagegen von dessen Zertrümmerung in einzelne Inseln der Orphische Argonautiker singt, hat wohl keinen näheren Zusammenhang mit der Atlantis, man mag nun dafür mit ältern Kritikern Lykaonien substituieren und das Strafgericht des Zeus über die von Lykaons Geschlecht bewohnte Erde darunter verstehen, oder den gewiß verdorbenen Namen in Leukonien ändern, und auf die Samothrakische Sage von einer jene Gegenden umgestaltenden großen Fluth beziehen: eine Vermuthung, welche der Unterz. Orhom. S. 65 geäußert hat und noch für nicht unannehmlich hält.

Aus diesen Bemerkungen geht nach der Ansicht des Ref. hervor, daß alle diese mythischen oder in mythischen Formen ausgeprägten Phantasiegemälde in ihrem eigentlichen Grunde einer idealen Welt angehören, und mit den wirklichen Erweiterungen der Erdkunde, der Schiffahrt außer den Säulen des Herkules, dunkeln Gerüchten, welche Karthagische Schiffer auf den Azoren vernommen haben könnten, ursprünglich Nichts zu thun haben. Zu einer geographischen Vorstellung eines vierten Continents gelangte das Alterthum überhaupt nicht durch Erfahrung, sondern nur durch Schlüsse aus dem Bekannten auf das Unbekannte, indem man, wie der Verf. T. I. p. 152 ff. und an andern Stellen aufs gründlichste ausführt, nach der durch alexandrinische Geometer gewonnenen Kenntniß des Erdumfangs leicht berechnen konnte, daß die bekannte Dekumene kaum ein Viertel des Globus einnahm, und, wenn eine ähnliche Vertheilung von Land und Meer auf der übrigen Erde voraus gesetzt werde, drey eben so große vom Meere umflossene Continente Platz fänden, worin unsere Antöken, Perriöken und Antipoden wohnen könnten: ohne daß man doch mit irgend einer von diesen Gattungen schon Bekanntschaft anzuknüpfen gewagt hätte. Strabon behauptet sogar in einer in diesem Werke sorgfältig erörterten Stelle (I. p. 65. Casaub.), daß in dem Parallelkreise von Thina, also in eben der temperierten Zone, welche wir bewohnen, noch mehr als zwey Erdtheile von der Ausdehnung unserer Dekumene vorhanden seyn könnten: eine Vorstellung, die auf der übermäßigen Schätzung des Erdumkreises beruht, welche Strabon von den alexandrinischen Geometern angenommen hatte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. März 1838.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent etc. par Al. de Humboldt.

Hier schließt der Theil des Wegs, auf welchem der Unterz. im Stande war den berühmten Verf. mit eignem Urtheil zu begleiten; doch ist darum das Interesse und die Dankbarkeit für die reichste und mannigfachste Belehrung nicht geringer gewesen, womit er den weiteren Gang der Untersuchung verfolgt hat. Nachdem die Quellen nachgewiesen, aus welchen die Ideen abstammten, von denen Columbus ergriffen war, wendet sich die genaue und in das feinste Detail eindringende Forschung des Verfs zur nähern Bestimmung des Verhältnisses, in dem Columbus zu zwey berühmten Zeitgenossen stand. Dem einen, dem schon erwähnten Toscanelli, verdankt er gewiß zwar nicht die erste Idee seines Unternehmens, aber doch die wichtigste Bestärkung seiner Vorstellungen über die Kürze des westlichen Wegs

nach Indien; denn auch Toscanelli war der Meinung, daß der Weg von Lissabon nach Quinsai in China (daß er durch Marco = Polo kannte) in westlicher Richtung nur 50 Längengrade (nach der T. 1. p. 238. angestellten Berechnung) betrage, wonach die Küste von China in den Meridian der Mündung des Rio = Essequibo fallen würde. Der andre, ein Deutscher von Nürnberg, Martin von Behaim (eigentlich Boheim) ist, so mannigfach seine Wege sich mit denen des Columbus gekreuzt haben, doch nirgends nachweisbar mit ihm in solche Berührung gekommen, daß ihm ein Verdienst an seiner Entdeckung zugeschrieben werden dürfte. Der Globus des Martin von Behaim, auf welchem eine Durchfahrt im Süden von Amerika aus dem atlantischen in den großen indischen Ocean schon geraume Zeit früher angezeigt war, ehe Magellan sie eigentlich entdeckte, führt den Verf. auf höchst interessante Untersuchungen über die allmählich vorschreitende Umschiffung Südamerika's, welche mit der Schiffahrt um das Cap der guten Hoffnung in Parallele gestellt wird: Untersuchungen, die auf eine überraschende Weise darthun, daß mancher wichtige Punct der Länderkunde durch heimliche Privatunternehmungen bereits aufgefunden und in die Karten, deren sich die Schiffer bedienten, eingetragen war, ehe seine Entdeckung durch öffentliche Unternehmungen verkündet und für die Zukunft gesichert wurde.

Ein neuer Abschnitt der Darstellung des Verf. beginnt mit sehr lehrreichen Betrachtungen über die physische Stellung der neuen Welt zur alten und die Form des großen Thals, das Amerika von Europa und Africa trennt, welche für physische Geographie und Ethnographie überraschende Blicke eröffnen, zunächst aber hier

den Zweck erfüllen, Untersuchungen über frühere historisch beglaubigte oder auch nur vermuthete Fahrten nach Amerika einzuleiten. Es zeigt sich daß von den drey Punkten der größten Annäherung zwischen der alten Welt und Amerika, Skandinavien und Grönland, Irland und Labrador, Senegambien und Brasilien, nur die erste Strecke, welche auch freylich bey weitem die geringste war, von Schiffern lange vor Columbus, Normannen des elften Jahrhunderts unserer Aera, durchmessen worden ist, wie auch in Urzeiten der Erde und des Menschengeschlechts die Arten der Pflanzen, Thiere und der Menschen selbst in dieser Nähe zwischen Amerika und dem Norden der alten Welt sich am meisten ausgeglichen haben, während sie, je weiter südlich, in immer schärferer Trennung entwickelt sind. Da aber Grönland, auch nach der Entdeckung Amerika's, lange Zeit weit mehr mit dem alten als dem neuen Continent in Verbindung gedacht wurde, kann man die alten Grönlandfahrer schwerlich als Vorgänger des Columbus betrachten, der auch selbst eine früher von ihm unternommene Fahrt nach jenen Gegenden nie als eine Vorbereitung zu seiner großen Unternehmung angesehen hat. Weiterhin forscht der Verf., beym Alterthume anknüpfend, dem Ursprunge der Inselgruppen nach, womit die Cartenzeichner des Mittelalters sehr freygebig den atlantischen Ocean, besonders westlich von Irland, bevölkert haben, und spürt diesen geographischen Mythen der christlichen Zeit, wie dem vom Eiland des heiligen Brandanus, mit derselben Sorgfalt nach wie den classischen. Merkwürdig ist, wie immer noch die althellenische Vorstellung von den seligen Inseln im fernen Abend, dem stillen Lande, wo Kronos über eine hingeschwundene

Menschheit herrscht, von welcher alle jene Sagen des Alterthums ausgingen, im Mittelalter fortwirkte, und der wunderliebenden Phantasie der Irländer, zu denen mit dem christlichen Klosterleben auch einige Laute aus der Poesie des Alterthums herüber gekommen waren, Nahrung verschaffen mußte. Der Name der Insel Antilia, welcher auf Karten aus dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts im Westen von Portugal gefunden wird, und zuerst von Peter Martyr d'Anghiera, (diesem berühmten Staatsmann, dessen Brieffammlung eines der wichtigsten historischen Documente für Spanien in den Jahren 1488—1522 bildet) auf Hispaniola und die benachbarten Inseln angewandt worden ist, bleibt noch unerklärt, da der Verf. so wohl die Ableitung dieses Namens von Atlantis als auch von Anti-insula aus triftigen Gründen verwirft. Die schöne Sage von der Reiterstatue auf den Azoren, welche mit dem Finger nach Westen wies, und eigentlich weiter nichts als das nordwestliche Vorgebirge der Felseninsel von Corvo war, mit den Augen einer lebhaften Phantasie angesehen, veranlaßt den Verf., diese ganze schon im Alterthume beginnende Classe von Märchen, die von Heroen-Statuen, Säulen, Thürmen an der Meerenge von Gades reden, durch das arabische und christliche Mittelalter zu verfolgen. Ältere Karten lassen eine solche Figur die Schiffer von dem unbeschiffbaren Westmeere zurück nach Osten hin weisen: als aber Amerika wirklich entdeckt war, mußte jene Reiterfigur ihren Finger gegen Westen strecken. Der Verf. beschließt die *Prémière section* seines Werkes mit Betrachtungen der in unsern Tagen so sehr erweiterten geographischen Physik, welche ein Phänomen, das ohne Zweifel auf Columbus

Mäne einen unterstützenden Einfluß hatte, die Erscheinung von allerley Gegenständen aus fernen Ländern, welche von den Meeresströmungen, besonders dem Golf- oder Florida-Strom, mitunter an die Küsten der Azorischen und Canarischen Inseln geworfen werden, auf eine sehr befriedigende Weise erklären. In den interessanten Erläuterungen dieses Factums, welche dem Verf. seine unerschöpfliche Gelehrsamkeit darbietet, werden die Philologen auch den besten Commentar zu Cornel. Nep. ap. Plin. N. H. II., 67. finden.

Die Notes et éclaircissemens, welche dieser ersten Section zugegeben sind, handeln 1. von den Briefen des Petrus Martyr d'Anghiera. 2. Von Roger Bacon, seinen Versuchen und Erfindungsplänen. 3. Ueber Rubruquis, dabey über den Ursprung der Destillierkunst, und die Gothen in der Krim. 4. Ueber Alfragan und die Geltung der Erdgrade bey ihm. 5. Schriften des Christoph Columbus. 6. Ueber die Bücher welche Christ. Columbus citiert. 7. Ueber die in America gefundenen (nicht christlichen) Kreuze. 8. Ueber die Entfernung Sibiriens von Ostasien nach den Alten. Man muß Herrn von Humboldt auch dafür dankbar seyn, daß er die schätzbaren Aufschlüsse, die ihm der von Andern selten eingeschlagene und nie so sorgfältig verfolgte Weg seiner historischen Untersuchungen im Vorbeygehen gewährt hat, bald in der Form von Anmerkungen bald von Excursen als fruchtbare Reize neuer Forschungen niedergelegt und aufbewahrt hat.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
 Ueber die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen
 Schulden, mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse
 und insbesondere auf die öffentlichen Verhandlungen
 über die Reduction der französischen Schuld
 von Fr. Nebenius. 1837. gr. 8. VIII u.
 141 Seiten. (1 Fl. 36 Kr.)

Der Verf. bringt hier einen Gegenstand zur
 Sprache, welcher zwar in jedem das ganze Ge-
 biet des öffentlichen Credits umfassenden Werke,
 aber nur oberflächlich, betrachtet wird, weil er
 mit einer Reihe von anderen Materien zusammen
 hängt, die in einem solchen Werke möglichst gleich-
 förmig erörtert werden müssen, wobey die Be-
 trachtung besonderer Beziehungen nur eine unter-
 geordnete Stelle einnehmen kann; daher ist die
 Erörterung des fraglichen Gegenstandes eine um
 so willkommnere, je mehr der Verf. im Besitze
 von Kenntnissen ist, die alle mannigfaltigen Be-
 ziehungen, unter welchen der Gegenstand erschei-
 nen kann, in einem übersichtlichen Zusammen-
 hange aufzufassen vermögen. Daß der Verf. ei-
 ner der ausgezeichnetsten Staatswirthes Deutsch-
 lands ist, auf den Baden stolz seyn darf, bewei-
 sen unter anderen seine verschiedenen Schriften
 und seine Leistungen im Staatsdienste selbst;
 durch gegenwärtige Schrift bestätigt er jenes Ur-
 theil.

In seiner Schrift über den öffentlichen Credit
 hat er diese Materie hauptsächlich nur unter dem
 Gesichtspuncte der eigenthümlichen Stellung, in
 welcher sich der Staat einer zahlreichen Creditors-
 schaft gegenüber befindet, näher beleuchtet; da-
 gegen manche Momente, welche er hier unter-
 sucht, entweder gar nicht, oder nur kurz berührt,

oder in Verbindung mit anderen Materien betrachtet, und die auf sie sich beziehenden Bemerkungen in verschiedenen Kapiteln zerstreut. Die ausführliche Erörterung der Materie in ihrem Zusammenhange und ihre practische Erläuterung mittelst der parlamentarischen Verhandlungen über die französischen Reductionsprojecte hat ein um so größeres Publicum, als bey den landständischen Verfassungen eine bedeutende Anzahl von Männern über die Sache oft ein Urtheil abgegeben, und die magistratische Verwaltung in den meisten deutschen Staaten auf sie besondere Rücksicht zu nehmen hat.

Die Herabsetzung der Zinsen greift in alle Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens tief ein, wurde in mehreren europäischen Staaten mit glücklichem Erfolge versucht, um die Staatsschulden auf einen niedrigeren Zinsfuß zu bringen, und gewinnt allmählich auch in den größeren Continentalstaaten einigen Anklang. Sie wurde und wird so wohl in als außerhalb der Säle der Kammern lebhaft besprochen, und in allen Ländern, deren gesicherter Credit eine solche Maßregel möglich macht, einer stets ernstern Betrachtung unterworfen; denn sie ist eine der wichtigsten practischen Aufgaben der Finanzverwaltung, und so wohl für das Land, in welchem sie statt finden soll, als auch für das Ausland in sofern wichtig, als dabey stets eine größere oder geringere Anzahl von Gläubigern unmittelbar betheilig ist, und eben darum auch auf die Entscheidung der Frage, ob reducirt werden solle und könne, in anderen Ländern einen bedeutenden Einfluß ausübt.

Die parlamentarischen Verhandlungen über die französischen Reductionen hat der Verf. in der Absicht zum Grunde gelegt, um dadurch einen

Maßstab von der Umsicht und Geschicklichkeit zu geben, womit practische Aufgaben der Staatswirthschaft in jenen Verhandlungen behandelt und gelöst zu werden pflegen. Die große Wichtigkeit der Sache für alle europäischen Staaten und diejenigen Bewohner derselben, denen man ein Urtheil über dieselbe zusprechen kann, deren Anzahl bey dem jetzigen Grade der Ausbildung, welche fast alle Classen von Bürgern genießen und bey der Theilnahme jenes gewichtvollen Mittelstandes an den öffentlichen Angelegenheiten, sehr groß ist, mögen es theilweise entschuldigen, wenn Refer. dem Ideengange des Verfs genau folgt, und den Leser dieser Anzeige mit der Durchführung der einzelnen Gedanken desselben bekannt macht, um daraus ermessen zu können, mit welcher Umsicht und Klarheit jener den Gegenstand erörtert hat.

Die ganze Schrift zerfällt in vier Abtheilungen; die erste behandelt die Herabsetzung der Zinsen öffentlicher Schulden in Folge des Sinkens des Zinsfußes und dem hierbey zu beobachtenden zweckmäßigen Verfahren S. 1—53.; die 2te beschäftigt sich mit den Herabsetzungen des Zinsfußes der öffentlichen Schulden verschiedener Länder, während der gegenwärtigen Friedensperiode: S. 54—67.; die 3te enthält die französischen Rentenreductionen und Reductionsprojecte S. 68—125.; und endlich die 4te, verschiedene Schlussbemerkungen über die wahrscheinlichen Fortschritte der Reduction der Zinsen der europäischen öffentlichen Schulden. Aus dieser Uebersicht entnehmen die sachkundigen Leser, daß der Verf. den Gegenstand mit Umsicht und Nachdenken betrachtet und jede Seite desselben in nähere Erwägung gezogen hat. Dieses beweisen die besonderen Erörterungen noch deutlicher, wie sich aus Nachfolgendem ergibt.

Den Gedanken der ersten Abtheilung bespricht der Verf. in zehn besonderen Beziehungen, wobey er gleichsam als Einleitung in die Darstellungen das Recht des Staates zur Aufkündigung lästig gewordener Schulden näher begründet. Es gesteht gewiß jeder zu, daß die Regierungen, da sie entweder im Drange von Kriegen oder von anderen ungünstigen Umständen öffentliche Anlehen machen müssen, dafür stets höhere Preise entrichten müssen, als wenn sie in ruhigen Zeiten und nach Herstellung des Gleichgewichts zwischen Einkünften und Ausgaben Capitalien aufnehmen. Um aber jenes Recht klar darzustellen, spricht sich der Verf. über die Natur der öffentlichen Fonds mit großer Schärfe des Geistes, mit tiefer Kenntniß der Sache und mit möglichster Klarheit aus und weist nach, daß die am meisten verbreiteten Fonds von jenen Anlehen herrühren, für welche dem Darleiher ein, in Procenten der wirklich eingezahlten Summen oder eines Nominalcapitals ausgedrückter jährlicher Zins, ohne feste Bestimmung für die Rückzahlung des Capitals und unter Bedingung der Unaufkündbarkeit desselben, von Seiten des Gläubigers bewilligt wird. Hierüber und über die auf diese Fonds sich beziehenden Verhältnisse spricht der Verf. wohl kurz, aber doch ausführlich und mit practischen Blicken in das Wesen der einzelnen Gesichtspuncte.

Der zweynte Gedanke betrifft die Verpflichtung des Staates in Bezug auf die Herabsetzung des Zinsfußes der öffentlichen Schuld, den Steuerpflichtigen gegenüber; hierbey vergleicht der Vf. die Stellung des Staates mit der des Privatschuldners in Beziehung auf die Aufkündigung lästig gewordener Schulden, und findet eine wesentliche Verschiedenheit darin, daß die Aufkündigung für den Privatschuldner nur ein Recht

ist, für den Staat aber zugleich eine Pflicht seyn kann. Diese Ansicht führt er in Bezug auf die verschiedenen Classen der Steuerpflichtigen, auf die Landeigenthümer, Arbeiter, Unternehmer, auf die gleiche Lage der Staats- und Privatgläubiger durch und folgert unter anderen Wahrheiten im Besonderen, daß man selbst im Interesse des Staatscredits verlangen darf, daß der Staat, wenn die Zeit zur Aufkündigung gekommen ist, vom Rechte derselben Gebrauch macht, um den Zinsfuß der öffentlichen Schulden herab zu setzen.

In wie weit die Größe der Schuld kein Hinderniß dieser Herabsetzung seyn kann, erläutert der Verf. an einzelnen Beispielen hinsichtlich Erhebung neuer Anlehen von gleichem Betrage, oder des Umtausches u. dgl., wodurch die Regierungen öfters ihr Ziel erreichen: Wird nämlich der Markt reich an Capitalien und dadurch der Zinsfuß herunter gedrückt, so handelt der Staat im Interesse des allgemeinen Besten, wenn er jene Wege betritt, um seine 5 procentigen Renten in 4 procentige zu verwandeln, ohne darin wegen der Größe der Schuld gehindert zu seyn, worüber der Verf. Ansichten mittheilt, welche, wenn sie gehörig verfolgt werden, die Staaten von manchen lästigen Schulden theilweise befreien und ihnen die Möglichkeit verschaffen, die Steuern zu erleichtern, das Volkswohl zu heben und hierdurch Vortheile zu erzielen, welche für Moralität, Fleiß und Industrie des Volkes höchst wichtig sind.

Die Rücksichten der Billigkeit gegen die Staatsgläubiger, die Sicherung des regelmäßigen Vollzuges der Maaßregeln und die Beseitigung jeder Gelegenheit zu Speculationen legen den Regierungen die Pflicht auf, das rechte Maaß der Reduction zu treffen, und sich nicht von der irri-

gen Meinung leiten zu lassen, daß sie es in ihrer Macht hätten, durch ihre Bestimmung auf die Erniedrigung des Zinsfußes überhaupt zum Vortheile der Production einzuwirken. Die Möglichkeit dieses Falles und das Zweckwidrige seines absichtlichen Herbeiführens stellt der Verf. kurz dar, und erörtert alsdann die Verhältnisse, unter welchen es möglich ist, jenes rechte Maaß zu erkennen, wie der Börsencours der öffentlichen Effecten in einer längeren Periode und der Ueberblick aller Erscheinungen des Capitalmarktes in Beurtheilung der Frage nicht leicht irren läßt, und in allen diesen Beziehungen es nicht genügt, die Verhältnisse des eigenen Marktes zu erforschen, sondern auch fremde Länder und ihre Börsenplätze zu berücksichtigen sind. Aus den Nachweisungen geht im Besonderen hervor, daß die Größe der Summe fremder Capitalisten, die größere oder geringere Bequemlichkeit der Zinsenerhebung derselben, ihre Börsenpreise und die nahe oder entfernte Aussicht auf die gleichmäßige Herabsetzung ihres Zinsfußes hierbey zu beachten sind.

Daß in einer längeren Periode des Friedens und der wahren Capitalanhäufung der Zinsfuß allmählich bis zu dem Punkte sinken wird, wo die Geringsfügigkeit des Miethgeldes der Capitalien die Neigung zur Anhäufung vermindert, liegt wohl in der Natur der Sache, und wird durch die Erfahrung unserer Zeit vielfach bestätigt. Obgleich gegenwärtig die Fortschritte der Production, neue Erfindungen und Entdeckungen, welche zu vervielfältigten industriellen Unternehmungen veranlassen, productive Unternehmungen großer Gesellschaften u. dgl., große Capitalien erfordern, so sank bisher der Zinsfuß dennoch, und scheint noch mehr zu sinken, weil die größere

Regsamkeit in productiven Unternehmungen hierzu das Meiste beyträgt. Dieses fortdauernde Sinken des Zinsfußes, welches, wie die Erfahrung lehrt, bis auf 3 und für die sichersten Anlagen bis $2\frac{1}{2}$ Pct gehen kann, legt der Verf. für ein allmähliges Fortschreiten der Reduction in angemessenen Abstufungen zum Grunde und erörtert dasselbe hinsichtlich der Pflicht, welche der Finanzverwaltung hierbey obliegt, worauf er von der Reduction der Zinsen auf den laufenden Zinsfuß ohne Capitalerhöhung, von der Schuldentilgung und allmählichen Reduction in ihrem wechselseitigen Verhalten spricht. Hierbey liegt die Ansicht zum Grunde, daß, da jede Reduction des Zinsfußes mit einer Aufkündigung verbunden ist, in Folge deren eine neue Schuld an die Stelle der anderen tritt, dieselbe zu allen Fragen führt, welche bey der Erhebung eines Anlehns über die zweckmäßigste Anlehensmethode entstehen können. Die Durchführung der Sache verdient ein sorgsames Lesen, und befriedigt unfehlbar jede billige Forderung, welche im Besonderen die Erörterungen über die Schuldentilgung betreffen.

Oft wird keine Erhöhung der Nominalcapitalien bewilligt, sondern der Zinsfuß der neuen Schuldcapitalien nach dem Marktsatze bestimmt; in diesem Falle ist es mit Schwierigkeiten verbunden, neue Schuldcapitalien mittelst Aufkaufs nach dem Börsencurse *al pari* einzulösen: diese Schwierigkeiten, welche sich bey der Zinsreduction ohne Capitalerhöhung in Folge des fortschreitenden Sinkens des Zinsfußes in Bezug auf die Schuldentilgung ergeben können, beurtheilt der Verf. mit Scharfsinn, und gibt der Finanzverwaltung die Gesichtspuncte an die Hand, wonach sie von ihren disponibeln Fonds, welche sie

in der Zwischenzeit zu theilweisen Heimzahlungen benutzen konnte, durch einstweilige andere Verwendungen zur weiteren Zinsreduction in gelegentlichem Zeitpunkte, ein Capital ersparen und es zur Befriedigung der Gläubiger, welche die Aufkündigung annehmen, verwenden kann. Mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt er die Reduction der Zinsen eines Theiles der Schuld unter den laufenden Zinsfuß ohne Erhöhung des Nominalcapital's und das periodische Benutzen des Sinkens des Zinsfußes zur Zinsreduction und das periodische Umwandeln der zu niedrigem Zinsfuße stehenden Schuldcapitalien in höher verzinsliche nach eingetretenem Steigen des Zinsfußes. Die Gegenstände sind von allen Seiten in Erwägung gezogen und verdienen um so schärferes Beurtheilen, je wichtiger sie sind und in je größere Verlegenheiten sie die Finanzverwaltung zu setzen vermögen. Die Erörterungen sind der Aufmerksamkeit jedes Finanzmannes und Besizers von großen Capitalien zu empfehlen, und lassen nach ihren Hauptbeziehungen nichts zu wünschen übrig: Sie führen zu gründlicher Belehrung und Einsicht.

Aus der kurzen Zusammenstellung der in den bisherigen Untersuchungen gewonnenen Resultate geht hervor, daß der Staat nicht nur das Recht sondern nach allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit den Steuerpflichtigen gegenüber die Pflicht hat, die Reduction der Zinsen der aufkündbaren öffentlichen Schuld zu bewirken, sobald er durch seinen Credit und durch das Sinken des Zinsfußes sich in der Lage befindet, eine solche Maßregel mit Sicherheit zu vollziehen; daß weder Rücksichten der Billigkeit gegen die Staatsgläubiger, noch Rücksichten der Politik ihn hindern sollen, die Herabsetzung des Zinsfußes der öffentli-

chen Schuld beim Sinken des Miethgeldes der Capitalien als stehenden Grundsatz anzunehmen: daß ihm die Anwendung dieses Grundsatzes den Credit des Staates nicht schwächt, sondern für künftige Fälle des Capitalbedürfnisses die Hülfe der Capitalisten sichert; daß sie im unausbleiblichen Wechsel der Perioden des Steigens und Sinkens des Zinsfußes das sicherste und zugleich das wohlfeilste Mittel der Verminderung der Zinsenlast ist u. dgl.: Diese Gesichtspuncte und die Ansichten über die Sicherung der natürlichen Vortheile, der offenen Erklärung und festen Vorbestimmung, über die Verminderung der Speculation und eigenen disponiblen Mittel enthalten die allgemeinsten Wahrheiten für die Betrachtung des Gegenstandes und für die wirkliche Ausführung einer Reduction.

Die meisten Schulden, welche die letzte Kriegsperiode und die ersten Friedensjahre nach sich zogen, rühren bekanntlich von dem Verkaufe von Nominalcapitalien her, deren Zinsfuß weit niedriger ist, als das wahre den Gläubigern von dem wirklichen Darleiher bewilligte Miethgeld. Dennoch sank der Marktpreis der Capitalien bald selbst unter das Maß der Zinsen, welche von den Nominalcapitalien eines beträchtlichen Theils solcher öffentlicher Schulden entrichtet werden mußten, und war der Finanzverwaltung in neuerer Zeit die Gelegenheit geboten, das Sinken des Zinsfußes zur Verminderung der Staatslasten zu benutzen, und ihre natürlichen Verpflichtungen gegen die Steuerpflichtigen zu erfüllen, ohne den Staatsgläubigern gegenüber die Grundsätze des Rechtes und der Billigkeit zu verletzen. Wie wenig aber die gerechten und heiligen Ansprüche der Steuerpflichtigen berücksichtigt, ihre Abgaben erleichtert und ihre Vortheile erhöht wurden, leh-

ren die Erscheinungen der neuesten Zeit und liefern einen Beweis, daß kein Beyspiel in der Geschichte sich findet, wornach bey der Beendigung einer langjährigen bedrängnißvollen Kriegszeit, wie sie die uns vorüber gegangene ist, des Landmanns Hoffnungen auf die goldenen Früchte des Friedens vielfach getäuscht wurden. Unentschlossenheit, übertriebene Aengstlichkeit, Sorglosigkeit, großer Aufwand für stehende Heere und Verwaltungszweige, übel berathene Sorgfalt für Erhaltung des Credits, Rücksichten einer Politik, welche es mit der Macht des Gläubigerphalanx nicht verderben will, und andere Verhältnisse hinderten die Reduction der Zinsen und die hiermit verbundene Erleichterung des Volkes in vielen größeren und kleineren Staaten; ja die Schuldenlast wurde in vielen statt verringert noch vergrößert, also die Reduction der Zinsen vereitelt.

In wie fern es übrigens Beyspiele genug gibt welche beweisen, wie die Finanzverwaltungen die ihnen günstigen Umstände zur Erleichterung der Steuerpflichtigen durch Reductionen eben so zu benutzen verstanden, wie die Gläubiger Conjunctionen anderer Art zu ihrer Bereicherung benutzt hatten, wird zwar kurz aber klar erläutert. Durch diesen Gedanken ruft der Verf. unzweifelbar bey jedem Leser viele Erscheinungen hervor, welche Beweise von Bereicherungen Einzelner auf Kosten der Staatsschulden liefern; wenigstens ist Refer. reich an Erfahrungen dieser Art; er wurde durch diese einzige Bemerkung auf den Hergang der Dinge seit der letzten zwanzig Jahre hingeführt und durchlief in Folge derselben die Manipulationen der meisten größeren und kleineren europäischen Staaten, um Belege für die Behauptung des Verf. zu erhalten. Mögen alle Leser diese Erörterungen mit derselben

Aufmerksamkeit und mit demselben Rückblick auf die finanziellen Verhältnisse der europäischen, besonders der deutschen Staaten, und mit gleichem Steigen des Interesses lesen, wie Ref., den sie vorzüglich befriedigten und der in ihnen den Vf. als einen wahren Freund des Vaterlandes und allgemeinen Volkswohles schätzen lernte.

Unter allen europäischen Staaten hat die Verwaltung Großbritanniens solche große Finanzoperationen mit großem Vortheile durchgeführt. Daher betrachtet der Verf., ohne der Reduction zu gedenken, welche die frühere Geschichte des britischen Finanzhaushaltes darbietet und welche den 3 proc. red. Stock ihren Namen gaben, nur die in der gegenwärtigen Friedensperiode vollzogenen Conversionen. Die Herabsetzung des Zinsfußes ließ eine sehr erhebliche Erleichterung der Steuerpflichtigen erscheinen, und die dabei creierte neue Schuld gab zu drey auf einander folgenden Reductionen Veranlassung. Wie die Verwaltung verfuhr und die auf den kleineren Theil der vom Kriege überlieferten Schuld wirkende Reduction eine größere Erleichterung verschaffte, als die effective Schuldentilgung in 20 Friedensjahren, setzt der Verf. gediegen auseinander und deutet darauf hin, wie dem Beispiele Großbritanniens die königl. sächsische Regierung zuerst, dann Baden, Hannover, Bayern, Hessen folgten und auch die übrigen Großmächte ihre Zinsen herunter setzten. Die noch vorhandene Masse von 5 proc. öffentlichen Schulden der europäischen Staaten schätzt der Verf. zu ungefähr 2000 Mill. Guld., die 4½ und 4 proc. zu 800 M. Guld. und die 3½ proc. zu 2000 M. Gulden.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 12. März 1838.

Stuttgart und Tübingen.

Beschluß der Anzeige: Ueber die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden etc. von Nebenius.

Unter allen Staaten Europas durfte wohl Frankreich am wenigsten Bedenken tragen, mit einer umfassenden Maßregel voran zu gehen; trotz der vielen Verhandlungen hierüber ist jedoch noch kein erhebliches Resultat gewonnen worden; jene und ihre Ergebnisse theilt der Verf. ausführlich mit, und beurtheilt sie mit Gründlichkeit und Klarheit: zuerst liest man die vom Jahre 1824 und die theilweise Umwandlung der 5 proc. Renten in $4\frac{1}{2}$ und 3 proc. im Jahre 1825; dann die über die Reductionsfrage von 1836. Die Thatsachen selbst sind wohl bekannt, aber nicht die Reflexionen des Verfs, welcher über das Verhältniß der verschiedenen Projecte, welche namentlich jene Reductionsfrage hervor rief, über die Lage und Sicherheit der großen Unternehmer u. dergl. Ansichten veröffentlicht, welche höchst beachtungs-

werth sind. Ref. kann sie jedoch nicht im Besonderen hervor heben, sondern muß auf ihr Nachlesen im Buche verweisen.

Die Schlußbemerkungen sind nicht weniger geistreich und gründlich, als die bisherigen Erörterungen; jeder Satz enthält gleichsam ein Thema für eine besondere Bearbeitung; Zeit und Umstände nebst gemachten Erfahrungen müssen die Regierungen weise zu Rathe ziehen, um die Herabsetzung der Zinsen zu betreiben. Für jeden Staat ergeben sich stäts eigene Verhältnisse welche sie später oder früher mehr oder weniger sicher möglich machen; auf alle nimmt der Verf. kurz Rücksicht und schließt mit der Bemerkung, daß, wenn es größtentheils die Regierungen sind, welche die Ausführung übernehmen, die in den Fortschritten des Vollzugs, jeweils die Verhältnisse des Capitalmarktes berücksichtigend, durch ihre darnach bemessene Nachfrage zeitliche Schwankungen des Zinsfußes wohlthätig ausgleichen. Die ausgezeichnete Schrift verdient die größte Verbreitung und ist auf sehr schönes Papier gedruckt.

π. ρ.

L o n d o n.

Published by Whittaker and Co. 1836: A Grammar of the Hebrew Language of the Old Testament, by Geo. Henry Aug. Ewald etc. Translated from the last edition, and enriched with later additions and improvements of the author, by John Nicholson, A. B. Oxon. — XXVIII u. 400 Seiten in 8.

L e i p z i g.

In der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung 1838:

Grammatik der Hebräischen Sprache des Alten Testaments von Heinrich Ewald. Dritte Auflage. — 400 Seiten in 8.

Ueber die zweyte Auflage ist in diesen Anzeigen 1835 St. 25. geredet: die englische Uebersetzung, welche ein um Förderung dieser Studien in England sehr verdienster, kenntnißreicher junger Mann gefertigte, erlaube ich mir nur unter jetzigen Umständen erst jetzt in diesen Blättern zu nennen. Wie die dritte Auflage des deutschen Buchs von Lernenden zu gebrauchen sey, ist in der kurzen Vorrede erklärt; wie aber die innere Art dieses Buchs sey, erläutert ein Aufsatz im eben erscheinenden dritten Hefte der Zeitschrift, welche zu nennen hier auch verstattet seyn möge:

G e s t i n g e n.

in der Dieterich'schen Buchhandlung, 1837: Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von H. Ewald, C. v. d. Gabelenk, J. G. L. Kosegarten, Ch. Lassen, C. F. Neumann, C. Röddiger und F. Rückert. Erster Band: drey Hefte. — 27 Bogen in 8., mit 2 Stein-
drücken.

Inhalt: I. Ewald: Plan dieser Zeitschrift. — II. Rückert: Uebersetzungen aus Bhartrihari. — III. C. v. d. Gabelenk: Einiges über mongolische Poesie. — IV. C. F. Neumann: Statistische Eintheilung und Bevölkerung des sinesischen Reichs und seiner auswärtigen Besitzungen, nach den neuesten officiellen Nachrichten. — V. Lassen: Beyträge zur Kunde des indischen Alterthums aus dem Mahâbhârata. Zuerst: Uebersetzung meines über das Mahâbhârata. — VI. Ewald: Aus Muhammed's Leben von Abdalmalik ibn: Hishâm. — VII. Rückert: Gita Gowinda aus

dem Sanskrit übersezt, mit sprachlichen Bemerkungen. — VIII. Dan. Haneberg: Die sinesischen, indischen und tibetischen Gesandtschaften am Hofe Nuschirwân's. — IX. Ewald: Weitere Erläuterungen der syrischen Punctuation, aus syrischen Handschriften. — X. G. F. Grotefend: Urkunden in babylonischer Keilschrift. — XI. Mandshu-mongolische Grammatik aus dem Sâh-hö-piân-lân übersezt von C. v. d. Gabelentz. — XII. Kosgarten: Ueber die Kunje oder Vornamen der Araber. — XIII. Ewald: Ueber die neuere Art hebräischer Grammatik. — XIV. Ewald: Ueber Versezungen in den prophetischen Schriften Alten Testaments. — XV. Röddiger: Ueber die himjaritische Schrift. XVI. Lassen: Beiträge zur Kenntniß der Geographie des alten Indien. — XVII. v. Schlegel: Ueber den altindischen Thierkreis.

Unter den Beurtheilungen und Uebersichten ist noch manches Wichtige.

H. E.

P a r i s.

Imprimerie de Rignoux. Etudes chimiques sur le Sang humain. Par Louis-René le Canu. 128 Seiten. 1837. 4.

Diese Schrift reiht sich ihrem Inhalte nach zunächst an die von H. Masse über das Blut, die wir im 44. Stücke des vorigen Jahres anzeigten. Die Resultate, welche der Verf. aus seinen, wie es scheint, gründlich angestellten Untersuchungen gewonnen hat, sind gleich wichtig für den Arzt und Physiologen wie für den Chemiker. Wir wollen versuchen, die vornehmsten zusammen zu stellen.

Während des Lebens schwimmen die Blutkugeln im Serum; vom lebenden Körper getrennt setzen sie sich als Blutfuchen zu Boden. Das Serum ist eine sehr zusammen gefetzte Flüssigkeit, und enthält, außer dem Wasser und dem Eyweiß: freyen Sauerstoff und Stickstoff; Kohlensäure; salzsaure, schwefelsaure, phosphorsaure, kohlensaure und milchsaure alkalische Salze; Cholesterine; Seroline; Delsäure und Margarinsäure, theils frey, theils in salzartigen Verbindungen und Phosphorhaltiges Fett. Die Blutkugeln bestehen aus einem Kern von Eyweiß und Blutroth und einer Hülle von Faserstoff. Die Speckhaut oder Entzündungshaut sey wahrscheinlich nur Eyweiß in einem leicht gerinnbaren Zustande. Das Blutroth nennt der Verf. Hématosine, weil er es durch einen ihm eigenthümlichen, hier ausführlich beschriebenen, Proceß in einem bisher nicht gekannten Grade der Reinheit dargestellt habe. Dieser Stoff (aus Menschenblut gewonnen; bey Thieren ist das Verhältniß verschieden) gibt beym Einäschern 10 Proc. Eisenoxyd, was 8 Proc. Eisen entspricht, das wahrscheinlich als Metall sich im Blute befindet. (Der Verf., der überhaupt viel auf ausländische Literatur Rücksicht nimmt, führt häufig die Abhandlung des leider kürzlich verstorbenen Engelhart an, über den rothfärbenden Stoff im Blute, welche hier im J. 1825 den medicinischen Preis gewann und auch von Fabarraque ins Französische übersetzt ward.)

Das quantitative Verhältniß des normalen, menschlichen Venenblutes steht so, daß in 1000 Theilen etwa 869 Serum (davon 790 Wasser, 68 Albumine und 11 aufgelöste andere Substanzen) und 131 Kugeln (davon Albumine 125, Fibrine 3, Hématosine 3) enthalten sind. Die

letzteren herrschen gegen ersteres bey Erwachsenen, bey Männern, bey sanguinischen und wohlgenährten Individuen etwas vor. Dasselbe findet bey arteriellem Blute statt, welches noch dazu einen größeren Antheil von freyem Sauerstoff besitzt.

Viel bedeutender seyen die Veränderungen, welche die Mischung des Blutes in den verschiedenen Krankheiten und namentlich auch bey Blutabgängen erfährt, wo theils neue Bestandtheile hinzu treten (wie im Icterus, wo dasselbe die färbenden Stoffe der Galle, jedoch keine bis jetzt nachweisbare Galle aufnimmt; das Blut bey der monatlichen Reinigung enthält gegen 50 Procent Mucus; das so genannte milchige Blut, wie in der Harnruhr, Wassersucht, Bauchfellentzündung der Wöchnerinnen, bey Entzündung der Nieren und Leber, bey Asphyxie in Folge des unmäßigen Genusses von Alkohol, enthält statt der Kügelchen eine fettige Materie), theils die vorhandenen beynahе verschwinden (wie in der Hämaturie und in der Chlorose der Farbstoff), oder in ihren wesentlichen Eigenschaften sich verändern (wie das Serum in dem Blute der Kinder, welche an Zellgewebeverhärtung gestorben, indem es sofort schon für sich gerinnt). Zuweilen nimmt die Quantität der wäßrigen und serösen Theile überhand (so in typhösen und Herzkrankheiten), zuweilen nimmt sie ab (wie im Scharlach). Besonders auffallend ist das Ueberwiegen der fixen Theile in der asiatischen Cholera. Während bey Gesunden das Verhältniß des Wassers zu den festen Substanzen im Durchschnitt wie 790 : 210 ist, zeigt es sich in jener Krankheit nur wie 670 zu 330. Der Verf., dem viele Beobachtungen dieser Art zu Gebote standen, glaubt, daß von diesem diagnostischen Kennzeichen in zweifelhaften

Fällen ein nützlicher Gebrauch gemacht werden könnte.

Ohne auf die andern theoretischen oder practischen Bemerkungen des Verfs hier einzugehen, führen wir nur noch die Schlußfolge an, die er aus denselben zieht, und welche auf die hohe Bedeutung des rechten Verhältnisses der Bestandtheile hinweist. 'Die Blutkügelchen sind es, welche den vorzüglichsten Reiz auf das Nervensystem ausüben. Unter ihrem Einflusse assimilieren sich aus dem Blute: die Knochen die Phosphate und Carbonate des Kalkes; die Muskeln die Fibrine; das Hirn und Rückenmark die fette, phosphorhaltige Materie; die Synovialkapseln und die serösen Membranen einen Theil ihrer Albumine und ihrer Salze; die Leber scheidet sich daraus ab die Cholesterine, die Seife, die Del- und Margarinsäuren; die Nieren die Substanzen des Harns und so fort.' Dieser Ausspruch eines mit der Analyse des Blutes innig vertrauten Forschers ist gewiß sehr beachtungswerth. Ref. hat in seiner vor 5 Jahren erschienenen allgemeinen Krankheitslehre sich über denselben Punct so geäußert S. 52. S. 63. 'So einfach und leicht faßlich die Zusammensetzung des Blutes erscheint, wenn man bloß seine vorherrschenden Bestandtheile und die Hauptfactoren, in die es zerfällt, in das Auge faßt, so mannigfach und verwickelt ergibt sie sich, wenn man die feineren und geringeren Antheile berücksichtigt. Aber gerade diese sind so wohl von physiologischer als pathologischer Seite von ganz besonderem Gewichte, weil von ihrem Daseyn die Erledigung der Fragen über Ernährung, Ab- und Aussonderung größtentheils mit abhängt.' So sehen wir denn, daß die fortschreitende Wissenschaft den Einfluß der feineren Blutanteile auf die Func-

tionen des Organismus immer mehr zu würdigen lehrt, und somit die Ahnungen der alten Humoralpathologie, wenn auch in einem höheren Sinne, verwirklicht.

Carlsruhe.

Von der *Hygea*, Zeitschrift für Heilkunst, nebst einem critischen Repertorium der gesammten in und ausländischen Journalistik und Literatur der Homöopathie, und der dahin einschlagenden Wissenschaften, redigiert von Dr. Griessblich, ist uns schon das zweyte Heft des sechsten Bandes zugeschickt. Wir haben schon bemerkt, daß wir bey Zeitschriften nicht jedes einzelne Stück, sondern nur ihre Fortsetzung im Allgemeinen anzeigen können. In der vorliegenden enthält jedes Stück zuerst Originalabhandlungen, zweytens Repertorien der Journalistik und Literatur, wo ein eigener Artikel der schlechten Literatur gewidmet ist, und drittens Miscellen.

Auch von dem Archiv für die Pharmacie des Apothekervereins im nördlichen Deutschland, herausgegeben von Rudolph Brandes (Gött. gel. Anz. 1836. St. 109.), haben wir bereits des neunten Bandes drittes Heft erhalten.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. S t ü c k .

Den 15. März 1838.

G ö t t i n g e n .

Der Königlichen Societät der Wissenschaften sind von ihrem ordentlichen auswärtigen Mitgliede, dem Hn Hofrathe Marx in Braunschweig unterm 1. März einige Beobachtungen über den, im St. 14 u. 15. dieser Anzeigen beschriebenen, Infusorienhaltigen Sand, der sich am südlichen Rande der Lüneburger Heide findet, mitgetheilt worden.

Dieser Fund muß in vielfacher Hinsicht das Interesse eines jeden Naturforschers erwecken. Seine große Erstreckung in die Tiefe, seine stundenweite Ausdehnung, in einer Gegend, wo man sonst nur den gewöhnlichen Haidesand vermuthete, in welchem, außer fremdem Geschiebe und Bligröhren, kaum etwas Beachtenswerthes enthalten ist, deutet auf frühe Ereignisse oder Thätigkeiten daselbst, für die bisher kaum eine Ahnung vorhanden war. Die Untersuchung dieses Sandes nach seinen verschiedenen Beziehungen wird gewiß von jenen Männern, die mit so

scharfem Blicke sein Wesen errathen, seinen Inhalt erkannt haben, genügend ausgeführt werden. Bis dahin jedoch mögen auch einzelne andere Beobachtungen dazu beitragen, das Eigenthümliche seiner Beschaffenheit aufzuklären, und denen, welche namentlich seine microscopischen Schätze zu erforschen wünschen, leitende Fingerzeige zu geben.

Die ganz weiße, mehrlartige Erde hat unter der Lupe ein zartsafriges Ansehen; unter einem guten zusammen gesetzten Microscope, das 3 — 400 Mal im Durchmesser vergrößert (ich benutzte dazu ein Schief'sches), zeigen sich so wohl die Fasern, als die daran hängenden Theilchen als regelmäßig gebildete Körperchen. Wird nun ein Wenig dieser Erde auf dem als Objectenträger dienenden Glasscheibchen mit einigen Tropfen reinen Wassers befeuchtet, so erscheint plötzlich das Ganze als aus einer zahllosen Menge vollkommen erhaltener, klar durchscheinender Thierhüllen bestehend. Ich will versuchen, von den Hauptgruppen derselben eine Vorstellung zu geben.

Was zuerst dem Auge sich darbietet, ist die weitaus vorherrschende Anzahl länglicher Scheiden oder Schalen, deren Länge wohl 16 Mal größer ist als ihre Breite. Sie sind mit zarten Querriefen von oben bis unten versehen, und sind meistens an den Enden etwas breiter als in der Mitte. Manche derselben verzüngen sich nach den Enden hin, und gehen in eine stumpfe Spitze aus. Zuweilen scheint es als hätten welche einen dicken Längsstreif in der Mitte; aber bey genauerer Betrachtung ergibt es sich, daß dieses nur die Vereinigungsnath zweyer Individuen ist, indem fast immer, bey vorsichtiger Behandlung, zwey solcher Schalen neben einander liegen. Sie gehören zur Gattung *Synedra*.

Die zweite Formenreihe, welche dem Blicke begegnet, besteht aus etwas kleineren und minder zahlreichen Partien. Wenn die zuerst angegebene Schalen etwa von der Größe einer gewöhnlichen Stecknadel sich darstellen, so sind diese wohl um die Hälfte und mehr kleiner. Aber dafür sind sie breiter, einzeln stark hervor tretend und von vielartigeren Gestalten. Es sind theils schwach gebogene, in der Mitte dicker, an den Enden dünner werdende, wie Würmer oder Insekten-Larven aussehende; theils flache, elliptische oder länglicht ausgezogene Hüllen. Alle sind mit stärkeren oder schwächeren, einfachen oder doppelten Reifen und Strichen versehen; manche haben dazwischen helle Linien oder Punkte und alle zeigen eine sehr symmetrische Bildung. Sie gehören hauptsächlich zur Gattung *Navicula* und es lassen sich hier viele Species unterscheiden, je nachdem sie das Ansehen eines Nachens, einer Schildkröten-Schale, eines Käferflügels haben, oder Zebra-artig gestreift, höckerig, Flaschen- und Keulen-förmig, einfach oder doppelt, gerade oder gekrümmt sind. Auch findet man bald, daß viele davon, wenn sie im Wasser schwimmen, je nach ihrer Lage gegen das Auge, eine etwas verschiedene Gestalt annehmen. Dieses zeigt sich besonders bey einer verwandten, hier nicht selten vorkommenden Gattung, der *Bacillaria*, wovon die Hüllen, je nachdem sie von der Seite oder im Querschnitte gesehen werden, bald als walzenförmige, etwas gebogene, an den Enden schwach zugestumpfte, der ganzen Länge nach gestreifte, bald als länglicht-viereckige, nur an den längeren Seitenkanten gestreifte Panzer erscheinen.

Die dritte Formengruppe wird vorzüglich erkannt, wenn die vorherigen durch Neigen der Glasscheibe oder durch Abschwemmen etwas be-

seitigt worden. Es sind viele kleine, scharf begrenzte, längliche Vierecke, ohne Streifung, aber in der Mitte mit einem hellen Striche, der sie in zwey, fast gleiche Quadrate theilt; an den Enden dieses Strichs, oberhalb und unterhalb desselben, befinden sich vier helle Punkte. Zuweilen sind sie in der Gegend des Striches von einander gebrochen und dann schwimmen die einzelnen Quadrate, jedes mit den hellen Punkten an einem Ende, für sich herum. Dieses sind die Hüllen der Gattung Gaillonella, welche früher für Glieder von Conserven gehalten wurden, jetzt als Gehäuse von Thierchen gelten und in verschiedene Arten zerfallen. Der helle Strich deutet eine Einschnürung, die vier Punkte die Oeffnungen für die Fühler an. Nie habe ich von der beschriebenen Art mehrere der Länge nach an einander gereiht gesehen. Nur drey-mahl beobachtete ich eine ähnliche Hülle aus zwey Individuen (also scheinbar vier Quadraten) bestehend, aber diese war ungemein, wohl zehn-mahl größer als die vorherige, und auch sonst etwas abweichend gestaltet; also gewiß eine andere Art.

Die vierte und letzte Gruppe zeigt sich als eine Ansammlung runder, kreisförmiger Körperchen, die gewöhnlich am Grunde und Rande des zur Untersuchung dienenden Tröpfchens, zerstreut oder auch zusammen gehäuft hervor treten. Ihre scheinbare Größe wechselt sehr und der Durchmesser von einigen ist wohl 6 — 10 Mal größer als der von andern. Es sind entweder Scheibchen mit einem äußeren hellen Ringe in einem innern dunkeln Fleck, oder es sind Schildchen, die auch innen etwas dunkler gefärbt sind, dann einen helleren Kreis zeigen und von der Hälfte des Radius an bis zum Umkreiße mit lauter fei-

nen, strahlenförmigen Riesen besetzt erscheinen. Jene Schildchen nun könnten aus zwey kugelförmigen Bläschen bestehen, von welchen das innere mit einer dunkleren Körnermasse erfüllt ist, wie ich solches öfter an noch lebenden Infusorien dieser Art, die sich in Menge in den Salzquellen der hiesigen Umgegend finden, zu beobachten Gelegenheit hatte. Eine aufmerksame Vergleichung ergibt jedoch, daß die meisten dieser Scheibchen nur die in einer anderen Lage gegen das Auge gestellten, oben bezeichneten Gaillonellen sind. Wenn nämlich diese cylindrischen Gehäuse auf der Basis ruhend zusammen klappen, so wird der obere, weitere Theil als ein hellerer Ring, der untere eingeschnürte als ein dunkleres Centrum erscheinen. Es ist mir einige Male gelungen, die großen Scheibchen in eine solche Lage zu bringen, daß sie der Quere nach den oben bezeichneten größeren Gaillonellen, wo mehrere Individuen in einander gefügt sind, ähnlich wurden. Was nun die andern, feingeränderten Schildchen betrifft, so weiß ich nicht, zu welcher der mir bekannten Gattungen ich sie rechnen soll. Die meiste Uebereinstimmung zeigen sie noch mit der Form, welche Turpin in einem Feuersteine von Calvados beobachtet und abgebildet hat und wovon er glaubt, es sey eine innere Panzerschale irgend eines Infusoriums. (Annales de Sciences naturelles T. VII. Mars 1837. p. 153: 'la forme est celle d'un disque composé de trois cercles distans les uns des autres et dont les distances sont remplies par un grand nombre de rayons fins et nombreux. Le cercle extérieure est sinueux et frangé. Est-ce la coquille intérieure de quelques très petits mollusques? J'ai déjà remarqué et figuré un corps tout semblable qui se rencontre

parmi le carapaces silicieuses dont se forment par agglomération la farine de montagnes, farine de pierre ou le tripoli de Franzensbad et qui me paraît être évidemment une coquille interne, en ce qu'elle n'offre à l'extérieure aucune espèce d'ouverture.') In den hier betrachteten Schildchen sind jedoch die inneren Kreise und Streifungen, wenn sie überhaupt vorhanden sind, sehr verwischt, und ich konnte sie auch mit einer 700fachen Vergrößerung nicht unterscheiden. Ob sie eine besondere Gattung vorstellen, wage ich nicht zu bestimmen. Einmahl jedoch gelang es mir, ein solches Schildchen so in die Höhe zu richten, daß es der Quere nach der Ineinanderflügung mehrerer Gailloellen ähnlich erschien.

Durch die Aufstellung dieser vier Hauptgruppen ist das Characteristische in der Zusammensetzung dieses Conglomerats von Infusorien-Hüllen erschöpft, und Jeder, der durch den Augenschein von seinem Inhalte sich zu überzeugen wünscht, kann sich hiernach leicht darin zu rechte finden.

Die genauere Bestimmung der einzelnen Arten muß einem besonderen Studium vorbehalten bleiben, welches jedoch erst dann, wenn die ausführliche Arbeit des Meisters in diesem Gebiete, des Hn Ehrenberg, über die fossilen Infusorien, wird erschienen seyn, vollkommen befriedigend ausfallen kann.

Was bey der enormen Masse des neu aufgefundenen Sandes alle Bewunderung verdient, ist die im Ganzen vorherrschende weiße Farbe desselben, da doch die Infusorien selbst, woraus er sich gebildet hat, grün oder braun sind. Die Annahme, daß die allmähliche Wirkung eines unterirdischen Feuers diese Umwandlung hervor gebracht habe (so wie wir etwa im Stande sind,

noch lebende kieselhaltige Infusorien weiß zu brennen oder den Stengel eines Equisetums im Feuer in eine weiße kieselige Röhre umzuwandeln), scheint mir kaum haltbar zu seyn, und eher möchte ich an eine successive Zusammenziehung und Verflüchtigung der organischen Materie glauben. Hier könnte nur eine genaue Erforschung der ganzen Localität und der Nachweis, ob noch andere Spuren subplutonischer Thätigkeit sich in jener Gegend finden, die erstere Annahme unterstützen. Jedenfalls muß daselbst ein ausgedehnter Sumpf oder Wasserbehälter gewesen seyn, in welchem jene Thierhüllen sich ansammelten, und vielleicht ist für ihre Entstehung ein nicht gar zu großer Zeitraum erforderlich gewesen, da auch jetzt noch, an günstig dazu gelegenen Orten, die schlammförmigen, erdigen Rückstände der Infusorien erstaunlich schnell sich anhäufen.

Um nun die Einwirkung des Feuers auf unsere weiße Erde kennen zu lernen, stellte ich einige Versuche an. In der Spiritusflamme bleibt sie unverändert; in der Flamme des Löthrohrs stark geglüht zeigten sich die äußeren Fasern zusammen gesintert, und unter dem Microscope waren sie kaum mehr gehörig zu unterscheiden; die inneren Theile jedoch waren in ihren microscopischen Formen unverändert geblieben. Ich setzte nun eine etwas größere Quantität in einem Platintiegel einer stundenlangen Weißglühhitze aus. Nach dem Herausnehmen war die vorher lockere, schneeweiße Masse um Vieles consistenter, jedoch nicht hart, geworden. Im Innern war sie nun etwas blättrig und zeigte eine gleichförmige hellgelbe Farbe. Sie hatte mit einem Worte die Natur eines Polierschiefers angenommen. Die gelbe Färbung fiel mir auf, da sie, nach einer solchen Erhitzung, gewiß nicht mehr von organi-

schen Stoffen herrühren konnte, und dieser Sand chemisch reine Kiesel Erde seyn sollte. Ich digerirte deshalb einen Theil der weißen Erde mit Salzsäure, versetzte das Filtrat mit Ammoniak und erhielt eine deutliche Ausscheidung von gelblichweißer eisenhaltiger Thonerde. Bey wiederholter Untersuchung fand ich auch Kalkerde.

Die geglühte gelbliche Erde zeigte unter dem Microscope wohl immer noch die infusoriellen Formen ziemlich erkennbar, aber lange nicht so scharf von einander getrennt und deutlich wie früher. Ich verglich damit die Polierschiefer von Bilin und vom Habichtswalde und fand eine gewisse Aehnlichkeit in der geringeren Schärfe der Umrisse ihrer Infusorienschalen. Auffallend ist jedoch, wie im Ganzen einförmig der Gehalt dieser Schiefer an solchen Hüllen ist.

Während unsere auch heftig gebrannte Erde noch immer ihren mannigfaltigen Reichthum an solchen Resten erkennen läßt, findet sich in dem Polierschiefer vom Habichtswalde fast nur die *Gaillonella distans* und in dem von Bilin noch außerdem in Menge und in besonderer Schönheit eine Abänderung mit mehr rundlichen Gliedern, die wie in einander gesteckte Bienenkörbe aussehn. Aber die in unserm Sande am häufigsten vorkommenden *Gaillonellen* sind weit schärfer und zierlicher gebildet, und auch nicht von der Größe wie die dortigen.

So wenig nun das Feuer diesen Thier-Überbleibseln etwas anhaben kann, so leicht werden sie von einem anderen Agens, den Alkalien, angegriffen. Wenn man an den Wassertropfen, in welchem man sie betrachtet, ein Stückchen Kali-Hydrat bringt, so sieht man in dem Maße als davon aufgelöst wird, die Hüllen dünner, durchsichtiger werden, und die ganz zarten ver-

schwinden völlig. Die Beobachtung einiger Formen wird dadurch erleichtert, besonders da man in dem nun zähflüssigeren Tropfen manche Theile leichter in eine dem Auge günstigere Lage bringen kann.

Bey der gebrannten Erde oder den Polierschiefern findet dieses nicht statt. Ich brachte nun eine größere Menge der frischen Erde in eine nicht sehr concentrirte Lauge von Aetzkali; sie löste sich darin bey einiger Erwärmung zu einer klaren Flüssigkeit, in der einzelne gelbe Flecken schwammen, auf. Als sie abgegossen ward, fand sich am Boden des Gefäßes eine Menge Körner von feinem Quarzsand. Die Flüssigkeit, mit Aetzammoniak neutralisirt, ließ das Aufgelöste als eine dicke Gallerte fallen. Hieraus erhellet also, daß die Kieselerde, welche die Infusorien, als im Wasser gelöst, aufgenommen und zur Bildung ihrer Schalen verwendet hatten, auch in diesem Zustande ihre eigenthümliche hydratartige Beschaffenheit, wodurch sie von dem Quarzsande sich unterscheidet, auch nach Verlauf unzählbarer Jahre nicht einbüßt.

Was nun die Benützung dieses Sandes betrifft, so ist vielleicht die Bemerkung hier nicht unpassend, daß Klaproth, welcher das bey Castel del Piano unweit Santa Fiora, zwischen Toskana und dem römischen Staate, unter ganz ähnlichen Verhältnissen wie das unsrige, sich findende Bergmehl genau untersucht hat (Beyträge B. VI. S. 348.) anführt, daß man daselbe dorten nicht nur zum Poliren metallener Geräthe anwendet, sondern auch dazu, um daraus auf Wasser schwimmende Siegel zu verfertigen.

P a r i s.

Chez Bourgeois - Maze: Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monuments figurés de Venus, en orient et en occident; par M. Felix Lajard, membre de l'Institut (Acad. Roy. des inscr. et bell. lett.). 1837. gr. 4. Avec un tableau lithographié et XXX planches in fol. grav. sur cuivre, au trait.

Zufolge des Prospectus ist dieses viel versprechende Werk auf 4 — 500 Quartseiten berechnet, welche in 6 Lieferungen von drey zu drey Monaten erscheinen sollen. Der Subscriptionspreis für jede, mit 5 Kupfertafeln in Groß-Folio begleitete, Lieferung auf Velin grand-raisin ist zu 12 Frank's, später 15 Frank's bestimmt: nur 20 Exemplare auf Groß Jesus-Velin mit Kupfertafeln auf chinesischem Papier gelten das Doppelte. Der Nettigkeit des splendiden Drucks entsprechen die Darstellungen der Kupfertafeln, welchen eine neue Zeichnungsmanier eine treffliche Schattierung gibt. Das Werk selbst ist die Frucht eines 30jährigen Studium, das sich auf dreijährige Reisen im Orient, und auf eine reiche Sammlung morgenländischer Alterthümer stützt. Vor uns liegen jedoch außer einer Einleitung von 36 Seiten nur erst zwey Mémoires, deren erstes schon im Augusthefte des Journal Asiatique 1834, das zweyte im ersten Bande der Nouvelles Annales de l'Institut Archéologique abgedruckt worden ist. Beide Mémoires sind aber mit bedeutenden Zusätzen bereichert, so daß das erste über das theogonische und kosmogonische System der Chaldäer in Assyrien 29 Seiten, das zweyte über eine bildliche Darstellung der orientalischen Venus als Mannweibes noch 88 Seiten

füllt. Der besondere Abdruck dieser beiden Mémoires überhebt uns einer ausführlichen Anzeige ihres Inhaltes, statt deren wir eine kurze Uebersicht des ganzen versprochenen Werkes mit Hinzufügung einzelner Bemerkungen über das bereits Erschienene geben.

Durch weitere Verfolgung des Studiums der Mithrasmysterien, deren gelehrte Bearbeitung von der Königl. Academie im J. 1825 gekrönt ward, überzeugt, daß sie aus der uralten Verehrung der assyrischen Mylitta hervor gegangen seyen, ging der Verf. allen Spuren derselben bey den gebildetsten Völkern des Orients und Occidents nach, und begnügt sich nicht damit bloß, die vielfach zerstreuten Nachrichten und Andeutungen schriftlicher Denkmähler zusammen zu tragen, sondern widmete eine ganz vorzügliche Sorgfalt dem noch allzusehr vernachlässigten Studium der Symbolik in allerley bildlichen Darstellungen, deren unermüdlche Vergleichung ihm die belehrendsten Aufschlüsse gab, welche über das mysteriöse Dunkel, das über den Religionsansichten der ältesten Zeiten schwebt, ein neues Licht verbreiten, und wodurch selbst Manches aufgehehlt wird, was sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Das Ergebniß aller dieser mühsamen Forschungen theilt uns nun der Verf. in dem vorliegenden Werke also mit, daß er im ersten Mémoire die allgemeinen Gesichtspuncte angibt, aus welchen man die Religionen des höchsten Alterthums zu betrachten hat, und die Wichtigkeit des Studiums derselben für alle Zweige unseres Wissens darlegt. Nach der Entwicklung des theogonischen und kosmogonischen Systems der Chaldäer in Assyrien, in welchem der Cultus der Venus-Mylitta eine Hauptrolle spielt, und nach der Aufzählung der wichtigsten Veränderungen, welche dieser Cultus

allmählich erfuhr, weist er im zweyten Mémoire, daß die Mylitta ursprünglich als Mannweib vorgestellt worden sey, durch die ausführliche Erläuterung eines babylonischen Kegels aus Agat in ovaler Form, von 13 Linien Höhe, und 15 im größten Durchmesser enthaltend, dessen bildliche Darstellung auf seiner unteren Oberfläche zwar vielleicht 300 Jahre jünger als die christliche Aera ist, aber nach des Verfs geschickter Deutung der mancherley Symbole die Mylitta nach solchen religiösen Ansichten vorstellt, welche 3000 Jahre über die christliche Aera zurück gehen.

Im dritten Mémoire haben wir nun einen ähnlichen Beweis zu erwarten, daß der Stier und Löwe die charakteristischen Attribute der Venus im Orient und Occident sind, nebst wichtigen Folgerungen daraus zu richtiger Beurtheilung griechischer, persischer und arabischer Dichtervorstellungen. Im vierten wird der Verf. von einem noch unbekanntem astronomischen Basrelief aus Chaldäa oder Assyrien, auf welchem Stier und Löwe eine bemerkenswerthe Rolle spielen, Veranlassung zum Erweise nehmen, daß eine Sonnenbeobachtung, deren Datum auf mehr als 3000 Jahre vor Christus hinauf steigt, die Basis des kosmogonischen Systems der Chaldäer und der symbolischen Sprache dieses Systems ist; daß aber eben diese Chaldäer, wenn wir gleich jene Sonnenbeobachtung auch auf alten Bildwerken Aegyptens finden, nicht semitischen, sondern indostythischen Ursprungs waren.

Im fünften Mémoire werden uns bey der Prüfung der Sagen und Kunstdenkmähler, welche sich auf die morgenländische Venus als Fischgöttin beziehen, neue Ansichten über Dagon und Onones verheissen. Das sechste wird eine allgemeine Uebersicht aller bildlichen Darstellungen der

Venus enthalten, sey es unter symbolischer Form oder menschlicher Bildung mit allerley Attributen und besonderen Zusätzen, nebst einem Resumé des Ganzen; so daß nur das Wenige, welches sich über die Mysterien des Venuscultus sagen ließe, auf das Werk über den geheimen Mithrasdienst verspart wird, welches diesem unmittelbar nachfolgen soll. Da das Christenthum im Orient eben so mit dem Mylittacultus, aus dessen geheimen Lehren, Symbolen, Ceremonien und Gebräuchen sich auch viele einzelne Züge in den Sagen griechischer Heroen natürlich erklären lassen, zu kämpfen hatte, wie es später noch im Occident mit dem Mithrasdienste in Conflict gerieth, welcher die letzte Stütze des Heidenthums unter den Römern war; so werden sich beide Werke gegenseitig unterstützen und erläutern, und in sofern ein Ganzes bilden, so weit es der gegenwärtige Zustand unserer Kenntnisse erlaubt.

Wenn Manches von dem, was der Verf. zu erweisen verspricht, einem Critiker noch zweifelhaft dünkt; so bittet er ihn, sein absprechendes Urtheil bis zur Vollendung des Ganzen zu suspendieren, ist jedoch bescheiden genug, seine Darstellung weder von Irrthümern, noch von Mängeln frey zu erklären, und wird es, da nur Wahrheit das Ziel ist, nach welchem er strebt, als einen Gewinn betrachten, wenn der Widerspruch besser zur Wahrheit führt. So möge denn auch hier mit dankbarer Anerkennung dieses verdienstlichen Strebens nur Einiges bemerkt werden, was uns zur Erforschung der Wahrheit einer Beachtung würdig scheint. Betrachten wir zuvörderst einige Zusätze im ersten Mémoire, so setzt die Erläuterung des Tableau an der Spitze der 30 Kupfertafeln über das theogonische und kosmogonische System der Chaldäer in Assyrien,

welches ganz den religiösen Ansichten der Perser entspricht, astronomische Kenntnisse voraus, welche man schwerlich schon in so alten Zeiten hatte, in welchen das System erfunden seyn soll. Mag diesem Systeme immerhin eine Sonnenbeobachtung zum Grunde liegen, der Planetenhimmel, wie der Stand der Venus zwischen Sonne und Mond, ist eine Modification desselben, welche sich erst in späteren Zeiten entwickeln konnte. Doch dergleichen Modificationen des ursprünglichen Systems in späterer Zeit verkennt auch unser Verf. nicht. Zufolge eines zweyten Zusatzes hatte sich aus der Einheit des höchsten Wesens eine Zweyheit entwickelt, zu welcher später eine Dreyheit kam, in welcher Mylitta als dritte, dem Bel und der Zeit ohne Grenzen untergeordnete, Gottheit selbst wieder dreyerley Functionen erhielt, als Herrscherin des beweglichen Himmels, als Herrscherin alles Lebendigen auf Erden, und als Herrscherin der Todten in der Unterwelt. So ward aus dem Mannweibe oder der Baalin eine männliche und eine weibliche Venus, Bel und Mylitta, oder Baal und Baaltis genannt: und durch die Geburt des Amor bildete sich hieraus eine Trias, wie Osiris und Isis mit Horus in Aegypten.

In einer vierten Periode, wahrscheinlich zu einer Zeit, da eine Königin auf Erden den königlichen Thron einnahm, vielleicht zur Zeit der Semiramis, soll aber die Mutter des Amor Allherrscherin des Himmels geworden seyn, und zugleich Mond und Sonne ihr Geschlecht mit einander vertauscht haben. In eben diese Zeit mußte man den Ursprung des so genannten Hoheitspluralis Astharoth verlegen, wenn in dergleichen Benennungen etwas Besonderes zu suchen wäre. Denn daß durch einen solchen Plural das

ursprüngliche Doppelgeschlecht bezeichnet sey, hat zweyerley gegen sich; einmahl, daß dann die Dualform gewählt seyn müßte, wie bey dem Namen Mizraim von Aegypten; dann, weil man auf diese Weise nicht begreift, warum man gerade das weibliche Geschlecht des Plurals wählte, nicht das männliche, wie bey Ascherim und Ascheroth. Aus welchem Grunde man Elohim für Eloha sagte, lehrt doch wohl deutlich der Plural Adonim: und obgleich Gott nach Genes. I, 27. die Menschen nach seinem Bilde männlich und weiblich zugleich schuf, sagte er doch nicht so wohl: Lasset uns Menschen machen, als: Lasset uns einen Menschen machen. Wie hierin jede Sprache ihrem eigenen Genius folgte, so auch in der Geschlechtsform: denn die europäischen Sprachen haben ursprünglich nicht so wohl ein männliches und weibliches, als ein persönliches und sächliches Geschlecht, von welchem das erstere sich erst ziemlich spät in ein männliches und weibliches theilte, da dann, wie man schon aus er, sie, es oder der, die, das als Antwort auf die Fragen wer? was? erkennt, der Plural des sächlichen Geschlechts zum Singular des weiblichen umgebildet wurde. Eben so wenig, wie man dergleichen Spracherscheinungen für mythologische Ansichten benutzen darf, wofern man nicht umgekehrt die gallisch-germanischen Nixen aus den Flußbenennungen ableiten will; eben so wenig kann die Keilschrift für die Dreyheit in der Einheit zeugen, da man die dreyseitige Pyramide, nur in der jüngeren Marmorschrift zu Persepolis zc. findet, und diese überdies nicht bloß einen, sondern zwey Grundzüge hat, zu welchen in der älteren babylonischen Keilschrift noch mancherley Züge von anderer Art kommen.

Wie man die Götter anthropomorphosirte, so dachte man sich auch den Götterstaat den Staaten auf Erden gleich, und ähnlchte beides einander, so viel als möglich; daß man aber darum den König verpflichtet geglaubt habe, seine leibliche Schwester zur Gattin zu nehmen, wie Zeus die Hera u. s. w., ist ein schwer zu erweisender Satz. Wenn auch bey einzelnen Völkern dergleichen Lehren aufgestellt werden mochten, so darf man doch daraus keine allgemeine Schlüsse ziehen: und in dieser Hinsicht ist die vergleichende Archäologie eine eben so gefährliche Wissenschaft als die vergleichende Mythologie. Der Zufall wird dadurch nur gar zu leicht zum Gesetz erhoben, und dem Scharfsinne wird es immer mehr erschwert, was Phantasie und Wig ohne Grund vereinigt haben, gehörig zu scheiden. In die Zukunft zu blicken, strebt wohl jedes einigermaßen civilisirte Volk; aber wer wollte glauben, daß jedes Volk auch alle Arten von Weissagungen gekannt habe, oder Astrologie und Blicklehre, Extispicia und Augurwissenschaft unzertrennliche Lehren seyen? Mannigfaltige Wechselwirkung durch Völkerverkehr ist unleugbar; aber alles aus Einer Quelle ableiten wollen, wäre ein eitles Bemühen. Wird jedoch diese Klippe vermieden, so kann nichts fruchtbringender seyn, als eine Zusammenstellung des Gemeinsamen aller Völker: und in dieser Hinsicht gebührt dem angezeigten Werke, welches sich außerdem durch eine sehr gelungene Deutung vieler Symbole empfiehlt, ein hoher Rang.

G. F. G.

G e t t i n g e n s e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 17. März 1838.

L o n d o n.

Bey Longman: The transactions of the Linnean Society of London. Volume XVI. P. 1. 1829. P. 2. 1830. P. 3. 1833. 796 Seiten nebst 36 Tafeln Abbild. — Volume XVII. P. 1. 1834. P. 2. 1835. P. 3. 1836. 464 Seiten nebst 22 Tafeln Abbild. in 4.

Die letzte Nachricht von dieser Gesellschafts-
schrift haben wir im St. 138. des Jahrg. 1828
unserer Anzeigen mitgetheilt. Der XVI. Band
ist hinsichtlich seines Umfanges einer der bedeu-
tendsten und enthält eine große Anzahl wichtiger
zoologischer und botanischer Abhandlungen.

Part I. — I. Remarks on the compara-
tive Anatomy of certain Birds of Cuba,
with a view to their respective Places in
the System of Nature or to their Relations
with other Animals. By W. S. MacLeay.
In dieser ziemlich unbedeutenden Abhandlung ver-
sucht sich der Vf. besonders in statistischen Betrach-
tungen über die Wirbelzahl bey den Vögeln, und

in der Begründung eines natürlichen Verwandtschaftsverhältnisses der Thierreihe überhaupt. — II. The Generic Characters of *Formicaleo*; with the Description of two new Species. By the Rev. Lansdown Guilding. Eine genauere Bestimmung der Gattung Ameisenlöwe (*Formicaleo* Geoffr., *Myrmeleon* Auct.), mit Beschreibung zweyer americanischen: Arten *Form. Leachii* und *F. tarsalis*. — III. The distinctive Characters of two British Species of *Plecotus*, supposed to have been confounded under the Name of Long-eared Bat. By the Rev. Leonard Jenys. S. 53. T. 1. Die Gattung *Plecotus* wurde von Geoffroy auf *Vespertilio auritus* und *barbastellus* Linn. und Gmel. gegründet. Hr Jenys hat in England noch eine dritte dazu gehörende Art aufgefunden, die er *P. brevimanus* nennt, und welche sich durch verhältnißmäßig sehr kurze Finger der vordern Extremität, durch schmälere und kürzere Ohren, so wie durch spitzeren Schwanz und hellere Farbe characterisirt. Leider ist aber nur ein einziges Exemplar dieser neuen Art bekannt geworden. — IV. A Description of the Mammary Organs of the Kangaroo. By John Morgan. S. 61. Tab. 2 — 8. Aus dieser und einer ferneren S. 455. mitgetheilten Abhandlung geht hervor, daß die jungen Känguruhs in einer sehr frühen Lebensperiode keine äußerlichen Saugorgane besitzen; daß diese Organe zuerst als die obern und scheinbar überzähligen und nutzlosen Zitzen sich zu erkennen geben; daß darnach aber die unteren Zitzen aus ihren respectiven Brustdrüsen hervor gedrängt werden, und daß aus ihnen allein die zukünftigen Jungen Nahrung erhalten; so wie endlich, daß jede der vier Zitzen, bevor sie äußerlich sichtbar wird, unter

der Form eines häutigen Follicularkanals erscheint, welcher auf seinem Grunde mit einer vorspringenden Warze endet. Diese Warze wird allmählich aus der Brustdrüse oder aus diesem Kanale hervor gestülpt, um später den Mund des Jungen mit der die Milch absondernden Drüse in Verbindung zu setzen. — V. Descriptions of some new Species of Birds belonging chiefly to the rare Genera *Phytotoma*, Gmel., *Indicator*, Vieill., and *Cursorius*, Latham. By Mr. Benjamin Leadbeater. S. 85. Der Verf. bestimmt und beschreibt nach der ornithologischen Sammlung des zoologischen Clubs der Linneischen Gesellschaft ein *Phytotoma ferreo-rostre*, eine *Myiothera Yarrellii*, einen *Tyrannulus Vieilloti* (aus Chili), einen *Pardalotus Africanus* (die einzige nicht neuholländische Art dieses Genus), den *Indicator le Vaillantii*, den *I. buphagoides*, den *I. Sparmanni* (?), den *Momotus platyrhynchus* (aus Brasilien) und den *Cursorius grallator*. — VI. On a new Genus of the Order Rodentia. By Joshua Brookes, Esq. S. 95. Tab. 9. Den *Dipus maximus* von Blainville und Fr. Cuvier, bestimmt nach einem einzigen in Exeter Change gehaltenen lebenden Individuum, hat Hr. Brookes genauer anatomiert und denselben zu einer besonderen Gattung (*Lagostomus*) erhoben. Die einzige Art ist *L. trichodactylus*. Das Skelet ist abgebildet. — VII. Description of a new Species of *Agama*, brought from the Columbia River by Mr. Douglas. By Thomas Bell, Esq. S. 105. Tab. 10. Diese Dorneidechse hat jederseits 20 Schenkelsporen. — VIII. Description of a Species of *Tringa*, killed in Cambridgeshire, new to England and Europe.

By W. Yarrell, Esq. S. 109. Tab. 11. Die sehr seltene *Tringa rufescens*, Vieill., welche man bisher nur in Louisiana gefunden hat, entdeckte Hr V. auch in England. — IX. An Account of *Margarodes*, a new Genus of Insects found in the Neighbourhood of Ants' Nests. By the Rev. Lansdown Guilding. S. 115. Tab. 12. Dieses in der Nachbarschaft der Ameisennester in Westindien sehr häufig vorkommende merkwürdige, und die Ameisen vielleicht vermindernde Insect, nennt der Vf. *Margarodes formicarum*. — X. Description of a new Species of *Phalangista*. By Thomas Bell, Esq. S. 121. Tab. 13 — 14. Eine neue Beutelthierspecies aus Neuholland, *Phalangista gliriformis*: Ph. dorso rufo-cinereo, gula fulva, macula post aurem utrinque alba: auribus nudis. Das ganze Thier ist 7" 6" lang. — XI. On an undescribed Species of the Genus *Phasianus*. By Benj. Leadbeater. S. 129. Tab. 15. Dieser schöne Phasan, ein Bewohner der Gebirge Cochinchinas, wurde vom Könige Ava dem Hn Archibald Campbell geschenkt, welcher ihn der Gräfin Amherst verehrte. Das Thier ist dem Goldphasan sehr ähnlich, hat einen ausgezeichnet langen Schwanz und heißt Ph. *Amherstiae*. — XII. Observations on some Species of the Genera *Tetrao* and *Ortyx*, natives of North America; with Descriptions of four new Species of the former, and two of the latter Genus. By David Douglas. S. 133. Während einer Reise auf dem Continente Nordamerikas in den Jahren 1835 — 27 entdeckte der Verf. folgende neue Vögelarten aus der Abtheilung der Hühner. *Tetrao Urophasianus*, welcher den *T. Urogallus* in der neuen Welt reprä-

fentiert (übrigens schon von C. F. Bonaparte beschrieben), *T. Urophasianellus*, *T. Sabini*, *T. Franklinii*, *T. Richardsonii*, *Ortyx picta* und *O. Douglasii*.

Part II. — XIII. Account of a new Plant of the Gastromycous Order of Fungi. By J. E. Bowman, Esq. S. 131. Tab. 16. Diese Pflanze nennt der Vf. *Enerthenema elegans*. — XIV. On the Origin and Nature of the ligulate Rays in *Zinnia*; and on a remarkable Multiplication observed in the Parts of Fructification of that Genus. By Mr. David Don. S. 155. Bey der *Zinnia verticillata* hat Hr D. zuweilen Zwitterblümchen mit 5 Stamina und 5 vollkommenen Stigmata angetroffen. — XV. Some Observations on the Common Bat of Pennant; with an Attempt to prove its Identity with the *Pipistrelle* of French Authors. By the Rev. Leonard Jenys. S. 159. Die gemeine Fledermaus Pennant's sey nicht, wie man gewöhnlich meint, der *Vespertilio murinus*, Linn., sondern vielmehr der *Vespertilio Pipistrellus* der französischen Naturforscher. Der *V. murinus* Linn. dürfe also so lange als eine englische Fledermaus nicht anerkannt werden, als nicht fernere Beobachtungen ihr Vorkommen in England außer Zweifel gesetzt hätten. — XVI. Descriptions of the new Genera and Species of the Class *Compositae* belonging to the Floras of Peru, Mexico, and Chile. By David Don. S. 169. Diese ausführliche Abhandlung ist nach den von den Botanikern Ruiz, Pavon, Tafalla (1777), Gessè und Mozzino (1788) in den genannten Gegenden gesammelten Herbarien bearbeitet. In der systematischen Anordnung ist der Verf. den Hnn Brown

und Cassini gefolgt. — XVII. On the Organs of Voice in Birds. By William Yarrell, Esq. S. 305. Tab. 17—21. Im 15. Bande der Linn. transact. (s. unsere Anz. 1828. S. 1379.) hatte Hr Yarrell Beobachtungen über die Luftröhre der Vögel mitgetheilt, gegenwärtig liefert er eine Fortsetzung seiner Arbeit, beschreibt sehr genau die einzelnen Luftröhren- und Kehlkopftheile nebst deren Muskeln, und erläutert das Ganze durch schöne Abbildungen. — XVIII. A Synopsis of the testaceous Pneumobranchous Mollusca of Great Britain. By J. G. Yeffreys, Esq. S. 323. Großbritannien besitzt eine große Anzahl von Lungenschnecken, von denen der Verf. hier und im folgenden Theile eine Synopsiß liefert. Er hat auch mehrere interessante Beobachtungen über die Lebensart dieser Thiere mitgetheilt. So sind z. B. die Filamentarorgane Draparnaud's bey Limneus keine Tentakeln, wie dieser meinte, sondern Gordii, welche in einer Anzahl von 2—10 an der inneren Seite des Mantels dieser Thiere schmarrigen. — XIX. On Chamaemeles coriacea and Sempervivum glutinosum. By the Rev. R. T. Lowe. S. 393. Von den erstern dieser auf Madeira wachsenden Pflanzen, haben wir nur eine mangelhafte Beschreibung, welche der Verf. in Vorstehendem vervollständigt. Das Sempervivum glutinosum wächst daselbst sehr häufig und wird von den Fischern zum Bestreichen der Stricke gebraucht, um dieselben gegen die nachtheilige Einwirkung des Wassers zu schützen. — XX. On the Parasitical Connection of Lathraea Squamaria, and the peculiar Structure of its Subterranean Leaves. By J. E. Bowman. S. 399. Tab. 22—23. Diese, so wie die folgende Abhandlung

über den Ursprung der Knospen — XXI. On the Origin of Buds. By the Rev. Patrick Keith. S. 421. — liefert einen lehrreichen Beitrag zur Pflanzenphysiologie. — XXII. Observations on the *Vicia angustifolia* of the English Flora of Sir James Edward Smith. By Edward Forster, Esq. S. 435. Englische, deutsche und französische Botaniker weichen hinsichtlich der Bestimmung der genannten Bohne von einander ab; der Verf. sucht diesen Mißstand zu heben. Die *Vicia angustifolia* Roth, Wild. ic. sey *V. sativa* Smith., die *V. angustifolia* des letztern nennt er hingegen *V. Bobartii*. — XXIII. On a new Species of Wild Swan, taken in England, and hitherto confounded with the Hooper. By W. Yarrell. S. 445. Tab. 24. 25. Man kannte bisher nur einen wilden Schwan; eine zweyte Art, welche Hr Y. *Cygnus Bewickii* nennt, ist viel kleiner, hat eine ganz anders gebogene und kürzere Luftröhre, einen kürzeren und höheren Kopf. Der Schnabel ist halb cylindrisch, schwarz, an der Basis pomeranzfarben (bey *C. ferus* die Basis und die Seiten, letztere bis über die Nasenlöcher hinaus gelb), der Schwanz mit 18 (bey *C. ferus* mit 20) Steuerfedern. Das Thier ist nicht ganz selten.

Part III. XXIV. A further Description of the Anatomy of the Mammary Organs of the Kangaroo. By J. Morgan, Esq. S. 455. Tab. 26. Hierüber haben wir schon bey Gelegenheit von *N^o IV.* berichtet. — XXV. On the Anatomy of some of the Organs of Deglutition in the Capybara (*Hydrochaerus Capybara*), Von demselben. S. 465. Tab. 27 — 30. Bey diesem Thiere ist die Mund- von der Rachenhöhle durch ein, ei-

nen geringen Raum zum Durchgange der Speißen übrig lassendes, Gaumensegel getrennt, durch welchen Raum nur ziemlich fein gekaute Speißen hindurch gehen können. — XXVI. Notice of several recent Discoveries in the Structure and Economy of Spiders. By John Blackwell, Esq. S. 471. Tab. 31. Interessante Beobachtungen über die Spinnweben, die Häutung der Spinnen, über ihr Reproduktionsvermögen u. c.; der Verf. fand, daß diese Thiere nicht allein die Füße, sondern auch die Palpen reproducieren, und zwar zur Zeit der Häutung, wenn die Verstümmelung dieser lange genug voran ging, — erfolgte die Verstümmelung aber kurz vor der Häutung, so ersetzten sich die Theile erst später, aber das Häuten bezog sich bis auf den Stumpf des abgeschnittenen Gliedes. — XXVII. Remarks on the Pulvilli of Insects. Von dems. S. 487. Das Vermögen der Fliegen u. an polierten Glasflächen auf- und abzugehen, beruhe nicht auf der Wirkung eines Luftdruckes, sondern werde auf mechanische Weise durch kleine Härchen der Fußballen bewirkt; Fliegen, welche in Folge von Kälte oder übermäßiger Anstrengung matt geworden sind, verlieren jenes Vermögen, erhalten es aber durch Wärme oder Ruhe wieder. — XXVIII. An Account of the Mode of Growth of young Corals of the Genus *Fungia*. By Samuel Stutchbury. S. 493. Tab. 32. Die jungen Pilzkorallen sind anfangs an Felsen, oder alte Individuen derselben Art befestigt; erst wenn sie etwa 1 Zoll Größe erlangt haben, lösen sie sich von ihren Stielen und werden frey, so daß man später von der Anheftungsstelle nichts mehr bemerkt. — XXIX. On the remarkable Formation of the Trachea in the Egyptian

Tantalus. By Joshua Brookes, Esq. S. 500. Beym Ibis ist die Luftröhre in der Brusthöhle zu einem schmalen Stück von 3 Zoll Länge und 1 Zoll Breite zusammen gedrückt. Die Bronchien kreuzen sich einander. — XXX. A Supplement to the 'Synopsis of testaceous Pneumobranchous Mollusca of Great Britain.' By John Gwyn Jeffreys, Esq. S. 505. Diese verbessernden und vermehrenden Zusätze beziehen sich auf die Th. II. N^o XVIII. mitgetheilte Abhandlung. — XXXI. On the Osteological Symmetry of the Camel; Camelus Bactricanus of Aristotle, Linnaeus, and Cuvier. By Walter Adam. S. 525. Die hier mitgetheilten zahlreichen Tabellen bestimmen die Dimensionen der einzelnen Knochen des Kamels, heben die gegenseitigen Dimensionsverhältnisse hervor, und sollen als Beyspiel der allgemeinen Knochenform für ähnlich gebildete Thiere dienen. — XXXII. Remarks on a certain Kind of Organic Matter found in Sulphureous Springs. By Charles Daubeny. S. 587. Angabe, in welchen heißen Schwefelquellen man die organische Materie (die bekannte Beresine oder das Zoogen) gefunden hat, mit einem Raisonnement über die Entstehungsart desselben. — XXXIII. On the Plant which yields the Gum Ammoniacum. By David Don. S. 599. Lange war man in Zweifel über die Pflanze, welche das Gummi Ammoniacum liefert; es kommt nicht, wie Plinius und Dioscorides glaubten, aus Sybien, sondern aus dem südlichen Persien, aus dem alten Partherlande, südlich von Ispahan. Die Pflanze gehört zu der Ordnung der Umbelliferen, Juss. und zur Gattung der Peucedaneen, De Cand. Hr Don hat sie *Dorema Am-*

moniacum genannt. Das Harz wird Mitte Junius eingesammelt, die Regierung bezieht davon den Zehnten. Es wird nach Bushire am persischen Meerbusen verschickt; ein Theil dieses Gummis beziehen wir aus der Levante, das meiste aber und das beste nimmt den Weg über Indien zu uns. — XXXIV. On the Paussidae, a Family of Coleopterous Insects. By J. O. Westwood, S. 607. Tab. 33. Diese, besonders durch ihre dicken, blasig angeschwollenen, Fühlhörner merkwürdige Käfersfamilie, welche nach dem Typus von Linné's Paussus gebildet ist, gehört bis auf eine in Neuhollland vorkommende Art, der alten Welt ausschließlich an, namentlich dem südlichen und tropischen Africa, Ostindien und den ostindischen Inseln. Diese Käfer sind übrigens sehr selten, und es gibt manche ausgezeichnete Sammlung, welche nicht eine einzige Art davon besitzt. Der Verf. theilt die Familie in 6 Gattungen: Pentaplatarthrus (mit 1), Paussus (mit 14), Hylotorus (mit 1), Platyhopalus (mit 6), Cerapterus (mit 2) und Trochoideus (mit 1 Art). — XXXV. On the Organs and Mode of Fecundation in Orchideae and Asclepiadeae. By Robert Brown, Esq. S. 685. Tab. 34—36. Diesen wichtigen Beitrag zur Aufklärung des so dunkeln und streitigen Gegenstandes darf kein Botaniker ungelesen lassen. — XXXVI. Description of a new Species of the Genus Pinus. By David Douglas. S. 747. Durch diese letzte Abhandlung des 16. Bandes werden wir mit einer neuen, in Californien vorkommenden, sehr langnadeligen Fichte bekannt gemacht, welche Hr D. Pinus Sabiniana nennt.

Auch der XVII. Band ist an wichtigen zoologischen und botanischen Abhandlungen sehr reich.

Part I. — I. Description of the Organ of Voice in a new Species of Wild Swan (*Cygnus Buccinator* Richards). By William Yarrell, Esq. S. 1. Tab. I. Dieser Schwan, der so genannte Trompeter, derjenige, von dem die meisten von der Hudsonsbai-Compagnie eingeführten Schwanenfelle herrühren, ist, wie sich besonders aus dem abweichenden Verlaufe der Luftröhre in den Keil des Brustbeins ergibt, eine besondere Art. — II. Descriptions of three British Species of fresh-water Fisches belonging to the Genus *Leuciscus* of Klein. Von dems. S. 5. Tab. 2. Der von Pennant und Shaw unter dem Namen Graining angeführte oder kurz beschriebene Karpf ist vom Hn N. genauer untersucht und als *Leuciscus Lancastriensis* in das System eingeführt worden; außerdem hat derselbe noch einen *L. coeruleus* entdeckt, und den in den Wässern Englands bis dahin noch nicht gefundenen, bey uns so gemeinen Döbel, auch als in England vorkommend nachgewiesen. — III. Observations on the *tropaeolum pentaphyllum* of Lamark. By Mr. David Don. S. 11., wozu noch der Appendix S. 145. gehört. — IV. On the Adaptation of the structure of the Sloths to their peculiar Mode of Life. By the Rev. William Buckland. S. 17. Der Verf., von dem Gesichtspuncte ausgehend, daß das Faulthier durchaus nur zum Aufenthalte auf dem Baume bestimmt sey, und nur auf die Erde komme, um von einem Baume zu dem anderen zu gelangen, findet dieses Geschöpf nicht minder vollkommen gebaut als andere Thiere. Mit den langen, eigenthümlich eingerichteten Vorderfüßen sey es deshalb versehen, damit es die Endknospen der jungen Zweige, von denen der schwere

Körper nicht getragen zu werden vermöge, aus der Ferne ergreifen und als Futter zum Maule bringen könne. Auf ähnliche originelle Weise sind auch die übrigen Eigenthümlichkeiten im Baue dieses Thiers gedeutet. — V. *Observations on Naticina and Dentalium, two Genera of Molluscous Animals.* By the late Rev. Lansdown Guilding. S. 29. Tab. 3. Die früheren Zoologen verbanden die Naticae mit der Neritae; eine genauere Untersuchung der Thiere ergibt aber, daß die Naticidae eine besondere Familie bilden, welche vom Verf. genauer bestimmt wird, und aus den Gattungen *Natica* (typus: *Natica canrena* Sow.), und *Naticina* (typ. *Naticina lactea*) besteht. — Das Genus *Dentalium* theilt er, nach der Beschaffenheit der Oeffnungen, in 4 verschiedene Abtheilungen, und beschreibt und bildet ab die 2 neuen Arten *D. semistriolatum* und *D. Sowerbyi*. — VI. *Monograph of the East Indian Solaneae.* By Christian Godfrey Nees v. Esenbeck, M. D. President of the Imp. Acad. Nat. Car. S. 37. *Solaneae* - *Solanum* mit 31, *Lycopersicum* mit 2, *Capricum* mit 4, *Physalis* mit 6, *Anisodus* mit 1, *Datura* mit 6, *Nicotiana* mit 1, *Hyoscyamus* mit 1, — *Verbascinae* - *Verbascum* mit 3, *Celsia* mit 2 und *Isanthera* mit 1 Art, worunter viele vom Verf. neu entdeckte sich befinden. — VII. *On the Lycium of Dioscorides.* By John Forbes Royle, Esq. S. 83. Das *Lycium* ist viel Gegenstand des Streites unter den Aerzten gewesen; der Verf., welcher Vorstand des der ostindischen Compagnie gehörenden botanischen Gartens zu Saharunpore war, nimmt an, daß das indische *Lycium*, welches man noch gegenwärtig unter dem Namen *Rusot* in jedem indi-

schen Bazar findet, aus dem Holze und der Wurzel einer Berberisart bereitet sey. Ob das arabische Hooziz das Product einer gewissen Pflanze, oder vielmehr nur eine künstliche Zusammensetzung von Myrrhe, Aloë und Safran gewesen, sey zweifelhaft. Das Lycium Kleinasien's möchte aus verschiedenen Arten von Rhamnus, oder nur aus Rhamnus infectorius, oder auch Berberis vulgaris bereitet worden seyn. — VIII. A Review of the Natural Order Myrsineae. By M. Alphonse De Candolle. S. 95. Tab. 4 — 8. Unter den Arten dieser Familie treffen wir hier 58, welche entweder gänzlich neu, oder nur in Wallich's Cataloge dem Namen nach aufgeführt sind. — IX. On the Modifications of Aestivation observable in certain Plants, formerly referred to the Genus Cinchona. By Mr. David Don. S. 139. Die hierher gehörenden übersommernden Species sind einzeln namhaft gemacht. — X. Appendix etc. zur dritten Abhandlung. S. diese.

Part II. — XI. A Commentary on the Fourth Part of the Hortus Malabaricus. By (the late) Francis Hamilton. S. 147. Dieser gelehrte Commentar macht den bey weitem größten Theil dieses Heftes aus. — XII. Memoir on the Degree of Selection exercised by Plants, with regard to the Earthy Constituents presented to their Absorbing Surfaces. By Charles Daubeny. S. 253. Aus seinen vielfachen Versuchen schließt der Verf., daß die Wurzeln der Pflanzen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade das Vermögen besitzen, die ihnen zur Ernährung dienenden wesentlichen erdigen Bestandtheile auszuwählen, gegen manche nicht dienliche hingegen sich indifferent zu verhalten. — XIII. Review of the Order of Hy-

drophyllaeae. By George Bentham. S. 267. Auf allgemeine Beobachtungen über diese Pflanzenordnung läßt der Vf. eine Synopsis derselben folgen, worin er uns mit mehreren neuen Arten befannt macht. Von *Hydrophyllum* werden 4, von *Ellisia* 6, von *Nemophila* 6, von *Eutoca* 12, von *Phacelia* 11 und von *Emmenanthe* 1 Art beschrieben. — XIV. On *Diopsis*, a Genus of Dipterous Insects, with Descriptions of twenty one Species. By J. O. Westwood. S. 283. Tab. 9. Bey diesen merkwürdigen Zweyflüglern verlängern sich die Seiten des Kopfes in zwey cylindrische Hörner, manchmahl von der Länge des ganzen Körpers. Am Ende sitzen die halbkugeligen Augen. Der alten Welt, namentlich Centralafrika, Ostindien und den ostindischen Inseln scheint diese Thiergattung ausschließlich eigen zu seyn; nur die nicht mit Sicherheit dazu gehörende *Diopsis brevicornis* bewohnt Nordamerica, wurde namentlich in Pensylvanien gefunden.

Part III. — XV. Descriptions etc. of the Insects collected by Captain P. P. King, in the Survey of the Straits of Magellan. By John Curtis, A. H. Haliday, and Francis Walker. S. 315. Die hier beschriebenen 78, größtentheils neuen Insekten waren längs der Küste von St. Paul in Brasilien bis Valparaiso gesammelt. Eine merkwürdige Uebereinstimmung hinsichtlich der Insekten herrscht zwischen entsprechenden Breitengraden der nördlichen und südlichen Erdhälfte, so daß die Lauffläfer in ganz Südamerika nicht früher als unter dem 50° gefunden werden. — XVI. Description of a new Species of the Genus Chameleon. By Mr. Samuel Stutchbury. S. 361. Tab. 10. Dieses Chameleon (*Ch. cristata*

tus) ist von dem Gaboonflusse im westlichen mit-
 tägigen Afrika und dadurch ausgezeichnet, daß
 es eine Crista dorsalis hat, welche von den
 Gräthenfortsätzen der Rückenwirbel getragen wird,
 durch welchen Character es den Basilisken ver-
 wandt ist. Der Verf. beschreibt auch eine neue
 Blindschlange (*Caecilia squalostoma*) eben da-
 her. — XVII. Observations on the Genus
Hosackia and the American *Loti*. By Geo.
 Bentham. S. 363. Die *Hosackien* werden
 eingetheilt in solche mit *Stipulae foliaceae vel*
scariosae, und in solche mit *Stipulae minutae*
nigrescentes, saepe deciduae. — XVIII. Cha-
 racters of *Embia*, a Genus of Insects allied
 to the White Ants (termites); with Descrip-
 tions of the Species of which it is composed.
 By J. O. Westwood. S. 369. Tab. 11.
 Beschreibung und Abbildung von *Embia Savigny*
 (aus Aegypten), *Oligotoma Saundersii* (aus
 Bengalen) und *Olyntha brasiliensis*. — XIX.
 De Marchantieis. Auctore Thoma Taylor.
 S. 375. Tab. 12—15. Von *Marchantia* wer-
 den 4, von *Fegatella* 2, von *Fimbraria* 3, von
Lunularia 1 und von *Hygropyla* 2 Arten be-
 schrieben, und männliche und weibliche Geschlechts-
 organe nachgewiesen. — XX. On a new Arach-
 nide uniting the Genera *Gonyleptes* and *Pha-*
langium. By the Rev. F. W. Hope. S. 397.
 Tab. 16. Dieses langbeinige dem Weberknecht
 verwandte spinnenartige Thier, dessen Hinterbeine
 fast 30 Mal so lang sind als der eigentliche Kör-
 per, nennt Hr Hope *Dolichoscelis Howarthii*;
 Brasilien ist das Vaterland. — XXI. On the
Eriogoneae, a tribe of the Order *Polygona-*
ceae. By George Bentham. S. 401. T.
 17—20. — Die *Eriogoneen* theilt der Hr Bf.
 in folgende Abtheilungen: 1) *Involucrum mul-*

tiflorum (Eriogonum mit 28 Arten), 2) Involucrum uniflorum, sexdentatum (Chorizante mit 11), und 3) Involucrum uniflorum, bidentatum (Mucronea mit 1 Art). — XXII. Observations on the Species of Fedia. By Joseph Woods. S. 421. Tab. 21. Es werden 21 europäische Arten jenes ursprünglich aus Valeriana locusta und einigen Verwandten gebildeten Genus beschrieben. — XXIII. Remarks on some British Ferns. By Mr. David Don. S. 435. Der Hr Verf. beleuchtet die in neuerer Zeit zur britischen Flora hinzu gekommenen Species von Farrenkräutern: *Aspidium Dumetorum* sey *A. dilatatum*; von *A. Filix foemina* gibt es 2 verschiedene Varietäten; *Cystea dentata* ist *Polypodium dentatum* Dicks., *Cystea regia* ist verschieden von *C. alpina*. — XXIV. Descriptions of Five new Species of the Genus Pinus, discovered by Dr Coulter in California Von demselb. S. 439. Diese neuen Fichtenarten sind *Pinus Coulteri*, *P. muricata*, *P. radiata* *P. tuberculata* und *P. bracteata*, — letztere erlangt eine Höhe von 120, und einen Umfang von nur 2 Fuß, ist dabei kerkengerade und kommt in einer Höhe von 3000 Fuß vor. — XXV. Some Account of the Galls found on a Species of Oak from the Shores of the Dead Sea. By Aylmer Bourke Lambert. S. 445. Tab. 22. Die berühmten *Mala insana* sind von Insecten bewohnte Gallen einer Eichenart (wahrscheinlich der *Quercus infectoria*), etwa von der Größe unseres Apfelbaums, welche in großer Anzahl an den Bergen in der Nachbarschaft des todtten Meeres wächst. — S. 449. ist angehängt eine Note on the Mustard Plant of the Scriptoros. Von demselb. Die Senfpflanze, von deren kleinen Samen zc. im neuen Testament die Rede ist, sey eine *Sinapis*art, und wahrscheinlich *Sinapsis nigra*. Die Hnn Cap. Trby und Mangles haben dem Hn Lambert erzählt, daß sie im gelobten Lande unsere Senfpflanze so hoch bis zum Kopfe ihrer Pferde angetroffen haben, und andere Reisende sahen die *Sinapsis nigra* eine Höhe von 10 Fuß erreichen. — XXVI. On several new or imperfectly understood British and European Plants. By Charles C. Babington. S. 451. Dieses ist die letzte Abhandlung des 3. Theils, welche von *Herniaria* 3, von *Crepis* 3, von *Erica* 2, von *Polygonum* 4, von *Euphorbia* 2 und von *Habenaria* 3 Arten beschreibt, von denen einige neu sind.

Berthold.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 19. März 1838.

L e i p z i g.

Bey Focke ist unter dem Titel: Kritische Jahrbücher für deutsche Rechtswissenschaft, im Vereine mit vielen Gelehrten herausgegeben von Hn Prof. Nem. Lud. Richter, des ersten Jahrganges erster Band, Januar bis Junius gr. 8., mit lateinischen Lettern (wobey aber, was in deutsch gedruckten Büchern lateinische Lettern hat, hier so wenig, wie sonst gar oft, cursiv gedruckt ist) eine neue juristische Zeitschrift von Recensionen und Nachrichten erschienen, welche monatlich Hefte von sechs Bogen liefern soll, und in gar vieler Rücksicht sich so empfiehlt, daß es kaum nöthig ist, hier noch etwas zu ihrer Verbreitung beyzutragen. Schon der Ort, wo sie zusammen getragen wird, ist eine gute Vorbedeutung, denn Leipzig ersetzt uns in Ansehung des Buchhandels, was unsere Nachbarn an Paris und London haben, und leistet in sofern noch mehr als diese, da dort die anderen Städte, die freylich bey weitem nicht so viel liefern als unsere deutschen anderen Städte,

nicht so durch die Hauptstadt mit einander in Verbindung stehen, wie diese durch ihre Buchhändler-Hauptstadt. Allerdings hat Leipzig nicht ein solches Uebergewicht in der Zahl der Schriftsteller, wie jene Hauptstädte, wie sich schon daraus abnehmen läßt, daß auf dem Umschlage des neuesten Hefes unter 70 Theilnehmern, worunter der Herausgeber wohl mitgezählt werden darf, 55 in anderen deutschen Städten wohnen, woben es auffallend ist, daß Göttingen keinen einzigen liefert, da es doch, man darf ja wohl sagen die Ehre gehabt hat, den Herausgeber zum Doctor zu machen, und wohl nicht alle Amtsbrüder des Unterz. seit 52 Jahren nur an diesen unsern Blättern arbeiten. Zufällig ist auch Niemand im ganzen Königreiche Mitarbeiter. Die Entfernung nun der meisten Verfasser der hier zu liefernden Recensionen von dem Orte, wo diese Zeitschrift zum Drucke vorbereitet (redigiert) und wo sie gedruckt wird, hat die Unbequemlichkeit, daß bey weitem nicht jeder Aufsatz von Dem, der ihn eingesandt hat, vor dem letzten Abdrucke noch durchgesehen werden kann, was zwar noch nicht allein ein sicheres Mittel selbst gegen sinnstörende Druckfehler ist, aber doch eines, welches man oft unangenehm vermißt. Bekanntlich hatte Haller in einem großen Theile unserer, wie sie damahls hießen 'Anzeigen von gelehrten Sachen', da er so viele Beyträge aus der Schweiz einschickte, sich genöthigt gesehen, von einer fremden Hand eine leserlichere Abschrift machen zu lassen, und wenigstens diese noch selbst zu lesen und zu verbessern.

Eine andere Eigenheit dieser Zeitschrift ist die, daß bisher fast alle Recensionen mit dem vollen Namen unterzeichnet sind. Darin hat sich die Sitte der gelehrten Welt in der Zeit, wo der Unterz. mit ihr gelebt hat, gar sehr geändert.

Vor 50 Jahren war in Zeitschriften mehrerer Verfasser die Namenlosigkeit eines Recensenten so sehr hergebracht, daß es zu den seltenen Ausnahmen gehörte, wenn der volle Name darunter stand, einmahl kam sogar der Fall vor, daß der Herausgeber ihn darunter setzte, um den Recensenten, der seine gute Meinung von sich gar zu deutlich geäußert hatte, zu beschämen. Lessing soll gesagt haben: wer ohne sich zu nennen ein Buch beurtheile, der gebe seine Stimme, wer sich aber nenne, der wolle das Publicum stimmen, ein Gegensatz, der wohl schwerlich für richtig erkannt werden wird. Der selige J. G. Forster klagt in seinem Briefwechsel über den gewaltigen Abstand seiner Ansichten von den Bewohnern entfernter Länder und den Behauptungen des seligen Meiners, wo gar oft der Zufall entschied, welche von beiden die Leser unserer Anzeigen vernahmen; den Vorschlag aber, der allerdings nicht viel geholfen haben würde, etwa im Register Forster als Verfasser zu nennen, wies er ab, um nicht etwas Besonderes zu haben. Der Unterz., der allerdings hierbey glaubt, auch von sich sprechen zu dürfen, hatte in dem ersten Journale, welches er in seinem Leben gesehen hat, dem *Mercure de France*, oft gelesen: *cet article est de M. Marmontel* oder so Jemand, und seine Neigung ging überhaupt nicht dahin, sich zu verbergen; dazu kam noch, daß, im Anfange seines Antheils an unsern Anzeigen als Professor, ein abwesender Freund von ihm Alles, wobey es nicht geradezu unmöglich war, daß es von ihm herrühre, ihm geradezu zuschrieb. Im J. 1798 erbat sich der Unterz., und erhielt er ohne die mindeste Schwierigkeit, die Erlaubniß, seinen Namen unter alle seine Anzeigen zu setzen, eine Regel, von der er es nicht wohl billigen kann, wenn Andere zuweilen Ausnahmen machen, denn

diese sehen fast aus, als sage ein Verfasser, der sich sonst nennt, dies Mahl sey er es nicht. Noch ein Umstand darf hier wohl erwähnt werden, ob er gleich auf die hier anzuzeigende Zeitschrift keine Anwendung leidet, daß nämlich in den Zeitschriften, die wöchentlich erscheinen, oft eine, wie es jetzt so oft vorkommt, durch mehrere Blätter durchlaufende Recension ihrem größten Theile nach namenlos ist, eben weil der Name erst am Ende steht und man dieses erst lange nachher erhält, wenigstens sich nicht von Anfang an nach dem Namen des Recensenten entscheiden kann, ob man bey der unzähligen Menge von Artikeln, die man zu sehen bekommt, es der Mühe werth hält, um des Recensenten willen, gerade diesen zu lesen oder zu überschlagen. Selbst wenn man sich die Zeit genommen hat, eine Recension, ganz oder wenigstens zum Theil, zu lesen, wo man also weiß, was gesagt worden ist, kann man doch noch wünschen müssen, auch zu wissen, wer es gesagt hat. Dem Unterz. wenigstens ist es noch vor Kurzem zwey Mahl hinter einander begegnet, daß er in Recensionen sich über zwey, wie es ihm schien, ganz vorzügliche Gedanken gefreut hatte, und danach den Recensenten viel Gutes hätte zutrauen können; aber, siehe da, es kam beide Mahl heraus, diese Gedanken gehörten den Verfassern zu, und die Recensenten hatten ihre, wohl gar auch öconomischen, Gründe gehabt, diese lieber nicht mit Anführungszeichen drucken zu lassen.

Es kommt nun bey einer solchen Zeitschrift hauptsächlich darauf an, ob von den Schriftstellern, denen man ein Urtheil zutraut, und die geneigt sind, ein gedrucktes abzugeben, noch genug übrig sind, die müßig am Markte stehen. Dazu ist denn gerade für das juristische Fach der jetzige Zeitpunkt günstig, da, freylich schon vor

mehreren Jahren, die Tübingische critische Zeitschrift, und jetzt denn auch durch den Tod von Schunk, dessen Jahrbücher aufgehört haben. Die Hauptsache ist freylich am Ende, wie bey so vielen Dingen in der Welt, das Persönliche, und zwar hier des Herausgebers. Da ist denn nun von Hn Prof. Richter alles mögliche Gute zu erwarten, von dessen Thätigkeit der Unterz. mit großem Vergnügen zwey neue Beweise noch außer dieser Zeitschrift anführen kann. Erstens der nun vollendete erste Theil des Corpus juris canonici, dessen Anfang diese Anzeigen 1835. S. 521. empfohlen haben. Er erhält das Decretum auf VIII S. Titel, wo nun Köhler und Tauchnitz d. j. als Verleger genannt sind, und die Jahrszahl 1837 angegeben ist, und Vorrede, wo gleich in der ersten Anmerkung Etwas steht, was die Erwähnung von J. H. Böhrmer als Vorgänger des Verfassers sehr bedenklich machen kann. Dieser hatte nämlich nicht nur die Römische Ausgabe der Correctoren, sondern auch die, man verzeihe die vielen Namen, Pithou = Pelletier = des Maresche Ausgabe nicht vor sich gehabt; er hatte nur einen Baseler Nachdruck befolgt, und selbst in diesem, gegen sein Versprechen, den Text nach Handschriften und nach Turrecremata verändert. Dann kommen VIII S. aus der Ausgabe der Correctoren und mit den Registern 1277 Columnen des Decrets selbst. Von den Decretalen soll die erste Lieferung nächstens ausgegeben werden.

Eine Vorarbeit zu diesem ist das Zweyte was der Unterz. von Hn Prof. R. anzuführen hat, eine bey Göthe 1836 auf 34 S. gr. 8. erschiene Abhandlung de inedita decretalium collectione Lipsiensi, welcher letztere Name wie bey der hier nicht her gehörenden Turiner Glosse, und der hier gar sehr verglichenen collectio Cas-

selana natürlich nicht auf den Ort der Entstehung, sondern auf den jetzigen Fundort geht. Diese Leipziger Handschrift ist vielmehr in England, so wie die Casseler in Frankreich, entstanden. Von S. 24. findet sich in fünf Columnen eine Vergleichung 1) der Leipziger Handschrift, 2) des Anhangs zu dem Concilium im Lateran, 3) der Casseler Handschrift, 4) des Breviarium Bernardi, und 5) der Decretalen Gregor IX.

Doch um zu den critischen Jahrbüchern zurück zu kehren, so hat den Anfang derselben der Zufall auf eine Art begünstigt, die man für eine höchst glückliche Vorbedeutung halten muß, und die es gewiß verdient hätte, bey dem Inhalte mit angegeben zu werden. Gleich im ersten Hefste, kaum vierzehn Tage, ehe dasselbe ausgegeben wurde, hat Hr Prof. Hänel, dessen höchst ausgedehnte Untersuchungen in den Bibliotheken des festen Landes Dr Irving in seiner G. U. 1837. S. 1754 angezeigten neuesten Ausgabe mit so vielem Rechte rühmt, nur daß er Großbritannien dabey noch nicht erwähnt, eine ihm von Hn G. R. Mitztermaier mitgetheilte Nachricht von durch Hn Carl Besme in Turin neu entdeckten Constitutionen des Theodosischen Codex nach einem Briefe des Entdeckers noch vermehrt, eingerückt. Der vollständige Name des Entdeckers ist Ritter Carl Baudi a Besme und daß er Dr jur. ist, gibt uns eine Hoffnung mehr, die man bey den nicht juristischen Entdeckern anderer Bruchstücke nicht haben konnte. Während dieses geschrieben wird, steht in den Zeitungen, daß Hr B. einen Preis des französischen Instituts über eine Frage aus der Geschichte des Mittelalters erhalten hat, und aus ungedruckten Nachrichten kann der Unterz. noch hinzusehen, daß Herr B. die persönliche Bekanntschaft von Hn Prof Hä-

nel in Leipzig gemacht und sich als höchst eifrig für den Theodosischen Codex gezeigt hat. Er war nämlich nach Paris gereist, um die, bey Gelegenheit der Rosny'schen (der Herzogin von Berry) Bücherauction, zum Vorschein gekommene Handschrift, woraus Cujas das sechste, siebente und achte des Theodosischen Codex heraus gegeben hatte, zu vergleichen. Auch von dieser Auction sind hier im zweyten und vierten Hefte Nachrichten mitgetheilt. In Beziehung wenigstens auf die neuen Turiner Palimpsesten kann man den Scherz wiederholen, den neulich Jemand, in der Freude seines Herzens, gemacht hat: so bald eine neue Ausgabe der bis dahin gefundenen Stücke des Vor-Justinianischen Rechts veranstaltet würde, fänden sich jetzt wieder neue. Möchte es doch hierin dem Bonner Corpus juris romani Ante-Justiniani gehen, wie es dem Berliner Jus civile Ante-Justinianum gegangen ist! Die Herausgeber von jenen würden sich gewiß eben so darüber freuen, wie sich die Herausgeber von diesen über das, was ihnen widerfahren ist, gefreut haben.

Hugo.

M ü n d e n.

Aufruf zur Theilnahme an dem Missions-Hülfs-Vereine im Göttingischen, nebst den Statuten. 1837. 8. 16 Seiten. Dieser Aufruf ergeht im Namen einer Anzahl unterzeichneter Geistlichen aus dem Göttingischen, die sich in dem verflossenen Jahre zu Münden vereinigten, um sich als Hülfs-gesellschaft dem schon seit einigen Jahren in Hannover bestehenden Vereine anzuschließen. In der Vorerinnerung werden die Einwendungen, die man gegen

die Missionen gemacht hat, kurz beantwortet, und das Bedürfniß davon deutlich gemacht. Aus den Statuten heben wir nur die beiden ersten heraus :

‘Der Zweck des Vereins ist ausschließlich darauf gerichtet, das evangelische Missionswesen unter den Heiden zu befördern, und in dieser Absicht auch die Bekanntschaft mit demselben, und die Theilnahme dafür in unserm Vaterlande zu vermehren.’

‘Mitglied des Vereins ist Jeder, der einen fortlaufenden jährlichen Beytrag von mindestens 8 Sgr. zu dessen Zwecke verspricht, und diesem Versprechen nachkommt.’

Das Missionswesen hat, wenigstens bey den Protestanten, noch nie einen solchen Umfang erhalten als gegenwärtig, und steht mit der Politik wenigstens in so weit in einem Verhältniß, daß es durch die Besitzungen der Europäer in fremden Welttheilen befördert wird. Eben dadurch hat es eine festere Grundlage erhalten, und wenn gleich die Hoffnung zu voreilig gefaßt seyn möchte, daß das Christenthum die allein verbreitete Religion auf der ganzen Erde werden sollte, so ist doch so viel gewiß, daß die Aussichten zu einer großen Verbreitung noch nie so günstig waren, als sie es gegenwärtig sind. Was jetzt durch europäische Missionen geleistet werden kann, ist nur der Anfang, aber auch der nothwendige Anfang von dem, was einst möglich seyn wird, wenn unter den fremden Nationen selber Lehrer auftreten, die in den Schulen von jenen gebildet ihr Werk weiter fortsetzen, und im Stande sind, nicht bloß auf Einzelne oder Wenige, sondern auf die große Masse der Völker einzuwirken.

Hn.

S t t i n g e r s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. 47. S t ü c k .

D e n 22. M e r z 1838.

Z ü r i c h .

Sumtibus Friederici Schulthess. Antiquissimus quatuor Evangeliorum canonicorum Codex Sangallensis Graecolatinus interlinearis, numquam adhuc collatus. Ad similitudinem ipsius libri manuscripti accuratissime delineandum et lapidibus exprimendum curavit H. C. M. Rettig. 1836. Prolegom. LIV. Text 429 Seiten in 4.

In einer Zeit, in der immer mehrere über dem hastigen und leichten Genußleben in den Ideen, den Spitzen und Resultaten der Forschungen, den so genannten kleinen, freylich beschwerlicheren Dienst der Gelehrsamkeit, die treue geduldige Forschung im Einzelnen und Kleinen, vornehm zu verachten anfangen, ist ein Werk des mühsamsten Fleißes, wie das vorliegende, eine sehr erfreuliche Erscheinung. Man soll von zwey zusammen gehörigen Dingen immer das eine thun und das andere nicht unterlassen. Die Idee, das Allgemeine, meinetwegen auch der absolute

Begriff, — sie haben eben so gut ihr Recht an den Menschen, wie das Einzelne, Besondere, die frische Erscheinung und Erfahrung. Aber wer sieht nicht, daß hinter dem prahlenden Großhandel, der sich jetzt unter uns aufthut, viel Schwindelen steckt? Kommt eine Krisis, so wird sich zeigen, daß der eigentliche Capitalreichthum nur bey denen ist, die es verstehen, auch im Schweize ihres Angesichts treu und geduldig auf Hoffnung zu arbeiten. Zu dieser Art von Gelehrten gehörte der Verf. des vorliegenden Werkes, zuletzt Professor in Zürich, früher in Gießen, leider zu früh, — kaum 37 Jahre alt, — dahin geschieden fast über dem Werke, zum großen Verluste der gelehrten Theologie und der lebendigen Kirche, denen beiden er angehörte. In der kurzen Vorrede hat der Bruder einige Nachricht von seinem Leben und Sterben gegeben, — wenige Flüge, aber man erkennt darin den lebenswürdigen, durch Studium und Erfahrung des inneren Lebens früh gereiften Theologen. Dies zum Andenken an den uns befreundeten Mann!

Seitdem durch Lachmann die diplomatische Seite der neutestamentlichen Critik überhaupt einen neuen höheren Werth bekommen hat, — wächst von neuem das Interesse an den einzelnen bedeutenderen Documenten des neutestamentlichen Textes. Es wird immer mehr Bedürfniß werden, die Haupthandschriften genau kennen zu lernen, ihren critischen Werth schärfer zu bestimmen. Nur in dem Grade, in welchem dies gelingt, kann der critische Calcul sicher werden. Dazu aber reichen die besten Beschreibungen und Collationen der Codices nicht hin. Sie geben doch immer nur eine Kenntniß aus zweyter Hand. Je gewissenhafter der Critiker ist, desto mehr wird er bey fremden Collationen zwischen Vertrauen und

Mistrauen schwanken. Selbst, wenn darauf Verlaß wäre, — das äußerlich Unmögliche, und doch innerlich Bestimmende, — die feineren Momente des critischen Urtheils gewähren nur die eigene Anschauung und Beobachtung. Es war daher, wie äußerlich es auch scheint, wirklich ein innerer Fortschritt in der Lösung der critischen Aufgabe, als man gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst in England anfang, die bedeutendern Codices durch den Druck oder Stich zu vervielfältigen und sie zu allgemeinerer Anschauung zu bringen. Seitdem kann der Critiker z. B. die Lesarten des Codex A. und D. ganz anders wägen und rechnen als zuvor. Aber wie schlimm sind wir noch mit dem berühmten Vaticanus daran? Er ist öfter verglichen worden, aber wie oft muß man noch mistrauen und schwanken, und mit unbeantworteten Fragen davon gehen! — Der Verf. hat gerade mit dem Vaticanus selbst diese Erfahrung gemacht. Was er darüber Proleg. IV u. V. sagt, ist sehr belehrend. Wir haben von dem Cod. Vatic. zwey bekannte, gewiß recht gute Collationen, von Bentley und von Birch. Aber jede ist nach einem anderen gedruckten Texte gemacht worden, die erste nach dem N. T. von J. Fell, die zweyte nach der dritten Stephanischen Ausgabe. Eine dritte schon 1669 gemachte, die auf der Pariser Bibliothek sich befindet, hat Dr Scholz gebraucht, aber nicht gesagt, wonach und wie diese gemacht ist, und wie sie sich zu den beiden anderen verhält. Daß daraus Confusionen, Störungen im critischen Calcul entspringen, liegt am Tage. Widersprechen sich die Collationen, welcher soll man folgen? So sind wir wirklich in dem traurigen Falle, von der ältesten und bedeutendsten Handschrift des N. T. zwar vieles zu wissen, aber immer noch zu wenig Sicheres

und Genaueres. Ein genauer Abdruck dieser Handschrift ist dringendes Bedürfniß. Schon früher, in der sehr zu beachtenden Recension von Bachmanns N. T. (in den Studien und Kritiken von 1832. Heft 4.) bemerkte der Verf., daß nach einer überschläglichen Berechnung von noch nicht vollen sechs Seiten des Textes, in welchen er dort den Griesbachschen Apparat bloß mit Rücksicht auf fünf Haupthandschriften ABCΔΓ., zum Theil nur nach den vorhandenen Collationen be- richtiget vorlegt, für das ganze N. T. die Summe von etwa 8000 Varianten heraus komme, welche Griesbach entweder nicht anführe, oder doch nicht mit allen Auctoritäten schütze, oder fälschlich auf die Auctorität der bezeichneten Handschrift gründe. Dies ist deutlich genug. Aber der Verf. findet in dem allen nur einen Antrieb mehr für die Critik, den bisherigen Weg der bloßen, oft gar nur theilweisen Collation zu verlassen, und von jedem bedeutenderen Codex einen genauen Abdruck zu veranstalten.

Als er daher zuerst durch den berühmten Herausgeber des Cicero, J. Kaspar Drelli in Zürich, von dem bisher noch nicht gebrauchten Evangelien-codex auf der Bibliothek in St. Gallen Kunde bekommen, und sich aus dem, was Drelli in seiner *Epistola critica ad Jo. Nic. Madvigium* vor der Ausgabe von Ciceros *Orator, Brutus, Topica* etc. vom J. 1830. p. XXV—XXXIX. darüber mitgetheilt hatte, namentlich aus den Collationen zu dem Joh. Evang., überzeugt hatte, daß die Handschrift zu den bedeutenderen gehöre, ruhte er nicht, als bis er dieselbe zum genaueren Studium nach Zürich überkommen, und mit Hülfe eines calligraphischen Künstlers die genaueste Abzeichnung auf durchsichtigem Papier über der Handschrift selbst veranstaltet hatte. Diese

Abzeichnung liegt nun mit allen diplomatischen Seltsamkeiten im Steindruck vor. Außer der Wohlfeilheit hat diese Manier den Vorzug einer Accuratesse und Infallibilität, die bey keiner anderen zu erreichen ist. Er verbürgt nach zwey und drey-mahliger Vergleichung die Genauigkeit des Abdrucks in dem Grade, daß er erklärt, es fänden sich darin kaum in sechs bis acht Stellen Ungenauigkeiten. Damit nichts für die Bildung des critischen Urtheils verloren gehe, hat der sorgsame Verf. im Anhang mit besonderem Fleiße Seite für Seite und fast Zeile für Zeile alles zur Characteristik der Handschrift irgendwie Gehörige, was aber durch den Abdruck nicht dargestellt werden konnte, angemerkt und erörtert.

Die sehr ausführlichen Prolegomena geben genaue Auskunft über die äußere und innere Gestalt, über das Alter und Vaterland der Handschrift. Wir heben daraus nur Folgendes hervor:

Die Handschrift ist in Quart, auf Pergament-
 quaternionen geschrieben, ein Graecolatinus, d. h. mit lateinischer Interlinearversion. Die griechische Schrift, zum Theil schlecht, neigt von der Uncialschrift sehr zur Minuskelschrift, und hat mit wenigen und unglücklichen Ausnahmen keine Spiritus und Accente. Die einzelnen Worte sind meist durch Punkte getrennt, am meisten gerade die einsylbigen, z. B. der Artikel. Darin fand Dr Scholz fälschlich die Spur der Stichometrie. Diese fehlt nicht, aber sie ist anders indicirt, nämlich dadurch, daß, wie in dem Cod. Boernerianus, zu Anfang eines oder mehreren Stichen ungewöhnlich hervor ragende Uncialbuchstaben stehen. Ueberhaupt hat der Codex auffallende Verwandtschaft mit dem Börnerschen von den Paul. Briefen. Der Verf. erörtert diese Verwandtschaft ausführlich und findet dieselbe so groß,

daß er entschieden behauptet, Vaterland, Alter und Schule seyen bey beiden ganz dieselben. Wie im Boernerianus so ist auch in unserer Handschrift das Latein angelsächsisch geschrieben, ja man könnte glauben, beide seyen in Irland (Hibernia s. Scotia) gleichzeitig, nämlich im neunten Jahrhundert geschrieben. Das gleiche Alter ist unzweifelhaft. Aber, was das Vaterland betrifft, so nimmt der Verf. für unseren Codex St. Gallen in Anspruch, welches Kloster Schottischen oder Irländischen Ursprungs war und ganz und gar Schottische Sitte und Art beybehielt. Wir finden den Beweis dafür genügend; man muß ihn aber bey dem Verf. selbst nachlesen. Der erste Quaterpio, ursprünglich wohl ein Stück der lat. Uebersetzung des Hieronymus, und später hinzugefügt, scheint dem Verf. aus dem 10. Jahrh. zu seyn. Es enthält derselbe außer einem Gedichte des Hilarius Pictaviensis de Evangelio den bekannten Prologus ad Damasum Papam, die canones und capitula des Hieronymus. Eben um dieser letzteren willen scheint der erste Quarternio hinzu gefügt zu seyn. Das Gedicht ist der Verf. geneigt dem Hilarius von Poitiers abzusprechen, weil es zu schlecht sey, wiewohl sein Name voran gesetzt ist. Es erscheint hier zum ersten Mahle, auch in den Prolegomenen noch besonders abgedruckt, wo aber B. 68. statt *interventa*, *interventu*, was in dem Steindruck deutlich ist, gelesen werden muß. Von den beiden Gedichten am Ende der Handschrift ist das erste kürzere in 4 Versen, von dem Schreiber des Joh. Evangeliums geschrieben, dadurch merkwürdig, daß der erste Vers Griechisch ist, die folgenden Lateinisch. Ueberhaupt ist interessant zu bemerken, wie die Handschrift, ganz wie der Cod. Boern. zu dem Griechischen Sprach-

studium in der Klosterschule verfaßt und gebraucht zu seyn scheint. Darauf weist hin eine Menge von Sprachbemerkungen am Rande für die Lernenden. Der Verf. hat den Marginalnoten in seinen Prolegomenen ein ganzes Kapitel gewidmet, und hier mit großer Gelehrsamkeit und meist mit Glück die oft sehr räthselhaften Marginalien, Abbreviaturen und Zeichen der seltsamsten Art erklärt. Unter diesen Marginalien kommt bey Joh. 4, 31. zu Παββί φάγε, wenn der Verf. die Zeichen richtig gedeutet hat, die unglaubliche Bemerkung vor, daß das Griech. φάγε im Lateinischen dem Worte magister entspreche. Die Bareinische Interlinearversion hat die beiden Textesworte richtig übersezt, d. h. Παββί ins Lateinische aufgenommen. Man möchte daraus schließen, daß ein anderer, als der Schreiber der Lateinischen Uebersetzung, jene unglaubliche Dummheit begangen habe, zu glauben, Joh. habe das Hebr. פאבבִי durch φάγε Griechisch übersezt. So nämlich versteht der Verfasser die Bemerkung. Oder verstehe ich den Verfasser falsch? So etwas aber ist nur möglich, wenn der Bemerkter, vielleicht der Abschreiber des Griechischen Textes, wohl Griechisch abzuschreiben aber nicht zu übersezen verstand. Derselbe müßte denn die Stelle 1, 39. nicht geschrieben oder schon vergessen haben. So wollen wir also lieber zu des Abschreibers Ehre glauben, daß die Randbemerkung von dem Verf. noch nicht gehörig aufgelöst ist, da der Codex sonst wohl Unwissenheiten genug darbietet, aber keine so unglaubliche. Im Allgemeinen aber müssen wir bemerken, daß unser Codex für die alte Diplomatie eine Menge der lehrreichsten Erscheinungen darbietet. Dahin gehört, daß der Codex von mehreren Abschreibern geschrieben ist, der eine Evangelist Markus sogar von zweyen, Lukas und Joh. aber von einem, und daß diese Verschieden-

heit, außer anderen Zeichen, die es verrathen, in der Schreibweise sich nur sehr wenig ausdrückt. Dies scheint darauf hinzuweisen, daß vielleicht mehrere Klosterschüler, jüngere Mönche, an dem Codex unter der Aufsicht und Anleitung Eines Lehrers geschrieben haben.

Nach allem diesem wird unbedenklich behauptet werden können, daß unsere Handschrift zu den bedeutenderen Evangeliendocumenten gehört. Wir hätten gewünscht, daß der Verf. die Textesgestalt selbst genauer characterisiert hätte. Nur an einer Stelle bemerkt er, daß die Textesgestalt im Markus und Matthäus verschieden sey, dort mehr mit dem Vaticanus übereinstimme, als hier. Wie der Börnersche Codex scheint auch der unsrige Abschrift aus einer oder mehreren älteren Uncialmanuscripten zu seyn. Rec. wagt keine Bestimmung darüber. Nur hat er bemerkt, daß im Joh. Ev. 5, 3. 4. der Codex ganz unsern vulgären Text hat, die Perikope 7, 53 — 8, 11. ausläßt, so aber, daß der dafür etwa ausreichende Platz leer geblieben ist. Die Dorologie des B. U. Matth. 6, 13. findet sich darin; auch Luk. 11, 2 ff. der gewöhnliche Text des B. U. So weit Rec. jetzt verglichen hat, scheint ihm die Textesgestalt im Ganzen wenig Eigenthümliches und wahrhaft Altes darzubieten.

Was die Lat. Uebersetzung betrifft, so ist die Bemerkung von Drelli gewiß sehr richtig, daß man sie weder zur so genannten Itala, noch zur Vulgata rechnen dürfe, sondern vielmehr eine scholastische nennen könne, die nach einem Exemplare der Itala oder gar der Uebersetzung des Hieronymus zum Unterricht im Griechischen besonders gemacht sey. Wenn dies wahr ist, so sinkt die critische Bedeutung der Handschrift allerdings um einige Grade.

P a r i s.

Bey S. B. Bailliere. Mémoire sur une manière nouvelle de pratiquer l'opération de la pierre par le Baron Dupuytren, chirurgien en chef de l'Hôtel-Dieu; terminé et publié par J. L. Sanson, chirurgien de l'Hôtel-Dieu de Paris, et par L. J. Bégin, chirurgien en chef et premier professeur à l'hospital militaire de Strasbourg. Avec dix planches lithographiées par Jacob. 1836. 50 Seiten Folio.

Wenn gleich vielartige Operationsmethoden beweisen, wie thätig der Chirurgen Erfindungsgeist ist, so kann auch solcher Reichthum die Wahl erschweren. Größer möchte das Verdienst überhaupt wohl seyn, Operationsmethoden und Instrumente in der Chirurgie zu vermindern, als sie ohne dringende Noth zu vermehren; vielmehr auszumitteln, welche Vulneration die minder gefährlichen Folgen hat, und wie die Reactionen im verwundeten Körper am besten zu bekämpfen sind. — Sonach fragt es sich, was den Verf. dazu bewog, von der zum Typus gewordenen Sectio unilateralis zur bilateralis überzugehen. — Bevor wir dessen Gründe anführen, wollen wir erst seine Operationsmethode kennen lernen.

Ist der Kranke in die gewöhnliche Steinschnittslage gebracht, und die eingeleitete Sonde einem Gehülfen übergeben worden, so wird zwischen dem Orificium ani und dem Bulbus urethrae durch einen bogenförmigen, quer über die Raphe herüber geführten Schnitt, dessen Concavität abwärts gerichtet ist, und der 6 Linien vom After entfernt bleibt, auf die Pars membranacea urethrae eingebrungen. Kann die gefurchte Sonde gefühlt werden, so wird mittelst

eines spitzen Skalpells der untere Theil der Pars membranacea urethrae geöffnet, und das Lithotome, vom Nagel geleitet, mit abwärts gerichteter Convexität auf die entblößte Furche der Sonde gesetzt.

Des Verfs Sonde ist dick, stärker gebogen als ein gewöhnlicher Katheter, und mit einem cannelierten Griffe von Ebenholz versehen. In der Mitte der Krümmung ist sie am dicksten, so daß sie die Urethra genau ausfüllt, und sie mit ihrer weiten Rinne gefühlt werden kann. Um das Abgleiten des Lithotome zu verhüten, sind die Ränder der Rinne gleichsam umgekrämpt; damit der Schnabel der Sonde ihrem dicken gebogenen Theile den Weg bahne, so ist derselbe abgerundet und olivenförmig, und um das Auslösen des Lithotome zu erleichtern, ist die Rinne der Sonde länger, als an den gewöhnlichen Sonden, und läuft nach vorn allmählich aus, ohne sich geschlossen zu enden.

Um nicht nöthig zu haben, das Lithotome caché des Frère Côme zum Einschneiden der Prostata an beiden Seiten zwey Mahl einzuführen, wählte der Verf. ein Lithotome caché double. Anfangs bediente er sich eines Instrumentes nach seiner eigenen Erfindung. Da indessen die beiden Klingen bey dem Entfernen von ihrem gemeinschaftlichen Schaft einen Querschnitt in beide Lappen der Prostata, gegen beide Schaambeine hin, machen, wobey des engen Raumes wegen die Arteriae pudendae internae verletzt werden konnten, so wählte er ein vom Instrumentenmacher Charrière verbessertes Instrument, welches aus einem Manubrium, einem mäßig gebogenen Schaft — (einer Klingenscheide), — zweyen nach der Krümmung des Schaftes gebogenen Klingen, die durch Druckarme aus der Klingenscheide heraus gedrückt wer-

den Können, besteht. Die Klingenscheide hat an jeder Seite eine Rinne, worin jede Klinge bey geschlossenem Instrumente liegt. Werden die Klingen aus ihren Rinnen heraus gedrückt, so hat Charrière einen Stahlstift an dem Gelenke der Klingen angebracht, dessen Neigung nach unten und nach außen die Klingen folgen, so daß sie eine bogenförmige Doppelwunde bilden. Der Klingenträger und die Klingen sind geknüpft.

Da die beiden Lappen der Prostata eingeschnitten werden sollen, so wird die Sonde in verticaler Richtung gehalten, und, um das Rectum nicht zu verletzen, mit ihrer Concavität gegen den Arcus ossium pubis hinauf gehoben. Ist das Lithotome längs der Furchen der Sonde in die Blase geschoben worden, so wird es, da dessen Convexität bisher abwärts gerichtet war, umgedreht, um mit der Concavität der Klingen die Wölbung des Recti zu umkreisen, und die Prostata nicht allein auswärts, sondern zur Vermeidung der Verletzung der Art. pudendae internae auch bogenförmig abwärts einzuschneiden.

Durch diese Richtung des Doppelschnittes will der Verf. zwar in Beziehung auf die gedachten Arterien die Sectio unilaterialis nachahmen, aber bey der Sectio bilateralis werden sich doch die aus dem Klingenträger heraus gedrückten Klingen, obgleich sie eine Kreislinie nach unten machen sollen, den beiden abwärts steigenden Ästen der Schaambeine und den aufwärts steigenden Ästen der Sitzbeine während des Zurückziehens des Instrumentes so sehr nähern, daß eine Verletzung der Art. pudendae internae leichter möglich ist, als bey der Sectio unilaterialis; indem bey dieser Methode der Schnitt einen Quersfinger von den gedachten Knochenästen entfernt bleibt. Wenn bey der Sectio unilaterialis die Richtung des Hautschnittes schon auf eine hinreichende

Entfernung des Schnittes in die Prostata von der Art. pudenda interna berechnet ist, so neigt sich der quer über das Perinaeum herunter geführte Schnitt, auch bey der zugleich nach unten berücksichtigten Richtung, doch so gegen die Art. pudendae internae, daß diese Methode der mit einem schneidenden Gorgeret ausgeführten mehr gleicht, als ihrem Vorbilde, der Sectio unilateralis; denn das Lithotome caché des Frère Côme wird von oben nach unten in einer gehörigen Entfernung von dem aufwärts steigenden Aste des Sitzbeines bis in die Mitte der Tuberositas ossis ischii und des Orificii ani geführt.

So bald nach eingebrachtem geschlossenem Lithotome der Urin abfließt, das Instrument den Stein berührt, die Steinsonde heraus gezogen und das Lithotome herum gedreht worden ist, so daß dessen Concavität nach unten sieht, wird es geöffnet und langsam heraus gezogen, wobey bis zum völligen Hervortreten der Klingen das Manubrium allmählich nach dem After gesenkt wird, um das Rectum mit den Klingen zu umkreisen.

Der Verf. ist der Meinung, seine Methode sey eine verbesserte Celsische, und sucht das durch folgende Beschreibung des Celsus zu beweisen: 'Cum jam eo venit,' (wenn der Stein mit den Fingern vom Mastdarme aus gegen das Perinaeum hingedrückt worden ist) 'ut super vesicae cervicem sit, juxta anum incidi cutis plaga lunata usque ad cervicem vesicae debet, cornibus ad coxas spectantibus paululum.' — Das 'juxta' drückt er aus durch 'vor'. Demnach heißt es: 'man solle vor dem After eine halbmondförmige Incision machen'. Da indessen unter 'juxta anum' doch nahe am After, oder daneben zu verstehen ist, so hat das wohl Veranlassung gegeben zu glauben, der Schnitt solle neben der Raphe gemacht werden. Die

Worte: 'plaga lunata, cornibus ad coxas spectantibus' möchten dagegen so, wie der Verf. sagt, auszulegen seyn, nämlich: 'eine halbmondförmige Wunde, deren Enden nach den Sitzbeinen hingerichtet seyn sollen'.

Von diesem Standpuncte ausgegangen, meint der Verf., die Methode des Celsus, ausgeführt mit Instrumenten unserer Zeit, und durch anatomische Kenntnisse geleitet, sey bezubehalten, und verdiene vor den jetzt gebräuchlichen Verfahrensarten folgende Vorzüge: — 1) 'Sie sey leichter und schneller auszuführen'. — Die Sectio unilaterialis läßt sich aber eben so leicht und schnell, und, bey dem Gebrauche eines einzigen Messers zur Verrichtung der ganzen Operation, noch schneller machen; denn während nach dem Oeffnen der Pars membranacea das Skalpell mit dem Lithotome erst vertauscht und die Sonde heraus genommen werden muß, schiebt man das Messer nach dem Entblößen derselben sofort längs ihrer Furche in die Prostata. — 2) 'Die Incision werde an dem geräumigsten Theile des Beckenausganges gemacht'. Wenn indessen der Schnitt 6 Linien oberhalb des Afters verrichtet wird, so ist in dieser Gegend der Beckenausgang nicht am weitesten. — 3) 'Diese Methode führe auf directem Wege in die Blase'. — Ob die Pars membranacea durch einen Schnitt, quer über die Raphe geführt, oder neben derselben geöffnet wird, ist wohl gleichviel. Wenn der Vf. meint, die Instrumente ließen sich durch die Querwunde leichter einbringen, und der Stein sey leichter heraus zu ziehen, so verdient das Entfernen der Sonde vor der Verrichtung der Einschnitte in die Prostata berücksichtigt zu werden; die Levatores intestini recti ziehen nämlich während der Incision das Rectum und zugleich auch die Prostata so sehr in die Höhe,

daß die Wunde hinter die Synchondrosis ossium pubis zu liegen kommt, so daß das Einbringen des Fingers und der Zange schwerer seyn möchte, als bey der Sectio unilaterialis, weil bey dieser Methode mit dem Finger, welcher vor der Herausnahme der Sonde eingebracht wird, die Wunde herabgedrückt werden kann. — Was das Herausziehen des Steines betrifft, so dürfte das wohl eher durch eine Wunde, die längs des Perinaeum herab läuft, als durch eine quer über dasselbe herüber gehende, erleichtert werden. — 4) 'Es könne der Wundöffnung mehr, als bey den anderen Methoden, eine dem Umfange des Steines angemessene Größe gegeben werden'. — Hierbey ist nicht berücksichtigt worden, wie leicht sich bey der Sectio unilaterialis auf dem Finger mit einem gewöhnlichen Skalpell der Schnitt vergrößern läßt. — 5) 'Niemahls werden, und wenn auch die Wundöffnung groß seyn müsse, die Prostata bis zu ihren Rändern eingeschnitten. — 6) 'Die Ductus ejaculatorii würden nicht verletzt.' — Sie bleiben auch bey der Sectio unilaterialis unverletzt. — 7) 'Die großen Gefäße würden dabey vermieden'. — Daß diese, gegentheils eher bey dieser Methode, als bey der Sectio unilaterialis getroffen werden können, ist schon oben berührt worden.

Das Werk zerfällt in 6 Abschnitte: der erste handelt von den Gefahren des Steinschnittes und von ihren Ursachen, mit beygefügter Tabelle von 356 Steinoperationen; der zweyte von den Versuchen, die Gefahren zu vermindern; der dritte von der Anatomie des Perinaeum; der vierte von der Operation selbst; der fünfte von der Würdigung der Methode in geschichtlicher und practischer Hinsicht, und der sechste von Beobachtungen.

L o n d o n.

Longman, Rees etc. 1836: The proofs of Infanticide considered: including Dr. Hunter's Tract on child murder, with illustrative notes; and a Summary of the present state of medico legal knowledge on that subject. By Will. Cummin, M. D. member of the royal college of physicians etc. VIII u. 95 Seiten in Octav.

W. Hunter hatte eine Abhandlung geschrieben: 'On the uncertainty of the signs of murder in the case of bastard children', welche ein Vierteljahr nach seinem Tode (er starb den 30. Merz 1783) in der Medic. Society vorgelesen und im J. 1784 in den Medic. Observ. and Inquir. abgedruckt wurde. Uebersetzt erschien diese Schrift schon 1785 in der Samml. außerl. Abhandl. XI. 2. Der große Mann bezweckte durch diese Arbeit zu zeigen, daß ein Mädchen unschuldig seyn kann, obgleich die Annahme ihrer Schuld einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit hat, und besonders auch die Lungenprobe gegen sie spricht. Es trifft aber diese Schrift ein doppelter Vorwurf, an welchem freylich der Vf. unschuldig ist, einmahl, daß sie nach seinem Tode bekannt gemacht wurde, ehe der Vf. noch die letzte Feile anlegen konnte, und dann, daß die Abhandlung selbst nur für einen bestimmten Fall berechnet war, bey den großen Auctoritäten aber, welche Hunter genoß, zu allgemein von den Aerzten aufgefaßt wurde. Der Vf. vorstehenden Buchs ließ Hunter's Abhandlung als den ersten Theil seiner Schrift wieder abdrucken, gab aber Anmerkungen und Erläuterungen dazu, indem er Cicero's Ausspruch vor Augen hat: 'Quin etiam obest plerumque iis qui discere volunt, auctoritas eorum qui se docere profitentur:'

desinunt enim suum iudicium adhibere; id habent ratum, quod ab eo, quem probant, iudicatum vident.' — Als zweyten Theil läßt er dann folgen: Summary of medico-legal facts connected with infanticide, worin in zwey Sectionen das hierher Gehörige abgehandelt wird. Die erste Section beschäftigt sich mit der Entscheidung der Frage, wird das Kind lebend geboren, und hat es geathmet? Der Verf. geht dabey die verschiedenen Arten der Lungenprobe durch, wobey er recht gute Bekanntschaft mit der deutschen Literatur verräth, die aber auch freylich in Betreff des Gegenstandes, dessen erste Anregung und weitere Ausbildung von unserm Vaterlande ausging, unumgänglich nothwendig erscheint: er nimmt auf die gegen die hydrostatische Probe gemachten Einwürfe Rücksicht und bespricht dann die Zeichen, welche der Duct. arterios., das Foram. oval., der Duct. venos. und die Leber darbieten. In der zweyten Section beantwortet der Vf. die Frage: Starb das Kind eines natürlichen oder gewaltsamen Todes? wobey er zuerst die natürlichen Todesarten durch Schwäche und angeborne Krankheiten, sodann die gewaltsamen, als Erwürgung, Erstickung, Ertränkung, äußere Verletzungen, Vergiftung und Verbrennung durchgeht, und dann noch die Unterlassung des Unterbindens der Nabelschnur und das Aussetzen der Neugebornen anreihet. Hat nun gleich der Verf. nichts Neues vorgebracht, so bleibt ihm doch das Verdienst, das schon Vorhandene recht gut zusammen gestellt, und so den oben angedeuteten Zweck der Widerlegung der zu nachsichtigen Lehren Hunter's erreicht zu haben. Einige im Texte selbst mit aufgenommene Holzschnitte beziehen sich auf die Lage der Brusteingeweide und auf die Eigenthümlichkeiten des Fötus in Bezug auf den Blutumlauf.

G e t t i n g e n s e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24 März 1838.

G i e s s e n .

In libraria J. Rickeri. 1838: Mirchondi historia Seldschukidarum persice e Codicibus manuscriptis Parisino et Berolinensi nunc primum edidit lectionis varietate instruxit annotationibus criticis et philologicis illustravit Joannes Augustus Vullers, phil. Doct. litt. orient. in academia Ludoviciana Giessensi P. P. O. societatis Asiaticae Parisiensis sodalis. — VIII u. $\uparrow \vee \wedge$ (278) Seiten in gr. Octav. Preis 3 Thaler.

Verlag der Ricker'schen Buchhandlung. 1838: Mirchond's Geschichte der Seldschuken aus dem Persischen zum ersten Male übersetzt und mit historischen, geographischen und literarischen Anmerkungen erläutert von Dr. Johann August Vullers, Professor der morgenländischen Sprachen und Literatur an der Universität Gießen, Mitgliede der asiatischen Gesellschaft zu Paris. — Mit einer Geschlechtsstafel und einem Sachregister. — VIII und 246 Seiten in gr. Octav. Preis 1 Thaler 4 Sgr.

Mehrere Gelehrte haben in jüngster Zeit wieder ihre Aufmerksamkeit auf Mirchond's großes Geschichtswerk gerichtet, und daraus die Geschichte einzelner Reiche oder Dynastien heraus gegeben, doch ist bis jetzt immer noch bey weitem der größte Theil unbearbeitet, so daß noch Mancher seine Kräfte daran versuchen kann. Hr Zulzer's hat den Text zu der Geschichte der Seltschuzken aus einer Pariser und einer Berliner Handschrift genommen, und die abweichenden Lesarten unter jeder Seite angemerkt, öfters auch durch Conjecturen den fehlerhaften Text zu verbessern gesucht. Es ist zu verwundern, daß Hr B. auf die ausgezeichnet schöne Handschrift der hiesigen königlichen Bibliothek, welche mehreren der früher edierten Stücke zum Grunde liegt, gar keine Rücksicht genommen hat, er würde manche seiner Conjecturen gleich als die richtige Lesart darin gefunden haben. Im Allgemeinen schließt sich der Text des hiesigen Codex in den von dem Ref. verglichenen Stellen mehr an den Pariser, als an den Berliner, indem z. B. die auf der zweyten Seite aus dem Pariser Codex angemerkten sieben Varianten mit Ausnahme der sechsten alle mit demselben überein kommen. Diese Aehnlichkeit erstreckt sich sogar auf wirkliche Fehler, z. B. die fehlerhafte Jahrzahl S. 152. Note 2., auf die häufig vorkommende auffallende Schreibart des Namens طغرلبك, wie auch S. 150. Note 7. der Name ebenfalls کیش تکین geschrieben ist. In mehreren Lesarten, welche Hr B. verändert hat, stimmt unser Codex mit beiden Handschriften überein, wie S. 49. Note 3. gleichfalls جانب, S. 54, 2. تیزاب, S. 77, 1. صدابیر, S. 183, 4. کيسم und auffallend genug auch اسربایجان S. 59, 5. Wenn nun

einige Conjecturen durch unsern Codex als richtig bestätigt werden, wie S. 14. Note 1.; 44, 3.; 55, 5.; 56, 5. *بوسناذيدہ بر*; 77, 2.; 82, 3.; 91, 4.; 94, 5.; 129, 1.: so können dagegen andere aus demselben widerrufen oder berichtigt werden, wie S. 6. letzte Zeile ist *شخصت* so viel als *شستى* in unserer Handschrift; S. 18. Note 1. steht *اجمال*; S. 66, 6. *وصلوك ووصاليك*; S. 92, 7. *جلاهاي*; S. 110, 5. *بماخرجي*; S. 240, 6. *تا به تازيبتش*. Zu bemerken sind noch besonders die deutlich so geschriebenen Wörter S. 71. *عومريه*; S. 84, 7. der Name *قاور* und S. 148, 1. *خارجة*.

Was nun den Inhalt betrifft, so ist derselbe nach den von Mirchond selbst abgetheilten und überschriebenen 36 Kapiteln im Auszuge folgender: Das erste Kapitel enthält Nachrichten von Seldschuk, seinen Vorfahren und nächsten Nachkommen: Dokaß (dies ist nach Ibn Challikan's ausdrücklich angegebener Vocalisation die richtige Aussprache dieses Namens, nicht Dekaf, wie Hr B. mit allen seinen Vorgängern schreibt), der Vater des Seldschuk war der ausgezeichnetste Mann unter den Chazaren in Turkestan und Rathgeber ihres Königs Paigu; als er starb, war sein Sohn Seldschuk noch sehr jung, doch nahm sich Paigu seiner an, erregte aber durch zu große Gunst die Eifersucht der Großen und der königlichen Familie, so daß es Seldschuk endlich für besser hielt, sich zu entfernen. Er zog mit einer tapfern Horde nach Samarcand, nahm den muhammedanischen Glauben an und ließ sich in der Gegend von Dschand nieder, wo er sich durch Waffenthaten auszeichnete und mehreren

Fürsten gegen ihre Feinde Beystand leistete, unter denen der letzte Samanide Montazer, welcher mit seiner Hülfe den Glekchan schlug, bey welcher Gelegenheit Seldschuk seinen Wohnsitz in die Gegend von Bochara verlegte. Von seinem Sohne Micajil hatte er zwey Enkel, Togrulbeg und Tschakerbeg, welche den Ruhm der Seldschuken immer weiter ausbreiteten und durch ihre Freundschaft oder Feindschaft die Stütze oder der Schrecken der Fürsten von Transoxanien und Turkestan wurden, denn selten und nur der Uebermacht weichend, gingen sie aus ihren Kämpfen anders als siegreich hervor. Kap. 2—5. beschreiben mehrere größere und kleinere Streifzüge dieser beiden Helden, wodurch sie ihr Ansehen und ihre Macht immer mehr vergrößerten und befestigten, bis sie sich, Kap. 6., ganz Chorasan unterworfen hatten und Togrulbeg sich zu Nisabur auf den Thron des Sultanats setzte, während Tschakerbeg zu Merw die Regierung übernahm. Sie mußten zwar beide einmahl der Uebermacht des Gazneviden Sultans Masud weichen, brachten ihm aber dann eine entscheidende Niederlage bey, wodurch sie wieder in den Besiß ihres eroberten Reiches kamen. Nach der Unterwerfung von Charizm, Dschordschan und Aderbaidichan unternahm Togrulbeg im J. 446 der Hedschra einen Feldzug gegen Rum, nach dessen glücklicher Beendigung er sich gegen Bagdad wandte, wo er im J. 447 seinen Einzug hielt und die Bujiden verdrängte. Er mußte diese Stadt zwar bald wieder verlassen, um seinen Oheim Ibrahim, der sich gegen ihn in Hamadan aufgelehnt hatte, zu züchtigen, nachdem ihm dies aber mit Hülfe seines Neffen Alparslan, dem Sohne des nun verstorbenen Tschakerbeg, gelungen war, kehrte er nach Bagdad zurück und setzte den während des-

fen von Befasiri vertriebenen und gefangenen Chalifen Kajim wieder ein. Im J. 454 verheirathete er sich mit der Tochter dieses Chalifen, starb aber bald darauf in seinem 70. Jahre. Da er selbst keine Söhne hinterließ, hatte er seinen Neffen Alparslan zum Nachfolger bestimmt.

Kap. 7. Den Anfang seiner Regierung bezeichnet ein Feldzug gegen den Griechischen Kaiser Romanus Diogenes; die Schlacht, worin dieser gefangen genommen wurde, ist ausführlich geschildert; darauf kehrte er nach Nisabur zurück, verheirathete seinen Sohn Melikschah mit einer türkischen Prinzessin und theilte dann sein großes Reich unter seine Söhne so, daß dieser Melikschah mit der Bestimmung, sein Nachfolger zu werden, Persien mit Ispahan, Arslanschah Charizm mit Merm, Logranschah Herat und ein vierter Sohn Balch bekam und er selbst Nisabur, Rai und Bagdad behielt. Kap. 8. Die Züge des Sultans durch sein Reich waren nun nur TriumpHzüge; zu Fuß ließ er nochmahls alle Magnaten dem Malikschah huldigen, worauf er nach Nisabur zurück kehrte. — Kap. 9. Von hier aus unternahm er im J. 465 einen Feldzug nach Transoxanien, wo ein gefangener und zum Tode verurtheilter Festungscommandant in der Verzweiflung auf ihn einsprang und ihm einen Dolchstich versetzte, woran er starb. — Kap. 10. Melikschah bestieg den Thron, unterdrückte einige Rebellen und fand besonderes Vergnügen am Reisen und Jagen, auch unternahm er viele prächtige Bauten. Kap. 11. Er starb im Jahre 485, nachdem nicht lange vorher sein Wezir Nidham el-Mulk durch die Ränke der Sultantin in Ungnade gefallen und ermordet war. Kap. 12 u. 13. enthalten die Lebensbeschreibung dieses großen Wezirs.

Kap. 14 u. 15. Berkjaruk wußte sich gegen seine Stiefmutter und seine Oheime zu behaupten, lebte aber mit allen seinen Verwandten in beständigem Kriege; er starb im J. 498. — Kap. 16. Sein Sohn Muhammed folgte, nachdem er die Rebellen, welche seinen Bruder Melikschah auf den Thron setzen wollten, geschlagen hatte. Kap. 17. Er entging den Nachstellungen der Molhiden oder Ismaeliten und eroberte die Festung Dizkub, worin sie sich mehrere Jahre vertheidigt hatten. — Kap. 18. Sandschar mußte erst seinen Neffen Mahmud unterdrücken und zog dann zur Eroberung von Gazna aus, womit er den Behramschah belehnte; mehrere Provinzen gab er seinen Günstlingen. Kap. 19. Unglücklich lief für ihn der Zug gegen die Karachtajer ab, er wurde gänzlich geschlagen, doch war ihm das Glück in anderen Treffen wieder günstig. — Kap. 20. Indes verweigerten die turkmanischen Gusen den Tribut, den sie längere Zeit bezahlt hatten, und vertrieben das zuerst gegen sie geschickte Heer; der Sultan brach nun auf den Antrieb seiner Heerführer mit verstärkter Macht selbst gegen sie auf und ungeachtet die Gusen um Verzeihung baten und ihre Unterwürfigkeit erklärten, ließ er sie doch angreifen, wurde aber von den verzweifelnd Fechtenden geschlagen und selbst gefangen genommen. Sie zogen mit ihm nach Merv, Misabur und durch ganz Chorasan, überall mordend und plündernd; vier Jahre blieb der Sultan in ihrer Gefangenschaft, da gelang es ihm, sich zu flüchten, doch starb er bald darauf, ehe er diese Schmach rächen konnte, im J. 522. Sein Schwestersohn Mahmud Chan übernahm die Regierung von Chorasan fünf Jahre lang, wo der größte Theil dieses Landes den Charizmschahs zufiel. Sans

dschar schließt die Reihe der Großsultane und Mirchond geht nun zur Geschichte der Selbstschützen von Irak über.

Kap. 21. Mahmud war erst im J. 511 von seinem Oheime Sandschar geschlagen, dann aber wieder als Sultan von Irak von ihm anerkannt und besiegte darauf seinen Bruder Masud; er hatte seine Gesundheit durch Ausschweifungen zerrüttet und starb im J. 525. — Kap. 22. Sein Bruder Togrul wurde von Sandschar bestätigt, lebte aber mit Masud in beständigem Kriege und starb schon im J. 529. — Kap. 23 — 26. Endlich kam jener Masud auf den Thron des Sultanats, er zog gegen den Chalifen Mostarschid zu Felde, welcher den Daud Ben Mahmud zum Sultan erheben wollte, der Chalif wurde gefangen genommen und nach einigen Tagen getödtet; dasselbe Schicksal hatte sein Sohn Raschid, welcher sich widersetzen wollte und dessen Bruder Moctafi Billah wurde zum Chalifen ausgerufen. Die Empörung des Abbas, Statthalters von Rai, welcher auch den Bruder des Sultans, Solimanschah, zum Aufruhr reizte, endigte mit der Gefangennahme des letzteren; auch andere Rebellen, wie Buzabeh in Hamadan, empfingen die verdiente Strafe. Masud starb im J. 547. — Kap. 27 — 30. Von den drey folgenden Sultanen Melikschah, Muhammed und Solimanschah regierte der erste nur drey Monate, die beiden anderen zusammen 6 Jahre ohne besondere Auszeichnung. — Kap. 31. 32. Arslan Ben Togrul zog nach der Besiegung des Snabech und dessen Anhänger gegen den König von Abchaz und schlug ihn in die Flucht und als er im folgenden Jahre zum zweyten Male in das islamitische Gebiet einfiel, konnte zwar der Sultan Krankheits halber den unternomme-

nen Feldzug nicht in Person vollenden, aber seine Truppen drangen bis Abchaz vor und verbrannten diese Stadt. Während dem hatte jener Inabech wieder mehrere Fürsten gegen den Sultan aufgewiegelt und der Charizmschah gab ihm eine Armee, mit welcher er in Irak einrückte; so oft er einer überlegenen Macht gegenüber stand, wußte er immer einem entscheidenden Treffen auszuweichen und es gelang ihm endlich, das Heer des Sultans in die Flucht zu schlagen; als indeß Ildegiz mit neuen Truppen gegen ihn heran zog, wollte er um den Frieden unterhandeln, wurde aber in der Nacht vor dem dazu bestimmten Tage, wahrscheinlich von seinen eigenen Anhängern, ermordet. Der genannte Ildegiz hatte die Mutter des Sultans geheirathet; der im Jahre 568 schnell hinter einander folgende Tod von beiden versetzte den Sultan in große Betrübniß, wodurch seine Krankheit immer mehr zunahm, bis er im J. 511 starb. — Kap. 33. Sein Sohn Togrul 'hatte nur den einzigen Fehler, daß er der letzte der feldschukischen Regenten war.' Er hatte beständig mit den Aufwiegelungen seiner Emire zu kämpfen und obgleich er sie mehrmahls unterdrückt hatte, wurde er doch endlich von ihnen überlistet und gefangen genommen. Der Atabeg Rizil Urslan mußte die vom Chalifen ihm angegebene Anmaßung, das Sultanat an sich zu reißen, mit dem Tode büßen, und die Emire theilten das Reich Irak unter sich. Etwa ein Jahr nachher befreyte der Unterfeldherr Hosamed-Din den Sultan aus der Gefangenschaft und nachdem sich mehrere wieder an ihn angeschlossen, trieb er die rebellischen Emire in die Flucht, doch bald darauf wurde Kutlug Inabeg an ihm zum Verräther. Dieser begab sich zum Charizmschah Takasch, erhielt von ihm Truppen, die freylich

geschlagen wurden, als aber darauf der Charizmschah selbst Verstärkung herzu führte, fand der Sultan Dogrul in der nächsten Schlacht im J. 590 seinen Tod, indem sein Pferd stürzte und Kutlug selbst ihn niederstreckte. Nun kam nach und nach das ganze Reich unter die Herrschaft der Charizmschahs. — Kap. 35. Von den Seldschuken, die in Kerman regiert haben, werden fast nur die Namen genannt und nur wenig ausführlicher sind Kap. 36. die Nachrichten über die Dynastie der Seldschuken in Rum; Mirchond verweist auf die Chroniken von Kerman und Rum, die er nicht zur Hand hatte.

Da der nach orientalischer Weise sehr gekünstelte Stil des Mirchond unserm Geschmacke nicht zusagt, so kann es besonders den Nichtorientalisten nur lieb seyn, daß sich die Uebersetzung des Hn B. an sehr vielen Stellen mehr an den Sinn, als an die Worte hält; für die Persisch Lernenden ist jedoch von auffallend bilderreichen Sätzen und gesuchten Ausdrücken eine wörtliche Uebersetzung in den Anmerkungen beygefügt. In diesen Anmerkungen wird dann außer vielen geographischen Notizen auch das, was so wohl in den gedruckten Werken des Abul-Faradsch, Abul-Feda und el-Macin, als auch in dem ungedruckten Lubb el-tewarich über die Seldschuken vorkommt, beygefügt; die in der Bodleianischen Bibliothek № 662. befindliche Geschichte der Seldschuken, *adjutorium languoris* betitelt, von Abu Abdalla Muhammed el-Imad el-Katib, war dem Hn Herausgeber wohl nicht zugänglich. Daß hier indeß auch Ibn Challikan verdient hätte benutzt zu werden, da sämtliche Seldschuken Sultane in seinen Biographien vorkommen, will Ref. noch an einigen Beyspielen zeigen, wo aus

ihm das von anderen Erzählte noch ergänzt oder verbessert werden kann.

Im Leben des Togrulbeg № 701. ist auch ausführlich von dessen Vorfahren die Rede: die Seltschuken bewohnten in Transoxanien eine Gegend zwanzig Parasangen hinter Bochara und waren ein sehr zahlreicher und mächtiger Völkerstamm; sie kamen zuerst mit dem Sultan Mahmud Ben Sobokigin in Berührung, überschritten den Oxus und theilten sich um diese Zeit, indem eine Horde von tausend Familien nach Kerman, eine andere bald darauf nach Aderbaidschan zog und in die Dienste fremder Fürsten trat, während die Abtheilung, deren Führer Togrulbeg wurde, in Transoxanien blieb. — Der erste Ort, den dieser nach mehreren Zügen und Gefechten bleibend in Besitz nahm, war Tus oder Rai im J. 429; kurz darauf im Ramadan desselben Jahres eroberte er Nisabur, Tschakerbeg nahm Balch. — Als Gesandter des Chalifen el-Kajim Biamr'illah kommt zu ihnen der Cadi Abul-Hasan Ali Ben Muhammed Ben Habib el-Mawerdi, Verfasser des Catholicon. — Am 6. Ramadan 449 hielt Togrulbeg seinen Einzug in Bagdad. Mit großer Klugheit verband er einen edlen Sinn, die vorgeschriebenen fünf täglichen Gebete beobachtete er genau; er pflegte Montags und Donnerstags zu fasten, theilte viele Almosen aus und ließ mehrere Moscheen erbauen. — Er schickte den Scherif Nasir Ben Ismail als Gesandten an die Kaiserin nach Constantino-
pel; diesem erlaubte sie auf sein Ansuchen, in der Kirche für den Chalifen el-Kajim das Kirchengebet zu verrichten, was der zugleich anwesende Gesandte des Mostanfer von Aegypten sehr übel nahm, und dies war eine Hauptursache der Feindseligkeiten, welche zwischen Aegypten und

Kum außbrachen. — Togrulbeg begehrte die Tochter des Kajim zur Frau, und nachdem er im J. 453 die Einwilligung erhalten, wurden zu Tebriz, wo er sich aufhielt, große Festlichkeiten veranstaltet. Im J. 455 kam er nach Bagdad und trat am 15. Safr in den Pallast ein; die Prinzessin saß auf einem goldenen Throne, der Sultan näherte sich ihr, küßte die Erde vor ihr, nahm aber zu der Zeit nicht den Schleier von ihrem Gesichte, sondern, nachdem er ihr sehr kostbare Geschenke dargebracht, küßte er wieder die Erde und entfernte sich, indem er eine große Freude äußerte. — Er starb am 18. Ramadan 455 zu Kai, 70 Jahre alt; sein Leichnam wurde nach Merv gebracht und neben seinem Bruder Daud begraben. Seine Gemahlin war nur sechs Monate bey ihm und sie starb am 6. Moharrem 496.

Alparslan № 702. Togrulbeg hatte bey seinem Tode den Soliman Ben Daud, den Bruder des Alparslan, zum Nachfolger bestimmt, weil dessen Mutter in besonderer Gunst bey ihm stand; hierüber wurden Alparslan und sein Oheim Schehab ed-Din Cutulmisch aufgebracht, sie fing den Handel an und ruhten nicht, bis Alparslan die Oberhand bekam. — Das Ende dieses Sultans erzählt Ibn Challikan umständlich auf folgende Weise: Als er von seinem Zuge nach Syrien zurück kehrte, ging er mit seinem Heere über den Oxus und schlug am 6. des ersten Rebi' 465 sein Lager bey dem Städtchen Ferber auf (فربړ Ferber oder Ferebr ist der richtige Name, welcher bey Abul-Feda falsch punctiert und Kazir ausgesprochen wird). Diese Stadt hat eine Festung am Ufer des Oxus; der Befehlshaber derselben, Namens Jusuf, ein Charizmier, hatte

sich Mehreres zu Schulden kommen lassen und wurde gefesselt vor den Alparslan geführt, welcher befahl, vier Pfähle zu schlagen, seine Glieder daran auszuspannen, ihn zu geißeln und dann zu tödten. Da sprach Jusuf: auf solche Weise soll mit einem Manne wie ich verfahren werden? Erzürnt über diese Worte griff der Sultan nach seinem Bogen, legte einen Pfeil darauf und befahl, dem Jusuf die Fesseln zu lösen; dann schoß er zu, fehlte ihn aber, da er doch sonst im Bogenschießen äußerst geschickt war. Er saß aber auf dem Throne, und indem er herab steigen wollte, strauchelte er und fiel auf sein Gesicht; in dem Augenblicke eilte Jusuf herzu und versetzte ihm einen Stich mit einem Dolche, den er bey sich verborgen hatte, sogleich sprang aber auch ein armenischer Reitknecht herbey, schlug ihn mit einem Hammer auf den Kopf, daß er todt nieder sank. Der Sultan wurde verwundet in ein anderes Zimmer gebracht, und der Bezir Midham el-Mulk Abu Ali el-Hasan herbey geholt, welchem jener seinen Sohn Melikschah zum Nachfolger empfahl; Alparslan starb dann Sonnabends am 10. des genannten Monats. Seine Geburt fällt in das Jahr 424 und die Zeit seiner Regierung war neun Jahr und einige Monate; er wurde nach Merw gebracht und in der Gruft seines Vaters Daud und seines Oheims Togrulbeg beygesetzt. Er war nie nach Bagdad gekommen, ungeachtet es zu seinem Reiche gehörte; er war es, welcher über dem Grabe des Imam Abu Hanifa ein Grabmahl errichten ließ, auch ließ er zu Bagdad eine Academie erbauen, wozu bedeutende Summen verwandt wurden. In dem Werke *Cremor historiarum* wird erzählt, daß er Sonnabends den letzten Rebi' I 465 verwundet sey und nachher noch drey Tage gelebt

habe. Sein Vater, Beherrscher von Balch, starb hier im J. 450 oder 51 und wurde in Merw begraben, andere sagen, er sey in Merw gestorben; noch andere geben an, er sey im Monat Safr 452 gestorben und in der von ihm gegründeten Academie zu Merw beygesetzt.

Meliksah № 750. Er hatte seinen Vater noch nie vorher auf einem Feldzuge begleitet, und derjenige, in welchem sein Vater umkam, war der erste, den er mit machte. — Das Treffen gegen seinen Oheim fiel in der Nähe von Hamadan vor; der Oheim wurde auf der Flucht gefangen genommen und auf Befehl des Sultans erdroffelt. — Sein Reich erstreckt sich von Kaschgar an der äußersten Grenze des Landes der Türken bis nach Jerusalem in der Länge und von Constantinopel bis zum Lande der Chazaren in der Breite. — Seine mit dem Chalifen Moctadi verheirathete Tochter ward am Ende des J. 480 Mutter des Abul-Fadhl Dschafer und dieser Tag wurde in Bagdad festlich begangen; seine andere Tochter Chatun el-'Isma nahm Mostadher, der Sohn des Moctadi, zur Frau im J. 502. — Sein Leichnam wurde nach Isfahan gebracht und hier in der großen Academie der Schafeiten und Hanifiten beygesetzt.

Berkjaruk № 109., geb. im J. 474, gest. am 13. des ersten oder zweiten Rebi' 498. — Muhammed № 703. erreichte ein Alter von 37 Jahren vier Monaten und 6 Tagen; er starb zu Isfahan und wurde in der Academie der Hanifiten begraben. Seine Tochter Fatime heirathete der Chalif Moctafi; die Verlobung fand statt im J. 531 durch den bevollmächtigten Bezirk Schweref ed-Din Abul-Casim Ali Ben Tirab el-Zainabi und die Hochzeit war im J. 534. Fatime konnte lesen und schreiben und besaß viel

Verstand; sie wohnte in dem Derkah chatun, d. i. Pallast der Fürstin, bey dessen Vertheidigung sie Sonnabends den 22. Rebi' I. 542 umkam; sie wurde zu Rosafa begraben. — Sandichar № 279. — Mahmud und Togril № 724. — Masud № 730., geb. am Freytag den 3. Dul-Gada 502, wurde von seinem Vater im J. 505 dem Emir Maudud Ben el-Dutegin, den er zum Commandanten von Mosul ernannt hatte, übergeben und nachdem dieser Freytags den 12. Rebi' I. 507 in der Moschee zu Damascus von den Batiniern ermordet war, dem Nachfolger desselben Aksonkor el-Bursuki (vergl. Ibn Chalikhan № 102.) und dann dem Dschuschbeg, Atabeg von Mosul. Dieser verleitzete den jungen Masud, seinem Bruder Mahmud die Herrschaft streitig zu machen, seine Armee wurde aber im Rebi' I. 514 in der Nähe von Hamadan geschlagen; in diesem Treffen fand der Bezir Tograi seinen Tod. — Freytags den 12. Safr 527 wurde zum ersten Male in der Moschee zu Bagdad im Kirchengebete der Name des Masud als Sultan genannt, und im Jahre 528 hielt er seinen Einzug in Bagdad. — Er starb am 11. Dschomada II. 547 zu Hamadan und wurde in der von Dschemal ed-Din Isbal gegründeten Academie beygesetzt.

Außerdem theilt Ibn Chalikhan in den Lebensbeschreibungen der Männer, welche das Bezirat oder andere hohe Würden bey den seldschukischen Sultanen bekleideten, auch über diese noch manches Einzelne mit, z. B. über Mahmud im Leben des Abu Nasr Ahmed Uziz ed-Din el-Mostausi № 77.; über Masud im Leben seines Bezir's Abu Ismail el-Hosain Ben Ali, bekannt unter dem Namen Tograi als Verfasser des sogenannten Lamischen Gedichtes, № 196.; vergl.

auch Dobais Ben Sabaka № 225. Endlich findet sich über mehrere andere Personen, welche in den Anmerkungen besprochen werden, bey Ibn Chalikān genügende Auskunft, z. B. über Besafiri № 80., Ali el-Nida № 434., Maan Ben Saïda № 742., Fahja Ben Chaled Ben Bermek № 816.

Wünschenswerth wäre eine bestimmtere Reduc-tion der muhammedanischen Zeitrechnung auf die christliche gewesen, denn wo einmahl genaue Angaben vorhanden sind, da ist es besser, wenn man sie so genau als möglich wieder gibt. Desser wird nämlich ein Factum nach dem Datum und Wochentage angemerkt, wo Hr B. sich begnügt hat, nur das entsprechende Jahr unserer Zeitrechnung beyzufügen, z. B. 'am 10. Moharrem d. J. 458 (beginnt den 2. Dec. 1065)' besser d. i. am 11. Dec. 1065; es kann ja seyn, daß ein genauer berechnetes Datum erst in das folgende Jahr fällt, z. B. 'in der Hälfte des Monats Schaban d. J. 458 (beg. den 2. Dec. 1065)' genauer d. i. im Julius 1066; 'im Radscheb 493 (beg. den 16. Nov. 1099)' genauer d. i. im May 1100. — Schließlich bemerkt der Unterzeichnete, daß er gern bereit ist, für diejenigen auswärtigen Orientalisten, welche künftig noch einzelne Stücke des Mirchond aus anderen Handschriften herauszugeben beabsichtigen, die Vergleichung des hiesigen Codex zu besorgen, wenn ihm deutliche Abschriften mitgetheilt werden.

F. Wüstenfeld.

C a s s e l.

Handbuch der Geschichte des Mittelalters, von Dr Friedr. Kehm; vierter Band zweyte Abtheilung; Geschichte der westlichen,

nördlichen und östlichen Staaten Europas bis zu Ende des Mittelalters, mit zehn Stammtafeln. 1838. 8. 604 Seiten (bey Krieger).

Dieser Theil ist zugleich die Fortsetzung von dem Handbuche und dem Lehrbuche der Geschichte des Mittelalters, und auch der Beschluß, indem er bis ans Ende des Mittelalters fort geführt ist. Wir haben uns über den Charakter dieses Werks in den früheren Theilen, zuletzt Götting. gel. Anz. 1834. St. 140. bereits hinreichend ausgesprochen, so daß wir hier nur noch den Inhalt nachzuholen haben. Der Verf. behandelt in denselben zuerst die Staaten des westlichen Europas, seit dem Ende der Kreuzzüge; indem er mit den christlichen Staaten der pyrenäischen Halbinsel anfängt, bis auf den Tod von Ferdinand dem Catholischen, darauf Frankreich bis auf die Thronbesteigung von Franz I. und die britischen Inseln bis auf den Tod von Heinrich VII., und auf diese die scandinavischen Reiche folgen läßt. Auf diese folgen dann die Staaten des nordöstlichen Europas in diesem Zeitraume. Preußen bis zu dessen Säkularisation; Polen bis 1526, so wie Ungarn und Böhmen bis eben dahin; so wie auch die südöstlichen Staaten bis auf die osmanische Eroberung 1528 und endlich Rußland bis auf den Tod Ivans III. 1505. Wir haben nur hinzu zu setzen, daß der früher gerühmte Fleiß des Verfs sich gleich geblieben ist, und wünschen ihm Glück zu der Beendigung dieses nützlichen Werkes.

Gn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 26. März 1838.

B r a u n s c h w e i g.

Die Oden des Quintus Horatius Flaccus. In dem Verhältnisse der Urschrift deutsch mit beygefügtm lateinischen Text von Adolph Friedrich von der Decken. Erster Band, 348 S. Zweyter Band, 203 Seiten. 8. 1838. (Gedruckt bey Vieweg).

Die vorliegende Uebersetzung der Oden des Horaz gibt einen neuen erfreulichen Beweis, daß die Beschäftigung mit der classischen Literatur nicht immer mit den Universitätsjahren endigt. Unter den römischen Classikern ist wohl keiner, bey dem sich dieß mehr bestätigt als Horaz, und es wäre noch immer eine wünschenswerthe Untersuchung, wodurch Er, der doch nicht zu den am leichtesten verständlichen Dichtern gehört, sich dennoch eines solchen Vorzuges bey den durch Alter und Stand verschiedensten Lesern zu erfreuen habe. Der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung, ein Sohn des Hn General-Feldzeugmeisters Grafen von der Decken, hat das Eigenthümliche der

selben und seine Zwecke in der Vorrede bestimmt angegeben. Das erste spricht schon der Titel aus, daß die Uebersetzung in demselben Verhältnisse wie das Original gegeben wird. Darnach ist deßhalb auch die Ordnung gemacht, so daß die Oden nach den Verhältnissen gereiht, und die zu demselben Verhältnisse gehören, zusammen gestellt sind. Der erste Band beginnt mit den Oden im alcäischen, und demnächst dem sapphischen Verhältnisse, jene 37, diese 27 an der Zahl. Der zweyte Band gibt zuerst die Oden in dem fünf-fachen asclepiadischen, zusammen 23, dem doppelten archilochischen 2, dem alcmanischen 2, steigenden ionischen 1 und trochäischen Verhältnissen 1 an der Zahl.

Die Uebertragung in die gleichen Verhältnisse hat allerdings ihre Vortheile, denn daß ein geheimes Band zwischen dem Verhältnisse und dem Inhalte statt findet, wird man schwerlich bezweifeln können, wenn auch, da es nur auf dem richtigen Gefühle des Dichters beruht, er sich selber davon wohl keine weitere Rechenschaft geben kann, aber auch ihre großen Schwierigkeiten. Diese gehen besonders daraus hervor, daß unsere Sprache viel strenger in der Wortfolge ist als die römische. Und bey keinem andern Dichter merkt man dieß wohl mehr, als bey Horaz, der selbst in dieser Rücksicht sich größere Freyheiten erlaubte als irgend ein anderer römischer Dichter. Man wird darnach die Hindernisse würdigen, die zu überwinden waren. Es konnte also nicht fehlen, wie der Verf. selber bemerkt, daß die Wortstellung oft ungewöhnlich, und dadurch dunkler wurde. Er hatte in dieser Rücksicht sich Boß zum Muster genommen, und man weiß, wie weit dieser darin gegangen ist. Indesß wollte er keine streng wörtliche Uebersetzung liefern, sondern be-

gnügte sich mit der Treue, die den Sinn wieder gibt, ohne etwas Wesentliches auszulassen, wie man aus der Vergleichung mit dem gegenüber stehenden Originale sich überzeugen kann. Ueber dies Alles, so wie über das, was er in Rücksicht der Versmaße zu bemerken hatte, hat er sich in der Vorrede ausführlich erklärt, auf die wir verweisen müssen. Da die Critik einzelner Stellen nicht für diese Blätter gehört, so geben wir lieber eine Probe, welche den Character deutlicher als ausführliche Schilderungen darlegen wird, und wählen dazu die berühmte Weissagung über die Dauer und den Umfang seiner Dichterehre, die weit mehr als der Dichter selber es mit Wahrscheinlichkeit erwarten konnte, in Erfüllung gegangen ist. Sie heißt in der Uebersetzung:

Bald größrer Schwungkraft fliegend als Dä-
dals Sohn

Such' heim ich fernhin brausenden Bosphors
Strom;

Seh Afrer Sandhöhn, seh ich, flankreich
Singer der Schwan, das Gefild des Nordlands.

Mich soll die Colchis kennen und, heimlich scheu
Vor Marser Mannschaft, kennen der Dacier;

Mir wird Gelonvolk lauschen, Ebro's
Kundig Geschlecht, und wer trinkt den Rhodan.

Laß fern vom scheinbar Todten den Grabgesang.
Laß fern das Klaglied, Weibergeheul um Sold!

Hemm allen Wehruf, laß des Denkmals
Ehren, ich leb' und bedarf des Lands nicht!

Druck und Papier sind sehr elegant, wie man sie aus Biewegs Pressen erwarten kann.

L e i p z i g.

Bei F. A. Brockhaus: Leben und Werke des Dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen, dargestellt von J. M. Thiele, Professor, Secretair an der Kön. Akademie d. schönen Künste, wie auch an der großen Kön. Bibliothek zu Copenhagen. Erster Theil, mit 80 Kupfertafeln und einem Facsimile. 1832. XVI u. 103 Seiten. Folio.

Der Verf. dieses Werkes, ein Landsmann und persönlicher Freund des großen Künstlers Thorwaldsen, theilt in einer Einleitung die Veranlassung und den Zweck dieser Biographie mit. Thorwaldsen selbst hat gegen ihn den Wunsch geäußert, daß seine Biographie geschrieben werden möchte, und dazu war wohl nicht leicht Jemand mehr befähiget als Thiele, welchem alle authentischen Quellen für eine solche Arbeit zu Gebote standen. Zuvörderst versprach Thorwaldsen selbst ihm, von seinem Leben und seinen Werken das mitzutheilen, was er sich davon noch erinnere. Thiele hatte die meisten Werke von Thorwaldsen in Rom und in Copenhagen lange und oft gesehen, und konnte als Secretär der Academie der schönen Künste in Copenhagen, die Protocolle und Brieffschaften des Archivs benutzen, so wie ihm noch manche andere wichtige mündliche Mittheilungen und die Literatur zu Statten kamen. So ward es dem Verf. möglich, ein Bild des gesammten Wirkens des großen Künstlers darzustellen, und dadurch allen Freunden Thorwaldsens so wie der Kunstgeschichte ein höchst werthvolles Werk zu übergeben.

Bei der Beschreibung der Kunstwerke mußte der Verf. bald fühlen, daß diese allein ohne Anschauung der Werke selbst oder mindestens von

Abbildungen derselben, nicht im Stande sey, ein lebendiges Bild der Kunstwerke hervor zu rufen. Dies veranlaßte ihn, eine vollständige Sammlung von Umrissen nach Thorwaldsens Statuen und Basreliefs zu veranstalten, und dem Texte in einem besonderen Bande beizugeben. — Büsten, deren Zahl gegen 200 beträgt, sind ausgeschlossen. Die Originalausgabe dieses Werkes ist Dänisch, die vorliegende deutsche Uebersetzung aber von Thiele selbst besorgt.

Das Leben des Künstlers wird kurz und bündig auf eine sehr anschauliche Weise geschildert; wir erfahren hier, wie sein Vater Jostfalk Thorwaldsen von Island nach Copenhagen reisete, sich hier als Bildschnitzer niederließ, und sich durch das Ausschneiden von Ornamenten an Schiffen ernährte. Bertel Thorwaldsen ward am 19. November 1770 geboren, zeigte schon im 11. Jahre Anlage zum Zeichnen, in dessen Folge er Schüler der Academie in Copenhagen ward, und hier zu wiederholten Mahlen durch Preisgewinnung sich auszeichnete. Die der Zeitfolge nach entstandenen Kunstwerke werden so geschildert, daß erst die Veranlassung derselben erzählt, sodann eine gedrängte Erzählung der mythologischen oder geschichtlichen Aufgabe derselben gegeben wird, so daß dadurch die Bedeutung der Werke und die Art, wie der Künstler seine Aufgabe gelöst hat, sehr belehrend deutlich wird. Die sehr gut gezeichneten einfachen Umrisse und die detaillierte Beschreibung des Kunstwerkes selbst erklären hieneben vollends die Werke des bezeichneten Meisters.

Im Jahre 1796 verließ Thorwaldsen Copenhagen um nach Rom zu reisen, hier verfertigte er zuerst viele Copien nach Antiken, hauptsächlich von Zoega dazu veranlaßt, der zugleich mit dem

Mahler Carstens einen wohlthätigen Einfluß auf seine Entwicklung ausübte. Das erste Werk, welches seinen unsterblichen Ruhm begründete, war die Statue des Jason 1803 vollendet; das colossale Modell überraschte Canova so, daß er ausrief: 'Quest opera di quel giovane Danese é fatto in uno stilo nuovo e grandioso! Aber ohne alle Mittel lange in Rom bleiben zu können, war er im Begriffe abzureisen, als der reiche Banquier Sir Thomas Hope diese Statue in Gypsmodell sah und die Ausführung in Marmor für 800 Zechinen bey ihm bestellte. Im Basrelief übertraf er bald Canova. Seine erste Arbeit in diesem Genre in Rom stellt die Trennung der Briseis von Achilles dar. Viele Basreliefs und Statuen aus der Mythologie, so wie Büsten folgten diesen Arbeiten, bis er sich 1807 zuerst durch die Ausführung eines Taufsteines, im Felde der christlichen Kunst zeigte, zugleich war dies die erste Bestellung aus Dänemark, der bald viele folgten. Im Jahre 1811 befahl Napoleon den päpstlichen Sommerpalast auf dem Montecavallo auf das prächtigste für sich einzurichten, im May 1812 sollte derselbe vollendet sein. Thorwaldsen erhielt den Auftrag, einen Fries für eins der Gemächer zu arbeiten. Er führte denselben in drey Monaten nach eigener Wahl aus und stellte den Triumphzug Alexanders in Babylon dar. Dies Basrelief, unstreitig mit das größte, was seit der neueren christlichen Bildhauerey dargestellt ist, wurde später 1818 durch eine Bestellung der Regierung für die dänische Königsburg für 10,000 Speciesthalern in Marmor ausgeführt; zugleich ist es für die Villa des Grafen von Sommariva am Comersee ausgeführt. Die Schilderung vom Leben und Wirken Thorwaldsens wird in diesem Theile

mit den Caryatiden, die er für Polen 1813 ausführen sollte, beschlossen. Sodann folgen eine Stammtafel der Familie Thorwaldsen's, die bis zu Harald Hildetand, König in Dänemark, hinaufreicht, und eine Reihe von Anmerkungen, die höchst schätzenswerthe Notizen aus andern Schriften über den Künstler enthalten. Das Bildniß Thorwaldsens befindet sich vor dem Bande mit Kupfern. De.

Parchim und Ludwigslust.

Grammatische Studien von Friedrich Lübker, Doctor der Phil. und Conrector der K. Domschule zu Schleswig. Erstes Heft, Studien zur Syntax des Adjectivums und Adverbiums in den alten Sprachen. 1837. 8. 98 S. (bey Hinckorf).

Wir haben bereits vor vier Jahren, als wir die Schrift des Verfs über die Participien der alten Sprachen anzeigten (Gött. g. Anz. 1833. St. 113.), dem Scharfsinne des Verfs Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihn zu der Fortsetzung dieser Forschungen aufgemuntert. Wir sehen mit Vergnügen, daß diese Aufmunterungen nicht umsonst gewesen sind, und daß wir nicht bloß diese, sondern auch noch weitere Resultate derselben zu erwarten haben. Wir bemerkten bereits damahls, daß diese Forschungen das tiefste Eindringen in den Genius der Sprachen voraussetzen; und die letzten Gründe derselben in dem Genius der Völker, welche sie redeten, gesucht werden müssen. Die Wahrheit dieser Bemerkungen wird man auch durch diese Schrift, in der zwey andere Redetheile untersucht werden, das Adjectivum und Adverbium, bestätigt finden; denn nicht leicht kennen wir einen Schriftsteller,

der in die Philosophie der Grammatik der alten Sprachen tiefer eingedrungen wäre. Sie zerfällt in zwey Theile, von denen der erste die Studien zur Syntax des Adjectivums, der andere die zur Syntax des Adverbium enthält. Der erste behandelt den Gegenstand in elf Paragraphen. Der Verf. geht aus von den allgemeinen Verhältnissen des Adjectivums zum Adverbium, seinen Umfang und Bedeutung, und sein Verhältniß zum Genitiv, demnächst zum Verbum, welches alsdann auch auf das Griechische angewandt wird. Hierauf: specielle Ausführung des Verhältnisses von Adjectiv und Substantiv und der Uebergänge in einander, besonders im Griechischen. Dann: Verhältniß des Adjectivs zum Adverbium in beiden Sprachen. Der zweyte Theil: Studium und Syntax des Adverbium in acht Paragraphen. Sie enthalten die scharfsinnigsten und tief eindringendsten Untersuchungen über die dahin gehörenden Gegenstände, wobey doch noch immer die größere oder geringere Willkühr in dem Folgen der Worte uns ein Räthsel bleibt, wie z. B. Cäsar in seiner Sprache klar und deutlich schreiben konnte: *pro veteribus Helvetiorum inimicis populi Romani*, was in gleicher Wortfolge in unserer Sprache kaum verständlich seyn würde. Diese und ähnliche Erscheinungen wird der Verf., der, wie irgend ein anderer, zu der Behandlung der philosophischen Sprachkunde berufen ist, uns auflösen können. Diese allgemeine Empfehlung muß hinreichen, denn die Unmöglichkeit ins Einzelne zu gehen ohne ein Buch zu schreiben, sieht jeder sachkundige Leser von selber ein.

Gn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. Stück.

Den 29. März 1838.

P a r i s.

Bey Silvestre. La chanson de Roland ou de Roncevaux du XII^e siècle publiée pour la première fois d'après le manuscrit de la bibliothèque Bodléienne à Oxford par Francisque Michel. 1837. LXIX und 317 Seiten in groß Octav.

Wir halten es für ein gutes Zeichen, daß auch in Frankreich ein neuer Eifer für Erforschung des Mittelalters und seiner Dichtungen sich regt. Vielleicht lenkt auch dort die endlose Bewegung der Gegenwart den Geist auf die Betrachtung früherer Jahrhunderte, denn eine Zeit, die mit der einen Hand immer wieder nimmt, was sie mit der andern gegeben hatte, sucht von selbst, im Gefühle ihres Mangels, ein Bild dauernder naturgemäßer Zustände. Möge sie daraus eine Stärkung empfangen. In Deutschland war es der Druck fremder Gewalt, der dem Studium des Mittelalters neue Kraft gab, und der damals gelegte Keim ist heran gewachsen, und

trägt schon jetzt nicht verächtliche Früchte. Mit den Gefängen der Troubadours war man, wie etwa in Deutschland mit den Minneliedern, immer in einiger Bekanntschaft geblieben; an sie knüpfte sich in der Ausgabe von Raynouard (Paris 1816 — 1821) das neu beginnende Studium, an welchem auch Deutschland in den gelehrten, aus den Quellen geschöpften Werken von Diez den würdigsten Antheil nahm. Zunächst kam an die Fabliaux, von welchen Meon eine neue Ausgabe lieferte, an die Poesien der Marie de France, an den von den Franzosen überschätzten Roman von der Rose, und kleinere Gedichte, die, weil sie feck, witzig, heiter und frivol sind, dem französischen Geiste besonders zusagen, an die Reihe. Der Roman du Renard verdankt vielleicht seine Herausgabe durch Meon (1826) der so verbreiteten Ansicht, daß er eine politische Satyre enthalte, die auf alle Zeiten anwendbar sey. Nicht eigentlich der Sagenpoesie zugehörig ist der Roman de Rou et des ducs de Normandie von Robert Wace, den Pluquet (Rouen 1827 in zwey Bänden) heraus gab. Die Geschichte des Chate-lain de Coucy und der Dame Fayel hat Crapelet (1829) bekannt gemacht. Auch die Anfänge der dramatischen Kunst, die Mysterien, sind so eben bedacht worden. Die erste epische Dichtung ward am längsten zurück geschoben. Der große Umfang der vorhandenen Denkmähler und die daraus entspringende Schwierigkeit, sich des materiellen Inhalts zu bemächtigen, die ein anhaltendes Studium und ein volles Hingeben an den Gegenstand verlangt, mögen die Ursache gewesen seyn. Und doch waren hier Schätze an das Licht zu ziehen, die durch ihren innern Werth eben so wie durch ihre Wichtigkeit für die Geschichte der Sage sich auszeichnen. Wenn die rein lyrische

Dichtung, menschliche Gefühle und Empfindungen offenbarend, nach Jahrhunderten noch wahr und eindringlich bleibt, und sogar der Gesang eines in Wäldern hausenden Wilden dem zusagen kann, der an die feinsten Früchte langer Cultur gewöhnt ist, so hängt das Epos dagegen mit der geschichtlichen Entwicklung des Volkes und der äußeren Erscheinung seines Lebens zusammen, und kann erst durch Einsicht in die Umgebungen, in welchen es aufwuchs, vollständig und in seinem Werthe erkannt werden. Fauriels Vorlesungen (*de l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen age*. Paris 1832), denen Uhlands schöne Abhandlung über das altfranzösische Epos (1812) voran gegangen war, gewähren eine passende Einleitung in dies Studium. Fauriel geht von gesunden Ansichten aus, und hat sie auf eine geistreiche Weise, mit der seiner Nation eigenthümlichen Behendigkeit dargelegt. Hat er auch die Quellen nicht mit der Genauigkeit und Gründlichkeit, an welche wir Deutsche gewöhnt sind, untersucht, so hat er doch mit natürlichem Tact und einem scharfen Auge das Bedeutende glücklich heraus zu finden gewußt. Für mehr als eine einladende Vorarbeit kann das Buch freylich nicht gelten. Indessen ist auch die *histoire littéraire de France* in ihrem 18ten Bande (1835) bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts fortgerückt. Da die Wege also abgesteckt sind, so war es Zeit, die eigentliche Arbeit zu beginnen, und schon jetzt haben wir Ursache, uns des Fortschritts darin zu erfreuen. In wenigen Jahren sind wichtige Quellen der epischen Poesie bekannt gemacht worden. Paulin Paris hat *Berte aus grans piés* (Paris 1832) und *Garin le Loherain* (2 Bände. Paris 1833. 1835.), *Franzisque Michel*, der sich besonders thätig zeigt, the

poetical Romances of Tristan (2 Bände. London 1835) und Charlemagne (London 1837) heraus gegeben, wozu die oben genannte chanson de Roland kommt *). Auch in dieser Richtung hat Deutschland seine Theilnahme durch von J. Bekker besorgten provenzalischen Fierabas, dessen Werth von französischen Gelehrten anerkannt wird, bethätigt. Wird es dort jemand übernehmen, uns ein altdeutsches Gedicht zuzuführen?

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich das Rolandslied als das wichtigste unter allen bisher bekannten altfranzösischen Denkmählern der epischen Dichtung betrachte, ja ich bezweifle, daß sich unter den ungedruckten, so wünschenswerth die Bekanntmachung mancher andern, z. B. Gerhards von Roussillon, wäre, sich noch eins befindet, das ihm an die Seite gesetzt zu werden verdient. Es ist, wie verschieden im Geiste, das Nibelungelied der welschen Sage: es besingt die Thaten, die fränkische Helden unter Karl dem Großen vollbrachten, mit der Kraft, dem Ernste, der Einfachheit und Unschuld des ursprünglichen Volksepos. Weit ab liegt es im Geiste von jenem mit der Leichtfertigkeit französischer Galanterie reichlich ausgestatteten Gedichte von Charlemagne, das Karls mit den zwölf Pairs unternommenen Zug nach Jerusalem beschreibt.

Es befinden sich in Frankreich mehrere, darunter auch alte Handschriften des Rolandsliedes, aus welchen Monin in seiner Dissertation (sur le roman de Roncevaux. Paris 1832, wozu Michels examen critique, das in demselben Jahre erschien, gehört) einen Auszug mit einge-

*) Die hiesige Bibliothek hat nicht gesäumt, sich mit diesen Schätzen, die meist nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren abgedruckt sind, zu bereichern.

rückten Stellen geliefert hat; auch wurde schon damahls der Abdruck einer Handschrift durch Bourdillon angekündigt, der aber nicht zu Stande kam. Ein älterer und, schon nach dem Auszuge in der hist. litt. de France 18, 714—720. zu urtheilen, besserer Codex wurde in der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford aufbewahrt. Durch die dankbar anzuerkennende Unterstützung des französischen Ministeriums, an dessen Spitze Guizot stand, ward es Hn Michel möglich gemacht, nach England zu reisen und eine auch äußerlich würdig ausgestattete Ausgabe zu liefern. Wir erhalten hier seine eigenhändige Abschrift des Bodleianischen Manuscripts, dem ein Facsimile beyliegt. Auf eine critische Behandlung des Textes hat sich der Herausgeber, wohl mit Recht, nicht eingelassen: es ist ein einfacher Abdruck, dem er einige Anmerkungen und ein brauchbares Glossar mit eingemischten antiquarischen Erläuterungen zugegeben hat. Die Vorrede enthält literarische Nachweisungen und eine durch reichliche Mittheilung einzelner Stellen schätzbare Uebersicht aller bis dahin bekannt gewordenen Handschriften des Liedes. Endlich gibt der Herausgeber, unterstützt von andern Gelehrten, in einem Anhange Auskunft über alle ihm bekannt gewordenen Darstellungen der Sage, unter welchen der Abdruck eines lateinischen Gedichts aus einer Cotton. Handschrift und ein Auszug aus einem altenglischen Gedichte, als bisher unbekannt, die wichtigsten sind. Fleiß und Thätigkeit des Hn Michel verdienen rühmliche Anerkennung.

Der Text dieser Oxforder Handschrift entfernt sich von dem der andern vielfach und in verschiedenen Abstufungen. Im Ganzen ist er älter, einfacher und kürzer. Zuweilen stimmt er mit den übrigen wörtlich, öfter dem Sinne nach,

nicht selten weicht er ab, indem jene nicht bloß ausführlicher und umständlicher erzählen, sondern den Inhalt der Sage selbst erweitern, sey es durch Fortbildung des einzelnen, oder durch ganz neue Zusätze. Ein ziemlich ähnliches Verhältniß gewähren auch Gedichte der deutschen Heldensage, aber eine ganz eigenthümliche Erscheinung, und zwar, so weit sich urtheilen läßt, aller älteren Handschriften ist hier, daß bedeutende, vorragende Stellen nicht bloß in Einer, sondern manchemahl in mehrfach abweichender Erzählung vorkommen, und diese verschiedenen Auffassungen ohne Verbindung hinter einander folgen.

Diese innere Beschaffenheit der verschiedenen Texte an sich, wie die bemerkte Uebereinstimmung im Großen, neben der auffallendsten Verschiedenheit im Einzelnen, machen es unmöglich, das Rolandslied als das Werk eines und desselben Dichters anzusehen. In dem Orforder Codex wird zwar am Schlusse ein Turolde genannt, und die hist. litt. de France trägt kein Bedenken, ihn als den Dichter aufzuführen, allein die undeutlichen Worte berechtigen an sich noch nicht zu einer solchen Annahme; welchen Antheil aber auch dieser Turolde an der Auffassung des Gedichtes mag gehabt haben (vielleicht war er sehr gering und unbedeutend), in keinem Falle darf er als der Urheber der in sich so verschiedenen Darstellungen betrachtet werden. Zudem beruft sich das Gedicht selbst nicht bloß auf die Sage (*go dist la geste*), sondern auch schon auf eine schriftliche Quelle (*il est escrit en l'ancienne geste* 272, 19.). Wir können also hier nichts anderes annehmen, als was wir bey dem Volksepos schon so oft bemerkt haben, ein Urheber ist nicht bekannt, es lebt nur in der Ueberlieferung der Sängere.

Zeugnisse von dem lebendigen Daseyn der Dichtung fangen mit dem 12. Jahrhundert an, und schon um 1100 geschieht der Vieder der Volksfänger von Roland Erwähnung. Reichlich sind die Anspielungen darauf bey den Troubadours jener Zeit, und man kann, ohne Gefahr eines bedeutenden Irrthums, die älteste erhaltene Darstellung des Gedichts in die Mitte des zwölften Jahrhunderts setzen. Die eigene Erscheinung, daß es nur in nordfranzösischer Sprache sich vorfindet, will man dahin erklären, daß es ursprünglich provenzalisch abgefaßt, hernach in jene Mundart sey übertragen worden; gewiß unrichtig, wie schon die Mannigfaltigkeit der Auffassungen beweist.

Von dem Ursprunge und der allmählichen Fortbildung der Sage habe ich Gelegenheit bey der bevorstehenden Herausgabe des deutschen Rolandliedes zu reden, das den Geistlichen Konrad zum Verfasser hat, der schon in der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein französisches Original übersezte, und dessen Arbeit die Grundlage einer späteren Ueberarbeitung durch Stricker ward. Dort wird sich auch das Verhältniß der deutschen Gedichte zu den erhaltenen altfranzösischen darlegen lassen.

Ich habe schon vorhin den poetischen Werth des Liedes gerühmt, man wird ihn am besten erkennen, wenn ich ein für sich verständliches Bruchstück heraushebe und in einer einfachen und ungekünstelten Uebersetzung mittheile. Man wird hier schon die Unschuld und Reinheit der Gedanken, die niemahls von ihrem Gegenstande abschweifen, wie die einfache Schönheit und Eindringlichkeit des Ausdrucks erkennen. Zur Einleitung dient folgendes.

Kaiser Karl, im Begriffe nach Frankreich heim

zu kehren, war durch den weittönenden Schall von Rolands Horn zurück gerufen. Als er mit seinem Heere in Runzival anlangt, ist Roland mit allen Franken todt und das Feld mit den Leichen der Christen und Heiden bedeckt. Er ruft seine Helden, die zwölf Pairs, mit Namen, aber keiner antwortet. Groß ist seine Trauer. Herzog Naimes sagt ihm in einer Entfernung von zwey Meilen könne man den Staub auf dem Wege der Heiden sehen, die bey seiner Ankunft geflohen waren. Karl läßt eine Wache bey den Todten, und eilt den Feinden nach. Als er sieht, daß der Abend heran naht, steigt er ab, kniet auf die Erde und bittet Gott die Sonne stehen zu lassen. Ein Engel erscheint ihm, und heißt ihn weiter reiten: es werde ihm nicht an Tageshelle fehlen, Gott wisse, daß die Blüthe von Frankreich verloren sey, er solle an dem verbrecherischen Volke Rache nehmen. Die Sonne bleibt stehen. Die Feinde fliehen, die Franken erreichen sie vor dem Ebro. Die Sarazenen, ihren Gott Tervagant anrufend, springen in den Fluß und ertrinken alle.

Als Karl nun todt die Heiden alle sieht, erschlagen viel, doch mehr im Fluß ertränkt, (groß war die Beute, die die Franken fanden), so steigt vom Roß herab der edle Kaiser, wirft nieder sich zur Erde, dankt dem Herrn: und als der aufsteht, sinkt die Sonne erst hinab. Der Kaiser spricht 'jetzt ist es Zeit zu rasten, wir können nicht nach Runzival zurück: die Rosse sind ermüdet und erschöpft, hebt ab die Sättel, zieht vom Kopf die Zügel, und laßt sie auf den Wiesen sich erkühlen.' Die Franken sagen 'Herr, wie ihr befehlt.'

Der Kaiser nimmt da seine Lagerstätte,

auf das zerstampfte Feld zerstreuen sich die
 Franken,
 den Rossen haben sie die Sättel abgezogen,
 die goldenen Zügel, daß den Kopf sie senken,
 und auf den Wiesen frisches Gras sich suchen.
 Sie können hier nicht bessere Pflege finden.
 Wer müd ist legt zur Erde sich und schläft,
 und unbewacht sind sie in dieser Nacht.

Der Kaiser legt sich nieder auf die Wiese,
 bey seinem Haupte ruht sein mächtger Speer:
 in dieser Nacht will er sich nicht entwaffnen.
 Er trägt am Leib den schön gezierten Panzer,
 den goldnen Helm, den reich gesteinten, auf
 dem Haupt,
 umgürtet mit Joiuse: seines gleichen gibt es
 nicht,
 ihm muß an Glanz der Strahl der Sonne
 weichen.

Wir wissen Sagen viel von jener Lanze,
 womit der Herr am Kreuze ward verwundet:
 Karl hat den Stahl, sey Gott dafür gedankt,
 An einen Griff von Gold hat er ihn setzen
 lassen,

Ob solcher Ehr und solcher Herrlichkeit
 ward dieses Schwert Joiuse dann geheissen.
 Die fränkischen Ritter dürfens nicht vergessen,
 daß Munjoi ihr Ruf ist in der Schlacht.
 Kein Volk kann ihnen darum widerstehn.

Klar ist die Nacht, der Mond ist leuchtend,
 Karl legt sich, aber Roland macht ihm Qual,
 um Olivier ist er in tiefen Schmerzen,
 um die zwölf Pairs, um all die Franken,
 die er hat todt in Runzival gelassen.
 Da hebt er an zu weinen und zu jammern,
 er bittet Gott um Gnade für die Seelen.

Müd ist der Kaiser, denn der Schmerz ist groß.
 Da schläft er ein, nichts konnte er weiter thun.
 Auf allen Feldern schlafen rings die Franken:
 kein Roß, das länger aufrecht bleibe;
 das Gras verlangt, das frist im Liegen.
 Viel hat gelernt wer recht erkennt die Noth.

Karl schläft als ein erschöpfter Mann,
 Sanct Gabriel hat Gott herab gesendet
 mit dem Geheiß, den Kaiser zu bewachen.
 Der Engel steht die Nacht an seinem Haupt,
 und ein Gesicht zeigt ihm im Bild voraus
 die große Schlacht, die ihn am Tag erwartet.

Wilhelm Grimm.

N m s t e r d a m.

Bey J. Müller u. Comp. Horapollinis
 Niloi Hieroglyphica edidit, diversorum
 Codicum recentiorum collatorum, priorumque
 editionum varias lectiones et versionem latinam
 subjunxit, adnotationem, item hieroglyphicorum
 imagines et indices adjecit Conradus Leemans,
 Phil. Theor. Mag. Lit. hum. Doct. (8.) IV. XXXVI u. 446 Seiten
 und 3 lithographierte Tafeln.

Die zwey Bücher Hieroglyphica, welche nach
 der Ueberschrift der Handschriften von einem Philippus
 aus dem Aegyptischen des Horapollo ins Griechische
 übertragen seyn sollen, haben seit mehr als 100
 Jahren keine Ausgabe erlebt, und es ist daher
 vorweg als ein Verdienst des Hn Leemans
 anzuerkennen, daß er sie durch seine Edition
 wieder zugänglicher gemacht hat. Eine solche
 war aber gerade jetzt um so wünschenswerther,
 da bey dem Aufschwunge, welchen das Stu-

dium des ägyptischen Alterthums in unsern Tagen genommen hat, häufig auf diese Bücher recurriert ward, und das harte, ihnen allen Werth absprechende Urtheil, welches insbesondere gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf ihnen lastete, in Folge von mannigfachem Zusammentreffen ihres Inhalts mit den Resultaten der neuesten Forschungen sehr gemildert werden mußte, so daß sie wieder in nahe Verbindung mit den Forschungen aus den Monumenten gebracht wurden. Diese Verbindung hat auch Hr Leemans nicht unberücksichtigt gelassen, sondern sich das Verdienst erworben, alle Beyspiele des Zusammentreffens aus den Schriften über die Hieroglyphen zu sammeln und die Zeichen, in der Gestalt, in welcher sie auf den Monumenten erscheinen, lithographirt beizufügen. Daß er aber, um so vollständig als möglich zu seyn, nicht bloß die hierher gehörigen Erklärungen von Champollion, sondern auch die von Seyffahrt und die ganz verkehrten von Goulianoff, Klaproth, anführt, ohne, mit Ausnahme sehr weniger Stellen, sich auch nur ein Urtheil zu erlauben, scheint uns das Maß der Bescheidenheit zu sehr zu überschreiten, als daß wir es noch lobenswerth finden könnten. Zur Feststellung des Textes benutzte der Hr Herausg. außer den in den früheren Ausgaben vorliegenden Hülfsmitteln noch drey pariser Handschriften, von denen Bachmann zwey verglichen hatte und er selbst eine vergleichen ließ, doch haben diese Handschriften überaus wenig beygetragen, um über die Masse von corrupten und lückenhaften Stellen, an denen dieses Werkchen leidet, Licht zu verbreiten. Dagegen ist manche schöne Conjectur, insbesondere von Neuvens (z. B. S. 330) mitgetheilt, von der es Schade ist, daß sie nicht sogleich im Texte eine Stelle erhielt. Des Hn

Herausgebers adnotatio umfaßt fast alles, was für die Erklärung bis jetzt geleistet ist, da er die Absicht hatte, durch seine Ausgabe die Zuziehung der früheren unnöthig zu machen. Einiges vermiffen wir jedoch. In den Prolegomenen wird insbesondere über den Werth des Werks und den Verfasser gesprochen; jedoch auch hier finden wir nur Ansichten von andern, keine, auf genauere Betrachtung des Inhalts und der Form gegründete, eigene. Das Werk in der Gestalt, wie es uns jetzt vorliegt, ist gewiß erst in sehr später Zeit abgeschlossen, und ein Gemisch von werthvollen und werthlosen Notizen, geschöpft aus verschiedenen Werken, von denen wohl nur eins, das, aus welchem die besseren Partien des ersten Buches stammen, Deutungen von wirklichen Hieroglyphen enthielt. In diesem scheinen fast lexikonartig Zeichen erklärt zu seyn und zwar in längeren Artikeln, welche der Epitomator und Uebersetzer zerstückte und auszog, indem er mehr sein Augenmerk auf die bezeichneten Gegenstände, als auf die Zeichen richtete. Ein Beyspiel eines längeren Artikels der Art ist noch I, 6.: *τί δηλοῦσιν ἰέραια γράφοντες* zu welchem auch I, 7. gehört *Ἐτι γε μὴν καὶ ἀπὸ ψυχῆς οἰέειρα ξάσσεται* beginnend, und I, 8. zur Hälfte, welches auch die Bedeutung von Habichten angibt. Ein ähnlicher längerer Artikel ist I, 11., wozu noch theilweis 12.; ferner I, 13. 14. 15. 16. und so andere. Sonst finden sich die Angaben mehr von der Seite aufgefaßt, wie Begriffe bezeichnet werden, z. B. I, 1. *αἰῶνα σημαίνοντες*, I, 2. *κόσμον βουλόμενοι γράψαι* u. s. w., wo aus längeren Artikeln nur eine einzelne Notiz aufgenommen zu seyn scheint. Dies zeigen Beyspiele wie I, 17. 18. 19. 20. 21.; wo lauter Gegenstände einzeln angegeben werden,

welche durch Löwen bezeichnet werden; im Originale war dies gewiß ein längerer Artikel, wie I, 14. An die werthvollen Partien des ersten Buches lehnt sich II, 1 — 30., welches mit wenigen Ausnahmen ebenfalls aus guten der ägyptischen Hieroglyphen kundigen Quellen entlehnt zu seyn scheint. Hier fehlt größtentheils die Angabe des Grundes der Bezeichnung, welche im ersten Buche und in dem übrigen Theile des zweyten fast immer hinzugefügt ist, aber wohl überaus selten als richtig anzuerkennen seyn möchte. Was in II, 31 — 118. enthalten ist, bietet wohl schwerlich ägyptische Hieroglyphen, sondern vielleicht gar nur Notizen aus einer, bey den mystischen und symbolischen Bestrebungen der ersten Jahrhunderte nach Chr., gebildeten, oder sich bilden wollenden symbolischen Sprache. Die ägyptischen Monumente bestätigen wenigstens keine der darin gemachten Angaben, und die Bezeichnungen und Deutungen sind überaus unzusammenhängend. Hiernach läßt sich als wenigstens nicht unwahrscheinliche Conjectur über die Angabe des Horapollon als Verfasser des Originals annehmen, daß die bedeutenderen Partien des Buches in der That aus einem Werke dieses Grammatikers flossen, welcher unter Theodosius lebte; daß dieses Werk aber dessen von Suidas erwähnte *Τεμενικά* waren, ist, zumahl da diese griechisch abgefaßt waren, eine zu gewagte Behauptung; es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß ein Buch von ihm über die Hieroglyphen in ägyptischer Sprache existierte, dessen Nichtansführung bey Suidas sich eben dadurch erklären läßt, daß es in einer fremden Sprache geschrieben war. Ueber den Uebersetzer wissen wir nichts; daß er in sehr später Zeit lebte, zeigt die Sprache. — Zu bedauern ist, daß Hr. Leemans zur Zeit der Ab-

fassung seines Buches Peyrons koptisches Lexikon noch nicht benutzen konnte und sich überhaupt keine Kenntniß des koptischen verschafft zu haben scheint. Er würde sonst mit mehr Bestimmtheit über die vorkommenden ägyptischer Wörter haben sprechen können. So ist z. B. das I, 55. vorkommende *κονκούφα* in der That ägyptisch und lautet im Koptischen kuknuphat, der Wiedehopf; bemerkenswerth scheint uns, daß auch im Sanskrit ein Vogel (the wild cock gallus Phasianus bey Wilson) kukkubha heißt. Auch manche Angabe würde Hr. Peemans aus dem Koptischen haben sichern können; z. B. I, 29. heißt es, daß die Aegypter den Donner *ἀέρος φωνήν* nennen; hier ließ sich das koptische Wort hroo-^umppe Donner von hroon Stimme und pe Himmel anführen (^u ist Kasuszeichen); dagegen ist das nach Kircher angeführte pi kori (I, 8. S. 156.) und das nach Klaproth verglichene misi (I, 59. S. 289.) in der Bedeutung Schlange unbelegt. Bey dem bis jetzt unerklärt gebliebenen *ἀμβρός* (I, 38.) erinnern wir an das koptische amre oder ambre artifex cibi; ohne in eine genauere Entwicklung hier einzugehen, bemerken wir nur, daß wir bey dieser Zusammenstellung auf Hesychius *ἀμβρίζειν*: *δεραπέειν ἐν τοῖς ἱεροῖς* fußen, welches augenscheinlich hierher gehört und glauben, daß amre ambre, welches in den christlich-koptischen Schriften nur Koch heißt, früher Priester bedeutete.

U l m.

Bemerkungen zu Chr. M. Wielands Uebersetzung und Erläuterungen sämtlicher Briefe Ciceros, theils rein phi-

lologischen und literarischen, theils besonders juridischen Inhalts, von Carl Friedr. David Moser, Dr jur., weil. Ober-Tribunal-Procurator in Stuttgart. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Dr Friedrich Leberecht Marx. Dritte verbesserte Ausg. 1837. 8. 76 Seiten.

Die kleine Schrift ist die Frucht fortgesetzter Studien nicht eines Philologen von Profession, sondern eines Geschäftsmannes, der aber über seinen Acten seinen Lieblingschriftsteller Cicero nicht vergessen hatte. Erst nach seinem Tode (er starb bereits 1825) ward sie von seinem Schwiegersohne heraus gegeben, und daß sie schon die dritte Ausgabe seitdem erlebt hat, kann nicht anders als ein günstiges Vorurtheil für sie erregen. Der Verfasser hat bey der Vergleichung der Uebersetzung unseres Wieland mit dem Originale sich die Stellen angezeichnet, wo er glaubte, daß der Uebersetzer nicht den richtigen Ausdruck getroffen habe. Man kann das Ganze also als eine fortgesetzte Recension der Wielandschen Uebersetzung betrachten, die man nicht ohne ein lebhaftes Interesse lesen wird. Sie ist nicht in der Form der Rechthaberey geschrieben, sondern hält sich ganz in den Grenzen, in welchen die bescheidene Critik eines Meisterwerks sich halten soll. Ob Wieland alle Verbesserungen würde angenommen haben, lassen wir billig dahin gestellt seyn, gewiß aber würde er die Schrift mit Anerkennung ihres Werthes gelesen haben. Ihr Werth wird noch besonders dadurch erhöht, daß sie aus der Feder eines gelehrten Juristen kommt, und größtentheils diejenigen Stellen betrifft, welche ohne diese Kenntnisse, die Wieland nicht besaß, nicht verstanden werden können. Sollte daher eine neue Ausgabe der Wielandschen

Uebersetzung nöthig werden, was wir von Herzen wünschen, so darf sie durchaus nicht ungenutzt bleiben, da ihr Verfasser sich zugleich als gelehrter Sprach- und auch Sachkennner zeigt. Die Ausgabe, deren sich der Verfasser bediente, war die von Lambinus, mit den Anmerkungen von Gothofredus, 1596; mit Zurathziehung des Lauchnitzischen Textes. Ob der Verf. selber sie zum Drucke bestimmt hatte, ist ungewiß, ihr Werth wird aber dadurch keinesweges verringert.

Hn.

M ü n c h e n .

Ben Franz: Der Verdauungs-Process in Beziehung auf das Wesen der einzelnen Vorgänge dargestellt von M. Trättenbacher. 1836. 79 Seiten in Octav.

In dieser kleinen Schrift betrachtet der Verf. die Verwandlung der Nahrungsmittel in organischen Bildungstoff, und die Rolle, welche hierbei die verschiedenen Verdauungsorgane spielen. Wir haben ersehen, daß derselbe mit regem Eifer den Gegenstand darstellt, aber auch nicht minder bemerkt, daß er zu hypothetisch den einzelnen zur Verdauung dienenden Absonderungssäften oft eine bestimmte Wirkung beylegt, welche durch bisherige Erfahrung nicht begründet ist. Refer. wünscht, daß der Verf. bey etwanigen ferneren Arbeiten über die Physiologie sich mehr auf die durch Beobachtung gewonnenen Thatsachen stützen möge.

Berthold.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 31. März 1838.

G ö t t i n g e n.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst voraus geschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 30. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 10. September beginnenden Woche geschlossen werden.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem Universitäts-Gebäude, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Muscum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr Licent. Holzhausen erklärt den Hiob, und die Propheten Joel, Micha, Nahum, Habakuk 6 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Licent. Klener, den Pentateuch 6 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Assess. Dr Wüstenfeld, die Psalmen, um 10 Uhr, und unentgeltlich Montag und Donnerst. um 1 Uhr die Messianischen Weissagungen; Hr Repet. Dr Bertheau, die Genesis und ausgewählte Abschnitte der übrigen Bücher des Pentateuchs 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Eine historisch = critische Einleitung in das Neue Testament gibt Hr Prof. Reiche um 11 Uhr; Hr Lic. Duncker 5 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Rep. Wieseler um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament, Hr Consist. R. Lücke erklärt die Briefe des Apostels Paulus an die Thessalonicher, die Galater, die Römer 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, die Briefe des Ap. Paulus an die Römer und an die Corinthier um 9 Uhr, die drey ersten Evangelien, mit Beurtheilung einiger neuern über die historische Geltung derselben aufgestellten Ansichten, um 10 Uhr; Hr Prof. Köllner, die drey ersten Evangelien 5 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Licent. Matthäi, die Briefe des Ap. Paulus an die Römer und an die Galater 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Ueber das Leben Jesu hält Hr Lic. Matthäi, mit beständiger Berücksichtigung der von Strauß heraus gegebenen Schriften eine Vorlesung 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Die dogmatische Theologie lehrt Hr Consist. R. Gieseler 5 St. wöch. um 5 Uhr; Hr Prof. Kettberg, um 3 Uhr.

Zu Repetitorien der Dogmatik er bietet sich Hr Licent. Klenner so wie Hr Lic. Duncker; zu Repetitorien des dogmatischen Systems Schleiermachers, Hr Rep. Wieseler.

Das dogmatische System der Lutherischen Kirche trägt, nach einer historischen Einleitung in die symbolischen Bücher derselben, Hr Prof. Köllner Mont. und Donnerst. um 2 Uhr öffentlich vor.

Zu einer vergleichenden Darstellung des dogmatischen Systems der Lutheraner, der Catholiken, der Reformirten, der Socinianer, nach dem von Planck heraus gegebenen 'Abriss', bestimmt Hr Prof. Köllner die Stunde von 3 bis 4 Uhr.

Die Geschichte der Lehre von der Sünde handelt Hr Licent. Duncker Mont. und Donnerst. um 2 Uhr unentgeltlich ab.

Die christliche Moral trägt Hr Consist.R. Lücke 5 St. wöch. um 11 Uhr vor.

Vorlesungen über Kirchengeschichte. Hr Consist.R. Gieseler trägt den zweyten Theil seiner Kirchengeschichte 6 St. wöch. um 8 Uhr vor; Hr Prof. Kettberg den ersten, bis zum Ende des 11. Jahrhunderts gehenden Theil, 6 St. wöch. um 8 Uhr; die Kirchengeschichte des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig, Sonnab. um 1 Uhr, öffentlich; Hr Licent. Holzhausen, die allgemeine Kirchengeschichte 6 St. wöch. um 8 Uhr.

Die practische Theologie (Homiletik, Catechetik, Liturgik, Pastoral-Theologie) handelt Hr Prof. Liebner Mont., Dinst., Donnerst., Frent. um 3 Uhr ab.

Die Homiletik wird Hr Ober-Consist.R. Pott um 2 Uhr vortragen, und Sonnab. um 11 Uhr die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen.

Die Uebungen der homiletischen und catechetischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Liebner werden wie bisher Statt haben.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr Prof. Honor. Gen. Superint. Dr Tresurt, nach seinem 'Leitfaden zu Vorles. über die Pastorallehre' in Verbindung mit den ersten practischen Uebungen, um 1 Uhr vor.

Die Uebungen in dem catechetischen Seminar werden von demselben Mittw. und Sonnab. in einer am schwarzen Brete anzuzeigenden Stunde öffentlich fortgesetzt werden.

Pastoral-Theologie, und allgem. protestantisches Kirchenrecht, ist Hr Prof. Honor. Gen. Sup. Dr Erfurt privatissime vorzutragen erbötig.

Zu Examinatorien und Repetitorien über einzelne Theile der theologischen Wissensch. erbietet sich Hr Pastor Fraaß.

Die exegetischen und dogmatischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Consist.N. Lücke werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Die von Hn Consist.N. Gieseler errichtete theologische Gesellschaft; so wie die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Rettberg, die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Köllner, und die Uebungen der lateinischen theologischen Gesellschaft des Hn Licent. Klener, so wie der theologischen Privat-Societät des Hn Pastor Fraaß werden gleichfalls ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Rep. Dr Bertheau Dinst. und Freyt. um 2 Uhr die Geschichte des alten Canons und eine Einleitung in die prophetischen Bücher desselben vortragen; Hr Rep. Wieseler, Dinst. und Donnerst. um 3 Uhr die Lehre des alten und neuen Testaments von der Unsterblichkeit der Seele.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der achten Ausg. seines Lehrb., um 9 Uhr vor; Encyclopädie und Methodologie des Rechts, Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Möbius 5 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Schumacher um 8 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Dr Schumacher 4 St. wöch. um 3 Uhr (vergl. Philof. Wissensch.);

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Assess. Dr Balett in einer demnächst zu bestimmenden Stunde;

Das Criminal-Recht, Hr Hofr. Bauer, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches, um 9 Uhr; Hr Prof.

Zachariä, nach der neuesten, von Mittermaier besorgten Ausg. des Feuerbach'schen Lehrbuches, 6 St. wöch. um 9 Uhr;

Die Geschichte des Civil-Rechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der 11. Ausg. seines Lehrb. um 8 Uhr; Hr Dr Möbius, 5 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Dr Erleben, 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Die Vaticanischen Fragmente erläutert Hr Dr Bensfey 2 St. wöch. um 5 Uhr.

Die Institutionen des Römischen Rechtes trägt Hr Prof. Ribbentrop um 8 Uhr vor; Hr Assessor Dr Balett, in Verbindung mit der Geschichte des Röm. Rechtes, um 2 Uhr; Hr Dr Möbius, 6 St. wöchentlich um 11 Uhr;

Die Pandecten, Hr Prof. Ribbentrop um 9 und 11 Uhr; Hr Dr Rothamel, privatissime; Hr Assessor Dr Balett, nach s. 'Lehrbuch', um 9 und 10 Uhr;

Die Lehre des römischen Rechtes über Dominium, Hr Prof. Ribbentrop, Dinst. und Freyt. um 5 Uhr, öffentlich.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, hält Hr Prof. Thöl 3 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Dr Bensfey 4 St. wöch. um 4 Uhr.

Eine historisch-philosophische Darstellung des Kirchenrechts gibt Hr Dr Böhmer, mit Verweisung auf das Handbuch seines Waters, nach Planck's Grundriß der kirchlichen Verfassung und des canonischen Rechtes, 5 St. wöch. um 8 Uhr.

Das Kirchenrecht der Protestanten so wohl als der Catholiken trägt Hr Prof. Zachariä 5 St. wöch. um 10 Uhr vor; Hr Dr Rothamel um 10 Uhr; Hr Dr Möbius, nach einer kurzen kirchenhistorischen Einleitung, 5 Stund. wöchentl. um 5 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht, nebst dem Lehenrechte, Hr Prof. Kraut, nach seinem 'Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privat-R. . . nebst beigelegten Quellen. Götting. Dieterich'sche Buchh. 1830.' 12 St. wöch. um 10 und 11 Uhr; Hr Prof. Thöl, nach Eichhorn, mit Ausschluß des Lehen- und des Handelsrechtes, 6 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Dr Möbius 6 St. wöch. um 10 Uhr;

Das Lehenrecht, Hr Dr Rothamel um 2 Uhr;

Das Hannoverische Privat-Recht, Hr Dr Quentin 5 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Dr Grefe, nach seinem 'Zeit-

faben zum Studium des Hannoverſchen Privat=R. 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Das Braunschweigische Privat=Recht, Hr Prof. Zachariä, nach ſeinem Abriſſe (1832), um 1 Uhr.

Ueber das Provincial=Recht des Herzogthums Nassau hält Hr Hofr. Bauer für die hier ſtudierenden Nassauer eine Vorleſung Dinſt. und Freyt. um 2 Uhr.

Das Handelsrecht handelt Hr Prof. Thöl 4 Stunden wöch. um 2 Uhr ab.

Den Criminal=Proceß trägt Hr Hofrath Bauer, nach ſeinem 'Lehrb. des Strafproceſſes. Göttingen 1835', in Verbindung mit practiſchen Uebungen 4 St. wöch. um 11 Uhr vor;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Proceſſes, Hr Geh. Juſt. R. Mühlenbruch, nach der zweyten Ausgabe ſeines Lehrbuches, 6 St. wöch. um 8 Uhr;

Die ſummarischen Proceſſe, nebst dem Concurſ=Proceſſe, derſelbe, und zwar für ſolche, welche die eben angezeigte Vorleſung beſuchen, als einen Theil derſelben: die Tage und Stunden der zulezt erwähnten Vorleſung werden am ſchwarzen Brete angezeigt werden.

Die Theorie des Hannoverſchen Proceſſes wird Hr Dr Quentini 3 St. wöch. um 1 Uhr unentgeltlich vortragen.

Ein practiſches Collegium über den Proceß hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweiſung auf ſeine 'Beyträge zur Einleit. in die Praxis', und ſeine 'Anleit. zum Referieren'.

Die Extrajudicial=Jurisprudenz, d. h. die ſo genannte willkürliche Gerichtsbarkeit, das Notariats=Weſen, die Gantelar=Jurisprudenz, handelt Hr Stadt=Synd. Dr Deſterley, nach ſ. 'Grundriß zu Vorleſungen über Extraj.=Jurispr. nebst einer Vorrede über den Umfang und Zweck derſelben', der in Deuerlich's Buchhandlung unentgeltlich zu haben iſt, 4 St. wöch. um 3 Uhr ab.

Zu General= ſo wohl als Special=Examinatorien über die verſchiedenen Rechtstheile, in deutſcher oder lateiniſcher Sprache, ſo wie auch zu Repetitorien erbiethet ſich Hr Dr Rothamel, Hr Dr Möbius, Hr Dr Erxleben, Hr Ob Zimmermann.

H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin trägt Hr Hofr. Conradi, nach der 3. Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie,' Sonnab. um 7 Uhr M. öffentlich vor;

Die Litterär-geschichte der Medicin, Hr Dr Herbst 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Osteologie und Syndesmologie Hr Hofr. Langenbeck Mont., Dinst., Mittw. um 11 Uhr;

Die Neurologie, Hr Hofr. Langenbeck, nach seiner 'Nervenlehre', Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. und Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Die vergleichende Anatomie, Hr Prof. Berthold, 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Die Physiologie, Hr Prof. Berthold, nach der 2. Ausg. seines Lehrbuches. Göttingen 1837, 6 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr Herbst 6 St. wöch. um 8 Uhr.

Allgemeine Pathologie handelt, nach der fünften Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, Hr Hofr. Conradi 5 St. wöch. um 3 Uhr ab;

Allgemeine Pathologie, Symptomatologie, und allgemeine Therapie, Hr Prof. Marx, nach seinem Lehrbuche 'Grundzüge zur Lehre von der Heilung. Carlruhe 1838', 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Pathologie und Therapie, Hr Dr Kraus, nach seinem Lehrbuche, Gött. 1838, 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Medicinische und chirurgische Arzneimittel-Lehre, mit Vorzeigung der Arzneystoffe und vergleichender Abbildungen, Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche (Gött. 1831), 6 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Dr Conradi, nach seiner 'Uebersicht der pract. Arzneimittellehre. Gött. 1834.', 5 St. wöch. um 4 Uhr, nebst besondern den Zuhörern bequemen, zum Vorzeigen der Mittel und der Abbildungen der medicinalen Pflanzen und Thiere bestimmten Stunden; Hr Dr Rüete, 5 St. wöch. um 4 Uhr, so wie auch privatissime verbunden mit der Receptier-Kunde;

Pharmacologie, Hr Dr Stromeyer 4 St. wöch. um 3 Uhr, so wie auch privatissime;

Pharmacognosie, Hr Dr Wiggers 4 St. wöch. um 1 Uhr.

Anleitung zum Receptschreiben gibt Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche (Gött. 1834), 2 St. wöch. um 6 Uhr Ab. unentgeltlich; Hr Dr Conradi, 2 St. wöch. um 2 Uhr unentgeltlich.

Die Pharmacie lehrt Hr Prof. Wöhler 5 St. wöch. um 6 Uhr Morg.; Hr Dr Stromeyer, 5 St. wöch. um 5 Uhr, so wie auch privatissime.

Für practische pharmaceutische Uebungen bestimmt Hr Prof. Wöhler die Stunden von 11 bis 1 Uhr Mittw. u. Donnerstages.

Zu Repetitorien u. Examinatorien über Pharmacie ist Hr Dr Stromeyer so wie auch Hr Dr Wiggers erbötig.

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen, und Hautaus schläge enthaltend, handelt Hr Hofr. Conradi, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches, um 5 Uhr ab;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, der die Hautaus schläge, Echerien, krankhaften Ausleerungen und Verhaltungen umfaßt, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Privatissima über die practische Medicin ist Hr Dr Conradi so wie auch Hr Dr Rüete zu geben bereit.

Die Lehre von den acuten und chronischen Cranzthemen trägt Hr Dr Kraus, mit Vorzeigung vergleichender Abbildungen, 4 St. wöch. um 10 Uhr oder in einer etwa passendern Stunde vor;

Die Pathologie und Therapie der so genannten chronischen Krankheiten, Hr Dr Kraus 6 St. wöch. um 5 Uhr.

Die Augenkrankheiten handelt Hr Hofr. Langenbeck um 7 Uhr ab;

Die scrophulose Ophthalmie, Hr Dr Rüete 1 St. wöch. unentgeltlich;

Die Krankheiten der Kinder, und die Krankheiten des Gehörs, Hr Dr Rüete 4 St. wöchentlich;

Die erste Hälfte der Chirurgie, Hr Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr;

Die Manual = Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck privatissime;

Den chirurgischen Verband, Hr Dr Pauli um 7 Uhr Abends.

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten stellt Hr Hofr. Langenbeck privatissime an, so wie auch Hr Dr Rüete.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabey erforderlichen Operationen, so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne und Gebisse, vorzüglich mit Anwendung der Email-Zähne, gibt Hr Dr Pauli privatissime.

Die Lehre der Geburtshülfe trägt Hr Prof. von Siebold 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und verbindet damit für seine Zuhörer die nöthige Anleitung zu der practischen Geburtshülfe am Gebärte bey jeder im Entbindungshause vorkommenden Gelegenheit; zu den geburtshülflichen Operationen am Fantome gibt er 4 St. wöch. um 2 oder 5 Uhr Anleitung; die practischen Uebungen im Entbindungshause setzt er wie bisher fort; auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshülfe zu geben. In einer öffentlichen Vorlesung, Sonnab. um 9 Uhr, erläutert er die von ihm (Berlin 1831) heraus gegebene Abhandlung von Solayre de Renhac de partu propriis naturae viribus absoluto. — Hr Prof. Oslander trägt die Entbindungskunst 5 St. wöchentlich um 9 Uhr vor, und gibt um 2 Uhr Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen. — Hr Dr Tresfurt trägt die Theorie der Entbindungskunst 5 Stunden wöch. um 9 Uhr vor, und gibt 6 Stunden wöch. um 1 Uhr Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen; auch hält er Mittw. um 7 Uhr unentgeltlich ein Examinatorium über Entbindungskunst.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Für die clinischen und Augenkrankheiten betr. Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Herr Hofrath Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi in dem academischen Hospitale und den Privatwohnungen der Kranken um 10 Uhr.

Die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere handelt Hr Director Dr Lappe 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die gerichtliche Veterinar-Wissens-

schaft 4 St. wöch. um 2 Uhr; die veterinärische Arzneymittel-Lehre 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Uebungen im Thier-Hospitale werden 6 St. wöch. um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Neufere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister, Hr Rittmeister Kuwers, 2 St. wöch. eine Vorlesung,

Philosophische Wissenschaften.

Die Geschichte der alten Philosophie trägt Hr Dr Krische 6 St. wöch. um 3 Uhr vor, und erläutert unentgeltlich 5 St. wöch. um 4 Uhr Cicero's Schrift de natura deorum.

Die vorzüglichen Systeme der deutschen Philosophen von Kant an erläutert Hr Hofr. Ritter historisch und critisch 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Logik und Einleitung in die Philosophie trägt Hr Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Psychologie, Hr Hofr. Ritter 5 St. wöchentl. um 8 Uhr;

Allgemeine Metaphysik, mit besonderer Rücksicht auf practische Philosophie, nebst den Grundlehren der Naturphilosophie, Hr Hofr. Herbart, 5 St. wöch. um 7 Uhr Morgens;

Religions-Philosophie, Hr Prof. Bohg, Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 2 Uhr;

Die Technologie, Hr Hofr. Hausmann 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr Köhler Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 2 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr vor; Hr Dr Köhler, nach Lorenz, 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Stern, 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Die Analysis des Endlichen nebst der analytischen Geometrie, Hr Prof. Ulrich um 2 Uhr;

Differential- und Integral-Rechnung, Hr Dr Goldschmidt 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Die angewandte Mathematik, oder Statik und Mechanik, und ihre Anwendung auf Maschinen, Hr Prof. Ulrich um 11 Uhr; Hr Dr Stern, 4 St. wöch. um 8 Uhr;

Die höhere Mechanik, Hr Dr Stern privatissime;

Die practische Arithmetik, Hr Dr Schrader in beliebigen Stunden;

Die practische Geometrie, Hr Prof. Ulrich, nach s. Handbuche, Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7 Uhr;

Die Grundlehren der Astronomie, Hr Dr Goldschmidt 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Populäre Astronomie, Hr Dr Stern, nach seiner 'Darstellung der popul. Astronomie', Mont. und Dinst. um 3 Uhr, oder in einer bequemern Stunde.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime;

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst, Hr Dr Schrader um 11 Uhr; Hr Dr Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr Dr Schrader, Hr Dr Focke, Hr Dr Köhler erbötig.

N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor;

Die Naturgeschichte der Thiere oder Zoologie, Hr Prof. Berthold 5 St. wöch. um 2 Uhr, mit Vorzeigung der Thiere in dem academischen Museum.

Die specielle Botanik lehrt Hr Prof. Bartling 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die medicinische Botanik Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 8 Uhr; öconomische und Forst-Botanik an denselben Tagen um 11 Uhr; botanische Excursionen werden zur gewöhnlichen Zeit statt haben; Demonstrationen, in einer bequemen Stunde. — Hr D. M. Grisebach lehrt die allgemeine so wohl als die specielle Botanik um 8 Uhr; die landwirthschaftliche Botanik Dinstag, Donnerst. und Freyt. um 7 Uhr; eine Vergleichung der Physiologie der Pflanzen und der Thiere trägt er Mittw. um 7 Uhr in einer unentgeltlichen Vorlesung

vor; über botanische Excursionen und Demonstrationen wird er mit seinen Zuhörern Verabredung treffen.

Practisch = mineralogische Uebungen, verbunden mit Demonstrationen in dem academischen Museum, stellt Hr Hofrath Hausmann Mittw. und Donnerst. um 11 Uhr an.

Die Geognosie lehrt Hr Hofr. Hausmann um 8 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die Experimental = Physik trägt Hr Dr Himly um 4 Uhr vor.

Ueber die Theorie der die Phänomene des Erdmagnetismus betreffenden Beobachtungen, so wie über das Verfahren bey der Anstellung dieser Beobachtungen hält Hr Hofr. Gauß eine Vorlesung um 10 Uhr.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, handelt Hr Prof. Wöhler 6 St. wöch. um 9 Uhr ab. Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Mont. und Dinstags von 11 bis 1 Uhr fortgesetzt werden.

Zu Vorträgen über Stöchiometrie, Zoochemie und die übrigen besondern Theile der Chemie, so wie zu Repetitorien und Examinatorien ist Hr Dr Stromeyer so wie auch Hr Dr Wiggers erbötig.

Für practische chemische Uebungen wird Hr Dr Himly demnächst Tage und Stunden bestimmen.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder = und Völkerkunde trägt Hr Geh. Just. R. Heeren um 11 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die Geschichte der alten Welt, Hr Prof. Hoef 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Geschichte des neueren Europa, Hr Geh. Just. R. Heeren, um 4 Uhr;

Die Geschichte Deutschlands von ihrem ersten Anfange bis auf die gegenwärtige Zeit, Hr Dr Böhmer, nach Dictaten, 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Die Geschichte der Guelfen im elften und zwölften Jahrhunderte, Hr Dr Thospann Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 2 Uhr.

Die Vorlesung des Hn Hofr. Bauer über die Verfassung und Verwaltung der Nassauischen Lande ist bereits oben erwähnt worden.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär = Geschichte.

Die Geschichte der arabischen Literatur trägt Hr Assess. Dr Wüstenfeld, als Einleitung zu seiner Vorlesung über die arabische Sprache, vor;

Die Geschichte der griechischen Literatur, Hr Assess. Dr Bode 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Geschichte der lateinischen Literatur, Hr Prof. von Leutsch 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Geschichte der deutschen Literatur von Luther bis zur neuesten Zeit, Hr Prof. Bohß Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 8 Uhr.

Einen kurzen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur, gibt Hr Prof. César vor seiner öffentlichen Vorlesung über Moliere's Avare.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik, oder Philosophie der Kunst, trägt Hr Dr Bohß Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 4 Uhr vor.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w., so wie den Unterricht im Zeichnen und Mahlen findet Hr Prof. Desterley sich genöthigt für diesen Sommer auszusehen.

Für die Sing = Academie bestimmt Hr Musik = Director Dr Heinroth, den Abend jedes Montags von 8 Uhr an; so wie er auch zum Privat = Unterricht im Gesange, Clavierspiele u. Generalbasse erbötig ist.

A l t e r t h u m s k u n d e.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten handelt Hr Hofr. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab.

Orientalische und alte Sprachen.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr Lic. Klesner, nach der zweyten Ausgabe der kleinern Gwaldschen Grammatik, 4 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Bertheau, 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Die Anfangsgründe des Arabischen, Hr Assess. Dr Wüstenfeld, nach einer kurzen Uebersicht der arabischen Literatur, Dinst. und Freyt. um 1 Uhr unentgeltlich.

Die Grammatik des Sanskrit mit Inbegriff der Metrik, trägt Hr Dr Benseny Mont., Dinst., Mittw. um 2 Uhr vor, und erläutert Donnerst., Freyt., Sonnabend in derselben Stunde aus dem Mahā-Bhārat die Episode von Nalus.

Exegetische Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theolog. Wissenschaften.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und über Griechische Schriftsteller. Hr Geh. Just. R. Mitscherlich übt Mont. und Dinst. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung der opera et dies des Hesiodus. — Hr Prof. Schneidewin trägt die Geschichte der griechischen Lyrik vor, und erläutert die vorzüglicheren Ueberreste der elegischen, iambischen, melischen Dichter nach seinem unter der Presse befindlichen 'Delectus poesis Graecorum lyricae' 5 St. wöch. um 2 Uhr. — Hr Prof. von Leutsch entwickelt die comische Kunst der Griechen, und erklärt Aristophanes Frösche 5 St. wöch. um 4 Uhr. — Hr Assessor Dr Bode entwickelt in einer unentgeltlichen Vorlesung Mittw. und Sonnab. um 11 Uhr die tragische Kunst des Euripides und erklärt alsdann die Helena dieses Dichters. — Hr Dr Lion erläutert die vier ersten Bücher der Odyssee um 10 Uhr, den Panegyricus des Isocrates und die Reden des Lysias um 11 Uhr. — Hr Dr Benseny trägt 5 St. wöch. die griech. Grammatik vor. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller. Hr Geh. Just. R. Mitscherlich erklärt die Satiren und Briefe des Horatius. — Hr Hofr. Müller beurtheilt die schriftlichen Aufsätze der Mitglieder des philologischen Seminars, Mittw. um 11 Uhr, und erläutert grammatisch und historisch Tacitus historiae 5 St. wöch. um 10 Uhr. — Hr Prof. Schneidewin übt die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung des 10. Buches des Quintilian Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr; die latein. Syntaxis trägt er 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und verbindet damit Anleitungen zum Latein-Schreiben so wohl als Uebungen in demselben. — Hr Prof. von Leutsch leitet die Disputations-Uebungen im philologischen Seminare, Sonnab. um 11 Uhr. — Hr Assess. Dr Bode erklärt Cicero's Tusculanae disputationes um 5 Uhr. — Hr Dr Lion erläutert um 1 Uhr ausgewählte Briefe von Cicero, und um 2 Uhr dessen erstes Buch von den Pflichten. — Des Hn Dr Kriske Vorlesung über Cicero's Bücher de natura deorum ist bereits oben bey der Geschichte der Philosophie erwähnt. — Zum Privat-Unterrichte im Lateinischen erbiethet sich Hr Assess. Dr Bode, Hr Dr Lion.

Die Uebungen der philologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Schneidewin, so wie der griechischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. von Leutsch werden ferner fortgesetzt werden.

Ausgewählte Stücke mittelhochdeutscher Dichter erläutert Hr Hofr. Benecke 4 St. wöch. um 7 Uhr Abends.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. César. Zwey Stunden wöchentlich erläutert er öffentlich, nach einer kurzen Uebersicht der Geschichte der französischen Literatur, Moliere's Avare; 5 St. wöch. um 5 Uhr bestimmt er zu Uebungen im Sprechen und Schreiben, so wie er auch privatissime Unterricht zu geben fortfährt. — Auch erbiethet sich Hr Dr Lion, und Hr Lector Melford zum Unterricht im Französischen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt Hr Hofr. Benecke in Verbindung mit practischen Uebungen 4 St. wöch. um 6 Uhr Ab. vor; Hr Lector

Melford um 7 Uhr Morg. Mit Geübteren liest Hr Lector Melford 3 St. wöch. um 6 Uhr Morg. Byron's Ma-
zeppa und Knowles's Wife, nach den zu Braunschweig
u. Marburg kürzlich erschienenen von ihm besorgten Aus-
gaben. — Hr Dr Lion gibt gleichfalls Unterricht im Eng-
lischen.

Die Italiänische und die Spanische Sprache lehrt
Hr Dr Lion und Hr Lector Melford.

Die Reitbahn ist dem Univ. Stallmeister, Hn Rittm.
Auwers, untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fecht-
meister, Hn Castropp; der Tanzboden, dem Univ.
Tanzmeister, Hn Hölzke.

Bei dem Logis-Commissär, Pedell Dierking, können die-
jenigen, welche Wohnungen suchen, so wohl über die Preise,
als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn
auch im voraus Bestellungen machen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 2. April 1838.

G ö t t i n g e n .

Von der Königl. Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist unter dem 21. März folgende Bekanntmachung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Sommersemester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 30. April bis 5. May ihren Anfang nehmen, und daß die Immatriculation der etwa später ankommenden Studierenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, späterhin also nicht mehr statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Zeugnisse ist vorgeschrieben, daß:

1) die, welche das academische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestelltes Zeugniß ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben und ihres sittlichen Betragens;

2) die, welche von einer anderen Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität

ein öffentliches Zeugniß ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes;

3) die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugniß über ihr sittliches Betragen bezubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber auf die hiesige Universität zurück kehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Eltern oder Vormünder darüber bezubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

P a r i s.

Ben J. B. Baillièrè, 1836. Clinique chirurgicale, exercée particulièrement dans les camps et les hopitaux militaires, depuis 1792 jusqu'eu 1836, par le Baron D. J. Larrey, Chirurgien en Chef de l'Hôtel royal des Invalides, etc. Tome cinquième. VI u. 344 Seiten in 8. Avec Atlas de 17 Planches in 4.

Der vorliegende Theil weicht hinsichtlich des Inhalts, aber nicht in der Anordnung, in so weit von den früher erschienenen ab, als er hauptsächlich die Folgen betrachtet, die Verletzungen oder chirurgische Operationen auf das verletzte Organ selbst, oder auf den ganzen Organismus ausüben.

Ein großes und gewichtiges Thema, was der berühmte Verf. mit gewohnter Leichtigkeit aus

der seltenen Fälle seiner Erfahrungen und mit der faßlichsten Darstellungsweise zu behandeln weiß.

§. 1. Von den Folgen der Verletzungen oder Operationen am Kopfe und seinen verschiedenen Theilen.

Hier beschränkt sich der Verf. ausschließlich auf die Beschreibung der Phänomene, welche Kopfwunden, die durch Operation oder Zufall verursacht und mit einem mehr oder minder großen Verlust der Knochensubstanz des Schädels verbunden sind, nach ihrer Heilung darbieten. Die Art der Verschließung dieser offenen Knochentheile habe die Aerzte von Hippocrates bis jetzt unausgesetzt beschäftigt und dennoch seyen, nach des Verfs Meinung, die verschiedenen Ansichten über den Mechanismus und die Mittel, welche die Natur bey jenem Knochenersatze beobachte, noch genau dieselben, wie sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts bekannt wurden, als die alte Academie der Chirurgie eine Preisfrage darüber aufzustellen für gut fand. Der Verf. zählt diese nun einzeln auf, und setzt seine eignen aus Beobachtungen entnommenen, als die unzweifelhaftesten an deren Stelle. (Doch hat Dubreuil in der neuesten Zeit unsern Verf. mit ebenfalls der Erfahrung entlockten Gründen zu widerlegen gesucht und bewiesen, daß allerdings das Pericranium an der Vernarbung jener Verletzungen bedeutenden Antheil habe.) Interessant sind bey dieser Gelegenheit die Erzählungen von den Folgen, die nach Verwundungen des Schädels mit Substanzverlust des Hirns eingetreten und im Hôtel des Invalides des Verfs steter Beobachtung unterworfen waren. Der Sitz der Melancholie sey gleich der Nostalgie vorzugsweise im Hirn begründet, und unterscheidet der Verf. 2 Species dieser Krankheit, nämlich eine *Mélancolie spon-*

tanée und eine *Mélancolie traumatique*. Viele von Parrey an Selbstmördern verrichteten Leichenöffnungen und die bekannt gemachten Sectionsberichte, welche die berühmten Melancholiker, Lord Byron, Fourcroy und Gaspard Monge betrafen, haben den Ursprung jenes schrecklichen Seelenleidens außer Zweifel gesetzt. (Ob der Verf. hierbey nicht zu einseitig zu Werke geht, und nur einen Theil berücksichtigt, da doch noch andere Organe so häufig bey dieser Krankheit mitleidend gefunden werden, wollen wir nicht unbemerkt lassen, und verweisen in dieser Hinsicht auf die trefflichen Abhandlungen Corvisart's, Meckel's, Kreyßig's, Rasse's *rc*, die den Stoff zur Widerlegung hinreichend besitzen.)

Von den Ohrenwunden sagt L., daß alle, die durch Hieb veranlaßt und durch die blutige Rath vereinigt worden, an den Stellen der Vereinigung eine beträchtliche Zahl materieller, zur Anastomose geneigter Gefäße besäßen.

Beym Verluste des Sehens mit Atrophie der Augäpfel, sey stäts eine Verengung der Orbita, ein Einsinken der Augenbraunen = Bogen und der Backenknochen und aus demselben Grunde, eine dieser Gegend entsprechende Erweiterung der Schädelhöhle mit größerer Entwicklung der vordern Hirnloben. Auch hat der Verfasser bey mehreren Sectionen an Blinden beobachtet, daß die *Nervi optici* sich gleichmäßig in ihrer ganzen Ausdehnung atrophisch zeigten, und daß die *Corpora quadrigemina* ihre normale Größe behalten hatten, während die vordern Hirnlappen viel größer als im gewöhnlichen Zustande waren. Der Verf. stellt nun die Frage auf: ob nicht als Folge der größern Ausbildung dieses Hirnthteils, die Verfeinerung der übrigen Sinne bey den Blinden betrachtet werden müsse? Bey Blinden ohne

Atrophie der Augäpfel hat der Verf. auch jene anderweitigen Veränderungen nicht gefunden.

Die Folgekrankheiten der Gesichtswunden, haben dem Verf. hinreichend Bemerkenswerthes geboten, um seine Grundsätze über die Art der Verwundung solcher Wunden und den Nutzen der unmittelbaren Vereinigung zu befestigen. Wenn z. B. die Einschnitte der Augenlieder nicht so durch Sutura wieder vereinigt werden, daß man die Knorpelsubstanz des Tarsus mitfaßt, so beugen sich die zertheilten Augenliedränder zurück oder verzerren sich, und der Augapfel bleibt unbedeckt, wovon eine chronische Ophthalmie, zu welcher sich fast immer Blindheit gesellt, die Folge ist. Der Verf. erwähnt mehrere Invaliden mit jener Verunstaltung als warnende Beispiele.

Die blutige Vereinigung der Nasen-, Wangen- und Lippen-Wunden hat dem Verf. niemals eine solche Narbe zurück gelassen, die das Gesicht auch nur im Geringsten entstellt hätte.

§. 2. Von den Folgen der Verletzungen und Operationen am Rumpfe.

Was die Verletzungen des Halses etc. betrifft, so sind diese nebst ihren consumtiven Wirkungen, schon in dem vierten Bande der Clinique etc. vollständig abgehandelt worden, und fügt der Vf. hier nur noch andere Beispiele, zu den früher erzählten hinzu. In Betreff der Krankheiten der Harnwege wird bemerkt, daß die chronische Harnröhren-Entzündung mit Fisteln der Harnröhre, welche letztern der Verf. in fistul. spontan. und traumatic. eintheilt, die schlimmste sey.

Diese Betrachtungen der consecutiven Wirkungen der Verwundungen beschließend, erwähnt der Vf. noch: 1) daß es ihm bey drey Invaliden geglückt sey, die Fortschritte einer schon im 2ten Grade befindlichen Lungenwindsucht, die in Folge von durchdringenden Brustwunden verursacht war,

aufzuheben. Die Anwendung von Moxen in großer Zahl und der Gebrauch von schleimigen Mitteln und einer Milchdiät, machten bey der Cur die Hauptsache aus. Aehnliche Wirkung von derselben Behandlung hatte der Verf. bey chronischer Gastritis und beginnender Verhärtung des Pylorus. Doch raffte die Cholera den Kranken dahin, als er schon wieder leichte Fleischspeisen recht gut verdauen konnte; 2) ein gleiches Glück habe er hinsichtlich der Anwendung des Brenncylinders bey mehreren Fällen von Blutharnen zu rühmen, und was die wahre Harnruhr betreffe, so sey sie häufig die Folge verkannter oder vernachlässigter Hämaturie, und was Phthisis pulmonalis nach Haemoptysis, das sey Diabetes nach Haematurie, eine so genannte Phthisis renalis. In zwey Fällen, wo der Harnruhr ebenfalls Blutharnen voran gegangen war, zeigte sich der Erfolg einer Cur, die in Schröpfköpfen, Einreibungen von campheriertem Chamillenöl und einem stärkenden Regime bestand, glücklich; auch wurden kleine Quantitäten Bordeaux-Wein erlaubt, große Ruhe vorgeschrieben und junge Frauenzimmer aus der Nähe des Kranken entfernt. Nachdem nun am 9ten Tage der Cur 2 Moxen gesetzt waren, zeigte sich der Harnfluß schon wieder, und als bis zum 21sten Tage noch 4 andere Moxen wie die ersten in die Regio lumbaris gesetzt worden, war die Herstellung so glücklich vollendet, daß mit dem Genusse von Eselinnenmilch der Beschluß gemacht werden konnte.

§. 3. Folgen der partiellen oder totalen Operationen der oberen Gliedmaßen.

Bey vielen Veteranen im Hotel der Invaliden und mehreren Blessirten der Juliusrevolution, hat der Verf. von Neuem seine schon früher geäußerten Ansichten über die Heilung penetrierender, durch Schneideinstrumente oder Feuertgewehre

verursachten Wunden des Schulter = Oberarmgelenks mittelst unbeweglichen Verbandes, bestätigt gefunden. Eben so befriedigt ist der Verf. noch mit seiner Art, den Arm aus dem Schultergelenke zu amputieren, und eben so mit derselben Operation in der Continuität des Ober = und Vorderarms und der Handwurzel und der Finger in ihrer Gelenkverbindung.

Bey allen im Invaliden = Hotel befindlichen, größtentheils vom Verf. selbst aus dem Schultergelenk Amputierten, hat die durch die Operation verursachte Narbe die Form eines umgekehrten Y, und eine gleichmäßige feste Beschaffenheit; der Stumpf der Schulter ist abgerundet, frey von allen Schmerzen, und das Ganze dieses zur Brust gehörigen Theils ist in allen seinen Bewegungen ungehindert. Was die Exstirpation so wohl, als die Amputation der Finger und Zehen anbelangt, so seyen dies sehr mißliche Operationen, die von Seiten des Wundarztes vollkommene anatomische Kenntnisse, große Fertigkeit und Aufmerksamkeit erfordern, um von des Verfs gegebenen Vorschriften richtige Anwendung zu machen.

§. 4. Folgen der Verletzungen der unteren Gliedmaßen.

Der Verf. läßt sich weitläufig über die femorocoxalgie vernehmen und beweist, wie schon so oft auch anderwärts, durch Beispiele, die Heilung dieses Leidens mittelst wiederholter Anwendung der Moxen, selbst wenn es sich schon im 3. Zeitraume befunden hatte.

Die consecutiven Erscheinungen an einem nach des Verfs Methode geheilten Schenkelhalsbruche, gaben sich bey einem 30 Jahre nachher gestorbenen Individuo in Folgendem zu erkennen. Auf der Oberfläche des Schenkelhalses zeigten sich leichte Striemen, welche die Linien der Brüche dieses Knochentheils andeuteten, der Knochenkörper selbst

fand sich in vollkommener Gleichheit mit seinem oberen gebrochenen äußersten Ende. Noch andere anatomische Präparate in des Verfs Sammlung bestätigen, was er über die Bildung des Callus bey dem Bruche des Schenkelhalses und das Zureichende seines einfachen Contentivverbandes gelehrt hat.

Parrey's Operationsmethode den Schenkel aus dem Hüftgelenke zu amputieren, s. *Mémoires de Chirurgie militaire* Vol. II. III. IV., ist nach der Schlacht von Waterloo, auch von Guthrie, in Brüssel an einem verwundeten Franzosen ausgeführt worden, und der sich noch jetzt im Hôtel des Invalides vollkommen gesund befinden soll. Als Bedingungen des guten Erfolges der Amputation beider Schenkel, gibt der Vf. folgende an: 1) wenn die Operation in den ersten Stunden nach der Verwundung auszuführen ist; 2) wenn das Subject noch jung ist; 3) wenn die Hälfte beider Gliedmaßen von der Verwundung unberührt geblieben, und endlich 4) (was uns etwas anmaßend erscheint) wenn nach der vom Vf. in seinem *Mémoire sur les amputations des membres etc.* gelehrt Operationsweise verfahren werde. Die partiellen Amputationen des Fußes sind dem Vf. häufig während des russischen Feldzuges vorgekommen, und was die Verrenkungen des Kniees betrifft, so hält der Verf. ihre Diagnose nicht schwierig und ihre Wiedereinrichtung nicht umständlich. Ein Anhang zu diesem Bande enthält medicinisch - statistische Bemerkungen über das Invalidenhaus zu Avignon und Paris, und in dem 17 Tafeln enthaltenden Atlas befinden sich getreue, wohlgelungene Abbildungen verrichteter Operationen oder daraus hervor gegangener anatomisch - pathologischer Präparate.

Manßfeld.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. S t ü c k.

Den 5. April 1838.

P a r i s.

Lettres sur l'histoire de France, pour servir d'introduction à l'étude de cette histoire, par Augustin Thierry, membre de l'institut etc. 5me edition. 1836. 486 S. in Duodez.

Unsere Leser werden die geistvolle Beurtheilung des in neuester Zeit sich hebenden historischen Studiums der Franzosen, welche ein anderer Recensent seiner Anzeige der histoire de la réforme, de la ligue et du règne de Henri IV. von Capesigue (im 146. St. J. 1836. dieser Blätter und den folgenden) voraus geschickt und zum Theil verwebt hat, dankbar beachtet haben. Diese Beurtheilung so wie die Art und Weise, wie dabey des sehr verdienstlichen, leider ganz erblindeten, Augustin Thierry (von seinem Bruder Amadeus Thierry, dem Verfasser einer histoire des Gaulois, zu unterscheiden) mit gerechter Anerkennung gedacht worden, überheben den Leser. einer sonst sich an die Recension der

Thierry'schen Briefe gleichsam von selbst anknüpfenden Erwähnung des Aufschwunges der geschichtlichen Forschung in Frankreich seit dem Jahre 1820. Refer. beschränkt sich daher ganz auf den Inhalt des anzuzeigenden Werks, nachdem er zuvor die Leser noch auf die in hohem Grade anziehende und zum Theil rührende 'histoire de mes idées et de mes travaux historiques' aufmerksam gemacht hat, welche Aug. Thierry in der Vorrede (geschrieben zu Vesoul — Depart. Haute-Saone — den 10. Nov. 1834) zu seinen lesenswerthen dix ans d'études historiques erzählt, einem Buche das in Deutschland noch ziemlich unbekannt geblieben zu seyn scheint, obgleich man es so wohl zum Studium als zur Unterhaltung empfehlen darf. Jene Vorrede bietet in gewissem Maße die Jugendgeschichte des aufblühenden neuern historischen Studiums der Franzosen dar, dessen Hauptcharacter wir mit einigem Selbstgefühl wohl so ausdrücken dürfen: es sucht sich nach deutscher Weise zu bilden und ihr anzuschließen, so weit die französische, immer doch gar fingerfertige, Büchermacherkunst dies erlaubt, die freylich in der Darstellung den deutschen Schriftstellern noch Manches zu lernen gibt.

Aug. Thierry's vorliegende Abhandlungen sind in Briefform mitgetheilte, anmuthig geschriebene Kapitel über dreyerley Gegenstände, erstens über den Unwerth der französischen Bearbeiter der Geschichte Frankreichs, zweytens über einzelne Haupt-Irrthümer in denselben, besonders in Betreff der Vereinigung der Franzosen zur Nation unter der ersten und zweyten Dynastie, und drittens über die Gestaltung der Stadt-Gemeinden. Angehängt findet sich eine Berichtigung der Königsnamen aus den beiden Franken-Dynastien, so wie eine Erläuterung der fränkischen Namen

nach der altdeutschen Wurzel, wobey sich das Citat der ersten Ausgabe der deutschen Grammatik Grimm's gar stattlich ausnimmt, wenn gleich viele Stellen des Buchs verrathen, daß der Vf. unsern großen Sprachkennner wohl nicht ganz studiert haben mag (z. B. S. 36. Note 1., woselbst der Junius, Brachmonat, ahd. prahmanod, durch mois brillant (Verwechslung von Brach mit Pracht!) — und der für den December angeblich von Karl dem Großen gebrauchte Name Heilmonat, ahd. heilacmanod, heilmanod, durch mois d'enfer übersetzt, die Hölle also gerade statt der Erlösung daraus verstanden ist); — gleichsam zum Beweise, daß es mit dem gründlichen Studium des Deutschen in Frankreich doch nicht recht viel zu bedeuten haben mag. Auch v. Savigny's Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter findet man an einer andern Stelle citiert. Aber der Verf. hat aus ihr und der ihm doch vermuthlich bekannt gewordenen deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von Eichhorn bey weitem nicht Alles geschöpft, was darin zur Berichtigung mancher noch in diesen Briefen enthaltenen Irrthümer über das Mittelalter und die fränkische Urgeschichte reichlich zu finden war.

Zehn der in dem Buche enthaltenen Briefe hatten schon im Jahre 1820 im Courier françois gestanden, die übrigen sind hinzu gekommen. Der erste Brief spricht von dem Bedürfnisse einer Geschichte Frankreichs und dem Hauptfehler der vorhandenen Bearbeitungen. Wir wünschen dem Vf. eine größere Bekanntschaft mit der deutschen Literatur; er ist im Stande das Verdienst unserer Forscher und Geschichtschreiber zu verstehen, und würde in ihnen von Spittler (in seiner Geschichte der europ. Staaten) bis auf das jetzt eben erschienene Werk von E. A. Schmidt (1r

Theil, zur Heeren = Ukert'schen Sammlung gehörig) in der That sehr Vieles für die Geschichte Frankreichs schon völlig ausgemacht und critisch festgestellt finden, was er noch meint als Ergebnis anzustellender Forschungen erwarten zu müssen. Ueber die wesentlichen Grundbestandtheile und den Gang der allmählichen Entwicklung des Volkes, des Staates und des Rechtes in Frankreich sind die deutschen Geschichtsforscher nicht mehr im Zweifel und wir werden für unsere Literatur schwerlich die von Augustin Thierry gerügten Fehler je wieder zu fürchten haben. Er würde sogar in diesen Rücksichten sehr beträchtlich von unsern Historikern lernen können. Woneben wir vorzüglich wünschen müssen, daß die Franzosen ihre Provinzial =, Städte =, Sprach = und Sittengeschichte ganz im Einzelnen ausarbeiten Lust haben, um das uns vielleicht unzugänglichere zu liefern. Hierzu scheint sich auch immer mehr Aussicht zu öffnen, da man den Mangel an richtigen Einzelheiten und an der nach Ort und Zeit verschiedenen Färbung der Thatfachen fühlt. Es bedarf aber in Frankreich einer neu berichtigten französischen Geschichte vorzüglich deswegen, weil man daselbst meistens noch unzuverlässige und zum Theil romanhaft componierte Nachwerke über die Zeiten Frankreichs vor dem Abgange des ältern Capetingschen Hauses, in den Händen des Publicums, der Jugend und der Lehrer findet. Nach seiner Erfahrung sagt Aug. Thierry gewiß mit Recht: *la vraie histoire nationale, celle qui mériterait de devenir populaire, est encore ensévelie dans la poussière des chroniques contemporaines; personne ne songe à l'en tirer; — während immer aufs Neue die ungenauesten, unwahren, farblosen Geschichten von Frankreich in Paris*

wieder gedruckt werden. Denn der Hauptfehler dieser Geschichten ist eine verblindernde und höflich geschmiegelte Umgestaltung dessen, was die Franken und nachher die sich zu Franzosen bildenden Bewohner des jetzigen Frankreichs unter der ersten, zweyten und dritten Dynastie bis auf den Abgang der ältern Capetinger gewesen; dem Ursprunge, den Sitten, den Staatsverhältnissen des Volks meistens widersprechend, und flache, moderne Vorstellungen davon verbreitend, denen Ludwigs XIV. Zeit mehr oder weniger zum Vorbilde gedient hat; als ob sich die Verfasser zum Untergange der tausendfachen Schattierungen des Lebens jener Zeit in einer angestrichenen unrichtigen Generalfarbe verschworen hätten. Um an die Stelle dieser Irrthümer das Wahre zu setzen, müssen die Franzosen, wie der Verf. richtig bemerkt, zum Studium der Quellen zurück gehen, und die gewissenlosen Verwaschungen des Gemähltes ganz verlassen. Es ist unterhaltend zu lesen, wenn Thierry mit Stellen, welche er treu aus Chroniken zu übersehen versucht hat, die Erzählungen Anquetil's oder gar des Abbé Belin vergleicht. — Im zweyten Briefe führt er die Beurtheilung der falschen Methode jener Geschichtschreiber noch weiter aus; und hebt hervor, wie ungereimt es sey, unter den ersten beiden Dynastien von Franzosen und Frankreich zu reden, oder auch die Geschichte des fränkischen Volkes für die vom ganzen jetzigen Frankreich auszugeben, das vielmehr nicht bloß aus einem Norden und einem Süden, sondern wenigstens aus zehn verschiedenartigen Provinzen zusammen gewachsen sey, deren jede (wie ihr Patois, so!) ihre besondere Geschichte habe. Er klagt über das bequeme Handwerk des Generalisirens: malheureusement les esprits médiocres ont le

gout de l'uniformité! Und mit diesem Satze hat er seine Stiftsfähigkeit in wahrer Geschichtsforschung nachgewiesen.

Im dritten Briefe zeigt der Verf. den Unwerth der Geschichte des Abbé Belly, als eines manierlichen, galanten Hoffschriststellers ohne Zuverlässigkeit, dem zu rathen gewesen sey, seine ganze Weisheit für die Kenntniß von 12 deutschen Wörtern los zu schlagen. Wo er sich nicht zu helfen gewußt, eine Lücke in der Geschichte zu ergänzen, habe er das leere Schema nach Maßgabe des Staatscalenders Ludwigs XV. ausgefüllt; ja der gute Mann sey vor keiner Schwierigkeit gewichen, denn er habe sie gar nicht gezahnet. Der vierte Brief handelt von den französischen Geschichten Mezeray's, Daniels und Anquetil's. Mezeray (um 1645) war Feind des Hofes und der Großen und ein politisirender, moralisch strenger Schreier, der auch schon damals von 'unverjährbaren Naturrechten' sprach; vom Hofe verwünscht und von Colbert verfolgt wurde, aber mit allem Freymuthe der Grundsätze seine Unkunde der Quellen, die Unzuverlässigkeit und Leere seiner Erzählung nicht bedecken konnte. — Der Jesuit Gabriel Daniel (um 1713) wirkte gegen einige Unrichtigkeiten der alten Geschichte Frankreichs, denn er studierte die Quellen, aber er leistete nichts für die Sittengeschichte und suchte, obgleich er von den früheren Jahrhunderten wie ein würdiger und einsichtsvoller Mann geredet hatte, in den neuern Perioden kriechend den Beyfall der Kirche und des Hofes. — Anquetil's Geschichte von Frankreich, in unsern Tagen erschienen, nennt der Verf. kalt und leblos; es fehle ihr die politische Schärfe Mezeray's, die Genauigkeit Daniel's und die Leichtigkeit Belly's. — Außer diesen Schriftstel-

lern sind' im fünften Briefe die verschiedenen Arten der Geschichtschreibung, welche seit dem 15. Jahrhundert in Frankreich in Gebrauch gewesen, ausführlich gemustert. Die *grandes chroniques*, gedruckt 1476, eröffnen diese Reihe. Thierry unterscheidet eine *école populaire* des Mittelalters, von der darauf folgenden *école italienne ou classique* und der das wahre Studium der Geschichte unter *Raisonnement* zu begraben drohenden *école philosophique*. Bey Gelegenheit wird Hume's Geschichte von England etwas scharf, aber nicht unrichtig beurtheilt und zur philosophischen Schule gerechnet.

Sechster Brief, vom Character der Franken, Burgunder und Westgothen; anziehend, doch nicht ohne allerley Seltsames, z. B. daß *Allezmannen* bedeute *entièrement hommes*. Siebenter und achter Brief, über den Zustand der Gallier nach der Besiegung durch die Franken. — Neunter Brief, über den wahren Zeitpunkt der Errichtung des fränkischen Königthums, woran sich Brief 10. über die angeblichen Theilungen der Monarchie anschließt, desgleichen Brief 11. über die Zerstückelung des Reiches Karls des Großen. Ref. muß auf das Buch selbst verweisen und hebt nur eine Stelle hervor, welche ihm bezeichnend für den Inhalt dieser drey Briefe scheint: *Le maintien de l'empire frank ne dépendait pas comme tant d'historiens l'ont dit, en copiant Montesquieu, 'du sage tempérament mis entre les Ordres de l'état, de l'occupation donnée à la noblesse pour l'empêcher de former des desseins, et de la soumission filiale des enfans du prince'. Il ne s'agissait ni d'ordres de l'état, ni de noblesse, ni des autres classifications sociales de la monarchie moderne;*

il s'agissait de retenir sous une sujétion forcée plusieurs peuples étrangers l'un à l'autre, et dont la plupart surpassaient le peuple conquérant en civilisation et en habilité pour les affaires. Thierry macht hierbey wiederholt auf die, als nothwendige Ergebnisse jeder mittelst Eroberung aufgerichteten Herrschaft, zu erwartenden sittlichen Erscheinungen aufmerksam: Rausch des Kriegsrühms, bunte Heeresvermengung unter dem Eroberer ohne wahre Einheit, tiefer Haß gegen den fremden Sieger, Empörung bey günstigem Anlaß, Umwälzung. Zwölfter Brief, von der Vertreibung der zweyten fränkischen Dynastie. Sie verlor den Thron, wie sie ihn gewonnen hatte; d. i. Herrscher wurde der, welcher zu herrschen verstand.

Beym weitem der anziehendere Theil des Buches handelt von der Bildung der Communen oder Gemeinden in Frankreich; er beginnt mit dem dreyzehnten Briefe (von der Befreyung der Stadt-Gemeinden). Hier findet der deutsche Leser einzelne minder bekannte Züge aus der mittelalterlichen Geschichte der französischen Städte, und zwar von Mans und Cambrai (Bf 14.), Noyon, Beauvais und St. Quentin (Bf 15.), Laon (Bf 16, 17, 18.), Amiens, Soissons und Sens (Bf 19.), Rheims (Bf 20 und 21.) und Bezeley (Bf 22, 23, 24.). Dieser Abschnitt gestattet jedoch wegen der erzählten Einzelheiten eigentlich keinen Auszug. In allen Stadt-Gemeinden wiederholte sich übrigens, daß ein dritter Stand gegen den Uebermuth der großen Grundbesitzer und der Prälaten, gemeinlich in Folge einer gewissen Nothwehr, sich verbünden, befestigt und dann entweder sofort oder nach einigen Zwischenacten an dem Könige den Ge-

währsmann der Gerechtigkeit und Gemeindeverfassung gefunden oder doch zu finden die Hoffnung billig gehegt hat.

Der fünfundzwanzigste Brief, über die Geschichte der National-Versammlungen, schließt das Werkchen. Vortrefflich bemerkt der Verf., man habe groß Unrecht, zu meinen, die politische Zaghaftigkeit, welche den Geschichtschreibern den Mund verschlossen, habe der Geschichte den größten Schaden gethan. Das ihr Nachtheiligste, was zu allen Zeiten und in allen Ländern der geschichtlichen Wahrheit am meisten Eintrag thue, sey der Einfluß der angeschauten Gegenwart und der gleichzeitigen Ideen auf die Einbildungskraft der Zeichner der Vergangenheit; er mache die Geschichte gar zu leicht zu einem, je nach dem Geschmacke des Zeitalters, monarchischen, philosophischen oder republicanischen Romane. Dies sey immer so gewesen und treffe noch heute ein. Bey den meisten solcher Betrachtungen des Wfs verweilt man mit Vergnügen; sie sind für den deutschen Leser der Hauptgewinn aus dem Buche. Im letzten Briefe äußert er unter andern, wie alle einzelnen, so verschiedenen Verfassungen der Städte [und der Provinzen] Frankreichs erst allmählich haben untergehen, durch das Einschreiten der Landesregierung (Central-Gewalt) zerstört oder entkräftet werden müssen, bevor das Bedürfniß einer allgemeinen Constitution fühlbar geworden sey. Sehr wahr! aber wohl noch in einem anderen Sinne zu betrachten, als in welchem der von den jetzigen Lieblingsmeinungen seines Volks doch auch theilweise befangene Verf. es meint. Er hält die allgemeinen Constitutionen immer noch für ein National-Glück. Mögen sie nirgend wieder ein National-Unglück werden! Welch andere Wahrheit aber lehrt die

Geschichte den vorurtheilsfreyen Staatsmann, indem sie ihm zeigt, daß er seinem Volke keine größere Wohlthat für jetzt und immer erzeigen könne, als durch die Erhaltung der Gemeinden, ihrer Einzel = Verfassungen, ihrer individuellen Kraft und Tüchtigkeit (sie mögen Gemeinden der Städte, der Dörfer oder andere ähnliche Institute seyn); durch den Schutz der Gerechtigkeit für ihr ungestörtes Wirken und Blühen und ihre alsdann sich von selbst findende zeitgemäße Entwicklung aus dem Bestehenden, die nur eine allmähliche und heilsame ist; — also eben durch das Hegen und Pflegen der natürlich entstandenen und mit dem Leben verwachsenen Mannigfaltigkeiten im Volke; — sofern er das geistige Band der Liebe für Fürsten und Vaterland und der sittlich = intellectuellen Veredlung zum Merkmal und Mittel der Nationaleinheit bildet. Alsdann wird sicherlich das Bedürfniß einer allgemeinen, in den meisten Fällen bedenklichen Constitution im modernen Sinne des Wortes gar nicht entstehen.

W. M.

L e i p z i g.

Bey Vogel: Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Fische nebst einem Anhang über die Schwimmblase. Von K. G. von Baer. 1835. VI und 52 Seiten, mit einer Kupfertafel und mehreren Holzschnitten im Texte. Quart.

Diese Schrift, deren Hauptgegenstand der Günster (*Cyprinus Blicca*) ist, ist ein neuer sehr wichtiger Beytrag des berühmten Verfs zur Entwicklungsgeschichte der Thiere. Der Verf.

fand, daß die Entwicklung der Karpfen viel Aehnlichkeit mit der der Batrachier hat, und daß beide einander auf merkwürdige Weise verständlich machen. Wir bedauern, dem Verf. in diesen Blättern nicht bis ins Einzelne folgen zu können, wollen aber, als für unsere Leser das meiste Interesse habend, den vom Verf. beobachteten Proceß des Laichens hervor heben, und das Specielle über die Entwicklung des Eyes bis zum Laichen, über den Bau des gelegten Eyes, die Entwicklung des Keimes, des Embryo und des bereits ausgekrochenen Fischchens den physiologischen und naturhistorischen critischen Blättern überlassen, — aus den Untersuchungen über die Schwimmblasen aber das Resultat herstellen, daß selbige, zum pneumatischen Apparat gehörig, wenigstens zweyfacher Art sind: die eine ist der Eustachischen Röhre und der Paukenhöhle der Lungenthiere analog, die andere ist zwar eine Ausstülpung aus dem Speisecanale, hat aber mit den Lungen der höheren Thiere nur eine allgemeine Analogie, ist vielmehr ein Kumpffsinus, dessen Hauptwirkung die seyn muß, den Leib des Fisches specifisch leichter zu machen, wenn auch ein Einfluß auf die Umänderung des Blutes zugleich sich findet.

Wenn das Wasser die erforderliche Wärme erreicht hat, so beginnt das Laichen des oben genannten Fisches, in der Regel des Nachts, wo die Luft merklich abgekühlt, das Wasser aber noch fast seine Wärme behalten hat. Es mehrt sich gegen Sonnenaufgang und verliert sich gegen 10 Uhr Morgens. Das Getümmel der Fische ist außerordentlich groß; die Thiere verfolgen sich in dicht gedrängten Haufen, gewöhnlich ein Weibchen in der Mitte, das von einer Menge Männern verfolgt wird. Sie schlagen sich heftig und

man konnte bemerken, daß sie sogleich nach dem Schlagen die Bäuche gegen einander kehrten. Dies ist der Moment, in welchem ein Theil des Rogens abgeht. Oft sieht man ein Männchen so eifrig im Verfolgen des Weibchens, daß es, wenn dieses von andern Männchen eng umgeben ist, sich über alle wegschnellt und mit dem halben Leibe aus dem Wasser erhoben ist. — Der Eintritt des Laichens wird vor allen Dingen durch die Temperatur des Wassers bestimmt. Daher werden die flachen Stellen, besonders wenn sie nur geringe Communication mit größern Wassermassen haben, zuerst besucht. Am wärmsten fand der Verf. diejenigen Uferstellen, wo sehr viele Wasserpflanzen wachsen, die, ohne die Oberfläche zu erreichen, so dicht stehen, daß sie fast eine Decke bilden, welche die Sonnenstrahlen zurückwirft; sie werden zuerst mit Laich gefüllt, besonders wenn ein Vorsprung, eine Binsenwand oder sonst ein Hinderniß das von oben kommende Wasser etwas abhält. Uferstellen, an denen das Gras oder andere Wasserpflanzen über dem Wasser hervor ragen, sind sehr viel kälter; am kältesten ist die Mitte des Flusses. Der Eintritt eines kältern Wetters hemmt das Laichen sogleich, und wenn die Abnahme der Temperatur bedeutend ist, so wird sie, besonders früh im Jahre, auch für die Brut sehr verderblich, um so mehr, je jünger diese ist. So fand der Verf. einst bey Wehrdamm, nachdem das Wetter sehr warm gewesen war, dann aber ein starkes Gewitter Luft und Wasser sehr abgekühlt hatte, in einer Nacht über die Hälfte des vorrätigen Laiches verdrorben; er ist überzeugt, daß, wäre es nicht den folgenden Tag wieder wärmer geworden, nichts zum Auskriechen gekommen wäre. So könnte man besorgen, daß eine plötzliche Abkühlung für

eine gesammte Fischart zerstörend wirken könnte, wenn nicht ein zweytes Bedingniß des Laichens diesem Einflusse die Wage hielte. — Die Zeit des Laichens wird nämlich auch durch die individuelle Entwicklung der Fische bestimmt; nur diejenigen Fische suchen die auf den Laichgrad erwärmten Plätze auf, bey denen die Eyer die volle Reife erlangt haben. Da nun in jüngern Thieren der Lebensproceß reger ist, so wird ihre jährliche Metamorphose, und insbesondere die geschlechtliche Blüthe dieser Metamorphose schneller herbey geführt, weshalb die jüngern Individuen im Allgemeinen früher laichen. Ist nun die Witterung abwechselnd, so erfolgt das Laichen absatzweise und auch ganz reife Eyer werden lange zurück gehalten; erhält sich aber die Witterung anhaltend, so laichen allmählich alle Fische derselben Art nach einander fort. Daß zwischen den einzelnen Laichzeiten ein Zwischenraum von bestimmten Tagen wäre, ist ein entschiedenes Vorurtheil; die Temperatur bestimmt diese Zeiten. So glaubt der Verf. seyen auch die großen Züge zu verstehen, welche einige Fische in die Flüsse aufwärts unternehmen: das Meer oder die Seen werden früher erwärmt als die Geschlechtstheile der Fische ihre gehörige Reife erlangt haben; sie schwimmen daher in dem kühlen Strome, und jedes Individuum so weit, bis seine individuelle Entwicklung mit dem erforderlichen Wärmegrade des Flusses zusammen trifft. Wäre diese Ansicht richtig, so würde daraus folgen, daß im Allgemeinen die größern Individuen länger schwimmen, bevor sie laichen, was auch, wie der Verf. mit Recht meint, der Erfahrung entspricht.

Mit Vergnügen sieht Ref. in dem Anhang über die Schwimmblase seine vor mehreren Jahren vorgetragene, aber mancherley Widersprüche

erlitten habende, Ansicht, daß die Bursa Fabricii als Harnblase oder Harnblasenerweiterung der Vögel zu betrachten sey, durch neue Beweisgründe unterstützt. Berthold.

P y r m o n t.

Hey Georg Uslar. Die Heilkräfte des Pyrmonter Stahlwassers, des versendeten, wie des an der Quelle getrunkenen, dargestellt vom Dr. K. Th. Menke, Fürstl. Waldeck'schem Hofrathe und Brunnenarzte zu Pyrmont. XII u. 101 Seiten. 1835. 8.

Der Ruhm der Pyrmonter Heilquellen hat sich seit einer langen Reihe von Jahren ungeschwächt erhalten und wird gewiß so lange fort dauern, als sie selbst mit ihrem Gehalte an heilkräftigen Stoffen jugendfrisch, wie bisher, aus dem Schoße der Erde sprudeln. Von ihrer Wirkung und Anwendung Bericht zu geben, war sicherlich keiner mehr berufen, als der Vf. vorliegender Schrift, der schon vor 20 Jahren eine größere Arbeit über Pyrmont und seine Umgebungen geliefert hat, und der, durch seine Stellung als Brunnenarzt, die reichhaltigste Gelegenheit besitzt, Erfahrungen aller Art darüber einzusammeln. Diese Schrift, die, obgleich nichts Wesentliches übergangen und manche feine wissenschaftliche Bemerkung eingestreut ist, sich durch Kürze und Bündigkeit der Darstellung auszeichnet, wird so wohl dem Arzte als dem Hülfbedürftigen, der über die Anwendbarkeit jener Heilquellen sich zu unterrichten wünscht, recht willkommen seyn. In fünf Abschnitten werden folgende Gegenstände abgehandelt: 1) Physikalische und chemische Erörterung des Pyrmonter Wassers: Lage der Quellen, ihre Temperatur, Schwere; ihre chemischen Bestandtheile. 2) Wir-

kungen und Heilkräfte des Pyrmonter Wassers: der flüchtigen, metallischen und salzigen Bestandtheile; ihre chemische, dynamische und mechanische Wirkung; Erklärung der ersten und nachfolgenden Wirkung. 3) Art und Weise der Anwendung des Pyrmonter Wassers zum Behufe einer Cur hinsichtlich der Tageszeit, Menge, Dauer; der dabey erforderlichen Diät. 4) Anzeigen und Gegenanzeigen. 5) Krankheiten, in welchen das Pyrmonter Wasser zu empfehlen ist: wahre Schwäche; chronische Nervenkrankheiten; Krankheiten der Irritabilität des Blutgefäßsystems; der Säfte; der Respirationsorgane, der Digestionsorgane, der Harnwerkzeuge, der Geschlechtstheile.

Der Vf. characterisirt dieses Mineralwasser als einen 'erdig = salinischen Eisen = Säuerling', von dessen Bestandtheilen die Kohlensäure ihm nicht nur eine kühlende und erfrischende, sondern auch eine die Irritabilität des Gefäß- und Respirationsystems erhöhende, flüchtig reizende und belebende, die Sensibilität mäßig und flüchtig herab stimmende, alle Ab- und Aussonderungen fördernde Wirkung ertheile. Das Eisen, welches als ein kräftig durchdringendes Reizmittel auf Zusammenziehung und Stärkung hinstrebt, wird an Kohlensäure gebunden und gleichsam von ihr beflügelt leichter aufgenommen und assimilirt. Die erdigen und alkalischen Salze (besonders Kalkerde, Talkerde und Natrum) vermehren theils für sich die Thätigkeit des Darmkanals und der Harnwerkzeuge, theils mäßigen sie die erhitzende und zusammen ziehende Kraft des Eisens. Der Vf. nimmt an (S. 13), diese Bestandtheile seyen durch ein geheimes, der chemischen Analyse unerschreibares Band mit einander verknüpft; was diese künstlich daraus gewinne oder wieder zusammen setze, sey nur ein caput mortuum. Diesen

Satz näher zu beleuchten, müssen wir Andern überlassen.

Ueber die vielfach gerühmten heilsamen Wirkungen dieses Wassers führt der Verf. theils eigene, besonders aber, aus einer ausgebreiteten Belesenheit, von Andern erprobte Erfahrungen an. Er ist jedoch kein unbedingter Lobpreiser desselben, sondern bezeichnet genau die Fälle, wo der Gebrauch entweder ganz zu untersagen oder auszusetzen ist. Die allgemeine Gegenanzeige findet statt in allen Krankheiten mit erhöhter Irritabilität, zumahl im Gefäßsysteme und in den Respirationsorganen, und somit in allen fieberhaften und entzündlichen Krankheiten; ferner in der Vollblütigkeit, in activen oder mit Turgescenz verbundenen Congestionen des Blutes, zumahl nach edleren Organen; während beträchtlicher, frischer, zumahl activer Blutungen; in allen inneren Eiterungen und Wucherungen des organischen festen Gewebes.

Was von dem frischen, an der Quelle getrunkenen Pyrmonters Wasser gesagt ist, gilt auch von dem versandten; doch vermiffen wir (S. 28) die Angabe, daß nach einer sehr sinnreichen [wahrscheinlich erst später getroffenen] Einrichtung jetzt das Verforken der damit gefüllten Flaschen am Brunnen in einer Atmosphäre von kohlensaurem Gase geschieht, wodurch die früher so gewöhnliche Ausscheidung des Eisens [durch den höher oxydierenden Einfluß der unter dem Korke noch befindlichen atmosphärischen Luft] gänzlich beseitigt worden ist. — Den Schluß machen Bemerkungen über die zu Pyrmont aus den Heilquellen zubereiteten, mit großer Zweckmäßigkeit eingerichteten [nur, wie mancher Badegast wohl hinzu sehen möchte, etwas zu kostspieligen] die Trinctur ungemein befördernden und unterstützenden eisenhaltigen Bäder.

G e t t i n g e r s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 7. April 1838.

B r e s l a u.

Bei Geo. Phil. Ueberholz, 1837: Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur herausgegeben von Dr Heinrich Hoffmann. II. Theil (auch mit dem andern Titel: Iter austriacum. Altdeutsche Gedichte, größtentheils aus österr. Bibliotheken herausgegeben.) 539 Seiten in Octav.

Diese willkommene Sammlung enthält hauptsächlich ungedruckte, oder unvollständig und fehlerhaft bekannt gemachte Gedichte des zwölften Jahrhunderts. Obgleich seit 1200, richtiger zu reden seit 1190, die deutsche Poesie einen höheren Schwung nahm und sich glänzender entfaltete, so behaupten doch die voraus gegangenen Werke ihren eigenthümlichen Werth, nicht bloß weil sie jener Erhebung schon zur Grundlage dienen, sondern auch, in unsern Augen mindestens, gewisse Reize besitzen, die der späteren Dichtung wieder mangeln. Keine Zeit entwickelt alle Anlagen der früheren; aus dem Alten sprießt zwar

das Neue, aber in der Fülle seiner Hervorbringungen gehen auch Reime unter, welche vor dem getrieben hatten. Die Sprache des 12. Jahrhunderts ist noch spröde und unausgearbeitet, das fühlten die Dichter selbst, die sich in ihr versuchten; der des Pilatus hat ein um so merkwürdigeres Geständniß darüber abgelegt, als es eine damahls überhaupt gangbare und angenommene Meinung auszudrücken scheint: 'man sagt von der deutschen Sprache sie sey unbezwungen und unfügsam; unternähme es aber jemand sie oft zu bearbeiten (bern, subigere), so würde sie schon erweichen und zähe werden, wie Stahl auf dem Amboß unter den Schlägen des Schmiedes.' Eine Weissagung, die bald in Erfüllung gieng: Sangesmeister des 13. Jahrhunderts haben genug des zierlichen Geschmeides geliefert, aber das edle und starke Metall dafür lag schon im zwölften zu Tage und der Kunsttrieb es zu verarbeiten war bereits mächtig erwacht. Wir erstaunen über die ansehnliche Menge deutscher Gedichte in diesem rauhen, kräftigen, jugendlichen Stile, die sich allmählich noch hat aufweisen lassen. Viele sind uns nur in Bruchstücken, andere in Umarbeitungen erhalten; wo wir mehrere Handschriften vergleichen können, zeigt sich die bedeutendste Abweichung und Veränderlichkeit der Texte, die sich schnell und fast mit der Leichtigkeit, in welcher sich sonst die Umwandlung des Epos gestaltet, erzeugt zu haben scheint. Dies Verhältniß wird noch zu anziehenden Untersuchungen führen; was könnte uns deutlicher die ungemeine Empfänglichkeit jenes Zeitalters für Poesie bethätigen? Wenn auch einzelne Dichter wiederholt an ihr Werk Hand angelegt haben, nicht alle werden es, sondern geschickte Nachfolger fühlten sich zu Aenderungen, die sie vielleicht unter dem Ab-

schreiben selbst verrichteten, angeregt. Hierbey darf nicht übersehen werden, daß fast alle Dichtungen des 12. Jahrhunderts von Geistlichen herrühren, die es dabey weder auf Ruhm noch auf andere weltliche Vortheile abgesehen hatten. Ihre Versuche in der deutschen Poesie waren ein Gemeingut, dessen Mehrung und Berichtigung keinem andern verargt wurde, der sich damit befassen wollte. Oft war des Verss Name gar nicht einmahl bekannt, oder blieb in einer neuen Abschrift ausgelassen. Als späterhin die Dichtkunst vorzugsweise in weltliche Hände überging, und aus der einsamen Zelle der Geistlichen in die geräuschvollen Höfe der Fürsten verpflanzt wurde, forderte auch die Eigenthümlichkeit einzelner berühmter Dichter lautere Anerkennung, und die Abschriften, in welchen ihre Werke sich verbreiteten, erlangten größere Stätigkeit. Wir vermögen den Stil eines Hartmanns von Aue, Wolframs von Eschenbach sicherer zu beurtheilen, als den eines Pfaffen Wernher, Heinrich oder Chuonrat, deren Arbeiten uns fast nur die allgemeine, und wahrlich nicht geringe Darstellungsgabe ihrer Zeit überhaupt erkennen lassen. Man sehe, wie das S. 213. abgedruckte Fragment der Wernher'schen Maria vom gewöhnlichen Texte abweicht, ohne daß etwas dadurch eine andere Farbe gewinnt. Was aber mehr dem älteren oder dem jüngeren Bearbeiter gehört, kann bloß das höhere Alter der Handschrift entscheiden.

Der Herausgeber eröffnet seine Sammlung mit einem Gedichte, das er noch dem 11. Jahrh. beylegt, dessen wenige Ueberreste er zu Prag entdeckt und 1834 unter dem etwas gewagten Titel Merigarto einzeln bekannt gemacht hatte. Denn weder im Bruchstück selbst begegnet dieser alterthümliche Ausdruck, noch brauchte er vielleicht in

dem ganzen Werke, wenn es erhalten wäre, vorzukommen. Das gerettete Stück handelt von wunderbaren Meeren und Brunnen (vgl. Renner 20004 — 20110.), nebenbey geschieht eines Reginberts Meldung, der die Fahrt nach Island bestanden und dem Dichter mündliche Nachricht von den Eigenthümlichkeiten dieser Insel mitgetheilt hatte. Die Vermuthung, es sey Bischof Reginbert von Aldenburg in Bagrien gewesen, der noch im ersten Jahrzehnt des 11. Jahrh. lebte und bey Dietmar und Helmold vorkommt, scheint sehr unsicher, da im Gedichte selbst Reginpreht bloß 'ein êrhaft phaffo' heißt, die Rubrik 'de Reginperto episcopo' vom Schreiber fehlerhaft hinzu gefügt seyn könnte, weil außerdem von zwey Bischöfen, deren Namen nicht genannt sind, die Rede ist. Ohne Grund behauptet der Herausgeber, aus dem Gedichte ersehe man, daß Reginbert nach Utrecht geflohen war. Nicht Reginbert, nur der mit ihm in Utrecht zusammen getroffene Dichter wird als ausgewandeter Flüchtling dargestellt. Des Dichters Heimath zu erspähen, müßte man die Geschichte der damaligen 35 deutschen Bisthümer durchlaufen, und nachforschen, welches derselben im Laufe des 11. und 12. Jahrh. den Scandal zweyer Bischöfe aufzuweisen hat, der einzelne Geistliche (denn ein solcher war der Dichter gewiß) zur Auswanderung nöthigen konnte. Solche Auftritte darf man eher unter Heinrich IV. oder V., zur Zeit des heftigsten Investiturstreits, als unter Heinrich II. erwarten. Auf jeden Fall war der Dichter ein Hochdeutscher, und ich möchte z. B. an das Jahr 1070. 1071. denken, in welchem das Stift Constanz einen Bischof Siegfried, der König aber einen andern Namens Carl erwählt hatte (Neugart episc. Const. 1, 456. 457.). Nehn-

liches kann sich aber in manchen der übrigen Bisthümer ereignet haben. Für das Jahr 1010 wäre die Sprache des Fragments doch zu neu, für 1070 schiene sie gerechter, da sie allerdings einiges Alterthümliche vor den Gedichten des 12. Jahrh. voraus hat. Bemerkenswerth ist 5, 18. mit holze erlīne, was noch die alte, sonst schon ausgestorbene Instrumentalform, ahd. erlīnū gewährt, mhd. würde stehen: mit holze erlīn, vielleicht auch erlīnem. 5, 14. l. sam für sum, und 5, 2. nach dem der einzelnen Ausgabe beygefügten Facsimile menigi lère statt menigiū. Was bedeutet aber: die uns menige lère tātē? offenbar variām, diversam, verschiedenartige, nicht multam, multiplicem, im gewöhnlichen Sinne, wie gerade D. Hartm. 47. sagt: managfalta lēra duat uns druhtīn. Ohne Noth wird 5, 4. hinter skouf (= skuof) ih ergänzt, das sehr gut wegbleiben darf; gleich überflüssig scheint 11, 2. er.

Auf dies kleine Bruchstück folgt ein größeres, sehr ausgezeichnetes Gedicht, das gleichwohl wieder abbricht, sey es nun unter den Händen des Schreibers oder vielleicht gar des Verfassers unvollendet liegen geblieben. Der Dichter nahm sich vor, etwan im Sinne des angelsächsischen Cǣdmon, die Geschichte der Schöpfung und der ältesten Menschengeschlechter, wie sie uns das alte Testament überliefert, zu bearbeiten; er hat aber seine Dichtung nicht weiter als bis in das achte Kapitel des zweyten Buchs Moses geführt, wenigstens ist davon nicht mehr auf die Nachwelt gekommen. Eine Stelle 14, 15. über den Gebrauch des Königs, geistliche Fürsten mit dem Ringe zu belehnen, zwingt die Abfassung des Gedichts wenigstens vor das Jahr 1122 zu setzen; es gehört also zu den ältesten Denkmählern

des 12. Jahrhunderts und könnte vielleicht noch in den Schluß des elften fallen: die vom Herausgeber S. 9. angemerktten Jahre 1111 u. 1075 sind hier von keinem Belang, da der Dichter die Ringbelehrung ohne alle Mißbilligung erwähnt. Hin und wieder scheinen aber vollere Flexionsvocale durchzubrechen, z. B. 34, 40. 37, 41. führt der Reim auf antwurto, wortto (: vrò); 44, 36. steht staba : abe (aba); 16, 33. wita (für wito): balsamita. Noch bedeutsamer sind einzelne Ausdrücke, 52, 21. Als der Dichter Isaaks Tod berichtet hat und auf Esaus und Jacobs Begebenheiten übergeht, läßt er Esaus Geschlechtsregister (Gen. 36.) aus: daz an dem buoche stât gescriben daz muozen wir sumelichez uberheven, chunde wir iouch wol scopphen, sô scolte wir doch ettewaz uberhupphen. Was ist der Sinn dieses Wortes? schopfen = schupfen, schieben, fortstoßen scheint unpassend, an schoppen, ausstopfen ist noch weniger zu denken; sollte das Verbum nicht zu schaffen, schöpfen gehören, und entweder Athem schöpfen, ausholen bezeichnen, oder gar bloß dichten, mit Beziehung auf das alte scuof, agf. scôp Dichter; dann wäre aber mit langem Vocal scôphen, scuophen zu erwarten. Die poetische Gewandtheit und Begabung des alten Dichters leuchtet sehr hervor, er hält sich nicht streng an den Text der heiligen Schrift, sondern wird oft ausführlicher. Mit welcher Naivität ist von 13, 5 bis 15, 40. die Erschaffung des Menschen nach allen Gliedern des Leibes geschildert, oder wie lebendig die Erscheinung der Frösche in Aegypten 100, 29 — 40. aufgefaßt, diese ganze Schilderung gemahnt an die Thierfabel. Bey Nabels Tod wird eine rührende Apostrophe an Jacob eingeschaltet 51, 31 — 42. Der Heraus-

geber hat auf den Abdruck dieses hervor ragenden, auch für die Sprache höchst lehrreichen Gedichts dankenswerthen Fleiß verwendet und einzelne Verstöße berichtigt, die in dem von Graff besorgten Drucke der größeren Hälfte vorkommen. 23, 13. hätte das handschriftliche gechron unbezweifelnd in gehorn geändert werden mögen; 34, 13. fordert der Reim anderin; 62, 8. swullen; swellern hat auch 57, 32. die Bedeutung von sterben, 62, 16. daz liut starb unde gesual. nach dem goth. sviltan sollte man ein ahd. suelzan erwarten, das von suellan (turgere) verschieden ist.

Hierauf folgt der Antichrist aus einer Einzer Handschrift, das jüngste Gericht aus der Hamburger, Johannes Baptista wiederum aus einer Einzer; das erste und dritte ungedruckt; das schon von Pesh bekannt gemachte und öfter wiederholte Loblied auf Maria, hier nach der Melker Hs. berichtigt. Dann ein genauer, sorgfältiger Abdruck von Wernhers Maria, nach der Detterschen jetzt Berliner Hs., mit Hinzufügung des Münchner Fragments. Da sich Detters Ausgabe selten gemacht hat, und manches an dem Texte zu bessern war, darf die erneuerte Bekanntmachung dieses schönen Gedichts auf den Dank vieler Leser rechnen. Die Reihe dieser Gedichte des 12. Jahrh. beschließt Heinrichs Litaney, nach einer Hs. der öffentlichen Bibliothek zu Grätz zum ersten Male gedruckt.

Von S. 239 — 338. werden sodann mehrere größtentheils jüngere dramatische Dichtungen dargeboten. Der Herausgeber ist geneigt den Ursprung des deutschen Schauspiels aus den Monologen und Dialogen herzuleiten, welche die römische Liturgie der Kirche an die Hand gab. Man habe zuerst einzelne Begebenheiten des neuen, hernach aber auch des alten Testaments in

den Kirchen und durch Geistliche selbst dargestellt; durch Einmischung der Laien und unter den Händen fahrender Leute seyen diese unschuldig einfachen Spiele allmählich entartet, und in weltliche Kurzweil übergegangen. Rec. glaubt umgekehrt, daß die uralte, heidnische oder weltliche, Lust des Volks am Schauspiele auch in die Kirche drang und die so genannten Mysterien, Oster- und Weihnachtsspiele hervor brachte, deren heitere und scherzhafte Folie gerade das echt dramatische Interesse begründet. Das ist aber schon lange vor dem 12. Jahrhundert geschehen, wenn gleich erst seit dieser Zeit einige solcher wirklichen Darstellungen aufgezeichnet wurden. Volks- und Kinderspiele, die sich ins höchste Alterthum verlieren, heidnische Opferversammlungen und Fulfeste, Scenen aus dem Gebiete der Thierfabel, Einführungen und Verkündigungen des Sommers, Mayritze, Schwerttänze, Vermummungen, welche sich um Frau Holda, Berhta und Knecht Ruprecht drehen, und Aehnliches mehr, das scheinen die ältesten und eigentlichen Anknüpfungen des Schauspiels in Deutschland, wie es in Frankreich und Italien aus altrömischen Volksbelustigungen und Festen hervor gegangen ist, die sich mit der lateinischen Sprache und Lehre auch weiter in Europa verbreiteten. Die Kirche suchte, wie in andern Fällen, zur Zähmung und Sättigung des Volks einen Theil jener Gebräuche mit erbaulichen christlichen Vorstellungen zu vermählen, und so entsprang eine Reihe von Mysterien und Dramen, die um so unlebendiger werden, je mehr sie das weltliche Element einzuengen und auszuschließen trachten. Da auch die heilige Geschichte eine Menge Handlungen von großer dramatischer Wirkung darbot, z. B. die vielfach benutzte Erzählung von den klugen und thörichten Jung-

frauen, so ergeben sich aus dem schroffen Gegensatz geistlicher und weltlicher, d. h. hier tragischer und comischer Elemente genug der ergreifendsten, die Phantasie des Volks lebendig anregenden Züge, die zum Theil noch von heutigen Dramatikern fruchtbar genutzt werden könnten. Die Vermengung von Scherz und Ernst hat das Marionettenspiel niemahls sich nehmen lassen; in dem schwäbischen Sternspiel von den drey Königen, wie es noch im vorigen Jahrhundert aufgeführt wurde, verbinden sich Vergangenheit und Gegenwart, heilige Geschichte und schwäbische Localität auf das ergötzlichste; nicht weniger comisch treten in dem Osterspiele S. 313 ff. Ruben und der Kaufmann auf. Da gegenwärtig auch mehrere altniederländische und altfranzösische Schauspiele an den Tag kommen (selbst ein altbretagnisches Buhez, Santez Nonn erschien neulich zu Paris); so werden sich hoffentlich bald genauere Verständigungen über das Wesen und die Eigenthümlichkeit der Dramen des Mittelalters ergeben. Ich verweise zugleich auf eine interessante schwedische Preisschrift von Joh. Er. Rydquist: Nordens äldsta skådespel. Upsala 1836. Wie viel in dergleichen Spielen Gemeingut war, und von Zeit auf Zeit, von Gegend auf Gegend übertragen wurde, sieht man sogar aus der Wiederkehr einzelner Wendungen und Zeilen, vgl. 261, 20. mit 281, 15.; 273, 24. mit 322, 27.; 273, 31. mit 323, 3. u. s. w.

Quedlinburg und Leipzig.

Bey Gottfried Basse, 1837: Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts und der nächstverwandten Zeit. Herausgegeben von H. F. M a ß m a n n. Theil I. II. zusammen 357 Seiten in Octav.

Auch diese zweyte Sammlung, deren Anzeige wir hiermit verbinden, ist aus gleichem Bedürfniß und in derselben Absicht zu Stande gebracht worden. Sie umfaßt lauter Dichtungen und ein kleines Prosadenkmahl des zwölften Jahrhunderts; was 'die nächst verwandte Zeit', also der Schluß des elften und Beginn des dreyzehnten, auf dem Titel bezeichnen solle, ist nicht recht einzusehen, die Angabe des 12. Jahrhunderts hätte genügen können. Unter den hier mitgetheilten Gedichten war König Rother und Alexander längst heraus gegeben, jener empfängt aber dankenswerthe Berichtigungen aus genauerer Vergleichung der Handschrift. Alexander erscheint nach der früheren Ausgabe in den Denkmählern, doch mit neuen, für den Gebrauch höchst lästigen Irrthümern der Bezifferung; einzelne Fehler sind gebessert, statt mjne 1412 der ersten Ausg. liest man jetzt nune 2762; statt nias 446 uuas; statt ligide 6887 lidige 7237. Unter den übrigen Stücken der Sammlung finden sich zwey auch bey Hoffmann abgedruckte. Schade, daß sich die Herausgeber deshalb nicht verständigten. Jene vorhin besprochne Bearbeitung von Genesiß und Exodus hat hier den Titel *diu buochir Moysis* empfangen, der Dichter bildet den *Pl. diu buoch* (Zeile 6) und hätte vielleicht den *Gen. Moysenes* (wie 6967 den *Dat. Moysene*) gewagt. Es ist mislich, solche Ueberschriften zu erfinden, niemand weiß, ob das Gedicht auf die übrigen Theile des Pentateuchs sich erstreckte, oder gar alle historischen Bücher des alten Testaments begreifen sollte; da ist es sicherer und deutlicher, sich auf die Benennung Genesiß und Exodus zu beschränken. Was nun den Text selbst betrifft, so hat der Herausgeber, von dem sonst bey den gothischen Denkmählern die strengste und klein-

lichste Genauigkeit bewiesen worden ist, hier sich von Hoffmann übertreffen lassen, ich gebe Be-
weise aus Exodus. 6166 lies sorohlichiu;
6177 l. getwalten (wie in der Handschrift
wirklich steht); 6184 l. in, wie Hoffm. 86, 43.;
6197 l. micheler; 6217 l. fúa, Hoffm. 87,
14., wie auch das Phua der Vulg. fordert; nach
6224 fehlt eine ganze Zeile: noch der wolf
grawe; 6280 l. verchlenite; 6319 l.
daz chuit; 6557 l. is; 6745 l. is; 7299.
7302. 7345 l. goucgelare, goucgeles;
7111 l. heizze; 7397 l. chleinime. Nur
in einer Stelle dürfte Maßmanns Lesart der
Hoffmannischen vorzuziehen seyn 7202 erwettot,
wo Hoffm. 98, 23. erweitot, es bedeutet aber:
einen Bund, einen Vertrag, Wette, aufgerichtet.

Heinrichs Litanie wird aus der Straßbur-
ger Hs. vollständiger mitgetheilt, es sind 1468
Verse, während die Gräzer nur 950 zählt, jene
scheinen aber überarbeitet und interpoliert. Es
ist anziehend beide Texte zu vergleichen. 74 l.
kan; 126 statt wtclamme bey Hoffm. 218, 2.
wuotclamme; 276 l. ufflammende;
418 gitege cuwe; 483 l. habinscherue
(Hafenscherbe); 485 geneme; 496 l. eize;
500 l. ufsculit; 508 l. inkaldin; 535 l.
herehorn; 537 l. mir einigeme; 558 l.
sulich u. s. w.

Hartmann's Gedicht vom Glauben ist der
vorliegenden Sammlung eigenthümlich, und aus-
keiner andern Hs. sonst bekannt. Eben so das
kleine Bruchstück von Pilatus, dessen Ver-
stümmelung zu beklagen ist. Warum wird hier
der Eingang besonders gezählt und nach 176 neu
angehoben? damit wieder falsch oder unbeholfen
citiert werde? 10 des Prologs l. gezouge.
32 des Gedichts selbst scheint der Punct nach

nam ein Fehler: daz bette ime den tisch nam
 ê sînem rechte, d. h. vor seinem Rechte, bevor
 es recht war; das Mahl endete zu früh, weil
 gebettet werden sollte; 57 war doch Tyro zu
 lesen; 181 warum nicht ver gedruckt?; 321 l.
 entliven (pepercerunt).

Das vorzügliche Gedicht von des todes
 gehugde kannte Rec. seit einiger Zeit aus ei-
 ner trefflichen Abschrift Haupts, welche folgende
 Berichtigungen des gedruckten Textes gibt: 406
 l. reichsnaere; 650 l. ob ez; 667 l. waz;
 851 l. dirz; 932 hat auch Haupt geschenchet,
 es muß heißen geschrenchet. Ein Verse-
 hen der schlimmsten Art aber ist, daß nach Z.
 554. nicht weniger als 38 Verse mangeln, die
 hier stehen mögen:

Doch verhenge wir daz etwer.
 myge an aller slachte ser.
 geleben seinen ivngisten tac.
 daz doch vil vbil gescehen mac.
 nv waz ist der rede mere.
 als schier so diu arm sele.
 den leichnamen begeit.
 nu sich armer mensch wie er leit.
 het er gepflegen drier reiche.
 im wirt der erden eben geleiche.
 mit getaeilet als einem dvrftigen.
 ouch sehe wir svmlich ligen.
 mit schönen phellen bedechet.
 mit manigem liechte bestechet.
 mirre vnt weirouch.
 wirt da gebrennet ouch.

vnt wirt des verhenget.

daz diu bivilde wirt gelenget.

vnt sich seine vrvnde gar.

gemaeinleichen gesannen dar.

so ist daz in ir aller phlege.

wie man in herlichen bestaten mege.

owe. vertaeiltiv herschaft.

swenne div tivellich helle craft.

die armen sele mit gewalt verswilhet.

waz hilfet swa man bevilhet.

daz vil arme gebaeine.

so der armen sele mit gemaeine.

allen haeiligen wider taeilet wirt.

we der nacht div in danne gebirt.

Nu lazze wir des sein verhenget.

daz bivilde werde gelenget.

zwene tage oder drî.

oder swaz ez laenger dar vber set.

daz ist doch ein chlaeglich hine vart.

nicht des. daz iê geborn wart.

wirt so widerzaeme.

noch der werlt so vngenaeme.

Nv ginc u. f. w.

Das ganze Gedicht besteht aus 1042 Versen, da zwischen 50 — 55 des Druckes wiederum fünf zu wenig gezählt werden.

Vorliegende Sammlung macht zugleich aus den dritten Band der Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit, Queb-

Linburg bey Basse, deren unüberlegter Plan seit zwey Jahren im Publicum verbreitet worden ist. Denn was könnte abenteuerlicher und unausführbarer seyn, als ein Unterfangen, unsere ganze Literatur von Ulfilas bis auf Eiscov in guten, mittelmäßigen und schlechten Ausgaben zusammen zu werfen. Welchen Text z. B. des Ulfilas und Otfried denkt Hr Basse zu liefern? Will er die neueste Altenburger und Königsberger Recension abdrucken lassen? dawider werden die Verleger Einsprache thun. Hat er Gelehrte für neue critische Bearbeitungen beider Werke zur Hand? davon verlautet das geringste nicht. Er wird also von Ulfilas, von Otfried, wie von Parzival, Iwein, den Nibelungen und einer Menge andern ablassen müssen; dann aber bleibt der an sich schon geschmacklose Titel seiner Sammlung vollends unschicklich. Wähnt er unserer altdeutschen Literatur, wie gesagt wird, unerhörten Vorschub zu leisten? um sie steht es jetzt so, daß tüchtige Arbeiten auf ihrem rege belebten Felde überall Leser und Verleger finden. Was jener prahlhaften Verheißungen ist bisher in Erfüllung gegangen? Auf den ersten Band, welcher eine der kostbarsten alten Dichtungen in geschickter, fleißiger, lange nicht in ausreichender Recension des Textes lieferte, folgte ein zweyter mit Theuerdank, dessen Herausgeber redlich das seinige gethan hat, um vergessen zu machen, daß ein zwar berühmtes, aber bis zur Ungenießbarkeit unpoetisches Werk die Stelle einnehmen soll zwischen Gudrun und einer Sammlung ausgezeichneter Dichtungen des zwölften Jahrhunderts. Ziemanns Wörterbuch kommt einem dringenden Bedürfniß entgegen, ist aber sichtbar doch zu schnell und zu wenig aus eigner Errungenschaft bearbeitet, als daß nicht sein Verfasser begierig

seyn sollte, einmahl reife Frucht an die Stelle der unzeitig gebrochenen zu setzen. Dies alles soll ohne Mißgunst gesagt seyn, nicht um zu irren, vielmehr auf den rechten Weg, wenn es möglich ist, zurück leiten. Will der rührige Verleger statt seiner doch nicht auszufüllenden Gesammtbibliothek eine anspruchlose Sammlung für die Herausgabe ungedruckter oder neubehandelter Gedichte des zwölften, dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts anlegen und beharrlich fortführen, so kann er unserer alten Literatur wahren Nutzen schaffen, auch seinen Vortheil dabey finden. Die äußere Ausstattung ist bisher befriedigend genug, nur muß für accentuierte und circumflecierte Vocale besser gesorgt und der Setzer angewiesen werden, die Vorschrift der Herausgeber gehörig zu beachten (Vorrede S. VI.). Anmerkungen wie S. 157. 234. scheinen unangemessen. 28. Oct. 1837.

Jac. Grimm.

G o t h a.

Mit inniger Theilnahme haben wir die Trauerreden gelesen, die bey der Todtenfeyer des verewigten Döring auf dem dortigen Gymnasium zu seinem Andenken gehalten wurden, eine deutsche vom Herrn Professor Kries, welcher die dem Verewigten zu Theil gewordene heitere Stimmung, die Freude am Leben, und die Anhänglichkeit an seine Freunde schildert, wie man sie von dem Vertrauten des Horaz und Catull erwarten darf; eine lateinische vom Hn Professor Wüstemann, welche eine etwas ausführlichere Nachricht von seinen Lebensumständen und Wirksamkeit gibt. Sein Leben, das erst im 82sten Jah-

re am 27. November 1837 endete, verfloß einfach, wie man es von einem Schulmanne voraussetzen kann, der fast funfzig Jahre auf demselben Posten stand. Seine frühere gelehrte Bildung erhielt er auf der Schulpforte, an der er stets mit dankbarer Erinnerung hing, und wo schon die Freundschaft mit Böttiger geknüpft ward, die der Tod erst trennen konnte. Beide besuchten zugleich die Universität Leipzig, und gleich nach beendigten Studien ward Döring Rector des Lyceums zu Guben, und darauf zu Naumburg, von wo er nach dem Tode von Stroth bereits 1786, kaum 30 Jahre alt, als Rector nach Gotha berufen ward, wo er nun sein übriges Leben zubrachte. Wie während seiner langen Direction das dortige Gymnasium aufblühte, ist allgemein bekannt; aber auch nicht weniger welche Reihe ausgezeichneten Männer er dort zu Collegen hatte. Wie musterhaft sein Benehmen gegen diese, so wie gegen die Schüler war, wird von den Rednern gezeigt. Erst am späten Abend des Lebens machten die Schwächen des Alters sich fühlbar, aber auch da noch umschwebten ihn heitere Phantasien, und auch ein leichter Uebergang ward ihm zu Theil, da ein Nervenschlag plötzlich seinem Leben ein Ende machte.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 9. April 1838.

G ö t t i n g e n.

Aus einer der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften eingereichten Abhandlung vom Professor Wöhler, über zwey neue Kobalt-Mineralien aus den Gruben von Skutterud in Norwegen, entnehmen wir folgende Notiz:

Das eine dieser Mineralien, für welches der Name Kobaltarsenikkies vorgeschlagen wird, kommt derb und crySTALLISIRT vor. Die Crystalle haben dieselben Formen wie der gewöhnliche Arsenikkies, mit dem sie überhaupt in ihrem ganzen Habitus die größte Aehnlichkeit haben; ihre Farbe ist indessen heller und zeigt einen deutlichen Stich ins Röthliche. Die Analyse hat gezeigt, daß dieses Mineral in der That ein Arsenikkies ist, in welchem ein Theil des Eisens durch Kobalt substituirt ist, dessen Menge in verschiedenen Crystallen zwischen 4,75 und 8 Procent variiert.

Das zweyte Mineral ist, wie sich aus der Analyse ergeben hat, ein Arsenikkobalt, welches

3 Atome Arsenik auf 1 Atom Kobalt enthält, = CoAs_3 , während der gewöhnliche Speiskobalt aus 1 Atom Kobalt und 2 Atomen Arsenik besteht. In 100 Theilen ist die theoretische Zusammensetzung dieser Verbindung = 20,74 Kobalt, + 79,26 Arsenik. Das Mineral enthält als unwesentliche Einmischung ungefähr 1,5 Procent Eisen. Es kommt so wohl derb, als sehr schön crystallisirt vor in Formen des Würfels, die Crystalle öfters zusammen gewachsen mit Crystallen von Kobaltglanz, von dem sie sich schon durch ihre licht bleigraue Farbe sehr bestimmt unterscheiden.

Stuttgart und Tübingen.

Betrachtungen über Diplomatie von Friedrich Kölle. 1838. 8. 323 Seiten (bey Cotta).

Der Verf. bemerkt sogleich in dem Vorworte, daß diese Betrachtungen die Früchte einer 30jährigen Erfahrung seyen, also nicht aus Büchern geschöpft, sondern Bemerkungen — um uns eines neuen, oft gemißbrauchten, Ausdrucks zu bedienen — aus dem Leben gegriffen. Die Leser haben hier also kein System der Diplomatie zu erwarten, sondern Bemerkungen in kurzen Absätzen, 366 an der Zahl, durchaus practischer Art. Sie sprechen jeden durch ihre Wahrheit an, und daraus fließt das hohe Interesse das sie einflößen. Wir haben kürzlich in französischen Blättern die Gedächtnißrede des Nestors der europäischen Diplomatie auf einen verstorbenen Kollegen gelesen, in der er es auseinander setzte, was zu einem Diplomaten, wie er seyn soll, gehört, und wir möchten das vorliegende Büchlein oft den Commentar dazu nennen, unstreitig die beste Empfeh-

lung. Ein in kurzen Absätzen geschriebenes Buch läßt sich nicht in Auszüge bringen, wir glauben das beste zu thun, wenn wir einige einzelne davon mittheilen, man wird daraus zugleich die Manier des Verfs kennen lernen. 'Es ist immer etwas werth, heißt es unter № 181., wenn man gescheute Leute zu Freunden hat, und nothwendig, sie nicht zu Feinden zu haben. Auch der Beste hat überall Stimmen nöthig, welche ihn geltend machen. Er kann aus vielen Gründen geistvollen Umgang nicht genug suchen und pflegen, so weit es die Lebensweise des Postens erlaubt, welcher vor Allem sich schmiegen muß. Einiger literarischer Luxus sollte auf dem Budget jedes Gesandten stehen'. Kurz vorher unter № 180.: 'Wer allgemein für unbeschreiblich fein gilt, dürfte wohl noch mehr eitel seyn als fein, und dieses glücklicherweise. Die gefährlichste Feinheit wird von ihrem Gefolge nicht bemerkt, sie tritt auch alsdann nicht offen heraus, macht stets dasselbe unbedeutende beynabe klägliche Gesicht, und scheint stets um Verzeihung zu bitten, daß sie so einfältig sey'. — № 177. 'Wohlfeiles Mittel bey den Meisten für einen diplomatischen Phönix zu gelten: Fragt man Dich um Rath, so schlage einen Mittelweg vor; hast Du mitzusprechen, so fange mit Unterscheidungen an; sage bey jeder Begebenheit nichts, als: Hierüber ließe sich viel sagen. Sey pedantisch genau im Zuhlen, Kommen und Worthalten, Geben und Zurückgeben der Besuche, mache vorzugsweise alten Frauen den Hof, und lerne den Gothaer Almanach auswendig'. Der Verf. scheint es an großen und kleinen Höfen versucht zu haben. Er gibt den letztern den Vorzug. № 158. 'Wie angenehm ist es doch, an einem kleinen Hofe Gesandter zu seyn! Die Collegien sind meist jung,

die Ausgaben sind nicht drückend. Einige Zimmer fassen die Blüthe der Residenz, und diese weiß Dank für jede Schach, Thee und Geige'. — Ueber die Kunst der Unterhaltung N^o 162. 'Das gezwungene ja verblüffte Vorkommen so vieler nichts weniger als beschränkter Menschen, wenn sie ein Gespräch anzufangen, einen Zirkel zu eröffnen haben, mag beweisen, wie schwer es sey, mit Leuten zu reden, mit denen man eigentlich nichts zu reden hat, und denen sich freundlich zu bezeigen, welche im besten Falle gleichgültig seyn mögen', und besonders N^o 172. 'Es bietet der innere Verkehr jedes diplomatischen Corps eine ganz eigenthümliche Mischung dar, von Offenheit und Zurückhaltung. Hier ist das weltmännische Leben überhaupt, gesteigert durch die Wichtigkeit der Gegenstände, begrenzt durch die Schwere der Verantwortlichkeit. Einer leistet dem andern oft den wichtigsten Dienst nur durch ein beredtes Schweigen, ein fliegendes Wort, einen Blick, eine schnelle Umwendung des Gesprächs. Für einen denkenden Menschen liegt gerade hierin ein besonderer Reiz. Er erprobt oft die Wahrheit des Satzes, daß Freunde vor einander Geheimnisse haben können und haben müssen, ohne sich deswegen ein Geheimniß zu seyn'. — Ueber den Aufwand von Gesandten, über Bestechungen, über politische Klatschereyen und ihre Folgen wird viel Wahres gesagt, wir heben aber nicht mehr aus, da wir nur auf das Buch selber aufmerksam machen wollten, das dem Anfänger in der Diplomatie manche nützliche Winke, dem Veteranen eine angenehme Unterhaltung gewähren kann.

J e n a.

In der Branschen Buchhandlung. Grundriß der speciellen Semiotik. Nach den Quellen bearbeitet von Dr Heinrich Emil Suckow, Kreisphysikus in Tauer. X u. 296 Seiten. 1838. gr. 8.

Unter den neueren Schriften über die medicinische Zeichenlehre kann die vorliegende mit Lob genannt werden, indem sie ihre Aufgabe auf eine befriedigende Weise löst. An sich betrachtet sind solche semiotische Uebersichten von bedingtem, ja zweydeutigem Werthe; denn der geübte Arzt kann ihrer ganz entbehren, und dem Anfänger, dem noch die Fähigkeit der gehörigen Unterscheidung mangelt, sind solche gehäufte Zusammenstellungen der Symptome leicht verwirrend und irre führend. Indessen ist anzuerkennen, daß wenn diese mit Auswahl und Umsicht hervor gehoben und verknüpft sind, sie für die Erinnerung und Vergleichung mehrfach nützlich seyn können. Da ein solches Buch eher zum Nachschlagen als zu einer anhaltenden Lectüre gebraucht wird, so ist Kürze des Stils, so wie Deconomie des Druckes dafür unerläßlich. Beides ist hier vollständig berücksichtigt. Auch ist die Absicht des Verfs, Erklärungen und Erläuterungen, welche zur Aufhellung des pathogenetischen Verhältnisses einzelner Symptome und Zeichen dienen, genau von den Beobachtungen zu trennen, um Thatsachen und Meinungen nicht zu vermengen, genügend erreicht. Ueber sein Verfahren, die Symptome auf Krankheitszustände zu beziehen, kann man im Einzelnen anderer Meinung seyn, da hier so Vieles auf individuelle Ansichten und Erfahrungen ankommt. Aber im Ganzen sind wir mit seiner Behandlungsweise einverstanden. Die Semiotik

wird definiert als 'die Lehre von der Deutung der am menschlichen Organismus erscheinenden Symptome, von der Verwandlung der Symptome in Zeichen'. Diese Zeichen werden nun, nach einer sehr kurzen aber ausgewählten Literatur, nach folgendem Schema abgehandelt: I. Zeichen aus den psychischen Erscheinungen; aus dem Gemeingefühl, aus den Gemüthszuständen und aus dem Erkenntnißvermögen. II. Zeichen aus den Erscheinungen am Kopfe: Zeichen aus dem Schädel, aus dem Angesichte, aus den Wangen, aus der Stirne, aus der Schläfengegend, aus den Augen und aus dem Sehen, aus dem Ohre und dem Höre, aus der Nase und dem Geruche, aus dem Munde, den Lippen, dem Kinne, den Kinnbacken; aus der Mundhöhle. III. Zeichen aus den Erscheinungen am Halse und dem Rachen. IV. Zeichen aus den Erscheinungen an der Brust: Zeichen aus dem Thorax, aus dem Athmen. V. Zeichen aus den Erscheinungen am Unterleibe: Zeichen aus dem Unterleibe, aus den Verdauungsbeschwerden, aus der Hüft- und Kreuzgegend, aus der Aftergegend, aus dem Mittelfleische, aus den Geschlechtstheilen, aus der Harnausscheidung. VI. Zeichen aus den Erscheinungen an den Gliedmaßen: Zeichen aus den obern und untern Gliedmaßen, aus dem Puls. VII. Zeichen aus den Erscheinungen an der Haut. VIII. Zeichen aus der Gestalt, der Bewegung und der Haltung des Körpers: Zeichen aus der Größe, dem Umfange, der Gestalt, der Schwere, der Stellung, den Bewegungen. IX. Zeichen aus den allgemeinen constitutionellen Erscheinungen. X. Zeichen aus den vom Körper entleerten Stoffen. XI. Zeichen aus den allgemeinen Krankheitsverhältnissen, dem Typus, dem Verlaufe, der Verbreitung der Krankheiten. XII. Zeichen

aus den äußeren Umgebungen und Verhältnissen, so wie aus der Lebensweise des Kranken.

L i n e b u r g.

Hey Herold und Wahlstab: Stimmen aus der Zeit an christliche Herzen, eine Sammlung von Predigten in der Stadtkirche zu Uelzen gehalten von Carl Walther, Superintendenten u. Pastor Prim. zu Hardeggen. 1835. XV u. 333 Seiten in Octav.

In der Predigtliteratur, die während der letzten Jahre in unserm Vaterlande so besonders reichlich ausgefallen ist, nimmt vorliegende Sammlung einen der vorzüglichsten Plätze ein. Sie ist dem nun schon verewigten Schott in Jena zugeeignet, dem der Verf. als dankbarer Schüler ein Denkmahl der Verehrung darbringen wollte. Der Verf. vereinigt Vieles und Großes in sich, was den geistlichen Redner bedingt, eine tiefe Aneignung der evangelischen Wahrheiten, eine erprobte Bekanntschaft des menschlichen Herzens in seinen Stärken, wie in seinen Schwächen, eine reiche Lebenserfahrung, der mancher Tiefblick in menschliche Zustände gelingt, dazu eine sehr gebildete Sprache, die mit Verschmähung alles rhetorischen Pompes gerade durch ihre Einfachheit zu Herzen dringt. Nimmt man dazu, daß die Zeit der Predigten in die Jahre von 1829 bis 1834 fiel, wo nicht minder das öffentliche Leben, als auch die geistigen Zustände der abendländischen Christenheit vielfach und in seltenen Tiefen angeregt und bewegt waren, daß der Verfasser den Beruf des christlichen Predigers gerade darin findet, auf die Bedürfnisse der nächsten Gegenwart die heiligende Kraft des Evangeliums anzuwenden, also nie versäumte, was zunächst die Gemüther bewegte, auch im Lichte des Christenthums zu be-

trachten: so wird man in der That den Eindruck berechnen können, den die Predigten bey einer empfänglichen Gemeinde gemacht haben müssen. Dargeboten sind hier zwey und zwanzig Predigten nach vier Abtheilungen, Gegenwart und Zukunft — Liebe und Leben — der Christ und sein Schicksal — Christus und sein Reich, wornach die reichhaltige Berücksichtigung der vorzüglichsten religiösen Bedürfnisse schon ermessen werden kann: den Beschluß macht die Abschiedspredigt von Uelsen.

R — g.

W e i m a r.

Von den geistlichen Amtsreden bey besondern Fällen, gehalten von Fr. G. Schläger, Pastor primarius zu Hameln, erhalten wir das fünfte Bändchen, der hiesigen Universität, und besonders der theologischen Facultät, bey ihrem Sacularfeste gewidmet. 1837. 8. 194 Seiten (bey Voigt). Auch unter dem Titel: Meineidswarnungen gehalten und mit geschichtlichen Bemerkungen über den Eid herausgegeben von zc. Je häufiger der Fall in unsern Tagen eintritt, wo solche Warnungen müssen ertheilt werden, um desto zeitgemäßer wird die Bekanntmachung derselben seyn, zumahl da die Beschränktheit des Gegenstandes die öftere Wiederholung zu sehr erschwert. Der Warnungsreden sind 30 an der Zahl, und außerdem noch 10 Entwürfe. Der Name des Vfs ist auch durch unsere Blätter zu rühmlich bekannt, als daß er erst einer Empfehlung bedürfte. Die voran geschickten geschichtlichen Bemerkungen beschäftigen sich theils mit der Literatur des Gegenstandes, theils mit den Formen des Eides bey verschiedenen Völkerschaften, und zeigen, daß der Vf. seinen Gegenstand auch von der wissenschaftlichen Seite behandelt hat.

Hn.

S t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. S t ü c k.

D e n 12. A p r i l 1838.

L e i p z i g.

Weidmann'sche Buchhandlung: Lehrbuch bei Judenbefehrungen, zugleich ein Hilfsmittel zur Unterscheidung des alten und neuen Testaments von Adolph Moritz Schulze, Dr. phil., Nachmittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig und Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft daselbst. 1837. XII u. 204 S. in 8.

Vorliegendes Werk gehört einer Bestrebung an, die; wenn auch nicht schlechtlin übersehen und unversucht, doch in ihrer Wichtigkeit wohl nicht allgemein genug beachtet und weder theoretisch noch practisch bisher genug unterstützt worden ist, nämlich der, die Juden zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen. Ueber die Wichtigkeit des Gegenstandes an sich braucht übrigens kaum etwas weiter gesagt zu werden: es genügt, nur daran zu erinnern. Bloß vom Standpuncte der Humanität aus betrachtet, muß es den Menschenfreund mit Wehmuth erfüllen, ein Volk, das als die Wurzel der christlichen

Kirche zugleich als die Wurzel der ganzen neueren Bildung der Völker dasteht, in der Lage zu sehen, in welcher es sich wirklich befindet, fremd und unterdrückt im Lande seiner Väter, ohne Heimath, und, wo ihm eine solche — meist nur ein dürftiger Aufenthalt — verstattet ist, stets mit argwöhnischen Augen angesehen, und gar mannigfach mit Schmach und Druck belastet. Wie dies alles aber, vom christlichen Standpuncte aus betrachtet, in noch traurigerem Lichte erscheint, wie sehr da das Eingehen Israels in die christliche Kirche gewünscht werden muß, bedarf der Erinnerung gar nicht. Und eben so wenig, wie sehr Jenes in den Verhältnissen des Staatslebens, um der Juden, wie der christlichen Völker selbst willen, so nothwendig erscheint. Denn so sehr auch die Humanität die Lage jenes Volkes als solchen beklagen darf, gleichwohl kann nur wirklicher Indifferentismus an aller Religion, oder auch irrige Verkennung des Gewichtes religiöser Ueberzeugung für das Völkerleben bereit seyn, bey den factischen Irrthümern des Glaubens, wie der Moral der Masse desselben, die auf andere Auctorität, als die des alten Testaments, basiert ist, und sich in der pharisäischen Theologie allerdings dem Christlichen ganz feindselig stellt, die Gleichstellung der Juden mit den christlichen Völkern zu wünschen. Darum werden auch alle Zugeständnisse und alle Maßnahmen von Seiten der christlichen Staaten die Lage des Volkes nicht bessern, wenn nicht vorerst sein geistiges Leben in religiöser und ethischer Beziehung gebessert wird. Wenn dies aber geschieht, und zwar zweckmäßig, so wird mit der wahren Besserung seiner religiösen und ethischen Einsichten auch seine Annäherung an das Christliche von selbst erfolgen, da die Wahrheit nur eine ist, und

diese sich religiös und ethisch doch wohl unbestritten im Christenthume in ihrer vollkommensten Form darstellt. Daran zweifeln, daß die Juden sich, in richtiger Fortbildung (man darf sie nur nicht in die Lage setzen, daß sie sich für Märtyrer ihres Glaubens halten können), dem Christlichen stät's mehr und mehr nähern und endlich gern, wie einst die Besseren und Weiseren ihrer Väter, in die christliche Kirche übergehen werden, heißt nicht nur an der größeren Vollkommenheit des Christenthums selbst, sondern auch an der Redlichkeit, allem guten Willen und wirklich an dem gesunden Verstande derselben zweifeln. Dies aus dem einfachen Grunde, weil ja das Christenthum alle richtigen und wichtigen Sätze ihrer (wirklich mosaischen) Religion und Ethik enthält, nur in größerer Vollendung und wahrer Vollkommenheit, und nur neue Wahrheit dazu fügt. Das, was das Volk bisher zusammen und von dem Christlichen getrennt gehalten hat, ist nur Aeußerliches, und, - wie seine Gebildeten bereits recht gut den wahren Werth desselben würdigen, so wird auch die Masse bey wirklich besserer Einsicht ihren Vorurtheilen zu seiner Zeit entsagen. Der Anfang muß nur mit Besserung ihrer eigenen religiösen Institute gemacht werden, immerhin in ihrer Weise; das angeregte geistige Leben, worauf man aber leider von Seiten der christlichen Staaten so lange gar nicht geachtet und wofür erst unsere Zeit. Schritte gethan hat, führt Alles von selbst weiter.

Von diesem Standpuncte aus kann Ref. die Erscheinung vorliegenden Lehrbuches, das nach des Verf's eigenen Worten 'als erster Versuch seiner Art erscheint' (auch Refer. kennt noch kein ähnliches Werk), nur als etwas sehr Erfreuliches bezeichnen. Es verfolgt ja unmittelbar den oben

angedeuteten wichtigen Zweck, und obwohl der Verf. sich ausdrücklich dahin erklärt, es sey zum Leitfaden bey dem Unterrichte eines Juden bestimmt, der sich zum Uebertritte zur christlichen Religion bereit erklärt hat, und nun offenbar der Gesichtspunct eines Werkes höher erscheint, so bald es so gehalten ist, daß es auch Juden bewegen könne, sich freywillig erst dem Christenthume zu nähern, und der Vf. sehr bescheiden nur ausspricht, es würde ihn erfreuen, wenn es auch dazu etwas beitragen könnte, so wird doch durch alles dies dem Werke nichts an Werth entzogen, da es in Wahrheit jenem höheren Zwecke genügt, wie er sich wohl eigentlich kaum von der ersteren engeren Bestimmung trennen läßt. So gewiß demnach der Zweck des Buches als recht bedeutend angesprochen werden darf, so gewiß wird Alles darauf ankommen, welche Grundsätze bey der Ausführung beachtet, und ob für das christliche wie das jüdische Moment die rechten Rücksichten genommen sind, kurz, ob die Durchführung wirklich dem Zwecke entspreche. Ueber die Rücksichten, die zu nehmen und genommen seyen, so wie über die Grundsätze, von denen er sich habe leiten lassen, hat sich der Verf. im Vorworte mit lobenswerther Genauigkeit erklärt, und Ref. glaubt, daß sie gewiß allgemeine Billigung erfahren werden. Die erste Frage muß die seyn, welcherley Juden, und welcherley Judenthum eigentlich ins Auge zu fassen seyen, wenn es sich um Ueberführung zum Christenthume handelt. Es gibt ja unter ihnen eben so viel Spaltung und Meinungsverschiedenheit, als in irgend einer anderen Religionspartey. Die reineren und eigentlichen Juden beschränken sich in ihrem Glauben auf den Pentateuch, wenn sie auch theilweise durch alle-

gorische Künsteleyen aus demselben Alles ableiten, was die Propheten, Talmudisten und spätere Rabbinen gelehrt und nicht gelehrt haben'. Davon zu unterscheiden sind nun die eigentlichen Anhänger des Talmud, wo gar mannigfache Zusätze und Verunstaltungen zum reinen Mosaismus treten, die in ihrer vollen Ausartung allerdings dem Christenthume feindlich und kaum von Nichtjuden gekannt sind, 'da die hyperorthodoxen Juden ihren Glauben in nicht zugänglichen Schriften aufstellen, ihn unter sich selbst als eine Geheimlehre bewahren und keinem Juden vor dem 40. Jahre alle Mysterien desselben eröffnen'. So gibt es Parteyen der Cabbalisten und Karaiten, und Rabbaniten (Talmudisten), von denen wieder 'die neueren reformierten Juden in Hamburg, Straßburg, Frankfurt u. c., die entweder schon Christen unter jüdischer Form oder auch bloß Theisten sind', so wie die älteren Parteyen zu unterscheiden sind. Ganz mit Recht stellt nun der Verf. den Grundsatz auf, daß für eine Vergleichung des Judenthums mit dem Christenthume nur auf die canonischen Bücher des A. T. Rücksicht genommen werden dürfe, und nur echt mosaische Juden ins Auge zu fassen seyen. Denn das ist das Gemeinsame und für alle Parteyen Grundhaltige. Augenscheinlich wird und muß sich mit dem Judenthume in seiner Reformation ganz die Erscheinung wiederholen, die sich bey der Trennung und Bildung der evangelischen Kirche aus der catholischen darstellt. Es wird und muß die Frage entstehen, welches die eigentliche Quelle und der eigentliche Grund des jüdischen Glaubens sey, und wie die Reformatoren unserer Kirche auf den alleinigen Glaubensgrund der heiligen Schrift zurück gingen und von ihm aus alle Ausartung im Glauben und

Leben bekämpften, so werden die Besseren und Weiseren unter den jüdischen Lehrern, weil sie sich der Ausartung in den anderen Schriften schämen müssen, bald genug ihren Glauben nur auf die canonischen Bücher des A. T. gründen. Dieser Ausspruch ist nicht zu gewagt, denn es haben bereits in unseren Tagen gebildete jüdische Lehrer bestimmt ausgesprochen, 'daß der Talmud nicht mehr in seinem vollen Umfange gelte, und nur in so weit, als er mit dem im A. T. gegebenen mosaïschen Glauben übereinstimme'. Dies ist augenscheinlich ein großer Schritt zur Reinigung und Reformation des Judenthums, die in folgerechter Entwicklung zum Christenthume führen muß. Aber auch hier muß und darf nichts durch äußeren Zwang bewirkt werden, sondern man muß der Kraft der Wahrheit vertrauen, die, wenn nur die Lehrer unter den Juden selbst mehr gebildet werden, sich von selbst Bahn brechen wird.

Seinem richtigen obersten Grundsätze gemäß, der für den einzelnen Juden, wie für die Gesammtheit seine Anwendung findet, hat der Vf. das reine Christenthum (bloß nach dem N. T.) dem reinen Judenthume (bloß nach dem A. T.) gegenüber gestellt. Nothwendig mußte daraus eine vergleichende biblische Theologie des A. und N. T. entstehen, wie auch der Verf. das Werk selbst characterisiert, und Refer. ist ganz mit ihm einverstanden, daß es zugleich als Hülfsbuch dienen könne, 'um daraus den großen Unterschied des A. und N. T. oder die Vorzüge des letzteren vor dem ersteren darzuthun', kann aber nicht umhin, die erweiterte Bestimmung des Werkes 'dadurch jeden Christen in der Ueberzeugung von der Vortreflichkeit und dem Werthe seiner Religion zu befestigen' für eine

ungehörige und wohl unpassende zu erklären. Denn einmahl scheint an sich eine solche Bestimmung doch wohl ganz überflüssig, da der Fall wohl nie vorgekommen ist, daß ein Christ über den Vorzug seines Glaubens vor dem jüdischen gezweifelt hätte, und dann scheint für diesen Zweck doch der Unterricht, den jeder Christ als solcher in seinem Glauben erfährt (wenigstens erfahren sollte), vollkommen zureichend. Darum kann der Nutzen der wirklich gegebenen vergleichenden biblischen Theologie für Christen nur ein intellectueller, in wissenschaftlicher Uebersicht der Unterschiede beider Religionen, seyn, während der Verf. der Entschuldigungen, daß es gleichwohl keine vollständige biblische Theologie sey, gar nicht bedurft hätte, wenn er sich nur auf die Bestimmung beschränkt hätte, die er selbst als die vorzüglichste bezeichnet, und die das Werk allein haben kann. Für diese Bestimmung aber muß Ref. nun auch die übrigen Grundsätze, die der Verf. befolgen wollte, und wirklich befolgt hat, für sehr richtig erklären. Dahin gehört, daß Manches, was für den Standpunct der Juden besondere Beachtung verdiente, ausführlicher behandelt ist, z. B. das Gebet, ferner, daß der Verf. mit der größten Gewissenhaftigkeit dahin gestrebt, nur rein biblische Lehren vorzutragen, nur solche, die wahren christlichen Glauben begründen und zur Belebung wahrer Religiosität dienen, wobey er stets dem Grundsatz folgen wollte, 'daß es besser ist, aufzubauen, als nieder zu reißen, (und) sogleich das Wahre und Richtige zu geben, als Zweifel zu lehren und Irrthümer zu verkünden, die gehoben und widerlegt werden müßten'.

Und so wie die Grundsätze richtig scheinen, die der Verf. sich bey seiner Arbeit als leitend

gestellt hatte, so kann Ref. auch die Anordnung der einzelnen Materien, in denen der Unterschied des Christen- und Judenthums zur Betrachtung gezogen und der Vorzug des ersteren gezeigt wird, nur sehr passend finden. In der Einleitung handelt der Verf.: I. Von den Offenbarungen Gottes und deren Stufengang bis zu ihrer Vollendung im Christenthume. Es wird gezeigt, daß, wenn auch verschiedene Offenbarungen Gottes statt gefunden, diese alle doch nur Einen Zweck haben, und ein Stufengang der Offenbarung durch den Glauben an Gott, an sittliche Freyheit und an Unsterblichkeit dargelegt. Die Spitze und Vollendung aller Offenbarung ist das Christenthum, und sehr passend wird dem Mosaismus sein volles Recht gegeben, als Vorbereitung auf dasselbe, zugleich aber auch in der Hinweisung auf die messianischen Weissagungen die Verpflichtung der Juden zur Annahme des Christenthums ausgesprochen. Sodann behandelt der Verf.: II. Die messianischen Weissagungen und deren Erfüllung in Jesu. Es sind hier die Stellen aus dem A. T. und deren Anwendung im N. T. zusammengestellt, und wie man auch über den Sinn manchen Ausspruches im A. T. denken mag, man muß sich nur erinnern, daß die Juden selbst sie auf den Messias bezogen und beziehen, daß sie also gerade für sie beweisende Kraft haben, und man kann sich nicht verhehlen, daß der Ausspruch des A. T. und seine Anwendung im N. T. oft überraschend und schlagend erscheint. Sodann folgt: III. Leben und Wirken Jesu. Der Verf. hält sich mit Recht auf dem rein biblischen Standpunkte, ohne mit den Symbolen hinzu zu setzen, noch mit den Rationalisten um das Einzelne zu markten. Es folgt: IV. Die Urkunde der christlichen Religion. Hier wird das Verhältniß des

N. und N. T. passend entwickelt, dem N. T. seine Würde und Bedeutsamkeit zuerkannt, und in dem am Ende gestellten 'Summarischen Ueberblick' der eigentlich wichtigere Theil: Die Darstellung der Hauptlehren der christlichen Religion vorbereitet, und die Verpflichtung der Ausnahme derselben von Seiten der Juden behauptet. Jene Darstellung selbst wird dann in 3 Abschnitten durchgeführt. Der erste behandelt die Frage: Was haben wir als Christen zu glauben? und knüpft alle hierher gehörigen Lehren an die drey Glaubenssätze: 1) es ist nur ein Gott und der ist der vollkommenste Geist. 2) Gott, der die Welt erschaffen hat, erhält und regiert sie auch. 3) Gott ist Vater aller Menschen. Hier wird überall sehr passend die Lehre des N. T. mit dem N. T. verglichen, das Gute dort gebührend anerkannt, aber auch die vollkommnere Lehre des N. T. über das Wesen und die Eigenschaften Gottes (z. B. über die Geistigkeit Gottes, S. 47.), und sein Verhältniß zu den Menschen (vgl. bes. S. 65. über ihn als Vater) in das rechte Licht gesetzt. Der zweyte Abschnitt behandelt die wichtige Frage: Was haben wir als Christen zu thun? und erledigt sie in der für die christliche Pflichtenlehre gewöhnlichen Betrachtung der Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen andere. Sehr passend ist am Ende jeder Pflichtensumme noch der obigen Betrachtung ein Rückblick hinzu gefügt, der die Hauptunterschiede summarisch wiederholt, und gewissermaßen das jedesmahlige Resultat zieht, aber eben damit die Uebersicht des wirklichen Unterschiedes beider Religionen gar sehr erleichtert. Der dritte Abschnitt erörtert die Frage: Was haben wir als Christen zu hoffen? Hier werden die Begriffe von der Sünde, ihre Strafen, aber

auch die Tröstung des Christenthums auf Vergeltung der Sünde durch die Verheißung in Christo entwickelt, und mit der Hinweisung auf das ewige Leben und die vom Christenthume bestimmt verheißene Vergeltung das Ganze geschlossen. Noch folgt ein Anhang über die Schicksale der christlichen Kirche, und so wie vor der Einleitung ein erhebendes Wort 'an jüdische Proselyten des Christenthums' voran gestellt ist, in welchem der Ernst des Schrittes des Zutretens zur christlichen Gemeinschaft passend dargestellt und gleichsam dem Bekenner des Judenthums liebevoll die Hand geboten wird, ihn zu Christo zu führen, z. B. in der Weise: 'Nicht zur Verachtung des Judenthums soll dich das Christenthum führen: Moses steht uns hoch, doch Christus noch höher; die Offenbarung des N. T. halten wir für eben so göttlich, als die des neuen, aber diese für vollkommener als jene' — so ist auch am Ende des Ganzen eine Anrede: 'An den jüdisch-christlichen Täufling nach Vollendung des Bekehrungsunterrichts' hinzugefügt, in welcher dem Bekehrten sein neues Glaubensbekenntniß so wohl vor Augen gestellt, als abgefordert wird.

Kann man so, wie wohl niemand etwas gegen den Zweck des Werkes einwenden wird, sich auch mit seiner Anlage im Ganzen gewiß nur zufrieden erklären, so bescheidet sich andererseits Ref. gern, mit dem Verf. über Einzelnes rechten, aber eben so auch, alles über die Lehre des N. T. Aufgestellte hiermit unbedingt als richtig bezeichnen zu wollen. Nur einzelne Andeutungen mag er sich erlauben. S. 3. dürfte die Definition von Religion 'entweder der Unterricht (?) über Gott und seine Verehrung, oder der Glaube an Gott' vielen und gerechten Wi-

derspruch finden. §. 2 und 4. scheint der Verf. auch den heidnischen Religionen und dem Islam eine Offenbarung zuzuschreiben, in einer Weise, woran man vom christlichen Standpuncte aus gerechten Anstoß nehmen darf; wenigstens hätte der Verf. sich schärfer und behutsamer erklären sollen. S. 9. dürfte sich über den Sinn und die richtige Anwendung der in den Anmerkungen angeführten Schriftstellen für den Zweck des Werks selbst Manches entgegen lassen. Obgleich der Verf. allerdings den Gedanken hervor hebt, daß das Christenthum nur eine Vollendung des Judenthums sey, so hätte er doch wohl bey dargebotener Veranlassung diese für seinen Zweck so wichtige Betrachtung mehr urgieren müssen; Refer. verweist auf S. 39 und 44 ff. S. 62. paßt die Durchführung wohl nicht zu der Ueberschrift 'Ist Gott Urheber des Uebels?' wenn auch die Verhandlung selbst richtig ist. §. 65. hätte wohl die Idee des jüdischen Particularismus mehr beleuchtet, und für den Zweck des Werks auch der Erfahrungsbeweis benutzt werden dürfen. S. 133 ff. von den Sacramenten ist die eigenthümlich christliche, oder vielmehr die wahre Bedeutsamkeit eines Sacraments gewiß zu wenig hervor gehoben: der Verf. sieht sie zu sehr als (brauchbare) Tugendmittel an; aber auch das N. T. stellt sie höher. Und so gewiß der Verf. über den Ursprung der Sünde S. 144 ff. richtig urtheilt (nach dem N. T. und gegen die Symbole, obwohl der Verf. mit gutem Tacte jeden Seitenblick vermeidet), so hätte doch dieser Begriff und seine Bedeutung im Christenthume eine genauere Entwicklung bedurft. Die Darstellung der christlichen Lehre von Jesus, als Sohn Gottes (S. 37. Anmerk.) ist in jeder Weise ungenügend, so wohl nach dem N. T., als für den Zweck

des Verfs, und die Behauptung der Göttlichkeit des N. T. S. 41. dürfte auch ungenügend motiviert seyn u. s. w. Sonst ist der Standpunct des Verfs allerdings der biblische, und die Sprache populär, aber edel und in ihrer Einfachheit würdig. Zur Betrachtung geben wir ihm noch anheim, ob es nicht für den Zweck des Buches ersprießlich gewesen wäre, bey der Darstellung der Lehren des N. T. hin und wieder mehr auf die practischen Folgen für das Leben hinzuweisen, und so die Identität des reinen Christenthums mit dem rein Menschlichen nachzuweisen, worin gewiß für die, die noch außer der christlichen Kirche stehen, ein nicht abzuweisendes und überhaupt kein tadelnswerthes Motiv, sich der christlichen Gemeinschaft anzuschließen, liegt. Freylich soll und muß ja dem christlichen Lehrer, der diese Anleitung bey seinem Unterrichte benutzet, so wie dem denkenden Juden auch etwas überlassen bleiben, und werden beide die Folgerungen fürs Leben leicht ziehen. Ref. kann darum nur wünschen, daß gebildete Israeliten, namentlich deren Lehrer, dieses Buch nicht unbeachtet lassen möchten, das alles Gehässige durchaus vermeidet, und in christlichem Sinne auch in ihnen das Edlere gern anerkennt, und nur mit liebevoller Belehrung ihnen eine Wohlthat und Vollkommneres darreichen möchte.

RöÄner.

M i l a n o.

Il castello di Trezzo, Nov. Stor. di G. Bazzoni. 5a Ediz. Mil. — 1836, Stella e Figli. 224 S. in 8.

Wenn W. Scott das Verdienst gebührt, auch in Italien den historischen Roman durch seine unvergleichlichen Dichtungen ins Leben gerufen zu haben, so müssen wir auch den Italiänern das verdiente Lob ertheilen, ihr Vorbild mit dem ihnen eigenen Schönheitsgeföhle erfaßt und studiert zu haben, und daher zu den glücklichen Nachahmern des W. Scottschen geschichtlichen Romans zu gehören. Wenn nun ferner diese Art der Dichtung, und der Roman überhaupt, Italien ganz unbekannt gewesen (denn bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts kannte man nur Uebersetzungen französischer Romane, und die schwülstigen, matten Erzählungen des Chiari); so müssen wir über die Prachtschöpfung des erhabenen Dichters Manzoni erstaunen, wir meinen seine Prom. Sposi: und daß es ersprießlich war, daß gerade ein solcher Dichter mit dem ersten Versuche auch fast die größte erreichbare Vollkommenheit errungen, beweisen die schnell nach einander gefolgten trefflichen Arbeiten des Rossini [Monaca di Monza, L. Strozzi], des Uzzaglio [Ett. Fieramosca], des Barrese [Fidanzata, Odaleta], des Grossi [M. Visconti] u. s. w.

Die Novelle des Dr Bazzoni, welche wir hier zur Anzeige bringen, schließt sich würdig ihren Vorgängern an. Der geschichtliche Stoff ist eine Scene aus dem 1385ten Jahre der Geschichte Mailands, zu welcher Zeit das Herzogthum von Bernabo Visconti und seinem Neffen Giovan Galeazzo beherrscht wurde. Galeazzo, nach Alleinherrschaft strebend, bemächtigte sich seines Onkels und Schwiegervaters, sendete ihn als Gefangenen nach der Feste Trezzo, wo er ihn später vergiften ließ. Mit diesem

Stoffe wußte der Verf. die Hauptintrigue zwischen dem Ritter Palamede und seiner Braut Ginevra, der Tochter des Bernabo, die ihrem Vater in die Gefangenschaft folgt, so wie mehrere natürlich hervor gehende Nebenereignisse, so kunstvoll zu verweben, der Anordnung und Darstellung eine so anmuthsvolle Frische und Glanzfülle zu geben, die Charactere so trefflich zu entwerfen, das Zeitübliche so geschichtlich treu zu zeichnen, der Erzählung eine so gemüthliche Ruhe aufzuprägen [eine liebenswürdige Eigenschaft W. Scotts, die weder Bulwer noch Marryat besitzt, und die nur in einigen Werken des originellen W. Irving zu finden], den zwölf Kapiteln aus welchen sie besteht, einen so mannigfachen, fesselnden Reiz zu verleihen, daß diese Novelle [die vielen Auflagen beweisen, welchen Beyfalls sie in Italien gewürdigt wird] zu den gelungensten Compositionen gezählt zu werden verdient.

Bazzoni ist übrigens Verfasser zweyer anderer geschichtlicher Novellen: La bella Celeste und Falco, welche letztere sich auch mehrerer Auflagen erfreute.

Die Ausstattung des Werkchens ist anständig, und die Ansicht der jetzigen Ruinen von Trezzo eine dankverdienende Verschönerung.

Mf. r b.

P a r i s.

Ben Baillièrè. Mémoires de l'académie royale de Médecine. Tome VI. Avec onze Planches. 1837. 24 u. 878 Seiten in Quart.

Dieser voluminöse Band enthält nur wenige Abhandlungen, aber diese sind meistens von solchem Umfange, daß sie eher eigene, selbständige Werke vorstellen. Es scheint uns, als wäre für diese hier nicht der geeignete Platz. Voran geht ein im Auftrage der Commission der Epidemien von Piorry verfaßter Bericht über die Epidemien, welche von 1830 bis 1836 in Frankreich geherrscht haben (S. 1 — 24.). Als Hauptresultat wird hervor gehoben, daß die epidemischen Krankheiten fast nur da sich gezeigt und verbreitet haben, wo die Menschen zusammen gehäuft, schlecht genährt und gepflegt, in engen, ungelüfteten, schmutzigen Wohnungen sich befanden. So sagt er z. B. von der Cholera (S. 14.): 'In Indien hat sie ihre Quelle in der Mitte großer Menschenmassen und verbreitet sich wie ein finstereß Meteor von Ost nach West, immer den Anhäufungen von Menschen folgend. In schlecht gebauten, überfüllten Städten zeigt sich ihre Gewalt. Kommt sie nach Paris, so sind es die alten an die Barbarey erinnernden Straßen und Häuser, wo sie mit der größten Intensität wüthet; sie erscheint wohl auch in besser gebauten Quartieren, aber auch da ergreift sie vorzugsweise den Thürhüter in seinem engen Logis und den Bedienten in seiner schlecht gelüfteten Mansarde.'

Unter den eigentlichen Abhandlungen nimmt die erste Stelle ein die von A. Trousseau und H. Belloc (S. 1 — 313.) über die Luftröhrenschwindsucht, welche als Monographie die von der Academie gestellte Preisfrage ('was versteht man unter phthisis laryngea, welches sind die organischen Veränderungen, die Ursachen, Arten,

Ausgänge, die Behandlung?) gelöst hat. Die Krankheit wird definiert als 'jede chronische Veränderung des Larynx, welche die Schwindsucht oder den Tod auf irgend eine Art nach sich ziehen kann'. Es werden viele Beobachtungen und Krankengeschichten eingeflochten. Auf den beygefügt 9 Kupferplatten finden sich die beschriebenen wichtigsten Umänderungen abgebildet. Die Verf. rühmen als ganz besonders wirksam in der ersten Periode der Krankheit das Cauterisiren mit einer Auflösung von Höllenstein. Sie füllen eine silberne, vorn umgebogene Sprüze zu einem Viertel damit an und sorgen, daß, nachdem die Sprüze über die Epiglottis vorgebrungen, die Flüssigkeit als ein feiner Regen in den Larynx und in den obern Theil des Oesophagus gefange. Es entsteht gleich darauf ein convulsivischer Husten und Alles, was sich nicht mit dem Gewebe combinirt hat, wird heraus geworfen. Um das noch freye Silbersalz zu zersetzen, lassen sie ein Salzwasser nachtrinken und rühmen die Schmerzlosigkeit des Verfahrens (S. 207.: *On se fait un monstre de la cautérisation, qui, en effet, est fort douloureuse à la peau ou sur les parties des membranes muqueuses, qui en forment la limite; mais cette cautérisation est à peine sentie au pharynx, au larynx, ou au col de l'utérus*).

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 14. April 1838.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Mémoires de l'académie royale de Médecine.

Dann folgen zwey Abhandlungen zur Gewinnung des von Portal gestifteten Preises über die Frage: 'welches ist der Einfluß der pathologischen Anatomie auf die Medicin seit Morgagni bis auf unsere Tage?' Die erste, welche den Preis gewann, ist von Risueño d'Amador, Professor in Montpellier (S. 314—493.); die zweite, welche eine ehrenvolle Erwähnung und eine Medaille erhielt, von Saucerotte (S. 494—604). Beide enthalten historische Uebersichten und Raisonnements, die keines Auszuges fähig sind. Die französischen Leistungen werden natürlich am meisten gewürdigt. S. 504.: 'La France était appelée à jouer le premier rôle dans la période qui allait s'ouvrir.' Uebrigens werden die durch die pathologische Anatomie erlangten Bereicherungen der Medicin keineswegs überschätzt. Als Resultate, welche die Therapie aus ihr ge-

zogen, finden sich von D'Amador folgende hervor gehoben: der Ausspruch, daß jede Krankheit in einer organischen Umänderung bestehe und daß als die einzige Ursache dieser Umänderung die Entzündung zu betrachten sey, daß dem gemäß nur so nahe als möglich auf die ergriffene Stelle eingewirkt und die plastische Thätigkeit des Blutes herab gestimmt werden müsse, und daß, da die Krankheit nur nach dem Sitze variire, bloß eine locale, keine specifische Behandlung angenommen werden dürfe, werde in seiner Allgemeinheit durch Theorie und Erfahrung beschränkt. Die Natur der Krankheit, die Anlage verlangten Berücksichtigung; das rein dynamische Leiden mache sich oft geltend; die eigenthümliche Einwirkung bestimmter Arzneyen auf Krankheitsprozesse könne nicht in Abrede gestellt werden. Wie das Vorkommen der örtlichen Entzündung als unbestrittene Thatsache zuzugeben sey, so müsse man auch die Gewalt der Diathese einräumen. Die Einsicht in die rasche Umwandlung mancher Gewebe gebiete ein energisches Verfahren; aber die Nachweisung, der häufigen Selbsthilfe der Natur liefere die Beweise für die Zulässigkeit der wartenden Methode. Auf gleiche Weise spricht sich auch Saucerotte aus, indem er zugleich auf die Erweiterung und Begründung des ärztlichen Erkennens und Heilens durch die Chemie und experimentelle Physiologie hinweist. Er sagt (S. 525.): *pour être justes, il ne suffit pas de demander si la thérapeutique a fait de riches acquisitions sous l'influence des travaux modernes; il faut compter aussi les erreurs dont elle s'est débarassée.* Und gleich darauf (S. 526.): *Sans nous mettre du côté de ceux qui voudraient voir l'anatomie morbide trôner sur toute la médecine et se sub-*

stituer dans la recherche des médicaments à l'expérimentation clinique, nous espérons que des perfectionnements succesifs de la science, naîtra, entre l'une et l'autre, un rapprochement plus étroit.

Der hierauf folgende Aufsatz von Manche (S. 605 — 624.) enthält Angaben von den äußeren Kennzeichen der verschiedenen Sago-Arten, wie des Sago's von den Maldiven, von Sumatra, Neuguinea, den Molukken, dem grauen, rosenfarbenen und weißen Sago. Fast die ganze letzte Hälfte dieses Bandes nimmt die Abhandlung von P. Mayer ein über die Rogkrankheit (de la Morve et du Farcin) bey dem Menschen (S. 625 — 871.). Es ist dies die bey Pferden längst gekannte Krankheit, welche aber durch Ansteckung auch auf den Menschen übergehen kann. Der Verf. hat aus englischen, besonders aber aus deutschen Schriften viele Fälle dieser Art zusammen gestellt und aus seiner eigenen Erfahrung noch andere Beispiele hinzu gefügt, welche beweisen, daß Menschen, die mit solchen Pferden in Berührung kommen, ja, welche nur das Geschirr und die Decken derselben benutzen, chirurgische Operationen oder auch die Section bey denselben vornehmen, unter Umständen von ganz ähnlichen Uebeln können befallen werden. Er sagt darüber S. 642.: 'In einigen Fällen ist das Zeichen der Ansteckung ein pustelförmiger Ausschlag, ein dicker, leimiger Ausfluß aus der Nase, ein Aussehen, wie im Typhus; im andern fehlt die Affection des Nasenkanals, und es herrschen bloß äußere Symptome, die Pusteln, eine gangränöse Umänderung der Haut vor; wieder in andern sind Schmerzen in den Gliedern, eiterförmige Ansammlungen an verschiedenen Stellen des Körpers, Entzündungen der lymphati-

sehen Gefäße characteristisch. In den schlimmsten, schnell tödtlichen Fällen treten, einige Tage nach unbestimmten Vorläufern, alle diese Zeichen und Veränderungen in reißender Schnelle und Heftigkeit nach einander ein.' Die microscopischen Untersuchungen der in den Pusteln enthaltenen Materie (S. 651 ff.) sind von unserm Landsmann Dr. Gluge. Mehrere colorierte Kupfertafeln verdeutlichen die durch Pusteln, Geschwüre und Brand bey dem hitzigen Rothe alterierten Organe.

L o n d o n.

By H. Colburn und R. Bentley. Narrative of a Journey through Greece in 1830, with remarks upon the actual state of the naval and military power of the Ottoman empire by Captain T. Abercromby Trant, author of 'two years in Ava'. X u. 435 Seiten. 1830. nebst 6. Kupfertafeln und 3 Holzschnitten. 8.

Die vorliegende Reise kann zwar in Beziehung auf die classischen Studien mit den Werken von Clarke, Dodwell, W. Sell keinen Vergleich aushalten, aber auf der andern Seite ist sie die einzige, so viel uns bekannt, die ein Engländer seit der Befreyung Griechenlands und der Errichtung einer festen Regierung in Griechenland unternommen und beschrieben hat; daher die Politik und Statistik der Gegenwart hier ungleich mehr in den Vordergrund treten als bey den Vorgängern des Verfs. Indem er von dem Landungsplatze Chiarenza an der ehemahl's Elysischen Küste durch Arkadien nach Argos und durch Argolis bis zur Spitze, dann, nach einem Abstecher nach Constantinopel, zurück nach Aegina und von da über Napoli di Romania nach Arkadien,

namentlich Tripolizza, und weiter nach Mistra und Sparta, und von da wieder über Arkadien und Argolis nach Athen, Salamis, Corinth und Patras reist, um sich hier nach Zante einzuschiffen, indem er also eigentlich sich in Griechenland nur in einem engen Kreise bewegt, hat er doch hinlängliche Gelegenheit, den Zustand des Landes, die Sitten und Gebräuche der Einwohner und insbesondere die Wirkungen der damals bestehenden Regierung des Präsidenten Capo d'Istria und den Eindruck der damaligen Verhandlungen über den zu errichtenden Königsthron zu beobachten, und die an verwüstete Städte und verbrannte Olivenpflanzungen geknüpften Erinnerungen an den Kampf mit den Türken und Ibrahim's Verheerungszug zu sammeln. Von Capo d'Istria sagt der Verf. schon in der Vorrede, daß er eher mit einem Vorurtheil für als gegen ihn nach Griechenland gekommen sey, aber eine nähere Bekanntschaft mit seiner Politik dieser Täuschung ein Ende gemacht habe, insbesondere sey die Art, wie er hernach den zum Throne von Griechenland bestimmten Prinzen Leopold davon zurück geschreckt habe, ein Beweis, how deep are his designs. Da die Zeit wohl kaum gekommen ist, wo ein völlig unparteyisches Urtheil über die Verwaltung des Präsidenten gefällt werden kann, indem weder hinlänglich sichere Materialien vorliegen, noch auch bereits eine feste Erkenntniß von dem, was dem neueren Griechenland Noth thut, gewonnen zu seyn scheint, und da die Ansichten der Reisenden in der Regel nur ein Wiederhall der bey einer oder der andern Partey in Umlauf gebrachten Ansicht der Sache sind, möchten wir auch den Mittheilungen des Verfs keinen unbedingten Werth beylegen. Schätzbarer sind, als unmittelbare Beobachtungen eines

Augenzeugen, die meisten der Nachrichten, welche der Capitän A. Trant über den Culturzustand des Volks gibt; er schildert die Unwissenheit und Habsucht der Geistlichen, und die Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts bey den Griechen mit den stärksten Zügen, und mischt dabey manche Anekdoten ein, die, wenn sie auch nicht wahr seyn sollten, doch die in Griechenland selbst in den Sirkeln der Gebildeten herrschende Meinung darlegen, wie die Geschichte von dem Griechen, der mit seiner Frau an ein reißendes Wasser kommt, und nicht etwa seine theuere Hälfte hinüber trägt, sondern auf ihre Schultern springt, als verstände es sich ganz von selbst, daß seine Frau ihm als Lastthier dienen müsse, und die von dem Bischofe, der sich nicht mehr weigert, einen Esel zum Geistlichen zu ordinieren, nach dem er die an seinem Schwanze hängende Börse bemerkt hat u. dgl. Wir theilen Einiges von den Reflexionen mit, mit denen der Verf. seine Reisebeschreibung schließt und die durch die Vergleichung mit dem, was seit der Zeit in Erfüllung gegangen ist, ein besonderes Interesse erhalten: I had seen enough of Greece to convince me, that although she possesses great capabilities, yet that the future ruler will have a most arduous task to perform in bringing her within the bounds of civilization. Inveterate habits and prejudices must be weeded from the minds of the people and their irascible passions calmed; a new impulse must be given to the enterprising spirit of her mariners; a lawless soldiery is to be disbanded and no longer thrown loose upon the country; taxation must be enforced; roads made, and justice administered; and to effect these objects, the new Sovereign must

be supported by a foreign army and resolve to govern his subjects with a

‘Main de fer et gant de velours’.

Das Meiste hiervon ist bereits in Erfüllung gegangen, freylich mit Ausnahme der neuen Antriebe, die der Unternehmungsgeist der griechischen Seeleute erhalten sollte, wiewohl gerade darin der nothwendige Ausgangspunct zu einer eigenthümlichen Entwicklung des neuen Staates zu liegen scheint. Indes erscheinen nach dem allen die Hoffnungen immer noch zu kühn, die die letzten Worte des Verf. aussprechen: The regeneration of the Greeks is about to commence; they will soon be united with the great European family; and in the course of a very few years we may hope to see them rapidly approximating to the state of civilization attained by the other nations of Europe — wenn wir überhaupt solche Erwartungen als Hoffnungen bezeichnen können, die doch zuletzt nur darauf hinaus gehen, die neu-griechische Nation mit ihren eigenthümlichen Anlagen und Richtungen zu einem *caput mortuum* zu machen, worauf der Firniß der allgemeinen europäischen Civilisation aufgetragen werden könne.

Obgleich der Verf. auf seiner Reise auch so viel von classischen Gegenden und Kunstmerkwürdigkeiten zu sehen sucht, als die schlechte Jahreszeit, in der er die angegebenen Landstriche durch-eilt, ihm gestattet: so finden wir darunter doch kaum eine dem Verf. eigenthümliche und neue Beobachtung, und machen nur auf einige Nachrichten aufmerksam, welche damahls erst bekannt geworden, und noch nicht genauer beschriebene und abgebildete Denkmähler betreffen. Unter den Antiken, die zu der Zeit in einem Zimmer des Orphanotropheum in Aegina untergebracht waren,

beschreibt Hr Capitän A. Trant eine Figur genauer, und gibt auch S. 88. eine Abbildung in Holzschnitt davon, die eine Harpyie genannt und sogar für die Darstellung der Krankheit Elephantiasis erklärt wird, wie sie auch in Deutschland als Bubonen-Pest gedeutet worden ist (s. Welker im Rheinischen Museum f. Philol. Jahrg. II. S. 589.). Indes ist die Figur wohl nur eine etwas phantastisch verbildete Grab-Sirene, wie diese Todessängerinnen ja auch sonst mit Todten-Urnen und in der Geberde des Haarzerrausens vorkommen, und die vorstehenden Punkte (knobs), welche an der Statue sichtbar sind und jene Deutungen herbey geführt haben, dürfen wir, auch nach dem bestätigenden Zeugnisse eines einsichts-vollen Reisenden, nur für stehen gebliebene Punkte aus der Werkstatt des Bildhauers halten, da die ganze Figur den Mangel an Vollendung deutlich darlegt. Eine andere wenig bekannte Figur ist der in Athen gefundene jugendliche Gigant (denn diese Benennung wird durch die in Schlangen übergehenden Schenkel begründet) von colossalen Proportionen, der als Atlant oder Telamone zur Unterstützung eines Gebälks diente und mit andern seines Gleichen das Dach irgend einer Halle getragen haben muß. Der Verf. nennt die Figur a magnificent Torso of a Persian or Caryatides, woraus man abnehmen kann, wie wenig man ihn sich als einen Alterthumsforscher von Haus aus vorstellen darf*). Es ist interessant, damit die ganz ähnliche Figur aus einem etruskischen Grabe von Tarquinii, Monumenti dell' Instituto di corrisp. archeol. V.

*) Seit diese Anzeige geschrieben, ist die oben erwähnte Statue von Hn R.-Rochette in den Nouvelles Annales de l'Inst. archéol. genauer bekannt gemacht und für einen Erichthonios erklärt worden,

II tav. 3. 4., zu vergleichen, so wie auch die auf dieselbe Art angebrachten Schiffszeichen der römischen Flotte, welche Navius beschreibt:

Bicorporos Gigantes, magnique Atlantes
Rhuncus atque Purpureus, filii Terras.

Die Nachrichten über die Land- und Seemacht des türkischen Reichs, welche einen Anhang zu diesem Reifewerk bilden, werden, wenn sie zuverlässig und genau sind, dadurch doppeltes Interesse erregen, daß sie die neuen Bemühungen des Sultans, seine Armee auf europäischen Fuß einzurichten und zu disciplinieren, hauptsächlich berücksichtigen.

R. D. M.

B r e m e n.

Bey Heise. Beyträge zur Aufklärung der Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Von G. M. Treviranus. 1835. Bd 1. Heft 1. VI u. 80 Seiten, nebst 2 Tafeln Abbild. (Auch unter dem Titel: Ueber die blättrige Textur der Crystalllinse des Auges als Grund des Vermögens einerley Gegenstand in verschiedener Entfernung deutlich zu sehen, und über den innern Bau der Retina). Heft 2. 123 S. 8. (Auch unter dem Titel: Neue Untersuchungen über die organischen Elemente des thierischen Körpers und deren Zusammensetzungen).

Der im ersten Hefte abgehandelte Gegenstand, nämlich das Vermögen, in verschiedenen Entfernungen die Objecte deutlich zu sehen, ist seit Keplers Zeit oft Punct physiologischen Streites gewesen. Der Verf. glaubt diesen Umstand aus der lamellosen Textur der Crystalllinse mit Beyhülfe der Pupille erklären zu können, wie er solches schon in der Biologie, im ersten Hefte sei-

ner Beyträge zur Anatomie und Physiologie der Sinneswerkzeuge und an anderen Orten auseinander gesetzt hat. 'Er war indeß damahls noch nicht im Stande, diesen Satz durch Beweise zu unterstützen, welche die volle Evidenz geometrischer Wahrheit hatten, und hielt die Probleme, die aufzulösen waren, wenn die Evidenz erreicht werden sollte, für so schwer, daß er sich nicht an die Lösung derselben wagen mochte. Allein der Drang, sich Gewißheit zu verschaffen, nöthigte den Verf., jene Aufgaben immer vor Augen zu behalten. Endlich gelang es ihm auch, Mittel zur Entwirrung der Knoten zu finden, die ihm noch vor einigen Jahren unauflöslich zu seyn schienen.' Dieses Mittel besteht in der Aufstellung einer Gleichung für die Brennweite einer geschichteten Kugel, woraus er die Richtigkeit seiner Behauptung ableitet. Ref. muß aber leider gestehen, daß der um die Physiologie so hochverdiente Treviranus in seinen geometrischen Berechnungen sich geirrt hat, und daß der obige Umstand nur durch eine Veränderung des Refractionszustandes des Auges erklärt werden kann, zu welchem Ende die gleich anzuführende Schrift von Kohlrausch zu vergleichen ist. — Das über den Bau der Retina Gesagte finden wir im folgenden Hefte weitläufiger erörtert. Dieses zweyte Hefte enthält 1) Eintheilung der thierischen Gewebe, 2) organische Elemente des formlosen Zellgewebes, 3) Hirn- und Nervensubstanz (bey Wirbel- und wirbellosen Thieren), 4) Muskelfasern, 5) Band-, Sehnen-, und Hornfasern, 6) Sehnen- und Hornhäute, 7) Haargefäße und Wurzeln der Saugadern, 8) schwingende Wimpern der Papillen mehrerer Organe, 9) Absonderungsschläuche, 10) allgemeine Resultate. Das allgemeinste Resultat dieser sehr schätzenswerthen

Untersuchungen ist, daß alle thierischen Theile, welche irgend einen Saft enthalten, der unmittelbar mitwirkend bey den Lebensverrichtungen ist, aus Röhren bestehen, und daß die verschiedenen Aeußerungen ihrer organischen Thätigkeit theils auf der Art, wie diese Kanäle mit einander und den übrigen Organen verbunden sind, theils auf der Verschiedenheit der in ihnen enthaltenen Säfte beruhen. Die einfachsten Röhren aber, worauf sich alle übrigen zurückführen lassen, sind die Elementencylinder des Zellgewebes. Im frühesten Alter und bey den Thieren der untersten Classen sieht man indeß statt der Röhren bloß Kügelchen. — Am wichtigsten sind die Beobachtungen des Verfs über die äußere Endigung einiger Nerven in den Wirbelthieren; er fand, daß nachdem der Sehnerv durch die Sclerotica und Choroidea gedrungen ist, die Cylinder desselben, entweder einzeln oder bündelweise auf der auswendigen Seite der Netzhaut nach allen Seiten sich verbreiten. Jeder einzelne Cylinder, oder jedes aus mehreren Cylindern bestehende Bündel biegt an einer gewissen Stelle seines Verlaufes von der horizontalen Richtung ab, und wendet sich nach der inwendigen Seite der Netzhaut. Gleich nach der Umbiegung geht er durch die Oeffnungen eines Gefäßnetzes, welches von der Centralvene des Sehnerven entspringt. Bevor er zur inwendigen Seite der Retina gelangt, dringt er durch ein zweytes Gefäßnetz, das von den letzten Zweigen der Centralarterie des Sehnerven gebildet wird. Nach dem Durchgange durch das letztere wird er von einem scheidenartigen Fortsatze des Gefäßblattes der Netzhaut aufgenommen, und endigt sich, von diesem bedeckt, hinter dem Glaskörper in Form einer Papille. — Als ähnliche Papillen, doch zum Theil mehr fadenförmig, ent-

digen sich bey den Säugethieren die Cylinder der Hörnerven auf dem Spiralblatte der Schnecke des innern Ohrs, die des Nierherven auf den Muschelbeinen und der Scheidewand der Nasenhöhle, so wie auch die der Zungen- und Hautnerven.

Berthold,

R i n t e l n.

Gedruckt bey Steuber (Göttingen bey Vandenhoeck u. Ruprecht): Ueber Treviranus Ansichten vom deutlichen Sehen in die Nähe und Ferne, namentlich in Beziehung auf dessen Abhandlung über die blättrige Textur der Crystalllinse als Grund dieses Vermögens. Von K. Kohlrusch. 1836. 25 S. nebst 1 Steintafel in Quart,

Der aus seiner Abhandlung über die Luftsäcke der Vögel (s. G. gel. Anz. 1833. St. 26.) schon vortheilhaft bekannte Hr Kohlrusch weist in 4 Kapiteln nach, daß Treviranus trotz einiger Rechenfehler eine wenigstens annähernd richtige Gleichung (für die Brennweite einer geschichteten Kugel) gefunden habe, — daß er aber aus ihr auf die Wirkung der geschichteten Kugel nicht den richtigen, sondern den entgegen gesetzten Schluß ziehe, so daß die geschichtete Kugel (als Linse des Auges) noch weniger als die ungeschichtete dazu geeignet sey, dem Bilde solcher leuchtenden Punkte, die, in der Augenaxe befindlich, aus verschiedener Entfernung ihre Strahlen in das Auge senden, dieselbe Brennweite zu geben; — ferner, daß Treviranus den Einfluß der gesetzmäßigen Veränderlichkeit der Pupille beym Sehen in verschiedenen Entfernungen so beurtheile, daß nach dieser Betrachtungsweise ihr ganzer Einfluß vielmehr außer Acht gelassen werden könne und müsse. Interessante Versuche über die Wirkung

der Belladonna auf das in Frage stehende Betz
mögen, bilden den Schluß dieser Schrift.

Berthold.

L e i p z i g.

Sumtibus Leop. Vossii: Prodromus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, imprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam, auctore Rud. Wagner, Prof. Erlang. etc. Acced. tab. duae aeri incis. 1836. 15 Seiten. Folio.

Kein Theil der Physiologie ist in der neuesten Zeit mit größerer Sorgfalt cultiviert worden, als die Entwicklungsgeschichte: erstaunenswerthe Resultate sind aus den Bemühungen deutscher so wohl als französischer Naturforscher hervor gegangen, und rastlos wird die einmahl geöffnete Bahn nach allen Seiten hin verfolgt. Daß aber grade die vergleichende Anatomie zur Aufhellung derjenigen Vorgänge, welche die Natur in tiefes Dunkel gehüllt hat, in der neuesten Zeit so eifrig angewendet wird, darin ist eben der glückliche Erfolg selbst zu suchen: den Beweis dafür liefert uns von neuem vorliegendes Werk, welches wir den Forschungen eines unserer scharfsinnigsten und verdienstvollsten Physiologen und vergleichenden Anatomen verdanken. Seine trefflichen Beobachtungen erstrecken sich auf den Zustand des Eies bey allen Thierclassen, ehe dasselbe den Eyerstock verlassen hat, und es sind hier die Eyer von 5 Gattungen von Säugethieren, 2 Gattungen von Vögeln, 4 Gattungen von Würmern und Entelminthen, 1-Gattung der Seesterne, an einem der

Acalephen, und endlich an 2 Gattungen der Polyphen untersucht, micrometrisch gemessen und gezeichnet worden, außerdem aber noch andere Beobachtungen mitgetheilt, wobey keine Messungen vorgenommen worden. Der Vf. fand jedes Ey, so lange es noch im Eyerstocke befindlich, aus folgenden Theilen bestehend: 1) aus dem Chorion, einer unorganischen Hülle; 2) aus dem Dotter, der gewöhnlich gelb, aber auch braun, grün, roth, sogar blau vorkommt, und aus eyweißartiger Flüssigkeit, aus kleinen Kügelchen und Deltröpfchen besteht; 3) aus dem von Purkinje bey den Vögeln zuerst entdeckten Keimbläschen, *Vesicula germinativa*, welches mitten im Dotter liegt, später an die Oberfläche desselben steigt, und um die Zeit, wenn das Ey den Eyerstock verläßt, verschwindet. Es wird dieses Bläschen an den kleinsten, unreifsten Eiern gefunden, und ist daher gewiß von der größten Wichtigkeit. Der Diameter dieses Bläschens nimmt von seinem ersten Entstehen an nicht wenig zu, doch steht dies mit dem Wachstume des Eies in keinem Verhältnisse; in sehr kleinen Eiern beträgt es die Hälfte des ganzen Eies, in reiferen dagegen nur $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{20}$ desselben. 4) Hat der Vf. an diesem Bläschen die primitive Keimschicht, *Stratum germinativum primitivum* oder den Keimfleck entdeckt, welcher in Gestalt einer runden linsenförmigen, feinkörnigen Scheibe sich darstellt; in seltenen Fällen ist sie mehrfach vorhanden. Dieser Keimfleck, das *germen animale verum et vivum*, scheint schon vor der Empfängniß präformiert zu seyn. — Diesen Erläuterungen läßt dann der Verf. die Beschreibung der von ihm angestellten Beobachtungen an verschiedenen Eiern folgen, und gibt zuerst einen Ueberblick der von ihm angestellten micrometri-

schen Messungen der einzelnen Eyerchen, des Keimbläschens und des Keimflecks. — Durch 36 sehr schön ausgeführte Hauptabbildungen erläutert der Verf. seine schätzbaren Untersuchungen. — Die bey ähnlichen Werken vom Verleger schon gewohnte Pracht fehlt auch hier nicht.

Ed. K. J. v. Siebold.

P a r i s.

Ben Noret. Suites à Buffon, formant avec les oeuvres de cet auteur, un cours complet d'Histoire naturelle. Collection accompagnée de Planches in 8. Die bis jetzt erschienenen Lieferungen sind: Histoire naturelle des crustacés. Par Milne Edwards. T. 1. 1834. T. 2. 1837. — Hist. nat. des Reptiles, par A. M. C. Duméril et par G. Bibron. T. 1 — 4. 1834 — 37. — Hist. nat. des Insectes. Introduction à l'entomologie par Th. Lacordaire. T. 1. 1834. — Insectes Diptères par Macquart. T. 1. 2. 1834 — 35. — Insectes lépidoptères par Boisduval. T. 1. 1836. — Insectes Hyménoptères par A. Lepellétier de Saint-Fargeau. T. 1. 1836. — Insectes Aptères par Walckenaer. T. 1. 1837. — Hist. nat. des Cétacés, par M. F. Cuvier. 1836. — Hist. nat. de végétaux. Introduction à l'étude de la botanique par A. DeCandolle. T. 1. 2. 1835. — Nouveau cours élémentaire de Géologie par Huot. T. 1. 1837.

Buffon's Werke haben nicht allein bey den Franzosen, sondern auch bey den übrigen Nationen neben einer Celebrität eine Popularität erlangt, deren sich vielleicht kein anderes naturhi-

storisches Werk erfreuen kann. Aber die Werke, welche Buffon und seine Gehülfen, Daubenton und Montbrillant, schrieben, umfassen nur einen kleinen Theil der Naturgeschichte, und wurden erst durch die späteren Fortsetzungen seiner Landsleute, Lacepède, Latreille, Dumeril u. s. w. unfassender und zugleich auch systematisch. Bey jenen Fortsetzungen ist Buffon's Name wohl nur des Absatzes wegen gebraucht worden, und wenn solches auch bey den vorliegenden geschehen ist, so darf man es dem Herausgeber (Herrn Koret) um so weniger verdanken, als das Unternehmen mit ungeheuern Kosten verbunden ist. Die ersten Naturhistoriker Frankreichs haben sich zur Bearbeitung dieser sogenannten Fortsetzung verbunden, ihre Namen bürgen für die gute Behandlung des Stoffes. Ref. wünscht sehr, daß das Werk bald vollendet seyn möge, in welchem die Naturgeschichte ihrem heutigen Standpuncte gemäß, so wohl allgemein als auch speciell und systematisch abgehandelt wird. — Das Ganze wird aus ungefähr 55 Bänden von etwa 4 — 700 Seiten mit einer großen Anzahl von Abbildungen bestehen; jeder Band kostet 5½, jede Lieferung Abbildungen mit 10 Tafeln in schwarz 3, coloriert 6, Franken. Von großer Wichtigkeit ist es, daß zu einem etwas erhöhten Preise auch die einzelnen Theile verabfolgt werden.

Berthold.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 16. April 1838.

B e r l i n.

Bey A. W. Hayn. Darlegung des Verfahrens der Preussischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln. Vom 25. November 1837. 29 u. 48 Seiten Beilagen in Quart.

Das Beste an dieser Schrift ist nicht, daß sie gut und anziehend geschrieben ist, — nach Friedrich Geng und andern Meistern in dieser Art sind schlecht geschriebene Staatschriften auch in Deutschland jetzt mehr Ausnahmen als Regel. Auch daß sie von der großen Kölner Begebenheit offene, officiële Rechenschaft und Urkunde gibt, loben wir nicht besonders, denn beides war die höchste Noth. Aber sie hat im besten Sinne aus der Noth eine Tugend gemacht, eben dadurch, daß sie durch eine gewisse ideale Behandlung den Gegenstand mehr als irgend eine andere von den unzähligen Tageschriften, die einen links und rechts umfliegen, in den Bereich nicht nur der ethischen, sondern auch der wissenschaftlichen Gri-

tit gestellt hat. Auf die Weise hat sie auch unsern Blättern, welche sonst nur zu Nachrichten aus jener stillen Welt der gelehrten Forschung über die Geschichten und Werke der Vergangenheit und die ewigen Ordnungen und Gesetze der Dinge, die oben geschrieben stehen, bestimmt sind, das Recht gegeben, nach ihrer bisherigen Art ein bescheidenes Wort über eine Bewegung der Gegenwart mit zu sprechen, deren erschütternde Macht bis in die tiefsten Wurzeln unseres Volks- und Staatslebens hinab reicht.

Die Schrift ist als eine officielle Staatschrift in diesem Falle eine Parteyschrift. Sie ist, wie man sagt, von einem Staatsmanne verfaßt, der selber ein großer Theil der Begebenheiten gewesen ist und noch ist, also der Dinge kundig aus erster Hand, aber weil von Anfang an tief darein verwickelt, allerdings Partey. Allein der Staat und der Mann, welche mitten in der Hitze der Begebenheiten so rubig und klar sich rechtfertigen, und die Gegenwart des Geistes haben, sich also gleich auf den höheren Standpunct der sittlichen und wissenschaftlichen Theorie zu erheben, beweisen dadurch nicht nur, daß sie ein gutes Gewissen haben, sondern auch, daß sie die Gefahr ihrer Parteystellung kennen und zu vermeiden wissen. So verdient also diese Darstellung nicht nur in ihrem urkundlichen Theile, sondern auch als historische Relation volles Vertrauen. Der Character der preussischen Regierung ist gut dafür, daß nichts verhehlt und vertuscht ist. Die Milde des Ausdrucks, die Zurückhaltung dessen, was nicht zur Sache gehört, oder jetzt noch nicht dazu gehört, sind nur ein Beweis von der Leidenschaftslosigkeit, wie sie dem Staate als solchem geziemt. Es ist sehr die Frage, ob die gegnerische römische Staatschrift, von der wir so eben

hören, Ueberfluß an diesen Tugenden haben wird. Man hat in der Geschichte Beyspiele vom Gegentheile.

Unsere Aufgabe ist, den inneren Hergang der Begebenheit in ihren Hauptmomenten nach den Urkunden und der Fassung derselben in dieser Staatschrift kurz darzulegen, und dabey das Verfahren beider Theile, wie ein Dritter, unparteyisch zu beurtheilen.

Die Kölnische Katastrophe, — denn Katastrophenartig, ja epochemachend ist sie jetzt und wird es immer noch mehr werden, — hat ihre Wurzel in den großen politischen Umwälzungen seit der französischen Revolution. Dadurch ist es besonders in unserm Vaterlande geschehen, daß ursprünglich protestantische Staaten bedeutende katholische Bevölkerungen, und was besonders wichtig ist, aus aufgelösten katholischen Stiftern und geistlichen Fürstenthümern, erhalten haben. Ebenso sind durch Ländervertauschungen protestantische Landschaften unter katholische Herrn und Regierungen gekommen. Dadurch ist das kirchliche Verhältniß ein anderes und ungleich schwierigeres für die Regierungen geworden. Die ursprünglichen politischen Sonderungen und Abhegungen der Confessionen sind verschwunden, und so zwischen den beiden Hauptconfessionen gegenseitige Lebensberührungen und Vermittlungen entstanden, welche früher wenigstens in dem Grade und Umfange nicht statt fanden. Jene Absonderungen waren zugleich äußere Friedenshegungen. Durch die neueren Vermischungen sind die Gegensätze, indem sie sich gegenseitig mehr berühren, von neuem geschärft worden. Es liegt auf der Hand, daß der christliche Staat in diesem Verhältnisse nicht die Aufgabe haben kann, die Gegensätze in ihrer Schärfe zu erhalten, sondern sie in Beziehung

auf sich in der höheren Einheit der christlichen Kirche überhaupt so viel als möglich indifferent zu machen. Dies gilt eben so sehr von den katholischen, wie von den protestantischen Regierungen. Der Unterschied zwischen der confessionellen Staatskirche und der bloß tolerierten Confession muß um so mehr verschwinden, da es fast unmöglich scheint, daß die katholische Staatskirche als solche die protestantische Confession nicht irgendwie bedrücken sollte. Wir sprechen also auch nur in sofern von protestantischen und katholischen Regierungen, als die herrschenden Familien, und die ursprünglichen Staatsformen der einen oder andern Confession angehören. Diese Differenz kann nicht aufhören, wenn der Staat nicht am Ende in die Krankheit des Indifferentismus verfallen soll, was eben so sehr sein Untergang, wie der der Kirche seyn würde.

Betrachten wir jetzt insbesondere den protestantischen preussischen Staat, und seine Aufgabe in Betreff der überwiegend katholischen Rheinlande, so finden wir, daß hier durch die Staatsverbindung mit angrenzenden echt protestantischen Landschaften, so wie durch den lebhaften Verkehr, der diese Landstriche auszeichnet, eine gegenseitige Berührung und Vermischung der beiden Hauptconfessionen entstanden ist, wie früher selbst unter der französischen Regierung kaum denkbar war. Beide streng aus einander halten hieße wider den Strom schwimmen, und es würde wohl eben so unmöglich als unweise gewesen seyn, z. B. in dem Regierungspersonale örtlich und provinziell beide Confessionen scharf getrennt aus einander zu halten, oder aus Bonn eine rein katholische Universität zu machen, oder gar zwey Universitäten, eine katholische und protestantische zu stiften. Bey aller gerechten und billigen Hegung der land-

schafflichen Eigenthümlichkeiten, meinetwegen auch Vorrechte, kann der protestantische Staat doch nicht so sehr ein Slav der Vergangenheit seyn, daß er nicht alles aufbieten sollte, seine verschiedenen Theile wieder in der höheren Einheit der allgemeinen christlichen Gesetzgebung und Cultur zusammen zu fassen und zusammen zu halten.

Wer in den ersten Zeiten der preussischen Regierung in den Rheinlanden gelebt hat, kann nicht anders, als ihr das Zeugniß geben, daß sie die beiden gleich nothwendigen Richtungen der Schonung und Ausgleichung der confessionellen Differenzen mit aller Klugheit und Aufrichtigkeit verbunden hat. Aber eben so mußte jeder aufmerksame Beobachter voraus sehen, daß mit der Zeit vornehmlich von zwey Lebenspuncten her schwere Conflictte zwischen der Regierung und der katholischen Kirche entstehen würden, die, wenn nicht von beiden Seiten gehörig behandelt, zu den gewaltigsten Erschütterungen führen würden, und dies um so mehr, da jene Lebenspuncte zu den heiligsten und wesentlichsten Institutionen und Interessen der Menschheit gehören; wir meinen die Ehe und die Wissenschaft. Beide sind mit der Natur des Menschen gegeben, und so gehören sie zunächst dem Staate an. Aber die Kirche wäre nicht die Kirche Christi, d. h. die Kirche der vollkommenen Religion, wenn sie nicht zu beiden in beständiger Beziehung stünde. Daraus aber können unter gegebenen Umständen Conflictte der schlimmsten Art entstehen. Der Christenheit ist die Aufgabe und Kraft gegeben, solche Conflictte nicht feig zu fliehen, sondern siegreich zu bestehen.

So lange Napoleons eisernes Szepter jene Länder beherrschte, war freylich Ruhe auf beiden Gebieten. Die wissenschaftliche Entwicklung war

damahls in diesen Provinzen fast ein Minimum geworden. So konnte sie also der katholischen Orthodorie nicht schaden. — Und da die katholische Kirche vom Staate fast nieder gedrückt unter der wachsenden Verweltlichung des Sinnes sich kaum erhielt, so mußte sie, mehr passiv als activ, auch in Betreff der gemischten Ehen, die schon damahls nicht selten vorkamen, leiden, daß zufällig hier die strengere, dort die mildere Disciplin befolgt wurde. Unsere Staatschrift erzählt, daß der Versuch des päpstlichen Legaten Caprara, von Paris aus die strengere Disciplin zur herrschenden zu machen, sogar durch die bischöfliche Macht ohne alle Aufforderung von Seiten der französischen Regierung vereitelt wurde. Wir wollen diesen Zustand der Kirche nicht zu Gunsten der preussischen Regierung ausbeuten. Sie hat es selbst nicht gethan, weil sie umsichtig genug gewesen, jenen Zustand, den sie vorfand, für einen abnormen zu halten. Es war nicht Schwäche, sondern Edelmuth und Weisheit, daß die Regierung alles gethan hat, um der katholischen Kirche in den Rheinlanden auf alle Weise wieder zu ihrer wahren Würde und Bedeutung zu verhelfen. Wenn diese nun, statt der Regierung dankbar entgegen zu kommen, wenigstens von Seiten der Hierarchie, so sehr bald ihre alte Sprödigkeit und Widerwilligkeit gegen die fortschreitende Cultur kund gab, und sich selbst mit dem Staate in Conflict brachte, — so ist das nicht des Staates, sondern der Kirche Schuld, aber es ist beider Schaden. Wer damahls am Rheine gelebt, weiß, wie fast ängstlich der Staat geschont und nachgegeben hat. Manche tadelten damahls eben dies und fürchteten, der katholischen Hierarchie werde dadurch Muth gemacht werden, ihre Widerwilligkeiten und Forderungen

immer höher zu treiben. Andern aber schien edel zu vertrauen und lieber nachzugeben, als zu verlegen.

Um aber auf das Einzelne etwas genauer einzugehen, so muß man an Ort und Stelle gewesen seyn, um die Schwierigkeit zu begreifen, welche der Staat in diesem Verhältnisse je länger je mehr in Betreff der gemischten Ehen in den Rheinlanden zu überwinden hatte. Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß die gemischten Ehen immer häufiger wurden; je mehr gegenseitige Befreundung entstand, desto öfter kam es vor, daß besonders protestantische Männer aus den östlichen Provinzen katholische Rheinländerinnen heiratheten. In dem Grade aber nahm die Strenge der katholischen Geistlichkeit zu. Es wurde Regel, daß sie keine gemischte Ehen einsegnete, wenn nicht der protestantische Theil zuvor aufs bündigste versprochen hatte, die Kinder in der katholischen Confession zu erziehen. Doch war die Praxis darin nicht gleich, in Düsseldorf z. B. milder als in Köln, Bonn und Koblenz. Es gab schwache, indifferente Protestanten genug, die sich dazu verstanden und wohl noch zu mehr. Aber es fehlte auch nicht an festen Männern, die nicht nachgaben. Dann wurde die Ehe von der protestantischen Geistlichkeit eingesegnet. Aber die Quälereyen vorher und nachher, denen der katholische Theil ausgesetzt war, in und außer dem Beichtstuhle, die traurigsten Spaltungen im Familienleben — ließen weit öfter den Festen seine Festigkeit, als den Schwachen seine Schwäche bereuen. Die Klagen nahmen kein Ende, und wurden immer lauter. Man forderte protestantischer Seits dringend den Schuß des Staates. Aber was war zu thun? Kurz weg, aber eben so kurzfristig, sagten Manche, gemischte Ehen

sollten gar nicht mehr seyn, sollten verboten werden. Wer aber sollte sie verbieten oder verhüten oder erschweren? Was der katholischen Strenge und Macht über die Gewissen nicht gelang, die katholische Kirche selbst auch nie ernstlich gewollt hat, das konnte der protestantische Staat noch viel weniger wollen. Daß gemischte Ehen ihr Bedenkliches, Unheilbringendes haben, ist eine bekannte Sache. Aber es gibt Ausnahmen der edelsten Art. Gäbe es auch keine Ausnahmen, der Staat kann und darf doch nichts wider die heilige Unionsmacht der Natur und die Kraft des damit verbündeten höheren Einheitstriebes der christlichen Kirche. Beide sind von Gott. Seine Aufgabe ist, beides sicher zu stellen gegen die unbefugte Trennung der kirchlichen Differenzen, ohne die religiöse Geistesfreyheit im mindesten zu stören, noch dem Indifferentismus Vorschub zu thun. Eine schwere Aufgabe, aber sie muß gelöst werden, wenn der Staat, der eine gemischte Bevölkerung hat, bestehen soll. Wer es über sich erhalten kann, das Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten dem zwischen Christen und Juden, am Ende auch Heiden, gleich zu stellen, mag dem Staate zumuthen, gemischte Ehen dort, wie hier, zu verbieten. Aber es wird vergebens seyn, weil es Unnatur und Unsinn ist.

Wie hat nun der preußische Staat seine Aufgabe in den Rheinlanden gelöst?

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. 63. S t ü c k .

Den 19. April 1838.

B e r l i n .

Fortsetzung der Anzeige: Darlegung des Verfahrens d. preussischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln.

In den östlichen Provinzen galt und gilt noch seit der Königl. Declaration vom 21. Nov. 1803 als allgemeine Norm, daß die Kinder aus einer gemischten Ehe in der Religion des Vaters erzogen werden. Zur Abweichung von dieser Norm kann kein Gatte den andern durch Verträge verpflichten. Dabey aber bleibt die Bestimmung des allgemeinen Landrechts in Kraft, daß Niemand das Recht hat, den Eltern zu widersprechen, so lange sie über den Religionsunterricht ihrer Kinder einig sind. — Die Weisheit dieser Declaration rechtfertigt sich durch sich selbst. In andern Ländern ist dasselbe oder ähnliches bestimmt. Man hat nie gehört, daß darüber Unzufriedenheit entstanden, obwohl Preußen in seinem östlichen Theile bedeutende katholische Bevölkerungen hat. Ist die katholische Kirche dadurch

etwa zu Grunde gerichtet, oder auch nur geschwächt worden? Niemand hat geklagt, protestirt, selbst der Papst nicht. Warum soll nun in den westlichen Provinzen nicht gelten, was in den östlichen zu allgemeiner Zufriedenheit gilt? — Als der König, um den Klagen in den Rheinlanden ein Ende zu machen, durch eine Cabinetsordre vom 17. August 1825 die Declaration v. J. 1803 auch auf die westlichen Provinzen des Reichs ausdehnte, konnte man sich nur darüber wundern, daß dies nicht längst geschehen war. Wer weiß, ob es nicht besser gewesen wäre, gleich mit der Besitznahme des Landes das preussische Landesgesetz einzuführen? Der Widerspruch wäre schwächer gewesen und längst vergessen. — Ueber den Sinn der Verordnung konnte am Rheine eben so wenig Zweifel seyn, als an der Elbe und Oder. Es war ausdrücklich gesagt worden, daß das Versprechen der katholischen Kindererziehung durchaus nicht mehr Bedingung der Einsegnung der Ehe von Seiten der katholischen Geistlichkeit seyn solle. So wohl der protestantischen als der katholischen Geistlichkeit wurde verboten, nach früherer Sitte von den Verlobten Versprechungen der Art zu verlangen. Aber alsbald suchte, wie die Staatschrift erzählt, ein Theil der katholischen Geistlichkeit am Rheine das Gesetz dadurch zu umgehen, daß er zwar kein feyerliches Versprechen mehr abforderte, aber doch die Trauung verweigerte, wenn dasselbe nicht, wie es hieß, freiwillig angeboten oder geleistet war. Welcher Staat kann solche Elusionen seiner Gesetze dulden? Als neue Klagen gegen das Verfahren der katholischen Geistlichkeit laut wurden, wendete sich die Regierung an die Bischöfe mit dem Begehren, jenem Mißstande durch Aus-

dehnung der milderen Praxis auf den Gesamtumfang ihrer Sprengel abzuhefeln.

Zum Glück faßen damahls auf den bischöflichen Stühlen der westlichen Provinzen billig denkende und offene Männer, namentlich in Trier Herr von Hommer und in Köln der Graf von Spiegel. Sie begriffen leicht die Nothwendigkeit einer milderen Sitte, aber sie erklärten offen, auf die Forderungen des Staates nur dann eingehen zu können, wenn, wie früher in Betreff von Jülich, Cleve und Berg, wo die mildere Praxis galt, durch Pius VI. geschehen sey, so auch auf die übrigen Rheinlande die Benedictinischen Verordnungen durch eine besondere päpstliche Erklärung ausgedehnt würden; bis dahin könnten sie nur zugeben, daß in jenen Bezirken nur die Zulassung des kirchlichen Aufgebotes und die Dimissorialen von den katholischen Pfarrern gefordert würden. Die Regierung bestand zwar auf ihrem Princip, allein aus Achtung gegen die Gewissensrechte der Bischöfe stellte sie diesen frey, sich mit ihren Bedenken an den päpstlichen Stuhl zu wenden, und sie versprach, ihre Eingaben in Rom gern zu unterstützen, und sich bis zur päpstlichen Erklärung mit dem Status quo zu begnügen.

So begannen die Verhandlungen in Rom, im Frühjahre 1828 und damit, nach der historischen Darstellung der Staatschrift, die zweyte Periode des verwickelten Handels.

Die Verhältnisse in Rom schienen jetzt gerade die günstigsten zu seyn. Leo XII. kannte aus eigener Anschauung in seinen früheren amtlichen Stellungen die deutschen Verhältnisse und besaß persönliche Klugheit genug, um sich dem Hülferufe der Bischöfe, welche den Conflict der Verhältnisse nicht länger halten zu können erklärten

hatten, nicht zu entziehen. Auch nöthigte ihn wohl die entschiedene Erklärung der Regierung, von ihrem Principe nicht weichen zu wollen, zu überlegen, ob durch kluges Nachgeben nicht mehr zu erreichen sey, als durch störriges Entgegentreten. Vertrauliche Zusagen ließen schon das Beste hoffen, als Leo XII. starb, ohne seine versöhnlichen Absichten realisiert zu haben. Indes nahm sein Nachfolger Pius VIII. die Verhandlungen wieder auf, — und ernannte zur diplomatischen Führung derselben, auf ausdrücklichen Wunsch der preussischen Regierung, den Cardinal Capelari, den jetzt regierenden Papst Gregor XVI., der sich durch seine Verhandlungen des holländischen Concordats Ruhm und ein gewisses Vertrauen erworben hatte. Ohne diese Bemerkung könnte jener Wunsch leicht als ein Misgriff angesehen werden. Man kann nicht sagen, ob unter Leo XII. die Frucht der Verhandlungen befriedigender gewesen seyn würde, denn Papst ist Papst, und die römische Politik beherrscht, wie einst das Fatum die Götter, selbst die freyesten Päpste. Das Ergebniß der Unterhandlung war das Breve Pius VIII. an die Bischöfe von Köln, Trier, Münster und Paderborn vom 25. May 1829, welchem eine Instruction des Cardinals Albani als geheime Weisung an jene Bischöfe beygegeben wurde. Diese wünschte Rom geheim gehalten. Daß sie jetzt bekannt geworden und in der Staatschrift abgedruckt ist, hat die Regierung nicht zu verantworten. Sie thut jetzt befügter Weise, was das Journal de Liège früher unbefugt gethan hat.

Betrachtet man nun beide Actenstücke genauer, so sind sie ganz im Stil und Geist der alten päpstlichen Politik, die immer etwas von der alten Orakelweisheit hat. Die Staatschrift selbst

erinnert an das römische Verfahren in Beziehung auf den westphälischen Frieden. Man weicht der Nothwendigkeit und bleibt doch auf dem alten Punkte stehen, man erkennt nicht an, und verbietet doch auch nicht. Das Breve war offenbar versöhnend und mildernd und sollte es seyn. Aber wie? Rom, sagt man, kann den Bischöfen das Recht gemischte Ehen zuzulassen nicht positiv zuerkennen, — aber auch nicht mehr verbieten. Das Breve und die Instruction gestattet die gemischten Ehen per dispensationem, aber nicht ohne Gewährleistungen. Es wird erklärt, solche Ehen seyen fortan, wenn kein anderes canonisches trennendes Hinderniß entgegen stehe, für wahre gültige Ehen zu halten. Allein man dürfe, heißt es, solche Ehen nicht ohne Unterschied gestatten, sondern nur dann, wenn daraus für die Kirche und ihre Satzungen keine Gefahr und Verletzung entsteht. Zu dem Ende wird zwar nicht das feyerliche Versprechen, die Kinder in der katholischen Confession zu erziehen als Bedingung gefordert, aber Ermahnungen und Abmahnungen der geistlichen Hirten, väterliche und vorsichtige, sollen nicht gespart werden. Wenn es sich, heißt es, in einigen Fällen zutragen sollte, daß dergleichen väterliche Bemühungen, namentlich bey der katholischen Braut, vergeblich seyen, so sey zwar, um größeren Nachtheil zu verhüten, von strafenden Censuren abzustehen, aber der Geistliche solle sich, außer der unvermeidlichen assistentia passiva bey der äußern Schließung der Ehe, jedes heiligen Ritus, jeder Handlung, z. B. des Gebetes, enthalten, wodurch es scheinen könne, als billige er dergleichen zwar gültige, aber unerlaubte Ehen. Offenbar ist für den Fall, daß die Braut katholisch ist, ein Brautexamen vorgeschrieben, von dessen Ergebnis es abhängen

folgte, ob die Trauung von Seiten der katholischen Kirche zulässig sey oder nicht. — Wer sieht nicht, daß die vorgeschriebenen Bedingungen in Beziehung auf das Staatsgesetz vom J. 1825 am Ende doch elusorischer Art sind? Wenigstens konnten sie so gebraucht werden. Der Erfolg zeigt leider, daß diese Furcht nicht ohne Grund war. Sind die moralischen Garantien, welche Rom verlangte, etwas anderes, als das viel besprochene Versprechen? — Es war also natürlich, daß die preussische Gesandtschaft, wohl im Allgemeinen zufrieden mit der römischen Toleranz, doch mehr erwartete. Offen erklärte sie dies und verlangte Gleichstellung der neuen Praxis mit der ältern milderer. Allein der Papst erklärte im Anfange des Jahres 1834, er könne sich im Gewissen nicht für ermächtigt halten, irgend etwas in den gegebenen Erlassen zu ändern, und wünsche, daß man dieselben den Bischöfen zur Ausführung übergeben möge. Den Bischöfen war im Breve und in der Instruction die kluge Ausführung empfohlen, aber auch überlassen worden.

Damit beginnt die dritte Periode 1834 — 35, und die Scene wird wieder an den Rhein verlegt.

Unter andern persönlichen Verhältnissen am Rheine hätte die preussische Regierung, da man einmahl auf Rom provociert hatte, Anstand nehmen müssen, sich mit so halben und scheinbaren Concessionen zu begnügen. Allein sie hatte Grund zu hoffen, daß die Bischöfe sich durch die päpstlichen Erlasse bewogen finden würden, die mildere Praxis nach dem Wunsche des Staates in ihren Diöcesen überall einzuführen. Diese Hoffnung schlug auch nicht fehl. Der Erzbischof von Köln, Graf von Spiegel, einsichtig und billig wie er war, erklärte, daß nach seiner gewissenhaften Ueberzeugung jetzt im Wesentlichen die ge-

milderte Praxis durchgängig eingeführt werden könne, da die im Breve vorgeschriebenen Formen und Ermahnungen von den Forderungen des Versprechens der Verlobten abschen, welcher Punct allein den offenbaren Widerspruch der alten Sitte mit dem Landesgesetze verursache. Auf dem Grunde dieser Erklärung wurde nun zwischen dem Erzbischofe und dem Gesandten am päpstlichen Hofe, Geh. Legationsrath Bunsen, eine Uebereinkunft über die neue Praxis verhandelt, dieselbe am 19. Junius 1834 zu Berlin abgeschlossen, und vom Könige genehmigt. Diese Uebereinkunft, eine Art von applicativer Anordnung des Breves und der Instruction, setzte fest, daß durch die päpstlichen Erlasse eine Art von Dispensation oder Toleranz eingetreten und dadurch die Disciplin so gemildert sey, daß der Königl. Cabinetsordre von 1825 genügt werden könne. Es könne demnach von Seiten der Bischöfe alles zugelassen werden, was nicht im Breve ausdrücklich untersagt sey; die Thätigkeit der Pfarrer bestehe fortan nur in der Belehrung und Ermahnung; von dem bestimmten Versprechen der Verlobten rücksichtlich der Erziehung der Kinder sey ganz abzustehen; ja selbst die Fälle, wo die assistentia passiva des Pfarrers nöthig sey, seyen möglichst zu beschränken.

Man überließ es dem Erzbischof, über die Convention mit seinen Suffraganen ohne alle Einmischung der Regierung zu verhandeln. Der Erfolg war, daß alle drey sich mit freyer Ueberzeugung der Convention anschlossen, worauf dann durch gleichlautende Rundschreiben an die Pfarrer, und eine Instruction an die Generalvicariate zum Bescheiden der Pfarrer bey Anfragen und Beschwerden die neue Praxis in allen vier Sprengeln in Ausübung gesetzt wurde. So schien das

Werk der Versöhnung und des Friedens vollbracht und für immer begründet zu seyn. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn nirgends Mißverständnisse und Bedenken vorgekommen wären. Man kann selbst den Zweifel natürlich finden, ob auch die neue Praxis mit dem Breve wirklich übereinstimme. Aber so lange Graf Spiegel über dem neuen heilsamen Werke wachte, vermochten selbst die fanatischen Einflüsterungen und Intriquen von dem benachbarten Belgien aus dagegen nichts. Wenn nachher erzählt worden ist, daß der Bischof von Trier auf dem Todtenbette dem Papste seine Reue über seinen Beytritt zur Convention bekannt habe, so mag das seyn. Aber es ist eben so wahr und wird hier urkundlich bewiesen, daß derselbe Bischof in einem merkwürdigen Schreiben an den Papst sechs Wochen vor seinem Tode seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der neuen Praxis auf das feyerlichste ausgesprochen, 'an demselben Tage, wie er sagt, an welchem er den Leib des Herrn genossen im Begriffe aus der Zeitlichkeit abzuschneiden'. Jenes Schreiben entgegen gesetzten Inhalts, welches nach dem Tode jenes Bischofs, als von ihm auf dem Todtenbette unterzeichnet, aber nicht selbst geschrieben, bekannt gemacht, und in den nachfolgenden Wirren als ein abschreckendes Memento gebraucht worden ist, mag echt seyn, aber die näheren Umstände, unter denen es entstanden ist, sind unbekannt. Selbst Katholiken sollten zur Ehre des würdigen Mannes lieber annehmen, daß das letzte Schreiben dem Sterbenden abgeloct sey, als daß das frühere seine wahre Ueberzeugung nicht enthalten habe.

Ueberlegen wir nun aber am Schlusse dieser Periode, was die Staatschrift nicht verhehlt, daß gegen die neue Ordnung alsbald Mißverstand

und Unverstand, wirkliche oder verstellte Bedenklichkeiten und Zweifel, dann von Außen ein gefährliches Intriguenspiel und heimliche Aufheizen sich aufmachten, — so muß man mit der alten wälschen Kunst, die nie rastet, und immer offene Ohren und Herzen zu finden weiß, wenig bekannt seyn, um nicht bey der Nachricht von dem Tode des vortrefflichen Erzbischofs zu erschrecken und von der bösesten Ahnung für das Bestehen seines Friedenswerkes erfüllt zu werden. Dieser Mann des Friedens starb im Julius 1835, noch vor Abfassung seines Berichts an den Papst und vor den damit wahrscheinlich verbundenen weiteren Schritten der Veröffentlichung und Rechtfertigung. Man konnte erwarten, daß die jenem würdigen Prälaten feindliche Parthey, die immer im Hinterhalt lauerte, sogleich offen hervortreten würde. Aber die Staatschrift bemerkt, daß die neue Praxis noch im Jahre nach jenem Tode desselbe ungestört in allen vier Sprengeln fort dauerte. Ein Beweis, daß der gute Sinn der Rheinländer an sich mächtiger war, als jene Parthey. Ein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle im Geist und in der Kraft Spiegels, — und das Werk wäre wahrscheinlich gerettet gewesen! Aber ich weiß nicht, war es das nothwendige Feuer der Prüfung, was das Werk zu bestehen hatte, um dauerhaft zu werden, kurz mit der Erhebung des Weibischofs von Münster, Freyherrn von Droste zu Wischering, auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln im Sommer 1836, womit die vierte und fünfte Periode 1836 — 37 beginnt, fängt auch ein Kampf an, der nicht nur jenes edle Werk des Friedens, sondern die ganze Staatsordnung in den katholisch kirchlichen Angelegenheiten zu erschüttern drohet. Die Erscheinung ist nicht isoliert; sie hängt mit tiefer

liegenden Reactionen' in der ganzen katholischen Welt zusammen. Noch ehe der Herr von Droste den erzbischöflichen Stuhl bestieg, war von Rom aus ein Feuerbrand in die Rheinlande geworfen, der die Gemüther auf einem anderen Gebiete in die mächtigste Bewegung setzte. Das Feuerbündel aber war am Rheine selbst gesammelt und gebunden worden, und Rom hat nur das Verdienst, die trockenen zubereiteten Reiser angesteckt zu haben.

So kommen wir auf das zweyte Hauptmotiv der Kölnischen Tragödie, das Conflict zwischen der katholischen Kirche und der Wissenschaft.

Die Staatschrift setzt sehr gut auseinander, wie die Regierung mit gleicher Sorge für die wissenschaftliche Bildung und die kirchliche Ordnung das eigenthümlich schwierige Verhältniß zwischen der Rheinischen Universität und der wieder hergestellten bischöflichen Macht so geordnet habe, daß der Staat, wie ihm gebührt, die Bildung der Nation frey und unabhängig leitet, da aber, wo dieselbe in die kirchlichen und religiösen Verhältnisse eingreift, katholischer Seits die einmahl vorhandene Concurrency der bischöflichen Macht gestattet. Es lag in den Verhältnissen der östlichen Provinzen, daß die neue rheinische Universität, sollte sie ihren Schwestern gleich kommen, eine paritätische seyn mußte. Die Bildung auf einer solchen Universität war der katholischen Geistlichkeit des Landes im höchsten Grade nothwendig, wenn sie nicht hinter der Bildung der Nation zurück bleiben sollte. Tübingen, Breslau, unter ähnlichen Verhältnissen paritätisch geordnet, waren mit heilsamem Beispiele und glücklichem Erfolge voran gegangen. Die neue Universität war vom Rheinlande mit Dank gegen die Regierung aufgenommen worden. Und damit dem katholischen

Kirchenregimente jede Ursache zur Beschwerde abgeschnitten würde, ordnete der Staat die Verhältnisse der Universität so, daß dem Erzbischofe von Köln gegründete Einsprache so wohl bey der Besetzung der katholisch = theologischen Lehrstellen als nachher von Rechtswegen zustand. Noch größere Macht und unmittelbarerem Einfluß wurde ihm bey dem katholischen Convictorium wegen des dabey nothwendigen geistlichen Erziehungswerkes eingeräumt. Ja so ängstlich sorgsam war die Regierung, daß sie auf der Universität von Anfang an für die Philosophie neben einem protestantischen auch einen katholischen Lehrer anstellte, und das canonische Recht in die Hand eines Mannes legte, an dessen katholischem Eifer selbst Rom seine Freude hatte.

Nach einer kurz vorüber gehenden Störung in dem Verhältnisse der katholischen Facultät zur Hierarchie, die von Münster ausging, und gegen den Professor Graß gerichtet war, schien alles seinen ruhigen Gang gehen zu wollen, besonders seit Professor Hermes, von Münster her berufen, wo er schon länger mit Beyfall gelehrt hatte, im J. 1820 in Bonn angestellt wurde. Durch seine Achtung gebietende und gewinnende Persönlichkeit und die Art seiner Lehre wurde dieser Mann sehr bald das beherrschende Haupt der Facultät, dem sich die andern jüngeren Mitglieder gern unterordneten; der Erzbischof Spiegel war ihm längst persönlich befreundet, und da auch die übrigen Bischöfe der westlichen Provinzen ihm gewogen waren, so war von keiner Seite Störung in der sehr bedeutenden Wirksamkeit des Mannes zu fürchten. Er wurde ohne allen Anstand in das Kölnische Domcapitel aufgenommen. Sein Beyfall erhielt sich bis zu seinem Tode, und die Begeisterung seiner zahlreichen Schüler

verbreitete seine Lehre und seinen Ruhm durch alle Theile der preussischen Monarchie und darüber hinaus. Die Mehrheit der katholischen Facultät in Bonn, Breslau und Münster, der bischöflichen Seminare der ganzen Monarchie, eine große Anzahl von Capitularen, mehrere tausend Pfarrgeistliche waren seine Schüler und Anhänger. So gefeyert und öffentlich nirgends angeklagt starb der würdige Mann im J. 1831. — Wer die Verhältnisse genauer kannte, konnte freylich aus manchen Anzeichen schließen, daß früher oder später Reactionen gegen den Ruhm und die Lehre von Hermes entstehen würden. Bziemlich früh trat selbst in Bonn eine Partey hervor, welche Klage führte über die theologische Mangelhaftigkeit, die philosophische Flachheit und über die daraus entstehende Gefahr der Hermesischen Richtung. Die Klagen waren wohl nicht ganz ohne Grund, ehrlich gemeint, wenn auch hie und da, wo nicht der Neid, doch ein gewisses gereiztes Gefühl, welches durch die imponierende und etwas zur Herrschsucht neigende Art von Hermes verletzt war, mitsprechen mochte. Hielt man die Schriften des Mannes mit dem, was von seinen Vorlesungen verlautete, zusammen, so konnte nicht zweifelhaft seyn, daß in seiner Theologie das philosophische Element ein Uebergewicht über das historische und positive hatte, und daß, weil jenes in dem apologetischen Vorhofe der Theologie mit einer gewissen Unabhängigkeit vom Positiven auftrat, auch eine gewisse Kantische Rückernheit und Skepsis hatte, daraus eine Art von Rationalismus entstand, der den Strengeren bedenklich werden mußte. Hermes wollte als wissenschaftlich denkender Mann den Glauben von der Kirche nicht ohne Weiteres auf Glauben annehmen, er glaubte die Kirche nach ihrem Recht, und den

Glauben nach seinen Gründen fragen, also auch zweifeln zu dürfen. Aber wie er selbst auf diesem Wege zur Festigkeit im streng katholischen Glauben gelangt war, so trug er auch kein Bedenken, seine Schüler und Leser diesen Weg zu führen. In dem positiven Theile seiner Theologie war er, wiewohl er überall die demonstrative Methode geltend machte, streng orthodox. Ref. hat, so lange er Hermes' College war, und auch nachher, nie gehört, daß er irgend einen seiner Zuhörer, obgleich er sie im gewissen Sinne freyer machte, am katholischen Glauben zweifelhaft und irre gemacht hätte. Im Gegentheil waren die, welche ihm zu folgen verstanden, der Meinung, daß sie durch ihn erst dahin gebracht würden, aus Ueberzeugung zu glauben.

Es lassen sich andere Richtungen in der katholischen Theologie oder vielmehr Philosophie denken, positivere oder gläubigere, wenn man will, die nicht vom Zweifel und von Fragen ausgehen, sondern von der Gewisheit und dem ursprünglichen Ja und Amen aller Dinge. Aber wer darf sagen, daß die Hermesische Richtung unkatholisch sey? Sie kann es werden, aber kann die entgegen gesetzte Art nicht auch umschlagen? — Keine Philosophie hat die absolute Nothwendigkeit oder Bürgschaft in sich, christlich oder katholisch zu werden.

Als die Regierung wahr nahm, daß andere Richtungen und Bedürfnisse, denen die Hermesische Theologie nicht genügte, mit immer bestimmteren Ansprüchen hervor traten, säumte sie nicht, neben Hermes in der Person des Professor Klee von Mainz einen Mann anderer Zeichens und anderer Richtung anzustellen. Sie wollte, daß beide Richtungen rein auf dem Gebiete der Wissenschaft ihren Proceß führen sollten. Vorerst

blieb das Uebergewicht auf Hermes Seite, auch nach seinem Tode. Seine Schüler und Anhänger bildeten in der Facultät, auch wohl im Domcapitel, die Mehrzahl; dem einen von ihnen war das katholische Convictorium besonders übergeben, und es hätte ein großer Umschwung der Geister geschehen müssen, wenn die schon gebildete, eingewurzelte Tradition von der Vortrefflichkeit der Hermesischen Lehre alsbald hätte unterdrückt werden sollen. Ein kluges Kirchenregiment hätte, wie der Staat, die verschiedenen Richtungen, so lange nicht wirkliche Heterodoxie daraus entstand, ruhig neben einander geduldet, und den inneren Streit derselben geleitet und in seinen Grenzen gehalten. Aber die Antihermesische Parthey, wohl auch durch auswärtige Hülfe, Anreizungen und Umtriebe gestärkt und gespornt, scheint den Berseherungsproceß in Rom im Stillen, aber unermüdlich betrieben zu haben. Man kann sich denken, daß in Rom die Gelegenheit willkommen war, die etwas ungewohnt gewordene Macht über die Geister in Deutschland durch einen neuen glänzenden Act wieder in Praxis zu setzen. Ich weiß nicht, schonte oder fürchtete man den Erzbischof Spiegel, oder waren die Acten nicht eher spruchreif gewesen, — kurz, erst nachdem Graf Spiegel 1835 die Augen geschlossen, decretierte man in Rom im September d. J. die Verdammung der Hermesischen Schriften. Das Breve erschien in Deutschland und in dem Rheinlande gegen Ende dieses Jahrs. Die preussische Regierung hatte keine Ahnung davon gehabt. Das Breve wurde ohne ihr Vorwissen, ohne die Kön. Genehmigung, im Lande verbreitet. Kein Landesbischof, ohne dessen Urtheil und Zustimmung eine solche Bekanntmachung nicht statt findet, ersuchte die Regierung darum. Hatten die Bischöfe

vergessen, daß jene Genehmigung' nöthwendig sey, oder geschah die Verbreitung des Breves ohne ihr Wissen und Zuthun?

Die Aufregung der Gemüther war groß. Alle wohldenkenden Katholiken in und außer der Monarchie staunten, zürnten. Angesehene Bischöfe und Würdenträger der Kirche äußerten sich über das Breve sehr bedenklich. Man beschwerte sich besonders auch darüber, daß das Breve zwar die Hermefischen Schriften deutlich genug verdamme, aber welche Lehre eigentlich zu verwerfen sey, schwer errathen lasse. Aber Rom hat es oft so gemacht; — das Zwyedeutige, Unbestimmte macht neue Fragen, neue Antworten nothwendig, und so bleibt die römische Macht in Uebung und Gegenwart.

Was war zu thun? Die Bischöfe hätten das Breve nicht ohne Königl. Genehmigung sich verbreiten lassen dürfen. Wegen dieses wesentlichen Formfehlers konnte die Regierung eingreifen, die Verbreitung des Breves hemmen. Aber sie beschränkte sich darauf, sich jeder amtlichen Veröffentlichung zu enthalten. Das war zu wenig! Die Aufregung der Gemüther war schon so groß, daß eine vorläufige Maßregel in Betreff der theologischen Facultäten nothwendig zu werden schien. Vor der Eröffnung der Sommervorlesungen des J. 1836 wurde den Professoren eröffnet, daß man von ihnen erwarte, daß sie in ihren Vorlesungen alles vermeiden würden, was dem offenkundigen Verdammungsurtheile des Papstes entgegen sey. War dies nicht zu viel? Sämmtliche von Hermes gebildete Lehrer kamen freylich der Erwartung der Regierung bereitwillig entgegen, die Hermefischen Schriften verschwanden aus ihren Vorlesungen. Allein die öffentliche Verhandlung der Sache in Zeitschriften und gelehrten Abhandlungen

gen konnte nicht gehemmt werden. Es wäre ein Wunder und ein schlimmes Zeichen der Zeit gewesen, wenn die Freunde und Verehrer des sel. Hermes sich so bald hätten beruhigen sollen. Man kann es befremdend finden, daß die Regierung dem schwer verletzten Theile nicht mehr Beystand geleistet hat. Allein die Interventionen sind auch bedenklich, und in gereizten Verhältnissen scheint es weise zu seyn, alles zu vermeiden, was das Uebel ärger machen kann.

Unterdessen hatte der neue Erzbischof sein Amt angetreten. Wer ihn kannte, seine Ansichten, Grundsätze, die er in seinen amtlichen Verhältnissen, auch in einer 1817 erschienenen Schrift über die Freyheit der katholischen Kirche, kund gegeben hatte, mußte das schlimmste weissagen. Nur ein zweyter Graf Spiegel konnte den doppelten Knäuel der Wirrungen entwirren helfen. Von dem neuen Erzbischof war zu fürchten, daß er nur noch mehr verwirren würde. Der Vorwurf liegt sehr nahe, warum man gerade diesen Mann wählte? Die Staatschrift rechtfertigt diese Wahl oder Empfehlung. Der Weihbischof schien durch persönliche Frömmigkeit und kirchliche Erfahrung ausgezeichnet. Man traute seinem reiferen Alter und seiner Kenntniß der Verhältnisse zu, 'daß er sich in dem neuen Amte weniger starr und befangen benehmen werde'. — Hätte die Regierung sich bloß darauf verlassen; so wäre es schwer, den Mißgriff zu entschuldigen. Allein sie wußte sich auf dem geeigneten Wege diejenigen moralischen Garantien zu verschaffen, welche auszureichen schienen, zumahl bey einem Bischof.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G e s t t i n g s i e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften:

64. Stück.

Den 21. April 1838.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Darlegung des Verfaßrens der preussischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln.

Man veranlaßte den Weihbischof durch einen ihm befreundeten Mann dem Ministerium auf die vertrauliche Frage, ob er als künftiger Bischof die ihm deutlich und bestimmt bezeichnete Convention, worin die Instruction an die Generalvicare in Betreff der gemischten Ehen offenbar mit begriffen war, anzunehmen und im Geiste der Versöhnung aufrecht zu erhalten bereit und beflissen seyn werde, eine schriftliche Antwort zu geben. Die Antwort lautet wörtlich, 'daß er sich wohl hüten werde, die gemäß dem Breve des Papstes Pius VIII. getroffene und in den genannten vier Sprengeln zur Vollziehung gekommene Vereinbarung nicht aufrecht zu halten, oder gar, wenn solches thunlich sey, anzugreifen oder umzustossen, und daß er dieselbe nach dem Geiste der Liebe, der Friedfertigkeit, anwenden

werde'. Die Erklärung wurde für befriedigend gehalten, und in vollem Vertrauen auf die Ehrlichkeit des Versprechens der Weihbischof dem kölnischen Domcapitel empfohlen und von diesem einstimmig gewählt. Aber wie entsetzlich ist die Regierung in ihrem Vertrauen getäuscht worden!

Bald nach dem Amtsantritte des Erzbischofs erhoben sich wieder von allen Seiten laute Klagen und Beschwerden nicht nur der evangelischen Bevölkerung, sondern auch der Landesbehörden — über sein rücksichtsloses Verfahren und die Ablehnung jeder mündlichen oder schriftlichen Verständigung. Pfarrer, die als Zeloten bekannt waren, machten Schwierigkeiten, und sprachen Rechte an, die man bisher nicht gekannt hatte. Schon liefen hinsichtlich der gemischten Ehen Klagen ein von abgewiesenen Brautpaaren und nicht ausgesegneten Wöchnerinnen. Die Convention schien wie gar nicht geschehen zu seyn.

Der Oberpräsident der Rheinprovinz hatte sehr bald Veranlassung, den Erzbischof zu einer officiellen Erklärung über sein Verfahren zu veranlassen, dies geschah in der Form einer erzbischöflichen Weisung an den Dompropst Claessen in Aachen. Dieses Actenstück ist hier abgedruckt. Der Erzbischof besteht dem Breve gemäß auf das Brauteramen und zwar ohne Gegenwart des protestantischen Bräutigams. Dies letztere, meint er, würde zu Zwistigkeiten führen. Er mag darin Recht haben. Aber wenn er nun sagt, in allen den Fällen, wo die katholische Braut sich dem Brauteramen überhaupt nicht stellt, oder die Gegenwart des protestantischen Bräutigams dabey verlangt, und weil dies nicht gestattet werden kann, sich deshalb nicht stellt, wo dann der Posschein vom katholischen Pfarrer nicht ertheilt werden darf, die Brautleute sich aber ohne diesen

Loßschein vom protestantischen Prediger trauen lassen, — in allen diesen Fällen sey die Aussegnung der Wöchnerinnen zu verweigern, wenn er dies sagt, so widerspricht er der Convention gerade zu, denn nach dieser und der darauf gegründeten Instruction sollte die Aussegnung der katholischen Wöchnerinnen in gemischten Ehen nie verweigert werden. Man kann am Ende zugeben, daß der Erzbischof das Breve besser verstand, als die Convention, aber nach dem, was nachher geschah, ist es unbegreiflich, wie er gleichwohl sagen konnte, die Convention sey in Gemäßheit und zur Erleichterung der Ausführung des päpstlichen Breve abgeschlossen. Nachdem er so einmahl den Anfang gemacht hatte, die Convention in ihrem wahren Sinne zu umgehen, verfolgte er seinen Plan, dieselbe außer Wirksamkeit zu setzen, Schritt vor Schritt. Als das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ihn in Folge jener an den Aachener Dompropst gegebenen Weisung in einem vertraulichen Schreiben vor weiteren falschen Schritten warnte, und ihn auf dem Grunde seines Versprechens zur Friedlichkeit ermahnte, erklärte er, daß in den Anforderungen des Oberpräsidenten an ihn Zugeständnisse lägen, die ihm über die Grenze jener Convention hinaus zu gehen schienen, und zu denen er sich nicht verstehen könne; daß sein früher gegebenes Versprechen an die Bedingung geknüpft sey, daß die Convention dem päpstlichen Breve gemäß sey, daß ihm aber die Convention selbst erst in Köln zu Gesicht gekommen sey, daß er sie damahls in Münster nicht eingesehen, und eben weil der Minister die Sache im engsten Vertrauen habe behandelt wissen wollen, selbst mit seinem Bruder, dem Bischof von Münster, darüber nicht habe reden können. Jetzt, da er

sie kenne und sehe, in welchem Maße schon Katholischer Seits Zugeständnisse gemacht seyen, habe seine Ueberzeugung, daß in Hinsicht der gemischten Ehen alles abgemacht sey, die größte Festigkeit gewonnen, er verharre dabey, den Standpunct fest halten zu wollen, auf den die bewußte Uebereinkunft die Sache gestellt habe.'

Es wird schwer zu glauben, daß der Erzbischof sich selber nicht klarer gewesen, als diese Worte lauten. Die Entschuldigung, daß und warum er sein Versprechen ohne Kenntniß der Convention gegeben, erscheint bey einem solchen Manne als eine leere Ausflucht. Aber wenn Görres sagt, der Erzbischof, durch die lenkende Hand der Vorsehung vor der Versuchung vorüber geführt, habe sie in seiner Kindeseinfalt nicht bemerkt, so ist dies eine Blasphemie, welche sich der Erzbischof gewiß selber verbitten wird. — Aber noch jetzt sagt der Erzbischof nicht, daß er die Convention dem Breve nicht für gemäß halte, ja, da er behauptet, er wolle den Standpunct derselben fest halten, so muß man glauben, daß er sie dem Breve für gemäß halte. So nahm das Ministerium seine Erklärung. In einem officiellen Schreiben desselben vom 13. März 1837 wird in dieser Voraussetzung ihm noch das alte Vertrauen geschenkt, daß er das Mißverhältniß in der Sache erkennen und auf geeignete Weise zu heben suchen werde.

Allein die Beschwerden und Klagen der Landesbehörden und der Betheiligten dauerten fort. Das Journal de Liège sagte öffentlich, die Gläubigen sollten unbesorgt seyn, der Erzbischof habe in kluger Frömmigkeit eben nur versprochen, die Convention in so weit anzunehmen, als sie mit dem Breve übereinstimme; so habe er das Ministerium, da dieses damit zufrieden gewesen,

in seinen eigenen Netzen gefangen. Entsetzlich! Dies war eine Lüge und eine Wahrheit zugleich. Es ergab sich immer mehr, daß der Erzbischof mit seinem Versprechen nichts anderes gemeint hatte. Aber gesagt hatte er es doch anders. Die Regierung, um jede persönliche Reibung und Aufregung zu verhüten, begann durch den Grafen zu Stolberg Wernigerode, damals Regierungspräsidenten in Düsseldorf, und den Geh. Legationsrath Bunsen, der sich zu dem Ende von Berlin nach Köln begab, neue Unterhandlungen mit dem Erzbischofe. Man ging in diesen Unterhandlungen auf seine Beschwerden und Wünsche so viel als möglich ein. Sie betrafen den Geschäftsgang und die Aussegnung der Wöchnerinnen. Man gab zu, daß des Erzbischofs Auslegung der Instruction in Betreff des letzteren Punctes zulässig sey, forderte aber von ihm eine bestimmte Erklärung, daß er sich für verpflichtet achte, die hinsichtlich der Auslegung des Breve an das Generalvicariat von Köln erlassene Instruction unverbrüchlich auszuführen. Man änderte am Ende diese Worte dahin, daß er die gemäß dem Breve und der Instruction eingeführte Praxis wolle bestehen lassen und an dem darauf begründeten Geschäftsgange nichts ändern. Ein procès verbal über die Conferenz am 17. Sept. 1837, der hier abgedruckt ist, kann als eine authentische Interpretation der dem Erzbischof schriftlich übergebenen Forderung der Regierung angesehen werden. Er ist zugleich ein Beleg für die Geduld und das Wohlwollen der von der Regierung Beauftragten. Dem Leser geht die Geduld aus, geschweige denn den Unterhändlern. — Der Erzbischof erklärte, daß er die von der Instruction angenommene Zulassung der katholischen Trauung ohne das feyerliche Versprechen der Verlobten, die Kinder ka-

tholisch erziehen zu wollen, in offenbarem Widerspruch mit dem Breve halte, und darnach seine Pfarrer instruiert habe. Als ihm darauf erwidert wurde, daß hiernach Se Kön. Majestät erwarte, daß er ein Amt niederlege, wozu er nur unter der Voraussetzung zugelassen sey, daß er die Convention zu halten willens sey, gab er so weit nach, daß er die ihm zuletzt vorgelegte Formel der Kön. Forderung anzunehmen im Stande sey. Als ihm aber andern Tags das darnach abgefaßte Schreiben nebst dem Protocoll zugeschickt wurde, behufs der von ihm zu gebenden einstimmenden Erklärung auf dessen Inhalt, schickte er beides zurück mit dem kurzen Worte, daß er die Formel gemäß dem Breve und der Instruction nicht anders verstehen könne, als so, daß er so viel möglich beide Normen zu befolgen habe, wo ihm aber beide nicht in Einklang zu seyn schienen, sich lediglich nach dem Breve richte, und daß, wenn diese Erklärung nicht hinreichend gefunden werden sollte, er mit weiteren schriftlichen oder mündlichen Besprechungen unbehelligt seyn wolle. So wurde von dem Erzbischofe selbst alle weitere Verständigung abgebrochen.

Mit gleicher Hartnäckigkeit behandelte er die schwebende Hermefische Sache. Er hatte den Lectiöncatalog für das Wintersemester 1836 auf 37 ohne alle Bemerkungen zurück geschickt. Aber im Januar 1837 gab er den Beichtvätern der Stadt Bonn die Weisung, im Beichtstuhle die Lesung Hermefischer Schriften, auch der zur Vertheidigung derselben geschriebenen, so wie den Besuch von Vorlesungen, die irgend dem Inhalte jener Schriften gemäß sey, zu verbieten, endlich den wegen der noch nicht förmlich geschenehen Publication des betreffenden päpstlichen Breves Fragenden oder Zweifelnden zu antworten, daß dabey

der weltlichen Macht keine Concurrenz zu gestatten sey. Der Erzbischof erklärte also wider alle Ordnung des Staates das Breve für verpflichtend auch ohne die Königl. Genehmigung. Kein katholischer Staat konnte ein solches Verfahren dulden. Aber die Geduld des preußischen Staates sollte noch auf härtere Proben gestellt werden. Als dem Erzbischof das Verzeichniß der Vorlesungen für den Sommer 1837 vorgelegt wurde, erklärte er ohne weiteren Beweis, er könne die Vorlesungen eines Professors, der gar nicht eigentlich zur Hermes'schen Schule gehöre, nicht approbieren, weil er das heilige Wort nicht immer mit gebührender Ehrerbietung und Gleichförmigkeit mit dem kirchlichen Dogma behandle; über die Vorlesungen der Schüler und Freunde von Hermes bemerkte er nur, daß er sich nicht eher darüber äußern könne, bis ihm die Bücher angegeben würden, wonach sie gehalten würden. Man hielt darauf eine Conferenz zwischen dem Erzbischof und dem Curator der Universität für nothwendig. Aber als er sich nach langem Zaudern dazu verstand im Merz, waren zuerst alle Vorschläge, die man ihm machte, sich mit der Facultät zu verständigen, vergebens. Nur dazu konnte man ihn am Ende bewegen, daß er versprach, selber die Punkte anzugeben, wonach sich die Lehrer zu richten hätten, um in seinem Sinne zu lehren. Es erschienen auch wirklich, aber erst im May, lange nach dem gesetzlichen Anfange der Vorlesungen, die berühmten 18 Thesen des Erzbischofs gegen die Hermes'sche Irrlehre, ein seltsames Machwerk von specieller bischöflicher Theologie! Aber weder legte er sie den Professoren vor, noch machte er der Regierung nur eine Anzeige davon, wie er es damit gehalten haben wolle. Die Professoren, die Regierung erschöpften wetteifernd ihre Nachgiebigkeit und Geduld mit dem starrsinnigen Man-

ne. Jene erboten sich zum Theil zu dem Unglaublichen, dem Erzbischof ihre Hefte zur Einsicht vorzulegen. Es war im Interesse der Wissenschaft schon zu viel nachgegeben, aber auch das war vergebens! Man hörte, daß der Erzbischof den Studierenden nur die theol. Vorlesungen des Prof. Klee und die kirchenrechtlichen des Prof. Walter gestatte. Die Regierung immer noch geduldig, begnügte sich, um dem schon entstandenen Unfug zu steuern, allen theologischen Professoren und außerdem den Prof. Walter und Windschmann, bey Strafe die Polemik wider und für Hermes protocollmäßig zu untersagen. Dies geschah im April 1837. Aber nichts half. Die hierarchische Macht überschritt alle Grenzen und bedrohetete die Universität mit gänzlichem Ruin. Als im Convictorium den Alumnen vorschrittsmäßig ihre Vorlesungen von den Vorstehern der Anstalt bestimmt werden sollten, natürlich ohne Rücksicht auf des Erzbischofs ungesetzmäßiges Verbot, traten von 70 mehr als 60 aus, und viele Studenten verließen die Universität, aus Furcht vor dem Erzbischof. Ja noch mehr. Der Erzbischof legte den Priestern, welche um Zulassung zur Ausübung des Beichtvateramts nachsuchten, auch den Neugeweihten, die benannten 18 Thesen und die Erklärung zur Unterschrift vor, worin versprochen und gelobt wird, von der Entscheidung des Erzbischofs nach der Ordnung der katholischen Hierarchie an Niemand, als an den Papst zu provocieren. Jedermann begreift den Sinn und Zweck dieser Unterschrift, aber auch, daß die Regierung vor Gott und Menschen verpflichtet war, dergleichen hierarchische Anmaßung endlich entschieden zurück zu weisen. Das geschah, aber immer noch mit billigem Nachgeben. Es wurde ihm nämlich im Namen des Königs

nur angemuthet, sein Verbot des Besuchs der Vorlesungen der in der Hermessischen Schule gebildeten Professoren und eben so der Lehrstunden im Convictorium aufzuheben, und die Unterschrift seiner Thesen nicht mehr zu fordern; werde er auf diese Bedingungen eingehen, so sey man entschlossen, der im päpstl. Breve enthaltenen Verdammung der Hermessischen Schriften dieselbe verpflichtende Gültigkeit innerhalb der Monarchie einzuräumen, als wenn jene Werke ohne das Breve in den Index prohibitorum gesetzt wären. Der Erzbischof, fast verwundert über diese Nachgiebigkeit, gab nach, ja, wie es heißt, er schien das Billige und Zarte des Verfahrens zu fühlen und vollkommen befriedigt zu seyn. Allein, indem er seine Hartnäckigkeit auf diesem Punkte — vielleicht nur für den Augenblick mäßigte, — troste er, wie schon erzählt ist, der Regierung in dem andern Punkte der Verhandlungen so sehr, daß die Königl. Commissarien auch ihrerseits alle weiteren Verhandlungen abbrachen, und ihm zum Schlusse nur erklärten, daß durch seine eigene Entscheidung zugleich jede Verständigung über irgend eine andere Angelegenheit unmöglich und unnöthig geworden sey, welche seine fortgesetzte Amtsthätigkeit auf eine längere Zeit voraus setzen würde.

Es war zu erwarten, daß die Regierung nun ohne Weiteres die angekündigte Suspension seiner Amtsthätigkeit verhängen werde. Aber die Schäche ihrer Geduld und Vorsicht waren noch nicht erschöpft. Nicht genug, daß man den römischen Hof auf die unvermeidlichen Folgen des gesetzwidrigen Verfahrens des Erzbischofs aufmerksam gemacht hatte, — freylich vergebens, — erst nach Monatsfrist, da der Erzbischof sich keines Besseren besinnen wollte, erließ das Ministerium die

definitive Erklärung an ihn, worin ihm, wenn er nicht nachgebe, auf Befehl des Königs die Ausführung der angedrohten Maßregel in nächste Aussicht gestellt, ihm aber zuvor der Ausweg gelassen und auf alle Weise erleichtert wurde, ohne weiteres Einschreiten der Regierung seine Amtsthätigkeit selber einzustellen. Noch mehr, man versuchte durch warnende Freunde ihn auf andere Gedanken zu bringen. Aber Alles vergebens. Der Unbeugsame wich kein Haar breit; ja er nahm in einem Antwortschreiben an das Ministerium auch die früheren versöhnlichen Schritte in sofern zurück, als er die Voraussetzung auf das bestimmteste abwies, als habe er die Unzulässigkeit einiger in der Hermesischen Angelegenheit gethanen Schritte anerkannt. Auf gleiche Weise rechtfertigte er sein Verfahren in Betreff der gemischten Ehen, unterschied nun, was er bisher nicht gethan, Convention und Instruction, nur von jener sey ursprünglich die Rede gewesen, nicht von dieser. Nicht Gewissensscrupel, sondern seine Ueberzeugung, daß kein Bischof anders handeln dürfe, liege seinem Verfahren zum Grunde. Er nehme die Gewissensfreyheit für sich und die katholische Kirche in Anspruch, und seine Verpflichtung gegen die Kirche verbiete ihm, so wohl seine Amtsverrichtung einzustellen, als sein Amt niederzulegen. — So schien nur die katholische Kirche Rechte gegen den Staat zu haben, der Staat aber keine gegen die Kirche!

Als der Erzbischof nach dieser Erklärung nichts unterließ, um durch einseitige und unvollständige Darstellung der Sache und stolze Reden die Geistlichen in Köln und durch diese die Einwohner der Stadt aufzuregen, und dies auch die wohl nicht gerade beabsichtigte Folge hatte, daß man schon aufrührerische Anschläge an den

Thüren des Doms fand, wodurch die Katholiken aufgefordert wurden, das Joch der Protestanten abzuschütteln, da riß der wohlwollenden Regierung auch der letzte Faden der Geduld und Nachsicht, und die Macht des Staates, auf den Punct der Nothwehr zurück gedrängt, that was Recht und Pflicht war. Der ungehorsame Erzbischof wurde mit Gewalt aus seiner Diöcese entfernt und seine Amtsthätigkeit suspendiert. Der weitere Hergang ist aus den Zeitungen und den zur Unterrichtung des Publicums gleich bekannt gemachten Rechtfertigungsschriften der Behörden bekannt. Aber aus der Darlegung und dem hier mitgetheilten Protocolle des letzten Actes sieht man, daß die Regierung auch im letzten Augenblicke keine Großmuth und Milde sparte, und unter den verschiedenen Wegen, die ihr offen standen, den am wenigsten verletzenden wählte. — So wenig versteht Rom und seine Hierarchie den wahren Vortheil der katholischen Kirche. Geht auch diese Warnung Gottes in der Zeit vorüber, — habeat sibi!

Indem wir dieß schreiben, hat sich die tragische Geschichte bereits weiter entwickelt, aber so, daß man glauben muß, das Drama sey zu den Acten der Auflösung des Knotens noch weit, weit entfernt. Die Allocution des Papstes, die spröde Weigerung des Römischen Hofes, in irgend einem Puncte nachzugeben, der fanatische Athanasius Görres, schon in zwey drey Auflagen verbreitet, — sodann die Aufhebung der Convention von Seiten der Bischöfe von Münster und Paderborn, endlich das Verfahren des Erzbischofs von Osnesen, wodurch die fanatische Aufregung der Gemüther auch in den westlichen Theilen der Monarchie auf eine bedenkliche Weise verbreitet ist, — das alles sind Zeichen einer herauf steigenden finsternen Zeit, um

deren Abwendung in Gnaden man Gott nicht genug bitten kann. Zweyerley aber steht fest und gewährt Licht und Trost. Das eine ist, daß die preußische Regierung von Anfang an mit einer Gerechtigkeit und Milde verfahren ist, welche unter Gottes Schutz die Kraft des Sieges in sich selber trägt. Man kann es ein Glück nennen, daß das Drama gerade dem preußischen Staate zugefallen ist, der Intelligenz und Macht genug hat, um es mit Kraft und Würde zu Ende zu führen. Nicht nur die protestant. Bevölkerung Deutschlands, sondern auch alle verständigen und billigen Katholiken sehen auf ihn, als die standhafte Schutzwehr gegen römische, hierarchische Anmaßungen und Verdunklungen. Jetzt nachgeben hieße uns um mehr als ein Jahrhundert zurück schleudern. Das zweyte aber ist die Zuversicht, daß Gott in seiner Gerechtigkeit und Liebe den entstandenen Kampf nicht geordnet hat, daß Licht und Recht erliegen, sondern mit neuem Glanz und neuer Kraft sich erheben sollen.

Unter den Schriften des Tages, welche die Kölnischen Händel hervor gerufen haben, finden wir eine, die wir, eben weil sie mehr Beachtung verdient, als sie in ihrer Bescheidenheit in Anspruch nimmt, hier noch mit einem Paar Worten besprechen wollen. Sie führt den Titel: die Allocution des Papstes Gregor 16. vom 10. December 1837, mit einem Anhang über Görres Athanasius, und dem Augustinischen Motta: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Sie ist anonym. Aber Geist und Art des Verfassers sind dem Ref. bekannt. Sie verräth einen christlich gesinnten und feingebildeten Staatsmann, der sein Recht mitzusprechen auch da, wo es ins Theologische geht, schon bewährt hat. Abgesehen von den eben

so geistigscharfen, als humanen Bemerkungen gegen Görres, die keinen Auszug gestatten, führt die Schrift in der Critik der päpstlichen Allocution den sehr richtigen Gedanken aus, daß man entweder von Seiten der römischen Kirche die gemischte Ehen unbedingt verbieten, oder, wie die Landesgesetze sie statuieren, ohne Vorbehalt erlauben und der freyen Ueberzeugung und dem Gewissen eines Jeden überlassen müsse, was seine Sache sey; es gebe keinen Mittelweg, der nicht über kurz oder lang zu Verwicklungen und Conflicten führe. Der Verf. zeigt sehr gut, wie wenig die Zeit Rom gestatte, das erstere zu thun, wie der Papst auch ehrlich gesagt außer Stand sey, gemischte Ehen geradezu zu verbieten. Aber offenbar sey es Inconsequenz, und noch mehr, ein Widerspruch gegen die christlichen Principien, die gemischten Ehen zu gestatten, und dann doch Verordnungen zu machen, in denen die Voraussetzung liegt, als sey der protestantische Theil ein Feind, ein Ketzer. Man muthe Rom nicht an, die protest. Lehre als einen reinen richtigen Inbegriff des christl. Glaubens anzuerkennen, aber die Wahrheit und die Liebe fordern endlich, daß beide Confessionen sich gegenseitig als Glieder der Christenheit anerkennen. Das sey das wahre ad majorem gloriam Dei, nicht, sich zu hassen und zu verfolgen. Die vorgebliche Unmöglichkeit einer solchen gegenseitigen Stellung sey gar nicht in der Zeit vorhanden, und beruhe auf Illusionen und Mangel an Verständigungen. Werde man so in wahrer Christlicher Toleranz die Verhältnisse ordnen, so werde die Kirche sammt dem Staate gedeihen und die katholische Kirche nur gewinnen, nicht verlieren, wenn ihr nemlich darauf ankomme, worauf es ihr allein ankommen solle, auf christliche Wahrheit und Liebe. — Diese

Stimme mag zunächst a's die Stimme des Predigers in der Wüste verhalten. Aber es wird die Zeit kommen, wo die Wüste bevölkert seyn, und die Wahrheit und Heilsamkeit dieser Christlichen Stimme allgemein anerkannt werden wird, trotz Rom!
 L.

O x f o r d.

At the university press. Miscellaneous works and correspondence of the Rev. James Bradley, astronomer royal etc. 1832. CVIII und 528 S. in 4.

Bradley's Manuscripte wurden durch seinen Schwiegersohn dem Lord North übergeben, der sie der Universität Oxford, deren Kanzler er damals war, schenkte. Sie wurden dem Professor Horesby zur Herausgabe anvertraut, welcher einen Folioband mit Greenwicher Beobachtungen daraus bekannt machte. Nach seinem Tode besorgte Robertson die Ausgabe eines zweyten Bandes. Beide zusammen enthalten, wie bekannt, sämtliche, zwischen 1750 und 1762 zu Greenwich angestellten Beobachtungen. Die übrigen Manuscripte waren eine Zeitlang verschollen, bis sich zuletzt ein Theil derselben unter Horesby's eigenen Papieren fand. Herr Prof. Rigaud erhielt den Auftrag sie heraus zu geben, wovon dieses Werk die Frucht ist. Die Papiere waren in sehr großer Unordnung und erforderten sehr genaue Untersuchung, so wie sie häufig nur durch Vergleichung mit den bereits gedruckten Untersuchungen Bradley's gehörig gewürdigt werden können. Die Anzahl der letzteren ist sehr gering, man findet sie hier gesammelt. Nachsuchungen in Greenwich haben aber auch noch einige Manuscripte entdecken lassen, die hier ebenfalls ab-

gedruckt sind. Herr Prof. Rigaud hat diese Gelegenheit benutzt Bradleys Biographie, mit Hülfe unbenutzter Materialien neu zu bearbeiten. Mit dieser Lebensbeschreibung, die 108 Seiten füllt, beginnt das Werk. Bradley's bürgerliches Leben ist sehr arm an merkwürdigen Umständen, er scheint so glücklich gewesen zu seyn, seine Entwicklung und Reise in fester Ruhe genossen zu haben. Er ist 1692 oder 1693 geboren und genoß sehr früh den Umgang und Unterricht seines Onkels, des berühmten Astronomen James Pound, mit dem er bis zu dessen Tod gemeinschaftlich beobachtete. Wie früh Bradley anfang seine Beobachtungen aufzuzeichnen ist unbekannt, in Pounds Büchern finden sich einige vom Jahre 1715. Seine ersten Untersuchungen scheinen sich auf die Bewegung der Jupitertrabanten bezogen zu haben. Schon im Jahre 1718 wurde er Mitglied der Königlichen Societät und im Jahre 1721 Professor der Astronomie zu Oxford. Einige Jahre später beginnen die Untersuchungen, welche endlich im Jahre 1728 zu der berühmten Entdeckung der Aberration führten. Herr Prof. Rigaud hat nicht bloß die hierauf bezüglichen Originalbeobachtungen wieder entdeckt und bekannt gemacht, sondern auch eine Menge anderer auf die Geschichte dieser Entdeckung bezügliche Papiere, namentlich mehrere Hypothesen durch welche Bradley zuerst die scheinbare Bewegung der Fixsterne zu erklären suchte und die genauen Untersuchungen, durch welche sie sich als unbaltbar ergeben. Alles dieß wird jedoch der Liebhaber der Astronomie lieber in dem Buche selbst als hier im Auszuge lesen wollen. Im Jahre 1742 wurde Bradley an Halley's Stelle Astronomer Royal, wodurch seine astronomische Thätigkeit noch verstärkt wurde. Neben den Versuchen über das Sekundenpendel, die er im Jahre 1743 be-

gann und mit Unterbrechungen bis 1749 fortsetzte, fällt nun in diese Periode die wichtige Entdeckung der Nutation oder deren Abschluß. Im September 1747 machte er nemlich die Schlußbeobachtungen nachdem er sie während einer ganzen Periode der Bewegung der Mondsknoten fortgesetzt hatte. Bisher waren aus Bradley's gedruckten Abhandlungen nur die Resultate seiner Beobachtungen bekannt, jetzt kennt man auch die Beobachtungen selbst.

Die Lebensbeschreibung verfolgt nun noch Bradley's wissenschaftliche Thätigkeit und Verhältnisse bis zu seinem Tode im J. 1762. Hierauf folgen alsdann Bradley's gedruckte und ungedruckte Abhandlungen, und zwar zuerst Auszüge aus den *philos. transactions*, die zum Theil von Bradley, zum Theil auf seine Untersuchungen bezüglich sind. Ferner *Remarks upon Jupiter satellites* aus den Vorschriften zu Halley's Tafeln und einiges andere bereits gedruckte. Die folgenden Abhandlungen sind alle aus Manuscripten zum ersten Male heraus gegeben. Die bedeutendsten sind: Molineux's Beschreibung des zu Kew aufgestellten Instruments zur Auffindung der jährlichen Parallaxe und die damit angestellten Beobachtungen. Bradley's Fixsternbeobachtungen zu Wansted. *Demonstration of the rules relating to the apparent motion of the fixed stars upon account of the motion of the light.* — *Reduction of the Wansted observations.* Auch in der *miscellaneous astronomical observations* überschriebenen Sammlung findet sich nicht bloß Interessantes, sondern auch noch gegenwärtig praktisch Brauchbares, wie z. B. micrometrische Vergleichen der Planeten mit benachbarten Fixsternen. Die Briefsammlung, welche diesen Band schließt, enthält Briefe von und an Maupertius, Lacaille, de l'Isle, Clairaut, Pingré, Paolo Frisi u. A.

Ein Anhang enthält Beobachtungen des Halley'schen Cometen im J. 1607. Diese Beobachtungen fand Zach unter Harriot's Papieren und ließ sie in Bode's *astronom. Jahrb.* abdrucken; da sich jedoch viele Ungenauigkeiten eingeschlichen haben, so hat sie Rigaud nochmahls nach dem Manuscripte abdrucken lassen und Bemerkungen hinzu gefügt.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 23. April 1838.

Carlsruhe und Baden.

Verlag der D. K. Marx'schen Buch- u. Kunsthandlung. Grundzüge der Lehre von der Krankheit und Heilung, von Dr. K. F. H. Marx, ordentlichem Professor der Medicin in Göttingen. VIII u. 447 Seiten. 1838. 8.

Wenn man von dem, was in Deutschland mit dem Namen allgemeine Pathologie und Therapie belegt wird, das ablöst, was in der Erklärung althergebrachter Benennungen und Definitionen, in der Entwicklung der verschiedenen Kunstsysteme und in der Darlegung einer bestimmten Auswahl von Thatsachen der ärztlichen Beobachtung besteht, so bleibt fast nur eine Reihe individueller Ansichten übrig. Es gibt jedoch ein ärztliches Denken und es muß ein solches geben, welches das wahre innere Wesen der Medicin zum Gegenstande hat und auf die Ergründung solcher Heilgesetze gerichtet ist, welche immer und allerwärts gültig sind. Ein solches Denken anzuregen, das Hinstreben nach dem Erfas-

sen solcher Gesetze zu leiten, zu unterstützen, den Blick auf das zu wenden, was dem Arzte bey dem Erkennen und Behandeln der Krankheit vor Al-
 lem Noth thut, — das ist die Aufgabe der vor-
 liegenden Schrift, die der Verf., wenn auch nur
 theilweise zu lösen sich bemühte. Was das Pa-
 thologische betrifft, so hat derselbe hierzu schon in
 seiner 'allgemeinen Krankheitslehre' einen Versuch
 gemacht; dieser ist jedoch hier einer neuen Auf-
 fassung unterworfen und auf das Therapeutische
 ausgedehnt worden. In jener Schrift ist die Ab-
 sicht, sie zu academischen Vorlesungen zu benutzen,
 vorherrschend, weshalb sie auch mit den nöthigen
 literarischen Nachweisungen versehen ist. Diese
 fehlen in der gegenwärtigen. Sie kann zwar
 auch dem gleichen Zwecke dienen; aber eigentlich
 soll sie Jedem zugänglich seyn und selbst dem
 Nichtarzte Einsicht von dem verschaffen, was in
 Bezug auf Störung und Wiederherstellung eines
 harmonischen, körperlichen Gleichgewichts zu wis-
 sen wünschenswerth ist.

Der Inhalt ist folgender: Nach vorausgeschick-
 ter Einleitung, worin über die Nothwendig-
 keit der Lehre von den allgemeinen Beziehungen
 der Krankheit und Heilung gehandelt wird, folgt
 die Auseinandersetzung der Aufgabe der allge-
 meinen Pathologie und Therapie; ihr Verhältnis zu
 verwandten Doctrinen, namentlich zur Physiolo-
 gie, pathologischen Anatomie, organischen Chemie
 und Physik. Dann wird Krankheit und Hei-
 lung im Allgemeinen besprochen; der Wechsel
 der Lebenserscheinungen; die Gesundheit und ihr
 Gegensatz; der Begriff der Krankheit; das ein-
 geborne Streben, den Integritätszustand zu be-
 haupten. Die Möglichkeit der Krankheits-
 Entstehung wird einzeln nachgewiesen in der
 Mannigfaltigkeit der Gebilde und Functionen, in

dem unaufhörlichen Bilden und Entbilden, im Kampfe der Kräfte, im Wechselverhältnisse zwischen dem Innern und Aeußern, im Spiel der Zufälle. Daran reiht sich die Untersuchung über die Verhütung der Krankheit; die Nothwendigkeit des Herausnehmens der ersten Lebenszeichen, der Kräftigung der psychischen Seite, des diätetischen Verhaltens. Die Bildungsgeschichte der Krankheit näher aufgefaßt erforderte eine genauere Entwicklung der Anlagen und Veranlassungen, der Ursache, der Empfänglichkeit, der verschiedenen Reactionswiese nach den Lebensaltern, der Aufnahmsorgane. Die daraus sich ergebende Grundbedingung der Heilung führt zur Darstellung, wie die Krankheitsanlage zu tilgen sey, und wie der Kranke, dessen Umgebung, und der Arzt zusammen wirken müssen. Hierauf wird das allgemeine Verhalten der Krankheit entwickelt: die Regel der Störung, ihre Gesetzmäßigkeit; die Möglichkeit eines Mangels oder Ueberflusses der erforderlichen Materie oder der nothwendigen Kräfte; ihr verschiedenes Auftreten. Der letztere Punkt führt zur besonderen Betrachtung der Aeußerung der Krankheit, der Symptome. Diese bedingen die Heilanzeigen, wie solche als Resultate des Nachdenkens, der Vergleichung und der Erfahrung sich ergeben. Wie die Indicationen wechseln und nach der ganzen Krankheit, nach einem einzelnen Zeitraume und nach besonderen Umständen verschieden erscheinen, wird gezeigt. Nun folgt die Beleuchtung des inneren Verhältnisses der Krankheit und dafür werden näher erwogen die übertragene Anlage, die nicht gehörig ausgebildeten Organe, die unrichtige Vertheilung der Lebensbedingungen, die einseitige Ausbildung der psychischen Thätigkeiten, die Ein-

griffe in die Beziehungen der Gebilde unter sich und zur Außenwelt, das nicht genügende Rückwirkungsvermögen, die Schwäche, die Stärke, das Reizverhältniß, die Mischungsfehler. Erst aus dem Erkennen aller dieser Bedingungen fließt die Heilmethode, die nach ihren besonderen Modificationen aus einander gesetzt wird. Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Betrachtungen werden nun die Krankheitsveranlassungen als psychische, organische und physische gesondert aufgeführt. A) Psychische: Vorwiegen einer Thätigkeit über die andere; einseitiges Hervorbrechen; Eingriffe in die Entwicklung; Mißverhältniß zwischen Seele und Körper; Affecte; Leidenschaften; Temperament; Idiosyncrasie; Gewohnheit. B) Organische: 1) Feste Theile: Structurbedingungen; eigenthümliches Verhalten des Nervensystems, der irritablen Gebilde, der Gefäße, des Schleimgewebes, der Schleimhäute, des Drüsengewebes, der serösen Häute, des fibrösen Gewebes, des Knorpelgewebes, der Häute. 2) Flüssige Theile: Wechselndes Verhalten des Blutes nach Qualität, Quantität und Bewegungsthätigkeit; Entzündung; Fieber; Saamen; Speichel; Galle. 3) Functionen: Ernährung; Blutbildung; Ab- und Aussonderung; Hypertrophie, Atrophie, Paratrophie; Dyscrasie. C) Physische: Kosmische und tellurische Einflüsse; Licht; Wachen und Schlafen; Wärme; Kälte; Bäder; atmosphärische Luft; Bedeckungen; Nahrungsmittel; Gifte; Ansteckungstoffe. Den Schluß der pathologischen Betrachtungen macht der Abschnitt: Raum und Zeit in Beziehung auf Krankheit, worin in ersterer Beziehung Klima, Boden und Endemie, in der zweyten die Tages- und Jahreszeiten, die Epidemie, der Verlauf der Krankheit

nach Stadien, die Ausgänge und die Euthanasie abgehandelt werden.

Die Hinweisungen auf die Behandlung sind bey jedem der eben aufgeführten Gegenstände kurz angedeutet, um jedesmal einen ärztlichen Gesamtbegriff zu bilden; allein es schien unerlässlich, den Inhalt der Therapie, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Naturheilung, einzeln für sich darzustellen. So folgt denn das methodische Kunstverfahren in seinen drey Hauptrichtungen und zwar jede auf vier Wegen verzeichnet. Nämlich I) Stärkendes Verfahren: a) excitierende, b) irritierende, c) tonisierende, d) anhaltende Methode; II) Schwächendes Verfahren: a) besänftigende, b) krampfstillende, c) temperierende, d) antiphlogistische Methode; III) Alterierendes Verfahren: a) ausleerende, b) verbessernde, c) ableitende, d) rückbildende Methode. Bei jeder einzelnen ist der Standpunkt der Beurtheilung, die Art und Weise der inneren Selbsthülfe, die gebotene Indication zur Unterstützung oder Lenkung derselben von Seiten der Kunst und die erforderliche Vorsicht in der Anwendung der zuverlässigsten Mittel hervor gehoben. Die Absicht dieser Lehren ist, dahin zu arbeiten, daß die Grundprincipien der Heilkunst nicht bloß Sache des Wissens und der Erfahrung, sondern auch des Gewissens und der freithätigen Ueberzeugung werden.

Schließlich mag noch erlaubt seyn, des schönen, milchweißen Papiers zu erwähnen, auf welchem die ganze Auflage dieses Buchs gedruckt ist und welches einen Beweis von den Fortschritten dieser Fabrication im Vaterlande liefert.

L e i p z i g.

Julius Wunders Verlagsmagazin. 1837.
Anleitung zur chemischen Untersuchung des

Bluts und Harns im gesunden und krankhaften Zustande, so wie der Harnsteine. Für Aerzte und angehende Chemiker. Nach dem Englischen des G. O. Rees bearbeitet und mit Zusätzen versehen. Herausgegeben von Dr. Albert Braune, ausserord. Prof. d. Med. — 171 Seiten in 8.

Es war nicht der Mühe werth, dieses Buch aus dem Englischen zu übersetzen; es enthält Nichts, wodurch es vor dem bereits vorhandenen der Art einen Vorzug hätte. Der Verfasser kann es dem Uebersetzer (Med. Cand. Merkel) noch Dank wissen, daß dieser seine Angaben so vielfach vervollständigt und berichtigt hat. Aber einen sehr viel größeren Dienst würde der letztere seiner Wissenschaft geleistet haben, wenn er die Zeit, die er mit der Uebersetzung zubrachte, zu eignen Untersuchungen über diese Gegenstände, namentlich über das Blut, angewendet hätte. Jede neue, wohl ermittelte Thatsache ist hier mehr werth, als ganze Bücher, wie das vorliegende, die das Bekannte, hundertmahl Wiederholte, abermahls wiederholen, ohne auch nur eine werthvolle, weiter führende Idee hinzuzufügen. Ueber die chemische Natur des Blutes, über seine wahren Bestandtheile, über deren Elementar-Zusammensetzung, ihre Umwandlungen, über die Beziehungen ihrer Zusammensetzung zu ihrer physiologischen Bedeutung, wissen wir noch recht wenig. Was hierin geschehen ist, sind nur vorbereitende Vorarbeiten, und die Aufgabe unserer Zeit ist es, tiefer einzudringen, nicht bloß sich mit Beobachtung der Erscheinungen zu begnügen, sondern sie zu erklären. Wozu soll also eine Anleitung zu chemischen Untersuchungen des Bluts und Harns dienen, wenn sie zu keinem anderen, als dem bereits bekannten Resultate führt, wenn

sie nicht bessere, zu neuen Aufschlüssen führende Methoden der Analyse enthält. Dem angehenden Chemiker (wie sich der Titel ausdrückt) kann das Buch von keinem Nutzen seyn, denn es ist viel zu unklar, unmethodisch, selbst unrichtig; er findet dies in anderen Werken viel besser. Man lese nur die Einleitung, welche die sehr nothdürftige, undeutliche Beschreibung einiger, zu solchen Untersuchungen erforderlichen Operationen und Apparate enthält. — Der Arzt, für den es ebenfalls bestimmt ist, wozu soll er Analysen vom Blut und Harn vornehmen, welche Schlüsse soll er für die Pathologie aus solchen Untersuchungen ziehen können, in denen er, der Natur der Sache nach, nicht geübt seyn kann, und die nicht einmal den Chemiker und Physiologen von Fach bis jetzt zu aufklärenden Resultaten geführt haben. Gewisse wichtige abnorme Beschaffenheiten des Bluts und Harns zu erkennen, dazu bedarf es nicht der Analyse. In allen anderen Fällen aber, wo es dem Arzt für die Theorie einer Krankheit oder für deren Erkennung und Behandlung von Wichtigkeit scheinen kann, über die Beschaffenheit des Bluts oder Harns Aufschluß zu bekommen, wird er sich an solche wenden, die mehr, als er es seyn kann, in solchen schwierigen Untersuchungen geübt sind. Für diese aber ist das Buch ganz überflüssig.

M a i n z.

Griechische Chrestomathie für die mittleren Classen der Gymnasien, enthaltend Abschnitte aus Xenophon, Herodot und Lucian. Herausgegeben von Dr Eduard Geist, Gymnasiallehrer zu Darmstadt. 1837. XII u. 330 Seiten in 8. Die gegenwärtige Chrestomathie ist

nach der bestimmten Angabe der Vorrede für die dritte Classe des Gymnasiums in Darmstadt bestimmt. Da aber das Bedürfniß in ähnlichen Lehranstalten ungefähr dasselbe seyn wird, so glauben wir mehreren derselben durch diese kurze Anzeige einen Gefallen zu erzeugen. Daß die Auswahl der Schriftsteller zweckmäßig sey, wird man nicht in Zweifel ziehen wollen. Wenn bloß Stücke aus Prosaiskern darin enthalten sind, so hat dies seinen Grund darin, weil die Lesung der Odyssee neben denselben dort fort geht. Von den elf darin enthaltenen Stücken sind die beiden ersten aus Xenophon, der Anabasis und der Cyropädie, genommen; die sechs folgenden aus Herodot, und zwar den ersten drey Büchern, die allerdings die meiste Abwechslung darbieten; die drey letzten von Lucian, dem Traum, dem Timon und dem Prometheus, weil der Herausgeber mit Recht es vorzog, Stücke von einem gewissen Umfange darin aufzunehmen. Der Text ist nach den besten neueren Ausgaben, so weit wir verglichen haben, mit Correctheit abgedruckt. Der Vf. hat ihn mit Anmerkungen begleitet, über welche in der Vorrede genaue Rechenschaft abgelegt wird. Sie mußten den Bedürfnissen dieser Classe entsprechen. Sie beschränken sich auf Erklärungen der schweren Wörter und Stellen, Critik bleibt natürlich ausgeschlossen. Das rechte Maß zu treffen, um es den Schülern nicht zu leicht und nicht zu schwer zu machen, war die Hauptsache, und wir glauben, daß der Vf. im Ganzen dies getroffen hat. Beygefügt ist ein doppelter Anhang, der erste über die Eigenheiten des ionischen Dialects, der andere biographische und literarische Notizen über die drey Schriftsteller enthaltend, zu welchen alsdann noch ein griechisches Wortregister kommt.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. 67. S t ü c k .

Den 26. April 1838.

H a n n o v e r .

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung: Die Allocution des Papstes Gregors XVI. vom 10ten December 1837. Mit einem Nachtrage über Görres Athanasius. 1838. 71 Seiten in Octav. Mit dem Motto aus Augustinus: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas *).

Die täglich mehr anschwellende Fluth der Flugschriften über die schwebende kölnische Frage beweist das gewaltige Interesse, das Deutschland an diesem Ereignisse nimmt; und wundern darf sich darüber Niemand, der bedenkt, wie es sich hier nicht um einen abgerissenen Vorfall, sondern wirklich um Vitalfragen unserer socialen Verhältnisse handelt, um das Princip, wornach Staat und Kirche gegen einander stehen und fernerhin

*) Wir geben wegen Wichtigkeit des Gegenstandes von der St. 64. angezeigten kleinen Schrift noch eine ausführlichere Beurtheilung.

stehen sollen. Es ist dringend zu wünschen, daß gerade dies Verhältniß der Frage recht klar hervor gehoben, die Sache als ein politisch = kirchliches Ereigniß betrachtet, und nicht etwa, wie das Bestreben einer Partey sich ausspricht, auf den confessionellen Boden allein übertragen wird. Die preußische Regierung hat bey den Maßregeln gegen den Erzbischof vor allen Dingen die Landesherrlichen Rechte gesichert, das monarchische Princip aufrecht gehalten, nach welchem kein Unterthan befugt ist, gegen die bestehenden Landesgesetze zu handeln, und wüßte er dafür selbst noch scheinbarere Gründe aufzuführen, als Berufen auf Befehle von Rom. Wie die preußische Regierung verfahren ist, dazu war sie nicht durch die Confession, sondern durch die Ordnung des Staates eben so sehr verpflichtet als berechtigt, der vor Allen selbst seinen Gesetzen die Achtung schuldig ist, die er von den Unterthanen dafür erwartet. Abgesehen also von allen übrigen Fragen, wie weit etwa die bestehenden Landesgesetze mit Roms Ansichten stimmen, ob eine Aenderung derselben möglich oder rathsam sey: sie bestehen einmahl in uneingeschränkter Kraft, und fordern von jedem Unterthanen gewissenhafte Befolgung; sie bestanden, als der Erzbischof sein Amt antrat, er gelangte zu demselben nur mit ausdrücklicher Hinweisung und Verpflichtung auf sie: er hat ihnen zuwider gehandelt, gleichviel aus welchen Gründen, ob aus Kindes-einfalt, durch eine providentielle Fügung, wie Hr Görres ihn zu vertheidigen weiß; er hat sie übertreten und damit den Staat heraus gefordert, den Gesetzen die nöthige Achtung zu sichern; den Uebertreter *extra statum nocendi* zu setzen, war das Geringste was geschehen konnte: hierin folgte die Regierung nicht etwa einem confessionalen Interesse, sondern

der gebietenden Pflicht der Selbsterhaltung. Je der Staat, der nicht seine eigene Existenz preisgeben, sein eigenes Fundament untergraben will, muß auf dieselbe Weise handeln, gleichviel welcher Confession das Staatsoberhaupt angehört, oder von welcher Confession aus die Beeinträchtigung der Gesetze ausgegangen ist. In sofern ist die Maßregel der preußischen Regierung eine gemeinsame für das europäische Staatsrecht, und kommt das Princip des Protestantismus dabey nicht im Geringsten in Betracht.

Eine andere Frage aber ist die, ob die über gemischte Ehen bestehenden preußischen Landesgesetze selbst auch so völlig sich frey halten von dem Principe des Protestantismus, oder ob sie Bestimmungen in sich schließen, die dem catholischen Gewissen unerträglich sind. Wäre dies der Fall, dann stände der Erzbischof, wenn auch von den weltlichen Gesetzen verdammt, doch wenigstens als Vertreter seiner Kirche da, und hätte Anspruch auf die Märtyrerehre, mit der von manchen Seiten er nur zu freygebig überhäuft wird. Gewiß wird dieser Gesichtspunct wenigstens bey Bestimmung des sittlichen Urtheils über ihn der wichtigste seyn. Stellte es sich heraus, daß Befolgung der preußischen Landesgesetze über gemischte Ehen nicht möglich wäre ohne Ungehorsam gegen die Grundsätze der catholischen Kirche, so fiel auf jene sofort der Vorwurf einer bloß confessionellen Rücksicht: die catholische Kirche innerhalb des preußischen Staates litte dann Gewalt, und beugte sich allein der Macht. - Daß dies der Gesichtspunct ist, von welchem die Vertheidiger des Erzbischofs die Sache zu betrachten wissen, ergibt sich schon daraus, daß sie fortwährend die Forderung der Glaubens- und Gewissensfreyheit geltend machen, die ihnen von der

preussischen Regierung zu leisten sey. Eine Verständigung darüber, ob die Landesgesetze etwas gegen das catholische Gewissen fordern, ob die bekannte Instruction vom 22. Oct. 1834 mit catholischem Glauben und Gehorsam vereinbar ist, wird also stäts die Hauptsache nicht bloß für Erledigung des vorliegenden einzelnen Falles bleiben, sondern auch um eine sichere Basis für die künftige Praxis der catholischen Seelsorger, und zur Beruhigung der Gewissen in den Gemeinden zu gewinnen.

Unter sämmtlichen uns bisher zu Gesicht gekommenen Flugschriften über die erzbischöfliche Angelegenheit ist keine, die diesen eigentlichen Nerv der ganzen Frage so trefflich faßt und umsichtig löst, als die oben dem Titel nach angegebene. Der Verf. hat nicht für angemessen gefunden, sich zu nennen, und dadurch sich Conjecturen über seine Persönlichkeit verbieten; schwerlich könnte auch die Arbeit dadurch noch etwas gewinnen, wenn ihr etwa ein sonst schon bekannter, oder dadurch etwas verlieren, wenn ihr ein literarisch unbekannter Name voran stände. Auch Ref. hält sich nicht für befugt, an dem Schleier der Anonymität weiter zu zerren; nur den Eindruck vermag er nicht zu verbergen, daß die Mäßigung in der ganzen Untersuchung, die bey einer die Gewissen so nahe berührenden Angelegenheit allen Parteyen so dringend anzuempfehlen wäre, und vor allen der streng practische Blick, dem es weniger auf Ergehen in Theorien, als auf das wirklich Durchführbare und auf Beschwichtigung aller Aufregung ankommt, wohl kaum anders, als auf einen Staatsmann schließen läßt, der die Bedürfnisse der Zeit mit einem übersichtigern Blicke anschaut, als den meisten der bisherigen Wortführer vielleicht unter dem Einflusse vorgefaßter Theorien

gelingen ist. Ob wir darin uns täuschen, in manchen feinen Beobachtungen und ansprechenden Wendungen dieselbe gewandte Feder wieder zu erkennen, die neulich in der Straußischen Angelegenheit so beredt als scharfsinnig vom Standpunkte des Laien gesprochen hat, wagen wir nicht zu bestimmen: wünschen aber Deutschland dazu Glück, daß seine wichtigsten Angelegenheiten, auch wenn sie auf kirchlichem Boden wurzeln, mit solcher Sachkenntniß und zugleich mit so warmem Interesse für kirchliches Wohl von seinen Staatsmännern aufgefaßt werden.

Die beiden Hauptsätze, um welche sich die Argumentation des Verfs handelt, bestehen darin, daß einmahl die Frage über die gemischten Ehen nicht Sache des Dogmas, sondern der Disciplin sey, dann aber, daß die Basis für deren Lösung jene christliche Toleranz seyn müsse, die nicht etwa mit Indifferentismus gleich sey, sondern in dem Zugeständniß bestehe, daß auf beiden Seiten, in der catholischen wie in der evangelischen Kirche, ein gemeinsames christliches Fundament unterliege, von welchem nur in Nebendingen abgewichen sey. Gewiß bieten diese beiden Sätze, wenn sie erwiesen werden können, die trefflichsten Grundsätze zur Ausgleichung der Zwürnisse dar; der Verfasser nach seiner durchaus practischen, auf Ausführung berechneten Tendenz, die völliges Zerfallen mit Rom weder für den preussischen Staat noch für den päpstlichen Stuhl als vortheilhaft auffassen kann, hofft auf diesem Fundamente den Frieden aufbauen zu können. Wir wüßten dem Gesagten weder noch etwas zuzusetzen, noch im Geringsten daran etwas auszustellen, wenn wir hier gleichfalls nur dem practischen Zwecke dienen wollten; vom Standpunkte der theologischen Wissenschaft jedoch, die wir

hier zu vertreten haben, sind wir zu einem Nähergehen auf die beiden Sätze verpflichtet, wobei vielleicht das Resultat minder vertrauensvoll einer gütlichen Verständigung entgegen sehen lassen wird. Wir können der Argumentation des Verfs, namentlich bey den Catholiken, nur dann Eingang versprechen, wenn sie, wie freylich von der Mehrzahl derselben in Deutschland anzunehmen ist, jene Willigkeit und christliche Liebe schon besitzen, von der allein ein friedliches Zusammenwohnen mit Akatholischen aber christlichen Glaubensgenossen erwartet werden darf. Dagegen bey einer Partey unter ihnen, von der allein die ganzen Zermürfnisse ausgegangen sind, und jetzt so lieblos durchgeführt werden, bey einer Partey, der wenig an dem Frieden Deutschlands liegt, da sie ihren Quell jenseits der Berge hat, die deshalb die Gewässer trübt, um im Trüben zu fischen, bey einer solchen werden seine Worte eben deshalb vergeblich seyn, weil sie ja friedfertig lauten. Eine nähere Erörterung der beiden Sätze mag dies bestätigen.

Die Distinction zwischen Glauben und Kirchenzucht, zwischen Dogma und Disciplin ist catholischer Seits häufig genug angewandt, wenn es darauf ankam, durch Distinguieren irgend einen vortheilhaften Punct erklären oder behaupten zu können. Rücken wir gegen die catholische Dogmatik mit historischen Beweisen an, daß z. B. der Priestercölibat während des ersten Jahrtausends weder allgemein verlangt noch durchgesetzt, daß der Kelch im Abendmahle während der ersten 14 Jahrhunderte den Laien nicht durch ein kirchlich Gesetz geraubt sey, so versteckt man sich dort sofort hinter jene Distinction; das Alles sey nur Disciplin, und die freye Verfügung, Gebot, Verbot und Dispensation stehe darüber völlig der

Kirche frey; der Eölibat, heißt es dann, brauchte nicht eher mit aller Strenge gefordert zu werden, als bis die germanische Welt sämmtlich zur Kirche bekehrt war, u. dgl. Der jedesmahlige Nutzen der Kirche gibt den Maßstab für die Disciplin ab. Gewiß wird der Verf. hiernach das Recht haben, jene Distinction auch in vorliegender Sache anzubringen, wo sie freylich den Gegnern nicht so gelegen ist, weil daraus folgt, daß sie recht gut nachgeben können, wenn sie nur den guten Willen haben.

Den Beweis, daß die Frage über gemischte Ehen nicht Sache des Dogmas sey, liefert der Verf. nun durch die Ausführung, daß in diesem Falle es keinen Ausweg gebe, als sie entweder zu verbieten oder zu erlauben; jeder Mittelweg verwirre die Gewissen. Es spricht jeden Unbefangenen an, daß ein Dogma der Kirche gewiß nur die Sache selbst im Auge haben könne, also die Frage, ob durch Ehe mit einem acatholischen Gatten das Seelenheil gefährdet werde oder nicht: daß dagegen der Erwerb neuer Bekenner der catholischen Kirche an den zu hoffenden Kindern, etwas so Aeüßerliches, und mit der eigenen religiösen Stellung so wenig Zusammenhängendes sey, daß darauf schwerlich ein Glaubenssatz sich beziehen könne. Wird nun aber durch diese Ansprache auch wohl der überzeugt und widerlegt werden, der es einmahl vortheilhaft findet, darin ein Dogma zu setzen? So aber sehen es wenigstens die Catholiken an, die, wie unlängst der Bischof von Posen, in den preussischen Landesgesetzen über diesen Punct eine Beeinträchtigung ihres Glaubens erblicken, und Abstellung derselben aus der allen Unterthanen zugesicherten Glaubens- und Gewissensfreyheit ableiten wollen. Wenn sie nun gerade in dem römischen Principe über

gemischte Ehen, wornach im Voraus alle zu erwartenden Kinder dem catholischen Bekenntniß zugesichert werden, ein Dogma finden, wenn sie weder eine unbedingte Erlaubniß, noch ein ganzliches Verbot für nöthig erklären, um nur aus jenen Ehen die Zahl der Gläubigen zu mehren, so werden sie die Verwirrung der Gewissen, die aus solchem Mittelwege entspringt, nicht von ihrem Glaubenssage, sondern von der entgegen stehenden Beschränkung desselben durch die weltlichen Gesetze ableiten, und den Schluß des Verfassers, daß hier kein Dogma vorliegen könne, nicht für begründet halten.

Wir glauben vielmehr zu dem Resultate des Verfs, der hier kein Dogma anerkennt, nur auf einem anderen Wege, dann aber auch nur für die billig und mild denkenden Catholiken gelangen zu können. Warum soll hier doch ein Dogma vorliegen? Weil Rom gesprochen hat, antwortet Hr van Bommel in Lüttich! und wirklich sind categorische, unverfleckte Erklärungen von Rom so selten, daß Temporisiren und Tergiversiren ist dort als ein so erprobtes Mittel anerkannt, daß wenn Rom gesprochen hat, es ihm in der That mit der Sache Ernst seyn muß. Allein auf welcher Voraussetzung gründet sich denn die Annahme, daß jeder Ausspruch Roms ein Dogma begründe, daß der päpstliche Stuhl aus eigener plenitudo potestatis über den Glauben der catholischen Welt zu verfügen habe? Ist dies nicht der Grundsatz der Curialisten, jener anmaßenden Parthey, die von jeher in der catholischen Kirche selbst auf das lebhafteste angefochten ist? Seitdem auf den reformierenden Synoden des 15. Jahrhunderts die Superiorität des allgemeinen Concils ausgesprochen und in den Ideenkreis der catholischen Welt übergegangen

war, hat jener Satz von der unbedingten Gewalt des Papstes über das Dogma so an Credit verloren, daß dessen Behauptung, wo sie noch gewagt wurde, jedesmahl Kennzeichen ultramontaner Gesinnung ist. Deutsche Wissenschaftlichkeit wenigstens hat die Begründung des Begriffs der Tradition als Quelle des Glaubens nie anders gewagt, als durch die Behauptung, daß die Glaubenswahrheit nur in der auf einem allgemeinen Concil, freylich unter Vorsitz des Papstes, versammelten Kirche zum Bewußtseyn komme, und mit Untrieglichkeit ausgesprochen werden könne. Für diese mild gestimmte, der Wissenschaft zugängliche Partey, wird also weder dieser noch irgend ein anderer Satz dadurch zum Dogma, daß er einseitig in Rom aufgestellt ist. Nur für diese Mehrzahl Catholiken wird aber auch die Argumentation des Verfassers wie die unfrige, einleuchtend seyn, und mit ihnen ein Verständniß über den fraglichen Punct möglich bleiben. Wer aber, wie van Bommel, nichts fragt, als: hat Rom gesprochen? — für den bleibt die ganze Distinction zwischen Dogma und Disciplin weder verbindend noch erfolgreich.

Muß also die schwebende Frage allein als Sache der Disciplin anerkannt werden, so folgt daraus, daß Rom dabey völlig freye Hand hat, an einem Orte gestatten kann, was an dem andern verboten ist, daß der freyeste Spielraum für Dispensieren, Modificieren dabey eröffnet bleibt; nur aus dieser Voraussetzung erklärt es sich, wenn den preußischen Bischöfen vom heiligen Stuhle Facultäten in Betreff der gemischten Ehen auf Quinquennalien anvertraut werden konnten. Allein auch diese Annahme, wobey man wegen Zugeständnisse an den guten Willen Roms gewiesen wäre, daß wenigstens sich hinter keinen

Glaubenssatz verstecken, noch die Unmöglichkeit einer Aenderung des einmahl aufgefaßten Principß vorschützen könnte, enthält, wie der Verf. weiter entwickelt, die gefährlichsten Consequenzen. Mit demselben Rechte, wie die Kirchenzucht sich bey Schließung der Ehen in die inneren Verhältnisse der Familien mischt, in welchen jeder wohl geordnete Staat die Grundlage aller öffentlichen Dinge erblicken muß, kann sie auch weiter gehen, und innerhalb des Staates eine Gewalt usurpieren, die kein Fürst, auch kein catholischer, dem fremden Einmischen zugestehen darf; die Catholiken würden dadurch wahre Unterthanen der Bischöfe und des römischen Stuhls, da diese nicht bloß für den Glauben, sondern auch für alle Handlungen des Lebens ihnen bindende Vorschriften geben könnten, 'das Papstthum würde ein Reich von dieser Welt werden, und somit allen Gefahren ausgesetzt seyn, welche diesem im Wechsel menschlicher Dinge drohen'. Wie aber, wenn gerade dies von jener Partey, die sich gern mit der catholischen Kirche identificieren möchte, beabsichtigt wird? Wie, wenn ihr ganzes Streben darauf ausginge, das Papstthum zu einem Reiche von dieser Welt zu machen, und wenn sie gerade auf den Wechsel irdischer Dinge rechnen, um jetzt, nachdem sich weltliche Pläne seit langer Zeit wenig durchsetzen ließen, den Versuch dazu aus allen Kräften zu erneuern? Der Verf. lebt nach seinem evangelischen Glauben, von dem er die redendsten Proben in dieser Schrift selbst ablegt, so ganz in den geistigen, sittlichen Tendenzen des Christenthums, daß er glaubt, die Hierarchie dadurch widerlegt zu haben, wenn er ihr nur das Unchristliche und Unevangelische eines Strebens nach dem Reiche dieser Welt vorwirft. Wie, wenn sie ein solches Streben gar nicht abweist,

oder doch wenigstens hinter religiösem Vorwande nur schlecht versteckt? Wie wenn sie ihrem alten Grundsätze treu bleibt, sacerdoti quum sint animae credendae, quanto magis pecuniae, regna, republicae! Das Zugeständniß des Verfs, die größten Päpste der Vorzeit hätten das nie gewollt, der jetzt regierende könne das eben so wenig beabsichtigen, ziemt wohl seiner friedlichen, versöhnlichen Tendenz, wird aber durch die Geschichte der Vorzeit vielleicht eben so wenig bestätigt, als durch die der Gegenwart. Oder sollen wir die größten Päpste der Vorzeit, die Gregore und Innocenze, unter denen der Pontificat culminierte, fragen, was sie mit ihrer theocratischen Weltmonarchie beabsichtigten, ob sie wohl so gutwillig, als ihnen hier nachgerühmt wird, auf das Reich von dieser Welt verzichteten, ob nicht gerade ihre Größe darin zu sehen sey, daß sie vom geistlichen Standpuncte aus die weltlichen Dinge sich unterwarfen? Auch hier tritt es hervor, daß der Frieden, den der Verf. zu schließen beabsichtigt, nur mit solchen Catholiken möglich ist, die wie der evangelische Glaube die Bestimmung der Kirche in geistigen und sittlichen Tendenzen, in der Stellung des Menschen zu Gott finden, daß aber diese wie jede Vermittelung bey einer Parthey unmöglich bleibt, die deshalb als die hierarchische zu bezeichnen ist, weil sie das Herrschen des Priesters zu erneuern beabsichtigt. Die Ausführung des Verfassers wird sie in ihrem Streben schwerlich umstimmen; Zerstörung der Ordnung des Staates ist ihr Ziel, da sie nur auf dessen Ruinen gedeihen kann: desto nachdrücklicher wird aber gerade durch solche Betrachtung der Staat aufgefordert werden, ihren Machinationen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu begegnen; es ist die Selbster-

haltung, um welche es sich für ihn dabey handelt.

Wenden wir uns zu dem zweyten Puncte, den der Verf. behandelt, dem Begriff der Toleranz, wie sie allein ein friedliches Zusammenwohnen der verschiedenen Confessionen bedingt, so sind wir auch darüber mit ihm durchaus einig, daß dieselbe nicht in Indifferentismus, sondern in der Anerkennung des wesentlich Christlichen auch an der fremden Confession bestehen soll, halten es aber wiederum für eben so schwer, diesem so christlich wahren, als practisch segensreichen Grundsatz gerade der Partey annehmlich zu machen, die hier die Anstifterin alles Uebels ist. Die catholische Kirche an und für sich ist gegen solche Toleranz gar nicht verschlossen, die auch an acatholischen, um nicht zu sagen kegerischen Gestaltungen immer noch ein wesentlich christliches und ihr verwandtes Element anerkennt. Warum gestattet sie überhaupt die gemischten Ehen, warum hat sie an denselben sogar als Sacrament, nach ihrer Ansicht, nichts auszusetzen, so bald sie nur den numerischen Gewinn rücksichtlich der zu hoffenden Kinder gesichert sieht? Warum erkennt sie die von evangelischen Geistlichen eingesegneten Ehen als bindend an, und gestattet deshalb auch dem catholischen Theile keine Ehescheidung, die zur Wiedervermählung berechtigete? Ja, um weiter zu gehen, warum erkennt sie, nach altrömischen Grundsatz, gegen den vergeblich das dogmatisch finstere Nordafrica in frühesten Zeit größere Rigorosität durchzusetzen versucht hat, warum erkennt sie die Taufe jeder Partey, auch der erklärten Keger, als gültig an, so bald sie auf die gebührige Art und mit der hergebrachten Formel vollzogen ist? Solches Zugeständniß ist doch nicht anders möglich, als wenn

sie wesentlich christliche Gestaltungen auch außerhalb des catholischen Bodens anerkennt. Der Verf. argumentiert völlig richtig, daß die Erlaubniß zu gemischten Ehen, die doch unstreitig dort unter den bekannten Bedingungen erteilt wird, den sichersten Beweis für das Vorhandenseyn derartiger toleranten Ansichten abgebe. Allein wiederum bemerken wir dagegen, daß die catholische Kirche auch eine Seite enthalte, die dem Allen schnurgerade entgegen steht, das Dogma von der allein seligmachenden Kraft, deren sie selbst sich rühmt. Es darf nicht auffallen, hier den catholischen Lehrbegriff in völligem Widerspruche mit sich selbst zu erblicken; dasselbe darf man sich getrauen, an den verschiedensten Punkten des Systems eben so und noch schärfer nachzuweisen: wie stimmt das Mönchsthum, das durchaus auf irdische Dinge verzichtet, zu der mittelalterlichen Hierarchie, die gerade auf irdische Dinge so viel gab, und noch darauf so viel gibt, daß sie über den beabsichtigten Einfluß auf öffentliche Dinge mit dem Staate in Conflict gerieth? Mag dieser und ähnliche Widersprüche, zwischen welchen das catholische System sich durchbewegt von dessen Anhängern dadurch vertheidigt werden, daß dies für Allseitigkeit am catholischen Glauben zeuge, der allen Anforderungen des menschlichen Gemüths genüge, und deßhalb dem Einen den Prunk der Frohnleichnamsp procession darbietet, dem Andern Rosenkranz und Disciplin in die Hand drückt: — oder mag vielmehr nach unserer Ansicht die Verschiedenheit dieser Richtungen sich aus den durchaus verschiedenen Einflüssen erklären, unter welchen die catholische Kirche zusammen gewachsen ist, so daß z. B. Aegypten den ascetisch-mönchischen Theil, Rom die hierarchisch-sensuellen Partien lieferte, Nichts aber von

dem, was irgend einmahl als christlich aufgenommen war, oder sich unter Begünstigung von Zeitumständen fest gesetzt hatte, wieder ausgestoßen werden konnte, weil damit der Grundsatz des Reformierens zugelassen, und der der Untrieglichkeit aufgegeben wäre, mag es sich hiermit so oder anders verhalten: gewiß bleibt, daß den hier rühmlichst anzuerkennenden Anklängen einer großartigen christlichen Toleranz, die überall wesentlich christliche Elemente aufnimmt und hochschätzt, wie und wo sie sich auch finden mögen, im catholischen Systeme dennoch so viel andere Principien entgegen stehen, die nimmer auf jenen Frieden rechnen lassen werden. Wenn nun, nach dem so oft gebrauchten Bilde, die catholische Kirche allein die Arche heißt, in welcher Rettung ist vor dem allgemeinen Untergange, sie allein das Haus der Rahab, wo Sicherheit bey Jericho's Zerstörung, sie allein der Schafstall, zu dem nur die eine Thür des catholischen Bekenntnisses führt: so ist damit jene Toleranz auf das sicherste abgeschnitten, die auch außerhalb ihres eigenen Gebietes noch Christliches anerkennen will. Nach catholischem Glauben ist ja die Kirche nicht so das Mittel zur Seligkeit, daß der Erfolg für den Einzelnen von der subjectiven Aneignung etwa durch den rechtfertigenden Glauben abhinge: sondern hier heißt es entweder — oder: wer ihrem Dogma glaubt, ihrem Ritus folgt, ihrem Regiment gehorcht, der steht innerhalb der Kirche und wird selig nicht wegen seines Glaubens und seines Gehorsams, sondern weil er catholischer Christ ist; wer sich von ihr trennt, wird verloren, nicht weil ihm sein Irrglaube schadet, sondern weil er nun nicht mehr innerhalb der Anstalt sich befindet, die von Christo mit dem Gesächte des Seligmachens beauftragt ist. Es

scheidet darum eine scharfe Linie die Kirche von dem, was sie nicht ist, sie bleibt ein eben so abgeschlossenes und abgegrenztes Institut, wie nach Cardinal Bellarmin etwa das Königreich Frankreich, oder die Republik Venedig. Sie nimmt das Prädicat des Christlichen so ganz für sich in Anspruch, daß sie dasselbe dem von sich Getrennten unmöglich auch zugestehen kann.

Aber das heißt doch das Vorhandenseyn der protestantischen Kirche rein ignorieren wollen, und so etwas ist doch völlig unmöglich, erwidert der Verfasser! Wir haben es hier auch mit einer Partey zu thun, die das völlig Unmögliche will. Hat Rom je schon etwas gethan, wodurch es auf das Ignorieren Unserer verzichtete? Der Verf. citirt das mit Hannover abgeschlossene Concordat vom 24. März 1824, um zu zeigen, daß Rom sich wohl in die Zeiten zu schicken wisse; allein ist in jenem Actenstücke wohl etwas anderes als der factische Bestand, ist etwa wohl das Bestehen der Krone Hannover als rechtlich anerkannt? Es heißt dort bloß, daß die seit Karls des Großen Zeit berühmten Bisthümer Hildesheim und Osnabrück gegenwärtig *intra fines regni Hannoverani continentur*: das heißt zwar nicht so offen gegen Hannovers Krone protestieren, als es einst gegen den Braunschweigischen Churhuth, oder auch gegen Preußens Erhebung zum Königreich geschah; aber ist darin auch wohl nur eine Spur von Anerkennung zu finden? Wie aber, wendet der Verf. ein, ist dabey die Gestattung gemischter Ehen überhaupt denkbar; das heißt doch in demselben Augenblicke dem acatholischen Theile den Segen und das Anathem zugleich geben! Auch dadurch wird das jenseitige Verfahren sich nicht abschrecken lassen, in der Meinung, daß das Anathem wohl mehr wirken

werde, als der Segen. In der That kann die gemischte Ehe catholischer Seits nach den Grundsätzen der stricten Partey nur in sofern gestattet werden, als sie als Mittel gilt, vielleicht den acatholischen Theil, mit Sicherheit aber die Nachkommenschaft für das dortige Bekenntniß zu sichern: gerade weil diese Bedingung aufgestellt, und als unerläßlich fest gehalten wird, muß auch darin der eigentlich bestimmende Grund zur Einwilligung gefunden werden. Man irrt sich sehr, darin Toleranz zu erblicken, sondern wenn in der Spendung des Segens an einen Acatholischen etwas Entheiligendes erblickt wird, so ist es hier, wie so oft, der Zweck, der die Mittel heiligt. Wie schwer, ja wie unmöglich es nun aber erscheinen muß, die Hierarchie von einer Bedingung abzubringen, die allein ihr dabey wichtig ist, leuchtet hiernach von selbst ein.

Zeigt sich also von allen Seiten unserer Untersuchung, daß das Hinderniß, das einer friedlichen Verständigung über gemischte Ehen im Wege steht, nicht in den nothwendigen Grundlagen der catholischen Kirche, sondern in der Wirksamkeit einer Partey zu suchen ist, die manche allerdings catholische Sätze und Ansichten zu ihrem Besten auszubeuten versteht: so finden wir eben an dieser Partey, wenn ihr Treiben auf das Princip zurück geführt wird, die Schwierigkeit eines Einklanges mit der Ordnung eines wohlgefügten Staates.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 28. April 1838.

H a n n o v e r.

Beschluß der Anzeige: Die Allocution des Papstes Gregors XVI. vom 10. December 1837.

Hier zeigt sich das Princip der Hierarchie, daß ein Beherrschen der äußeren Dinge vom geistlichen Standpuncte aus, und unter geistlichem Vorwande zu erstreben sucht. Auf jedem Puncte seines Verfahrens muß es mit dem Staate in Conflict gerathen, der die Geltung des Rechts und der Gesetze als unbedingte Norm des Verhaltens seiner Unterthanen fordert, und Gleichheit vor dem Gesetze aufstellt. Was hatte denn die catholische Hierarchie zur Zeit ihrer größten Vollendung, während des Mittelalters, für eine Stellung gegen den Staat eingenommen? sie hatte sich nicht allein aus jeder Abhängigkeit von ihm frey gemacht, seine Rechtspflege durch eigene kirchliche Gerichte eludiert, seinen Forderungen zu Steuern und Leistungen ihre Privilegien und Immunitäten entgegen gehalten, ihre innere Gesellschaftsverfassung von seinem Einflusse frey gemacht,

sondern um das natürliche Verhältniß recht völlig umzukehren, hatte sie geradezu den Staat in sich absorbiert: nicht allein Wissenschaft und Kunst ist während des Mittelalters ganz in die Kirche aufgenommen, sondern auch Politik, Krieg und Frieden ruht in ihrer Hand. Das catholisch-kirchliche Ideal, wie es wenigstens unter Innocenz III., dem größten aller Päpste, auf kurze Zeit realisiert war, besteht ja in einer Theocratie, wo alle weltlichen Dinge vom geistlichen Standpuncte aus gelenkt werden sollen, wo der Papst Könige ein- und absetzte, Frieden gebot, oder gegen den Widerspenstigen den gemeinsamen Kreuzzug dictierte. Ob dies System an und für sich haltbar, ob es im Geringssten mit der Urbestimmung der Kirche Christi vereinbar sey, brauchen wir nicht einmahl zu untersuchen; es ist mit dem bestehenden Staatssysteme, wie es sich in der europäischen Menschheit unter schweren Kämpfen heraus gebildet hat, durchaus unverträglich. Gegenwärtig hat der Staat von seinem Standpuncte aus die Leitung der bürgerlichen Dinge als ein von Gott ihm anvertrautes Recht zu führen; gäbe er seine Gewalt wieder in die geistliche Hand, so erklärte er damit alle die Wehen der Zeit für vergeblich, unter welchen das bestehende Staatsrecht geboren, und alle die Vertreter der Humanität und Intelligenz, von Luther und Hutten bis auf Friedrich II. für eitle Träumer. Es gab eine Zeit, wo allerdings die Forderungen mit denen jetzt eine hierarchische Parthey wieder auftaucht, in völliger Geltung waren, wo der catholisch-kirchliche Standpunct zugleich das Centrum für alle europäischen Dinge abgab: aber darin besteht gerade der eingetretene Wechsel, daß das Recht des Staats, das damahls zurück gedrängt war, jetzt wieder in Geltung ist, und sich in Geltung zu

erhalten wissen wird. Das ist gerade die unbeschreibliche Blindheit jener Partey, daß sie die vorgegangene Veränderung nicht merkt, und meint, mit dem, was damahls geglückt ist, auch jetzt noch ihr Spiel treiben zu können. Als Gregor VII. die Unabhängigkeit des Clerus von der Gewalt der Fürsten proclamirt hatte, durfte er für seine Pläne auf Erfolg hoffen, weil die Völker blindlings an den seltsamen von ihm aufgestellten Grund glaubten, daß es unziemend für einen Cleriker sey, dieselbe Hand, die den Leib des Herrn verfertigte, zum Lehenseide in die nicht selten mit Blut besleckte Hand des Fürsten zu legen. Wenn aber der Erzbischof von Köln glaubt, auf dieselbe Art wie ein Anselm, Erzbischof von Canterbury, durch Kühnes Märtyrerleiden jene Forderung der Hierarchie siegreich durchsetzen zu können, und daß Eril dem Gehorsam gegen die Gesetze des Staates vorzieht, so verwechselt er das 19. mit dem 11. Jahrhundert, und ist nur jenen Schläfern in der Legende zu vergleichen, die sich gleichfalls in die neue Zeit, worin sie wieder auftraten, nicht zu finden wußten. Merkt denn die Hierarchie nicht, daß ihr Reich aus ist zu einer Zeit, wo das placet regium die Staaten sicher stellt gegen jede Insinuation von jenseits der Berge; merkt sie denn nicht, wie der Begriff des Staats so völlig siegreich aus dem Kampfe hervor gegangen ist, daß selbst in catholischen Ländern die Ordnung des Staates sich sicher gestellt hat gegen geistliche Umtriebe? Die Gründe wollen wir hier weiter nicht untersuchen, denn sie sind hinreichend aufgedeckt, die den Versuch, dies Alles zu ignorieren, und die Menschheit um ein halb Jahrtausend zu re-pristinieren, gerade in den preußischen Rheinlanden hervor gerufen haben: aber so viel wird sie

aus einer auch nur oberflächlichen Bekanntschaft mit dem preußischen Staate abnehmen, daß sie an demselben einen so entschlossenen, und seines guten Rechts bewußten Gegner gefunden hat, daß ihr die Lust zu ähnlichen Versuchen wohl auf immer vergehen wird. Lange Zeit ist es ihr gelungen, Deutschlands Glück und Frieden durch römische Einmischung während des Mittelalters zu stören: in den Hohenstaufen hat sie ein edles Fürstenhaus, das die Rechte des Staats zu sichern versuchte, vertilgt; aber sollte denn Deutschland aus allen diesen Erfahrungen nichts gelernt haben?

Wenden wir dies hierarchische Princip, das auf Kosten des Staats sich die Führung weltlicher Dinge zu sichern versucht, wieder auf den vorliegenden Fall der gemischten Ehen an, so erkennt man die anmaßende Tendenz in der Forderung an, daß aus jeder solchen Ehe ein numerischer Gewinn für die catholische Kirche hervorgehen soll. Nach den bestehenden preußischen Gesetzen steht beiden Eltern, so lange sie einig sind, volle Verfügung über die Confession zu, in welcher die zu erwartenden Kinder erzogen werden sollen: ist jenes aber nicht der Fall, so gibt die Confession des Vaters die Entscheidung; es soll damit sein Ansehen als Familienhaupt gesichert werden. Rec. erinnert sich, von dem verewigten Schleiermacher in den Vorlesungen gehört zu haben, daß dieser es für zweckmäßiger hielt, die Confession der Mutter als entscheidend hinzustellen, weil sie doch den natürlichen Banden nach die ersten religiösen Keime in den zarten Seelen zu wecken habe; gewiß würde der Staat auch zu dieser Anordnung sich verstehen können, nur daß bey jener durch die preußischen Gesetze getroffenen Bestimmung mehr das Rechtsprincip durch Be-

rücksichtigung der väterlichen Gewalt befolgt ist. Verboten ist allein die Forderung eines bindenden Versprechens, wodurch eben diese Gewalt im voraus beschränkt würde. Indem die catholische Kirche nun aber dennoch gerade auf solche voran gehende Versprechen dringt, erklärt sie, daß ihr der numerische Gewinn an Bekennern höher stehe, als die Ruhe der Gewissen, und der Frieden in der Ehe. Sie will es weder von der göttlichen Vereinbarung der Eltern abhängen lassen, ob sie auf Zuwachs an Bekennern rechnen dürfe, traut also der moralischen Gewalt, womit sich ihr Bekenntniß empfiehlt, nicht Einfluß genug zu, noch will sie es auf die zufällige Mehrzahl catholischer Väter in gemischten Ehen ankommen lassen, ob sie gegen die evangelische Kirche im Vortheil stehe: sondern sie fordert ausdrückliche Garantie dafür, daß jedesmahl ein solches Verhältniß zu ihrem Vortheile ausschlagen solle. Sie benutzt also eine Gelegenheit, wo bey überwiegendem Einfluß des Herzens, leicht ein solches Versprechen, um zu dem Ziele zu gelangen, abgegeben werden dürfte, zum Nachtheile des evangelischen Bekenntnisses. Jedesmahl, wo es auf Profelytenmachen ankommt, wird ohne dies die evangelische Kirche im Nachtheil stehen, weil sie alle die Künste verschmähet, wodurch sich wohl Seelen erjagen lassen, weil sie nach ihrer durchaus sittlich-geistigen Tendenz nur eine Gewalt kennt, von der sie Einfluß auf die etwa Uebertretenden erwartet, die Gewalt evangelischer Wahrheit. Steht sie also schon so vielfach im Nachtheile gegen eine Confession, die sich das *cogite intrare* mit ganz anderem Eifer angelegen seyn läßt: so wird es doppelt Pflicht seyn für den Staat, das Princip der confessionellen Gleichheit in einem Falle aufrecht zu halten, wo es auf

das Größte verletzt werden soll. Es besteht ein Gesetz des deutschen Bundes, das den christlichen Confessionen diese Gleichheit zusichert: und ein protestantischer Staat sollte zum Nachtheile der eigenen Confession diesen Bundesartikel auf das Größte verletzen lassen? Was dort eingewendet werden könnte, ist in dem Bisherigen widerlegt; ein Dogma liegt hier nicht vor, worauf sich die catholische Praxis zurückziehen könnte, sondern nur Sache der Disciplin, die Rom gerade so einzurichten beliebt hat, wie es seinen Zwecken dient. Dieses Nützlichkeitsprincip, das die Curie meint auf eine passende Art durchsetzen zu können, dieses offenbare Beeinträchtigen der evangelischen Kirche, das ihr zugedacht wird, sollte durchdringen gegen fundamentale Principien des deutschen Bundes, und gegen die Garantien, unter denen derselbe steht? Wird hier nachgegeben, weil es der Curie gefallen hat, so zu verordnen, und so ihren Gewinn zu verfolgen, soll hier die zugestandene Glaubensfreyheit hinreichen, um einen Eingriff in das evangelische Gebiet zu rechtfertigen: wird dann nicht derselbe Weg sich stets wiederholen lassen zu immer größern Eingriffen? Eine der sichersten Garantien gegen Roms Anmaßung ist das placet regium; es ward aufgestellt, so bald sich aus dem Gewirre des Mittelalters das europäische Staatensystem heraus bildete. Wie lange wird es dauern, so beginnt der Angriff auch darauf, und die Gewissen heißen verletzt, der Glaube beeinträchtigt, die Kirche bedrückt, weil nicht jedes Wort, das Rom gesprochen, zum bindenden Gesetz werden soll? Auf die Besetzung der Bisthümer steht in allen christlichen Staaten der Regierung der gemessenste Einfluß zu, da es ihr nicht gleichgültig seyn kann, in welche Hände die Gewissen der Ihrigen gegeben sind, und sie

hier gemachte Misgriffe auf das herbeste zu beklagen hat. Allein auch hier wird man nicht um Gründe und Declamationen verlegen seyn, wenn das Aufsichtsrecht des Staates als Druck und Verletzung kirchlicher Rechte dargestellt werden soll. Hat Rom bey dem Ehegesetze nur den eigenen Gewinn als leitendes Princip befolgt, nur im Interesse der Propaganda gehandelt, so gehörte eine Genügsamkeit dazu, wie man sie dort eben nicht gewohnt ist, wenn nach dem Gelingen des ersten Schrittes zur Herstellung des absoluten Papstthums auf weitere verzichtet würde.

Bleiben wir das Facit, so ist das vorliegende Zerwürfniß einmahl kein theologisch = kirchliches, da es sich nicht um Glaubenssätze, sondern um äußere Verhältnisse der Bekenner handelt; es ist auch kein confessionelles, da der preußische Staat aus seinen Gesetzen gar keinen Gewinn für das evangelische Bekenntniß, sondern nur völlige Parität der Confessionen fordert, wie die heiligste Grundlage des deutschen Bundes sie verleiht; sondern es ist eine politische Frage über die Stellung der römischen Curie zu der Staatsgewalt; es handelt sich darum, ob bey der Grundlage alles Staatswohles dem geordneten Verhältnisse der Familie, der Landesherr die legislative Gewalt gemäß den Bundesgesetzen ausführen, oder sich dabey von Rom aus meistern lassen soll, ob der Fürst das Land regiert, oder der Priester! Fern sey es dabey von uns, jene Principien, wodurch die Landeshoheit der Fürsten bedrohet wird, als die eigentlich catholischen zu betrachten, und etwa die Grundlage dieser Kirche als unverträglich mit einer geordneten Staatsverfassung zu erklären; wir haben zu viel Achtung vor dem catholischen Glauben, so wohl in seinem Systeme, als auch in seinem Einflusse auf Leben und Sitte,

um nicht in ihm auch Anerkennung des christlichen Gebots wieder zu finden, das dem Kaiser zu geben befiehlt, was des Kaisers ist, haben zu viel Achtung vor der innern Durcharbeitung catholischer Grundsätze, woran so ausgezeichnete Talente seit Jahrtausenden gearbeitet haben, um nicht gern einzugestehen, daß was des Kaisers, und was Gottes ist, dort längst auf gediegene Grundlagen zurück geführt, und gegen einander fest gestellt ist; aber wir können nicht umhin, von dem wahrhaft catholischen Glauben, unter dessen Bekenntniß so viele Millionen glücklich und in unwandelbarer Treue gegen ihre Fürsten leben, eine Faction zu unterscheiden, der dieser Lobspruch nicht zukommt, weil sie eben den Gehorsam gegen den Landesherrn nicht mit dem angeblichen Besten der Kirche ausgleichen will, und jenen unter dem Vorgeben, für diese zu kämpfen, eigenwillig bricht. Lange Zeit hat die Faction geschwiegen, da ihr das 18. Jahrhundert gar zu empfindliche Lehren beygebracht, und zu Anfang des 19. der eherne Fuß des französischen Eroberers sie zertreten hatte; meint sie jetzt, die Zeit sey gekommen, wo sie durch Aufregung der Fermente, womit leider die Gegenwart angefüllt ist, die alten, von ihr nie aufgegebenen Pläne, verfolgen könnte: so ist es zugleich Sache des Staats, auf seiner Huth zu seyn, und den Gewinn hundertjähriger Kämpfe sich nicht wieder entreißen zu lassen.

Ein Nachtrag in dieser Schrift ist dem Athanasius des Hn Görres gewidmet, und sucht die schreyendsten Entstellungen und Unwahrheiten, worin derselbe sich gefällt, zu widerlegen. Rec. muß eine Beantwortung des Athanasius auf vorliegende Weise mit solcher Ruhe und solchem

Gingehen auf die Sache selbst, mit dieser Entfernung alles Leidenschaftlichen und aller Declamation zwar für erwünscht und gewiß allein würdig erklären, hält aber das Auftreten des Verfassers für viel zu gut dem Athanasius gegenüber. Letzterer ist eine Parteyschrift voll blinder Leidenschaft, und der Ausbruch eines lange verhaltenen Grolles, steht deshalb nur dem Umfange, nicht dem Inhalte nach höher als Pasquille und Maueranschläge, deren Abreißen man der Pollicey überläßt. Bey jedem Besonnenen, und nur auf deren Urtheil kommt es an, widerlegen sich solche Umtriebe von selbst; dagegen bey Leuten derselben Partey, wie sie durch jenes Nachwerk aufgestachelt werden sollen, sind Gründe und Darlegung der Sache doch verloren. So wenig man einem Trunkenen Logik docieren kann, eben so wenig richten Gründe gegen die Wirkung etwas aus, die Görres mit seiner Schrift beabsichtigt hat. Wo einmahl der böse Wille sich kund thut, der absichtlich Alles zu entstellen strebt, da müßte ja gegen jedes Wort eine Erwiderung erfolgen. Ref. wenigstens hält sich überzeugt, daß unter allen Antworten auf Görres giftige Insinuationen nur eine Art der Erwiderung angemessen ist, die Geißel des Spottes. Es ist ja nicht möglich, daß die besonnene Darlegung und der gewissenhafteste Bericht so viel wieder zurecht stellen und ordnen könnte, als der böse Wille einmahl durch einander geworfen; und gelänge selbst solche Herkulische Reinigung, so hastete doch in den Gemüthern, die jenes Gift mit Behagen aufnahmen, dessen Nachwirkung. Gegen den Reiz, der jedesmahl im Fanatismus liegt, wirkt nichts als die kaustische Lauge des Spottes, der auf seine Art die Wirkungen paralyßirt.

Was soll z. B. dazu gesagt werden, wenn

Herr Görres in der Darstellung des Erzbischofs von Köln als preussischen Unterthanen, ein Ehrengericht fordert, das zwischen dem Staate und ihm entscheide, den Staat also seinem Unterthan gegenüber nur als Kläger, als Partey behandelt? Da hat er sich wahrscheinlich nur in dem Ausdrucke vergriffen, und in seinen mittelalterlichen Träumen ein Gottesgericht fordern wollen; wirklich wäre ein Ordale mit warmem oder kaltem Rheinwasser, oder ein Zweykampf, wozu sich aus den rheinisch-westphälischen Standesgenossen sicher ein Champion finden würde, weit vernunftgemäßer, als eine Auskunft wie sie im Athanasius vorgeschlagen wird. Sehr neugierig war Rec. unter Andern darauf, wie Hr Görres den wunden Punct am Betragen des Erzbischofs, die Wortbrüchigkeit behandeln wollte: aber überrascht ist er dennoch durch die gelungene Naivität, womit dies versucht ist: die ganze Sache ist der Vorsehung aufgebürdet, wirklich also ein providentielles Eingreifen angenommen, wie es so leicht die Folgerung eines Ordale rechtfertigen könnte. Der Erzbischof hat in seiner Kindeseinfalt die Bedingungen gar nicht verstanden, unter welchen ihm der Staat die Stellung gestattet hat, ist mit den Verträgen gar nicht bekannt gewesen, die rücksichtlich des streitigen Puncts getroffen waren, und so von der Vorsehung an der Klippe glücklich vorüber geführt, wo sein Gewissen scheitern sollte! Von Wortbruch hat ihn so der beredte Rabulist befreyt: aber auch wohl von strafbarem Leichtsinne, der Versprechen abgibt, ohne deren Bedeutung zu kennen? Hier ist fast die Entschuldigung noch verletzender als die Anklage, das Medicament ätzender, als der Schade selbst. Eben so gespannt war Rec. darauf, wie die Anmaßung gemildert werden sollte, die in der Aufstellung

der 18 Thesen lag, und um so drückender auf dem Erzbischof lastet, weil er hier in blinder Verfolgung seiner Pläne sogar seine Amtsbefugnisse gegen den Papst selbst überschritten hat. Ein ähnlicher Fall liegt vor in dem Benehmen Bernhards von Clairvaux auf dem Concile zu Rheims 1148 gegen Gilbert de la Porret: um dessen Ketzerey zu enthüllen, hatte sich Bernhard gleichfalls erlaubt, Glaubenssätze anzufertigen, zu deren Unterschrift er den Angeklagten zwingen wollte: wie nahmen dies die Cardinäle in ihrer Allocution an Eugen III. auf? (Otto Frising, de reb. gest. Frider. c. 57.): *Qua fronte, quo ausu cervicem contra Romanae sedis primatum et apicem erexit (Abbas)? Haec est enim sola, quae claudit et nemo aperit, aperit, et nemo claudit. Ipsa sola de fide catholica discutere habens, a nullo, etiam absens in hoc singulari honore praejudicium pati potest.* Und dazu hatte Bernhard im Einverständnis und an der Spitze der ganzen französischen Kirche so gehandelt. Es ist doch seltsam, daß gegenwärtig auch die sedes Romana sich zu einer Inconsequenz versteht, wenn es, wie hier in der Verfolgung der Hermesianer, ihrem Vortheile gilt; sie hat zu jener Anmaßung geschwiegen, und Herr Görres entschuldigt den Schritt damit, die 18 Thesen seyen nur die Auffassung des altcatholischen Glaubens. Ist nun hiermit Rom auch zufrieden, kann es denn etwa auch der preussische Staat seyn? Derselbe hat im Concordate eingeräumt, daß Glaubenssachen von Rom aus geordnet werden sollen, weil dies durch Bullen und Breven geschieht, bey denen er gegen Störungen der Ruhe durch das placet regium sich zu sichern weiß. Ist es nun aber nicht offener Bruch des Concordats, wenn Rom

die ihm zugestandene Befugniß nicht etwa auf rechtsgültigem Wege einem anderen überträgt, sondern zugesteht, daß ein solcher sie sich selbst nimmt, und darauf rechnet, des gemeinsamen Gewinnes wegen in Rom schon auf Entschuldigung zählen zu dürfen? Wären die 18 Theses von Rom aus verfertigt, schwerlich hätte das preussische Ministerium ihrer Verbreitung und Einführung Hindernisse in den Weg gelegt, da es ja offen genug die Sache der Hermestianer desavouiert hat: allein die Aufstellung derselben von dem Erzbischofe allein, war eine Anmaßung auf dem Gebiete des Glaubens, wie sie nur durch seine Ungebühr in der Disciplin, in der bürgerlichen Ordnung und Ruhe überboten ward. Doch wir haben ja einmahl darauf verzichtet, Herrn Görres zu widerlegen; weil, wenn die Unwahrheiten seines Athanasius auch aufgedeckt wären, doch das weit Schlimmere zurück bliebe, die Aufreizung des Volks zum Widerstande gegen die preussische Regierung, wobey die offene Predigt der Revolution kaum so giftig wirkt, als das Versteckte und Hämische dabey. Er versteht es meisterhaft, gerade indem er von Aufstand und 'dummen Enteuten' (dumm, weil erfolglos?) abräth, den Weg an die Hand zu geben, wie dieselben mit größerm Erfolge zu beginnen seyn; er versteht es, wenn auch das Wort abräth, doch zugleich mit den Augen zuzuwinken und durch alle Gestus der Declamation gerade das Gegentheil des Gesprochenen anzurathen.

Wenn unsere obige Behauptung, daß die gemessene, würdige Art, womit der Hr Verfasser die ganzen Zermwürfnisse behandelt, deshalb für vorliegenden Schaden zu mild ist, weil sie nur die Besonnenen, Leidenschaftslosen unter unsern catholischen Glaubensgenossen ansprechen kann, jetzt

aber eine Parthey sich thätig zeigt, die sich absicht-
 lich zu immer größerer Leidenschaft forciert, wenn
 diese Behauptung noch eines ausdrücklichen Be-
 weises bedürfte: so hat der Athanasius uns des-
 selben überhoben. Indes er zuletzt auf die bluti-
 gen Wundenmahl der Nonne von Dülmen, ei-
 ner der vielen aberwitzigen Copien des h. Franz von
 Assisi, und auf die berühmigten Wundermedaillen
 sich beruft, entfremdet er damit alle die catholi-
 schen Herzen, die ihren Glauben zu hoch schätzen,
 um ihn mit dergleichen Farcen zu vermengen,
 und stellt sich recht als ein fanatischer Capuciner
 in die Mitte der Volkshese, für welche der Aber-
 glaube nie absurd genug ausgedonnen werden kann.
 Aber freylich auf diese Majorität hat er ja ge-
 rechnet, und an ihre Fäuste geht seine Argumen-
 tation; den rechten Ton hat er dazu angeschla-
 gen, aber alle Besseren und Besonneneren unter
 Protestanten wie Catholiken, die Fürsten Deutsch-
 lands, ohne Unterschied des Glaubens, werden
 sich vereinigen, die Schwingungen des Tons zu
 dämpfen; denn die Dissonanz, die von hier aus-
 ganz Deutschland ergreifen könnte, möchte nur
 in Gräueln enden, wie sie weder die Religions-
 kriege noch die Revolution gekannt hat; der
 Athanasius verstärkt ja das Gift der einen durch
 die Wuth der andern, und hat wenigstens seinen
 Wunsch deutlich dargelegt, Bartholomäusnächte
 durch Septembrisierungen noch pikanter zu ma-
 chen.

Nettberg.

P a r i s.

Unter dem Titel: *Voyages, Relations
 et Mémoires originaux pour servir à
 l'histoire de la decouverte de l'Amérique*
 publiées pour la premiere fois en français

par Henri Ternaux-Compans. 1837. 8. (im Verlage von Arthur Bertrand) erscheint dort jetzt eine Sammlung der früheren Reisen zu der Entdeckung Amerikas bis zum Jahre 1700 aus dem Spanischen und Deutschen ins Französische übersetzt, wovon bereits sechs Theile vor uns liegen. Wenn wir gleich nur die Titel mit Bezeichnung der Preise davon anführen können, so glauben wir doch unsern Lesern einen Gefallen zu erzeigen, um so mehr, da durch das in unsern Blättern bereits angezeigte Werk des Herrn von Humboldt die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand so allgemein gerichtet worden ist. Die sechs Bände enthalten folgende Werke:

1. Belle et agréable narration du premier voyage de Nicolas Federmann le jeune, d'Ulm, aux isles de la mer Oceane, et de tout ce que lui est arrivé dans ce pays jusqu'à son retour en Espagne, écrite brièvement et divertissante à lire; Hagenau 1557. (6 Fr. 50 Cent.)

2. Histoire de la province de Sancta-Cruz, que nous nommons ordinairement Brasil, par Pero de Magelanes de Gandavo. Lisboa 1576. (4 Fr. 50 Cent.)

3. Veritable histoire et description d'un pays habité par des hommes sauvages, mais ferores et anthropophages, situé dans le nouveau monde, nommé Amerique, inconnu dans le pays de Hesse avant et depuis la naissance de Jesus Christ, jusqu'à l'année dernière que Hans Staden, de Homberg en Hesse, l' a connu par sa propre experience et la fait connaitre actuellement par le moyen de l'impression Marbourg 1557. (8 Fr. 50 Cent.)

4. Veritable Relation de la conquete du Pérou et de la province de Cuzco, nommée

nouvelle Castille, subjuguée par François Pizarro et dédiée à S. M. l'Empereur par François Xeres, natif de Sevilla, et secrétaire du surdit Capitaine. Salamane 1547. (6 Fr.)

5. Histoire de l'admirable navigation d'Ulrich Schmidel de Straubing au Brasil, et au Rio de la Plata, depuis l'année 1534 jusqu' en 1554. Nurnberg 1559. (7 Fr.)

6. Les Commentaires d'Alvar Nuñez Cabeça de Vaca, gouverneur de Rio la Plata. Valladolid 1555 (14 Fr.)

Als bereits unter der Presse befindlich werden noch angeführt:

Cruautés horribles commises par les conquérants de Mexique et par les Indiens qui les aidèrent à subjuguier cet empire par Don Francesco Intiltlochiti. Mexico 1826.

Tescoco dans les derniers temps de ses anciens Rois par M. Carlos Maria Bustament. Mexico 1828.

Der Herausgeber, Herr Henri Ternaur, vormahls unser gelehrter Mitbürger, zeichnete sich schon hier durch eine Preisschrift über das alte Massilien aus (Gött. gel. Anz. 1826. St. 189.), bereisete nachher mehrere Jahre das spanische Amerika, war selbst, wie man uns berichtet, Adjutant vom General Bolivar, vereinigte aber damit auch literarische Zwecke, und legte eine der reichsten Sammlungen spanischer Schriften über Amerika an, so daß es ihm an Hülfsmitteln zu seinem Unternehmen nicht fehlen kann, wozu ihn auch seine Kenntniß der deutschen und spanischen Sprache vor andern geschickt macht.

Ein Catalog unter dem Titel: Bibliothèque Américaine ou Catalogue des ouvrages relatifs à l'Amérique, qui ont paru depuis sa decouverte jusqu'à l'an 1700 par

H. Ternaux (10 Fr. 50 Cent.) ist bereits erschienen, 1153 Titel enthaltend, chronologisch geordnet. **Sn.**

Darmstadt und Mainz.

Anthologiae Graecae palatinae epigrammata selecta in usum scholarum edidit Eduardus Geist, Phil. Dr. Gymn. Darmstadiensis praeceptor. 1838. 8. 246 Seiten (Mainz bey Kupferberg).

Der Verf. findet es zweckmäßig, die Lesung der Anthologie auch in die Schulen einzuführen, welches freylich nur in der obersten Classe wird geschehen können. Es bedarf dazu aber einer Auswahl, welche das vorliegende Werk liefert, die nach dem, was für die Schulen passend und lehrreich ist, getroffen ward. Daß dabey Jacobs Ausgabe zu Grunde gelegt ist, versteht sich von selbst, und wird von dem Herausgeber in der Vorrede bemerkt. Die Epigramme sind nach folgenden Rubriken geordnet: 1) *Ἐπιγράμματα ἀναδηματικά*, 102 an der Zahl. 2) *Ἐπιτύμβια*, 299. 3) *Ἐπιδεικτικά*, 252. 4) *Προτροπτικά*, 39. 5) *Συμποτικά καὶ σκωπτικά*, 145. 6) *Ἀνιγμένα*, 137. Anthologiae Planudeae quaedam, quae in Codice Palatinorum non reperiuntur, 80. 8) Appendix epigrammatum apud veteres scriptores et in marmoribus servatorum, 30. Jedem Epigramme ist der Name des Verfs vorgesetzt. Erklärende Anmerkungen sind nicht gegeben. Dafür aber ein dreyfacher Index. Erstlich ein alphabetischer nach dem Anfangsworte. Zweytens: Index auctorum Epigrammatum mit kurzen biographischen Notizen. Drittens: Conspectus rerum nach dem Inhalt. Für Wohlfeilheit und Correctheit ist, so viel wir verglichen haben, Sorge getragen. **Sn.**

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 30. April 1838.

G ö t t i n g e n.

Schon in dem zur Ankündigung der bey der Säcularfeyer unserer Universität von der medicinischen Facultät vorgenommenen Promotionen bestimmten Programme, das quaedam ad historiam institutionis clinicae in Academia Georgia Augusta pertinentia enthält, hat der Hofrath Conradi so wohl den guten Fortgang des seit dem Ende des Jahres 1823 von ihm dirigierten medicinisch-clinischen Institutes (über welches in diesen gelehrten Anzeigen zuletzt 1835. St. 1. Bericht erstattet worden) angezeigt, als auch geäußert, wie er in dem seit dem April des vorigen Jahres seiner Direction anvertrauten academischen Hospitale die medicinische Klinik emporzubringen sich bestrebt habe. Da nun seit der Uebernehmung dieser Direction ein Jahr verflossen ist, hat derselbe es für angemessen gehalten, jetzt hier folgenden Bericht über das Institut zu erstatten.

Das academische Hospital hat 32 Betten,

welche, da ohnedem ein besonderes chirurgisches Hospital sich hier befindet, jetzt bloß für die medicinische Klinik bestimmt sind. Diese Zahl der Betten ist wohl, besonders bey der Verbindung der Hospitalcliniß mit der ambulatorischen und der im Allgemeinen freyen Auswahl der Kranken, für hinreichend zu halten. Wenn in manchen großen Universitätsstädten, wie Wien, Pavia zc., auch in der neueren Zeit unter J. P. Frank, von Hildenbrand (Water und Sohn) nur 24 Betten für die einzelnen clinischen Institute bestimmt, und darin jährlich über 200, selten 250—260 Kranke aufgenommen worden sind, so kommt freylich dabey in Betracht, daß dort aus großen Hospitälern die für den clinischen Unterricht geeigneten Kranken immer leicht ausgewählt und selbst mehrere clinische Institute damit versorgt, auch mit zu langwierigen Uebeln behaftete und für den clinischen Unterricht nicht mehr so passende Kranke leicht in einer anderen Abtheilung des Hospitals untergebracht werden können. In einer Universitätsstadt von dem gewöhnlichen Umfange dagegen, wo eine solche Auswahl aus einem großen Hospitale nicht statt finden kann, hat die Einrichtung einer angemessenen Hospitalcliniß ihre großen Schwierigkeiten, besonders wenn sie nicht in Verbindung steht mit einer ambulatorischen Clinik, welche hier mit Recht als eine Hauptquelle für das Hospital, ohne welche dasselbe nicht leicht gehörig besetzt werden kann, angesehen wird, welche öfter Gelegenheit darbietet, für das Hospital sich eignende wichtige Kranke auszuwählen, durch welche auch sonst manchen Mängeln, die bey bloßer Hospitalcliniß in einer kleinen Stadt eher eintreten, abgeholfen wird, und worin außerdem manche vorher in das Hospital aufgenommene Kranke, so wie der

Aufenthalt in demselben für sie nicht mehr nöthig und es selbst besser ist, wenn sie ihre Beschäftigungen fortsetzen und sich in der freyen Luft bewegen, noch mit geringeren Kosten behandelt werden. Wie auf den meisten Universitäten hat daher auch hier seit der im J. 1803 nach der Berufung des verstorbenen Hofr. Himly vorgenommenen Erweiterung und Verbesserung der clinischen Institute eine Verbindung der Hospitalcliniſk mit einer ambulatorischen Cliniſk statt gefunden. Daß vor dieser Zeit die zu vielen clinischen Anstalten sich hier wechselsweise im Wege standen, und diese Wahrnehmung eine im Jahre 1801 erlassene Verfügung des Curatorii veranlaßte, daß ohne besondere Erlaubniß desselben keine practische clinische Anstalten in Göttingen errichtet werden sollten, ist schon von dem verewigten Brandes in seiner trefflichen Schrift über den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen (S. 203. 204.) bemerkt worden. Daß aber auch nachher, ohne die Verbindung der ambulatorischen Cliniſk, die Zahl der in das Hospital aufgenommenen Kranken für den clinischen Unterricht nicht hinreichend gewesen wäre, und im Verhältnisse zu der in ähnlichen Instituten anderer Universitäten gering gewesen ist, kann selbst aus Himly's eigenen Berichten über dieselbe (vgl. besonders Saalfeld's Geschichte der Univ. Göttingen, S. 467. 468., und Gött. gel. Anz. 1810. B. 1. S. 540 — 542.) ersehen werden. Nach diesen wurden nämlich im ersten und auch im zweyten Decennium halbjährig etwa 60 bis 70 Kranke in das Hospital aufgenommen, und wenn auch später manchmahl während des ganzen Jahres 180 oder 190, oder höchstens 197 — 198 aufgenommen worden sind, so wurden doch, während darunter die Zahl der mit oft sehr langwie-

rigen Augenkrankheiten Behafteten verhältnißmäßig sehr überwiegend war, besonders die für den ersten Unterricht in der medicinischen Klinik so wichtigen hitzigen Krankheiten sehr vermißt, wovon ich die Ursachen in dem oben angeführten Programme angedeutet und es dabey nicht habe verschweigen können, daß auch die seit dem J. 1823 mir übertragene besondere ambulatorische Klinik dem Hospitale im Wege gestanden hat, indem in derselben so viele städtische Kranke behandelt und so manche an hitzigen Krankheiten Leidende, die wohl sonst ihre Zuflucht zu dem Hospitale genommen hätten, demselben entzogen wurden.

Ehe ich mich über die Zahl und die Arten der von mir aufgenommenen Krankheiten auslasse, bemerke ich vorerst noch, daß, da das academische Hospital nicht wie ein gewöhnliches städtisches oder Landkrankenhaus bloß zur Unterstützung armer Kranken aus der Stadt und vom Lande, sondern vorzüglich auch für den clinischen Unterricht bestimmt ist, zwar die Aufnahme der hierfür passend scheinenden Kranken, mit Ausnahme derjenigen, für welche contractmäßig von einigen Gilden Beiträge an Geld geliefert werden, von dem Director abhängt, und derselbe nur die Verpflichtung hat, besonders darauf zu sehen, daß das Hospital nicht durch Anhäufung an zu langwierigen und unheilbaren Krankheiten Leidender in ein Siechenhaus verwandelt und dadurch so wohl der Aufnahme neuer Kranken, als dem für den clinischen Unterricht nöthigen Wechsel der Fälle ein Hinderniß in den Weg gelegt werde. Sonst ist indessen von mir keine einseitige und übertriebene Auswahl gewisser Krankheitsfälle vorgenommen, sondern es sind alle irgend wichtige und für die medicinische Hospital-

clinik geeignete Kranke von denen, welche sich präsentierten oder dazu bewogen werden konnten, sofern es nur noch der Raum und andere Verhältnisse des Hospitales erlaubten, aufgenommen worden, und es haben auch manche, deren Krankheit unheilbar sich zeigte, gerade wegen des von der Leichenöffnung zu erwartenden Interesses längeren Aufenthalt erhalten. So sehr es zu tadeln ist, wenn der Director eines Hospitals bloß leichte Fälle aufzunehmen sucht, um in seinen Listen weniger Gestorbene zu haben, so wenig würde es dagegen auch zu billigen seyn, wenn man in ein für den clinischen Unterricht bestimmtes Hospital bloß schwer oder gar nicht zu heilende Kranke aufnehmen wollte, wodurch auch junge Aerzte, so sehr sie sonst auch die Mängel und Lücken unserer Kunst kennen lernen sollen, leicht abgeschreckt werden würden. Es hat zwar Jos. Frank (Reise nach Paris, London u. Th. 1. S. 199 ff.), wo er die Art der Aufnahme der Kranken in das berühmte Guy's Hospital in London, welches er für das vollkommenste, das er gesehen, erklärt hat, als Muster aufstellte, für den besten Beweis davon den erklärt: daß die Sterblichkeit in keinem anderen Spitale in London so beträchtlich sey, indem nämlich der siebente Kranke dort sterbe, man nur die der Hülfe am meisten bedürftenden Kranken auswähle, den dem Tode nahen Lungensüchtigen dem bleichsüchtigen Mädchen vorziehe u. s. w. In einem academischen Hospitale kommt es indessen bey der Auswahl (so weit sie in einer gewöhnlichen Universitätsstadt überhaupt statt finden kann) besonders auch auf eine gewisse Mannigfaltigkeit für den clinischen Unterricht geeigneter Kranken an, und es dürfen deshalb hier manche, die bey der Aufnahme in das Guy's

Hospital nach dessen ursprünglicher Bestimmung mit Recht anderen dringenderen nachstehen müssen, hier nicht zurück gewiesen werden. So wie aber überhaupt das Verhältniß der Sterblichkeit nicht bloß von den Curmethoden der Aerzte, so wie von der Lage, Beschaffenheit und Verwaltung der Hospitäler, sondern vorzüglich auch von der Art der aufgenommenen Kranken, der Zeit der Krankheit und anderen besonderen, oft selbst zufälligen, Umständen, z. B. schlimmen Epidemien in Kriegszeiten u. abhängt, so muß es auch oft in demselben Institute verschieden seyn, und ist in manchen Hospitälern selbst wie 1 zu 6, oder 1 zu 4, oder noch größer gewesen, in solchen Hospitälern aber, wo viele fröhliche und andere an nicht leicht tödtlichen Krankheiten Leidende aufgenommen werden, wie auch in den ambulatorischen Cliniken, natürlich weit geringer. Von Hufeland (Journal der pract. Heilk. 1809. Dec. S. 24.) ist es in letzterer Hinsicht für ein äußerst geringes Verhältniß der Sterblichkeit erklärt worden, daß in der Anstalt zur Verpflegung armer Kranken in Berlin von 18 einer gestorben sey, da selbst in den besten Hospitälern das Verhältniß wie 1 zu 10, höchstens 12 sey, wobey jedoch, nach Hufeland's eigener Bemerkung, nicht vergessen werden darf, daß bey solchen Hauskrankenanstalten mehr Krankheiten von geringerer Wichtigkeit vorkommen, als in Hospitälern. So hat auch Himly (G. g. Anz. 1810. S. 542.), wo er dieses Verhältniß berührte, selbst geäußert, daß die Zahl der Augenkranken vorzüglich deshalb von ihm angegeben sey, weil auf ihrer Größe die so sehr geringe Summe der Sterbefälle zum Theil beruhe, indem in der hiesigen combinirten Anstalt (also der ambulatorischen Clinik und dem Hospitale zusammen) nicht einmahl von 18 einer

gestorben sey. Wenn aber das Verhältniß der Gestorbenen in dem Hospitale während des verfloffenen Jahres dem nach Hufeland in den besten Hospitälern statt findenden entsprochen hat, in der von mir dirigierten ambulatorischen Klinik dagegen während der drey letzten Jahre nicht ganz wie 1 zu 26 und einmahl zu 24, auch in den früheren Jahren oft noch geringer gewesen ist, so bin ich nach dem Obigen natürlich weit entfernt, dieß zum Vortheile meiner Behandlung sagen zu wollen. Denn wiewohl auch in dem letzten Institute viele höchst schlimme, mit bössartigen Fiebern, vernachlässigten Entzündungen, Atrophie (woran 17 starben), Lungenschwindsucht (woran 38 starben), Wassersucht (woran 35 starben), Eklampsie (woran 13 starben) etc. behaftete Kranke, auch gar manche längst sieche und alte, mehr als siebenzig- und achtzigjährige oder zum Theil an Marasmus senilis leidende behandelt worden sind, so war doch auch die Zahl solcher Krankheiten sehr groß; die eben so wenig wie die Augenkrankheiten tödtlich zu werden pflegen.

Am 18. April 1837 wurde in das damahls während der Ferien von Kranken ganz leer gewordene Haus von mir der erste Kranke, und zwar gleich ein an einer bedeutenden Lungenentzündung leidender, aufgenommen. Ueberhaupt wurden in dem seitdem verfloffenen Jahre 235 Kranke darin behandelt. Was die einzelnen vorgekommenen Krankheiten betrifft, so befanden sich darunter von den verschiedenen Arten der Fieber (46 Fälle), und zwar ein einfaches entzündliches, die meisten aber mit gastrischer, rheumatischer und katarthaler Affection verbunden, von denen auch gar manche in Nervenfieber übergegangen waren, und Wechselfieber (8), Augenentzündungen (16, wora

unter 4 von der so genannten Ophthalmia catarrhalis bellica, 2 von der Ophthalmia gonorrhoeica, Bräunen (Ang. faucium) (5), Lungenentzündungen (9), Leberentzündung (1), Entzündung des Bauchfells und Lendenmuskels (1), fieberloser und chronischer Rheumatismus, darunter Lumbago u. Ischias (16), katarthalische Beschwerden, Stockschnupfen, Heiserkeit (10), Rosen, zum Theil Gesichtrosen (9), so wie mehrere Fälle von Friesel und Nesselsucht und einer von dem Gürtel (wobey zugleich Krätze statt fand). Von chronischen Hautausschlägen kamen besonders vor Flechten (7), und zwar die meisten von der Art der fressenden, das Feig-mahl am Barte (Sycosis) (2), aus der Classe der abnormen Ausleerungen Bauchflüsse, die zum Theil sehr chronisch geworden waren (5), der Saamenfluß (1), einige von Bluthusten, Blutbrechen und schwarzer Krankheit (2), Blutharnen (1), Mutterblutfluß (1) und mehrere von beschwerlicher und mangelnder Menstruation; aus der Classe der Cachexien die Lungenschwindsucht (9), Luftröhrenschwindsucht (1), Bleichsucht (8), Gelbsucht (2), die verschiedenen Arten der Wassersucht (11), die verschiedenen Formen der Lustseuche (22) und der Bandwurm (1), von Nervenkrankheiten der Weistanz (1), Schlagfluß (2), die Lähmung (4), der schwarze Star (1), das Bittern (1), das Delirium potatorum (3), endlich mehrere Fälle von Magenkrampf, Colik, organischen Fehlern des Herzens, Magens &c.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1838.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1838

by unknown author

Göttingen; 1838

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. S t ü c k.

Den 3. May 1838.

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Nachricht über das medicinisch-clinische Institut.

Es starben 22, und zwar 6 an rheumatisches katarthales Fiebern, die in Nervenfieber übergegangen waren, 1 an gastrischem Fieber und hinzu gekommenem Ileus, 1 an Entzündung des Bauchfells und Abscess des Lendenmuskels, 6 an der Lungenschwindsucht, 1 an der Luftröhrenschwindsucht, 4 an der Wassersucht, 1 an Schlagfluß, 2 an organischen Fehlern des Herzens und Magens.

Es war hiernach schon dies Mal das Verhältniß der in das Hospital aufgenommenen, an hitzigen Krankheiten Leidenden, zu dem der mit chronischen Krankheiten behafteten gegen die frühere Zeit bedeutend vermehrt, und es konnte bey dem größeren Wechsel der Fälle schon eine größere Zahl von für den clinischen Unterricht besonders geeigneten Kranken in das Hospital aufgenommen werden. Diese steht selbst der nicht nach,

welche nach dem von Directoren der clinischen Institute zu Wien, Pavia und Berlin mitgetheilten Listen aus größeren Hospitälern, von denen freylich mehrere clinische Institute zugleich versorgt werden können, für die einzelnen ausgewählt worden ist. Wenn aber die Zahl doch geringer erscheint als die in den Hospitälern einiger anderen Universitätsstädte, so kommt in Betracht, daß wenigstens hier nicht die Zahl durch die übergroße Menge von frühigen und anderen wenig bedeutenden Kranken, die in mehreren Hospitälern wegen der besonderen Verhältnisse des Fonds aufgenommen werden müssen, vermehrt wird, sondern daß solche Kranke theils in einem städtischen Locale, theils in der ambulatorischen Klinik behandelt werden.

Dabey bot nun die ambulatorische Klinik, in welcher im Jahre 1835 1564 Kranke, wovon 61 starben, im Jahre 1836 1785 Kranke, wovon 75 starben, in dem verflossenen Jahre aber, wo die beiden früheren Institute von mir allein besorgt wurden, 2274 städtische, 586 Kranke vom Lande, zusammen 2860 Kranke, von denen 114 starben, behandelt wurden, noch eine große Mannigfaltigkeit hitziger und chronischer Krankheiten aus allen Classen von Krankheiten, wie sie auch nach den früheren Berichten gewöhnlich hier vorgekommen sind, dar, wie auch viele Fälle von den in den einzelnen Jahren epidemisch vorkommenden Krankheiten, als von der im Jahre 1835 herrschenden Entzündung der Speicheldrüsen (*Angina parotidea*) 35, von der im Jahre 1837 herrschenden Influenz 166, von falschen Pocken 30, von den im J. 1835 — 36 vorgekommenen Masern 68, vom Scharlach 90, vom Reichesthusten 42, überdem von Kinderkrankheiten

außer den schon genannten und einer großen Zahl der gewöhnlichen, der Milchborke, des Kopfgrius des, der Darrsucht, englischen Krankheit, Wurmfkrankheit, auch die Augenentzündung neugeborner Kinder (6), den Group (15), die Rose der Neugebornen (1), die Gehirnwassersucht und Eclampsie (31), endlich noch manche Fälle von seltneren Krankheiten, als von der Entzündung der Schilddrüse (3), der Phlegmasia alba dolens (1), dem Blasenanschlage (7), dem Gürtel (13), der Leberflechte (8), der Sycosis menti (1), der Werthofischen Blutsfleckenkrankheit (8), dem Trismus (1) u.

Aus dieser summarischen Angabe der in dem Hospitale und der ambulatorischen Klinik behandelten Krankheiten, welche schon die Pflicht gegen das Institut hier mitzutheilen gebot, wird man wenigstens erschen können, welche reiche Gelegenheit zur Beobachtung von Krankheiten den Studirenden durch dasselbe dargeboten wird. Ein umständliches Tage- oder Jahrbuch über das Institut mitzutheilen, kann weder der Zweck und Raum dieser Blätter erlauben, noch habe ich dies zur Absicht, so wie ich dann längst (ganz mit dem, was J. P. Frank in der Vorrede zu seinen Interpretat. clin. p. III — VII. und in seinem Systeme der medic. Polizen, B. 6, Th. II. S. 251 ff. über diesen Gegenstand geäußert hat, übereinstimmend) anderswo erklärt habe, daß ich überhaupt nicht gesonnen sey, je das Beyspiel derjenigen zu befolgen, welche in ihren Annalen umständliche Krankheitsgeschichten über die gemeinsten Fälle mittheilen, die zwar in der Klinik für die Anfänger sehr nützlich, aber einer allgemeinen Mittheilung nicht würdig sind. Ich habe nur in diesen, auch der Geschichte unserer Universität gewidmeten, gelehrten Anzeigen eine

kurze Rechenschaft von dem, was in dem Institute geschieht, ablegen und, so weit es der Raum dieser Blätter erlauben kann, einige Bemerkungen über mehrere Arten von Krankheiten, die theils in dem Hospitale, theils während der letzten drey Jahre in der ambulatorischen Klinik behandelt worden sind, beyfügen wollen.

Unter der großen Menge von Fiebern (von denen in den einzelnen Jahren wohl mehrere hundert in dem Institute behandelt wurden) kamen zwar wieder auch manche einfache Reizzieber und entzündliche Fieber vor, meistens aber stellten sie sich in Verbindung mit katarrhalischer, rheumatischer und gastrischer Affection dar. Nervenfieber kamen nur sporadisch vor, indem entweder bey anderen Fiebern ein Uebergang in den nervösen Zustand erfolgte, oder dieser manchmahl auch gleich anfangs sich bey dem Fieber zeigte. Manche waren von der Art der schleichen den-, und auch bey anderen, die einen hitzigeren Verlauf hatten, war keine Spur von örtlicher Entzündung zu bemerken, so wie dann auch in der Mehrtheit der Fälle die bewährten nervina, Valeriana, Ligu. C. C. succin., der Campher, Moschus, das Opium, die Serpentaria, Arnica, versüßte Säuren, Naphthen, flüchtiges Laugen-salz &c. (unter welchen jedesmahl die der hervorstechenden nervösen Reizung oder torpiden Schwäche &c. entsprechenden ausgewählt wurden, nebst Senfumschlägen, Blasenpflastern &c., späterhin China und andere tonische Mittel sich heilsam bewiesen. In mehreren Fällen, wo große und unordentliche Reizung des Nervensystems, anhaltende Schlaflosigkeit, heftiges Irrereden &c. hervorstechend waren, bewirkten einige starke Gaben von Opium die gewünschte Beruhigung, und gaben der Krankheit eine so günstige Wendung,

daß die Heilung hernach eher durch die anderen nervina vollendet werden konnte. Uebrigens wurden auch bey mehreren in dieser Zeit am Nervenfieber Gestorbenen weder Darmschwüre, noch sonst etwas Abnormes, was auf diese Krankheit bezogen werden konnte, gefunden. Daß indessen auch nach meiner Meinung auf entzündliche Affectionen der Eingeweide des Unterleibes in Nerven- und Faulfiebern sorgfältige Rücksicht zu nehmen sey, habe ich schon in früheren Schriften (vgl. meine Critik der medic. Lehre des Dr. Broussais S. 41 ff. und die Götting. g. Anz. von 1830. S. 970—971.) erklärt, aber auch schon in meiner Commentat. de febris, praesertim nervosae, ad inflammationes et ulcera intestinorum relatione bemerkt, daß die sonst alle Aufmerksamkeit verdienende Veränderung, Entzündung und Schwärung der Schleimdrüsen der Gedärme, besonders der am Ende des dünnen Darmes zusammen gehäuften (der Peyer'schen Drüsen), welche in der neueren Zeit öfter nach Nervenfiebern gefunden worden ist und in welche Louis u. A. selbst den anatomischen Character des Typhus haben setzen wollen, keinesweges in Nerverfiebern beständig sey und oft mehr secundär oder symptomatisch gleich den Schwämmchen zu Nervenfiebern so wohl als Cachexien sich gefelle.

Bey den Wechselfiebern, von denen in den drey Jahren zusammen 36 vorkamen, wurde, wenn, nachdem den anfangs etwa statt findenden von dem gastrischen Zustande u. abhängenden Anzeigen entsprochen worden und auch schon drey bis vier Anfälle vorüber gegangen waren, die fiebertreibenden Mittel mit Sicherheit angewendet werden konnten, die China immer gleich nach geendigtem Anfalle und in, während der

fieberfreyen Zeit, wiederholten Gaben mit bestem Erfolge angewendet. Ich habe schon in meiner Schrift über die Einrichtung der medicinischen Klinik in dem academischen Hospitale zu Heidelberg S. 71 ff. erklärt, daß ich es überhaupt nicht billigen kann, die von Sydenham, Torti u. Werlhof verbesserte und so oft bewährt gefundene Methode aufzugeben und zu der in der ersten Zeit, wo die China entdeckt worden war, gewöhnlichen, neuerlich wieder von Thuessink und Masse empfohlenen Methode, eine geringere Quantität des Mittels bloß vor dem Anfalle oder im Anfange desselben zu reichen, wornach auch kein Fortgebrauch desselben nöthig seyn soll, zurück zu kehren, weil nämlich nach der letzteren so häufige Rückfälle erfolgen, und das im Anfange des Anfalles gegebene Mittel durch das zu der Zeit leicht entstehende Brechen oft wieder ausgeworfen wird, auch den Anfall schlimmer machen kann u. c.; und weil überdem die China einiger Zeit bedarf, um ihre Wirkung gegen das Fieber äußern zu können, und wenn sie kurz vor dem Anfalle gegeben wird, sie auch nach der Angabe der Vertheidiger der Römischen Methode doch in der Regel nicht den nächst bevorstehenden, sondern erst den folgenden abhält, dagegen man, wenn man sie gleich nach dem Anfalle auf die gehörige Weise gibt, sehr oft oder meistens den nächsten Anfall, den der Kranke nach der anderen Methode noch aushalten müßte, verhüten, also schneller helfen kann. In hartnäckigen und bössartigen Fällen und wo sonst keine Gegenanzeigen statt finden, kann es indessen sehr zuträglich seyn, neben dem gehörigen Gebrauche der China in der ganzen fieberfreyen Zwischenzeit auch noch eine stärkere Gabe derselben kurz vor der Zeit des Anfalles anzuwenden. — Ein mit katarra-

licher Affection verbundenen viertägiges Fieber, an dem der Kranke vor seiner Aufnahme in das Hospital schon lange Zeit gelitten hatte, wurde bald durch die auch früher oft bewährt gefundene Verbindung der China mit dem Salmiak gehoben.

Bey der Augenentzündung neugeborner Kinder wurden Calomel in kleinen Gaben und als Purgiermittel angewendet, Blasenpflaster, erweichende und besänftigende Bähungen, sodann auch bey gelinder entzündlichem Zustande Augenwässer von Bleymitteln, weißem Vitriol zc. mit gutem Erfolge benutzt. In mehreren Fällen, wo der entzündliche Zustand heftiger war, haben mir auch frühzeitig angewendete Blutegel mit Calomel zc. schnell gute Dienste geleistet, daher ich auch längst gegen die Behauptung von Schmidt (ophthalmolog. Biblioth. B. 3. St. 2. S. 126.), daß diese Augenentzündung in der Regel eine bestimmte Dauer von vier Wochen habe, bey sehr Schwächlichen wohl auch 6 — 8 — 12 Wochen dauere, eben so wie Beer auch meine Erfahrungen angeführt habe.

Während die so genannte Ophthalmia catarhalis bellica unter dem hiesigen Militair herrschte, wurden auch manche Schneidergesellen davon befallen. Sie stellte sich im Allgemeinen nur in einem geringeren Grade dar, blieb auf die Bindehaut der Augenlieder beschränkt und es erfolgte gewöhnlich keine irgend bedeutende Absonderung von schleimiger, eiterartiger Feuchtigkeit. Nur in einem Falle wurde auch die Bindehaut des Augapfels stärker ergriffen und es erfolgte auch reichlichere Absonderung der Feuchtigkeit. Dieser Fall wurde indessen durch mehrmals wiederholte starke Aderlässe, kühlende Abführungen, Calomel, Zugmittel zc. bald bezwun-

gen, und es blieb hier nicht die körnichte schwammige Aufstreibung der Bindehaut der Augenlieder zurück. In anderen waren örtliche Blutausleerungen, kühlende Abführungen, Calomel zc. hinreichend, wiewohl gewöhnlich noch die körnichte, schwammige Aufstreibung der Bindehaut auch bey kräftigem Gebrauche der Auflösungen von Alaun, Vitriol. alb., Vitriol. de Cypro, des Lap. inf., der verdünnten Schwefelsäure zc. lange Zeit fortbauerte. In einem Falle leistete das äußerlich angewendete Decoct. Ratanh. dagegen gute Dienste.

Von der Ophthalmia gonorrhoeica wurde ein schwerer Fall bey einem jungen Manne durch vier Mal wiederholte Aderlässe, Blutegel, Blasenpflaster hinter die Ohren und auf den Nacken gelegt, kühlende Abführungen, dann Calomel in kleinen Gaben so gehoben, daß nur noch einige Wochen etwas Empfindlichkeit im Auge zurück blieb, die durch fortgesetzten Gebrauch von Calomel, Aethiops antimon. mit Extr. Cicut. und später durch besänftigende Augenwässer beseitigt wurde. Ein ähnlicher Fall kam auch bey einer weiblichen Person von 46 Jahren vor und wurde auf gleiche Weise vollkommen geheilt.

So wie hier reizende Augenwässer vermieden wurden, so habe ich überhaupt in vielen anderen Fällen von heftiger Augenentzündung es am besten gefunden, neben den passenden innerlichen Mitteln außer angemessener Bedeckung, allgemeinen oder örtlichen Blutausleerungen und anderen ableitenden Mitteln gar keine örtlichen anzuwenden und besonders irgend reizende Augenwässer und Salben, die hier von Vielen so oft gemischtbraucht worden sind, zu vermeiden.

Von der Entzündung der Speicheldrüsen (Angina parotidea), welche im J. 1835

hier epidemisch war, wurden in jenem Jahre 35 Fälle, im Jahre 1837 nur 2 in dem Institute behandelt. Gegen die Aeußerung von Hamilton u. A., wornach sie bey dem weiblichen Geschlechte nicht nach dem zehnten Jahre entstanden seyn soll, habe ich längst meine abweichende Erfahrung angeführt. In jener Epidemie kam sie in dem Institute bey 8 weiblichen Personen vom 14. bis zum 27. Jahre vor.

In vielen Fällen von heftigem Catarrh der Luftröhre und besonders des Kehlkopfes, von scheinbarem wie auch wirklichem beginnenden Croup leistete der Tart. emeticus in Brechen erregenden Dosen angewendet die vorzüglichsten Dienste; es gelang gar manchemahl dadurch den Croup in der Geburt zu ersticken, und es zeigte sich dieses Mittel auch im weiteren Verlaufe desselben oft so sehr nützlich, daß ich es auch nach meinen Erfahrungen für das wichtigste in dieser Krankheit halte. Jedoch habe ich bey stark ausgebildeter Entzündung daneben die Blutausleerungen besonders durch Blutegel nicht versäumt, so wie auch Calomel, Senfumschläge, Blasenpflaster zc. zu Hülfe gezogen. Daß übrigens das von Hoffmann in Darmstadt empfohlene Cuprum sulphuricum, wiewohl es als schnell und kräftig wirkendes Brechmittel oder auch auf andere Weise in kleineren Gaben oft nützlich seyn mag, nach meinen Erfahrungen in den höchsten Graden der Krankheit nicht so sicher wirkt, wie Hoffmann meinte, und daß deshalb Blutausleerungen zc. in irgend schweren Fällen nicht versäumt werden dürfen, habe ich schon in einem früheren Berichte geäußert.*

Von der reinen Entzündung der Schilddrüse, die, wie ich in meiner Commentat. de cynanche thyreoidea et struma inflammato-

ria gezeigt habe, von der zu einem schon früher vorhandenen Kropfe sich gesellenden Entzündung der Schilddrüse (welche eher den von v. Walther der reinen Entzündung der Schilddrüse gegebenen Namen Struma inflammatoria verdient) zu unterscheiden ist, wurden zwey Fälle wieder schnell gehoben, ohne daß die Drüse vergrößert blieb oder chronische strumöse Anschwellung längere Zeit anhielt. Daß letzteres nicht so gewöhnlich ist, wie von Walther behauptete, daß die Geschwulst auch in bedeutenden Fällen schnell zertheilt werden kann, habe ich schon früher durch eigene Erfahrungen dargethan. In einem von den jetzt vorgekommenen Fällen hielt sie indessen etwas länger an. Dieser betraf einen 16jährigen Jüngling, bey welchem nach einer Erkältung die Krankheit entstanden war. Als er am 2. Tage der Krankheit sich zeigte, war in der rechten Hälfte der Schilddrüse sehr starke Geschwulst und Schmerz, der bey einem Drucke zunahm, und sehr beschwerliches keuchendes Athmen zu bemerken. Es wurden gleich Blutegel auf die Geschwulst gesetzt und innerlich Calomel gegeben. Am folgenden Tage fand man indessen keine Besserung, sondern im Gegentheil auch die linke Hälfte der Schilddrüse eben so angeschwollen, schmerzhaft und die Beschwerde des Athmens vermehrt. Außer den genannten Mitteln wurden an den folgenden Tagen noch der Salmiak, Sulph. Antimon. aur. mit Calomel, Digital. und Einreibungen von Ungu. Neapolit. zu Hülfe gezogen. Es ließen nun zwar die Schmerzen und das keuchende Athmen nach, aber es blieb noch mehrere Wochen die Geschwulst zurück und wich endlich erst der Einreibung von Ungu. Kal. hydrojodin.

Die Lungenentzündungen, welche in den vorher gehenden Jahren, wie in dem vorigen

Berichte (Gött. g. Anz. 1835. S. 107.) bemerkt wurde, seltener starke und wiederholte Aderlässe erforderten, waren besonders in den letzten Jahren zum Theil heftiger; es wurden jedoch unter den überhaupt vorgekommenen 36 Fällen 33 nach der früher bewährt gefundenen Methode mit am Arme der leidenden Seite vorgenommenen und nach den Umständen mehrmahlß wiederholten Aderlässen, so wie durch Salpeter in Verbindung mit kleinen Gaben Brechweinstein, späterhin Salmiak zc. geheilt. In manchen leichteren Fällen war zwar die von Richter schon so sehr gerühmte Verbindung des Brechweinsteins mit Salpeter oder auch der Brechweinstein allein angewendet hinreichend. Daß ich aber sonst die von Peschier empfohlene Methode, wornach der Brechweinstein allein in wiederholten großen Dosen angewendet werden, und den Aderlaß überhaupt entbehrlich machen soll, keinesweges für so bewährt halten und unbedingt empfehlen kann, und, zumahl in schweren Fällen, bey Vollblütigen zc. den von jeher so bewährten Aderlaß darüber nicht versäumen möchte, habe ich schon in meinem Handbuche der speciellen Pathologie und Therapie B. 1. S. 311. Anmerk. erklärt. — In einem Falle, wo man im weiteren Verlaufe wegen schon eingetretener bedeutender Schwäche des Kranken den Aderlaß nicht zu wiederholen wagte und wegen häufigen Durchfalles die Salze nicht fortgeben konnte, zeigte sich die Anwendung von Calomel mit Opium und Blasenpflastern besonders heilsam.

Von hitzigem Rheumatismus kamen manche sehr schwere Fälle vor, so daß, während sonst meistens der Salpeter und Tart. emet. in kleinen Gaben, mitunter auch kühlende Abführungen, sodann der Salmiak, Spirit. Minder., so wie andere gewöhnliche und bewährte Mittel

vollkommen hinreichend waren, in mehreren Fällen Blutaussäuerungen, in einem, wo der entzündliche Zustand sehr heftig war, drey-mahl wiederholte Aderlässe nebst kräftigem Gebrauche des Salpeters mit Tart. emet. in kleinen Gaben u. nöthig waren. Jedoch war hier wie in so vielen anderen Fällen weder von Pericarditis noch von der so genannten Emdocarditis, die nach Bouillaud so häufig damit verbunden seyn sollen, eine Spur zu bemerken, auch nicht in mehreren Fällen, wo sich Friesel dazu gesellte. Daß indessen Entzündung des Herzbeutels und Herzens sich mit heftigem Rheumatismus verbinden oder, wie schon Pitcairn, Baillie u. A. bemerkt haben, dadurch veranlaßt werden kann, muß ich ebenfalls nach meinen Beobachtungen anerkennen, obgleich ich nicht zugeben kann, daß dies so häufig der Fall sey, als es Bouillaud angenommen hat. In einem mit Friesel verbundenen Falle, wo der Tod nach plötzlichem Zurücktreten von jenem erfolgte, wurde eine wässerig blutige Ausschüßung im Brustfellsack und Herzbeutel, doch ohne andere Veränderung des Herzens, gefunden. — In folgenden Falle aber, wo indessen der etwaige Zusammenhang der früheren Herzbeschwerden mit rheumatischer Affectio nicht gleich ausgemacht werden konnte, zeigte sich eine um so bedeutendere Veränderung des Herzens. Bey einem 22jährigen Manne, einem Tuchmacherge-sellen, von ziemlich blühendem Ansehen, war angeblich nach einer starken Erhitzung am 3. Dec. 1837 erst Husten mit etwas blutigem Auswurfe, dann auch einige Mahl Nasenbluten, am 7. Dec. aber sehr starker Blutbusten erfolgt, wodurch auf einmahl über ein Quartier Blut ausgeleert worden seyn soll. Am 8. Dec., wo er aufgenommen wurde, klagte er noch über große Beängsti-

gung in der Brust, wobey starkes Fieber mit schnellem und heftigem Herzschlage und Pulse, großer Hitze, sehr rothem Harne, wie auch Schmerz in der Herzgegend statt fand. Die Percussion und Auscultation boten sonst keine Zeichen dar, außer daß mit dem auf die Herzgegend gesetzten Stethoskope sehr deutlich ein Blasbalggeräusch gehört wurde (welches Geräusch übrigens keinesweges ein sicheres Zeichen von organischen Fehlern der Klappen des Herzens ist, auch ohne allen organischen Fehler desselben vorkommen kann). Die Krankheit wurde durch einen Aderlaß, kühlende Abführungen, Salmiak und antiphlogistische Diät, und die später noch zugezogene Digitalis so gebessert, daß der Kranke schon wieder etwas auf seyn konnte, wiewohl der Herzschlag und Puls noch eine gewisse Heftigkeit hatten. Nach einigen Wochen trat aber, wie es schien, in Folge einer Erkältung, wieder heftiges Fieber mit Beklemmung ein, so daß ein neuer Anfall von Bluthusten befürchtet und wieder ein Aderlaß vorgenommen wurde. Es gesellten sich am folgenden Tage dazu reißende Schmerzen im rechten Arme, der auch bald sehr anschwell und gar nicht bewegt werden konnte, und ähnliche Schmerzen und Geschwulst verbreiteten sich bald über die anderen Gliedmaßen. Der Kranke, welcher bey der früheren Untersuchung außer einem etwa ein Jahr vorher überstandenen ähnlichen Anfalle von Bluthusten sonst keine bedeutende Krankheit erlitten, nur manchemahl bey Verrichtung seiner Geschäfte Beklemmung und öfter stärkeres Schlagen des Herzens empfunden zu haben versicherte, erinnerte jetzt selbst, daß er schon eine Reihe von Jahren hindurch immer im Winter oder Frühlinge ähnliche rheumatische Beschwerden gehabt habe. In wiefern aber und wann.

hiernach die Herzbeschwerden zurück geblieben waren, konnte nicht bestimmt ausgemittelt werden. Das Fieber und die rheumatischen Schmerzen verloren sich zwar bey fortgesetztem Gebrauche antiphlogistischer Mittel, dagegen der abnorme Herzschlag und das Blasebalggeräusch noch zu bemerken waren. Es traten nun Durchfälle und Oedeme, auch Zeichen von mehr allgemeiner Wassersucht ein und unter zunehmender Schwäche erfolgte ohne weitere stürmische Zufälle am 10ten Januar 1838 der Tod. Bey der Section fand man die auswendige Fläche des Herzens zottig (*Cor villosum*), das Herz außerordentlich vergrößert, die Klappen an den *ostiis arteriosis ventriculorum* verknorpelt und Spuren anfangender Verknöcherung, die Lungen und die Unterleibsorgane sonst normal, doch Leber und Milz sehr groß, in der Brust- und Bauchhöhle Wasser, doch nicht in sehr großer Menge.

In mehreren Fällen von langwierigem Stockschneupfen, der bekanntlich oft so sehr hartnäckig und schwer zu heben ist, leisteten der *Aethiops antimon.*, *Flor. Sulphuris*, nebst erweichenden Dämpfen und Zugmitteln, später auch dem in die Nase gebrachten *Ungu. Zinci*, in einem Falle auch der *Bals. Copaiv.* innerlich angewendet gute Dienste. Warme Bäder und besonders Schwefelbäder, die sonst bey diesem Uebel auch so wichtig sind, konnten bey mehreren Kranken, die nicht im Hospitale behandelt wurden, wegen ihrer Verhältnisse nicht angewendet werden.

In einigen Fällen von chronischer Heiserkeit und drohender anfangender *Phthisis trachealis* that nebst dem innerlichen Gebrauche von *Sulph. Antimon. aurat.*, *Dulcamara*, *Digital.*, dem *Extr. Cicutae* etc., besonders ein an die

Seite des Halses nahe am Kehlkopfe gelegtes Haarfeil die beste Wirkung. In einem Falle zeigte sich besonders der Gebrauch von Kal. hydrojodin. nützlich. Bey dem an der Phthisis trachealis Gestorbenen wurde außer Antimonazien, dem Extr. Cicutae, kräftigen Ableitungsmitteln, auch die neuerlich hier als ein Aufmerksamkeit verdienendes Mittel empfohlene Rad. Belladonnae versucht, jedoch vergebens, da das Uebel schon, als der Kranke in das Hospital aufgenommen wurde, zu weit gekommen war. Bey der Section fand sich die innere Fläche des Kehlkopfes sehr exulceriert, ein Theil der epiglottis weggefressen, die Lungensubstanz hie und da melanorisch entartet; die Brustfellsäcke und der Herzbeutel enthielten ziemlich viel Wasser; im Dünndarm waren viele Geschwüre (wiewohl der Kranke wenigstens während seines Aufenthaltes im Hospitale keinen Durchfall gehabt hatte). — Sonst leistete auch bey chronischen Catarrhen, besonders wo der Husten auch durch erhöhte Sensibilität unterhalten wurde und sehr krampfhaft war, oft wieder eine den Heim'schen Pillen ähnliche Verbindung von Digitalis, Ipecacuanha und Opium ausgezeichnete Dienste.

Der seit der Mitte des Januars 1837 hier wieder vorgekommene epidemische Catarrh, die so genannte Influenza oder Grippe, wovon 166 Fälle in der ambulatorischen Klinik behandelt wurden, verhielt sich zwar sonst auf ähnliche Weise, wie der im vorigen Berichte angeführte von 1833 und mehrere berühmte frühere Epidemien, wurde aber weit schneller und allgemeiner als jener ausgebreitet.

Bei den Gesichtsrösen wurden, in sofern nicht bey dem so gewöhnlich damit verbundenen gastrischen Zustande Turgescenz nach oben Brech-

mittel anzeigte, kühlende Abführungen, Tart. emet. in kleinen Gaben und andere gelinde temperierende und diaphoretische Mittel vollkommen hinreichend befunden. Auch früher habe ich nur in einzelnen Fällen, wo entzündlicher Zustand und Affection des Gehirnes mehr hervor stehend war, hinter die Ohren und an den Nacken gesetzte Bluteigel nöthig gefunden, und bin gewöhnlich ohne Blutaussäuerungen, deren, von manchen neueren französischen Aerzten nach einseitiger Ansicht zu sehr empfohlene, Anwendung bey der Rose, zumahl wo gallichter Zustand hervor sicht, immer große Vorsicht erfordert, ausgekommen. Von äußerlichen Mitteln habe ich, außer den manchmahl zur Ableitung angewendeten Senfumschlägen auf die Waden und höchstens mäßiger, nicht erhitzen der Bedeckung keine starken, namentlich weder Einreibungen der Mercurialsalbe, noch das von Elliotson empfohlene Bestreichen der Rose mit einer Höllensteinauflösung für nöthig oder für rathsam gehalten, so wie ich denn überhaupt keine Neigung habe, in Fällen, für welche wir bewährte Methoden besitzen, nach neuen, oft seltsamen Mitteln, wie sie von manchen Neueren empfohlen werden, zu haschen.

Die in den Jahren 1835 — 36 vorgekommenen Masern waren im Allgemeinen wieder so gelinde und gutartig, daß sie außer einer guten Diät höchstens gelinde temperierende, demulcierende und zuletzt diaphoretische Mittel erforderten. Auch der Scharlach verhielt sich im Allgemeinen eben so und wurde auf dieselbe Weise behandelt, wie im vorigen Berichte angegeben worden ist.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. May 1838.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Nachricht über das medicinisch-
clinische Institut.

Wiewohl der Friesel auch von mir öfter in Verbindung mit böartigem Fieber beobachtet worden, und dann kräftige nervina, wie auch manchmahl Mineralsäuren, wiederholt gelegte Blasenpflaster zc. erforderte, so kamen doch auch gar manche Fälle vor, wo er mit leichtem entzündlichem Fieber verbunden gutartig verlief und keine Spur eines nervösen Zustandes dabey sich zeigte, und wo dann auch leichte temperierende Mittel hinreichten. Auch war er in einigen Fällen critisch. Bey einem 34 Jahr alten Buchdrucker brach am 6. Tage eines Catarrhalsfiebers reichlicher Friesel mit Erleichterung aller Symptome, Aufhören des Fiebers zc. aus, so daß wenige Tage nachher Genesung erfolgte. Bey einem an einem gastrischen Fieber leidenden Mädchen brach er ebenfalls mit Erleichterung des Fiebers aus, wiewohl der gastrische Zustand noch so

bedeutend war, daß außer der Pot. River. ein Brechmittel und hernach auch noch abführende Mittel zu Hülfe gezogen werden mußten. Die Behandlung wurde hier, wie bey andern hitzigen Ausschlägen, überhaupt immer dem verschiedenen Character des Fiebers und anderen Umständen gemäß eingerichtet. Absorbierende, kalische Mittel, deren innerliche und äußerliche Anwendung bey dem Friesel neuerlich wieder von Schönlein empfohlen worden ist, sind bekanntlich schon von Hamilton u. A., die saure Schärfe als Ursache des Friesels annahmen empfohlen, aber keinesweges immer angemessen und hinreichend befunden worden. So sagte auch der treffliche Selle (Medic. clin. S. 130.), wiewohl er auch die saure Natur der Frieselschärfe annahm, daß das Wenige, was wir von der nächsten Ursache des Friesels wissen, zu unbestimmt sey, als daß es uns in der Cur leiten könnte, und daß er gar nicht gemeinet sey, aus seinen für die saure Natur der Frieselschärfe beygebrachten Gründen zu folgern, daß man im Frieselfieber alkalische Mittel anzuwenden habe, daß man daher bloß nach den allgemeinen Anzeigen des Fiebers zu verfahren habe u. s. w. — Daß ich übrigens in mehreren tödtlich abgelaufenen Fällen bey der Leichenöffnung eben so wenig eine Spur von Entzündung des Herzbeutels oder des Herzens selbst (welche nach der Vermuthung von Marcus dem Friesel zum Grunde liegen sollte) als irgend eine andere materielle Veränderung gefunden habe, ist schon in einem früheren Berichte bemerkt worden.

Daß von dem Gürtel außer den gewöhnlichen Fällen, wo er sich quer um den Unterleib, besonders in der Unterrippengegend, oder auch etwas höher um die Brust zieht, mir auch ein-

zelne vorgekommen sind, wo er um den Hals, die Schultern und den Arm, oder von der Schamgegend bis zum Kreuze, oder am rechten Oberschenkel von der Hüfte bis zum Knie sich zog, habe ich schon früher bemerkt. In zwey von den in der letzten Zeit vorgekommenen Fällen überschritt er auch die Mitte des Rückgrathes, und zwar in einem um mehr als einen Zoll. In mehreren Fällen schien die Entstehung desselben durch Erkältung oder feuchte Luft veranlaßt worden zu seyn, ohne daß sonst von einem zum Grunde liegenden schlimmen inneren Fehler, Cachexie, Dyskrasie, Verletzung der Eingeweide &c. eine Spur vorhanden war. Auch verlor er sich gewöhnlich bey der Anwendung von Antimonia-
 lien und anderen hautreinigenden Mitteln in einigen Wochen, und zwar eben so wie in den meisten früher von mir beobachteten Fällen ohne die manchemal nach verschwundenem Ausschlage noch sich äußernden Schmerzen an der befallenen Stelle zurück zu lassen. In einigen aber, wo diese zurück blieben, fand ich nicht die von F. P. Frank dagegen empfohlenen Blasenpflaster hinreichend, sondern es war der fortgesetzte Gebrauch kräftiger innerlicher hautreinigender und bey großer Heftigkeit der Schmerzen auch äußerlicher besänftigender Mittel erforderlich.

In mehreren Fällen von schlimmen und hartnäckigen Flechten leistete wieder der innerliche Gebrauch des Sublimates die besten Dienste. Unter den äußerlichen Mitteln, unter denen außer dem schon früh sicherer anzuwendenden Ol. Nuc. Jugland. die stärkeren, als das Ungu. merc. alb. &c. immer nur mit großer Vorsicht und nach gehörige Zeit voraus geschickten innerlichen Mitteln angewendet wurden, that in einem Falle das von S. G. Vogel (medic. Bea

obachtungen u. Memorabil. S. 66.) mitgetheilte Liniment aus Theer, Eydottern und Milchrahm sehr gute Dienste.

Ein Fall von fressenden Flechten im Gesichte wurde auch, nachdem der Aethiops antimonial. und eine Salbe aus dem Graphit voraus geschickt worden, vorzüglich durch den Sublimat und rothen Präcipitat und Salben von Iodet. Sulph. und hernach von Flor. Zinci bezwungen.

Von dem Feigmahle am Barte (Sycosis) kamen wieder zwey Fälle, nicht an dem Kinne, das nach Galenus und auch nach Bateman besonders davon befallen werden soll, sondern an dem bärtigen Theile der Oberlippe vor. In einem anderen dagegen war besonders das Kinn befallen. Es leisteten dabey wie in den früheren Fällen der Aethiops antimon. und Ungu. mercur. alb. und Ungu. Zinci gute Dienste. In einem mußte jedoch auch der Sublimat zu Hülfe gezogen werden.

Gegen die so genannte Leberflechte (Frank's Chloasma Pseudoporrigo, Willan's Pityriasis versicolor) wurden nach voraus geschickten innerlichen hautreinigenden u. Mitteln Waschwasser von Borax wie von Sublimat mit Nutzen angewendet.

Bey der unter den chronischen Krankheiten so häufigen Lungenwindsucht wurden leider! wie gewöhnlich, die gerühmtesten Mittel vergebens angewendet oder konnten höchstens Linderung bewirken. Daß auch das neuerlich empfohlene Kreosoth nach meiner Erfahrung keine Heilung derselben bewirkt, oft vielmehr durch Reizung nachtheilig seyn möchte, habe ich früher schon bemerkt und es deshalb nicht wieder anwenden mögen. Wo bey geraume Zeit statt ge-

fundenem eiterartigem Auswurfe, wie er aus in Verschwärung übergegangenen Knoten erfolgt und bey schon bedeutender Abzehrung doch Genesung erfolgte, wie ich auch früher in einzelnen Fällen beobachtet habe, waren wahrscheinlich nur einzelne Vomicae oder Knotenhöhlen vorhanden und durch die Natur Vernarbung bewirkt worden. — Bey einem an der Lungenschwindsucht Leidenden bemerkte man, in den letzten Monaten, als er schon in hohem Grade abgezehrt war und täglich eine große Portion von tuberculöser, jauchiger Materie auswarf, weder deutliches Fieber, noch colligative Ausleerungen durch Schweiß und Durchfall. Auch wurden die so oft in den Leichnamen der an der Lungenschwindsucht Gestorbenen gefundenen Darmgeschwüre hier wie früher in einigen anderen Fällen, wo bey größtentheils erulcerierten Lungen doch zu den übrigen höchst schlimmen Zufällen kein Durchfall hinzu gekommen war, nicht gefunden, dagegen auch manchemahl der Durchfall in Fällen, wo Darmgeschwüre vorhanden waren, gefehlt hat, und auch ohne Darmgeschwüre vorgekommen ist.

Die in den letzten Jahren vorgekommenen 8 Fälle von der Werlhoffschen Blutfleckenkrankheit wurden sämtlich durch Elix. acid. Halleri in Verbindung mit China oder anderen tonischen Mitteln gehoben, und auch bey einem Kranken, der noch von einem vorher gegangenen Nervenfieber sehr geschwächt war, als diese Krankheit ausbrach, erfolgte bey der Anwendung jener Mittel die Heilung. Daß sonst auch mir früher einige Fälle vorgekommen sind, wobey selbst ein activer febrilischer Zustand hervor stehend war und wo kühlende und abführende Mittel die besten Dienste leisteten, habe ich anderswo schon bemerkt, desgleichen daß das Abgehen des Blutes

auch mit dem Harne oder den Excrementen, was Wichmann nie gesehen haben wollte und nach Sprengel nie der Fall seyn sollte, von Andern wie von mir allerdings beobachtet worden sey. In einem von mir beobachteten Falle ging es selbst, ohne daß zugleich das gewöhnliche Mundbluten statt fand, bloß mit dem Stuhlgange ab. So sind mir auch drey Fälle vorgekommen, wo diese Krankheit, welche Wichmann (Id. zur Diagnostik B. 1. S. 95 — 96.) nach seiner Erfahrung bey gehöriger Behandlung nicht für gefährlich hielt und die auch in der Regel geheilt wird, tödtlich wurde. Daß sie zuweilen tödtlich sey, ist schon von Behrens (Werlhofii op. ed. Wichmann p. 624.) bemerkt worden, und Saxe hat in seiner Ausgabe von Wichmann's Ideen zur Diagnostik B. 1. S. 242. eine bedeutende Zahl von Aerzten angeführt, welche einen Kranken, manche auch mehrere, daran verloren haben. In einem von mir beobachteten tödtlich abgelaufenen, der eine freylich durch vorher gegangene Lustseuche und starke Mercurialcuren sehr geschwächte 30jährige Person betraf, war zu dem gewöhnlichen Blutflusse aus dem Munde übermäßiges, immer widerkehrendes Nasenbluten hinzu gekommen. Ein anderer Fall betraf ein 4 Jahre und 9 Monate altes Kind, das seit dem zweyten Jahre sehr kränklich und cachectisch gewesen war, und wo am dritten Tage der Krankheit zu dem Mundbluten und dem Abgange von etwas blutigem Harne auch Blutbrechen hinzu gekommen war und am vierten Tage der Tod unter heftigen Convulsionen erfolgte. Bey der Leichenöffnung fanden sich ähnliche Flecken, wie sie auf der Oberfläche des Körpers bemerkt wurden, auf der Oberfläche, nicht aber der Schleimhaut, der Gedärme, auf dem Bauchfelle, dem

Gefröße der dünnen Därme und dem des Grimmdarmes, auf der äußeren und auch der inneren Haut des Magens, einige auch auf der Leber, sehr viele kleinere auf den Nieren, die in der linken auch tiefer eindringen, wenige auf der Harnblase, einzelne auch auf dem Zwerchfelle und der äußeren Haut des Herzens, sehr zahlreiche auf dem Rippenbrustfelle, dagegen nur wenige auf den Lungen, endlich ein sehr großer auf der inneren Fläche der Bauchmuskeln, der einem besonders großen, äußerlich in der rechten Hüftgegend zu bemerkenden, entsprach. Sonst war keine Spur von innerer Blutergießung oder anderer Abnormität zu bemerken, wiewohl leider die Oeffnung des Kopfes nicht gestattet worden war.

In mehreren Fällen von Bauch- und Hautwassersucht leistete außer den den besonderen Ursachen entsprechenden Mitteln die Digitalis (die auch bey der Brustwassersucht öfter wenigstens die größte Erleichterung bewirkte) theils allein, theils in Verbindung mit Rad. Levist., Calami arom. ꝛc. gegeben, die besten Dienste. In einem aber, wo weder diese Mittel, noch die Squilla und andere sonst oft bewährte Mittel den Abgang des Wassers beförderten, zeigte sich die Rad. Cacaiae, in einer aus zwey bis drey Drachmen derselben bereiteten Abkochung von sechs Unzen alle 2 Stunden zu einem Eßlöffel voll gegeben, und zwar hier durch starke diuretische, nicht aber drastische Wirkung, dazu besonders hülfreich. — Der Abgang eines Eyweißstoff enthaltenden Harnes fand bey mehreren Wassersuchten statt, ohne daß eine Spur von einer krankhaften Beschaffenheit der Nieren, wie sie nach Bright mit solchem Abgange verbundenen Wassersuchten (die unter dem Namen Morbus Brightii oder auch Diabetes albuminosus begriffen werden) immer

zum Grunde liegen sollen, bemerkt werden konnte. Ein solcher Abgang kommt bekanntlich auch oft in anderen Fällen vor, wo weder Wassersucht noch irgend ein organischer Fehler der Nieren anzunehmen ist.

Der venerische Tripper wurde gewöhnlich anfangs bloß mit demulcierenden Dingen, Emulsionen, Abkochungen von Althee, milder Diät *ic.*, woneben bey stärkerer örtlicher Entzündung Blutegel angewendet wurden, behandelt. Daß ich die Anwendung des Bals. Copaivae und der Cubeben, welche von Adams, Delpech und manchen deutschen Aerzten auch in den ersten Zeiträumen des Trippers empfohlen worden, für unsicher halte, habe ich schon in meinem Handbuche der speciellen Pathologie und Therapie erklärt, und es sind auch in dem clinischen Institute wie in der Privatpraxis gar manche Fälle vorgekommen, wo diese von Anderen früher verordneten immer reizenden Mittel den entzündlichen Zustand sehr verschlimmert und besonders auch die Entstehung von arger Hodenentzündung veranlaßt hatten.

So wohl bey primären syphilitischen Geschwüren als bey vollendeter Lustseuche wurde, da ich im Allgemeinen die Methode, sie bloß mit antiphlogistischen Mitteln und magerer Diät zu behandeln, nicht für sicher halten kann, unter den Mercurialien am häufigsten der Sublimat zugleich mit warmem Verhalten, öfterem lauwarmem Getränke aus Spec. ad Decoct. Lignor. und eingeschränkter Diät angewendet und am wirksamsten befunden. — Bey sehr schlimmen Geschwüren, die tief unter und um sich gefressen, einen faulichten Geruch hatten, leistete neben dem innerlichen Gebrauche des Sublimates und der Spec. ad Decoct. Lignor. be-

sonders der rothe Präcipitat als Pulver aufgestreut schnell die vortrefflichsten Dienste, so daß die Geschwüre bald den schlimmen Geruch verloren, reiner wurden und gute Granulationen sich zeigten. — Sehr starke Condylome, die der mit dem innerlichen Gebrauche des Quecksilbers verbundenen äußerlichen Anwendung der Sabina, wie einer Auflösung des Sublimates widerstanden hatten, wurden schnell durch das von Massius empfohlene Pulver aus Mercur. subl. corrosiv., Vitriol. de Cypro \hat{a} gr. x Lapid. inf. gr. vj entfernt.

Bey dem Reichhusten wurden, da er in dem ersten Zeitraume in dieser wie in früher von mir beobachteten Epidemien nicht so heftig entzündlich war, daß er Blutaussäuerungen hätte erfordern können, anfangs wie bey catarrhalischem Zustande der Salmiak, Tart. emet. in kleinen Gaben *zc.* angewendet, und demselben, so wie sich mehr Neigung zu dem convulsivischen Zustande zeigte, Extr. Hyosc. zugesetzt. In dem convulsivischen Zeitraume aber wurden außer dem oft in Verbindung mit Sulph. Antimon. aurat. gegebenen Extr. Hyosc. oder auch der Dulcamara, auch dies Mal in schweren Fällen besonders Rad. Belladonnae für sich und manchmahl auch in Verbindung mit den Flor. Sulph. und der Ipecacuanha, zuweilen auch die Flor. Zinc., das Chinin. sulph. *zc.* angewendet und dadurch allerdings oft die Heftigkeit und Häufigkeit der Anfälle gemäßiget, auch wohl, besonders verhältnißmäßig zu bloß der Natur überlassenen Fällen, Abkürzung der freylich gewöhnlich langwierigen, nicht schnell abzuschneidenden, Dauer der Krankheit bewirkt. Bey sehr schwächlichen und durch die heftigen Anfälle sehr angegriffenen Kindern wurde neben der Belladonna *zc.* ein Aufguß

ber China und Valeriana mit großem Nutzen gebraucht. Daß ich die Asa foetida zwar in einigen Fällen mit gutem Erfolge gegeben habe, daß sie aber sonst den Kindern auch in dem von Kopp empfohlenen Linctus nicht gut beyzubringen war und bey manchen bald wieder bey Seite gesetzt werden mußte, habe ich in einem früheren Berichte schon bemerkt. Daß schon von Dufresnoy empfohlene Extr. Narcissi Pseudonarcissi, durch welches auch Laennec manchemal überraschend schnelle Heilungen, nämlich in fünf bis sechs Tagen, erhalten zu haben versichert, habe ich bis jetzt nicht angewendet. Es hat indessen Laennec selbst bemerkt, daß dieser Erfolg selten sey, und daß er gewöhnlich diese Pflanze weit weniger wirksam als die Belladonna gefunden habe.

Daß Verdickung und Verhärtung im Magen in manchen Fällen, ohne daß dadurch das bey der in der Gegend des Pfortners vorkommenden und Verengerung desselben bewirkenden Art so gewöhnliche Erbrechen verursacht wurde, vorgekommen, ist von Rahn u. A. wie von mir schon früher bemerkt worden. So habe ich in meiner Schrift über die Einrichtung der medicinischen Klinik im academischen Hospitale zu Heidelberg, S. 94. einen Fall angeführt, wo bey einer Person von 42 Jahren die Verhärtung längs der großen Krümmung des Magens stattfand und durchaus kein Erbrechen und die damit bey der in der Gegend des Pfortners vorkommenden Art gewöhnlich verbundenen Symptome verursachte, sondern nach langwierigen Magenschmerzen und Fehlern der Verdauung endlich Abzehrung und Wassersucht nach sich zog und so in den Tod übergieng. Besonders merkwürdig war folgender im letzten Jahre hier beobachteter Fall.

Ein 31 Jahr altes Mädchen sollte schon seit 6 Jahren an täglich öfter sich äuffernden Anfällen von heftigem Magenkrampf und Leibschmerzen gelitten haben und kam schon im hohen Grade abgezehrt in das Hospital. Dieselben Anfälle äufferen sich hier häufig bey Tage und in der Nacht, so daß die Kranke oft gar keine Ruhe hatte und laut aufschrie. Sie hatte dabey immer sauren Geschmack im Munde und Sodbrennen; die Zunge war stark mit Schwämmchen besetzt, die, wenn sie auch öfters entfernt werden konnten, immer widerkehrten; die Eßlust war dabey sehr stark; oft erfolgte Durchfall und es zeigten sich auch öfter wässrige Geschwülste an den Füßen. Ueber die Ursache der Krankheit konnte nichts Sicheres ausgemittelt werden, und wiewohl man bey der langen Dauer derselben und der Unwirksamkeit der kräftigsten Mittel auf einen organischen Fehler schloß, so war doch von Verhärtung, Geschwulst &c. im Magen, den Gedärmen und anderen Eingeweiden auch bey oft wiederholter genauer Untersuchung nichts zu fühlen. In den letzten Wochen waren die Schmerzen leidlicher, sie konnte öfter auf seyn, wurde indessen in den letzten Tagen, wie es schien, nach einer Erkältung, von Husten befallen, der sie zwar quälte, aber, da sie vorher keine Spuren von Brustbeschwerden gehabt hatte, nicht bedenklich zu seyn schien. Es erfolgte indessen jetzt der tödtliche Ausgang. Bey der Leichendöffnung fand sich der Magen stark mit der Leber verwachsen, der kleine concave Bogen ganz verzogen, so daß der Magen in der Mitte eingeschnürt und gewissermaßen in zwey Hälften getheilt war; am Pförtner und der hinteren Magenwand waren sehr starke Verhärtungen, doch ersterer dadurch nicht verengt, sondern eher erweitert; die Leber ganz

normal, die Milz größtentheils in eine steatomatöse Masse verwandelt; der Darmcanal (besonders der Dünndarm) sehr verengt, die Schleimhaut desselben sehr aufgelockert, an vielen Stellen auch geröthet, aber nirgends exulceriert; in den rechten oberen Lungenlappen mehrere Tuberkeln, zum Theil große Vomicae; das Herz sehr klein und mager, an demselben, so wie in der linken Niere und in der vergrößerten Schilddrüse eine eigene sülzige Masse; die äußerste Abmagerung. — Ein 46 Jahr alter Walker hatte schon, als er am 22. Junius 1837 in das academische Hospital aufgenommen wurde, seit 4 Jahren an häufigen und heftigen Anfällen von Magenkrampf gelitten, wobey er sehr hager und erdfahl aussah, wenig Eßlust hatte und manchemahl verstopft war. Bey genauer Untersuchung des Unterleibes konnte von Geschwulst und Verhärtung keine Spur in demselben entdeckt werden. Er hatte schon von seinem vorigen Arzte mancherley Krampfstillende und auflösende Mittel bekommen. Unter den jetzt angewendeten that ihm das Extr. Bellad. in Aqua Lauroc. aufgelöst die besten Dienste, so daß die Anfälle von Magenkrampf ausblieben und er, nachdem er noch einige Zeit bittere und auflösende Mittel gebraucht hatte, seine Geschäfte wieder versehen konnte. Im Winter stellten sich indessen die Anfälle der Schmerzen wieder mit großer Heftigkeit ein, wozu sich nun auch bald öfteres Erbrechen gesellte, das aber nicht gerade immer nach dem Genuße von Nahrungsmitteln, sondern zu verschiedener Zeit des Tages und besonders, wenn die Schmerzen sehr heftig waren, erfolgte. Es wurden zwar mehrmahls die Schmerzen erst durch den wieder angewendeten Liqu. Bellad. cyanic., dann auch durch Extr. Cicut. in Aq. Lauroc.

aufgelöst gelindert und selbst auf einen oder einige Tage gehoben, kehrten aber, wie das Erbrechen, immer wieder. Zuletzt traten unter zunehmender Schwäche, während das Erbrechen nicht mehr so häufig war, in der Nacht manchmahl Anfälle von großer Beklemmung und Erstickungsgefahr ein, und es ging die Krankheit am 22. Febr. 1838 in den Tod über. Bey der Leichensöffnung fand man den Magen sehr groß, ausgedehnt, den kleinen Bogen in dem an den Pfortner grenzenden Theile verkürzt, den größeren Bogen bedeutend convexer und vom Magengrunde fast senkrecht herab steigend, an der inneren Fläche der hinteren Magenwand einen Substanzverlust in der Schleimhaut und Muskelhaut und dicht an derselben eine wulstige, knorpelige Masse, die sich bis zu dem Pfortner verbreitete, jedoch die Oeffnung desselben nicht verschloß. In der Brusthöhle fand sich am oberen Lappen der linken Lunge außer einer fibrösen Verbindung zwischen dem die Rippen und dem die Lungen überziehenden Theile des Brustfelles eine haselnußgroße, fast knorpelige Vernarbung einer früheren Knotenhöhle, so wie eine bedeutende Infiltration wässriger Feuchtigkeit im Parenchyma beider Lungen, dagegen nur wenig von dieser Flüssigkeit im Brustfellsacke und dem Herzbeutel.

Bey einem in Folge eines 3 Wochen vorher eingetretenen Schlagflusses gestorbenen, 37 Jahr alten Manne, fand man in der rechten Hirnhälfte bedeutende Blutüberfüllung, aber weder blutige noch wässrige Ergießung, die linke Hälfte des Gehirns normal, und auch sonst in keiner Höhle etwas Abnormes. Auch durch diese wie durch manche frühere Beobachtungen wird also dargethan, daß nicht immer Ergießung von

Blut zc. bey dem Schlagflusse statt findet, und die schon von Fr. Hoffmann, aber nur für schwerere Fälle, angegebene Benennung Haemorrhagia cerebri, die Moulin u. A. für den blutigen Schlagfluß gebraucht haben, ist in vielen Fällen, selbst abgesehen von dem Nervenschlagflusse, nicht passend.

Bey einem 24 Jahr alten Mädchen, die nach einem apoplektischen Anfalle an der Zunge, den oberen und unteren Gliedmaßen gelähmt in das Hospital aufgenommen wurde, hatte sich der Zustand bey dem Gebrauche der Flor. Arnic., des Bals. vit. Hoffm. und anderer excitierender und nervenstärkender Mittel, so wie der Blasenpflaster, des heißen Hammers, reizender Einwirkungen zc. zwar etwas gebessert, war aber doch immer noch bedeutend. Das auch zu Hülfe gezogene Strychnin bewirkte in etwas stärkerer Dose gleich Zufälle von Tetanus, ohne sonst zu nützen. Es wurde nun das Veratrin in einer Salbe über 4 Wochen und dann, als sich so keine Wirkung zeigte, auch innerlich erst zu einem $\frac{1}{4}$ Gran 2 Mahl täglich, dann in etwas stärkeren Gaben angewendet. Die stärkeren Gaben mußten aber, da sie Magenschmerz und Neigung zum Erbrechen erregten, bald wieder vermindert werden, und auch die Gaben, welche vertragen wurden, hatten bey lange fortgesetztem Gebrauche keinen günstigen Erfolg, so daß wieder andere Nervenmittel zu Hülfe gezogen werden mußten, durch welche das Uebel zwar gebessert, aber noch nicht völlig gehoben worden ist. — In einem anderen Falle aber, wo bey einem Mahler nach vorher gegangener Bleycolik Lähmung der Arme entstanden war, wurde, nachdem zuerst Schwefelmittel, dann auch Flor. arnicae, und Einreibungen von Spirit. formic., Spirit. Sal. Am-

mon. caust. zc. versucht worden, besonders der Aether mercurialis und zuletzt der Liq. anod. martialis, jedoch auch unter dem zu Hülfe nehmen von Blasenpflastern, dem heißen Hammer, der Salbe von Veratrin zc. mit günstigem Erfolge gebraucht.

In mehreren Fällen, wo sich das Delirium potatorum, wie es am gewöhnlichsten ist, als ein nervöser, gereizter und auch mit Schwäche verbundener Zustand zeigte, kein entzündlicher Zustand oder Blutanhäufung im Gehirne anzunehmen war, wurde es besonders durch Opium, und dabey auch zu Hülfe gezogene Valeriana und andere nervina bald gehoben. In einem Falle aber hatte sich anfangs so starker Orgasmus und Congestion des Blutes zum Kopfe gezeigt, daß man einen Schlagfluß befürchtete, und es wurde daher erst ein Aderlaß nebst kühlenden Abführungen zc. angewendet. Später war indessen doch auch hier noch die Anwendung des Opiums erforderlich und nützlich.

Was übrigens die in meiner Klinik befolgte Methode des Unterrichtes betrifft, so halte ich eben so, wie ich früher schon geäußert, auch jetzt nach vieljähriger Erfahrung diejenige unter den bisher bekannten Methoden für die beste, wobey die vorgerückten Studierenden sich nicht mehr bloß passiv, bloß als Zuschauer oder Zuhörer zu verhalten, sondern als Practicanten an den klinischen Geschäften selbst thätigen Antheil zu nehmen, die ihnen zugefallenen Kranken unter der Aufsicht und Leitung des Directors zu examinieren, die Diagnose, Prognose, die Indication überhaupt und die angezeigten Mittel insbesondere zu bestimmen, die Recepte zu verschreiben und die Krankheitsgeschichten zu schreiben haben. Die Einrichtung der Klinik, wobey nur der Pro-

fessor handelt, oder den Assistenten die Recepte verschreiben läßt, die Studierenden nur sehen und hören, nicht zum Selbsthandeln geführt werden, kann zwar auch ihren Nutzen haben, ist aber zur Bildung junger Aerzte weit weniger geeignet als die erste. Wenn man dafür angeführt hat, daß die Studierenden, indem sie bloß den Professor handeln sähen, nichts Verkehrtes lernten, so ist zu bemerken, daß wenn anders bey der ersten Methode der Professor nur die Practicanten gehörig anleitet, sie, wo sie fehlen, auf den rechten Weg führt, sie auf das Uebersehene aufmerksam macht, zwischendurch bey bedeutenderen, schwierigen Fällen selbst ein genaueres Krankenexamen vornimmt, die Studierenden dann wohl Gelegenheit erhalten, seine Methode kennen zu lernen, so wie sie auch selbst aus den Fehlern, die der Practicant macht und der Professor verbessert, Nutzen ziehen können. So wichtig es aber hierbey auch mir zu seyn scheint, daß der Lehrer am Krankenbette oder überhaupt während der Beobachtung des Kranken die nöthigen Bemerkungen mittheile, indem die Zuhörer ohne sie vieles Wichtige nicht gehörig beobachten würden, und sie allerdings oft einen stärkeren und dauernderen Eindruck auf die Zuhörer machen als lange, in der Entfernung von dem Kranken gehaltene clinische Vorlesungen (wie sie namentlich zu Edinburg gewöhnlich sind), so halte ich es doch für rathsam, das, was eine für den Aufenthalt am Krankenbette zu weitläufige Auseinandersetzung erfordert, gleich nach der Untersuchung der Kranken in dem besonderen für den clinischen Unterricht bestimmten Versammlungszimmer vorzunehmen, in welchem auch, um den Aufenthalt am Krankenbette nicht ohne Noth und auf eine für die Kranken beschwerliche und nachtheilige Weise zu verlängern, die Recepte verschrieben werden.

Die wichtige und besonders bey dem großen Umfange der ambulatorischen Klinik jetzt sehr beschwerliche Stelle eines Assistenten in dem Institute, hat seit mehreren Jahren, so wie seit dem letzten Jahre zugleich in dem Hospitale, der Privatdocent Dr Conradi versehen, und wenn auch sonst der Vater Anstand nehmen muß, dem Sohne ein Zeugniß zu geben, so glaubt er doch hier wenigstens die pflichtmäßige und gerechte Anerkennung seiner Verdienste um das Institut ihm nicht versagen zu dürfen.

J. W. H. Conradi.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 7. May 1838.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse: Her-
bort's von Fritslâr liet von Troye, her-
aus gegeben von Ge. Karl Frommann.
1837. XXX u. 354 Seiten in großem Octave.
Mit einem zweyten Titel: Bibliothek der ge-
sammtten deutschen National-Literatur von
der ältesten bis auf die neuere Zeit. Fünf-
ter Band.

Herbort von Fritslar und Frommann
von Koburg, beide Namen sind wohl für man-
che Leser dieser Blätter neue Namen, und um
so mehr gereicht es dem Verfasser dieser Anzeige
zum Vergnügen, den alten Dichter so wohl als
seinen ersten Herausgeber hierdurch bey einem
größeren Kreiße einzuführen und zu freundlicher
Aufnahme zu empfehlen.

Herbort dichtete im Anfange des dreyzehnten
Jahrhunderts, zufolge einer Aufforderung des
großen Dichterfreundes, des Landgrafen Hermann
von Thüringen, eine Erzählung der Zerstörung
von Troja. Ein romanisches Gedicht, welches

der Graf von Leiningen — gleichfalls ein in der Reihe unserer alten Dichter ausgezeichnete Name — dem Landgrafen mitgetheilt hatte, lag dabey zum Grunde. Herbot's Dichtung war zwar aus Rom nach Heidelberg zurück gekehrt, und wurde von Jacob Grimm bey der Ausarbeitung der deutschen Grammatik vielfach benutzt; allein einzelne Wörter können keinen Begriff von einem Gedichte geben, und für prüfende Leser, deren Zeit es nicht erlaubte, beynah 19000 Reimzeilen abzuschreiben — denn vom Abschreiben lassen kann in einem solchen Falle kaum die Rede seyn —, blieb es noch immer ein vergessener Schatz. Dieser Klage ist jetzt abgeholfen; der Schatz ist gehoben, und dafür gebürt Hn Dr. Frommann der beste Dank aller, welche die lebenden Denkmahle vaterländischer Vorzeit zu schätzen wissen, und zugleich bedenken, daß nur ein treuer Abdruck diese Denkmahle vor den täglich drohenden Gefahren des Unterganges zu bewahren vermag. Der allenthalben und immer mehr sich verbreitende Eifer, zu retten was noch gerettet werden kann, gereicht in der That unserer Zeit zur Ehre, und dieses um so mehr, je uneigennütziger er in den meisten Fällen ist.

Kehren wir zu unserm Buche zurück, das den Prinzen von Sachsen-Koburg-Gotha, Ernst und Albert, gewidmet ist. — Auf ein Vorwort, das in Göttingen geschrieben ist, folgt von Seite XI bis XXX eine Einleitung in drey Abtheilungen. I. Herbot und sein Gedicht. — Herbot war ohne Zweifel ein Geistlicher, ein gelarter schuolære, wie er sich selbst nennt; die Beschreibung, die er S. 701 u. w. von Jason's Liebesbewerbung macht, spricht durchaus nicht dagegen, selbst wenn sie nicht aus dem romanischen Gedicht genommen seyn sollte. Auf die Jugend Herbot's aber darf weder aus dem Worte

schuolære, noch aus dem Worte jungære geschlossen werden; das erste bezieht sich auf seinen Stand, das zweyte (S. 30) steht im Gegensatze zum Lehrer, oder Vorgänger, in dessen Fußstapfen man tritt. Herborts Sprache ist, wie bereits Grimm in seiner Grammatik gezeigt hat, nicht rein hochdeutsch; die Mundart der Gegend in der er lebte verräth sich nicht nur durch eigenthümliche Laute, sondern auch durch eigenthümliche Wörter und Wortbildungen. Wenn sie aber dadurch an das Niederdeutsche streift, so berührt sie dieses doch von einer anderen Seite als die Sprache Heinrichs von Beldecke es thut. In Hinsicht auf angeborenen Dichtergeist und erworbene Kunstfertigkeit kann Herbort allerdings den großen Meistern des dreyzehnten Jahrhunderts nicht verglichen werden; doch darf man ihn auch nicht zu tief herab setzen. Es fehlt ihm lebendige Empfänglichkeit; aber sein Vortrag ist kurz und nicht selten kräftig. Ehe man über ihn aburtheilt ist es erstlich nöthig vertraut mit ihm zu werden, was wir erst jetzt können, nachdem seine Arbeit zu ruhiger Betrachtung vor uns liegt; und zweytens müßten wir das Buch haben, das der Graf von Leiningen dem Landgrafen gesandt hat. Für die Sprache ist viel aus Herbort zu lernen.

Die II. Abtheilung der Einleitung ist überschrieben 'Herborts Quelle'. Ohne Zweifel ein französisches Gedicht, und höchst wahrscheinlich die von Benoist de Sainte-More geschriebene, auf Dares und Dictys gegründete, noch in mehreren Handschriften vorhandene destruction de Troyes. Man vergleiche die am Ende unseres Buches beygefügte Nachträge S. 347. So wie Benoist aus Dares und Dictys schöpfte, so auch Guido de Columna.

III. Abtheilung der Einleitung 'Spätere

Bearbeitungen des trojanischen Krieges'. — S. 350 lernen wir, daß der Name des Hans Mair von Nördlingen in Hans Mair zu berichtigen ist.

IV. Abth. 'Die Handschrift', leider bis jetzt die einzige, die Heidelberger. Sie ist auf Pergament geschrieben, im J. 1333 zu Würzburg. Das Gedicht ist in ihr, wie man schon aus der Vorrede zu Wolfram S. X wußte, in *distinctiones* abgetheilt, deren 21 sind. Im Ganzen genommen gehört die Handschrift zu den besseren ihrer Zeit. Ob auf dem 75. Blatte, wo 62 Zeilen liniirt aber nicht beschrieben sind, wirklich etwas fehlt, ist fürs erste schwer zu entscheiden.

Mehreres aus der Einleitung mitzutheilen, würde hier nicht an seiner Stelle seyn. Sie bewährt durchaus die gründlichen Kenntnisse mit welchen Hr Dr Frommann seine Arbeit unternommen, und den unermüdeten Fleiß mit welchem er sie ausgeführt hat.

S. 1 bis 212, die Seite in zwey Spalten getheilt, enthalten das Gedicht selbst in 18,458 Reimzeilen. Es ist ohne weitere Zuthat mit der größten Genauigkeit abgedruckt, und da dem Herausgeber eine einzige Handschrift zu Gebote stand, so ist dieses Verfahren durchaus zu billigen: die Gewißheit, daß richtig gelesen und richtig gedruckt ist, genügt vollkommen, und überläßt Vermuthungen und Besserungen dem Scharfsinne und der Muße derjenigen, welche die Mühe nicht scheuen, sich in die innigste Vertrautheit mit dem Dichter hinein zu lesen.

Auf das Gedicht folgen von S. 217 bis 342 Anmerkungen. Diese sind mehrfacher Art: theils enthalten sie kleine Berichtigungen der Druckfehler des Textes, theils Vergleichen mit andern Berichten des Mittelalters über den tro-

janischen Krieg, vorzüglich mit Guido, mit welchem Herbot auffallend überein stimmt. Die Stellen aus dem viel gelesenen Guido werden meistens im Lateinischen, bisweilen auch in einer ältern deutschen Uebersetzung mitgetheilt, von welcher sich eine Handschrift auf der Koburger Bibliothek befindet: vergl. S. XXV der Einleitung. Ein dritter Theil der Anmerkungen beschäftigt sich mit Spracherläuterungen, die zwar insgesammt von der aufmerksamen Belesenheit des Hn Dr F. zeugen, hin und wieder aber kürzer gehalten seyn dürften, Herbot ist nicht der Dichter, aus welchem noch ungeübte Leser zu lernen haben. Was für klares Verständniß seiner Sprache und seines Vortrages noth thut, muß größten Theils aus ihm selbst genommen werden. Dies ist auch von Hn Dr F. in den allermeisten Fällen geschehen, und sichert ihm den Dank seiner Leser. — Die Schwierigkeit, die sich in dem zweyten Worte der Zeile 140 zeigt, möchte sich wohl auf leichte Weise heben lassen. Man lese statt vbertgenden, wie in der Handschrift stehen soll, vbertragenden. Er was . . . sinen undertanen otmutic, sinen vbertragenden hochmutic. übertragen (so wie sich übertragen) bedeutet 'zu hoch hinaus wollen, sich mehr anmaßen als gebürt' s. Trist. 16148. 7574. Boner. 69,43. Viedersf. I, 275 (ein blinde hâte guotes vil: daz im (? in) elliu siniu zil gar übertruogen an dem muot, daz kam von grözem guot. — Es gibt übrigens auch ein Vollwort ich übertugende, s. A. MGB. Seite 32, DI, an das aber hier nicht zu denken ist. — 3. 1979 ist wohl gertehe zu lesen. — Ungehängt ist ein Verzeichniß der meisten in den Anmerkungen besprochenen Wörter.

S. 347 bis 352 folgen endlich noch Nachträge, die wir der Mittheilung des eben so ge-

lehrten als gefälligen Hn Dr Ferd. Wolf zu verdanken haben. Sie beziehen sich vorzüglich auf Herborts Quelle, d. h. auf die bereits erwähnte Destruction de Troyes von Benoist de Ste More, von der die k. k. Hofbibliothek zu Wien eine Handschrift besitzt.

Aus allem was bisher, dem Plane unserer Anzeigen gemäß, in möglichster Kürze gesagt ist, ergibt sich, daß Hr Dr Frommann nicht ohne innern Beruf an seine Arbeit gegangen ist, und daß sein erstes Auftreten auf dem Gebiete der deutschen Philologie zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Mögen diese bald durch die vollständige critische Ausgabe des trojanischen Krieges von Conrad von Würzburg erfüllt werden, mit welcher er gegenwärtig beschäftigt ist, und die endlich einem lange gefühlten Bedürfnisse abhelfen wird.

B e r l i n.

Bey Veit und Comp. Versuch über die tatarischen Sprachen von Dr Wilhelm Schott. 1836. 81 Seiten in Quart.

Der Name tatarisch, welcher schon lange bey den europäischen Schriftstellern eine weit über seine ursprüngliche Bedeutung hinaus gehende Ausdehnung erhalten hat und, bey Zusammenfassung der unter sich so sehr ähnlichen Sprachen Hochasiens, eine nicht unbrauchbare Gesamtbezeichnung abgab, ist in der hier vorliegenden Schrift in einem noch umfassenderen Gebrauche angewendet, indem der Hr Verf. ihn so wohl als den Namen hochasiatisch auch auf die übrigen mit jenen verwandten Sprachen — die finnische Sprachclassen und das Magyarische — bezieht. Die Aehnlichkeit dieser Sprachen ist im Allgemeinen leicht zu erkennen, so daß sich die Frage nach der Ent-

stehung derselben schnell aufbringt. Abel Reimsat, der zum Erweis einer wahren Verwandtschaft Uebereinstimmung in der Bezeichnung der primären Begriffe forderte, weist, da er diese in den Sprachen, welche er in seinen *Recherches sur les langues tartares* behandelt, nicht zu erkennen glaubte, die Annahme einer Blutverwandtschaft mit Entschiedenheit ab. Hr Schott macht gegen diese Forderung mit Recht eine Menge Beyspiele aus anerkannt blutverwandten Sprachen geltend, wo die nothwendigsten Begriffe durch radical verschiedene Wörter bezeichnet werden. Die Frage selbst sucht er durch Abwägung der dafür oder dawider sprechenden historischen, ethnographischen und philologischen Momente zu erörtern. Sene beiden sind jedoch von höchst geringem und wenig entscheidendem Belange. Sichere Resultate lassen sich fast allein von einer genau in das ganze Detail dieser Sprachen eindringenden Untersuchung abwarten; und der Hr Vf. hat in dieser Beziehung einen für den jetzigen Standpunct der Kenntniß dieser Sprachen sehr dankenswerthen und schätzbaren Beitrag geliefert. In 5 Rubriken, deren erste den Lautwechsel, die zweyte die Wurzeln und Derivata, die dritte die Plural- und Casusbezeichnungen, die vierte die Pronomina, die fünfte die Zahlen behandelt, zeigt er, welche Punkte genau erörtert werden müssen, um über die Verwandtschaft dieser Sprachen im Allgemeinen und das mehr oder minder nahe Zusammengehören der einzelnen zu entscheidenen Resultaten zu gelangen und trägt, so weit es die engen Grenzen eines Versuchs erlaubten, schon selbst nicht wenig zur Bildung eines festeren und wissenschaftlich begründeteren Urtheils über das Verhältniß derselben bey.

S t u t t g a r t.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung. Analecten über Kinderkrankheiten, oder Sammlung auserwählter Abhandlungen über die Krankheiten des kindlichen Alters. Zusammengestellt zum Gebrauche für practische Aerzte. Band I. (Hest 1—4) 1834. B. II. (H. 5—8) 1835. B. III. (H. 9—11) 1836. (diese 3 Bände ohne fortlaufende Seitenzahl) B. IV. (H. 12) 479 S. 1837. 8.

Diese Sammlung enthält 114 kleinere und größere Aufsätze so wohl aus selbständigen Werken als aus Zeitschriften deutscher wie ausländischer Verfasser entnommen, nicht selten durch Anmerkungen des Herausgebers vermehrt. Den 3 ersten Bänden fehlt ein einleitendes Wort, allen vieren das Inhaltsverzeichnis. Vor dem vierten ist eine kurze Vorrede, worin der Herausgeber bemerkt, daß mit dem 12. Hefte diese Sammlung geschlossen sey, daß aber später noch Supplemente erscheinen sollen. Den Schluß des Buches macht ein alphabetisches Register, wodurch der Gebrauch erleichtert wird, indem bey der Auswahl und Aufeinanderfolge der Gegenstände kein bestimmter Plan befolgt worden zu seyn scheint. Von dem ungenannten Herausgeber findet sich im 4. Bande S. 330—359. ein Aufsatz über die Mundklemme der Neugeborenen. Während bey allen Abhandlungen die Quelle, woraus sie genommen, angegeben wurde, vermiffen wir diese bey dem Aufsätze im 1. Bande S. 90. von Menzde über den Scheintod Neugeborner unmittelbar nach der Geburt.

Wer keine Bücher besitzt und zu erfahren wünscht, wie über das Wissenswerthe der Kinderpraxis dieser und jener sich geäußert hat, der wird aus dieser Sammlung reichlichen Stoff zum Nachdenken und Bessermachen schöpfen können.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.
Den 10. May 1838.

G ö t t i n g e n.

Druck und Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung. Demosthenis oratio de Corona, ex recensione Imm. Bekkeri passim mutata. Explicuit Ludolphus Dissenius. 1837. LXXVI u. 459 Seiten in gr. 8.

Seitdem das in Stocken gerathene Studium der attischen Redner in neuerer Zeit durch F. A. Wolf's immer noch sehr brauchbare Bearbeitung der Leptinea neu in Schwang gebracht worden war, rief die von dem großen Mitbegründer der Alterthumswissenschaft auch auf diesem Felde gegebene Anregung zur Nacheiferung in verschiedenen Beziehungen auf. Vor Allem legten die trefflichsten Gelehrten Hand an, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche einem genauen Verständniß der Redner die ungenügende Kenntniß Athenischer Staats- und Gerichtsverfassung und Finanzverwaltung in den Weg legte. Auch dafür hatte Wolf in den Prolegomena zu der Leptinea Erhebliches geleistet. Andere suchten die politischen

Verhältnisse Athens und anderer hellenischen Staaten aufzuhellen zu der Zeit, wo König Philippos und nachher Alexander der hellenischen Freiheit Schlingen legten, Hellas bey innerm Zernwürfniß in eine Reihe von vereinzeltten Kämpfen verwickelten, aus denen die makedonische Taktik und Politik als Siegerin hervor ging und Griechenlands morsche Freiheit völlig brach. Das ist das Feld, auf welchem die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn Böckh's, Meiers und Schömanns, Platners, Winiewski's, Brückner's und anderer trefflichen Forscher den unglaublichen Aufschwung der Alterthumswissenschaft aufs glänzendste bewährt haben.

Inzwischen mangelte für eine auf sicherer Grundlage beruhenden Auslegung der Redner ein fester, gewissenhaft nach den besten Hülfsmitteln fest gestellter Text. Der geniale Reiske hatte trotz der drückenden Verhältnisse, unter welchen auch seine Oratores Attici ans Licht traten, und trotz der Eile, in welcher auch dies Werk des vielseitig thätigen Mannes entstand, für seine Zeit Unglaubliches geleistet, und nur einigermaßen billige Beurtheiler werden über dem Trefflichen die meist zu Tage liegenden Schwächen gern vergessen. Nach untergeordneten Bestrebungen anderer, meist nicht deutscher, Gelehrten war es Imm. Bekker'n vorbehalten, die von Reiske gebrochene Bahn mit Rüstigkeit und Glück zu verfolgen. Ausgestattet namentlich für Demosthenes mit beneidenswerthen handschriftlichen Schätzen, ausgerüstet mit dem bewundernswürdigen kritischen Tact, der dem großen Critiker eigen, war es ihm möglich, eine ganz neue Recension des Textes zu liefern, die für lange Zeit, wenn nicht für immer, der Anknüpfungspunct aller weitem Bestrebungen seyn muß, wie denn auf der von Bekker gelegten Basis durch Theilnahme nam-

hafter Gelehrten unverächtliche Förderung für den Text des Demosthenes und anderer Redner gewonnen ist. Nach Bekkers Ausgabe des Demosthenes, von dem wir hier zunächst reden, sorgte der ehrwürdige Veteran Schäfer für eine zweckmäßige Vereinigung der Anmerkungen sämtlicher früheren Critiker und Erklärer in seinem, trotz des vielen Unerquicklichen, das er enthält, überaus brauchbaren, mit nicht sehr zahlreichen, aber oft goldenen eigenen Bemerkungen ausgestatteten Apparatus Criticus et Exegeticus in Demosthenem.

So ist denn dankbarer Anerkennung werth und gewiß, was für Critik, grammatische, antiquarische und historische Auslegung des größten Redners geleistet worden. Dabey kann aber Niemandem, der mit Demosthenes sich vertraut gemacht hat, entgehen, wie ein wesentliches Element zu allseitigem Verständniß Demosthenischer Größe noch immer vernachlässigt geblieben war: das Verständniß der oratorischen Kunst des Redners, das innerste Wesen seiner allgemein bewunderten, aber nicht in zergliedernder, sinnvoller Betrachtung im Einzelnen erforschten und erkannnten Beredtsamkeit. Dabey war die Erklärung der Gedanken und des Zusammenhanges mehr desultorisch, als ebenmäßig den Gang des Redners begleitend und aufstoßende Dunkelheiten in alle Richtungen aufhellend.

Das war unserm geschiedenen Lehrer und Freunde vergönnt, an der schönsten Rede des größten Redners die hermeneutische Kunst zu entfalten, die wir an seiner Bearbeitung des größten Lyrikers der Griechen, wie des lieblichsten Elegikers der Römer bewundern. Wenige Tage vor dem einhundertjährigen Jubiläum der Universität wurde der Druck beendigt: die Vorrede

ist unterzeichnet: *instantibus sacris saecularibus universitatis.* Es war Dissen's letztes Werk: Tags nach dem Jubiläum, nachdem er seine inigsten Freunde, Fr. Thiersch und F. G. Welcker, auf die er sich so lange gefreut, umarmt und nachdem viele ehemalige Schüler und Freunde ihm ihre fortwährende Liebe und Dankbarkeit bezeugt, ward er abgerufen: hart geprüft im Leben, beneidenswerth um den schönen Tod.

Dissen genügte es durchaus nicht, durch hier und da angebrachte Noten das Verständniß eines alten Schriftstellers im Einzelnen zu erleichtern. Durchdrungen von dem Bewußtseyn der unerreichbaren Meisterschaft der alten Classiker in Inhalt und entsprechender Kunstform, war sein Streben darauf gerichtet, nach Beseitigung der grammatischen und historischen Schwierigkeiten das Einzelne, wie das Ganze als künstlerisch vollendet in seiner organischen Einheit aufzufassen und darzulegen. Man darf Dissen den Begründer wahrhaft künstlerischer Erklärung der Alten nennen, einer Erklärung, die in alle die feinen Gänge des Verstandes und Kunstsinnes der Auctoren mit Schärfe und Geist eindringt und selbst nachdenkt und nachfühlt, was das Gemüth des Verfassers selbst geleitet und bewegt hat, und Andere zu gleicher Auffassung führt. Von dem Einfachsten und Einzelnen ausgehend, es zergliedernd und betrachtend, bemächtigt sich Dissen's Interpretation allmählich der in sich abgeschlossenen Theile, wie sie jedes Kunstwerk als Abschlüsse und Ruhepunkte darbietet: er entwickelt das Verhältniß dieser Theile zu den übrigen Theilen und zum Ganzen und faßt endlich, wie die Hermeneutik soll, das durch diese Erörterung des Einzelnen an sich und im Verhältniß zum Ganzen Gewonnene in seinem Kerne als ein schön gegliedertes, zu einer Einheit strebendes Ganze auf.

Das schienen dem Ref. in Kurzem die Grundzüge der von Dissen geschaffenen und geübten Methode. Und wer mag abredig seyn, daß auf diesem Wege allein eine allseitige, gedeihliche Auslegung der Alten zu Wege zu bringen ist? Das wird Jeder, den die Ausführung dieser Weise nicht überall befriedigt, zugestehen müssen, daß Dissens Verfahren seinem Principe nach das einzig wahre ist. Mag Dissen nicht selten in der Aufspürung der Intention der Schriftsteller zu weit gegangen seyn, mag er mehr aus den Worten gedeutet haben, als der Schriftsteller selbst anerkennen würde, mag die gemüthliche Gedehntheit der Darstellung Manchem unerwünscht seyn: soll einmahl eine umfassende Erklärung eines Schriftstellers gegeben werden, so werden Dissens Grundsätze die Richtschnur des Verfahrens seyn müssen.

Das freylich muß eingeräumt werden, daß nur auf eigentlich classische Schriftsteller, deren Zahl nicht übergroß ist, Dissens Erklärungsmethode mit Nutzen anwendbar ist. Und auch das möchte Ref. nicht unerwähnt lassen, wie es ihm wenig wünschenswerth erscheinen würde, Gelehrte von geringerer Kenntniß des Alterthums, von minder geläutertem Tact und Kunstsinne in ähnlicher Weise thätig zu sehen. Nur der wird mit Glück Dissen nacheifern, der mit gleich warmer Liebe, mit gleich scharfem Blick, mit gleich feiner Auffassung der grammatischen Gesetze der Sprache, mit gleicher Reinheit des Herzens schafft. Das ist so eigenthümlich schön an Dissen, überall das reine Gemüth durchblicken zu sehen, das wir an dem trotz schwerer körperlicher Leiden stätz für alles Schöne und Edle begeisterten und mit begeisterter und begeisternder Liebe wirkenden, bewunderten und liebten. Dissen redet zu Gleich-

gesinnten und nach gleichem Ziele Strebenden: wie an die Stelle gelähmter academischer Wirksamkeit seine der Wissenschaft und ihren Jüngern in größern Kreisen so segensreiche schriftstellerische Thätigkeit getreten ist, so leuchtet in allen Schriften des edeln Mannes — quo non candidior terra tulit — das durch, wie er sich stäts, einem academischen Vortrage gleich, in den Lesern theilnehmende und empfängliche Zuhörer gedacht hat. Wem das Glück geworden ist, Dissens herrliche, den Ankömmling in eine ganz neue Welt von Anschauungen einführende, den hohen Kunstverstand der Alten mit dem ihm eigenen feinen Sinne und durchgebildeten Tact erschließende, auch den Schwankenden mit warmer Liebe zum Alterthume erfüllende Vorlesungen zu hören: der wird sich bey dem Studium seiner Werke lebendig in jene frohe Zeit zurück versetzt fühlen und sich in dankbarer Erinnerung und mit liebevoller Verehrung zurück erinnern an jene schönen Tage, wo Dissen an der Georgia Augusta wirkte in einem Kreise von Schülern, die er mit unwiderstehlicher Kraft zu den Alten führte und sie bestimmte oder befestigte in dem Entschlusse, ihnen das Leben zu weihen.

Das Mäkeln des Einzelnen, woran es ja nicht fehlen wird, Andern anheim stellend, uns freuend der reichlichen Belehrung, die wir und mit uns sicher gar Manche auch diesem Werke Dissens verdanken, berichten wir kürzlich über die Einrichtung und den Inhalt des vorliegenden Buches. Mit der von Dissen besorgten Ausgabe des von Wunderlich veranstalteten Abdrucks dieser Rede steht die vorliegende Bearbeitung in keinerley Verbindung. Der Text ist im Ganzen der Bekkersche: Abweichungen und eine Auswahl der Varianten wird in den dem Texte untergelegten

critischen Noten angeführt und gerechtfertigt. Es war Dissens Sache nicht, die Texte der Schriftsteller einer eigenen durchgreifenden critischen Umgestaltung zu unterwerfen: wie ihm für die Erklärung des Pindar Böckh's Text, für Tibullus der Bachmann'sche als Basis diente, richtete er unverwandt sein Hauptaugenmerk auf die Auslegung selbst. Dabey konnte es natürlich nicht fehlen, daß, wie Critik und Erklärung in unzähligen Fällen innerlichst verkettet sind und sich gegenseitig bedingen, die Dissensche Auslegung auf gar viele critisch misliche Stellen ein neues Licht warf, zumahl wo rhetorische und ästhetische, aus dem innersten Durchdringen hergenommene oder auf feiner grammatischer Kunde beruhende Gründe die Entscheidung für eine Lesart bestimmen müssen. So ist denn auch im Demosthenes von Bekkern nicht selten abgewichen. Schade ist es freylich, daß es Dissen nicht gefallen hat, den critischen Apparat, wie er in Bekkers und Reiskes Ausgaben — denn um die Reiskeschen Schätze, zum Theil der besten Art, hat Bekker sich leider nicht gekümmert — zerstreut liegt, in lichtvoller Anordnung dem Texte unterzulegen, wie Meier es gethan hat in seiner immer noch auf Fortsetzung warten lassenden Ausgabe der Midiana.

Auf den Text folgt getrennt der sehr umfassende Commentar, der mit gleicher Sorgfalt das Sprachliche wie Sachliche, dieses meist nach Böckh's und Winiewski's Forschungen, erörtert, und überall auf Zusammenhang, Färbung der Rede, Tendenz des Redners, Gliederung und rhetorische Zwecke achtet. Wie nun die Uebersetzungen von Pindarischer Kunst und der des Tibullus in den betreffenden Einleitungen ihre zusammenhängende Entwicklung und Rechtfertigung fanden, so ist der Erklärung des Demosthe-

nes von p. V — LXXVI. eine Auseinandersetzung vorher geschickt: De structura periodorum oratoria, deren Gang wir im Wesentlichsten verfolgen wollen.

Die oratorische Periode, neben welcher die alten Rhetoren die historische und dialogische aufzuführen, ist die nach den strengsten Regeln durchgebildete. Die Verschiedenheit in den Gliedern einer Periode, auf die es dabey besonders ankommt, wird bestimmt durch die Hauptgedanken und die dienenden, entwickelnden, motivierenden Gedanken. In der kunstreichen Verknüpfung beider Arten zu einem wohlgerundeten Ganzen zeigt sich die Hauptkunst des Redners. Die dienenden Gedanken ordnen sich gleichermaßen wieder einander unter.

Die Disposition der oratorischen Periode folgt dem höchsten Gesetze: Voran muß treten, was geringere rhetorische Kraft hat; nach steht, was größere rhetorische Kraft hat. Fordern daher z. B. die Verba dicendi, sciendi, ostendendi oder das Glied, in dem sie stehen, den größeren Nachdruck, so treten sie an den Schluß der Periode: im entgegen gesetzten Falle treten sie an die Spitze. Nicht anders ist es bey den Perioden, deren Glieder durch Demonstrativ- und Relativconstruction gebildet werden.

Ein anderes Hauptgesetz wird p. XVIII. aufgestellt und begründet, daß nämlich genauere, bezeichnendere Entwicklungen und Begründungen des Hauptgedankens diesem nachgesetzt werden, um die Aufmerksamkeit bis an den Schluß der Periode gespannt zu erhalten.

Zerfällt drittens die Periode in coordinierte Glieder, so bestimmt freylich meistens die natürliche Ordnung der Dinge die Stellung, wie z. B. bey Erwähnung von Factis die Zeitfolge zu

entscheiden pflegt. Wie aber auch hier die rhetorische Kraft die Stellung bedingt, wird vornehmlich am §. 44. vorliegender Rede dargethan. Auf ähnlicher Grundlage beruht die Stellung der Glieder in Gegensätzen.

Nächst dem bestimmt Dissen p. XXIV. den Begriff der Periode selbst mit Aristoteles dahin: Periodenformen sind solche Redeformen, wodurch eine Begränzung hervor gebracht und in denen ein Ganzes ausgesagt wird. Die Grundform der Periode ist die Zwey- oder Dreytheilung. Hierbei wird treffend der im Ganzen charakteristische Unterschied der älteren Periodenbildung, wie sie sich im Thukydides zeigt, und die spätere, dem Inhalte und der Gesinnung der Zeit angemessene, wie wir sie im Demosthenes finden, nachgewiesen. Während dort der Schwerepunkt der Periode an die Spitze tritt und von ihm aus das Uebrige sich entwickelt, so spart Demosthenes die Hauptsentenz für den Schluß der Periode, wodurch eine raschere Beweglichkeit und die dem Redner nöthige Spannung erzielt wurde. Durch den Wechsel in der Periodenbildung wird ermüdende Einförmigkeit gemieden: Isokrates Hauptfehler ist der Mangel an dieser Abwechslung, wie p. XXXIV. deutlich gemacht wird. Bis p. LXVII. werden dann die verschiedenen Arten der Periodenbildung durchgegangen, ihr Eindruck geschildert und durch reichliche meist aus Demosthenes entlehnte Muster belegt. Dann wird die große Kunst des Demosthenes beleuchtet, wie sie sich in der übersichtlichen Gliederung größerer, kunstvoll verschlungener Periodenmassen zeigt. Zum Schlusse konnte Dissen nichts Zweckmäßigeres thun, als, um den wahren Character der oratorischen Periode zu klarem Bewußtseyn zu bringen, die laxer Weise Platonischer Sagbildung zur Vergleichung zu ziehen.

So haben wir denn einen zeitgemäßen Anfang, wie auch die antike Rhetorik mit Nutzen neu begründet und aufgebaut werden mag. Bey ferneren Studien auf diesem Gebiete, das ja nicht länger brach liegen wird, wird es am gerathensten seyn, überall anzuknüpfen an die Urtheile und Lehren der trefflichsten Nationalrhetoren, die zum Theil mit überaus feinem Tacte ausgestattet sind. Freylich ist auch in den alten Rhetoren mit der Zeit die Kennerchaft eines Dionysios und Longinos erstorben: in Walz's mit großer Aufopferung zu Ende gebrachtem Werke ist des Trostlosen, Wässerigen, Spitzfindigen und Kleinlichen Ueberschwang. Aber auch des lautern Goldes Menge: um so schöner die Aufgabe, das Genießbare in systematischer Anordnung von Neuem ins Leben zu rufen, und für das Verständniß der Redner zu verwenden.

F. W. S.

Lüneburg.

Bey Herold u. Wahlstab, 1837. Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg für Schule und Haus von Wilhelm Havemann, Lehrer am Kön. Pädag. zu Ilfeld. Erster Band, XXVI u. 427 Seiten in 8.

Eine aus den Quellen geschöpfte, den Stoff, welchen sie gewähren, in seinen individuellen Zügen darstellende Geschichte der Lande, welche jetzt von den beiden welfischen Häusern zu Braunschweig und Hannover beherrscht werden, war ein um so fühlbareres Bedürfniß 'für Schule und Haus', je mehr der geschichtliche Unterricht auf den Gymnasien und höhern Bürgerschulen zweckmäßig erweitert, zugleich aber auch die große

Wirkung richtig erwogen ward, welche die genauere Kenntniß vaterländischer Vorzeit unter der ganzen gebildeten und bildungsfähigen Bevölkerung eines Landes hervor bringen muß. Was wir bisher in diesem Fache besaßen, waren entweder Monographien, und als solche, bey allem anerkannten Werthe, doch nicht Ersatz für eine vollständige Geschichtserzählung; oder es waren in hohem Grade mangelhafte Werke, besonders wegen geringer Quellenkunde ihrer Verfasser, welche die Lücken ihrer Kenntniß zum Theil mit allgemeinem Darstellungen, ohne besondere Physiognomie der welfischen Lande, oder auch mit Schilderungen ausfüllten, die mehr den Eigenthümlichkeiten späterer Zeit und anderer Gegenden angehörig zu seyn scheinen. Allerdings mag die Schwierigkeit der Erforschung und Sichtung des Stoffes der Provinzialgeschichten Deutschlands hoch genug angeschlagen werden! Ihre Quellen sind schwerer aufzufinden und zum Theil weniger zugänglich, als die der Reichsgeschichte; dazu getrübt, lückenhafter und gewöhnlichen Vorkenntnissen unverständlicher.

Es ist daher erwünscht, daß die Befriedigung eines solchen Bedürfnisses in die bereits geübte Hand des Verfs gefallen ist. Er hat in dem vorliegenden Buche 'versucht, die Geschichte der braunschweig-lüneburgischen Lande auf eine den Ansprüchen der höher gebildeten Schuljugend und den Forderungen der Zeit genügende Weise zusammen zu stellen; zugleich aber auch dem größern Publicum Unterhaltung und Belehrung darzubieten'. Wer, wie der Verf., sich der Erfordernisse hierzu und der Abwege, auf welche man dabey zu gerathen Gefahr läuft, deutlich bewußt ist; wer daneben die Kenntniß der Quellen aus

eigener Forschung so vollständig und weit mehr, als irgend ein Vorgänger, besitzt, sie mit dem wahren Begriffe lebendiger, treuester Geschichte, nicht minder mit der Gabe der frischen Darstellung in solchem Grade verbindet, — von dem konnte man sich ein Werk, wie das vorliegende, versprechen, das frühere und gleichzeitige Versuche ohne Vergleich hinter sich läßt. Wäre diese Arbeit statt eines Buches ein großes Gemählde, mit Farben ausgeführt, vor den beschauenden Blick des Publicums gestellt: so brauchte man die Jugend wie das Alter, Ungelehrte und Gelehrte, nur davor zu führen, um der allgemeinsten Wirkung gewiß zu seyn. Die Wahrheit der Zeichnung, die Treue der Gruppierung, die Frische der Farben, müßten den Beschauenden sofort überzeugen und befriedigen. Ist solcher wohlverdienter Beyfall als unvermitteltes Erzeugniß der Anschauung dem Schriftsteller nun zwar nicht vergönnt, da er in einem andern Stoffe arbeitet: so ist doch darum der Werth der Arbeit nicht geringer, und ein gleich verbreiteter Beyfall kann nach Ueberzeugung des Ref. nicht ausbleiben.

Dieser Band befaßt die Geschichte der braunschweig-lüneburgischen Lande von Karl dem Großen bis zum Erlöschen der grubenhagenschen Linie 1596 in fünf Abschnitten: 1) von der ältesten Zeit bis zur Uebertragung des Herzogsamtes in Sachsen an das Haus der Welfen, 2) von da bis zur Errichtung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg, 3) bis zur Erbtheilung zwischen den Söhnen Magnus des Zwenten, 4) von der Theilung unter den Herzogen Bernhard und Heinrich bis zur Beendigung der hildesheimischen Stiftsfehde, und 5) von da bis zum Ausgange der grubenhagenschen Linie. Jeder Abschnitt ist,

der bessern Uebersicht wegen, in einige Kapitel getheilt.

Wenn man nun zunächst die Quellenmäßigkeit dieses Handbuchs ins Auge faßt: so zeigt sich sofort (und nicht bloß durch die ziemlich zahlreichen Citate, welche der Verf. leicht noch hätte vermehren können), daß der Erzähler allenthalben aus den Quellen selbst geschöpft hat. Hierbei muß man ihm für den Inhalt der Noten so wohl als für die verhältnißmäßige Sparsamkeit und Zurückhaltung, mit der aus seinem reichen Vorrathe der Verfasser nur das Anziehendste, für seinen Zweck auswählend, in ihnen berührt hat, Anerkennung zollen. Es ist darin eine ungefähre Uebersicht der wichtigsten Quellen selbst, und manche einzelne Erörterung von großem Interesse mitgetheilt; besonders auch manche bezeichnende Stelle aus den Chroniken und alten Gedichten, deren alterthümlicher Rost zugleich Zeuge der treffenden Ort- und Zeitfarbe wird. Außer Koch, Selchow und Pseffinger hat sich der Verf. mit Recht durch kein anderes Handbuch leiten lassen können. Werthvolle Monographien sind gewissenhaft benutzt, Böttiger's Heinrich der Löwe, Algermann's Herzog Julius u. a. m. — Es kommt jedoch nicht bloß darauf an, daß man die Quellen gelesen, — obwohl dies schon sehr viel auf den Erzähler einwirkt; sondern wie man sie gelesen hat. Es bekundet aber jede Seite dieses Buchs, wie gründlich, umsichtig und critisch der Verf. seine Quellen durchforscht hat.

Seine Auffassung, Anordnung und Darstellung sind der echten Historik gemäß. Hier ist keine Spur der verderblichen Tendenzen = Sucht,

welche das reine Bild des Vergangenen triegerisch lasirt und übernebelt; keine Unterschlebung gesuchter epischer Pläne an die Stelle des Thatsächlichen, aus welchem sich der Geist der Zeit von selber ausspricht, und ohne daß ihm moderne Deuteley vorgreift. Ref. kann hierbey nicht unterlassen, an den auch in neuester Zeit von dünnkelhafter Beschränktheit so sehr verkannten, unschätzbaren Spittler zu erinnern. Man hat seine kurzen Andeutungen und Fragen, seine Fingerzeige und Spur-Nachweisungen, seine feinen unvorgreiflichen Urtheile, oft mit dem Namen 'Räthsel-Aufgaben' getadelt. Je weiter und tiefer man auf dem Felde der Geschichte vordringt, desto mehr muß man anerkennen, daß in dieser kurzen Andeutungsart die Meisterschaft des bescheidensten Kenners sich am reinsten manifestiert. Selbst die wohlbegründetste Ueberzeugung, so lange sie noch etwas Subjectives an sich trägt, nicht für das Objective in That, Ursachen und Folgen zu geben, nirgends ein Nachlallen und blindes Behaupten dictieren zu wollen, — das zeigt den Forscher, dem historische Wahrheit über Alles geht! — Aus der Schule solcher Historik nun scheint auch der Verf. hervorgegangen. Daher wir bey ihm dieselbe Behutsamkeit und Reinheit der Erzählung und des Urtheils finden. — Sein Stil ist zeichnend, mit einfacher Würde, deutsch und kräftig, gewandt und körnig. Ref. versagt sich, Proben herzusetzen. Aber jedes Kapitel ist Beleg. (Man vergl. z. B. die ganz einfache Erzählung, wie Heinrich der Jüngere durch des Enkels Anblick dem Herzoge Julius versöhnt worden. S. 389. 390.

Es ist hier nicht der Ort, ins Einzelne zahlloser Berichtigungen der Thatsachen und der ur-

sachlichen Verkettungen einzugehen, welche der Verfasser geliefert hat. Ref. benützt den Raum noch, auf die vier Kapitel besonders aufmerksam zu machen, welche ihm bey weitem die anziehendsten im Buche gewesen sind, je am Ende der Abschnitte 2 bis 5 bezeichnet: Uebersicht der innern Verhältnisse.

Am Schlusse des zweyten Abschnitts zeichnet der Verf. in einer solchen Uebersicht den Zustand im Innern des Landes, die Ständeverschiedenheiten, das Lehenwesen, die Geistlichkeit, besonders die Hildesheimische, unter der sich Bernward (Graf von der Sommerschenburg, der Erzieher Ottos III., der Vertraute Heinrichs II.) als Bischof schon am Ende des zehnten und zu Anfang des elften Jahrhunderts auszeichnet; den Herrenstand, die Pfalzen und die Städte. — Breiter und mannigfaltiger wird das Bild der innern Zustände schon am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts. Wie die Kirche noch immer an äußerer Macht stieg, dann aber die 'Pfaffheit' bald, der Strenge vergessend, durch heimliche Lüste sich wegen der gelobten Entsagung zu entschädigen suchte, wogegen Erscheinungen, wie die der Flagellanten nur als vorüber gehende Ausnahme angesehen werden dürfen; wie der Herrenstand aus gemeinem Faustrecht sich nicht empor heben konnte, von sittlichen Hülfen außer der Kirche fast verlassen, von der heiligen Behme wenig eingeschüchtert; wie die Städte sich kräftig hoben und zuerst den Begriff eines rechtlichen Zustandes verwirklichten, Handel und Gewerbe dort seinen Stützpunkt, die Ueppigkeit aber auch eine ihrer Hauptquellen fand; das Ansehen städtischer Gemeinden auch selbst zu Verfassungs-

verträgen mit dem Landesherrn führte (Lüneburger Sate von 1392); — dies Alles ist vom Verfasser sehr anziehend erzählt und nachgewiesen. — Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts deuten die innern Verhältnisse dieser Lande schon auf die Folgezeit. Die Eigenthümlichkeiten im Staats- und Bürgerleben, welche das Mittelalter sah, starben allmählich ab. Die Revolution der Kirche hemmte und störte den Gang harmonischer Bildung der Deutschen, so viel Herrliches sie auch zum Ersatz anbot; die Sitten der Fürsten hatten sich mit ihren Rechten verwandelt; Alles litt unter einer engherzig-nüchternen Richtung; die Kirche schwankte einer noch ungewissen Neugestaltung entgegen, welche ihr endlich weit mehr von Außen als von Innen gegeben ward; die Umschiffung Afrikas und die Entdeckung Amerikas verlegten des Handels Weg und verringerten Thätigkeit und Reichthum des deutschen Gewerbes. Der Adel wird in Erscheinung und Stellung ein anderer; die Landsknechte werden mächtig. So geht es den Tagen entgegen, in denen der 30jährige Krieg herein brechen sollte.

Angehängt sind die Geschlechts tafeln der Ludolfinger, der Billungen und der Welfen.

Da dies Werk als Handbuch dem Lehrer bey dem Unterrichte dienen soll, so verspricht der Verfasser noch einen Leitfaden zu liefern, welcher den Schülern in die Hände gegeben werden kann.

W. M.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. May 1838.

H a m b u r g.

Carsten Niebuhr's Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern. Dritter Band. Mit Niebuhr's astronomischen Beobachtungen, und einigen kleinern Abhandlungen herausgegeben von J. H. Gloyer und J. Olshausen. 1837. 4. XX und 238 Seiten, Anhang 168 S. mit XIII Kupfertafeln und dem Bildniß von Niebuhr (bey Fr. Verthes).

Wir haben das Vergnügen, hier eine eben so seltene als erwünschte Erscheinung anzukündigen. Es sind bereits 60 Jahre verflossen, seitdem der zweyte Theil der Niebuhr'schen Reisebeschreibung erschien; den noch rückständigen dritten Theil wollte der Verfasser heraus geben, ward aber durch mehrere Ursachen, wohin wohl zuerst der Selbstverlag, dann aber der Verlust der Kupfertafeln durch den Schloßbrand in Copenhagen 1795 gehört, daran verhindert. Was aber der Verf. selber nicht vermochte, ward durch die vereinte.

Bemühung seiner Familie und der auf dem Titel genannten Freunde in Verbindung mit dem Verleger, der sich hierdurch ein neues Verdienst um die Wissenschaft erworben hat, ausgeführt. Der Band enthält aber außer der Reisebeschreibung einen höchst wichtigen Anhang, der fast die Hälfte desselben anfüllt, indem er zuerst die astronomischen Beobachtungen des Verfassers, und demnächst noch mehrere Abhandlungen liefert, die zum Theil schon in Zeitschriften eingerückt waren, worauf wir unten zurück kommen werden.

Um Niebuhr als Reisebeschreiber gehörig zu würdigen, muß man nothwendig einige Blicke auf seine Jugendbildung werfen, wozu seine schon im Jahre 1817 von seinem Sohne gelieferte Biographie die Quelle ist. Geboren im J. 1733 auf einem freyen Bauerngute im Lande Hadeln, genoß er als Knabe keine gelehrte Erziehung; denn selbst der Unterricht auf der Schule zu Diterndorf und Altenbruch kann dafür nicht gerechnet werden. Aber die durch einen Rechtsstreit nöthig gewordene Vermessung eines Bauerhofes, wozu man einen Landmesser von auswärts verschreiben mußte, da man im ganzen Lande Hadeln keinen fand, war es, was in ihm den Sinn für practische Geometrie weckte, in der er nachmahls so viel leisten sollte. Um darin Unterricht zu erhalten, wandte er sich zuerst in seinem 22. Jahre nach Bremen, und da er ihn hier nicht fand, nach Hamburg, im Sommer 1755, um Mathematik und etwas Schulstudien, besonders Latein zu erlernen. Hier kam er zwar in die Bekanntschaft mit Büsch, mit dem er auch eine dauernde Freundschaft anknüpfte, fand aber doch für den Unterricht keine hinreichende Befriedigung. So faßte er den Entschluß, nach Göttingen zu

gehen, wo er zu Ostern 1757 anlangte. Hier fand er den Lehrer den er suchte in dem ersten Mathematiker und Astronomen seiner Zeit, dem großen Tobias Mayer, von dem Lichtenberg sagte, er wisse selber nicht, daß er so viel wisse. Er schloß sich an diesen an, und widmete sich nun ein Jahr lang seinen Lieblingsstudien, als in Dänemark bey dem dirigierenden Minister, Grafen Bernstorff, das Project zur Reise kam, das Michaelis veranlaßt hatte, eine gelehrte Reise nach dem Orient, besonders Arabien machen zu lassen, welche zunächst zu der Exegese des alten Testaments dienen sollte, das aber von dem Minister dahin erweitert wurde, daß nicht ein einzelner Reisender, sondern eine Gesellschaft von Gelehrten dahin gesandt werden sollte. Die Auswahl ward Michaelis überlassen, der in der Auswahl der übrigen, Forskal ausgenommen, nichts weniger als glücklich war, aber für das Fach der Mathematik und Astronomie auf Kästner's Empfehlung Niebuhr vorschlug, der das Anerbieten annahm; jedoch mit der Bedingung, daß er sich noch ein Jahr lang in Göttingen aufhalten dürfe, um sich gehörig vorzubereiten. Dies ward ihm bewilligt, und so wurde er nun ganz der Schüler von Mayer, besonders in der practischen Mathematik, und dem Gebrauche von Instrumenten. Mayer hatte dabey noch den persönlichen Zweck, seine Methode der Längenbestimmungen durch seine Mondstafeln zu bestätigen. Die Gesellschaft, fünf Personen stark, von denen aber Niebuhr allein sein Vaterland wiedersehen sollte, trat im Januar 1761 ihre Reise von Copenhagen zu Schiffe an, und ging über Constantinopel nach Alexandrien und Suez, und von da nach Arabien, dem Hauptziele ihrer Reise, von da aber, da nur Niebuhr allein noch übrig

war, nach Bombay in Ostindien, um zur See zurück zu kehren, welches aber Niebuhr glücklicher Weise veränderte, um zu Lande über Persien und Syrien zurück zu gehen, wovon die beiden ersten Theile die Erzählung bis zu seiner Ankunft in Haleb am 6. Junius 1766; der dritte aber die der weitern Rückreise über Constantino-
pel enthalten.

Dieser dritte Band beginnt also mit seinem Aufenthalte in Haleb. Wir erhalten zuerst eine Beschreibung von dieser Stadt und ihrem damahligen Zustande, der freylich durch Kriege und Erdbeben sich seitdem sehr verschlimmert hat, nebst der umliegenden Gegend, so wie von ihrem Handel, der durch Caravanen, durch Hülfe der Beduinen, welche dazu die Camele liefern, getrieben wird. Diese Gelegenheit benutzte Niebuhr um den Lesern eine genaue Kenntniß dieses Handels, besonders durch die große syrische Wüste, durch eine Beschreibung zu geben, die eben so zuverlässig als anschaulich ist. Niebuhr hatte zu Haleb einen angenehmen Aufenthalt durch die Bekanntschaft mehrerer europäischen Handelshäuser, die er hier so wie andermwärts dankbar erwähnt, ohne sie je zu compromittieren. Von Haleb wurden Abstecher nach Antiochien und nach Cyprus gemacht, in der Hoffnung, dort bey dem alten Citium wichtige Inschriften zu finden, die sich jedoch nicht bestätigte. Wichtiger war die Reise nach Palästina, und besonders Jerusalem. Die Stadt und die Umgegend mit ihren Denkmählern werden genau beschrieben, und darauf die Rückreise nach Haleb, über Sor und Seyde (Ty-
rus und Sidon) nach dem so wichtigen Damas-
cus. Wie überhaupt die Völkerkunde stäts in dem Kreise der Beobachtungen von Niebuhr lag, so ward auch diese Reise dazu benützt, von den

Bewohnern des Libanons, Drusen und Maroniten, Nachricht mitzutheilen. Von Damascus werden so viele Berichte gegeben, als ein nur kurzer Aufenthalt daselbst gestattet. Von Haleb ging nach einem zweyten Aufenthalte daselbst die Reise durch einen Theil von Vorderasien nach Koniah (Iconium). In einem eigenen Abschnitte wird die Entfernung verschiedener Derter in Natolien angegeben, ein bedeutender Beytrag zu der Geographie des damahls in seinem Innern wenig bekannten Landes. Von Koniah ward die Reise nach Constantinopel über Brussa fortgesetzt, wo ein zweyter Aufenthalt jezt gemacht wurde. Die Rückreise von dort ging nicht ohne große Beschwerden durch die Bulgarey, Moldau und Wallachey nach Polen, und dann durch Deutschland nach Copenhagen, wo Niebuhr nach fast siebenjähriger Abwesenheit am 20. November 1768 anlangte.

Die allgemeine Stimme, nicht bloß des Inlandes, sondern auch des Auslandes, hat Niebuhr einen der ersten Plätze unter den neueren Reisenden zugesichert; es kann nicht überflüssig scheinen, es etwas genauer anzugeben, wodurch er diesen verdient. Schon das, was wir oben über seine Jugendbildung gesagt haben, kann schon zeigen, daß er nicht zu den großen Gelehrten gerechnet werden kann, wie er sich auch selbst nicht dazu rechnete. Aber er besaß gerade diejenigen Kenntnisse, und was nicht weniger wichtig war, diejenigen Eigenschaften in einem ganz ausgezeichneten Grade, welche für seine Bestimmung erforderlich waren. Seine Sprachkenntnisse erwarb er sich größtentheils erst auf seiner Reise; er muß aber eine große Leichtigkeit in der Erlernung von Sprachen besessen haben, wie nicht nur seine Fertigkeit im Arabischen, sondern auch in den

neueren Sprachen zeigt. Unter seinen wissenschaftlichen Kenntnissen standen ohne Zweifel die der practischen Mathematik oben an, die ihn nicht nur in den Stand setzte, die Lage der Dertter, wo er sich aufhielt, mathematisch zu bestimmen, sondern auch die Grundrisse derselben zu entwerfen. In der practischen Astronomie war er leicht der würdigste Schüler von Job. Mayer, wie seine Karten, besonders die des arabischen und persischen Meerbusens schon lange vor der Erscheinung dieses dritten Bandes es zeigten. Hätte nicht ein unglückliches Schicksal seinen großen Lehrer schon vor seiner Rückkehr abgerufen, so würde dieser selbst als sein größter Lobredner durch die Berechnung seiner Längenbestimmungen dies gezeigt haben. Seine Geschicklichkeit im Zeichnen, und die Treue seiner Abbildungen haben die Monumente von Persepolis, und so vieler andern längst bezeugt, und seiner Reisebeschreibung, wie der von Arabien, einen so ausgezeichneten Werth verschafft. Seine naturhistorischen Kenntnisse umfaßten nicht alle Zweige der Naturwissenschaften, sollten es aber auch nicht, da für einzelne derselben eigene Reisende bestimmt waren. Was er aber nach dem Tode derselben, besonders nach dem Tode von Forskal, darin geleistet hat, gereicht zu seinem unsterblichen Ruhme.

Aber, wie wir bereits oben bemerkten, noch weit mehr als seine Kenntnisse waren es seine Eigenschaften, des Körpers wie des Geistes, die ihn in den Stand setzten, seine Bestimmung als Reisebeschreiber in einem so hohen Grade zu erfüllen. Seine Gesundheit war zwar wiederholt durch Krankheiten unterbrochen, aber sie war doch stark genug, ihn die Mühseligkeiten der Reise ertragen zu machen. Sein Muth war nicht so wohl der eines Helden als eines gesetzten Man-

nes, der auch Gefahren ihn nicht scheuen machte. Sein Aeußeres war nicht gerade imponierend, aber in einem hohen Grade muß sein Umgang angenehm und Zutrauen erweckend gewesen seyn, und eben dies setzte ihn in den Stand, Erkundigungen einzuziehen, woran sein Werk so reich ist. Als die ausgezeichnetste seiner Eigenschaften glänzt seine fast unglaubliche Thätigkeit. Auch die größten Anstrengungen der Reise konnten ihn nicht abhalten astronomische Beobachtungen anzustellen, Zeichnungen zu machen und Grundrisse aufzunehmen. In seinen Geisteskräften herrschte das richtige Verhältniß. Die Einbildungskraft blieb glücklicherweise dem Verstande untergeordnet, und bewahrte ihn vor glänzenden aber unwahren Schilderungen. Ein immer reger Beobachtungsg Geist war ihm zu Theil geworden, der zwar überhaupt auf die ihn umgebende Natur, so weit sie in seinem Gesichtskreise lag, aber vor allem auf alles Menschliche gerichtet war, wodurch die Völkerkunde so reiche Aufschlüsse erhielt. Aus jenem richtigen Verhältnisse seiner Geistesfähigkeiten, in Verbindung mit seinem Character, ging jene Wahrheitsliebe hervor, welche seinen Werken eine seltene Autorität verschafft hat, deren sich wenige andere Reisende rühmen können. Er wollte durch seine Berichte und Beschreibungen nicht glänzen; er schrieb so wenig um zu unterhalten, als irgend ein wissenschaftliches System herrschend zu machen, oder auch um irgend eine Hypothese, von welcher Art sie auch seyn mochte, aufzustellen oder zu beweisen. Er wollte nur sagen, was er gesehen und erfahren und wie er es gesehen und erfahren hatte. Daher die große Einfachheit seiner Erzählungen, die ihn selbst oft zweifelhaft machte, ob er mit Erfolg Schriftsteller seyn könnte.

Nun sollten wir noch von der zweyten Hälfte des Theils, der in wissenschaftlicher Rücksicht so wichtig ist, eine Anzeige geben; aber die Natur der Gegenstände, die mathematische Beobachtungen liefern, erlauben uns nur, hier das Allgemeine anzugeben. Es folgen hier nämlich die astronomischen Beobachtungen zu Ortsbestimmungen, wobey wir nur zu bemerken haben, daß die Längenbestimmungen, welche von v. Zach und Bürg berechnet, einen so glänzenden Beweis von der Richtigkeit seiner Beobachtungen gegeben haben, nur bis Bombay gehen, wo er die Nachricht von dem Tode Tobias Mayer's erhielt, der sie hatte berechnen sollen, und also von der Rückreise nur Breitenbestimmungen angegeben werden. Auf diese folgen einige schon früher in Zeitschriften abgedruckte Aufsätze, wie über Persopolis, über den Aufenthalt und die Religion der Johannesjünger, über die Lage des Tempels zu Jerusalem in Ansehung der Gefahr bey Gewittern; über die Bestimmung der Dertter, deren Xenophon in seinem Feldzuge des Cyrus erwähnt, und Nachrichten über Aethyrien, im Morgenlande gesammelt.

Ausgestattet ist der Band mit XIII Tafeln, Grundrisse und Karten enthaltend, und auf dem Titelblatte mit dem Bildnisse des Verfassers in seinem 76. Lebensjahre.

Ehe wir aber diese Anzeige schließen, haben wir noch einen Dank abzustatten, den gewiß jeder Freund der Wissenschaft mit uns theilen wird. Er betrifft den Verleger Friedrich Verthes, der auch hier einen neuen Beweis zu so vielen anderen gegeben hat, daß es nicht die Liebe zum Gewinn, die hier schwerlich ihre Rechnung finden konnte, sondern das edle Streben, der Wissenschaft zu nützen, gewesen ist, welches es möglich gemacht

hat, dieses ruhmvolle Denkmahl deutschen Fleißes und Geistes der Dunkelheit zu entreißen, in der es ohne ihn wahrscheinlich geblieben seyn würde.
 In.

P r a g.

Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer, von Dr. M. K. von Jätchenstein, Landsadv. und Budweiser bischöfl. Consistorialrath u. s. w. (Mit 35 Steintafeln).

Ein großer Theil der Nachgrabungen in heidnischen Gräbern, von denen diese Schrift Kunde gibt, wurde von dem Verf. selbst unternommen und geleitet. Allerdings wird beyläufig auch kurze Nachricht von einigen alten Burgen gegeben, deren erste Entstehung die Sage noch ins Heidenthum Böhmens zurück legt; indessen die Hauptsache blieb dem Verf. das Ergebnis der Grabhügel und Begräbnißplätze; und in sofern verspricht der Titel der Schrift wohl etwas zu viel, als man darnach einen umfassenden Ubriss von Böhmens Alterthümern aller Art erwarten dürfte. Nach einer kurzen Uebersicht der Literatur der Nachgrabungen in Böhmen und benachbarten slavischen Ländern, wird das Ergebnis der in Böhmen an mehr als hundert verschiedenen Orten statt gefundenen Nachforschungen beschrieben. Daß indessen durch dieses Ergebnis der Gesichtskreis über diesen Theil der germanischen Alterthumskunde bedeutend erweitert werde, läßt sich schwerlich behaupten. Was an Urnen, Urnenscherben, Thierknochen, Nadeln, bearbeiteten Steinen, beinernen Instrumenten zc. gefunden wurde, ist unbedeutender, als was in den mehrsten andern Gegenden Deutschlands entdeckt worden ist. Der Verf. verkennt dies selbst nicht in seinen Schlußbemerkungen, wo er die einzelnen Erscheinungen zusammen faßt. Nur so viel

stellt sich auch bey dieser Gelegenheit, immer klarer hervor, daß ein sichtbarer Unterschied in der Art der Leichenbestattung zwischen germanischen und slavischen Stämmen schwerlich nachzuweisen stehen wird. Der Verf. bemerkt mit Recht, daß kein Grund zu der Voraussetzung vorhanden sey, als gehörten die von ihm eröffneten Gräber zufällig alle einem voroslavischen, germanischen Volksstamme an; wie er denn überhaupt bezweifelt, daß ein solcher Unterschied zwischen den ersten Bewohnern Böhmens mit historischem Grunde anzunehmen sey. Allein unter allen hier beschriebenen oder bildlich mitgetheilten Grabalterthümern, ist Nichts, was sich nicht in ganz gleicher Weise in unbestritten germanischen Gräbern eben so fände. Selbst die Annahme Einiger, daß die slavischen Völker Deutschlands ihre Todten nicht verbrannt hätten, findet hier eine abermahlige Widerlegung; es wurden sogar, ganz wie in germanischen Begräbnißhügeln, auch hier einzelne Skelette gleichzeitig zwischen Aschentöpfen gefunden. Auch Gestalt und Verzierung der Töpfe haben keine besondere Eigenthümlichkeit, obgleich hier eine größere Ausbildung der Technik sich nicht verkennen läßt. Sollte unter so vielen ähnlichen Umständen die Ausmittelung eines bestimmten Unterschiedes noch von Wichtigkeit seyn, so dürfte er wohl nur in dieser Technik der irdenen Gefäße zu suchen seyn. Es scheint nicht, daß der Verf. die in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Entdeckung unsers Hofr. Hausmann gekannt hat, der zuerst darauf aufmerksam machte, und nachgewiesen hat, daß, so wie die etruskischen Gemälde auf den Vasen mit einer Auflösung von schlackigem Bergpech in Bergnaphtha aufgesetzt und zum Theil auch die Gefäße selbst durch und durch damit getränkt sind, so auch ein großer Theil der altdeutschen s. g. Aschenkrüge mit Hülfe einer

ähnlichen Substanz gefertigt worden sind, wie dies auf dem Bruch der Scherben deutlich wahrzunehmen (Gött. gel. Anz. 1820. St. 134. S. 1329). Die aus slavischen Gräbern genommenen Töpferwaaren zeigen dieses Verfahren in der Zubereitung nicht; der Thon ist tüchtiger durcharbeitet, das Gefäß dünner und besser gebrannt. So beschreibt auch der Verf. die Mehrzahl der bey ihm ausgegrabenen Geschirre. Indessen erwähnt er auch Ausnahmen von gröberer Arbeit, wobey die Masse mit Quarzkörnern durchknetet schien. Dies ist gerade häufig bey den oben gedachten, mit Erdpech getränkten germanischen Aschenkrügen der Fall. Da jedoch nicht sehr wahrscheinlich ist, daß die slavischen Töpfer denen der germanischen Stämme zu allen Zeiten in dieser Kunst voraus gewesen, indem sonst ihre besseren Topfgeschirre wohl auf dem Wege des Handels zu den benachbarten Germanen, und so auch in deren Gräber gelangt wären: so darf man wohl annehmen, daß die bessere Töpferkunst, von welcher wir die Spuren in slavischen Gräbern erblicken, in den spätern Jahrhunderten, denen diese Gräber im Gegensatz zu den germanischen angehören können, über ganz Deutschland dalmahls eben so allgemein war, als früher das erkünstelte Brennen der Töpferwaare durch Beymischung von Erdpech u. dergl. Und so würde denn auch der oben bemerkte Unterschied zwischen germanischen und slavischen Geschirren, und folglich auch das daran geknüppte Erkennungszeichen eines slavischen Grabes nur auf die Gräber der letzten Jahrhunderte des slavischen Heidenthums Anwendung leiden. Ist nun, wie oben gesagt, dem Verf. diese Entdeckung des Hofr. Hausmann unbekannt geblieben, so erwähnt er dagegen ausdrücklich die von demselben im St. 110. Jahrg. 1835 dieser Anzeigen mitgetheilte Notiz über das

Vorkommen von altgermanischen Urnenscherben in den Kalktuffablagerungen in der Umgegend von Göttingen. Der Verf. fand etwas Aehnliches in mehreren böhmischen Gräbern und Brandstätten; nämlich unförmliche nierenartige Gebilde von einer hartgebrannten Masse von Thon und Kalk, die er Beinwellen nennt, in denen nicht selten Urnenscherben eingemischt waren. Da diese Gebilde ihre Härte sichtbar durch Feuer, und also wohl bey Gelegenheit des Leichenbrandes erhalten haben, und somit die zufällige Einmischung einer Urnenscherbe leicht möglich war: so vermuthet er, daß es mit den Urnenscherben in den Göttinger Kalktuffablagerungen eine gleiche Bewandniß gehabt haben möge. Die Erklärungsart des Verfs über das Hineinkommen der Topfscherben in die von ihm entdeckten s. g. Beinwellen ist nun allerdings wohl die richtige, zumahl es nicht an Spuren fehlt, daß bey dem Leichenbrande zuweilen gewisse bauliche Vorkehrungen aus Kalk und Thon gemacht wurden; allein die Anwendung dieser Erklärungsweise auf die Göttinger Kalktuffablagerungen kann niemand einräumen, der dieselben auch nur nach äußerer Anschauung kennt; der bloße Augenschein widerspricht einer hier statt gefundenen Einwirkung von Feuer. — Unter den von dem Verf. übrigens noch mitgetheilten einzelnen Merkwürdigkeiten verdient das am Rande eines Aschentopfes bemerkte Zeichen Aufmerksamkeit, das S. 37. der Schrift abgebildet ist, und allerdings etwas Buchstabenähnliches zu seyn scheint.

Bl.

H a m b u r g.

Bey Fr. Perthes, 1837: *De utriusque recensionis Vaticiniorum Jeremiae, Graecae Alexandrinae et Hebraicae Masorethicae, indole et origine Commentatio criti-*

ca. Scripsit D. Franciscus Carolus Movers. — 52 Seiten gr. Quart.

Es ist wohl an der Zeit, daß nach den vielfachen Bearbeitungen, mit denen andere alttestamentliche Schriften in den letzten Jahren bevorzugt sind, auch einmahl für das Buch des Jeremias etwas geschehe, und als ein brauchbares Hülfsmittel für einen künftigen Interpreten verdient vorliegende Arbeit über eine der schwierigsten Fragen, die bey der Erklärung dieses Propheten untersucht werden müssen, alle Anerkennung. In keinem Buche des A. T. weicht die Uebersetzung der Septuaginta so sehr von dem hebräischen Texte der Masorethen ab, als in dem des Jeremias und man ist deshalb jetzt allgemein der Ansicht, daß von demselben schon sehr früh eine doppelte Ausgabe vorhanden gewesen sey, von denen die eine in unserm jetzigen hebräischen Texte sich erhalten, die andere aber bey der Uebertragung der siebenzig Dolmetscher zum Grunde gelegen habe. Daß sich die Critik mit diesem Resultate begnügen müsse und alle weiteren Untersuchungen über die Ursachen und die Entstehung dieser doppelten Recension nutz- und fruchtlos seyen, ist zum Glück nur die Meinung derer, die einer solchen Arbeit nicht gewachsen sind, oder denen sie zu beschwerlich ist, oder welche an dem Ergebniß einer solchen Untersuchung Anstoß nehmen, wenn dasselbe nachtheilig für den ihnen unverbesserlich scheinenden hebräischen Text ausfällt.

Es finden sich nämlich im 2. Buche der Könige noch Spuren einer andern Ausgabe des Textes, als die im Buche des Jeremias, und hiervon ausgehend, hat Hr M., welcher schon durch mehrere critische Untersuchungen über das A. T. rühmlichst bekannt ist, im ersten Theile dieser Commentation zunächst in einer Uebersicht von drey Columnen in der ersten den hebräischen

Text aus Jeremias im 52. 40. und 41. Kapitel, in der zweyten die betreffenden Stellen aus der griechischen Uebersetzung der Septuaginta und in der dritten den hebräischen Text aus 2. Kön. 25. zusammen gestellt. Es geht hieraus deutlich hervor, daß sich das Griechische fast ganz an 2. Kön. anschließt, dagegen von dem hebräischen Jeremias vielfach abweicht; man wird nun wohl nicht glauben, daß die LXX an diesen Stellen als Critiker verfahren seyn und ihren hebräischen Text verlassend, aus den Büchern der Könige übersetzt haben sollten, sondern sie hatten eine andere Ausgabe des Jeremias, und diese stimmte mit den Büchern der Könige überein. Durch mehrere Beyspiele wird es bewiesen, daß diese Verschiedenheit der beiden Ausgaben sich schon sehr hoch hinauf datiert, indem z. B. in der Chronik eine Stelle aus Jeremias citiert wird, die sich nicht bey den LXX, sondern nur im Hebräischen findet und eben so zwey Citate des N. T. nicht, wie sonst immer, den LXX, sondern dem hier vollständigeren hebräischen Texte folgen. Es hat also, wie noch weiter im zweyten Theile gezeigt wird, jeder Text sein Eigenthümliches, jeder hat ihm besonders angehörende Stellen, so daß der eine nicht aus dem andern entstanden seyn kann, und es wird nun im dritten Theile untersucht, wann und woher dieser Unterschied entstanden sey. Es liegt in der Natur des Gegenstandes, daß der Verf. hier in sehr specielle Sachen eingehen muß, die wir hier nicht kurz und deutlich zugleich verfolgen, sondern nur andeuten können: er sucht zu zeigen, daß das Buch des Jeremias, das ursprünglich in mehreren Theilen zu verschiedenen Zeiten bekannt gemacht wurde, an mehreren Stellen durch die Hand eines späteren Propheten nicht unbedeutende Umarbeitungen erfahren habe, daß man zwey Sammler und Ordner

jener einzelnen Theile unterscheiden müsse, deren einer zugleich der Verfasser der Bücher der Könige, dessen Ausgabe von den LXX benutzt wurde, der andere, dessen Exemplar mit mehrfachen Veränderungen und Zusätzen versehen in den Canon aufgenommen wurde, der Prophet Nehemia gewesen sey. — Wir enthalten uns über diese mit Gründen unterstützte Hypothese jedes weiteren Urtheils und empfehlen diese Schrift, welche auch über einige andere Stellen des A. T. neue oder neu begründete Ansichten enthält, z. B. über Jes. 40 — 66, allen Bibelforschern zur eigenen Prüfung.

F. W.

P a r i s.

Bey J. Baillièrre: Du Cancer de la matrice, de ses causes, de son diagnostic et de son traitement, par P. J. S. Téallier, Dr. en Méd. etc. Ouvrage, qui a remporté le prix proposé par la Société de Médecine à Lyon. 1836. XIX u. 322 Seiten in 8.

Der Verf. vorstehenden Werkes hatte bereits zum zweyten Mahle das Glück, eine Preisfrage zu gewinnen, das erste Mal ward ihm für eine Abhandlung über den Tartarus stibiatus von der Soc. de méd. zu Toulouse der Preis zuertheilt. Die Abhandlung ist in der That auch gut geschrieben: besonders hat der Vf. die neuern Leistungen recht fleißig zusammen gestellt, obgleich wir von deutscher Seite ihm den Vorwurf machen könnten, daß er manches unserer Leistungen bey diesem Uebel übersehen hat, was wir ihm aber aus natürlichen Ursachen nicht hoch anrechnen wollen. Er gibt zuerst 'Considérations générales', wo er besonders eine im Organismus waltende krebshafte Disposition (Krebsdiathese) nachzuweisen sucht. Das Kapitel 'De la matrice' erläutert das anatomische dieses Organs, und

gibt zugleich Anleitung zur Untersuchung. Der Abschnitt 'Du speculum uteri' enthält das nöthige über dieses wichtige Erkennungsmittel. Hierauf geht der Vf. die Neigung zu krebshafter Degenerationen durch, was für die Diagnose von der größten Wichtigkeit ist, indem davon die prophylaktische Therapie abhängt. Im Kapitel 'Causes du cancer de la matrice' wird die Meinung, der Krebs entstände von Entzündung, widerlegt, zugleich aber dargethan, wie schwer, ja unmöglich es oft sey, eine Gelegenheitsursache des Gebärmutterkrebses aufzufinden. Dann läßt der Vf. 'Description générale du Cancer de la matrice' folgen, welche größtentheils richtig und naturgetreu ist. Die 'Diagnostic différentiel du Cancer de la matr.' betrachtet die Induration des Mutterhalses, die chronische Entzündung, die Hypertrophie des Uterus und in der Gebärmutter befindliche fibröse Körper. Dann folgt 'Diagnostic différentiel des ulceration de la matrice', dieser Abschnitt enthält nichts, was uns nicht schon bekannt wäre: der Vf. empfiehlt anfangs Aderlässe, Blutegel unmittelbar an die vaginalportion (mittelst des Speculum), oder in die Leistenbuge (um hier Anfüllungen der runden Mutterbänder zu begegnen), ferner Sitzbäder, Einsprühungen (besonders von kaltem Wasser). Innerlich Jodine, Tart. stibiat. als Einreibung in die Extremitäten, ableitende Mittel, besonders nach unterdrückten Hautkrankheiten, Vesicantia, Schwefelbäder zc. Den Schluß des ganzen macht 'Traitement chirurgical du Cancer de la matr.' Der Vf. nimmt hier die theilweise Extirpation in Schutz, will aber nie dann gänzlich extirpieren, wenn der Uterus schon vorgefallen, oder der Prolapsus künstlich bewirkt werden kann. Die Extirpation des Uterus aus der Beckenhöhle verdammt er das

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 14. May 1838.

Carlsruhe und Baden.

Verlag der D. K. Marx'schen Buch- u. Kunsthandlung. Herophilus. Ein Beytrag zur Geschichte der Medicin, von Dr. K. F. H. Marx, ordentl. Professor der Medicin in Göttingen. IV und 103 Seiten. 1838. 8.

Bey allen Fortschritten der medicinischen Wissenschaft und Kunst wird sich der Blick doch immer wieder zu ihren ersten Begründern, den Griechen, wenden. Die reine, wahre Auffassung der Natur, der Ernst und die Treue der Beobachtung, die geordnete und geistvolle Darstellung — alle diese Eigenschaften werden, trotz der dürftigen Kenntniß des Materials, bewirken, daß die Ueberlieferungen der griechischen Aerzte stets von Neuem den späteren Geschlechtern zum Vorbilde dienen. Die Ueberreste nun, aus welchen wir diese Muster entnehmen, bestehen theils in selbständigen Schriften, theils in vereinzelt Bruchstücken, die entweder für sich erhalten oder in jenen zerstreut sind. Da von manchen bedeutenden

Schriftstellern dieses Faches kein eigenes Werk die Unbilden der Zeiten überdauert hat, so geschieht es nicht selten, daß die wenigen Spuren, welche in noch übrig gebliebenen anderen Autoren angeführt werden, für den Freund des Alterthums einen nicht geringeren Werth haben, als selbst manche wohl erhaltene Werke. Denn aus ihnen erhellet oft deutlich, wer die eigentlichen Erweiterer und Beförderer der griechischen Medicin gewesen und woher die nachherigen Compilatoren die Summe ihrer Angaben und Vorschriften geschöpft haben. Von den vornehmsten Stiftern der einzelnen medicinischen Schulen Griechenlands besitzen wir, wenn man Hippokrates selbst ausnimmt, fast nur solche von Späteren aufbewahrte Ueberreste. Es leuchtet aber ein, daß nur, wenn diese möglichst gesammelt und daraus ein Bild der geistigen Wirksamkeit jener Männer gezogen worden, sich eine richtige Vorstellung von dem Umfange und der Entwicklung der griechischen Medicin entwerfen lasse. Wie wenig indessen bisher in dieser Beziehung geleistet worden, kann Keinem, der sich in den neueren Geschichten der Medicin umsieht, verborgen bleiben. Um nun wenigstens in Einer Beziehung diesem Bedürfnisse zu genügen, hat der Verf. eine möglichst getreue Characteristik des Herophilus zu geben versucht. Noch eine besondere Veranlassung kam dazu, die ihn gerade zu dieser Wahl bestimmte. Als er sich nämlich bey der bevorstehenden Säcularfeyer der Georgia Augusta das Andenken ihres berühmtesten Arztes, Albrecht's von Haller, lebhaft vergegenwärtigte, da schien ihm eine Zusammenstellung des Gedächtnisses dieses der Universität unvergeßlichen Mannes mit dem eines in vielfacher Beziehung ihm ähnlichen alten Meisters an der Zeit zu seyn.

Eine Andeutung hiervon gab er in dem Aufsatze über Haller zur Einleitung des Jahrganges 1837 in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, und die Resultate seiner Nachforschungen über Herophilus legte er der Königlichen Societät der Wissenschaften in der Sitzung am 19. Julius 1836 vor. Diese ursprünglich lateinische Abhandlung in mehrfacher Hinsicht erweitert und in ein deutsches Gewand übertragen ist die gegenwärtige. Beabsichtigt wurde eine möglichst vollständige Darlegung aller noch erhaltenen Bruchstücke aus den Schriften des Herophilus, und eine innere Verarbeitung derselben, um die Vergleichung der Standpuncte der früheren und der jetzigen Medicin zu erleichtern. Hierzu war die Mittheilung aller darauf bezüglichen Stellen unerlässlich. Sie sind nebst genauer Angabe der Autoren so wie verschiedenen damit in Verbindung stehenden Erörterungen in den Anmerkungen (deren Zahl 187 beträgt) enthalten. Nach dieser Vorarbeit wird es Andern nun ein Leichtes seyn, einzelne, dem Verf. etwa entgangene Bruchstücke und Anführungen, die sich auf Herophilus beziehen, nachzutragen und einzuordnen. Vielleicht kommt auch hierdurch für manche, besonders jüngere, Freunde des Studiums der alten Ärzte, die Aufforderung, die Ueberreste noch anderer Heroen der griechischen Medicin in ähnlicher Art zu bearbeiten.

B o n n.

Bey König und Banborchaven, 1837. System der Erziehung oder philosophische Grundlage zur Erziehung und Bildung des Menschen. Von Dr. J. Th. Kottels, Lehrer d. Philosophie an der Universität zu Freyburg. VIII u. 224 Seiten in Octav.

Erziehung und Bildung des Menschen ist eine zu stät's neuer Lösung gestellte Aufgabe. Erfahrung, gesunder Verstand und Philosophie, als Wissenschaft der Wahrheit, müssen sich die Hand reichen, um den Preis zu gewinnen, welcher nach Zeitalter, Volksverschiedenheit, herrschender Denkweise, auch immer andere Anstrengungen erfordert. Seit in der nächsten Periode nach Socrates die Philosophie von der Pädagogik sich entschieden trennte, ließ man zwar ihre Verwandtschaft nirgends ganz aus den Augen, hütete sich aber wohl, sie wieder zusammen zu werfen. Die Pädagogik hat seitdem ihre besondern Schicksale gehabt; und es gehört eine Fülle gründlicher Kenntnisse dazu, über den Verlauf derselben unter den alten und neueren Nationen, ja auch nur darüber, was in Deutschland seit dem 15. Jahrhundert aus ihr geworden, richtig und mit Berücksichtigung des jedesmahligen Standes der Philosophie zu urtheilen. Um aber etwas mehr, als einige allgemein bekannte Notizen über einen Gegenstand von solcher Bedeutung und solchem Umfange zu liefern, — dazu bedarf es nicht bloß guten Willens, nicht bloß einer gewissen Beobachtung oder einer sich selbst rühmenden Erfahrung. Auch durch Reminiscenzen aus anscheinend etwas eingeschränkter Lectüre, — durch eingestreute Aussprüche eines großen Menschenkenners und Dichters, mit dessen Worten jetzt viele Bücher durchweht sind, — und durch einige doch wohl gar zu schnell für verstanden angenommene Meinungen Hegels, — kann das Gutgemeinte nicht zum Werthvollen gestempelt werden. Selbst reichster und längster Erfahrung würde man zur Bedingung machen müssen, rein und vorurtheilsfrey gesammelt, nicht excentrischen oder mißgestellten Ansichten unnatürlich untergeordnet zu seyn.

Ref. zweifelt nicht, daß es dem Verf. Ernst ist um seinen Gegenstand; in manchen Stellen des Buchs spricht sich ein edler Sinn mit Begeisterung und eindringender Wahrheit aus. Aber um so mehr muß man bedauern, daß der Verf. sich nicht Zeit gegönnt hat. Erst nach tieferem Eindringen in das Ganze eines Systems der Philosophie, nach schärferem Unterscheiden des Unwichtigen und Zufälligen vom Wichtigem und Nothwendigen bey der Erziehung, aber auch nach vielseitigerm Erkennen und billigerem Beurtheilen der mannigfaltigsten Wirklichkeit individuellen Lebens, kann man wagen, ein 'System der Erziehung des Menschen' aufzustellen, welches dem Zustande deutscher Bildung, Erziehungskunst und Wissenschaft angemessen wäre. — 'In dem Werke, das ich hier dem Publicum vorlege, habe ich versucht, Pädagogik und Philosophie nicht bloß zu verbinden, sondern als eins und das selbe darzustellen'; — mit diesen Worten beginnt der Verf. die Vorrede, und dem Aufmerksamsten wird fast schon an diesem Satze (der auch allerdings in jedem Betracht durch das Buch unersfüllt bleibt) genug seyn, um eine Unzahl von Mißgriffen nach solcher Ankündigung zu vermuthen. Denn was man auch im Einzelnen längst Bekanntes und Gutes in dem Buche findet, so ist doch seine Anlage und Richtung verfehlt, da es von dem Grundirrtume ausgehet, Pädagogik sey bloße Philosophie, und Philosophie sey nichts als Pädagogik. Beide sind in der That an Ziel und Weg sehr verschieden, daß sogar alle Philosophen über diese Verschiedenheit einig sind. Würde man sie zusammen, so hieße dies, erlangten Vortheilen wieder entsagen. Wo die Pädagogik, die freylich überall ihren höchsten Grundsatz kennen muß, nicht von dem Concreten ausgeht; wo

sie nicht an der Hand der Erfahrung, allerdings bey dem Lichte der Philosophie, bescheiden nur das nach den Umständen Mögliche zu verwirklichen strebt; wo sie vielmehr, scheinbar um das Triviale zu vermeiden, ins bloß Abstracte und ins Abstruse, dem wahren Leben Fremde, sich verliert, indem sie es mit dem Vortrefflichen verwechselt: da folgt sie einem Hirngespinnst, wird unbrauchbar und gefährlich. Freylich oft besteht das angeblich Philosophische der Umbildner practischer Wissenschaften auch nur darin, das Bekannte in etwas anderer Form und Ordnung auszusprechen und dem Realen einen Schein tieferer Begründung zu geben. Denn was soll man dazu sagen, wenn man wahrnimmt, daß der Verf. unbedenklich seinen ersten Abschnitt als Darstellung 'des Gesetzes der Freyheit' gibt, weil in derselben von der 'Bewegung des Leibes und Gemüthes' gehandelt wird, unter welcher er die natürliche ungehemmte Entwicklung des Aeußeren und Inneren der Individuen meint; daß er daneben in seiner zweyten Abtheilung vom 'Gesetze der Zucht' oder von dem bedingenden Einflusse einer Höheren beabsichtigenden Erziehung (besonders aber nur der moralischen und religiösen) auf die natürliche Freyheit redet, und dann beide Gesetze in 'Liebe und Glauben' (dritte Abtheilung) erfüllt zu sehen meint? Es sind wesentliche Seiten der Erziehung in dem Buche gar nicht berührt, als existierten sie nicht; auch von Didaktik und Methodik ist nichts gesagt. Der Verf. übersieht also seinen Stoff noch nicht ganz. Wie er es versteht, wenn er in Liebe und Glauben den 'strengen Egoismus' sich auflösen läßt, und wie beide 'in der Idee', welche dem Verf. nicht klar aufgegangen ist, sich vereinigen, mag man bey ihm selbst nachlesen. Wenn er seine Philosophie im Wesentlichen nach Hegel benennen

zu dürfen glaubt: so muß man auch diese Meinung für eins der vielen erstaunlichen Mißverständnisse ansehen, die in dem Buche sich hervorthun. Ueber das, was darin Hegel angehören will, würde gewiß zuerst er selbst den Kopf schütteln. Die Philosophie dieses Denkers ist mindestens in sich consequent und läßt kein Stückweises Accommodieren zu; weshalb auch die, welche ihn nicht begreifen, lieber in den Schellingianismus zurück fallen, der für sie den Vortheil des Unzusammenhanges hat und daher den minder systematischen Köpfen ein gewisses Umherschwärmen erlaubt. — Viele unnöthige Citate für sehr Gewöhnliches gibt das Buch, hin und wieder unerklärliche, z. B. S. 22 u. 23. (Note 4 u. 5), wo vom Citirenden das Citat nicht nachgelesen zu seyn scheint. Des Seltsamen ist auch sonst nicht wenig, z. B. öftere Belobung der spartanischen Ammen; Vorwurf des Heidenthums gegen gewisse Erziehungsmaximen; anspruchvolles Beziehen auf Homer für ein unbekanntes fast gemein gewordenes Bild. — Genug man sieht, der Verf. hätte wahrlich Grund gehabt, mit seinen heftigen Ausfällen gegen unsere pädagogischen Schriftsteller und gegen die ihm nicht gleich denkenden Philosophen an sich zu halten; es gibt deren in Deutschland doch gar manchen, welcher sehr nährnde, stärkende, gewürzreiche Speise dem denkenden Publicum darbietet, obgleich sie der Verf. 'wunderliche Bettelsuppen' zu nennen beliebt. Es werden ihm 'indessen die wohlgezogenen Erzieher 'die tiefe Verachtung' wohlgütig nachsehen, die er ihnen bezeigt (S. VII. der Vorrede). W. M.

W e i m a r.

Von dem neuen Necrolog der Deutschen herausgegeben und verlegt von Bernh. Fr.

Voigt, ist bereits der vierzehnte Jahrgang erschienen; enthaltend die Lebensbeschreibungen und Notizen von 1488 im J. 1836 verstorbenen denkwürdigen Deutschen, 2 Theile mit 2 Portraits 67 Bogen stark (4 Rthl.).

Zugleich bey denselben die Todtenliste von 1837 über 2000 Personen enthaltend.

Wir haben bereits im vorigen Jahrgange G. g. N. St. 103. S. 1023. über dies so nützliche und zweckmäßig eingerichtete Institut gesprochen, und wiederholen gern, was dort zur Empfehlung und Beförderung desselben angeführt ist. Damit jeder sein Vaterland übersehen könne, ist die Liste nach Deutschlands politischer Eintheilung geordnet, und bey Preußen, das die zahlreichsten Verluste gehabt hat, wieder nach den Provinzen. Verhältnißmäßig gering ist die Zahl der Verstorbenen in Oestreich, ohne Zweifel wegen Mangel an Nachrichten. Am Schlusse die im Auslande verstorbenen Deutschen. Die Namen derer, welche schon ihre Biographie erhalten haben oder erhalten sollen, sind mit einem * bezeichnet. Wir wünschen, daß die Bitte des Verlegers, um zweckmäßige, postfrey eingesandte, Beyträge nicht vergeblich seyn, und das Ganze fortdauernd eine hinreichende Unterstützung bey dem Publicum finden möge. Gewiß ist ein solcher Necrolog nie ein höheres Bedürfniß als in unsern Tagen, wo die Kunde unserer critischen Wortführer sich nur auf zwey Namen beschränkt, da es ihnen erst kürzlich zu Ohren gekommen seyn soll, daß es auch ein deutsches Epos, Oberon betitelt, gibt, dessen Verfasser, ein gewisser Wieland, nach Sprache und Inhalt zu urtheilen spätestens im 12. Jahrhundert gelebt haben kann. Wir bitten, ihn gelegentlich mit einem * zu bezeichnen. Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. S t ü c k.

D e n 17. M a y 1838.

P a r i s.

Bey G. Dufour und Ed. D'ocagne, von der dritten Lieferung an bey Crochard: *Histoire des Végétaux fossiles, ou Recherches botaniques et géologiques sur les végétaux renfermés dans les diverses couches du globe; par M. Adolphe Brongniart, Docteur en Médecine, Agrégé près la Faculté de Médecine de Paris etc. etc. Tome premier. Livraison 1 — 12.*

Das vorliegende, im Jahre 1828 begonnene Werk, welches seiner Vollendung zwar langsamen, aber sicheren Schrittes entgegen geht, gehört unzweifelhaft zu den ausgezeichnetsten Bereicherungen, welche die Petrefactenkunde der Vorliebe verdankt, womit sie gegenwärtig gepflegt wird. Seine Vorzüglichkeit wird nicht allein durch die Kenntnisse und Talente des Verfassers, sondern auch durch die ausgebreiteten Verbindungen desselben, und durch die in Paris sich ihm darbietende Gelegenheit zur Benützung des reichsten Materials verbürgt.

Da Untersuchungen über fossile Ueberreste organisirter Wesen nur dadurch Werth erhalten, daß sie vergleichende sind, so lassen sie sich mit Glück nur an Orten ausführen, wo große zoologische und botanische Sammlungen zu Gebote stehen, und erfordern dabey tiefe naturhistorische Kenntnisse. Daß diese Bedingungen bey manchen unter den jetzt in großer Anzahl erscheinenden Werken über Petrefacten vermist werden, gereicht ihrem Studium sehr zum Nachtheil. Wenn bey zoologischen und botanischen Arbeiten getreue Abbildungen von großer Bedeutung sind, so ist dies in noch weit höherem Grade bey Werken über Versteinerungen der Fall. Durch den Steindruck ist die Lieferung einer großen Anzahl guter Abbildungen für verhältnißmäßig geringen Preis, ungemein erleichtert. Auch bey obigem Werke ist die Lithographie in vortheilhafte Anwendung gebracht.

In der Einleitung gibt der Verf. zuerst eine kurze Uebersicht von der Geschichte der Kunde der fossilen Pflanzen. Darauf entwickelt er die Grundsätze, welche er bey seiner Arbeit zur Richtschnur genommen. Früher hatte er bey der systematischen Bearbeitung der fossilen Vegetabilien künstliche Abtheilungen nach den an den Petrefacten selbst wahrgenommenen Characteren zum Grunde gelegt, und weniger dabey ihre Analogien mit den Pflanzen der jetzigen Schöpfung berücksichtigt. Nachdem er indessen das Unzureichende dieses Verfahrens erkannt, ist er zu der zwar weit schwierigeren und mühsameren, aber auch allein zu genügenden, wissenschaftlichen Resultaten führenden, u. A. vom Grafen Caspar von Sternberg angewandten, vergleichenden Methode übergegangen, deren erster Urheber — was dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn

scheint — unser Herr Obermedicinalrath Blumenbach ist. Hiernach wird jede fossile Pflanze entweder auf eine noch existierende Species, oder, wenn völlige Uebereinstimmung nicht wahrgenommen wird, auf ein bekanntes Pflanzen-Genus zurück geführt. Zeigt sich letztere Uebereinstimmung nicht entschieden, erscheint es doch aber wahrscheinlich, daß der fossilen Pflanze keine wesentliche generische Verschiedenheit eigen sey, so wird sie jener Gattung angereihet, mit alleiniger Veränderung der Endigung des Gattungsnamens, indem z. B. die Namen *Zamia*, *Thuja*, *Zostera* in *Zamites*, *Thuytes*, *Zosterites* umgeändert werden. Nur dann, wenn weder eine specifische noch eine generische Uebereinstimmung mit einer Pflanze der jetzigen Schöpfung wahrgenommen werden kann, tritt die Berechtigung ein, sie einem der fossilen Vegetation eigenthümlichen Genus einzuordnen, wozu u. A. die Gattungen *Lepidodendron*, *Asterophyllites*, *Sphaenophyllites*, *Nilsonia*, *Pterophyllum* gehören. Die auf solche Weise aufgestellten Gattungen können entweder zu bekannten Pflanzenfamilien gezählt werden, wie z. B. die ganze Reihe unbekannter Gattungen fossiler Farrenkräuter, oder es ist auch die Familie der jetzigen Schöpfung fremd, und in solchem Falle der Reihe der bekannten Pflanzenfamilien am Ende anzuschließen.

Recherches botaniques sur les végétaux fossiles. Es werden folgende große Abtheilungen zum Grunde gelegt: I. Agames. II. Cryptogames celluluses. III. Cryptog. vasculaires. IV. Phanérogames gymnospermes. V. Phaner. angiospermes monocotylédones. VI. Phaner. ang. dicotylédones.

Agames. Der Verfasser unterscheidet zwölf Familien derselben, von welchen jedoch nur drey oder vier im fossilen Zustande vorzukommen scheinen, die noch dazu, in Ermangelung von hinlänglichen Unterscheidungs-Characteren, in diesem Zustande in zwey Gruppen, Conserven und Algen, vereinigt werden mußten. — **Conferves.** Eine besondere Untersuchung ist den so g. Moos-Achäten gewidmet. Der Verf. beleuchtet die Meinungen anderer Naturforscher über diesen Gegenstand, wobey ihm jedoch entgangen ist, was unser Hr Obermedicinalrath Blumenbach im specimen archaeologiae telluris alterum §. 13. fig. 1. 2. darüber mitgetheilt hat. Hr Ad. Brongniart hält dafür, daß, wenn nicht in allen, doch in den mehrsten Fällen, Pflanzen keinen Antheil an der Dendriten-Bildung in den Achäten hatten.

Confervites. Drey Arten: zwey aus der Bornholmer Kreide; eine Art aus dem tertiären Kalkschiefer des Monte-Bolca bey Verona. — **Algues.** Fossile Fucus-Arten finden sich selbst in den ältesten Versteinerungen führenden Lagen der Erdrinde, im Uebergangsgebirge des nördlichen Europa und Amerika, namentlich *Fucoides dentatus*, *Serra*, *antiquus*, *circinatus*. Sie kommen in der ganzen Reihe der Flöze vor; im Kupferschiefer die ausgezeichneten Arten: *Fuc. lycopodioides* und *selaginoides*; selten in der Juraformation; weit häufiger in den Flözen, welche jene von der eigentlichen Kreide trennen; in dieser dagegen nur eine schwache Spur einer hierher gehörigen Pflanze. Der Verf. beleuchtet einige von Anderen beschriebene und abgebildete fossile Fucus-Arten; bey welcher Gelegenheit auch die von Esper, Penz u. A. aufgestellte, aber von Steffens (Handb. d. Dryktozn. 1. S. 238)

gewiß mit Recht bestrittene Meinung, nach welcher die zuweilen im Speckstein vorkommenden Dendriten, Abdrücke eines Fucus seyn sollten, eine Erwähnung verdient hätte. Die beschriebenen und abgebildeten 37 Arten vereinigt der Vf. in einer Gattung *Fucoides*. Sie zerfällt in neun Abtheilungen: *Sargassites*, *Fucites*, *Laminarites*, *Encoelites*, *Gigartinites*, *Delessarites*, *Dictyolites*, *Amansites*, *Caulerpites*. Außerdem werden noch einige nicht bey diesen unterzubringende Arten beschrieben. In der letzten jener Abtheilungen führt der Verf. unter der Benennung von *Fucoides Brardii*, das fossile Vegetabil auf, welches unter dem Namen der Frankenger Kornähren allgemein bekannt ist, und worüber die verschiedensten Meinungen geherrscht haben. Nach seiner Angabe sollen jene so g. Kornähren nur geringe Analogie mit einer Zapfenfrucht, wofür Hr von Schlotheim sie gehalten, aber freylich noch weit geringere Aehnlichkeit mit der Aehre einer grasartigen Pflanze, dagegen den Bau der zur Gattung *Caulerpa* gehörigen Gewächse haben. Bekanntlich hat gleichzeitig mit dem Verfasser Hr Prof. Bronn zu Heidelberg eine treffliche Untersuchung über die s. g. Frankenger Kornähren geliefert (v. Leonhard's Zeitschrift. 1828. N^o 7. S. 509 u. f.) und zu zeigen gesucht, daß dies Petrefact einer *Cupressus*-Art angehöre, die von ihm *Cupress. Ullmanni* genannt worden, eine Meinung, für welche weit mehr als für die von Ad. Brongniart aufgestellte zu sprechen scheint. Für die Entscheidung, welcher von jenen beiden, sehr weit von einander sich entfernenden Annahmen der Vorzug gebühre, ist es von Wichtigkeit, ob das Frankenger Petrefact wirklich, wie Ad. Brongniart behauptet, mit dem *Fucoides Brardii* aus den

unter der Kreide liegenden Braunkohlen vom Col de Pialpinson, auf der Grenze der Departements der Dordogne und Corrèze, vollkommen übereinstimmt. Ref. kann diese Behauptung zwar nicht widerlegen, hält sie jedoch für sehr unwahrscheinlich, da die Formationen von Frankenberg und vom Col de Pialpinson im Alter sehr abweichen, indem die erstere nach den Untersuchungen des Herrn Bergraths Schwarzenberg zu Cassel, wahrscheinlich ein Aequivalent des Kupferschiefers, auf keinen Fall aber jünger als der bunte Sandstein ist. Zugleich mit den s. g. Kornähren sind vererzte Ueberreste von Holz vorgekommen, welches zum Theil wenigstens ohne Zweifel mit jenen zu einerley Pflanzenart gehörte. Außerdem dürfte auch der Annahme, daß diese eine Fucus-Art gewesen, das gemeinschaftliche Vorkommen von Ueberresten von Farrenkräutern nicht günstig seyn.

Cryptogames celluluses. Mousses. Obgleich über 800 Moos-Arten bekannt sind, so scheint doch von dieser Abtheilung kryptogamischer Gewächse beynahе Nichts aus der Vorwelt sich erhalten zu haben. Der Verf. führt zwey Species aus Süßwassergebilden auf: die eine, *Muscites Tournalii*, aus einem schiefrigen Kalkmergel der Gegend von Narbonne, wo sie mit Blättern von Dicotyledonen und Coniferen vorkommt; die andere, *Muscites squamatus*, welche von ihm früher unter dem Namen *Lycopodites squam.* beschrieben worden, aus den s. g. Meulieres des oberen Süßwasser-Gebildes von Conjumeau bey Paris.

Cryptogames vasculaires. Equisétacées. Diesen Abschnitt eröffnet eine schätzbare Untersuchung über den Bau der zur Gattung *Equisetum* gehörigen Pflanzen, woran sich die Vergleich-

chung mit den fossilen Ueberresten analoger Vegetabilien reihet. Es wird gezeigt, daß unter den fossilen Gewächsen Einige eine so große Analogie mit jetzt lebenden Arten jener Gattung wahrnehmen lassen, daß man keinen Anstand nehmen kann, sie derselben unterzuordnen; daß es dagegen eine andere Gruppe fossiler Pflanzen gibt, die sich in ihren Kennzeichen weit mehr von der Gattung *Equisetum* entfernt, wiewohl sie mit dieser Familie weit mehr Analogie als mit irgend einer anderen hat, die nach einer von älteren Naturforschern irrig aufgefaßten Ansicht, mit dem Namen *Calamites* belegt worden. Was die geologische Vertheilung der Arten dieser Familie betrifft, so läßt sie auf eine sehr auffallende Weise einen allmählichen Uebergang der Charactere nach der Abnahme des Alters der Formationen erkennen. Im Steinkohlengebirge wie in den Anthracitlagern finden sich eigentliche *Calamiten*, die sich durch ihre Größe auszeichnen. Diese kommen noch im bunten Sandstein vor, wogegen in jüngeren Formationen *Calamiten* vermißt werden und wahre *Equisetum*-Arten auftreten, zuerst von collossaler Größe, später in jeder Hinsicht den jetzigen Arten sich näherend. Nach dem Wf. soll die älteste Spur einer wahren, gigantischen *Equisetum*-Art (*Equis. columnare*) in einem Sandstein vorkommen, welcher die Steinkohlen an der Küste von Yorkshire bey *Whitby* begleitet und den unteren *Dolithen* entspricht. Ref. hat ausgezeichnete Reste collossaler, wohl vier Par. Zoll starker Stämme einer *Equisetum*-Art, welche von *Equis. columnare* nicht wesentlich verschieden zu seyn scheint, im f. g. Keuper-Sandstein am Fuße des *Meißners* gefunden, in welchem zugleich auch eigentliche *Calamiten* vorkommen; wodurch eine von *Hn Volk* mitgetheilte

Beobachtung, der Spuren von demselben *Equisetum* in den s. g. Marnes irisées zu Balbronn und Semonval fand, Bestätigung erhält, und zugleich ein neuer Beweis geliefert wird, daß die fossile Flora bey Weitem weniger scharf das Alter der Formationen bezeichnet, als die fossile Fauna. Vergleicht man die Entwicklung der untergegangenen Equisetaceen mit der Verbreitung der jetzt lebenden auf unserer Erde, die an Größe in demselben Grade zunehmen, in welchem sie sich vom Pole aus dem Aequator nähern, aber im heißesten Klima doch nirgends die Größe mancher untergegangener Calamiten erreichen, so wird man, wie der Verf. bemerkt, zu der Annahme berechtigt — wofür auch andere Pflanzenfamilien die Beweise liefern — daß in jener frühen Periode der Erdrindebildung das Klima weit heißer war, als gegenwärtig in den heißesten Gegenden der Erde.

Fougères. Auch dieser Abschnitt, der in der dritten Lieferung beginnt, und in den vorliegenden späteren Lieferungen fortgesetzt aber noch nicht geschlossen ist, enthält als Einleitung eine ausführliche Abhandlung über die Charactere der Farnkräuter. Da bey den fossilen Farnkräutern manche Kennzeichen, welche für die Unterscheidung der jetzt vorhandenen besonders wichtig sind, namentlich die Fructificationen, oft gar nicht erkannt werden können, so ist es erforderlich, sich nach solchen umzusehen, welche ohne Schwierigkeit bey jenen wahrzunehmen sind. Die einzigen Charactere, welche bey der Classification der fossilen Farnkräuter allgemein benutzt werden können, bieten die Formen der Blätter und die Art der Vertheilung der s. g. Nerven dar, daher diese Theile von dem Verf. mit Genauigkeit beschrieben und durch Abbildungen erläutert worden.

Besonders schätzbar sind außerdem die von trefflichen Abbildungen begleiteten Untersuchungen über die Stämme der baumartigen Farnkräuter, welche sehr dazu beitragen, über die fossilen Reste derselben ein helleres Licht zu verbreiten. Was die Vertheilung der Farnkräuter in den verschiedenen Lagen der Erdrinde betrifft, so zeigt sich auf den ersten Blick, daß sie in den älteren weit häufiger als in den jüngeren sind. Im Steinkohlengebirge machen sie beynabe die Hälfte der fossilen Flor aus, wobey indessen die Mannigfaltigkeit der Formen sehr gering ist im Vergleich mit der, welche der Familie der jetzigen Farn eigen ist, indem jene beynabe sämtlich dem Tribus der Polypodiaceen anzugehören scheinen. Ihre Blattformen nähern sich den Gattungen, welche gegenwärtig die mehrsten baumartigen Farn zählen, und auch die Ueberreste von Stämmen beweisen, daß jene Farn der frühesten Periode zum großen Theil baumartig waren. Es ist hieraus, wie auch aus der Natur der sie begleitenden Reste von Pflanzen aus anderen Abtheilungen zu schließen, daß die Vegetation jener Periode Aehnlichkeit mit der in den Aequatorialgegenden, zumahl der Inseln, in denselben hatte. Die absolute Anzahl so wie die relative der Arten von Farnkräutern zeigt sich in den späteren Flöz-Formationen sehr vermindert, und in den tertiären sind Reste von Farnkräutern so selten, daß man eine lange Zeit gar keine fand, und auch jetzt nur zwey bis drey Arten daraus kennt, wogegen die Reste von Vegetabilien aus anderen Abtheilungen sehr zahlreich sind.

Aufstellung der Gattungen und Arten. *Pachypteris*. Nur mit zwey Arten, die nach Gestalt und Consistenz der Blätter sich dem *Aspidium coriaceum* nähern. — *Sphenopteris*.

Eine besonders zahlreiche Gattung, indem in vorliegendem Werke 36 Arten aufgeführt sind. Die Blattformen kommen mit denen von jetzt lebenden Farnkräutern aus sehr verschiedenen Gattungen überein, die Vertheilung der Nerven ähnlich wie bei *Adiantum*, *Lindsea*, *Anemia*, aber doch etwas abweichend. — *Cyclopteris*. Mit 6 Arten. Die Blätter nach Gestalt und Vertheilung der Nerven sehr übereinstimmend mit denen von *Trichomanes reniforme* und *Adiantum reniforme* und *asarifolium*. — *Glossopteris*. Die Pflanzen dieser Gattung nähern sich den Farnkräutern mit einfachen Blättern mehrerer Genera, ohne jedoch mit irgend einem bekannten eine bestimmte Verwandtschaft zu zeigen. Vier Arten. — *Neuropteris*. Eine durch Schönheit ausgezeichnete Gattung, deren zahlreiche Arten sich so wohl durch die Fructificationen, als auch durch die Form und Structur ihrer Blätter von allen bekannten, jetzt lebenden Farnkräutern gänzlich unterscheiden, wiewohl sie einige Analogie mit *Osmunda regalis* haben. Die Anzahl der aufgeführten Arten beträgt 28. — *Odontopteris*. Mit 5 Arten, die ebenfalls von den jetzigen Farnkräutern völlig abweichen. — *Anomopteris*. Nicht allein von den Farnkräutern der jetzigen Schöpfung, sondern auch von allen übrigen fossilen Gattungen auffallend verschieden, wiewohl die Form der Blätter im Ganzen wohl einige Aehnlichkeit mit *Blechnum* und zumahl mit *Lomaria* zeigt. Eine einzige Art, aus dem bunten Sandstein des Elsaß. — *Taeniopteris*. In der Form der Blätter der Gattung *Glossopteris*, und in der Lage der Nerven mit *Pelopteris* verwandt. Es sind 3 Arten aus jüngeren Formationen beschrieben. — *Pecopteris*. Eine zahlreiche Gruppe, welche den gewöhnlichsten Bau

der jetzigen Farnkräuter darstellt, und deren Arten sich den bekannten oft so sehr nähern, daß man zweifelhaft seyn könnte, ob wirklich eine wesentliche Verschiedenheit vorhanden sey. Uebrigens sind die Formen sehr mannigfaltig, daher sich Unterabtheilungen annehmen lassen, die zum Theil gewissen Gattungen jetzt lebender Farnkräuter vollkommen entsprechen. Die in den vorliegenden Hefen beschriebenen 76 Arten sind unter die Abtheilungen Diplacioides, Pteroides, Cyathoides, Neuropteroides, Unitae, Sphenopteroides und Taeniopteroides vertheilt. — *Lonchopteris*. In der Form im Allgemeinen mit *Pecopteris* übereinstimmend, aber durch die regelmäßig netzförmige Vertheilung der secundären Nerven ausgezeichnet. Drey Arten. — *Phlebopteris*. Die zu dieser und zur folgenden Gruppe gezählten Farn sind von einigen Auctoren für Theile von Dicotyledonen-Blättern gehalten, indem das Netz der Nerven bey einigen Arten Aehnlichkeit mit dem gewisser Blätter von Pflanzen dieser Classe zu haben scheint. Bey genauerer Untersuchung ergibt sich aber, daß diese Aehnlichkeit nur scheinbar ist, und daß vielmehr die Vertheilung der Nerven die größte Analogie mit der bey den Gattungen *Polypodium* und *Aspidium* hat. Alle hierher gehörigen Arten sind aus jüngeren Flözformationen; im Steinkohlengebirge hat sich noch keine Spur davon gefunden. Es sind sechs Arten beschrieben. — *Clathropteris*. Die einzige in dieser Gattung aufgeführte Species aus dem Biaz-Sandstein hat Verwandtschaft mit gewissen Arten aus der Gattung *Polypodium*, namentlich mit dem wahren *Polypodium quercifolium* von Linné. — *Schizopteris*. Die einzige in dieser Gattung aufgeführte Art aus der Steinkohlenformation von Saarbrücken besitzt ei-

nen sehr anomalen Bau, welches Hr Volk zu der Meinung veranlaßt hat, daß sie ein Meergewächs seyn möchte. Hr Brongniart hält dafür, daß sie sich mehr den Farn anschließe. — *Filicites*. Unter dieser Ueberschrift sind vier fossile Pflanzenarten aufgeführt, die offenbar zur Familie der Farn gehören, für jetzt aber zu keiner der bisher unterschiedenen Gattungen gezählt werden können. — *Sigillaria*. Hr Brongniart vereinigt in dieser Gattung Reste von Stämmen von Gewächsen der Familie der Farn, welche der Graf von Sternberg unter die Gattungen *Favularia*, *Rhytidolepsis* und *Syringodendron* vertheilt, Lindley und Hutton in den Gattungen *Caulopteris* und *Sigillaria* aufgeführt haben; und unterscheidet zwey Abtheilungen, welche den beiden von Lindley und Hutton aufgestellten Gattungen entsprechen. In der Abtheilung *Caulopteris* sind 6 Arten, und in der Abtheilung *Sigillaria* 53 Arten aufgeführt. — *Syringodendron*. Früher hatte Hr Brongniart die Eigenthümlichkeit dieser vom Grafen von Sternberg aufgestellten Gattung bezweifelt, indem er dafür gehalten, daß die unter jenem Namen aufgeführten Stammreste nur die von der äußeren, kohligen Rinde getrennten Kerne von Sigillarien seyen. Später hat er indessen die Ueberzeugung gewonnen, daß die von dem Grafen von Sternberg angegebenen Charactere wirklich bey ein Paar Arten sich finden, welche von ihm hier unter den Namen *Syringodendron pachyderma* und *cyclostigma* beschrieben werden. — Den Beschluß dieses ersten Theils macht ein Register über die darin abgehandelten Gegenstände.

Bev Weitem die mehrsten der von Herrn Brongniart beschriebenen fossilen Pflanzenar-

ten sind durch Steinzeichnungen erläutert, und nur dann, wenn bereits gute Abbildungen vorhanden waren, namentlich in den trefflichen und bekannten Werken des Herrn von Schlotheim und Grafen von Sternberg, sind sie nicht beygefügt. Die Steinzeichnungen sind im Ganzen sehr treu und gut ausgeführt. Oft sind einzelne Theile vergrößert dargestellt. Eine Reihe von Tafeln bezieht sich auf die zur Vergleichung dienenden, jetzt lebenden Pflanzen, worunter sich besonders die auszeichnen, welche die Anatomie von *Equisetum fluviatile* und die Darstellung des Habitus baumartiger Farn und der Structur ihrer Stämme enthalten. Referent wünscht dem vortrefflichen Werke ein ungestörtes, glückliches Fortschreiten zur Vollendung.

P a r i s.

Alphonse de Candolle Introduction à l'étude de Botanique. 2 Bände. 1835. Octav. Auch unter dem Titel: Histoire naturelle des Végétaux; Introduction. 534 u. 460 Seiten.

Da dieses Werk, das eine Abtheilung der Nouvelles Suites à Buffon bildet, ausdrücklich bevorwortet, die Wissenschaft weder durch neue Thatsachen, noch durch neue Theorien bereichern zu wollen, sondern nur das Vorhandene mit Klarheit darzustellen beabsichtigt: so könnte eine Analyse und Beurtheilung seines Inhalts überflüssig erscheinen. Aber bey der Geschwindigkeit des Fortschrittes in den Naturwissenschaften, bey dem schwer zu beherrschenden Umfange, den ihre Literatur in periodischen Schriften gewinnt, wird die Bedeutung von Lehrbüchern und Repertorien immer größer, die unter dem wechselnden Interesse des Tages die Entdeckungen fest halten, das

Uebertriebene mäßigen, jeder Beobachtung ihren Platz in der Wissenschaft anweisen sollen. Die Critik hat daher nur zu untersuchen, ob ein solches Lehrbuch den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft enthält, und ob es ihn klar und umsichtig zu beleuchten weiß.

Die Anordnung des Stoffes, wodurch zunächst jene Klarheit bedingt wird, ist in dem vorliegenden Werke genau dieselbe, wie in dem Cours de Botanique von dem berühmten Vater des Verfassers. Diese Uebereinstimmung, die sich auch auf die meisten allgemeineren Ansichten erstreckt und sogar in der Darstellungsweise nicht zu verkennen ist, überhebt uns, näher auf viele empfehlende Seiten des Buchs einzugehen, und bestimmt uns, besonders die Punkte hervor zu heben, die in des ältern De Candolle Werken angefochten wurden, oder die sich seitdem weiter entwickelt haben. Eine oberflächliche Ansicht könnte vielleicht das Werk des Sohnes nur als einen Auszug aus jenem abfertigen, dessen Kürze durch größere Sparsamkeit in der Anführung der beweisenden Thatsachen erreicht sey: als eine selbstständige Leistung aber muß es um so mehr betrachtet werden, als der Vorwurf, daß dort ausländische Forschungen nur wenig benutzt seyen, das vorliegende Werk kaum zu treffen scheint. Der Verfasser versichert vielmehr in der Vorrede selbst, daß er die Arbeiten von Meyen, Mohl, Lindley, Bischoff u. A. besonders vor Augen gehabt habe. So findet sich (I. S. 68.) eine gelungene Darstellung der Mohl'schen Theorie des Monocotyledonenstammes, wobey dem Verf. freylich die neuern Entdeckungen desselben über Nindenenentwicklung noch nicht bekannt seyn konnten. Die letztern widerlegen zugleich zwey irrthümliche Ansichten, die sich dort wiederholt finden, nämlich

den vermeintlichen Unterschied in der Rinde der beiden größern Typen des Gewächreichs (S. 76.) und die aus fehlerhafter Beobachtung hervor gegangene Theorie der Lenticellen, die vom Verf. mit so viel Vorliebe aufgenommen wird, daß sie drey Mahl in dem Werke vorkommt (S. 36, 51, 80.) und noch überdem zu einer physiologischen Vergleichung jener Organe mit den Spaltöffnungen der Epidermiß Anlaß gibt. So anerkennend die Beobachtungen über den Verlauf der Holzbündel bey den Monocotyledonen gewürdigt werden, so findet sich doch eine tadelnde Bemerkung über die Abbildungen Mohl's; der Vorwurf indessen, daß sie für die Theorie nicht instructiv wären, ist wohl unbegründet, da man auf einem Bilde, also auf einer Fläche, den spiralgigen Verlauf der Holzbündel, an dem die drey Punkte bey dem Blattursprung, bey dem Stammcentrum und bey der Rinde in verschiedene Ebenen fallen, nicht zugleich darstellen kann, wenn man Gründe hat, in der Figur nur Durchschnitte und nicht Präparate wieder zu geben. Segründet ist hingegen die Polemik, die den würdigen Desfontaines gegen Mohl in Schutz nimmt (II. S. 205): die für die Geschichte der Botanik höchst denkwürdige Stelle aus des Erstern Schrift, die beweist, daß er keineswegs das Wesen seiner Theorie in das Wachsthum nach Innen setzte, enthält folgende Definition der Monocotyledonen: 'Végétaux qui n'ont point de couches concentriques distinctes, dont la solidité décroît de la circonférence vers le centre; moëlle interposée entre les fibres; point de prolongemens médullaires en rayons divergens'. Hieraus ergibt sich, daß Mohl Desfontaines nicht widerlegte, sondern daß er die Erkenntniß nur erweiterte, indem er jenen Characteren die Einfachheit

und den besondern Verlauf der Holzbündel hinzu fügte, während eine eben so wesentliche Eigenthümlichkeit der Dicotyledonen, die secundäre Ringbildung der Holzbündel, schon richtig beobachtet war.

Eine andere wichtige Erweiterung der Pflanzen-Anatomie, die Theorie der festen Ablagerungen im Zellensaft und an der inneren Fläche der Zellenwand, ist vom Verf. weniger beachtet. Ueber den Verholzungsproceß und die Tüpfelbildung der Zellen (bekanntlich die früheste von Mohl's Leistungen) finden sich nur wenige und zum Theil ungenaue Angaben. So werden (I. S. 6.) die Kügelchen des Zellensaftes mit den Milchsaftkügelchen zusammen gestellt, die Tüpfel aber oder die verdünnten Stellen der Zellenwand nach der längst widerlegten Annahme Turpin's für Kügelchenablagerung gehalten. Befriedigend ist die Darstellung der Gefäße. Wenn man sich indessen immer mehr zu der Ansicht hinneigt, Zellen- und Gefäß-System für ursprünglich identisch anzusehen und die physiologische Differenz erst in den zusammen gesetzten Organen, den Holzbündeln und dem Zellgewebe aufzusuchen: so war dies eine Idee, die dem Verf. fremd bleiben mußte, weil ihm einige wesentliche Gründe jener Theorie, wie sie besonders von Meyen ausgebildet ist, entgangen sind. Dahin gehören namentlich die Dissipimente, die in allen Gefäßen vorkommen, die der Verf. ausdrücklich leugnet (I. S. 9.), die sich indessen in einer aus Kiefer entlehnten Abbildung (Tab. I. fig. 14.) bey punctirten Gefäßen deutlich gezeichnet finden, so daß das dem Werke zugegebene Kupfer hier die Angabe des Textes widerlegt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 19. May 1838.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Alphonse de Candolle
Introduction à l'étude de Botanique.

Dahin gehören ferner die Zellen, in denen Faserbildung in Spirallinien vorkommt, und die ein Hauptgegenstand der wichtigsten Untersuchungen von Purkinje, Mohl und Meyen gewesen sind: deren Resultate sind In De Candolle so unbekannt geblieben, daß er (I. S. 20.) die Spiralzellen und netzförmigen Gefäße für identisch hält, ein bemerkenswerther Irrthum, theils wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, theils wegen der Treue, mit der (tab. I. fig. 6.) Spiralzellen abgebildet werden, während es an Darstellungen netzförmiger Gefäße anderwo nicht fehlt.

Die Lehre von den Latexgefäßen beginnt (I. S. 25.) mit folgendem Satz: les végétaux produisent dans leur tissu des sucs de nature diverse, ordinairement colorés, odorans, qui distendent les cellules et en rompent les parois de manière à former de petits résér-

voirs. Dem zufolge werden dann weiter die eigenen Wände der Vatergefäße geleugnet. Sie sind aber von vielen Beobachtern gesehen, können auch als Postulat bey andern Erscheinungen betrachtet werden: strömten die Milchsäfte nur in Intercellulargängen, warum fließen sie nicht aus den Spaltöffnungen aus? warum werden sie hingegen höchst wahrscheinlich von der Wurzel excerniert? Zu der letztern Annahme aber wird man sich um so leichter hinneigen, je mehr man Macaire's Versuche überdenkt. Da die erwähnte Zerreißung der Zellenwände keine Beobachtung, sondern Hypothese ist, so verdient bemerkt zu werden, daß man noch nie im Parenchym der Pflanze Reste zerrissener Zellen gesehen hat, ein Einwurf, dessen sich der Verf. später selbst gegen die Entstehung neuer Zellen in den Zellenhöhlen bedient. Da dieser Vorgang wenigstens in den Antheren nachgewiesen ist und auch vom Verf. angenommen wird (so daß er hieraus einen Bildungsunterschied zwischen vegetativen und reproductiven Organen herleiten möchte): so kann man entgegen, daß auch die Mutterzelle der Pollenkörner nicht zerrissen gefunden wird, daß aber im Organismus neben jener mechanischen Ansicht auch die Ansicht von Entfernung eines Organs durch Resorption bestehen kann. So werden ja auch die Ablagerungen des Parenchyms, z. B. das Stärkemehl, in vielen Fällen resorbiert; so verschwinden auch Nucleus und einzelne Eryhäute in den Samen vieler Pflanzen, ohne daß man an mechanische Eingriffe denken könnte.

Wenden wir uns von der Pflanzen-Anatomie im engeren Sinne zur Organographie, so treffen wir hier so wohl ein tieferes Durchdringen des Gegenstandes, als eine Darstellung von größerer Consequenz. Besonders auszuzeichnen ist die Be-

handlung des Blatts, der Inflorescenz und der Befruchtungsorgane; eine sorgfältige Benutzung der Arbeiten von Brongniart, Mirbel, R. Brown und De Candolle machen sich bemerklich; durch Schärfe und Klarheit in der Auffassung wird jene Ausführlichkeit im Detail der Beobachtungen vermieden, die in diesen schwierigen Gebieten den Anfänger zu verwirren pflegt. Eine allgemeinere Bemerkung indessen, welche die heutige Tendenz morphologischer Forschungen betrifft, findet auch hier ihre Anwendung. Der organologische Grundgedanke Linné's (Philosoph. botan. p. 38.), der in der Entgegensetzung der krautartigen Ase (Truncus) gegen den Holzstamm (Caudex) und in der Identificierung des letztern mit ältern Wurzeltheilen ('arbores omnes itaque radices sunt supra terram') besteht, verschwand nach und nach immer mehr aus der Wissenschaft, liegt auch den De Candolle'schen Theorien fern, macht sich aber in Deutschland immer mehr wieder geltend. Ohne diesen Gedanken, der empirisch bewiesen werden kann, müssen Untersuchungen über Bedeutung der Mittelstöcke nur zu willkürlichen Begriffsbestimmungen führen, so wie er allein die allgemeine Anwendung der Metamorphose möglich macht. Somit stellt sich die Genfer Schule andern Bestrebungen in dem Sinne gegenüber, daß sie die Morphologie der entwickelten Organe auf die Spitze treibt, während die Entwicklungsgeschichte, aus der nach R. Brown's nicht erreichtem Vorgange besonders deutsche Botaniker, z. B. Link, Roeper, Bischoff u. A. wichtige Resultate gezogen haben, weniger von ihnen untersucht wird. So spricht der Verf. wiederholt von der Unmöglichkeit, für die Theorie der Verwachsung einen empirischen Beweis zu finden und zwar wegen der Kleinheit der Theile in der

Knospe: so wie man aber Zellen untersuchen kann, deren Aggregation erst die Knospe bildet, so ist es auch leicht zu beobachten, daß Organe, die wirklich verwachsen, ursprünglich frey sind. Einige Beyspiele aus dem vorliegenden Werke werden den Nachtheil, der aus der einseitigen Betrachtung des Entwickelten entspringt, näher nachweisen. Die Knollen der Kartoffeln werden (I. S. 82.) zu den Formen unterirdischer Stengel gerechnet, weil sie am Lichte grün werden und Blätter (soll heißen Knospen) treiben; eben da werden andere Knollen, z. B. von Dahlia, Orchis, zu den Wurzelformen gerechnet, obwohl sie sich unter geeigneten Umständen eben so verhalten, wie die erstern, wenigstens unstreitig Knospen producieren. Der wesentliche Character jeder Stammbildung, sie sey nun secundäre Bildung im Stengel oder in der Wurzel, ist die Knospenproduction, d. h. die Bildung eines abgesonderten Zellenaggregats zwischen Holz und Rinde, dem die Potentia zukommt, ein krautartiges Individuum zu entwickeln; da die Richtungsverschiedenheit zwischen den aus Stengel oder Wurzel entstandenen Stammbildungen aufhört, so hört jeder morphologische Unterschied nach dieser zweyfachen Entstehungsweise auch auf und es ist daher eine müßige Frage, ob ein Knollen, ein Rhizom, Stengel oder Wurzel sey. Sie sind vielmehr keins von beiden, da an den Organen der krautartigen Pflanze keine Knospenbildung im angeführten Sinne, sondern mit Ausnahme der Embryoerzeugung nur einfache Verästelung vorkommt. Eben so wenig haltbar ist die Ansicht, die (I. S. 76.) von der Knospe gegeben wird, in sofern man unter diesem Begriffe die jungen Aeste der krautartigen Pflanze und das junge

Fräutartige Individuum selbst zusammen faßt. Der Verf. ist nämlich der Meinung, daß die Knospe nur aus Blättern bestehe, während schon die glückliche Gleichstellung der Knospe mit dem Embryo, der aus Blatt und Aze besteht, mit Nothwendigkeit darauf hinweist, daß auch der Knospe beide Fundamentalorgane wesentlich sind. Selbst in die Geschichte der Entwicklung des Eyes, die übrigens vorzüglich lichtvoll nach Mirzbel dargestellt wird, mischen sich die Consequenzen, die aus dem erwähnten Standpuncte hervor gehen. Die Eyhäute (I. S. 195.) werden nämlich für von den Blättern verschiedene Organe erklärt, parceque les ovules sont des excroissances du bord des feuilles et non des feuilles métamorphosées. Geht man dagegen von der freyen Centralplacenta aus, so wird man im Funiculus eine wahre Aze erkennen und in der Entstehungsweise der Eyhäute durch Anschwellungen jener Aze den frühesten Bildungsproceß des Blatts in der Knospe wieder erkennen: eine Theorie, für die Hr Schleiden neuerlich die beweisenden Thatsachen in Wiegmann's Archiv mitgetheilt hat.

So wie es unser Zweck war, hier besonders die Punkte zu berühren, bey denen der Verfasser nicht mehr mit den Ansichten seines Vaters übereinstimmt, so kann man dahin auch die neue Gestalt rechnen, in der die Lehre vom Blüthenstande abgehandelt wird. Es findet sich hier eine neue und wie es scheint glückliche Theorie. Ordnet man die Aeste nach ihrer Verbindung mit der Hauptaxe in Azen gleichen Ranges, so daß der Stengel selbst die Aze höchsten Ranges bildet: so sollen, wenn eine Aze einen centrifugalen Blüthenstand hat, die Azen niedrigeren Ranges

sich gleichfalls stets centrifugal entfalten, die höhern aber davon unabhängig seyn. Man sieht, wie hierdurch die Thatsache erklärt wird, daß bey einer Cyma nie die Aeste in Trauben oder Köpfchen blühen, während doch der indefinite Blüthenstand des Stengels Cyma-Bildung der Aeste zuläßt, z. B. bey den meisten Labiaten. Ferner findet sich hier schon die richtige Deutung der Infl. scordioidea aus einseitigem Abort der Aeste einer Cyma (I. S. 122.), wie sie von Hn Schimper (Flora 1835. 1. S. 189.) gleichzeitig gemacht wurde. Uebrigens sind die Verhältnisse der Blattstellung nur im allgemeinsten Umrisse mitgetheilt, was zu loben ist, da der wissenschaftlichen Welt leider noch bis heute keine Arbeit vorliegt, worin die Schimper'schen Ansichten vollständig dargestellt wären. Der Verf. nennt den Aufsatz A. Braun's in den Acten der Leopoldinischen Academie un travail des plus obscurs de la langue allemande und dankt Hn v. Martius für einen gedrängten Auszug in französischer Sprache. Seitdem ist freylich der Gegenstand durch die nähere Betrachtung des Uebergangs einer Spirale in die andere, z. B. vom Stengel zum Aste, zur Blume, sehr viel weiter gediehen, aber der bekannte Vortrag Schimper's bey der Versammlung der Naturforscher im Jahre 1834 konnte vom Verf. schwerlich schon benützt werden.

Auch die Fruchtlehre entfernt sich wesentlich von der Darstellung in der Organographie végétale. Sehr verdienstlich ist hiersür Hn Lindley's Einführung der Begriffe von syncarper und apocarper Frucht gewesen und dieser Gesichtspunct, der die einzigen wesentlichen Verschiedenheiten im Baue des Ovarium auffaßt, ist es auch, von

dem der Verf. ausgeht. Zu bemerken ist, daß das wahre diagnostische Zeichen dieser Typen von beiden Schriftstellern nicht deutlich ausgesprochen wird, indem sie den Unterschied nur in die Verwachsung der Carpelle legen. Aber auch in der apocarpen Frucht können die Carpelle verwachsen, z. B. bey vielen Rosaceen; die wesentliche Differenz aber besteht alsdann in der Mehrzahl der Griffelcanäle, oder mit andern Worten, die Verwachsung erfolgt nicht durch die Ränder, sondern durch den Rücken der Carpelle. Den einzelnen Fall in eine jeder beiden Categorien zu bringen, ist oft schwierig und nur durch Untersuchung der jüngsten Zustände zu erreichen; zum Criterium die Anzahl der Griffel zu wählen, leitet so lange irre, als Griffel und Narbe willkürlich gegen einander begränzt werden. So irrt der Verfasser, wenn er (I. S. 178.) den Gräsern (quand il y a une seule loge et deux styles ou stigmates) zwey Carpelle zuschreibt, da hier nicht zwey Griffel, d. h. im Innern mit Leitungsgewebe versehene Organe, sondern nur zwey Narben oder unverwachsene Spizen des Carpellblatts vorkommen. Wahrscheinlich findet derselbe Fall bey den Synanthereen statt. Der Verf. fügt den beiden erwähnten Fruchtarten noch eine dritte hinzu, die er 'Fructus polyanthocarpus' nennt, nämlich eine zusammen hängende, aus mehreren Blumen entstandene Frucht, z. B. bey *Lonicera*, bey dem Brotbaume. Diese Fälle dürften nicht von einer Verschiedenheit in der Fruchtanlage, sondern von der Bildung der bey epignnischen Insertionen mitwirkenden Torustheile abhängen. Den Beschluß macht bey der Carpologie eine sehr ausführliche Aufzählung derjenigen Fruchtformen, die mit besondern Terminis bezeichnet werden, von denen

indessen der größte Theil glücklicher Weise nicht im Gebrauche ist.

Am Ende der Organographie findet sich ein kurzer Abschnitt, der den Cryptogamen gewidmet ist. So wenig er ausreicht, um zur Einsicht in ihren mannigfachen Bau zu gelangen, so wird doch der wichtige Character der Cryptogamen, der in dem Mangel des Embryo besteht, mit Recht an die Spitze der Untersuchung gestellt und der Gegensatz der Spore gegen den Samen klar entwickelt. Durch diesen Gegensatz wird die Grenze scharf und zwar im Linné'schen Sinne gezogen, während anatomische Differenzen schwieriger nachzuweisen sind und die sexuellen Organe der Cryptogamen immer noch Gegenstand der Hypothesen und des Streits bleiben.

Wenige Bemerkungen nur sind über den zweyten Hauptabschnitt zu machen, der die Physiologie enthält und sich noch genauer an die Physiologie végétale anschließt. Wir finden hier einige Hypothesen derselben, die sich keinen Eingang bey den Physiologen haben verschaffen können, wieder mit denselben Gründen unterstützt. Dahin gehört die unmerkliche Zellencontraction, von der die Bewegung des Saftes abhängen soll. Die bedeutende Förderung, die der Kenntniß hierauf bezüglicher Phänomene durch die Arbeiten von Schults und Meyen geworden ist, hat in Frankreich mit Ausnahme der öffentlichen Ehrenbezeugungen bis jetzt wenig Anerkennung gefunden, und so sehen wir unter den Gründen für jene Zellencontraction theils Erscheinungen angeführt, die der Milchsaftbewegung angehören, theils solche, die der Circulation in der Zellenhöhle eigen sind. Da nach des Verfs Ansicht der Milchsaft sich in Lücken des Zellgewebes befindet, so ist

schwer einzusehen, wie die Contraction der geschlossenen Zellenmembran Flüssigkeiten so wohl in ihrer Höhlung als an ihrer Außenfläche in Bewegung setzen soll. Eine zweyte Hypothese betrifft das Aufsteigen des Saftes, das von der Wurzelabsorption an durchaus den Intercellulargängen zugeschrieben wird: wichtige Organe nach diesen Ansichten, zur Saftführung, zum Reservoir der Secrete, zur Evaporation und Respiration bestimmt, so daß die Lücken der Zellen im Haushalte des Pflanzenlebens eine größere Rolle spielten, als die Zellen selbst. Zur Unterstützung der Meinung, daß die Wurzelspitzen den Nahrungsaft durch Intercellulargänge aufnehmen, wird (I. S. 244.) angeführt, daß in Wasser suspendierte Pulver in die Pflanze übergangen. Dies widerspricht zu sehr den Erfahrungen anderer Naturforscher, als daß man nicht berechtigt wäre, es geradezu für eine irrige Beobachtung zu erklären, zumahl da die Epidermiszellen außer den Spaltöffnungen die der Wurzel fehlen gar keine Intercellulargänge übrig lassen und es andererseits zwar eine allgemein verbreitete, aber doch unbegründete Voraussetzung ist, daß Wurzeln und Narbe ohne Epidermis seyen. Bey der weitern Bewegung des Safts in der Aze beruft der Verf. sich besonders auf Bischoff's Versuche über die Function der Spiralgefäße, denen sich neuerlich von mehreren Seiten directe Beobachtung über wenigstens periodische Saftführung derselben entgegen gestellt hat. An jene Versuche knüpft Hr De Candolle eine Betrachtung über innere Respiration der Pflanzen, dont les détails sont bien peu connus (I. S. 328.), indem es ihm unerklärlich scheint, daß Luft im Innern der Pflanze reicher an Sauerstoff ist, als

atmosphärische Luft. Da er schon früher (S. 287.) die chemische Theorie ausgesprochen hat, die jetzt die Basis der ganzen Pflanzen-Physiologie bildet, nämlich die Zusammensetzung der organischen Membran und aller allgemein verbreiteten Secrete im Verhältnisse von Kohlenstoff und Wasser, so daß der Nahrungssaft der Pflanzen, d. h. Kohlensäures Wasser, bey der Bildung jener Verbindungen Sauerstoff entbinden muß: so würden einfache Consequenzen das Resultat jener Versuche zu erläutern im Stande seyn. Aber der Vf. kann zu dieser Ansicht, die vielleicht das ganze Verhältniß des Pflanzenlebens zur Atmosphäre umfaßt, nicht gelangen, weil die Idee, daß die Respiration der Pflanzen wie die der Thiere unmittelbare Wechselwirkung mit der Atmosphäre sey, diesem Theile seiner Physiologie zu Grunde liegt. Indessen der Versuch des ältern De Candoles, in dem eine in einer mit Wasser gefüllten Glocke vegetierende Mentha in demselben Sinne Sauerstoff entwickelte, als in einer andern Kohlensäure enthaltenden und mit jener durch das Wasser des Gefäßes communicierenden Glocke dieses Gas verschwand, ist für eine solche Wechselwirkung nicht beweisend, da die Kohlensäure einfach vom Wasser absorbiert und erst der Pflanze durch die Wurzel zugeführt wurde. Auf ähnliche Weise sind mehrere Gegenstände der Physiologie nicht mit der Schärfe empirisch dargethan, die in einem Lehrbuche besonders wünschenswerth erscheint. Andere Lehren haben schon seit dem Erscheinen des Werks eine sehr veränderte Gestalt gewonnen, wozu das Stärkemehl und die Pflanzenfarben Belege liefern. Wohl aber hätte es dem Verf. bekannt seyn können, daß die rothe Farbe nicht von festen Secreten, sondern von

Färbung des Zellsaftes abhängt: das Gegentheil wird indessen ausdrücklich angeführt (I. S. 6.).

Der dritte Abschnitt enthält die Methodologie und verhält sich zur Théorie élémentaire ebenso, wie die beiden ersten Abschnitte zur Organographie und Physiologie végétale. Die Methodologie zerfällt in die Taxonomie, Glossologie, Phytographie und in eine Uebersicht der natürlichen Familien. Den Anfang macht eine Beurtheilung der botanischen Systematik, die in Anordnung, Consequenz und klarem, zum Theil glänzendem Vortrage zu dem Gediegensten gehört, was zur Begründung der natürlichen Methode und zur Einführung in dieselbe geschrieben ist. Linné's Verdienste werden mit Einsicht entwickelt; er wird als philosophischer Begründer des natürlichen Systems dem empirischen Begründer Jusseu gegenüber gestellt. Als Basis wird mit Recht nächst der Untersuchung von Structur und Lage die Anordnung der Charactere nach ihrer Wichtigkeit betrachtet, woben wiederum ihre Constanz das vorzüglichste Criterium bildet. Aber es wird immer eine vergebliche Bemühung seyn, in dieser Hinsicht die anatomischen und organologischen Systeme zu vergleichen, oder die Verhältnisse ihrer Wichtigkeit, wie hier geschieht, durch Ziffern auszudrücken, z. B. zu sagen, die Ringbildung der Holzbündel hat doppelt so viel Werth als die Existenz der Blumenkrone: hiermit ist der Forschung der Stempel der Willkür aufgedrückt. Ferner ist keine Rücksicht auf die immer allgemeiner auftretende Thatsache genommen, daß ein Character in einer Gruppe die größte Constanz und somit Bedeutung habe, in einer andern aber gar keine: in diesem Umstande aber liegt eben die

Unmöglichkeit, alle Charactere nach ihrer Wichtigkeit anzuordnen, aber er stellt zugleich die Ausbildung der natürlichen Methode höher als eine technische Fertigkeit.

Die Glossologie im De Candolle'schen Sinne enthält nur die für alle Organe gebräuchlichen Kunstausdrücke und, seitdem das Besondere in die Organographie verwiesen ist, haben die Lehrbücher der Botanik die lästige, vom Studium abschreckende Terminologie verloren. Unter den Terminis werden kaum wesentliche vermißt; zu den wenig gebräuchlichen indessen gehört z. B. *ligulatum*, wenig von *oblongum* verschieden; *cy-ma* für Baumkrone ist gleichfalls nicht zu billigen.

Besonders nimmt das Interesse der Botaniker die Uebersicht der natürlichen Familien in Anspruch, da sie seit fast zwanzig Jahren die erste vollständige Mittheilung des De Candolle'schen Systems ist; denn der Sohn behauptet hierin durchaus den Ansichten seines Vaters gefolgt zu seyn, wodurch, da diese Anordnung nur so weit der Prodrömus bis jetzt reicht, bekannt war, Vielen ein großer Dienst geleistet ist. Die folgenden Angaben betreffen daher nur die letzte Hälfte des Catalogs. Auffallend erscheint die Stellung der Penaeaceen zwischen den Vaccinieen und Ericaceen, woben Knuth's wichtiger Aufsatz in der *Linnaea* nicht citiert wird, in dem ihre nächste Verwandtschaft mit den Thymelaeen bewiesen wurde: sie unterscheiden sich von diesen nur durch ein vierfächeriges Ovarium und Lindley gebraucht sie mit Grund als Instanz gegen übermäßige Trennung verwandter Formen in besondere Familien; schon die Insertion der Staubgefäße, die in der Characteristik hier nicht erwähnt wird, entfernt sie

von den Ericen. Die Gesneriaceen stehen ganz isoliert zwischen den Stylidieen und Vaccinieen, da sie wegen der streng durchgeführten Eintheilung in Calyciflorae und Corolliflorae von ihren nächsten Verwandtschaften getrennt worden sind. Man kann diese Familie vielmehr als Beweis gegen jene Abtheilungen anwenden, die erst natürlich werden, so bald man jede Insertion der Staubgefäße auf die Blumenkrone aus den Calycifloren ausschließt und ganz vom Ovarium superum und inferum absieht: auf diese Weise werden die Ericen und verwandten Ordnungen die einzigen Monopetalen seyn, die nicht zu den Corollifloren kommen. Uebrigens ist zu bemerken, daß die Ericen selbst durchaus Thalamifloren sind, da bey ihnen keine andere Verzweigung als die von Wirtelgliedern unter sich vorkommt; sie verhalten sich demnach nicht anders wie einige Rutaceen, zu denen sie die nächste Verwandtschaft zu haben scheinen; De Candolle stellt sie hingegen zu den Calycifloren. Globularia folgt hier auf die Selagineen, wie De Candolle schon im Prodrömus andeutete, sie sey eine Corolliflore: dies ist ohne Zweifel richtig, aber sie unterscheidet sich von den Dipsaceen lediglich durch das freye Ovarium. Warum bildet man hier eine eigene Familie und entfernt sie weit von ihrer Verwandtschaft, während man die Vaccinieen mit Recht neben den Ericen läßt, Houstonia nicht von den Rubiaceen trennen darf u. s. w.? Die Resedaceen, auf deren Stellung man sehr gespannt war, da sie bey den Polypetalen vermißt wurden, stehen neben den Euphorbiaceen: zur Erläuterung dient nur ein Fragezeichen bey dem Worte Pétales, die demnach von De Candolle wahrscheinlich für abortierte Staub-

gefäße gehalten werden. Die Umentaceen sind im ältern Sinne aufgefaßt, so daß sogar die Saliceen nicht davon getrennt werden: in vielen andern Fällen werden hingegen die neueren Spaltungen angenommen. Die Podostemeen stehen unrichtig bey den Monocotyledonen. Im Ganzen sieht man dieser Uebersicht an, daß sie nur etwas Vorläufiges sey, während erst bey dem Fortschreiten des Prodromus die Fragen abgeschlossen werden sollen: einige schwankende Angaben mögen indessen nur der Redaction zu Last fallen. So werden (II. S. 206.) die Butomeen und Juncagineen (!) zu den Alismaceen gezogen, dem ungeachtet (S. 216.) die Butomeen nochmahls als eigene Familie aufgeführt und beschrieben. Es werden 205 Familien anerkannt und mit Characteren, Angaben über Verbreitung, Eintheilung, mit Citaten, Beyspielen u. s. w. versehen. Verwandtschaft und Diagnostik sind nicht besonders hervor gehoben. Bey der Characteristik vermißt man zuweilen etwas Wesentliches: so fehlt bey den Malpighiaceen die Angabe der Kelchdrüsen, bey den Acerineen die Form der Petala (daher kein distinctiver Character von jenen), bey den Leguminosen die Stellung des fünften Sepalum, bey den Myrtaceenblättern die Nervenvertheilung, bey vielen Monopetalen, z. B. den Convolvuleen, Personaten, Polemoniaceen die Corollen-Aestivation. Die letztere wird hingegen bey den Gentianeen unrichtig als imbricata angegeben, ein Fall, der in dieser Familie nie vorkommt.

Den vierten Abschnitt bildet die Pflanzengeographie, die eigenthümlich behandelt ist und auch die einzigen Angaben über die Wirkung der Lebensreize enthält. Deren alterierende Wirksam-

keit, welche die Spielarten hervor ruft, ist in dessen Gegenstand der Physiologie. Zwey Ansichten stehen sich jetzt in der Pflanzengeographie gegenüber: die eine bestrebt sich, eine Charakteristik der natürlichen Floren durch die Verhältnisse der Familien und durch die Physiognomie der Natur zu gewinnen; die andere erkennt keine begrenzte Floren an und sucht nur Centra der Verbreitung für einzelne Pflanzengruppen auf. Da der Verfasser die letztere Ansicht theilt, so werden einige der wichtigsten Ideen Humboldt's ganz übergangen, namentlich die Uebereinstimmung gewisser Familien-Quotienten in größern Gebieten, und die Charakteristik derjenigen Pflanzenformen, von welchen das Physiognomische abhängt. Statt dessen finden sich verschiedene Gesetze aus eigenen Untersuchungen entwickelt, welche die statistischen Verhältnisse ganzer Zonen betreffen. Die benutzten Floren, aus welchen die Resultate in Tafeln mitgetheilt werden, sind in dessen zu wenig zahlreich (für tropische Gegenden meist nur Mauritius), um allgemeine Schlüsse zu erlauben. Ganz eigenthümlich ist die Untersuchung über die Extension der Familien, wobey zwey für die Wissenschaft in dieser Allgemeinheit neuen Gesetze nachgewiesen werden: die Area einer Pflanzengruppe wird um so kleiner, je höher diese organisiert ist, und zweytens, je mehr sie in die Nähe des Aequators fällt. Den Beschluß macht eine Aufzählung der natürlichen Floren (Régions botaniques DC.), für deren Theilung kein botanisches Princip obgewaltet hat; auch auf verschiedene Höhen ist keine Rücksicht genommen, so daß die Alpen zu Europa gerechnet und die Humboldt'schen Floren zusammen gefaßt werden.

Die Abhandlung über fossile Pflanzen, die den fünften Abschnitt bildet, steht auf dem Standpuncte Brongniart's und empfiehlt sich durch Uebersichtlichkeit und Genauigkeit. Spätere Arbeiten (nach 1828) sind außer der Fossil Flora wenig benutzt. So wird (II. S. 330.) von den Versteinerungen des Zechsteingebirges behauptet, sie seyen nur marinen Ursprungs: die Stämme des Todtliegenden, z. B. *Lycopodiolithes hexagonus* Bisch., werden nicht erwähnt, so wenig als Witham's schöne Untersuchungen über jene Formation (*Observations on fossil vegetables*. Edinb. 1831) benutzt sind.

Die medicinische Botanik enthält nur einige allgemeine Betrachtungen über die Uebereinstimmung, die zwischen der Organisation der Pflanzen und ihrer medicinischen Wirksamkeit herrscht, namentlich die Ausführung des Satzes, daß, wenn in einer Familie eine Art in dieser Hinsicht eigenthümlich da steht, dies meist von der größern Ausbildung gewisser Organe oder gewisser Secretionen abhängt, die in anderen Arten gleichfalls aber nur in geringerem Grade gefunden werden. Den Schluß des Buchs macht eine kurze Uebersicht der Geschichte der Botanik, deren Angaben größtentheils aus Sprengel entlehnt sind. Endlich sind noch 8 Kupfertafeln zur Organographie beygegeben, die meist Copien aus wichtigen Werken sind, und sich durch zweckmäßige Auswahl auszeichnen.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 21. May 1838.

A m s t e r d a m.

Specimen historico-politicum inaugurale de Gildarum historia, forma et auctoritate politica, medio in primis aevo, scripsit Cornelius Josinus Fortuyn. 1834. XIV und 244 Seiten in Octavo.

Vorliegende Dissertation, welche zur Erlangung der Doctorwürde bey der Universität zu Leyden eingereicht wurde, erzwingt nicht minder durch die Wahl des Gegenstandes, als durch die Emsigkeit, mit welcher zur richtigen Beleuchtung desselben die vorzüglichsten geschichtlichen Quellen und Rechtsmonumente eines großen Theils der europäischen Völker benutzt sind, eine besondere Theilnahme. Erwägen wir, daß sich das kräftigste Leben der deutschen Städte im Mittelalter aus den Innungen entwickelt, so werden wir, auch nach den mit fester Hand gezeichneten Grundzügen eines Eichhorn und den Untersuchungen von Hüllmann, Leo und Wilba, jede auf die

Entstehung und Durchbildung dieser Genossenschaften bezügliche Abhandlung nur willkommen heißen können. Die merkwürdigen Bewegungen, welche fast zu der nämlichen Zeit von Zürich bis Lübeck und Danzig die Verhältnisse in den deutschen Städten umgestalteten und statt des patrischen Regiments die Zünfte an die Spitze der Verwaltung brachten, können nur in einer gründlichen Erörterung der innersten Bestandtheile dieser Corporationen, ihrer Wandelungen, ihres mercantilischen und politischen Strebens, die genügende Erklärung finden.

Der Verf. behandelt seine Aufgabe in 8 Kapiteln, von denen sich das erste über Ursprung und Bedeutung der Gilden im Allgemeinen, das zweyte bis fünfte über deren Zweck und Ereignisse in den scandinavischen Reichen, in England und Frankreich ausläßt. Beym fünften Kapitel, welches die deutschen Zünfte behandelt, möge es uns vergönnt seyn, etwas länger zu verweilen. Wenn hier behauptet wird, daß die beiden Friedriche aus dem Hause der Staufeu gegen die städtischen Genossenschaften mit großer Strenge aufgetreten seyen in *cleri commodum, institutum nostrum acri odio prosequentis*, so mag dieses immerhin bey einzelnen Gelegenheiten der Fall gewesen seyn, während sich das Ringen dieser Freyheit gegen die aufblühende Bürger-Freyheit in dem Lande jenseits der Alpen auß entschiedenste ausspricht. Daß ein Staufe als treuer Sohn der Kirche für diese des kaiserlichen Nachwortes sich bediente, möchte zu den seltensten Ausnahmen zu zählen seyn. Der Ausspruch (S. 127 ff.), daß bey dem zunehmenden Gewerbefleiß und dem Handelsfinne der Stadtbewohner auch die Patricier dem kaufmännischen Streben gehuldigt hätz

ten, würde, im Allgemeinen hingestellt, jedenfalls der genaueren Beweisführung bedürfen. Es ist uns nicht unbekannt, daß die Stadtjunker sich als Mitglieder einer gewissen Zunft einschreiben zu lassen pflegten (so die Goldringe Braunschweigs, welche im Amte der Gewerbschneider saßen), aber dieses geschah wohl nur, um nicht von den Vorrechten ausgeschlossen zu seyn, welche die Genossenschaften innerhalb des Reichbildes ausübten. Der Verfasser hat eine unendlich reiche Literatur über das städtische Zunftwesen mit großer Leichtigkeit zu benutzen verstanden; er stellt die einander entgegen stehenden Ansichten zusammen, gibt uns die feiniqe und belegt sie mit Beyspielen. Ref. kann sich bey dieser Gelegenheit der Meinung nicht erwehren, daß, wie wir bey der Untersuchung über deutsche Stadtrechte auf wenige Quellen zurück geführt werden, die, hierhin und dorthin sich verbreitend, mit fremden und einheimischen Thaten geläutert und getrübt erscheinen, so ein anschauliches Bild über die Verhältnisse deutscher Zünfte im Mittelalter aus den Statuten und Stadtgeschichten einzelner großen Reichbilde am richtigsten erhelle, daß dieses dagegen durch Berücksichtigung der tausendfachen Modificationen, welche jene Corporationen in kleineren Städten erlitten, an Klarheit durchaus verlieren muß. Wenn wir die Geschichte der Gilden in Zürich, Straßburg, Frankfurt, Augsburg, Köln, Erfurt, Braunschweig und Lübeck verfolgen, werden wir in ihnen die Begründung und historische Gestaltung der nämlichen Institute in allen durch Lage oder Handelsverbindungen verwandten Städten mit Sicherheit erkennen. Schenken wir dagegen den variierenden Erscheinungen der letzt genannten eine zu große Aufmerksamkeit, so laufen wir unwillkürlich Gefahr, uns der An-

schauung der einfachen Grundzüge zu berauben. Der Verf. theilt die Geschichte des Zunftwesens sehr bequem in drey große Abschnitte; 1) von der Zeit der Entstehung derselben bis zu dem Augenblicke, daß sie an dem Stadtreimente Antheil nahmen; 2) die Zeit der Blüthe, da die Gerechtsame der Zünfte sich auf ungewöhnliche Weise ausdehnten, da nur durch sie der Weg in den Rath geboten wurde; 3) die Zeit des mit dem Ausscheiden aus dem Regimente beginnenden Sinkens bis auf die neuesten Tage. Die mittlere dieser Perioden, welche hier einer genaueren Untersuchung unterzogen wird, ist die Zeit überfließender städtischer Macht, in welcher von der andern Seite durch ein zu entschieden vorherrschendes demokratisches Element die Ursache des nachmaligen Verfalls unverkennbar hervortritt. Im sechsten Kapitel behandelt der Verf. das Zunftwesen in Italien, im siebenten und achten die Gestaltung, das Gedeihen, den endlichen Verfall der Innungen in Belgien und Holland.

Hav.

D a r m s t a d t.

Druck und Verlag von B. W. Leske, 1837: Jacques Auguste de Thou's Leben, Schriften und historische Kunst verglichen mit der der Alten. Eine Preisschrift von Dr H. Dünker. 121 S. in Octav.

Es ist keine ausgezeichnete Arbeit, die uns in der kleinen Schrift geboten wird, aber sie ist nicht ohne mannigfaches Verdienst. De Thou gehört zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit; seine Thätigkeit im Staate, seine Verdienste um Wissenschaft, seine Verbindung mit den ersten

Geistern seines Jahrhunderts, vor Allem sein großes Werk, die *Historiae sui temporis*, sichern ihm für alle Zeit einen großen Namen. Er gehört zu den wenigen Meistern in der Historie, deren Werke auf eine höhere Schätzung Anspruch haben. Schon der Titel unsers Buches bezeichnet, daß hier der Versuch gemacht ist, ihm diese Würdigung in vollem Maße zuzuthemen. Der Verf. hat seinem Autor alle Liebe und alles Lob gespendet, was man irgend fordern möchte; den gefeyertesten unter den Historikern des Alterthums wird er an die Seite gestellt; es scheint man müßte sagen, alle Erfordernisse eines Geschichtschreibers seyen in ihm zur Vollendung gelangt.

Doch möchte dagegen Mancher begründeten Einspruch erheben. Thuanus schrieb nicht für die Nation, er schrieb für die gebildete Welt — wie jene Zeit meinte —, wir würden sagen die Gelehrten im Allgemeinen, und hat deshalb die lateinische Sprache gewählt. Es hat dies seinen Ruhm vielleicht nur vergrößert. Die französische Sprache stand in ihrer Entwicklung der italiänischen nach; so war es schwer, den großen Vorbildern ihrer Literatur sich anzuschließen, und wie Guicciardini, Macchiavelli, Jovio und Adriani in der eigenen Sprache zu reden. Es blühten damahls die classischen Studien wie kaum zu einer anderen Zeit durch Männer wie die Pithou, Scaliger, Casaubonus, sie waren ein Gemeingut aller Nationen und verbanden sie unter einander. So ist die Wahl des Autors gerechtfertigt, aber auf unserem Standpuncte werden wir sie schwerlich unbedingt billigen.

Eine strenge Prüfung der Leistung Thuanus wird aber ein Anderes noch entschiedener hervor

zu heben haben. Es ist das umfangreiche, weitläufige Buch in allen Theilen mit Eleganz und mit historischem Sinne geschrieben; aber die größere Hälfte ist eine Compilation aus fremden Quellen, denen der Schriftsteller ohne tieferes Urtheil und strenge Critik sich anschließt; er hat hier nur zusammen getragen und an einander gereiht, ohne den ganzen Stoff, den er umfaßt, geistig zu verarbeiten. Es ist deshalb das Buch in seinen verschiedenen Theilen von sehr verschiedenem Werthe nicht bloß nur sehr beschränkt als verlässliche Quelle zu gebrauchen, sondern auch als künstlerisches Ganzes minder vollendet zu nennen, als es vielleicht bey größerer Beschränkung auf ein Gebiet, das er ganz beherrschte, aus der Thuan's Feder hervor gegangen wäre.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat dies zum Theil auch selbst gefühlt, aber es ist ihm der Unterschied nicht deutlich geworden; er hat überhaupt das Verhältniß des Schriftstellers zu seinen Quellen zu flüchtig und kurz abgefertigt. Es werden nur die Stellen, wo Thuan selbst seine Gewährsmänner nennt, sorgfältig zusammen gestellt, aber über die Art und Weise der Benutzung aus eigener Kenntniß derselben wird nichts gesagt. — Es führt uns dies dahin, den Hauptmangel der Schrift zu bezeichnen: der Vf. hat nicht aus der Mitte umfassender Studien über die neueren Historiker heraus diese Monographie verfaßt, sondern durch das Thema äußerlich angeregt ist er an die Lösung der Aufgabe gegangen. So ist fleißig vieles zusammen gelesen, aber es fehlt die nähere Kenntniß der Zeit; die übrigen Historiker jener Jahrhunderte, neben die gehalten dem Thuan erst seine gebührende Stelle angewiesen werden kann, blieben Hn D.

unbekannt. Weder das Urtheil über den Werth seiner Geschichte, noch die Uebersicht seines Lebens und seiner Thätigkeit im Staate, können deshalb als befriedigend gelten. Aber wir finden hier manches zusammen, was zu einer richtigen Schätzung beiträgt. Dasselbe gilt von dem Kapitel, wo von den Schriften Thuan's im Allgemeinen die Rede ist; über seine Gedichte, die Abfassung der Geschichte, die libri de vita sua wird ausführlich und im Einzelnen gesprochen. Gegen die Behandlung ließe sich freylich auch hier noch manches sagen; den Versuch, die letzteren dem de Thou zu vindicieren, kann ich wenigstens nicht als gelungen bezeichnen, fast hat die Darstellung des Verfassers selbst mich von dem Gegentheile überzeugt.

Es lag in dem Zwecke der Schrift, das Verdienst des de Thou vorzugsweise im Vergleich mit den historischen Werken des Alterthums zu würdigen; der Verfasser wird dadurch veranlaßt, auch allgemeinere Ansichten über historische Kunst und Wissenschaft zu äußern. Eine auf tiefere Kenntniß gestützte Reise läßt sich in einer ersten Arbeit nicht erwarten; es scheint, der Verf. hat nur gelegentlich den Geschichtschreibern seine Aufmerksamkeit gewidmet, und vorzugsweise anderen Zweigen der Wissenschaft seine Studien zugewandt. So finden wir es natürlich, daß hier mehr die Meinungen Anderer, und zum Theil der größten Denker unseres Volkes, zusammengestellt, unter einander abgewogen, an die Werke der Alten und dann wieder die Leistung de Thous angehalten werden, als daß eine mit geschickter Hand gezogene Parallele uns die Verwandtschaft zwischen ihm und jenen großen Vorbildern zeigte, und zugleich die nothwendige Un-

terscheidung hervor höbe, die aus der Klust zwischen der Welt, in der er lebte, und den Jahrhunderten des Alterthums nothwendig hervorging.

Der Verf. zeigt ein edles Streben, eine schöne Begeisterung für Wissenschaft, die sich mit Gesinnung verbindet; das Buch ist dem Andenken Niebuhr's gewidmet. Es mag dazu dienen, unter uns das Andenken des großen Franzosen neu zu beleben. Wir brauchen seinem Verdienste gegenüber uns nicht zu schämen; schon Gleidan hat nur in etwas anderer Weise fast das Gleiche in Deutschland geleistet; seitdem stellt die Historie noch andere Anforderungen, und keiner mehr als Niebuhr hat uns ihre Bedeutung gelehrt. Auf diesem Standpuncte wird uns das Verdienst de Thou's geringer erscheinen als die früheren Jahrhunderte, noch ein Lessing es schätzen durften. — Wo wir irgend die Quelle seiner Darstellung nachzuweisen vermögen — und fast überall, wo er nicht aus eigener Kenntniß spricht, sind wir dazu im Stande — ist das Werk für uns von geringem Werthe. Und was von dem herrlichen Buche Guicciardini's gilt, daß es nur mit Behutsamkeit und weiser Beschränkung selbständigen Arbeiten zu Grunde gelegt werden darf, muß in weit höherem Maße von den 138 Büchern de Thou's geurtheilt werden.

Dr G. Waig.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. S t ü c k .

Den 24. May 1838.

H a m b u r g .

Bei Fr. Verthes. Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt von Dr August Neander. XXVIII u. 675 S. in 8.

Um die Erscheinung und den Standpunct dieses ausgezeichneten Werkes verständlich zu machen, ist es nöthig, die früheren Hauptmomente dieses literarischen Gebietes kurz zu bezeichnen.

Im weitesten Sinne ist die Aufgabe eines Lebens Jesu so alt, als die christliche Literatur, ja fast die erste Aufgabe derselben. Unsere Evangelien sind der erste Versuch sie zu lösen. Aber es wäre wider die Ordnung, wenn sie mehr wären als der unvollkommene Anfang einer wahren Biographie Jesu. Dafür sind sie etwas viel Größeres geworden, die einzigen echten Quellen für alle folgenden Versuche; desto quellenartiger, je mehr die Kunst der Geschichtschreibung ihnen fremd geblieben ist. Seitdem sind viele Jahrhunderte verflossen, ehe der Gedanke einer Biographie

Jesu im strengen Sinne entstanden ist. Ascetische Darstellungen, harmonistische Zusammenstellungen, populäre Schilderungen und Abrisse mancherley Art hat man genug aus allen Zeiten. Der einfache, volle Glaube an die Wahrheit der evangelischen Geschichte, die kindliche Freude an den Erzählungen der Evangelisten, die man in ihrer Einfachheit für eben so schön als heilig hielt, der zuversichtliche dogmatische Gebrauch derselben in der Wissenschaft, wie in der Erbauung, — ließen die Aufgabe einer critischen und künstlerischen Biographie kaum aufkommen. Man kann die Zeit beneiden, die in ihrer Unschuld und Unbefangtheit gewisse Arbeiten und Schmerzen noch nicht kannte. Allein seit die — soll ich sagen schmerzvolle — Aufgabe durch den Bruch des alten Glaubens, die Macht des Zweifels und die Nothwendigkeit der Wissenschaft entstanden ist, kann es nicht helfen, sie abzuweisen, sondern nur, sie immer vollkommner zu lösen. Dies führt erst zur wahren Ruhe und Befriedigung. — Man irrt, wenn man meint, daß nur die deistischen und naturalistischen Angriffe die Aufgabe so nothwendig und schwierig gemacht haben. Sie haben das Ihrige dazu beygetragen. Aber weit mehr lag es in dem inneren Entwicklungsgange der Theologie, am Leben Jesu eine sichere historische Basis zu haben und diese ohne Widerspruch mit den Fortschritten der historischen Critik und Kunst zu behaupten. Hieraus erklären sich zum Theil wenigstens auch die Misgriffe oder Uebergriffe auf diesem Gebiete. — Der erste bedeutende Versuch eines Lebens Jesu ist der von Heß, dem ehrwürdigen und unvergeßlichen Antistes von Zürich, seit 1762, wo er zuerst erschien, doch noch nicht ganz veraltet. Das Werk ist bey aller seiner Popularität aus dem bestimmten wissenschaft-

lichen Bedürfnisse hervor gegangen, eine zusammen hangende und gewisse historische Anschauung vom Leben Jesu zu gewinnen. Das Bedürfniß der Wissenschaft war damahls leicht befriedigt, weil der Glaube noch frisch und lebendig war. Seitdem aber haben sich die Forderungen der historischen Critik und Kunst gesteigert, in dem Grade, in welchem der religiöse Glaube schwach und flau geworden. Hält dieser nicht rein und frisch an dem Gesamteindrucke des Lebens Jesu fest, so fehlt für die geschärften Augen und Waffen der historischen Critik der feste Punct. Das Leben Jesu wird dann, gerade je erhabener es ist, desto leichter ein Raub des weltlichen Zweifels und des zersetzenden Verstandes. Der glücklichste Fall ist, wenn so viel historische Wahrheit und Wirklichkeit, und in dieser so viel Großes und Erhabenes zurück bleibt, daß der Glaube, wenn er nicht alle Feuerkraft verloren hat, sich daran leicht wieder entzünden kann. Man kann sich dann immer wieder erholen, und inne werden, daß das religiöse Gebiet, insbesondere die religiösen Stiftungsepochen anderer Art sind, als das weltliche Gebiet und der gewöhnliche Verlauf der Dinge, und also auch von der historischen Critik nach einem ungleich höheren Maßstabe beurtheilt werden müssen. Auf diesem Standpuncte scheint das Leben Jesu von Dr Paulus zu stehen. Aber es hat den Widergewinnungsproceß kaum angefangen. Ungleich weiter ist es damit gekommen in dem Leben Jesu von Dr Hase; hier ist der entschiedene Trieb und theilweises Gelingen, den Glauben mit der Critik zu versöhnen. Beide Werke liegen in der natürlichen Entwicklungslinie der neueren Zeit, während das Leben Jesu von Langsdorf und der frühere Versuch von Venturini eben nur daran erinnern,

biß zu welchem Unverstande auch noch in der neueren Zeit der gemeine Menschenverstand sich verirren kann, wenn er sich vom Religiösen und der eigentlichen Quelle des Verständnisses los reißt. Man darf mit diesen Mißgeburten das in gelehrter Hinsicht wohlgeborene und wohlgezogene Werk von Dr Strauß nicht zusammen stellen. Es wäre ungerecht, wenn man verkennen wollte, welche Förderung für die Lösung der Aufgabe hier gegeben und vorbereitet ist. Ein Werk ernster Wissenschaft und eines ausgezeichnet gebildeten Verstandes ist immer ein Gewinn, wenn es auch wehe thut und mißbehaglich ist. Ich möchte es die nothwendige Schmerzensgeburt einer Zeit nennen, der es Gott gestattet hat, zu versuchen, wie weit die historische Critik ihren Bogen spannen kann, wenn sie auf den absoluten historischen Beweis, den handgreiflichen, ausgeht. Sie wird dann rein negativ. Es fehlt dem Werke nicht an positivem Inhalte, aber es ist kein anderer als die triumphierende Speculation auf den Trümmern und Leichen der heiligen Geschichte. Man könnte beruhigter seyn, wenn man auf diesen Trümmern einen wehklagenden Jeremias erblickte, denn ein solcher trägt auch in seinem Schmerzensantlitze die Weissagung eines neuen Baues. Aber wenn am Ende nichts bleibt als auf der einen Seite die vor und außer allem Christenthume fertige, speculative Idee, welche den religiösen Glauben im Gemütthe nicht bewährt, sondern aufgehoben hat, und auf der andern Seite nichts als der verweltete und nur künstlich wieder gemachte Mythenkranz um ein zwar edles, aber doch gewöhnliches Haupt, so ist das Christenthum, welches das Heil der Welt gemacht hat, abgethan, und es kommt, ehrlich gesagt, doch am Ende darauf hinaus, daß acht-

zehn Jahrhunderte in einer zwar glücklichen — aber doch nie wahr gewordenen — Täuschung gelebt haben. So hat das Werk von Strauß die theologische Aufgabe, den Glauben mit der Critik zu versöhnen, nicht gelöst, sondern nur das Unversöhnliche aufgewiesen, indem es die historische Seite zerstört hat. Darüber, als über eine willkommene Befreyung des Glaubens von einem lästigen Stoffe, kann sich nur freuen, wer, wie der Verfasser der neuesten Schrift über Sage und Mythos, den Glauben als ein bloßes Leben in der Idee in das Gefühl so klastertief versenkt, daß derselbe, gegen die historische Erscheinung und Wahrheit absolut gleichgültig, weder sieht noch hört. Immerhin! Nur sollte das nicht im Namen Schleiermachers gesagt seyn, denn dieser setzt den historischen Christus als wirklichen Glaubensstifter überall voraus, und kannte keinen anderen christlichen Glauben als den der Gemeinde. Diese fordert, so oft auch die Schule ihn verneint oder verkümmert, den historischen Christus immer wieder zurück, und es ist unverkennbar, daß die Theologie, deren Wurzel und Krone in der Kirche liegen, ihre Aufgabe nicht eher gelöst hat, als bis sie die Einheit der Idee und Wirklichkeit Christi wissenschaftlich nachgewiesen und gerechtfertigt hat. Dies ist der Standpunct des vorliegenden Werkes. Sein Verfasser ist mehr als irgend Jemand in der Zeit geeignet, jene Aufgabe bis auf einen gewissen Punct zur Lösung zu bringen. — Er hat das Christenthum frisch und innerlich erlebt, wie jetzt wenige. Man täusche sich nicht über den Nachtheil des Angeborenen und von Geburt an Gewohnten! Es hat selten die volle Frische und Kraft und innerste Lebensgewißheit. Diese gehört aber dazu, um über eine Erscheinung richtig urtheilen zu können, welche

nur in den Wurzeln und Tiefen des Lebens ihre volle Wahrheit und Wirklichkeit hat, und erlebt seyn will. — Sodann aber hat ein Kirchengeschichtler vom ersten Range und gerade von der eigenthümlichen Art, wie unser Verfasser die Geschichte der Kirche anschauet und darstellt, zu einem solchen Werke einen ganz besonderen Beruf und Vorschub durch den Reichthum von Erfahrungen in der historischen Wissenschaft und Kunst, und durch die pragmatische Einsicht in den Zusammenhang und die Gesetze des geschichtlichen Lebens des Christenthums im Großen und Ganzen.

Man hat dem Werke des Dr. Strauß vorgeworfen, daß es im Widerspruche mit seinem Titel keine Composition des Lebens Jesu sey, sondern eine Decomposition. Dies ist wahr, aber es lag in der Natur einer solchen Critik, und ist kein Unglück. Man sieht nun deutlicher als vorher das entblößte Geäder des Lebens Jesu wie es läuft, und wo die Punkte liegen, wo Leben und Tod sich entscheiden. Dies kommt dem vorliegenden Werke zu Gute, auch in sofern, als der Verf. bey aller Berücksichtigung der entgegenstehenden Critik doch ungehinderter die positive Composition des Ganzen verfolgen kann. In dieser, in der componierenden Anordnung, liegt ein Hauptverdienst des Verfassers. Die Anordnung selbst aber ist folgende:

Nach einer kurzen Einleitung, worin der Verf. die Anforderung einer gänzlichen Voraussetzungslosigkeit an den Verfasser des Lebens Jesu als unstatthaft zurück weist, die nothwendigen und willkürlichen Voraussetzungen unterscheidet, auch das Eigenthümliche, wodurch die Darstellung des Lebens Jesu vor der anderer Menschen sich auszeichnet, — worauf wir nachher zurück zu kommen

gedenken, — erörtert, läßt der Vf. das Ganze zerfallen in folgende Abschnitte: 1) Geburt und Kindheit Jesu, wo der Vf. den historischen Character der betreffenden evangelischen Erzählungen fest hält; 2) Bildungsgang und Leben Jesu bis zu seiner öffentlichen Wirksamkeit; hier die Untersuchung ob Jesu Bildung aus irgend einer der unter den Juden vorhandenen Schulen hervor gegangen sey; 3) Vorbereitung der öffentlichen Wirksamkeit Christi, zuerst die objective, die vorzugsweise in dem Vorbereitungsamte Johannis des Täufers liegt, dann die subjective, wo die Versuchungsgeschichte besonders in Betracht kommt; 4) Darstellung der öffentlichen amtlichen Thätigkeit Jesu nach einem sachlichen Zusammenhange, wo zuerst in drey Abschnitten der Plan Jesu das Reich Gottes zu stiften erörtert wird, und zwar so wohl im Allgemeinen, als insbesondere, wie derselbe sich an die alttestamentliche Vorbereitung anschließt und sich davon verschieden und eigenthümlich gestaltet hat; worauf dann sehr natürlich die Darstellung des Lehramtes Christi folgt, wodurch er jenen Plan ausführte. Hier werden zuerst die Principien seiner Lehrweise überhaupt auseinander gesetzt, sodann die Formen derselben, zusammen hängende Reden und Parabeln, deren wesentlicher Inhalt angegeben wird. Die neueren Untersuchungen machten es nothwendig, die Lehrweise Jesu bey Johannes von der synoptischen Darstellung derselben zu unterscheiden, aber auch ihre Zusammenstimmung nachzuweisen. Dann wird die accommodative Seite des Unterrichts Christi erörtert, die Berufung und Bildung der Apostel zu ihrem Amte, endlich die Wunder Christi im Allgemeinen und im Besonderen, zuerst die Krankenheilungen, sodann die Todtenerweckungen, zuletzt die Wunder Christi als Nachtha-

ber über die Natur. — Als Ergänzung dieses Abschnittes und weitere Entwicklung des Lebens Jesu bis zu seinem wunderbaren Schlusse wird im fünften Abschnitte die öffentliche Wirksamkeit Jesu nach der Zeitfolge dargestellt. Der Verf. unterscheidet sehr richtig die beiden Perioden, erstlich die Wirksamkeit Jesu von seinem ersten Auftreten in Peräa und Galiläa bis zu seinem feyerlichen oder messianischen Einzuge in Jerusalem, und zweitens von da an bis zu seiner Enthebung von der Erde. Die Anordnung der ersten Periode ist nach einer natürlich nur approximativ gemachten Combination der Johanneischen und synoptischen Darstellung gemacht worden. Indices beschließen das Ganze.

Diese Anordnung ist so natürlich und einfach, daß, wenn auch Einzelnes anders gestellt seyn könnte, wir doch im Wesentlichen keine bessere zu machen wüßten.

Was die historische Darstellung betrifft, so liegt es in der Eigenthümlichkeit des Stoffes und in dem Zwecke einer solchen Arbeit in jekiger Zeit, die rein darstellende oder schildernde Form, die eigentlich componierende, mit der untersuchenden, analysierenden zu verbinden. Sehr natürlich hat im Gegensatz gegen Strauß jene das Uebergewicht, und diese, je mehr sie polemisch werden mußte, desto mehr ihren Platz in den Noten bekommen. Man kann sich eine Art denken, wie ohne zerstreute Noten beide Formen mehr künstlerisch zu einem Ganzen verbunden seyn können. Indeß kommt hier viel auf das Individuelle an; eine allgemeine Norm läßt sich jetzt schon um so weniger aufstellen, da wir überall nur erst anfangen und versuchsweise verfahren können. Zu Raphaelischen Compositionen, worin keine Studien mehr sichtbar sind, ist noch lange die Zeit nicht.

Der Verf. hat es kein Hehl, daß er mit einer bestimmten Voraussetzung das Leben Jesu dargestellt hat, nämlich mit der, daß Jesus der Sohn Gottes ist in einem Sinne, wie kein anderer Mensch. Er zeigt sehr gut, daß diese Voraussetzung keine willkürliche, sondern eine nothwendige sey, entstanden in dem Zusammentreffen jener Grundweissagung der menschlichen Natur, welche in der ursprünglichen Vollkommenheit liegt, mit dem Totaleindrucke vom Leben Christi zunächst in den Gemüthern der ersten Jünger, dann durch diese vermittelt im Bewußtseyn der Kirche. Allein diese Voraussetzung, der sich kein Christ entschlagen kann, soll nicht ungerechtfertigt bleiben. Ohne ihre Bewährung durch die Geschichte des Lebens Jesu im Einzelnen bliebe sie ein bloßer Gedanke, ein willkürliches Bild, und wäre nur eine gesteigerte Weissagung, welche ihre Erfüllung noch zu erwarten hätte. Ohne jene Voraussetzung aber, die eben nichts anderes, als die doch auch schon historisch gegebene Idee, haben wir für das Einzelne keine gehörig verbindende Einheit, und für das Ganze keine Stellung in dem welthistorischen Zusammenhange, worin es erscheint. Allein eben aus diesem Verhältnisse zwischen der Idee und der historischen Erscheinung Christi ergibt sich, daß ein solcher Begriff des Sohnes Gottes, wie er in den Formeln der älteren Schule trinitarisch bestimmt ist, nicht an die Spitze einer biographischen Darstellung gestellt werden kann. Der leitende Begriff muß eine wahrhaft menschlich historische Erscheinung gestalten, ohne das Specificische, Absolute in Christo aufzuheben. Das kann nur der Paulinische Begriff des zweyten, sündlosen Adam leisten. Dieser ist es denn auch, den der Verf. zum Grunde legt. Aber um der Unkundigen willen hätten wir

gewünscht, den Begriff weiter entwickelt und noch bestimmter, als geschehen ist, apologetisch begründet zu sehen. Leider ist in der Zeit so viel Voraussatzlosigkeit oder Leerheit, daß man sich überall den christlichen Boden erst wieder gewinnen und dem Vernünftigen das Vernünftige beweisen muß. Es gibt Zeiten, welche die Idee des großen Mannes, des Reformators, des wahren Helden ꝛc. aus ihrem vernünftigen Denken so gut wie verloren haben, die nicht mehr daran glauben. Kann es doch kommen, daß die Idee eines ehrlichen Mannes nicht mehr recht geglaubt wird. Das sind schlimme Zeiten! Wer in solchen das Leben eines großen Mannes beschreiben wollte, müßte der nicht die Idee desselben erst wieder erwecken und rechtfertigen aus den vorhandenen Elementen des vernünftigen Denkens? Ist es jetzt nicht so mit der Idee Christi?

Wollten wir nun ins Einzelne gehen, rechtfertigend, angreifend oder richtiger disputierend, so würden wir die Grenzen dieser Anzeige überschreiten. Rec. ist in den meisten Punkten mit dem Verf. einverstanden, wie es bey so voller Uebereinstimmung in den apologetischen, exegetischen und critischen Principien nicht anders seyn kann. Aber wir wissen beide, daß das nicht alle Differenzen ausschließt. Was der Verf. gegen einzelne Auslegungen in meinem Commentar über das Evangelium des Johannes einwendet, darüber behalte ich mir vor, an einem anderen Orte ausführlicher zu sprechen. Nur auf eine Hauptdifferenz sey mir gestattet, genauer einzugehen. Wenn ich im Allgemeinen sage; daß ich manches in critischer Hinsicht freyer oder auch negativer behandelt haben würde, so lautet das freylich sehr individuell. Allein es liegt dabey etwas rein objectives oder rein wissenschaftliches, ja practisches

zum Grunde. Es reicht hin, dies an einem Hauptpuncte deutlich zu machen. Rec. ist weit davon entfernt, den Erzählungen von der Geburt, und der ersten Kindheit des Erlösers allen historischen Character abzusprechen. Allein abgesehen noch von ihrem Inhalte, kann er denselben doch schon wegen der Form und der synoptischen Verhältnisse nicht den Grad von historischer Ursprünglichkeit und Glaubwürdigkeit einräumen, wie den übrigen evangelischen Relationen. Wären jene gleich ursprünglich und glaubwürdig mit der evangelischen Tradition vom öffentlichen Leben Jesu, so wäre bey der Wichtigkeit ihres Inhaltes unbegreiflich, wie sie nicht von Anfang an zur Substanz der evangelischen Geschichte gehört haben und Basis dogmatischer Belehrung geworden seyn sollten. Augenscheinlich hat die schwankende fragmentarische Sage an ihnen besondern Antheil; sie würden sich sonst leichter pragmatisch verknüpfen und ausgleichen lassen. Nimmt man nun dazu, daß der Hauptpunct, die übernatürliche Geburt ohne männlichen Antheil, weit mehr den Character einer dogmatischen Idee, als einer historischen Erfahrung und Behauptung hat, wie denn auch das wirkliche religiöse Verständniß der Sache immer nur dabey stehen bleiben kann, daß Jesus aus dem heil. Geiste geboren ist, so wird mehr als wahrscheinlich, daß wir hier ein Element haben, welches nur in der Idee des Mythus würdig und für den christlichen Verstand befriedigend behandelt werden kann. Der Verfasser stellt S. 8 u. 9. die Alternative, daß, wenn man die streng historische Ansicht aufgebe, alles in der Kindheitsgeschichte entweder rein mythisch, ohne irgend eine geschichtliche Grundlage zu betrachten sey, oder so, daß auch was die übernatürliche Geburt betrifft, etwas Thatsächliches zum

Grunde liege, woran sich das Mythische geschlossen. Diese Alternative ist wenigstens nicht richtig ausgedrückt. Recens. verwirft beide Annahmen, wenn das Thatsächliche in der übernatürlichen Geburt etwas anderes seyn soll, als das *ἐκ πνεύματος ἁγίου γεννηθέν*. Auf diese Thatsache und nur auf diese deuten die Erzählungen selbst hin, und die apostolische Lehre ist damit in voller Uebereinstimmung. Aber was für eine Thatsache ist dies? Eine eben so gewisse, als daß der Himmel über der Erde ist, oder vielmehr, was Himmel und Erde überdauern wird, — daß Jesus der Heiland der Welt ist; aber eine Thatsache, wofür es keine andere historische Form gibt, als das ganze Leben und Wirken des Erlösers. Wer sie für sich nimmt und isoliert in die Erscheinung ziehen will, als eine einzelne äußere Thatsache, — verkennt die Grenze des Historischen. Am Ende muß man doch wieder aus dem historischen Gebiete in das speculative hinaus greifen, oder wie man das nennen will, was verschieden ist von der historischen Erkenntniß, — um den Standpunct des Denkbaren und Zweckvollen für das äußere Wunder zu gewinnen. Der Verf. sagt, der jüdische Monotheismus, die eigenthümlich palästinensische Volksidee von dem Messias, in der kein Gedanke an die übernatürliche jungfräuliche Geburt gewesen, hätten die Bildung eines solchen Mythos nicht gestattet; daher seyen auch die Ebioniten der Kindheitsgeschichte abgeneigt geblieben. Ganz recht! Allein daraus folgt nur, daß jenes mythische Element aus einem andern Vorstellungskreise hervor gegangen seyn muß, ich meine, aus demjenigen, der an den Grenzen des Kanonischen liegt und dies umspielt, und den ich bezeichnen möchte als eine gährende Mischung des Christlichen, Jüdischen und Hellenischen.

Diese Ansicht kann gefährlich scheinen. Aber wenn sie nur wahr ist! Das Wahre aber ist dies, daß der neutestamentliche Kanon nicht in absolutem Gegensatz gegen die Zeitbildung entstanden ist, sondern wie ein wahrhaft natürliches Gewächs aus dem Boden, worin er gewachsen ist, Elemente aufgenommen, dabey aber so viel reinen und kräftigen Keim und Kern hat, daß dem christlichen Verstande zu allen Zeiten möglich ist, von da aus zur wahren Unterscheidung der verschiedenen Elemente zu gelangen. Rec. scheuet sich nicht, sich zu dieser Ansicht zu bekennen, da er keinen schlechten Gewährsmann und Vertreter hat, den Doctor Luther, der schon zu seiner Zeit von jenem Kerne aus über den Brief Jacobi und die Apokalypse richtete. Luther wendete sich damit bloß zur doctrinellen Critik. Unsere Zeit ist reif genug, um dasselbe Princip auch auf dem Gebiete der historischen Critik geltend zu machen. Ueberhaupt aber, glaube ich, fordert das practische Bedürfniß der Kirche, die Standpunkte der Apologetik immer mehr so zu stellen, daß sie durch die fortschreitende Critik nicht erreicht und gestört werden können. Dadurch kommen die Standpunkte nicht in die Luft, sondern nur auf einen festeren Boden.

Zum Schlusse mag es noch als ein erfreuliches Zeichen der Zeit angesehen werden, daß diese apologetische Biographie Christi bereits eine zweite unveränderte Auflage erlebt hat. So sehr war es Bedürfniß, und so wenig die Furcht begründet, daß durch Strauß die Kirche zerstört sey. Ihre Felsennatur wird sich auch in diesem Jahrhundert bewähren, und die Menschennatur nie verlernen, was seit Jahrhunderten zu ihrem Frieden gedient hat und ewig dienen wird. — Der neu erwachte Wettseifer um das Leben Jesu, —

so eben tritt auch ein rüstiger philosophischer Schriftsteller, Weiße, in die Rennbahn (der erste Band seines Lebens Jesu ist so eben erschienen), die immer geordneter werdende Disputation zwischen Dr. Strauß und seinen Gegnern (man lese das dritte Heft der Straußischen Streitschriften, besonders das Sendschreiben an Ullmann, und Ullmanns und Müllers Erwiderungen in dem zweyten Hefte der diesjährigen theologischen Studien und Critiken), dies und anderes der Art beweist auf eine sehr erfreuliche Weise, daß unsere Zeit ihre heiligen himmlischen Grund- und Quellpuncte trotz Semilasso, Rahel und jungem Deutschland keinesweges aufzugeben willens ist.

£.

L o n d o n.

History of the british colonies. By R. Montgomery Martin. Volume I. Second edition. 1835. XVI u. 630 Seiten in 8. Vol. II. 1834. XXII u. 522 S. Vol. III. 1834. XX u. 604 S. (James Cochrane and Co.)

Das vorliegende Werk ist Sr Majestät dem Könige Wilhelm IV. dediciert. Noch ehe der vierte Theil dieser auf 5 Bände berechneten Untersuchung erschienen ist, erforderte der erste derselben die zweyte Auflage. Treffliche Karten und Tabellen, welche letztere von der höchsten Genauigkeit in Benutzung der Colonial-Archive zeugen, erleichtern dem Leser die Uebersicht der geschichtlichen, geographischen und mercantilen Angaben.

Im ersten Bande bespricht der Verf. in 11 Kapiteln die riesigen Besitzungen Englands in Ostindien. Das erste Kapitel gibt uns einen Ueberblick der Begründung und allmählichen Ausdehnung der englischen Macht in Asien, die in:

nere und äußere Gestalt der drey großen Prä-
 sidentschaften Bengalen, Madras und Bombay
 und eine Aufzählung der dortigen Schutzstaaten
 und von England abhängigen Regentenhäuser.
 Es lag in der Natur der Sache, daß der Verf.
 seine Arbeit mit einem Lande begann, dessen Be-
 völkerung man auf die Zahl von ungefähr 100
 Millionen Menschen zu schätzen pflegt. Mit der
 ältesten Geschichte Ostindiens anfangend, erzählt
 er die ersten dortigen Niederlassungen von Seiten
 Portugals, die glücklichen Speculationen, welche
 die Holländer an beide Küsten der vorderindischen
 Halbinsel führten, die Begründung des englischen
 Handels an den Gestaden zwischen dem Indus
 und Ganges. Die Erörterungen hinsichtlich der
 letzteren und die rasch an einander gereihten Fort-
 schritte in Erwerbung der reichen Landschaften,
 sehen wir bey den einzelnen Präsidentschaften ab-
 gehandelt. Genauer finden wir die hierauf bez-
 üglichen Begebenheiten seit der Mitte des vori-
 gen Jahrhunderts abgehandelt. Die kräftigen,
 häufig vom Glücke begünstigten Regierungen ei-
 nes Lord Clive, Hastings, Wellesley, der Con-
 flict, in welchen England in der Präsidentschaft
 Madras mit Frankreich und dadurch mit mächtigen
 Häuptlingen gerieth, die schnell auf einander
 gefolgtten Eroberungen von Staaten, welche der
 Regierung zu Bombay untergeben wurden, wer-
 den kurz aber anschaulich vor uns vorüber ge-
 führt. Dann folgt eine Aufzählung der tributa-
 ren, schutzverwandten und Lehens-Staaten, des-
 ren Regenten sich des Gesamt-Schaltes von
 mehr als 10 Millionen Rupien (1,089,144 Pfd
 St.) zu erfreuen haben; unter ihnen der Kai-
 ser von Delhi mit einer Einnahme von 1,500,000
 Rupien; endlich eine Angabe der durch Zahlung
 eines Jahrgehaltens gewonnenen Verbündeten, de-

ren Reihe mit dem zur Stellung von 10,000 Mann zu Fuß verpflichteten Könige von Sude beginnt. Wenn der Verf. hierauf von dem unennbaren Glücke redet, welches den ostindischen Reichen durch die Herrschaft der Engländer zu Theil geworden, so ist Ref. weit entfernt, die Segnungen zu leugnen, welche dem Lande aus der festen Handhabung der Justiz, aus der Beschränkung tyrannischer Willkür mohamedanischer Gebieter, aus dem allmählichen Abschleifen barbarischer Sitten, vornehmlich aber aus der Verbreitung der christlichen Lehre erwachsen; aber die Mittel der Gewalt, deren sich manche Vorsteher der Regierung in Calcutta bedienten, so wie die ganze Art und Weise, wie sich die Politik Englands in Ostindien entwickelte, erlauben ihm nicht, in den nachfolgenden Worten mehr als die Declamation eines Bürgers von Altengland zu erblicken. If the East India Comnany, heißt es S. 65., had never added one shilling to the wealth of England, one inch of dominion to her crown, or one leaf of laurel to its glory, the mere circumstance of establishing peace in a country such as India, which for countless ages had been a prey to every species of atrocity, which degrade men far below the level of the brutes, and which, under a less genial clime and fertile territory, would have converted the whole land into a howling wilderness — they would most assuredly deserve to be ranked among the noblest benefactors of the human race.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. May 1838.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: History of the british colonies.

Kapitel 2. Physische Beschaffenheit von Bengalen, Madras und Bombay. Uebersicht der Geologie, der climatischen Verhältnisse und der verschiedenartigen Productionen dieser Länderstrecken. Ein unerschöpflich reiches Gebiet in seinen Abstufungen vom Himalaya (Nepaul) bis zu den Niederungen Bengalens. Jenes Calcutta, der Stapel des Ostens, war noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein unansehnliches Dörfchen mit wenigen einsamen Hütten (a small straggling village); jetzt erheben sich dort königliche Paläste und das von Lord Clive angelegte Fort William mit seinen Baracken für 20,000 Soldaten mag wohl geeignet scheinen, dem Mittelpuncte der englischen Macht im Osten den erforderlichen Schutz zu verleihen. Das merkwürdige Hochland von Nil-ghiri, über welches der geistreiche Ritter uns so interessante Aufschlüsse gegeben hat,

finden wir (S. 86.) mit wenigen Worten bezeichnet. Genauer sind die Angaben über Bombay, daß seit dem Jahre 1661, in welchem die Stadt von den Portugiesen an England übergeben wurde, seine Bevölkerung von 16000 bis auf 229,000 Einwohner mehrte. Daß wir hier eine Erörterung der in der Nähe dieser Stadt befindlichen indischen Alterthümer vermissen, die auch (S. 230.) bey Gelegenheit der indischen Architectur nur vorüber gehend berührt werden, mag in der vorzugsweise practischen Tendenz des Werkes seinen Grund haben. Dann folgen wir dem Verf. den Indus hinauf zu den Riesenbergen Asiens, abwärts nach Urracan, endlich nach Madras. So dankenswerth die bey dieser Gelegenheit mitgetheilten geologischen Nachrichten sind, so gestehen wir doch, daß sie nach den Arbeiten Ritters keinesweges genügen können. Diese Treue des deutschen Fleißes, verbunden mit dem scharfen, ungetrübten Blicke der Beobachtung, dieses Eingehen und Anschmiegen an die Erscheinungen der Natur und des menschlichen Geistes steht allerdings so einzig da, daß wir meinen, es könne nur ein zweyter Ritter des ersten entbehren, wenn er die geheimen Wunder der Natur vor uns aufschließt. Man vergleiche z. B. in dieser Beziehung S. 139. des vorliegenden Werkes mit dem Excurse des deutschen Geographen über die Palmen. Es ist unserem Verf. überall mehr um ein genaues Specialisiren, als um den großartigen Ueberblick des Ganzen zu thun, und wir zweifeln nicht, daß die Aufzählung von Baumarten in Nepaul und den Besitzungen jenseits des Ganges (S. 143 — 154.) dem Botaniker höchst erwünscht ist. Dann zum Thierreiche übergehend, vernehmen wir, daß innerhalb der letzten vier Jahre allein in der nächsten Nachbarschaft der

Stadt Agra gegen 1000 Kinder von Wölfen zerrissen sind, ein Umstand, der darin seine Erklärung findet, daß der Uberglaube der dortigen Bewohner der Vertilgung dieser Bestien im Wege steht.

Kap. 3. Die Bevölkerung des britischen Indiens. Mit peinlicher Genauigkeit ist die Zahl der Einwohner in Provinzen und Städten tabellarisch verzeichnet. Beym Uebergange auf die einzelnen Stammvölker bezieht sich der Verf. auf die auch in Deutschland hinreichend bekannten Reiseberichte des unvergeßlichen Heber. Hart klingt es, wenn der Verf. bey der Characteristik der verschiedenen Stämme mit den insidious, cruel and talented Brahmins beginnt. Hierauf folgt eine Beschreibung der Körperbildung der Hindus, ihrer Kleidung und Lebensweise, ihrer Bauart und häuslichen Einrichtung, der festen Dörfer im Norden der Ghauts, der reichhaltigen Literatur und des Kunstsinnes jenes merkwürdigen Volkes, bey dessen Schilderung hauptsächlich die Berichte von Heber zum Grunde gelegt sind. Kap. 4. Die englische Regierung in Ostindien, Justizhöfe, Land- und Seemacht, kirchliche Angelegenheiten, Medicinalwesen. Hier stoßen wir zuerst auf die Vertheilung des 'capital stock' von 6 Millionen zwischen 3579 Eigenthümern, deren einige 4 Stimmen haben, während der größere Theil, wegen zu geringen Antheils am Capitale, vom Stimmrechte ausgeschlossen ist; hiernach auf die vom board of Control und von 24 Directoren (court of Directors) ausgehende Verwaltung, deren verschiedene Branchen von 3 Senaten (Committees) besorgt werden. Die Geschäftsführung der drey großen Präsidenschaften und der Lieutenantschaft (Lieutenancy) von Agra ist mit großer Genauigkeit

verfolgt, die Besoldung der bey den Gerichtshöfen angestellten Personen, die Vertheilung der Policyofficianten in den einzelnen Districten, die Bestandtheile des aus fast 200,000 Mann zusammen gesetzten Heeres, bey welchem nicht weniger als 4487 europäische Officiere ihr Unterkommen gefunden haben und dessen Unterhaltung sich im Jahre 1830 auf mehr als 9 Millionen £. belief, einzeln namhaft gemacht. Kap. 5. Die finanziellen Verhältnisse. Eben so einfach als schön spricht sich der mit Recht auf die Verfassung seines Inselreiches stolze Engländer in der Einleitung dieses Kapitels aus. The prosperity of a nation is materially dependant on a just system of finance, the leading principles of which are, that every individual shall contribute to the maintenance of a Government in proportion to the property he possesses, in order to protect him from domestic tyranny or foreign aggression, and that every individual contributing a quota shall have a voice in regulating its disbursement. Nachdem uns im Allgemeinen der Verlauf der directen Steuern in Ostindien auf fast 12 Millionen, der der indirecten auf fast $6\frac{1}{2}$ Millionen £. angegeben ist, geht der Verf. zu den einzelnen Arten der Besteuerung über, deren Betrag für die verschiedenen Provinzen durch tabellarische Uebersichten anschaulich gemacht wird. Dann verbreitet er sich über die Bank von Bengalen und über die Schulden, welche auf den ostindischen Besitzungen lasten. Kap. 6. See- und Landhandel Ostindiens nach England, dem europäischen Continente, Amerika, China und den östlichen Inselgruppen. No two countries could be better adapted by Providence for the blessings of commerce than the parent and

dependent state; the one a small and insulated kingdom in the western ocean, teeming with a hardy, industrious and ingenious population, two thirds of whom are engaged in manipulating and vending the produce of more genial climes; and from their numbers, compared with the area of habitation, pressing close on national subsistence, while peace and foreign competition are daily excluding them from the monopolized commerce heretofore possessed; — the other an almost illimitable territory in the eastern world, connected, though separated by the navigable ocean, rich to overflowing with every bounty, with which nature has enriched the earth, and peculiarly so in those agricultural products necessary to the manufactures, comforts and luxuries of the more civilized nation. Hier stoßen wir zuerst wieder auf die trefflich geordneten Tabellen von Exporten und Importen, deren Zahl und Werth nach den einzelnen Gegenständen und nach einer gewissen Reihe von Jahren berechnet ist. Mag es uns bey dieser Gelegenheit vergönnt seyn, einige der vorzüglichsten Gegenstände der Ausfuhr namhaft zu machen. 1831 wurden 30,000 (1827 45,300) Kisten mit Indigo ausgeführt; 1818 keine 15 Millionen, dagegen 1834 mehr als 81 Millionen Pfund Baumwolle gewonnen; 1816 etwa 3000, und 1833 mehr als 21,000 Kisten mit Opium (größtentheils nach China eingeschwärzt) zum Werthe von 14 Millionen spanischer Dollars bereitet. Gegen diese fast ungläubliche Quantität tritt der Werth des ausgeführten Zuckers und Pfeffers (letzterer ist vom Jahre 1815 bis 1828 von 18 auf 14 Millionen Pfund gesunken), als von geringem Belange, zurück. Hierauf wird

der Handel Ostindiens mit Nordamerika, dem persischen und arabischen Golfe und den östlichen Inseln nach den Ergebnissen verschiedener Jahre zusammen gestellt. Kap. 7. Die Presse, Erziehung, Religion, Sklaverey, sittlicher Zustand Ostindiens. Noch 1814 gab es für Bengalen in der Calcutta Govern. Gazette die einzige einheimische Zeitung und 1830 gab es daselbst nicht weniger als 30 Zeitungen und Journale, deren Zahl sich in den fünf darauf folgenden Jahren noch um 7 vermehrte; eine Erscheinung, an die sich mehr als eine Betrachtung der Zukunft jenes Landes anknüpft. Aber der Engländer bewundert in stolzer Sicherheit die von ihm ausgegangenen Schöpfungen und deren segensreiche Rückwirkungen auf das Mutterland, ohne sich die Gegenwart durch einen Blick in kommende Zeiten zu trüben.

Nachdem uns der Verf. eine Vergleichung der brahminischen Bevölkerung mit der muhamedanischen, parssischen und christlichen gegeben hat, zeigt sich uns ein merkwürdiges Verhältniß zwischen den in England und in Bengalen begangenen todeswürdigen Verbrechen. Während 1827 auf die 12 Millionen Menschen des erst genannten Landes 1529 Todesurtheile kamen, fielen deren in Bengalen, bey einer Bevölkerung von 60 Mill. Menschen, nur 55 vor. Hiernach dürfte der Standpunct der Sittlichkeit der Hinduvoölker ein wesentlich anderer seyn, als ihn der Verf. früher angegeben hat.

Kap. 8. Ceylon. Zunächst eine kurze Uebersicht der Geologie und des Clima, dann seiner Erzeugnisse in den verschiedenen Reichen der Natur, seiner Geschichte, seiner Bevölkerung und deren Zunahme, seitdem die Insel die Hoheit Großbritanniens anerkennt. Daran knüpft sich

eine gedrängte Erörterung des Buddhismus, der Gerichtsverfassung, See- und Landmacht, des Missionswesens und des Handels. Während sich das 9. Kap. über die Dampfschiffahrt nach Ostindien verbreitet und die Vortheile und Nachtheile des Weges um Afrika mit dem durch den arabischen Golf zusammen hält, erörtert das 10. Kap. die Besitzungen und Verbindungen Englands auf der hinterindischen Halbinsel. Hier stoßen wir zuerst auf die Prince of Wales-Insel, deren Ausfuhr sich 1828 bis zum Werthe von $3\frac{1}{2}$ Millionen Rupien belief; hierauf, zum Festlande übergehend, auf das 1825 von Holland abgetretene Malacca. Die immer wachsende Wichtigkeit von Singapore ist nach Verdienst hervor gehoben.

Zweyter Theil. Westindien. Kap. 1. Das britische Guyana. Dieses Gestadeland des Essequibo, Demerara und Berbice, welches einen Raum von 100,000 (engl.) □ Meilen einnimmt, wurde 1796 von Sir Ralph Abercrombie den Holländern entrissen, diesen im Frieden von Amiens restituirt und nach dem unlange hierauf erfolgten Wiederausbruche des Krieges mit Frankreich abermahls von den Engländern besetzt. Das Land bietet an dem Küstensaume, vermöge seines von unzähligen kleinen Gewässern durchschnittenen Alluvialbodens, eine auffallende Aehnlichkeit mit Holland, während es tiefer im Innern mit Savannen und wellenartig aufsteigenden Fruchtgefilde wechselt. Aus diesem Grunde bewähren sich die oberen, größtentheils von Indianern bewohnten Gegenden als ungleich gesünder, denn der niedere, mit Plantagen bedeckte Küstensaum, dessen tropisches, durch keine Höhenzüge gemildertes Klima sich den europäischen Naturen immer gleich verderblich gezeigt hat. Bey der Ent-

deckung dieses Landstriches fand man auf ihm eine dicht gesäete Bevölkerung, während jetzt die Zahl der Eingebornen auf eine unglaubliche Weise reducirt ist. Unter ihnen haben die Carai ben den eigentlichen Typus ihres Characters am treuesten erhalten. They are the most brave, credulous, simple, obstinate and open in their resentments of all the Indian nations. Unter den Exporten von Essequebo und Demerara stehen Baumwolle (hiervon wurden 1810 7 Millionen, 1831 nur 420,000 Pfund gewonnen), Caffee, dessen Ausfuhr sich in 20 Jahren um fast 20 Millionen Pfund verringert hat, Rum und besonders Zucker voran, von welchem letzteren 1810 22½ Millionen, 1831 81 Millionen Pfund bereitet wurde. Nächst diesen Erzeugnissen wird vornehmlich mit Drogueriemaaren ein erheblicher Verkehr getrieben. Die Regierung Guyanas beruht im Wesentlichen noch auf den 1803 hier vorgefundenen Institutionen, wenn schon nicht fehlen konnte, daß dieselben im Laufe der Zeit manchen Modificationen unterlagen. Dadurch, daß jeder männliche Bewohner vom 16. bis zum 50. Jahre sich in die Miliz einschreiben zu lassen gezwungen ist, hat der Gouverneur über eine Macht von 5000 Gewaffneten zu gebieten.

Kap. 2. Jamaica. Als unter Cromwell eine englische Flotte in See stach, um Hispaniola zu besetzen, wurde dieses Unternehmen freylich durch die Wachsamkeit der Spanier vereitelt, aber Jamaica erlag 1665 den Angriffen des Admiral Penn und seitdem sah man von hier aus kühne Piraten den spanischen Schiffen auflauern. Hier war für ihre blutige Beute der große Markt, der lange Zeit von den englischen Statthaltern unbeschränkt blieb. Im Jahre 1659 zählte die Insel eine Bevölkerung von 4500 Weißen und 1400

Negern; elf Jahre später schätzte man die Zahl der Einwohner bereits auf mehr als 15000; 1746 zählte man 10,000 Weiße und mehr als 112,000 Schwarze, und 1833 berechnete man die gesammte Bevölkerung auf etwa 500,000 Menschen. Die bis zu 7770 Fuß aufsteigenden Gebirge bargen schon frühzeitig in ihren Schluchten eine Anzahl jener Maronen, die bis auf diesen Augenblick dem Pflanzler den ruhigen Genuß seines Besizthums verkümmern. Die in 3 Grafschaften eingetheilte Insel ist reich an trefflichen Häfen; blühende Städte an der Küste, überall ein bewegtes Handelsleben. Der fette, schwere Boden wirft allein durch den Bau des Zuckerrohrs einen jährlichen Ertrag von $1\frac{1}{2}$ Millionen £. ab. Die Ausfuhr des Caffees gibt der Verf. auf 20 Millionen Pfund an. Die Verwaltungsausgaben der Insel, unter denen sich 5500 £. für den Gouverneur, 7000 £. für den Receiver general, 23,600 £. für die Geistlichkeit und 157,000 £. für das Kriegswesen befinden, belaufen sich auf 370,000 £.

Kap. 3. Trinidad. 1797 gerieth mit Port of Spain dieses reiche Besizthum fast ohne Widerstand in die Hände des Admiral Harvey. Seitdem verblieb die Insel der englischen Krone. Trinidad, gesünder als Guyana, ist, seitdem es sich in der Gewalt Englands befindet, zu einer früher nicht geahneten Wichtigkeit gelangt. Von 1799 bis 1831 stieg die Ausfuhr des Zuckers von $8\frac{1}{2}$ Millionen bis auf fast $39\frac{1}{2}$ Millionen, des Cacao von 258,000 bis 1,480,000 Pfund. Die Masse des erzeugten Caffee und Rum vermehrte sich um das Dreyfache, und nur die Production der Baumwolle zeigte sich im Abnehmen (von 323,000 auf 6000 Pfund). Seitdem statt der sorglosen Spanier die Engländer über Trinidad

wachen, hat sich die Bevölkerung von 17000 auf 41,000 Seelen gehoben. Wie in Jamaica ist auch hier jeder freye Mann zum Dienste in der Miliz verpflichtet. — Kap. 4. Tabago. Nach einer kurzen, aber interessanten Uebersicht der Geschichte dieser von Holländern und Spaniern, dann von Kurländern und Franzosen, endlich im Frieden von 1763 an England abgetretenen Insel, erörtert der Vf. mit seiner bekannten Gründlichkeit die physicalische und geologische Beschaffenheit derselben, ihre Erzeugnisse und Bevölkerung, geht dann Kap. 5. zu Grenada über und läßt sich in Kap. 6. über St. Vincentius aus, dessen Gesamtbevölkerung sich von 1764 bis 1831 um mehr als das Dreyfache vermehrt hat, und dessen Verwaltung mit der Summe von etwa 39,000 £. bestritten wird. Die Einfuhr der Insel berechnet der Vf. für das letzt genannte Jahr zum Werthe von etwa 253,000, die Ausfuhr von 287,000 £. Kap. 7. Barbadoes, dessen Exporte vornehmlich in Aloe, Zucker und Rum bestehen. Aehnlich wie in Jamaica, wird die Regierung von einem Gouverneur, einem gesetzgebenden Rathe und den ständischen Abgeordneten geleitet. Kap. 8. St. Lucia. Seit 1803 erkennt diese Insel, in welcher französische Bevölkerung, französische Sitte und Sprache und immer noch die Liebe zu dem alten Mutterlande (french feelings) vorherrscht, die Hoheit der englischen Krone an. In Kap. 9 und 10. werden Dominica und Montserrat, in Kap. 11. Antigua abgehandelt. Letzteres, bey dessen Entdeckung durch Columbus (1493) nach der Kirche Santa Maria de la Antigua in Sevilla benannt, ist reicher an Häfen und bequemen Golfs als irgend eine Insel der westindischen Gewässer. Antigua wurde 1741 von 3500 Weißen und 27000 Afrikanern,

74 Jahre darauf von 3200 Weißen und 36000 Schwarzen bewohnt. Kap. 12. St. Christopher, Anguilla &c. Kap. 13. Die Bahama-Inseln, unter ihnen das durch die am 12. October 1492 geschehene Entdeckung vorzugsweise bekannte St. Salvador. Kap. 14. Die Bermuden. Kap. 15. Honduras, jenes südlich von der Halbinsel Yucatan gelegene Festland, mit einer Ausdehnung von 62,750 (engl.) Quadr. Meilen, durch gewaltige Bergzüge im Westen von den ehemahligen Besitzungen Spaniens getrennt. Von hier bezieht England den größeren Theil seiner feinen Hölzer (Mahagony, Logwood und Nicaragua). Kap. 16. gibt eine General-Uebersicht des gesammten westindischen Handels, welcher sich zahlreiche Tabellen der auß- und eingeführten Artikel mit Berechnung ihres Werthes anschließen.

Dritter Theil. Die Besitzungen Englands in Nordamerika. Die genauere Beleuchtung dieser Landestheile muß gerade jetzt, wo dieselben von einer nach allen Seiten sich verbreitenden Bewegung, deren frühere oder spätere Folgen in ihrem ganzen Umfange schwer zu ermessen seyn dürften, ergriffen sind, ein ungetheiltes Interesse erwecken. Die mit besonderem Nachdrucke hervor gehobenen Worte der Vorrede: 'If the empire of Britain be destined to crumble into fragments, it will not be by fraud or force from without, but by treachery and cowardice from within' scheinen mit mancher schleichenden Anklage gegen einige Organe des Unterhauses in Verbindung gebracht werden zu müssen. Wenn der Verf. dann fortfährt: 'The finest portion of the North American continent is still an integral part of that empire; its people affectionately attached to the parent state and daily strength-

ening and consolidating our national resources and power; if we act justly towards those colonists, we have nothing to apprehend from the encreasing maritime power of the United States, or the augmenting territorial acquisitions (Algier) of our Gallic neighbour; — on the contrary, by a wise course we may place our northern colonists in a position to become the invaders, and not, as before, the invaded, should the United States continue threatening, as they now do, hostilities, while we have a good prospect of getting back some of the fertile territory, which the ignorance or weakness of diplomatists allowed our crafty neighbours to seize', so muß man von der einen Seite hinzu fügen, daß die jüngsten Ereignisse am Lorenzoströme diesen Ausspruch nur bedingungsweise bestätigen, während andererseits die Wahrheit der Behauptung, daß die vereinigten Staaten durch eine Bevölkerung von 2 Millionen Schwarzen einen Keim unabsehbaren Verderbens in sich nähren, nicht geleugnet werden möchte.

Kap. 1. Nieder-Canada. Nach voraus gegangener vorzugsweise genauer Erörterung der Geschichte dieses Landstrichs, führt uns der Verf. die physische Beschaffenheit desselben vorüber. Von 1662 bis 1831 hat sich die Bevölkerung Quebecs von 50 bis auf fast 25000 Einwohner gehoben; die Stadt wird zu den Festungen ersten Ranges gezählt und trägt in ihrem Außern unverkennbar den französischen Character. Die Zahl der Einwohner wird von der Montreals um 10,000 Köpfe überstiegen. Ringsum ein reiches, fruchtbares Land, vornehmlich da, wo Waldungen des härtesten Holzes (z. B. Eichen, Ahorn u. s. w.) sich zeigen; nur am Gestade bemerkt

man mitunter einen leichten Sandboden. Dann geht der Verf. zu der Bevölkerung von Nieder-Canada über, einem Gegenstande, der unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Den hieselbst von Europäern geführten Kriegen wird zunächst die Aufreibung der Urbewohner zugeschrieben, 1676 rechnete man sämtliche europäische Bewohner des Landes auf 8415, und 1822 auf 364,556 Seelen; von diesem Zeitraume bis 1831 mehrte sich ihre Zahl um etwa 180,000. The character of the Canadians partakes of the source whence they spring; if of French descent, levity and servility gives place to easiness, or rather mildness of manner, combined with a manly but yet respectful freedom of deportment; the descendants of the English lose the rusticity and boorishness of their ancestors, and with abundance of the necessaries of life, and leisure for the improvement of their minds, the natural saturnine character of the British is relieved with a pleasing buoyancy of spirits, and enthusiasm of action. Die Mehrzahl der Einwohner gehört der französischen Abstammung an, die, der katholischen Kirche zugehörig, in der fröhlichen Feyer des Sonntags einen grellen Contrast mit den Puritanern bilden, und in Kleidung, Sitte und Lebensweise eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Landmanne der Normandie verrathen. The people of Canada possess, heißt es S. 96., a bold spirit of independence, a piety freed from bigotry and a polite dignity, which makes the poorest peasant appear a gentleman. Die nachfolgende Erörterung gibt uns, wenn sie schon im Anfange einigen Modificationen unterworfen werden dürfte, im Allgemeinen den Grund des jetzigen

Auffstandes am Lorenzströme an. The people, sagt der Verf. S. 137., and their representatives profess an allegiance to the Crown of Great Britain; they are desirous of maintaining a connexion, which many of them have shed their blood and expended their treasures in upholding; they are no burthen to England, their revenue is sufficient for their wants; they have no debt and they consume a large quantity of british manufactures and produce. It cannot be denied, that the majority of the Canadians now supplicate for a change in the constitution of the councils, especially in that of the legislative council; they pray that it may be no longer a mere ministerial board, but an elective chamber, as in the United States, chosen by a higher class of electors than those, who send representatives to the Lower House. I have every confidence that the British ministry and Parliament will grant to respectful entreaty what they may consider it just to acquiesce in; and it is not to be expected, that the same fatuity is to mark the proceedings of the Colonial office in 1834, as was the case in 1774. — Der Werth der Einfuhr wird auf 1,700,000, der der Ausfuhr auf 1,190,000 £. angegeben; erstere besteht vornehmlich in Wein und Colonialwaaren; letztere in Holz und Weizen. 19 Zeitungen, von denen 4 in Quebeck erscheinen, gehen aus Nieder-Canada hervor.

Kap. 2. Ober-Canada. Ein gedehnter Landstrich, mit Gebirgen, dichten, wildreichen Wäldungen und fettem Ackerboden wechselnd, von riesigen Seen begrenzt und eingefurcht, von Strömen und Canälen durchschnitten, überall

eine freygebige, dem Handel die Hand bietende Natur, mit einer Bevölkerung, die sich in zehn Jahren um fast 150,000 Menschen vermehrte. 50,000 Milizen stellt diese Provinz, as gallant rank and file, as could be turned out in any part of the United Kingdom. Der siebente Theil des auf 26 Millionen Acres culturfähigen Landes ist für die Erhaltung der protestantischen Geistlichkeit bestimmt. In dem einzigen Toronto erschienen 1834 7 Zeitungen. — Kap. 3. Neu-Schottland. Diese Halbinsel mit einer Ausdehnung von 15,617 (engl.) Q. Meilen zeigt durchweg einen wellenförmigen Boden, dessen höchster Punct jedoch nicht über 810 Fuß aufsteigt. Der Hafen zu Halifax gestattet zu allen Zeiten eine freye Einfahrt und vermag tausend Schiffe in sich aufzunehmen; 20,000 Menschen bewohnen die Stadt, deren Häuser sich durch Eleganz und gefällige Formen auszeichnen. Das 1827 von etwa 127,000 Seelen bevölkerte Land wurde längere Zeit von Colonisten gemieden; es galt für rauh und morastig, bis man später den ganzen Werth desselben schätzen lernte; gegen 22,000 Milizen sind enrolliert. Die Einfuhr dieser Provinz stieg 1833 auf 1 Million, die Ausfuhr auf gegen 900,000 £.; letztere besteht vornehmlich in Fischen und Holz.

Nachdem der Verf. in Kap. 4, 5 u. 6. Cap Breton, Neu-Braunschweig und Prinz Edwards-Insel abgehandelt hat, geht er Kap. 7. zu Newfoundland und der Küste von Labrador über. Der Handel der erst genannten Insel wird zum Werthe von 2 Millionen £. angeschlagen; allein nach den vereinigten Staaten werden jährlich 500,000 Centner (quintals) Kabeljau ausgeführt. Kap. 8. erstreckt sich über den Handel der englischen Besitzungen in Nordamerika im Allgemeinen; Kap.

9. über die Besitzungen am stillen Ocean. Das 10. Kap. endlich handelt über die Einwanderung in die genannten Länder.

Hay.

(Die Anzeige von Th. 4 u. 5. nächstens.)

Nikolaus Anton Friedreich. Ein biographischer Denkstein. (Ohne Angabe des Druckortes.) 1837. 15 Seiten in Quart.

Diese wenigen Blätter sollen dazu beitragen, das Andenken eines Mannes zu erhalten, der als practischer Arzt und clinischer Lehrer sich sehr auszeichnete, dessen geistige Wirksamkeit aber bloß in seinen Schülern fortlebt, indem er als Schriftsteller sich nur durch 6 Programme bekannt machte.

Würzburg war der Ort, wo er (am 24. Febr. 1761) das Licht der Welt erblickte, und wo er später als dirigierender Arzt des Julushospitals bis zum Jahre 1819 ein weites Feld für seine segensreiche Thätigkeit besaß. Krankheit und Erblindung nöthigten ihn seine Stelle nieder zu legen; der Tod befreiete ihn von seinen Leiden am 5. Sept. 1836.

Zu seinen öffentlich anerkannten wissenschaftlichen Verdiensten gehört die Unterscheidung der Gesichtslähmung durch äußere Veranlassungen von der durch innere, oder die der rheumatischen von der apoplectischen; dann seine auf zahlreiche Leichenöffnungen gestützte Nachweisung, daß Typhus keine Hirnentzündung sey, und daß derselbe je nach dem Character der Epidemie verschieden behandelt werden müsse. Seine Angaben über die heilsamen Wirkungen des Nagozi in Kissingen bey chronischen Leberkrankheiten sind durch die Erfahrungen der neuesten Zeit vielfach bestätigt worden.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. May 1838.

G ö t t i n g e n.

Der 10. May war der Tag, an welchem vor 50 Jahren der älteste Lehrer unserer Juristenfacultät, der Herr Geheime Justizrath und Professor Hugo, die Doctorwürde von der juristischen Facultät zu Halle erhalten hatte. Der Jubilar hatte zwar nicht nur jede öffentliche Feyer sich verbeten, sondern wick auch den vielen ihm an diesem Tage zugedachten Glückwünschen durch eine Reise nach Cassel aus. Dennoch aber fand er am Tage seiner Rückkehr so viele herzliche und ehrenvolle Beweise der Theilnahme aus der Nähe und aus der Ferne vor, daß eine Nachricht davon in diesen Blättern nicht fehlen darf. Schon in Cassel fand er den Hn Professor Pernice aus Halle vor, der von der dortigen Juristenfacultät ihm das erneuerte, prachtvoll ausgestattete Doctor-diplom zu überreichen beauftragt war. Noch während seiner Abwesenheit war von einer Deputation des academischen Senats und der Facultät ihm ein in den gnädigsten Ausdrücken ab-

gefaßtes Glückwunschsreiben des hohen Curatoriums in seiner Wohnung abgegeben worden. Der Glückwunsch der Deputation war begleitet von einem schön gearbeiteten silbernen Pokal mit passenden Emblemen. Zu den zahlreichen ihm hier dargebrachten Glückwünschen gehörte auch ein von unserm Herrn Gymnasial-Director Dr Ranke verfertigtes lateinisches Gedicht. Von außen erhielt er von zwey Universitäten, von Berlin und Halle, das Diplom als Doctor der Philosophie und Magister der freyen Künste; von Mehreren feyerliche Glückwunschsreiben, besonders von Leipzig in Form eines glänzenden Diploms. Von denen, die mit gelehrten Aufsätzen begleitet waren, können wir vorläufig die von dem Jubilar gefälligst mitgetheilten Titel anführen:

Außer dem vierten Bande des iter Italicum von Hn DR. Blume in Lübeck, welcher in der Zuschrift auf das dreyfache Jubiläum, der Universität, des Doctors und des Professors, schon 1836 Rücksicht nahm, und dem, was schon bey der Jubelfeyer unserer Universität erschienen war, und sich zum Voraus auf dieses Doctor-Jubiläum bezog:

Almae Georgiae Augustae prima solemnia saecularia G. Hugoni ejusdem universitatis litterariae Doctori semisaecularia mox celebranda ex animo gratulatur Eduardus Schrader olim Goettingensis nunc Tubingensis. Additur editionis Digestorum Tubingensis specimen completens D. de orig. juris I. 2. l. 2. §. 41. . 44. Quart.

sind nun folgende Abhandlungen erschienen und zwar im Namen der Juristen-Facultät in Breslau

T. Flavii Syntrophi instrumentum donatio-

nis ineditum: edidit et illustravit Ph. Eduardus Huschke, mit einem Steindrucke. 4.

und im Namen der hiesigen, von dem, daß, durch Götschen's Tod schon in den ersten Tagen unterbrochene, Decanat fortführenden, Hn Hofr. Bergmann:

Disseritur de libello, quem Tancredus Bononiensis de judiciorum ordine composuit. 4.

Von einzelnen Gelehrten und zwar von Herrn SMR. v. Savigny:

Der 10. May 1788, ein Beytrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft. 8.

von Hn Hofr. Gustav Hänel in Leipzig:

Inest legis Romanae Visigothorum particula cum codd. Monac. Et. Philipps. Imagine lapide expressa, welche Schriftproben aus beiden Handschriften enthält. 4.

Von Herrn Prof. v. Buchholz in Königsberg:

Subnexa est commentatio de liberis sub conditione institutis aut exheredatis. 4.

Von unserm Hn Conf.-R. Lücke:

De eo quod jurisprudentiae cum theologia commune est,

und von Hn Prof. Schneidewin:

Conjectanea critica.

Als Zueignungen erst noch heraus zu gebender größeren Werke

von Herrn SMR. Bickell in Cassel:

Geschichte des Kirchen-Rechts, Gießen 1838, bey Heyer, Vater. 8.

und von unserm Herrn Hofrath Müller, dem Schwiegersohne des so hoch Geehrten:

Sexti Pompei Festi de verborum significatione quae supersunt, cum Pauli excerptis, recognita et annotata. Lipsiae in libraria Weidmanniana. 4.

Daß die hier erwähnte Feyer bereits die 17te dieser Art war, die bey unserer Universität seit ihrer Stiftung statt fand, dürfen wir als literarische Merkwürdigkeit anführen. Indem die Vorsetzung so viele ihrer berühmtesten Lehrer wie unsern jetzigen Jubilar im höhern Alter in voller Kraft und Thätigkeit erhielt, gab sie uns einen Beweis ihres Schutzes, der ihr, wir wagen es nicht bloß zu wünschen, sondern auch zu hoffen, auch für die Zukunft nicht fehlen, und auch bey unserm jetzigen hochverehrten Jubilar noch lange sich bestätigen wird.

E b e n d a s e l b s t.

In der Dieterichschen Buchhandlung, 1838. Studien des Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde. Im Namen desselben herausgegeben von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann. Vierten Bandes zweites Heft. 156 Seiten in 8, Mit 1 Steindrucktafel.

VI. Ueber den Widerstand der Luft an den Wänden der Leitungsröhren. Von H. Buff. S. 129 — 214. Zur Berechnung des Widerstandes, welchen die Luft beym Durchgange durch Röhren erleidet, hat zuerst Schmidt eine auf Beobachtungen gegründete Formel aufgestellt. Unter den späteren ähnlichen Arbeiten sind die von Koch und d'Aubuisson die bedeutendsten. Die Versuche des Ersteren, wenn auch mit einer Genauigkeit angestellt, die nicht leicht übertroffen werden wird, sind doch nicht geeignet, um daraus allgemeine Gesetze mit Sicherheit herleiten zu können, weil die von ihm angewendeten Röhren nicht lang genug, höchstens 100 mahl so lang als der Durchmesser waren. D'Aubuisson experimentierte in sehr großem Maßstabe, daher seine Versuche einen brauchbaren

Anhaltspunct für die Praxis gegeben haben. Sie lassen jedoch mehrere Fragen theils zweifelhaft, theils ganz unerörtert, und können überhaupt nicht auf sehr große Genauigkeit Anspruch machen. Diese Gründe bestimmten Hn Prof. Buff obigen Gegenstand von Neuem zu bearbeiten. Seine Versuche wurden mit folgendem Apparate angestellt. Zwey Fässer, jedes von ungefähr 5 Cub. Fuß Inhalt, waren in der Mitte ihrer Höhe mit Oeffnungen von 6 Zoll Weite versehen. An diesen Oeffnungen wurden zwey kurze, trichterförmige Blechstücke luftdicht und so befestigt, daß die engere, noch 15 Linien weite Mündung des einen Trichters in die des gegenüber stehenden, am andern Fasse befestigten, eingeschoben werden konnte. Da, wo beide Blechstücke zusammen stießen, konnten Oeffnungen in dünnen Wänden und cylindrische Röhren von verschiedener Länge und verschiedenen Durchmessern luftdicht eingeschraubt werden. In das eine Faß mündete die Düse eines Schmiedebalsebalgs; auf dem oberen Boden des anderen wurden Ausflußöffnungen von verschiedener Beschaffenheit eingesetzt. Damit die Luft unmittelbar zu diesen Oeffnungen gelangen konnte, war an dieser Stelle des Fasses ein Loch von 6 Zoll Weite eingeschnitten und mit Eisenblech luftdicht ausgefüttert. In dieses Blech wurden sodann die verschiedenen Mündungen eingeschraubt. Es waren übrigens alle Vorkehrungen getroffen, daß das zweite, von dem Balsebalge entferntere Faß die, durch das erste, mit dem Gebläse unmittelbar in Verbindung stehende, eingetriebene Luft nirgends, außer durch die dazu bestimmte Oeffnung, entweichen ließ. Das erste Faß dient als Regulator für die mittelst des Balsebalgs eingepreßte Luft, von deren Dichtigkeit man durch ein darauf angebrachtes Wassermanometer in jedem Augenblicke

in Kenntniß gesetzt wird. Die ganze Luftmenge, welche aus dem ersten in das zweyte Faß übergegangen ist, und hier, wegen des verhältnißmäßig großen inneren Umfanges des Fasses, wieder zur Ruhe kommt, verliert eben dadurch einen Theil der anfänglichen Spannkraft. Wie viel ihr noch geblieben, läßt sich aus dem Stande eines zweyten Wassermanometers, das mit dem zweyten Faße in Verbindung steht, beurtheilen. Es ist klar, daß die Geschwindigkeit, womit die Luft aus der Mündung des zweyten Behälters strömt, von dem Stande dieses zweyten Manometers direct, die Geschwindigkeit aber, womit sie sich durch die Verbindungsöffnung beider Behälter bewegt, von der Differenz des Standes beider Manometer abhängig ist. Beide Instrumente waren Henschel'sche Gefäßmanometer. Eine genaue Bestimmung des Zusammenziehungscoefficienten für die Bewegung der Luft durch kurze cylindrische Ansätze, erschien als eine unerläßliche Vorarbeit. Die deshalb von dem Hn Professor Buff angestellten Versuche sind in Poggendorf's Annalen bekannt gemacht. Die Schwierigkeit, für die Ermittlung der Gesetze des Reibungswiderstandes der Luft genau cylindrische Röhren von hinreichender Länge zu erlangen, wurde durch Anwendung gezogener Bleyröhren beseitigt. Bey den Untersuchungen wurden die Einflüsse der Röhrenlänge, der Geschwindigkeit des Luftstromes, der Temperatur, der Weite und der Biegungen der Röhren auf den Reibungswiderstand berücksichtigt. Auch wurden Versuche angestellt, um über die Einwirkung der Verschiedenheit des Materials Aufschlüsse zu erhalten, indem namentlich Röhren von Glas, von Eisenblech, und von Eisenblech dessen innere Seite mit Cäment bekleidet war, angewandt wurden. Nachdem von dem Vf. die Gesetze des Widerstandes in Windleitungs-

röhren entwickelt, eine Vergleichung mit den Versuchen d'Aubuisson's angestellt und eine Bestimmung des Reibungscoefficienten nach Koch's Versuchen mitgetheilt worden, handelt derselbe von der Berechnung der Ausflußmenge, und macht schließlich von seinen Untersuchungen auch auf Ermittlung des Reibungswiderstandes der Zugluft in Schornsteinen Anwendung.

VII. Versuche über das electricische Leitungsvermögen der Mineralkörper. Von J. Fr. L. Hausmann und F. C. Henrici. S. 215 — 244. Die mit 148 Mineralkörpern und außerdem mit einigen Kunstproducten angestellten Versuche hatten zum Zwecke, das über das electricische Leitungsvermögen der Körper bereits Bekannte zu vervollständigen und im Besonderen zu untersuchen, ob das Verhalten der Mineralkörper in dieser Beziehung zu einem mineralogischen Kennzeichen benutzt werden könne. Es hat sich dabey ergeben, daß die Eigenschaft, Electricität zu leiten, einer weit größeren Anzahl von Mineralkörpern eigen ist, als man bisher anzunehmen pflegte; daß es von den vollkommensten Leitern bis zu den Nichtleitern die mannigfaltigsten Abstufen gibt, welche sich nicht bloß in der Vollständigkeit und Schnelligkeit der Leitung, sondern auch in verschiedenen begleitenden Erscheinungen, z. B. in der Erscheinung und Beschaffenheit der Funken, zu erkennen geben; und daß ein Zusammenhang zwischen der Fähigkeit der Mineralien, Electricität zu leiten, und gewissen optischen Eigenschaften derselben statt zu finden scheint, indem die Leitungsfähigkeit denen besonders eigen ist, welche ein metallisches Ansehen haben, undurchsichtig und metallisch glänzend sind.

VIII. Ueber eine lagerähnliche, basaltische Ausfüllung am Ochsenberge unweit Dransfeld. Von J. Fr. L. Hausmann.

S. 245 — 268. Die hier beschriebene, von dem ältesten Sohne des Hofr. H. aufgefunden und gezeichnete, einem Lager gleichende, 3 Fuß mächtige Ausfüllung von basaltischem Mandelstein befindet sich am südwestlichen Fuße des mit einer ausgezeichneten Basaltkuppe, eine starke halbe Stunde nordöstlich von Dransfeld sich erhebenden Schenberges, oberhalb der Quelle der Ausnippe, in der unteren Lagerfolge des Muschelkalles, dessen Schichten in ihrer Lage keine Störung erlitten haben und sich auch übrigens wenig verändert zeigen. Zu den besonderen Eigenthümlichkeiten jener basaltischen Ausfüllung gehört, daß die Blasenräume der Hauptmasse Kalkspath enthalten, wogegen eine schmale, lockere Masse im Hangenden und Liegenden derselben, die sich wie der Ausschram oder Besteg eines Ganges verhält, mit Arragonit erfüllt ist; welche scharfe Trennung des Vorkommens von Kalkspath und Arragonit in Beziehung auf die neuerlich von Hn G. Rose mitgetheilten merkwürdigen Erfahrungen über die Umstände, unter welchen sich jene beiden Mineralkörper bilden, beachtungswerth seyn dürfte.

IX. Beyträge zur Dryktographie der norddeutschen Dolithgebilde. Von W. Dunker. S. 269 — 284. Unter den mannigfaltigen einfachen Mineralkörpern, welche den verschiedenen Gliedern der norddeutschen Dolith-Formation eigen sind, ist der Börnstein, der bis jetzt meistens nur in sehr jungen Gebilden gefunden worden, besonders merkwürdig. Er kommt in dem zu den unteren Dolithen gehörenden Sandstein der Porta Westphalica vor, und dürfte nach der Vermuthung des Hn Dunker von einer Coniferen = Art abstammen, von welcher sich häufig verkohlte Holzstücke und Abdrücke in demselben Gestein finden.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. S t ü c k.

Den 31. May 1838.

G ö t t i n g e n.

Se R. H. der Großherzog von Baden haben geruhet unserm Hn Geheimen Justizrathe Hugo bey der Feyer seines Doctorjubiläums das Commandeurkreuz des Sähringer Löwen-Ordens begleitet mit einem gnädigen Handschreiben als Beweis auch der Theilnahme seines Vaterlandes zu verleihen.

H a m b u r g.

Ben Friedr. Perthes: Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren. Von Dr F. P. Mynster, Bischof von Seeland, Ordensbischof, kön. Dänischen Confessionarius, Commandeur d. Dannebrog-Ordens, Dannebrogsmann. Uebersetzt von Theodor Schorn. Erster Band. 1835. IV u. 472 S. Zweyter Band. IV u. 489 Seiten. 8.

Vorstehendes Werk könnte viel, sehr viel Gutes wirken, wenn es von allen denen, die dessen bedürfen und für die es geschrieben ist, gelesen

und zwar auf die rechte Art gelesen würde. Ref. nimmt keinen Anstand, ihm eine sehr bedeutende Stelle in der ganzen neueren theologischen Literatur anzuweisen. Um aber diese Stellung und den Character des Werkes in seiner Bedeutung, wie Ref. sie ansieht, näher zur Anschauung zu bringen, ist es nöthig, einen Blick auf den religiösen und theologischen Character unserer Zeit überhaupt zu werfen. Es ist mit dem Glauben der Väter, wie er einst von den Stiftern unserer Kirche im Kampfe mit den catholischen Irrthümern gebildet und in den öffentlichen Bekenntnissen nieder gelegt ist, gar viel Herrliches gesunken, und es ist nicht zu viel ausgesprochen, daß mit jenem Glauben unter Mitwirkung ungünstiger äußerer Umstände und gar mannigfacher Verkehrtheit in der Gestaltung des Kirchlichen unter uns gar viele der edelsten Güter aus dem Leben des Einzelnen, wie der Völker gewichen sind. Ref. hat sich sonst schon, und auch in diesen Blättern, offen über so manche Mängel in der Gestaltung des Kirchlichen unter uns ausgesprochen, und begnügt sich hier, über die äußeren unglücklichen Bedingnisse des gesunkenen kirchlichen Lebens und der damit gesunkenen Religiosität und der wiederum dadurch bedingten Veredlung und höheren Weihe des Lebens nur an das früher Gesagte zu erinnern. Für den obigen Zweck kommt hier obnehin nur die andere, obwohl an sich noch viel wichtigere Seite, die innere Bedingung der Religiosität, eine wirklich lebendige religiöse Ueberzeugung in Frage. So gewiß diese einst in dem geschlossenen Systeme der Symbole gegeben war — und nur, wer die Geschichte der Reformation und der ersten Entwicklungsperiode unserer Kirche nicht kennt, könnte leugnen, daß ihr Glaube ein lebendiges, tief ins Leben eingreifendes Gemeingut

ihrer Bekenner gewesen sey —, so gewiß war damit auch eine entschiedene Ansicht von Kirche und Staat, von dem Leben im Ganzen, wie dessen einzelnen Verhältnissen gegeben. Aber eben so gewiß ist doch wohl, daß nur auf eine solche Ansicht, im Lichte der Religion, der Frieden und die Ruhe des Einzelnen, wie der Völker gegründet, und nur nach ihr Bewegung und Fortschritt, in jeglichem Verhältnisse, sicher geregelt werden mag. Wie die guten Folgen einer lebendigen, religiösen Ueberzeugung nun gleichsam über aller Erwähnung stehen, so bedürfen auch die nothwendig für das Leben des Einzelnen, wie der Völker sich ergebenden Nachtheile, wo sie fehlt, keiner näheren Hinweisung. Denn alle Anerkennung und Achtung von allem, was Recht und Pflicht heißen mag, — ja das Recht selbst, ruht auf dem Ethischen, als seinem letzten Grunde: das Ethische aber wieder auf dem Religiösen. Wer aber die religiöse Bildung, oder besser, den religiösen Standpunct unserer meisten Laien, auch gar manches so genannten Gebildeten, ja auch Gelehrten, aufmerksam beobachtet hat, der wird — bey aller Anerkennung der Schwierigkeit, über das innere Leben eines Menschen urtheilen zu wollen — doch so viel auszusprechen wagen, daß die Mehrzahl gar keine religiöse Ueberzeugung, geschweige eine lebendige habe. Freylich ist wahr, daß es gar nicht so leicht ist, nach der Lage der hier in Frage kommenden Verhältnisse, jene sich zu erwerben, und daß ja auch unsere Theologen den sichern Hafen des einst geschlossenen Systems verlassen haben. Aber jenes hebt die Forderung an sich nicht auf, und durch dieses standen und stehen die Laien mit dem Theologen noch gar nicht auf gleicher Stufe. Wie nah oder fern

auch die Ueberzeugung des Theologen dem früheren geschlossenen Systeme der Symbole sich stelle, schon die Schwierigkeit der Untersuchung, diese selbst in Prüfung der Gründe, das Leben selbst drängt ihn zu einer festen Ueberzeugung, die ihm wenigstens die Vortheile gewährt, die eine entschiedene klare Ansicht bedingt. Und so viel ist doch wohl entschieden, daß die ethische nothwendigste Basis für das ganze Leben nicht dabey leide, wenn gleich darüber gestritten werden mag, ob und wie weit die Wirksamkeit des Theologen von seiner religiösen Ansicht bedingt werde, was hier keinesweges geleugnet werden soll. Ganz anders ist es aber nun mit den Laien. Sie empfangen meist nur in früher Jugend religiösen Unterricht, und wie oft nur unvollkommen. Der Natur der Sache, den Jahren des zu Unterrichtenden nach, empfangen sie nur Resultate, und was der Lehrer in sich als wohlbegründet anschaut, kann sich, gewiß mit seltenen Ausnahmen, in dem Unterrichteten kaum zu einer entschiedenen auf bewußte Gründe gestützten Ueberzeugung gestalten. Die späteren Jahre bringen mehr oder weniger unvermeidlich nur Vergessenheit des Aufgenommenen und — Zweifel, jedenfalls Kenntniß der möglichen Gegensätze. Die äußeren Mängel in der Gestaltung des Kirchlichen unter uns bleiben auch nicht ohne Wirkung; sie wirken leider zu positiv für eine herab setzende Ansicht aller der Interessen, welche die Kirche vertreten soll, obwohl der Nachtheil schon groß genug wäre, wenn sie nur negativ die nöthige Hinweisung auf das Höhere und Heilige versagten. So sind denn die Erscheinungen eingetreten, die den religiösen Standpunct ganzer Völker, wie Einzelner in einer vergangenen Periode charakterisieren, die aber auch gegenwärtig noch sichtbar

genug auftauchen, und, selbst wo sie weniger hervor treten, keinen Beweis geben, daß ihre Gründe verschwunden sind. Es ist zwar ganz richtig, daß in unserer Zeit bereits in Folge nothwendiger Reaction nach ewigen Gesezen das gerade Gegentheil einer früheren Periode, einzelne Erscheinungen von Pietismus und Mysticismus, hervor getreten sind, aber einmahl stehen diese im Vergleich zur Denkungsart der Massen gar sehr vereinzelt da, und andererseits wird dabey gar oft manch edleres Gefühl und manch guter Keim schon als verderblich geächtet, ehe er sich nur zur Blüthe entfaltet hat. Unsere meisten Laien, deren Bildung noch in der früheren Periode wurzelt, haben entweder allen religiösen Glauben weg geworfen, indem sie sich mit dem Grellen der symbolischen Dogmen entschuldigen, oder sie haben sich nur einen dürstigen Theismus aus dem erlittenen Schiffbruche ihres kindlichen Glaubens gerettet, der sie gar wenig berührt, aber auch — worin leider seine Güte und Wahrheit oft gefunden wird — wenig geniert. Es wird nichts helfen, daß man von diesen wirklichen Zuständen nur beschönigend redet, oder auch aus allzugroßer Scheu, inhuman oder gar intolerant zu erscheinen, gar nicht davon zu reden wagt. Refer. wenigstens meint, daß es einen Stand und einen Beruf gibt, für welchen es Pflicht ist, davon zu reden, da er diese Interessen des Lebens vertreten soll, und kann sich nicht einbilden, daß der Arzt den Schaden heilen werde, der aus Furcht, wehe zu thun, ihn nicht zu berühren wagt. Es gibt aber auch eine andere Betrachtungsweise, nach welcher es doppelt als Pflicht erscheint, von den oben berührten Zuständen offen zu reden. Nicht nur, daß nach der kläglichen Stellung der protestantischen Kirche —

erst in der neueren Zeit hat die Weisheit evangelischer Regierungen sie zu verbessern gesucht, und es ist dieser Weisheit zu vertrauen, daß sie auch durch die hierarchischen Bestrebungen und Uebergriffe der catholischen Parthey in die Staatsgewalt sich nicht in der Fürsorge für die eigene Kirche irre machen lassen werde — das Bewußtseyn der Bedeutung und des Gewichts des Religiösen und Kirchlichen im Völkerleben und unvermeidlich darnach auch in der Ansicht des Einzelnen so sehr zurück getreten ist, noch gibt es leider, namentlich unter den Gebildeten und Gelehrten starke Geister genug, die sich nicht nur nicht scheuen, offen zur Schau zu tragen, wie sie selbst keine religiöse Ueberzeugung haben, sondern auch gar gern noch, obwohl aus jenem Grunde begreiflich, die Spitze ihres Geistes gegen das richten, was vielen noch als das theuerste Gut erscheint, gegen das Religiöse und Kirchliche, und — um so mehr, wenn sie sonst Vorzüge haben, und die intellectuelle oder moralische Schwäche ihnen ein empfängliches Ohr leiht — wirklich schaden. Ref. kann gar nicht einsehen, warum aus Rücksicht auf das Wohl des Gemeinwesens nur jegliche politische Aeußerung verpönt ist, dagegen das Ethische, Religiöse und Kirchliche, das doch nicht allein mit dem Gemeinwesen so eng verbunden, sondern dessen einzige sichere Basis ist, als Zielscheibe frey gegeben seyn soll. So lange Menschen Menschen bleiben, wird man zwar der Kraft der Wahrheit am meisten vertrauen müssen, aber doch nicht die äußeren Bedingungen vernachlässigen dürfen, welche deren Anerkennung und Achtung hemmen oder fördern können, und Luther hat Recht, wenn er schreibt: 'Wie wohl Niemand zum Glauben zu zwingen ist, so soll wiederum dawider nicht gestattet wer-

den, daß sie die Lehre lästern, sondern sollen anzeigen ihren Grund und hören das Widertheil. Mögen sie dann bestehen, gut, wo nicht, daß sie das Maul halten, und glauben bey sich selbst, was sie wollen.'

Aber so gewiß nun die oben berührten Zustände statt finden, so gewiß ist auch eine Aenderung derselben, und zwar eine Besserung möglich. Der Hauptgrund lag und liegt in dem Mangel einer bestimmten religiösen Ueberzeugung. So viel Antheil auch Gefühl und Gemüth an der wirklichen Religion, und deren Frucht, wahrer Religiosität, haben, so muß doch bey dem denkenden Menschen, und daher vorzugsweise bey den Gebildeten, eine bestimmte Erkenntniß, eine intellectuelle Basis, die Einheit und Consequenz in das Ganze der religiösen Ansicht bringt, gewonnen werden, oder ein stetes Schwanken, Schwärmerey und Aberglauben — der immer dem Unglauben nahe verwandt ist — sind unvermeidlich. Wie aber nun eine feste religiöse Ueberzeugung gewinnen? Und wird dies möglich seyn, wenn der Glaube der Symbole nicht mehr in seiner Greltheit, aber auch nicht mehr in seiner ganzen Consequenz fest gehalten wird? Ref. weiß recht wohl, daß die entschiedenen Vertheidiger der symbolischen Dogmen in ihrer wörtlichen Auffassung dieses leugnen, und ehrt namentlich die Besorgniß, die der Herausgeber einer am meisten in obigem Sinne gehaltenen theologischen Zeitschrift Ref. einst mündlich mittheilte, daß es nicht möglich seyn werde, die Religiosität der Väter wieder zu gewinnen, ohne ihren Glauben. Aber dennoch vermag er nicht ihnen beyzupflichten. Er meint vielmehr entschieden, daß alles darauf ankomme, daß es aber auch möglich seyn werde, eine religiöse Ansicht zur allgemeinen und lebens-

digen Ueberzeugung zu erheben, die vorerst biblisch, darum auch vor allem wahrhaft christlich, aber dabey immer vor der wahren Vernunft probehaltig, also auch wirklich vernünftig sey. Auf das Doctrinelle selbst kann er natürlich hier nicht weiter eingehen, nur das soll noch angedeutet werden, daß nicht Alles Vernunft sey, was oft genug dafür ausgegeben wird. Andererseits genüge es hier, nur an bereits factische Zustände auf kirchlichem und theologischem Gebiete zu erinnern, wo man der wahren Vernunft kein Recht im Gebiete des Glaubens einräumt. Wo das Dogma unverändert und steif, mit Abwehr aller Prüfung und Untersuchung fest gehalten wird, da hat sich gerade am entschiedensten Unglauben und Aberglauben in wunderlicher Mischung gezeigt, und, wo einerseits jenes statt fand, und nun doch die Unterdrückung des Denkens nicht hat durchgeführt werden können, da sind ja Parteyen und Secten in solcher Masse entstanden, daß ihre Zahl der eigentlichen Staatskirche wohl gleich kommt. Jenes gilt vorzugsweise von der catholischen Partey, und in ihr vorzugsweise von den Gebildeten, deren Unglaube mit dem Aberglauben des Volks einen grellen Contrast bildet. Das Andere liegt in England vor Augen. Und hiermit zeigt sich schon der große Vorzug der deutschen evangelischen Theologie, daß sie, wenn auch durch die freye Forschung der alte Glaube erschüttert, und noch keine lebendige Ueberzeugung wieder unter den Laien allgemein geworden ist, doch in den Lehrern und Dienern der Kirche selbst stets eine solche vermittelt hat, daß wenigstens diese sonder Trug und Falsch für das wirken konnten, was sie als wahr erkannt hatten. Und eben darin liegt auch die Bürgschaft und die Hoffnung, daß es fortgesetzter redlicher Forschung

gelingen werde, eine bestimmte Fassung der wahrhaft christlichen Dogmen wieder zur allgemeinen Ueberzeugung zu erheben, und neues Leben und neue Wärme für sie, und somit wahre Religiosität auch in den Gemüthern der Laien wieder zu entzünden. Mag auch nun noch immer viel zu thun übrig seyn, nur Unbilligkeit oder Unkenntniß kann leugnen, daß in der neueren und neuesten Zeit viel zur Wiedergewinnung und Wiederbelebung einer wahrhaft christlichen und vernünftigen Lehre geschehen sey. Man hat den Buchstaben der Symbole verlassen, aber man hat gestrebt, den Geist derselben und die ewig unveränderlichen Dogmen fest zu halten, und — auch die Form, die das Ganze mehr und mehr systematisch abgrenze und zur Anschauung erhebe, wird gefunden werden. Damit muß nun nur das Bestreben Hand in Hand gehen, diesen Fortschritt der theologischen Forschung und Bildung wieder zum Gemeingut aller Glieder unserer Kirche zu machen, und es springt von selbst in die Augen, daß hier das ascetische und das wissenschaftliche Element sich durchdringen muß, daß auch Erleuchtung statt finde, wo wirklich neue Wärme und neues Leben erzeugt wird. Und das ist nun die hohe Bedeutung vorliegenden Werkes, daß es ganz geeignet ist, in der angegebenen Weise und auf die berührten Zustände äußerst segensreich einzuwirken. Es ist darin eine eben so milde supernaturalistische, und der Bibellehre entsprechende, als der Vernunft zusagende Fassung der christlichen Wahrheit niedergelegt, die wohl Anspruch auf allgemeinere Geltung machen darf, und dieß ist in einer Form, oder, wenn man so sagen darf, in einer Art und Kunst geschehen, die für den bezeichneten hochwichtigen Zweck ganz vollendet genannt werden muß. Man

hat sich von verschiedenen Seiten nicht recht in den Character des Werkes finden können, und ihm, aus der Verbindung des Ascetischen und Wissenschaftlichen fast einen Vorwurf gemacht: Ref. glaubt in obiger Weise seine Bedeutsamkeit richtig bezeichnet zu haben. Am richtigsten hat man es gewiß eine practische Dogmatik genannt. Es sind in 64 Betrachtungen die christlichen Wahrheiten so abgehandelt, daß allerdings das Schema der herkömmlichen Dogmatik untergelegt, und so eben die innere Begründung, Darstellung und Consequenz zu einem abgerundeten Ganzen geworden ist. In der Behandlung selbst aber durchdringt sich nun das Ascetische und das Wissenschaftliche so, daß man kaum angeben mag, welches das Vorherrschende sey, aber, woein eben der hohe Werth dieses Werkes zu setzen ist, in dem herrlichsten Geiste und in wohl kaum übertreffbarer Weise, nach Gehalt und Form.

Der Grundton ist die Stimmung einer Seele, die, mit allem, was das Leben bringt, Freuden wie Leiden, vertraut, das große Räthsel des Lebens, in seinen wunderbaren Erscheinungen, zu lösen, und einen festen Standpunct zu gewinnen strebt, auf dem sie sich, in Einheit und Harmonie mit dem Weltganzen, erst selbst recht begreift, aber auch eben über die wechselnden Erscheinungen dieses Lebens erhaben fühlt, — die wahrhaft christliche Ansicht des Lebens. Dazu tritt uns überall der heiligste Ernst und doch die größte Innigkeit eines wahrhaft religiösen Gemüthes entgegen, die mit wunderbarer unwiderstehlicher Gewalt wiederum jedes Gemüth, das nur nicht alle Empfänglichkeit für das Höhere und Edlere verloren hat, oder sich nicht absicht-

lich verschließt, bis in die innerste Tiefe ergreifen muß. Und doch ist der Verf., indem er die innersten Saiten der Menschenbrust anschlägt, so gänzlich fern von aller Ueberspannung und krankhafter Ueberreizung des religiösen Gefühls! Nichts von der Versunkenheit in einem trunkenen Gefühlstaumel, nichts von Ueberschwenglichkeit und einem die Klarheit des Geistes trübenden Rausche, nichts von der schwächlichen Empfindelen, womit sonst wohl Gefühlstheologen spielen, aber auch nichts von der finsternen Seite des Pietismus und Mysticismus, in welcher man sich und andere mit schrecklichen Dogmen und selbst gemachter Pein quält. Aber auch nichts von der Scheinbegeisterung, die das wahre religiöse Gefühl durch Wortschall und hochklingende Redensarten, durch gesuchte Bilder und eine geschraubte Diction zu ersetzen sucht, dem Kundigen aber stets nur ein Zeugniß der Armuth des Geistes und noch mehr des Mangels aller wahren Innigkeit des Gefühlslebens ist. Nein! in diesem Werke trägt alles das Gepräge der Gesundheit an sich! Hier ist wahre Fülle des Geistes und wahre Tiefe des Gemüths, mit klarem Bewußtseyn seiner selbst und richtigem Maße der Selbstbeherrschung. Und wie der Geist, so auch die Form. Lebendig und blühend, mit Einfachheit und Klarheit, kräftig, kernig, ja im Ausdrucke des Gefühls oft den Leser hinreißend, und doch alsbald wieder durch heiligen Ernst ihn zur ruhigen Sammlung zurückführend, ein würdiges äußeres Gewand der edelsten inneren Bildung. Tritt nun das Werk schon durch die genannten Vorzüge dem gebildeten und gemüthvollen Leser wohlthuend und einladend entgegen, so wird nun auch in dem sachlichen Gehalte eine Betrachtung der höchsten Glaubens-

wahrheiten geboten, die wohl zu einer Klarheit der Ansicht und einer lebendigen Ueberzeugung führen kann. Der Verf. ist sich zwar mit Recht bewußt, daß die Religion — wie deren Pfliegerin, die Kirche — Glauben fordert, und er ist darum fern von der Anmaßung neuerer so genannter Religionsphilosophie, die das Erkennen auf den Thron des Glaubens setzen will. Aber er ist weit entfernt, blinden Glauben zu fordern, und sucht eben die Wahrheit und Einheit der göttlichen Offenbarung in der Natur, der Vernunft und der heiligen Schrift zur Anschauung zu bringen, und zwar mit Gründen, die der gebildete Mensch anerkennen und achten muß. Und die Beweisführung für den genannten Zweck ist so achtungswerth an sich, so geschickt, als, wie Ref. wenigstens meint, glücklich. Der Vf. weiß jedem Dogma eine herrliche practische Seite abzugewinnen, so daß das Dogma selbst nie als eine dürre, abstracte Wahrheit erscheint, sondern, gleichsam selbst lebendig, fruchtbar und Leben gebend, und dadurch zugleich so in seiner wahren Bedeutung dargestellt, als in seiner Wahrheit bewiesen wird. Darum braucht der Verf. keine abstracte, metaphysische Speculation, sondern er verweist — der einzig richtige Weg zur Erwärmung und Ueberzeugung auf religiösem Gebiete — auf das, was sich in jeder Menschenbrust findet, das unzerstörbare Gottesbewußtseyn, und andererseits auf die Natur, den großen Tempel Gottes, in welchem so Vieles, oder besser Alles den denkenden Menschen nicht nur religiös stimmt, sondern die Wahrheit seines Bewußtseyns entwickelt, und die Offenbarung der Schrift durch stete Analogie so erläutert als in ihrer ewigen Gültigkeit darstellt.

Zum Beweise alles über dies treffliche Werk Gesagten, wie zur näheren Veranschaulichung desselben, möge nun theils die Angabe der Betrachtungen des ersten Theils, theils die Mittheilung einzelner Proben der Betrachtung selbst dienen. Die Betrachtungen sind: 1) Religion, Christenthum. Der Verf. will auf das Bedürfniß, das Wesen, die Bedeutung beider hinleiten, und beginnt das ganze Werk so: 'Wo findet meine müde Seele Ruhe? Sollte ich ihren Zustand beschreiben, so müßte ich sagen, sie sey wie der Vogel, den der Sturm über wüste Meere hingetrieben hat; sie steigt gen Himmel, bald ermüden ihre Schwingen, sie sinkt gegen die schwankende Fläche herab, kann aber nirgends festen Fuß fassen; sie schwebt und schwebt ohne Rast, über ihr, unter ihr eine unermessliche Tiefe. Soll die Seele immer so schweben zwischen Himmel und Meer, und nie Ruhe finden? Oder soll ich zurück kehren, von wannen ich kam, nach der niedrigen Küste hin? Soll ich die Schwingen der Seele lähmen, damit der Sturm nie mehr sie dahinreißt, wenn sie dieselben entfalten will? Soll ich die heiße Sehnsucht der Seele ersticken, soll ich mich sättigen an den Früchten der Erde, und dann den Körper, wenn er satt ist, die Seele, wenn sie in ihrer Mühe unter der Knechtschaft des Körpers, für die Nothdurft des Körpers ermattet ist, dem unwirksamen Schlafe übergeben, und nie mehr das Licht des Tages befragen, nie mehr die einsame Nacht, was in den Himmeln oder in den Abgründen sey? Soll ich, um das immer wieder erwachende Streben der Seele zu zwingen, mir sagen, mir wieder und wieder vorhalten, daß Alles, was alle Zungen, alle Herzen das Edle, Große, Gute nennen, nur

eine gaukelnde Erscheinung sey, nur das unsichere Blendwerk eines Traumes; daß Dasjenige, was alle Zungen, alle Herzen das Niedrige und Geringe nennen, daß nur Dieses das Sichere, das Wirkliche sey, Dasjenige, woran der Mensch sich halten solle mit allen seinen strebenden Kräften? Gibt es Nichts, welches wahr ist, außer diesem Einen, daß keine Wahrheit zu finden sey? Oder ist die Wahrheit, wenn es endlich einer vermessenen Hand gelingt, sie zu entschleiern, nur ein Greuel, ein Ungeheuer, bey dessen Anblick das Herz erstarret, vor dessen giftigem Athem das Leben dahin welkt?’

‘Wo soll mein bewegtes Herz Frieden finden? Ich entseze mich fast, wenn ich dessen gedenke, was sich durch dasselbe gedrängt hat von dem Tage an, da es zu schlagen anfang; alle Leidenschaften haben darin gelodert, es hat in Hoffnung und in Furcht gezittert, es schmolz oftmahls in den Entzückungen der Liebe, es erstarrte oft in der Kälte des Todes. Ich fühle ein tiefes Mitleiden mit mir selbst, wenn ich an Alles denke, was ich gelitten, was ich gelitten auch dann, wenn die Welt mich selig pries; mein Auge füllt sich manchemahl mit Thränen, wenn ich mein Kind in seiner Wiege sehe; sollst auch du leiden, was ich gelitten habe? soll auch dir ein Schwert also durch die Seele dringen? — Noch stehe ich da in männlicher Kraft; ich habe mich längst der Schwäche und Feigheit geschämt, ich habe mich selbst ermahnt, ja, wenn das Licht des Morgens hervor brach, wenn die Nacht ihre Schatten ausbreitete, habe ich mich selbst ermahnt: sey stark! Und doch bedarf ich einer Stütze, woran ich mich halten könne, oder mit dem rechten Worte, ich bedarf es, Denjenigen zu finden, der weiser und

besser ist, als ich; eine lebendige Brust thut mir noth, das müde Haupt daran zu lehnen'. — (S. 6.) 'Es gibt eine ungeheure Macht, der Feind des Lebens, und stärker als das Leben; wie oft griff sie nicht auch in den engen Kreis Derer hinein, die ich die Meinigen nannte; selbst den zärtlichsten Freund, dessen Wesen mit dem meinen zusammen gewachsen war, riß sie mir aus den vergeblich widerstrebenden Armen, von dem blutenden Herzen hinweg, und ich zerdrückte die Thräne in meinem Auge, ich schauete mit unverwandtem Blicke, bis ich so weit, als das Auge sehen konnte, des Freundes, mein eigenes letztes, unvermeidliches Schicksal sah, die Verwesung, und dann die Zernichtung, die keine Spur hinterläßt; weiter reichte mein sinnliches Auge nicht. — Ist nichts in mir, welches weiter sieht? Gibt es kein Licht in der finstern Nacht? Gibt es keine Stimme vom Himmel, wenn die Erde schweigt?'

Alle diese Betrachtungen führen mich zur Religion; 2) Standpunct der Betrachtung. (S. 14.) 'Ja freylich schwinden die Erscheinungen dieser Welt dahin, die eine nach der andern, sie schwinden alle, alle, endlich wird der Vorhang aufgezo-gen, aber bist Du darum nur ein müßiger Zuschauer bey einem fremden Schauspiel? O! Mensch, gilt dieses Alles nicht Dich selbst?' — 'Es ist (S. 22.) ein Name, der über alle Namen ist, angebetet, gesegnet, wie kein anderer, auch gehaßt, verfolgt, verspottet — er hat dadurch keinen seiner Ansprüche verloren' — 'suche ihn erst (S. 24.), wie er war auf Erden, gehe hin nach Bethlehem' &c. — 'Dennoch zieht es von hinieden aus mächtig deinen Blick in die Höhe; laß den Blick folgen, so weit

er vermag; so bald er sich aber verwirrt, kehre wieder um, und setze dich unter das Kreuz Christi' zc. 3) Bewußtseyn Gottes. 'Wie seltsam ist doch dieser Trieb, der so hinweg strebt von den Reichthümern dieser Welt zu dem, welches das Auge nie sah, und nie sehen kann' zc. — 'alle Dinge, die Gott schuf, zeugen von ihm; wandeln sie auch stumm ihre Bahn, fühlen und verstehen sie auch nicht selbst die Herrlichkeit des Schöpfers, dennoch verkündigen sie dieselbe den Verständigen, denn er drückte ihnen allen seinen Stempel auf.' — 'An milden Abenden, in sternhellen Nächten, im kühlen Schatten des Hains, oder am Ufer, das von dem unermesslichen Meere bespült wird, ist Gottesleugnung fast nicht möglich, und was wir da fühlen, läßt sich zu vollkommen klaren Gedanken ausbilden, kann in Schlafreihen geordnet werden, denen der Verstand kaum zu widersprechen vermag.' — 'Dennoch finde ich nicht da die vollkommene Gewißheit, — wie durch zwey Gefühle in einem Herzen — Furcht und Liebe' — 'ein jeder Trieb, der in ein Wesen niedergelegt ist, sucht mit Vertrauen seinen Gegenstand, und muß ihn finden können; wenn das nicht da wäre, — so wäre der Trieb vergeblich.' — Und du, tiefes heiliges, unauslöschliches Bedürfniß im Herzen des Menschen, das die ewige Liebe sucht, Du allein solltest vergeblich suchen?'

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1838.

H a m b u r g.

Beschluß der Anzeige: Mynsters Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren.

4) Gottes Offenbarung. Hier verdient besonders die Beleuchtung eines Widerspruches, in welchem der intellectuelle Hochmuth unserer Zeit so oft befangen ist, recht ernste Beachtung: 'Wie seltsam ist es, daß, während nun so viele darüber einig geworden sind, der menschlichen Kenntniß von den übersinnlichen Dingen immer engere Schranken zu setzen, während sie immer mehr jedes tiefere Forschen abweisen, weil sie ein für alle Mal abgemacht haben, daß der Mensch nicht in den Zusammenhang der Dinge hinein zu schauen vermöge, Nichts wissen könne von dem Göttlichen und Ewigen: sie doch auf der anderen Seite meinen, so wohl die Tiefen der Gottheit, als der Welt durchschauert zu haben, so daß sie es für unmöglich erklären können, daß Gott sich auf andere Weise, als auf die gewöhnliche und natürliche offenbaren könnte'. 5) Vernunft und

Offenbarung. Hier ist gar viel Beherzigungswertes für alle die, die obige Güter in unvereinbarem Gegensatz wähen, nieder gelegt. Man s. bes. S. 61 u. 67. Besondere Beachtung verdient auch die Betrachtung, daß und warum die Offenbarung in der Schrift erst durch genaues und sorgsames Studium erkannt werden kann und sollte. Dem Kundigen braucht nicht weiter bemerkt zu werden, daß diese fünf ersten Betrachtungen alle die Fragen behandeln, die in der Dogmatik als die so genannten Prolegomenen einleitend dem geschlossenen Systeme voraus geschickt werden, so wie daß darin besonders dem apologetischen Theil der Dogmatik viel Aufmerksamkeit gewidmet sey, obgleich sich diese Rücksicht stäts bey den einzelnen Dogmen unvermeidlich wiederholt und sich nothwendig durch das ganze Werk hindurch zieht. 6) Gott, der Allgegenwärtige, der Allmächtige. Hier empfiehlt Ref. besonders das, was der Verf. S. 83 ff. über den Pantheismus sagt, den starken speculativen Geistern unter uns, so wie denen, welche in Erforschung der Natur entweder zu viel, oder zu wenig Geist finden, zur Beachtung. 7) Der ewige einige, wahre, unveränderliche Gott. 8) Der lebendige Gott, der Allwissende, Allweise. 9) Gott, der Allgütige, Vater der Barmherzigkeit. 10) Gott heilig und gerecht. 11) Gott ist treu. 12) Die Unbegreiflichkeit der göttlichen Dinge. 13) Der dreyeinige Gott. Wie wahr sagt der Verf. S. 180. bey diesem Dogma von unserer Zeit: 'Ich weiß, daß es Zeiten gegeben hat, worin die christliche Wahrheit durch leere Spitzfindigkeiten verwirrt wurde, und der Geist verschwand, indem man so genau jeden Buchstaben abzumessen suchte; ich weiß aber auch, daß es Zeiten gibt, worin so wohl Geist als Buch-

stabe nahe daran sind, zu verschwinden in einer allgemeinen Unwissenheit.' 14) Die Erschaffung der Welt. 15) Die Erhaltung und die göttliche Regierung. 16) Die Vorsehung. 17) Der Mensch. Erste Betrachtung. 18) Der Mensch. Zweyte Betrachtung. 19) Der Abfall von Gott. 20) Die Sünde. Möchte diese Betrachtung nur von allen denen gelesen werden, die immer bereit sind, die Tugend des Sokrates dem eigenthümlich Christlichen entgegen zu halten; der Verf. urgiert mit Recht die Basis aller Erlösungsbedürftigkeit die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur in ihrer nothwendigen Entwicklung (S. 284 ff.), ohne doch das Edlere in der Naturanlage selbst zu verkennen (m. s. S. 286.), und zeugt eben für den Unterschied der fortgeschrittenen Theologie von dem Grellen des symbolischen Dogma (vgl. S. 288.). — 21) Das Elend des Menschen. 22) Das Evangelium Christi. 23) Israels Erwartung Christi. 24) Christi Werke als Beweis seiner Sendung. 25) Christi Leben auf Erden. 26) Christi göttliche Natur. 27) Christi menschliche Natur. 28) Das Ansehen des Wortes Christi. 29) Christus, um unserer Sünde willen dahin gegeben. 30) Fortsetzung. Zweyte Betrachtung. 31) Fortsetzung. Dritte Betrachtung. 32) Christus, um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt.

Nur ungern versagt sich Refer., durch mehr Proben zu zeigen, mit welchem großem Geschick und Glücke der hochachtungswerthe Hr Verf. auch die schwierigsten Dogmen behandelt, und sie nicht nur dem Herzen, sondern auch dem Verstande näher bringt. Ref. verweist dafür besonders auf das, was der Verf. über die Auferstehung sagt, wo eine besonders herrliche Vermittlung zwischen der sinnlichen älteren Auffassung und der dürren abstracten Vorstellung des Rationalismus gegeben

ist. Einzelnes kann übrigens auch kein genügendes Bild des ganzen Werkes geben, da das Ganze aus einem Gusse ist; aber um so nachhaltiger kann die Wirkung des Ganzen werden, je mehr in der Hand des Verfassers Alles eine so tief ansprechende und so innige Bedeutung gewinnt, und den Leser gleichsam nicht eher los läßt, bis es ihm volle Befriedigung gewährt hat.

Daß der practische Theologe hier unendlich viel nach Gehalt und Form für sich finde, braucht kaum bemerkt zu werden: wahrscheinlich sind auch die Betrachtungen aus wirklich gehaltenen gottesdienstlichen Reden hervor gegangen: aber auch der eigentliche Dogmatiker wird sich an jedem Punkte bewußt seyn, daß er auf wissenschaftlichem Boden steht. Die Hauptwirksamkeit wird es jedoch auf die gebildeten Laien haben, die den Werth ihres Ichs nicht allein nach irdischen Gütern abmessen und begrenzen, sondern noch in der Werthachtung des Religiösen ihr wahres Seyn und Wesen so zu erkennen als zu ehren suchen. Möchte das Werk unter diesen viele Leser finden!
Köllner.

B e r l i n.

Ben Dümmler, 1837: Grundzüge der Wahrscheinlichkeits-Rechnung von Georg Hagen, königl. Preuß. Geheimen Ober-Baurath. Mit 1 Figuren-Tafel. gr. 8. X u. 198 Seiten. (1 Fl. 48 Kr.)

So viel Sicherheit die mathematischen Untersuchungen in Fällen gewähren, die von keinen äußeren Wahrnehmungen abhängen, so wenig Bestimmtheit bieten sie bey Beobachtungen oder Messungen dar, die sich auf äußere Erscheinungen beziehen. Ist auch in vielen dieser Fälle der

Zusammenhang der Erscheinungen unter sich nachgewiesen, so ist doch keine volle Sicherheit zu erreichen, weil der Einfluß fremdartiger Umstände nicht zu vermeiden ist. Die Mathematik hat daher in der Wahrscheinlichkeits-Rechnung ein Mittel, um in dem Gewirre von zufälligen Täuschungen das Urtheil sicher zu leiten, die Größe verschiedener Beobachtungsfehler zu ermitteln, ihren Einfluß auf das daraus gefolgerte Resultat nachzuweisen und dadurch die Sicherheit des letzteren zu schätzen. Nicht bloß in der Astronomie und in einzelnen physikalischen Untersuchungen, wie der Verf. meint, sondern in der practischen Geometrie und in der Technik überhaupt, wie die Lehrbücher der Statik und Mechanik beweisen, hat man von jener Rechnungsart Gebrauch gemacht. Daß sie einer weit vielseitigeren Anwendung fähig ist und vorzüglich der Bau-Beamten, dessen Wissenschaft vielfach auf Beobachtungen und Messungen gegründet ist, durch sie der Erreichung einer größeren Bestimmtheit und Sicherheit in seinen Entwürfen entgegen sehen darf, ist keinem Zweifel unterworfen.

Viele Beyspiele des practischen Lebens liefern Belege für die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Wahrscheinlichkeitsrechnung; alle technischen Gewerbe, im Besonderen das Bau- und Forstwesen, enthalten zahllose Fälle, in welchen die Ergebnisse auf Schätzungen beruhen, von deren Sicherheit, Bestimmtheit und zuverlässigen Anwendbarkeit der practische Beamte sich überzeugen will und muß, wenn er auf Beruhigung rechnen will. So werden zur Bestimmung der Stärke von Brückentheilen und vielen anderen Bauwerken bekannte Erfahrungen über Festigkeit des Materials zum Grunde gelegt; allein die mancherley darüber angestellten Versuche führen

zu keinen gleichen Resultaten, weil z. B. verschiedene Eisenstücke verschiedene Festigkeit haben. Der Forstmann schätzt den Cubikinhalte eines stehenden Baumstammes; die Fläche eines Waldstückes und viele ähnliche forstliche Gegenstände und die Operationen des Nivellierens und Feldmessens stoßen jeden Augenblick auf Fälle, in welchen sie sich der Wahrscheinlichkeitsrechnung unterwerfen werden müssen.

Bei dem Mangel einer besonderen theoretischen Anleitung über diese Rechnung muß man es dem Verf. zum Verdienste anrechnen, daß er dem practischen Beamten des Forst-, Bau- und Gewerbes ein Mittel und einen Weg an die Hand gibt, durch weniger großen Aufwand mathematischer Vorkenntnisse die vorkommenden Fragen mit möglichster Sicherheit zu beantworten, und zu annähernd richtigen Resultate zu gelangen.

Er theilt den Inhalt seiner Schrift in fünf Abschnitte und behandelt im ersten die allgemeinen Gesichtspuncte für die Methoden der Wahrscheinlichkeitsrechnung S. 1 — 27.; im zweyten entwickelt er die Gesetze, wornach die Wahrscheinlichkeit des Vorkommens jedes Beobachtungsfehlers von der Größe desselben abhängt (S. 27 — 65.); im dritten sucht er den wahrscheinlichsten Werth der unbekanntten Größen, wenn ihre Anzahl geringer ist, als die der gegebenen Bedingungsgleichungen und die Sicherheit jener Schätzung näher zu bestimmen (S. 66 — 92.); im vierten wendet er die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf verschiedene Aufgaben der Feldmessenkunst an und bespricht die Prüfung einiger Erfahrungssätze in der Wasserbaukunst und Maschinenlehre (S. 92 — 151.) und endlich im fünften wendet er dieselbe auf das Verfahren beim Nivellieren an (S. 151 — 198.).

Den Zweck und die verschiedene Benutzung der Wahrscheinlichkeitsrechnung versinnlicht der Vf. durch verschiedene Erläuterungen der Begriffe des Zufälligen, der Wahrscheinlichkeit bey Spielen, z. B. bey dem Würfelspiele, des Wettens und dgl.; ermittelt daraus den Zweck jener Rechnung und wendet ihn auf die mancherley Verhältnisse der Messungen an, wobey er im Besonderen noch darstellt, daß durch fremdartige Einflüsse die Erscheinungen und Resultate nicht allein getrübt, sondern auch oft sehr entstellt werden. Aus Beyspielen aus der Feldmessenkunst könnte er diese Erläuterungen noch mehr veranschaulichen, als es wirklich geschieht. Die nahen Beziehungen jener Rechnung zu allen Verhältnissen des Lebens veranlassen denselben, die 10 Grundsätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung, welche Laplace in seinem *Essai philosophique sur les probabilités* aufstellt, vollständig mitzutheilen; hier und da fügte er manche Erläuterungen und Beispiele nebst Ableitung der analytischen Ausdrücke bey. Sie betreffen die Bestimmung des Wortes 'Wahrscheinlichkeit' in mathematischem Sinne als Verhältniß der Anzahl derjenigen Fälle, die ein Ereigniß herbey führen, zur Anzahl aller möglichen Fälle; die Bestimmung der Wahrscheinlichkeit eines einfachen Ereignisses, des Zusammentreffens mehrerer von einander unabhängiger und abhängiger Ereignisse; womit man ein Ereigniß als Folge einer bestimmten Ursache ansehen kann, und womit man das Wiedererscheinen eines bereits mehrmahl wahrgenommenen Ereignisses erwarten darf, dessen Ursache unbekannt ist. Hoffnung ist hier das Product aus der erwarteten Summe in die Wahrscheinlichkeit, diese zu erhalten, und wenn dieses auf verschiedene Art geschehen kann, so ist sie dem mittleren Werthe jener Summe gleich,

voraus gesetzt, daß alle Fälle gleich wahrscheinlich sind; bey ungleicher Wahrscheinlichkeit derselben bestimmt sich ihr Werth durch die Summe der Producte aus der Wahrscheinlichkeit jedes Ereignisses in die Größe des dadurch herbey geführten Vortheils.

Besonderes Interesse gewähren die Erörterungen über den Einfluß äußerer Umstände auf den Werth eines gehofften Gutes und die daraus hervor gehende moralische Hoffnung; denn sie betreffen den relativen Werth einer unendlich kleinen Summe, und die Hoffnung auf Gewinn im Spiele, wobey manche Folgerungen sich ergeben, die höchst wichtig sind, z. B. daß in jedem Spiele, und wäre es auch noch so richtig angeordnet, der Verlust immer größeren Nachtheil bringt, als der wahrscheinliche Gewinn vortheilhaft ist; daß man bey unvermeidlichen Gefahren nicht sein ganzes Vermögen von einem und demselben Zufalle abhängig machen darf, sondern daß man es vielmehr vertheilen muß, um diese Theile, wenn es nicht vermieden werden kann, einzeln aufs Spiel zu setzen. Am Schlusse wird noch vom Uebertragen des Risikos auf Andere gesprochen, woben als vortheilhaft erscheint, sich gegen Zufälligkeiten durch Versicherungen zu decken, und daß z. B. der Capitalist stäts um so vortheilhafter sich einrichten wird, je reicher der Unternehmer ist, mit dem er sich einläßt und bey dem voraus gesetzten sehr großen eigenen Vermögen es für ihn gerade am besten seyn wird, wenn er selbst das Risiko trägt.

Diese bisher mitgetheilten 10 Grundsätze betrachtet der Verf. mit Recht als die Grundlage für seine nachfolgenden Untersuchungen; sie enthalten die ersten Elemente der Wahrscheinlichkeitsrechnung ziemlich vollständig; da übrigens die

Gesetze und Regeln, die man zur Beurtheilung der Beobachtungsfehler braucht, nicht so nahe liegen, daß sie unmittelbar aus jenen Grundsätzen hervor gingen, sondern eine ausführliche Betrachtung erfordern, so knüpft er an das Bisherige allgemeine Untersuchungen über die Abhängigkeit der Wahrscheinlichkeit der Beobachtungsfehler von der Größe derselben, und zeigt, daß bey jeder Beobachtungsart zwischen der Größe des Fehlers und der Wahrscheinlichkeit seines Vorkommens eine gewisse Beziehung statt findet, oder diese Wahrscheinlichkeit eine Function von der absoluten Größe des Fehlers ist, wobey die positiven und negativen Fehler stets gleich wahrscheinlich bleiben, indem man die constanten Fehler vermeidet.

Nach des Verf's Erläuterung ist der Fehler im Resultate einer Messung keine einfache Erscheinung, sondern stets aus denjenigen Fehlern zusammen gesetzt, die in den einzelnen Theilen oder in den einzelnen Operationen der Messung begangen werden. Wird z. B. eine Linie von der Länge einer Viertelmeile gemessen, so muß die 5 Ruthen lange Kette 100 Mal ausgespannt werden, und jeder Fehler bey der einmahligen Ausspannung der Kette behält im Resultate seinen Einfluß; der Fehler des Resultats ist also gleich der allgemeinen Summe der einzelnen Fehler, oder was dasselbe besagt, er ist gleich der Differenz zwischen der Summe und der der negativen Fehler. Bey der Wichtigkeit und dem häufigen Vorkommen dieser Fehlerfälle muß man es dem Verf. besonders danken, daß er die Hypothese, welche der Herleitung des Gesetzes über die Wahrscheinlichkeit der Beobachtungsfehler zum Grunde gelegt wird, möglichst genau darlegt, dieselbe von verschiedenen Operationen des Mes-

sens und Nivellierens erläutert, und sich alsdann dahin ausspricht: 'der Fehler im Resultate einer Messung ist die allgemeine Summe aus einer unendlich großen Anzahl elementarer Fehler, die alle gleich groß sind, und von denen jeder einzeln eben so leicht positiv wie negativ seyn kann'.

Hierbey kommt es nun auf die Untersuchung an, wie bey vielfacher Wiederholung eines einfachen Ereignisses, das sich nur in zwey verschiedenen aber gleich wahrscheinlichen Formen darstellen kann, die Differenz zwischen der Anzahl der Wiederholungen der einen Form und der Anzahl der anderen gebildet wird. Zum Behufe dieser Darstellung leitet der Verf. aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung einen Lehrsatz ab, der ihn zu einem allgemeinen Ausdrucke für das Geforderte führt, den er an einem Beispiele recht klar versinnlicht und der ihn zu der Folgerung führt, daß durch fortgesetzte Wiederholung der einfachen zufälligen Erscheinung der Einfluß des Zufalles, von dem dieselbe jedesmahl abhängt, vermindert wird, und daß sich dagegen andere Mittelwerthe heraus stellen, welche durch die constanten Gesetze der Erscheinung bedingt werden.

Obgleich dieser allgemeine Ausdruck vom Eingreifen in eine Urne *zc.* abgeleitet ist, so findet er doch bey Messungen seine bestimmte Anwendung, welche die Erläuterungen des Verfs an der geometrischen Darstellung der Function, welche die Wahrscheinlichkeit eines gewissen Beobachtungsfehlers ausdrückt und an der Entwicklung des analytischen Ausdruckes dieser Function mittelst der Werthbestimmung der Abscissen und Ordinaten versinnlichen. Er legt eine Curve zum Grunde, drückt alle Ordinaten durch ein Produkt aus, worin die größte Ordinate als Factor vorkommt, und untersucht alsdann, ob in jener

Curve das Verhältniß zwischen dem Flächeninhalte und der größten Ordinate ein Constantes ist, oder ob beide sonst in einer einfachen Beziehung zu einander stehen. Die Summation aller möglichen Werthe dieser Function, oder die Quadrierung der Curve, die Bestimmung derjenigen Constante, welche die Genauigkeit der Beobachtungsart bezeichnet und die Zahlenwerthe der Ordinaten jener Curve führen den Verf. zu den Gesetzen über das wahrscheinliche Vorkommen der Fehler bey vielfacher Wiederholung derselben Messung und helfen ihm die Zahlenwerthe der Flächen bestimmen, die zu gegebenen Abscissen gehören. Die berechneten Werthe stellt er in einer Tabelle zusammen, wobey er noch die drey ersten Differenzzeichen hinzu fügt, um mit Bequemlichkeit beliebige Interpolationen daran vornehmen zu können; die erste Spalte enthält von einem zum andern Zehntel die Abscissen bis zu 3,3; die zweyte den Flächeninhalt der Curve von der Mitte aus gerechnet; die drey anderen die erste, zweyte und dritte Differenz. Aus der Tabelle selbst ergibt sich entweder unmittelbar oder durch Interpolation die Größe der Fläche, welche jedem Werthe einer Abscisse entspricht; das Verhältniß derselben zur ganzen Fläche der Curve bezeichnet die Wahrscheinlichkeit, daß der Fehler der einzelnen Beobachtungen die Größe der angenommenen Abscisse nicht überschreiten wird.

Auf specielle Fälle kann man von der Darstellung erst dann Anwendung machen, wenn man für die Abscisse eine Einheit einführt, welche der jedesmahligen Methode der Messung oder Beobachtung entspricht, diese Einheit, welche sich sehr passend einführen läßt und mittelst deren eine Reduction möglich ist, nennt der Verfasser den 'wahrscheinlichen Fehler' und erläutert die Be-

deutung desselben an einem Messungsfalle, für welchen er annimmt, man habe mit einem wenig genauen Instrumente, z. B. mit einer gewöhnlichen, aber gut berichtigten Messkette, die Entfernung zwischen zwey scharf markierten Punkten sehr oft, etwa 100 Mal gemessen und sich stets bemühet, beym letzten Ausspannen der Kette nicht nur die Ruthen und Fuße, sondern durch Auslegen eines Zollstockes auch die Zolle und Linien abzulesen. Aus der Deduction folgert er, daß man mit einer Wahrscheinlichkeit von $\frac{1}{2}$ erwarten darf, der Fehler der einzelnen Beobachtung überschreite den wahrscheinlichen nicht, und bespricht alsdann die Wahrscheinlichkeit derjenigen Fehler, welche das Vielfache des wahrscheinlichen Fehlers sind, wofür er die Resultate mehrerer Rechnungen mit der Bemerkung zusammen stellt, daß in der Tabelle die Unbekannte stets die gesuchte Grenze angibt. Unrichtig nennt er hierbey die Darstellungen 1 : 1 oder 1 : 2 oder 1 : 4 zc. Proportionen, da sie doch nur Verhältnisse sind, welche die Wahrscheinlichkeiten für größere und kleinere Fehler ausdrücken, woraus man ersieht, wie höchst unwahrscheinlich es ist, übermäßig große Fehler zu begehen. Nachdem er die Herleitung des wahrscheinlichen Fehlers aus dem mittleren Fehlerquadrate veranschaulicht hat, weist er die Bestätigung der gefundenen Resultate durch die Erfahrung an zwey besonderen Beyspielen nach, welche man mit vielem Interesse liest.

Aus einem gefundenen Ausdrucke für die Wahrscheinlichkeit eines gewissen Fehlers entwickelt der Verf. den Grundsatz, der zur Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit verschiedener Hypothesen dient. Unter allen Hypothesen, denen man eine Beobachtungsreihe anschließen kann, erscheint ihm diejenige als die wahrscheinlichste, wenn die Summe

der Quadrate von den übrig bleibenden Fehlern möglichst klein ausfällt. Auf den Grund dieses Satzes leitet er eine Methode zur Bestimmung der Unbekannten in mehreren Bedingungs-gleichungen ab, welche bey dem praktischen Rechnen von höchster Wichtigkeit sind, nämlich die Methode der kleinsten Quadrate, welche auf directem Wege zu denjenigen Werthen der Constanten führt, welche die Summe der Quadrate der übrig bleibenden Fehler zum Minimum machen.

Die Entwicklung der Methode selbst und ihre Anwendung auf den Fall, wo die Unbekannten in höheren Potenzen vorkommen, verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. An einem Beispiele, wornach die Grenze eines Grundstücks, von der man weiß, daß sie sich auf eine gewisse Länge in gerader Linie hinzieht, unkenntlich geworden ist, wobey sich jedoch an vier Stellen noch ziemlich sichere Spuren derselben finden, und aus diesen die wahrscheinlichste Lage der Grenze ermittelt werden soll, erläutert er die Darstellungen und gibt über die gleichzeitige Benützung mehrerer Beobachtungen von verschiedener Güte sehr lehrreiche Andeutungen, welche für den praktischen Gebrauch von großer Wichtigkeit seyn mögen. Unter den verschiedenen Aufgaben, welche mittelst des vorgetragenen Princips aufgelöst werden können, wiederholt sich am häufigsten der Fall, daß durch mehrfache Messungen nur eine einzige Unbekannte gesucht wird; die dabey angewendete Methode besteht in der Anwendung des arithmetischen Mittels, welche der Verf. sachkundig bespricht. Dann bestimmt er den wahrscheinlichen Fehler in den gefundenen Werthen der Constanten und den wahrscheinlichen Beobachtungsfehler, und stellt zuletzt die analytischen Ausdrücke für die speciellen Fälle, daß die Anzahl

der Unbekannten gleich Eins, Zwey oder Drey ist, zusammen, ohne jedoch besondere Beyspiele für die Anwendungen beyzufügen und Berechnungen durchzuführen.

Da ihm übrigens die entwickelten Ausdrücke für die wahrscheinlichsten Werthe der Unbekannten und zur Bestimmung der wahrscheinlichen Fehler derselben sehr wichtig erscheinen, so untersucht er noch einige besondere Fälle und macht dabey auf mancherley Umstände aufmerksam, deren Einfluß man bey Rechnungen nicht unbeachtet lassen dürfe. Einige Fälle betreffen die einfachsten geodätischen Operationen, nämlich die Fehler bey einfachen Winkel- und Längenbestimmungen für Dreyeck und Vieleck. Beym Feldmessen besteht das gewöhnlichste Verfahren darin, daß man die Grenzen der Feldmark, oder des einzelnen Feldes als den Umfang einer geradlinigen Figur ansieht, und die Seiten derselben mit der Meßkette, so wie die Winkel, oder vielmehr die Richtungen der einzelnen Seiten gegen den magnetischen Meridian mit der Busssole mißt. Durch Fortsetzung der Messung bis zu dem Punkte, von welchem man ausgegangen ist, und durch Auftragen aller Seiten der Figur und ihrer Richtungen auf der Karte gelangt man mittelst des Zusammentreffens des Anfangspunctes der ersten Seite mit dem Endpuncte der letzten zur gewöhnlichen Controle für die Richtigkeit der ganzen Operation. Da aber gemeinhin diese beiden Puncte in der Zeichnung nicht zusammen fallen, sondern in bald größerer, bald geringerer Entfernung von einander liegen, also ein Fehler zum Grunde liegt, so ist der Verf. sehr bemühet, solche Correctionen in der Figur anzubringen, wodurch jeder Fehler, den man vollständig kennt, aufgehoben wird und erwähnt, wie eine Correction auf die wahrschein-

lichste Weise durch einfache Constructionen auszuführen ist. Sie betrifft den besondern Fall, wenn bey'm Auftragen der Grenzen einer Feldmark der Anfangspunct mit dem Endpuncte nicht genau zusammen fällt und hat viel practischen Werth.

Die Aufgabe, die Lage eines Punctes zu bestimmen, von welchem aus man die Winkel zwischen drey ihrer Lage nach bekannten Gegenständen gemessen hat, ist allerdings von sehr häufiger und bequemer Anwendung, ist aber nicht unter dem Namen Potinot'sches, sondern Pothenot'sches Problem bekannt. Der Verf. behandelt sie in so fern sehr gut, als er durch trigonometrische Functionen die wahrscheinlichste Lage eines Stationspunctes, von welchem man jene Winkel gemessen hat, zu ermitteln sucht, zwey Verfahrensarten versinnlicht, für beide die analytischen Ausdrücke ableitet, und als Anwendung derselben die Resultate einer Messung mittheilt, die er zur Bestimmung eines Stationsplanes in der Nähe von Pillau ausführte. Wegen der Wichtigkeit dieser speciellen Aufgabe gibt er noch sehr erläuternde und belehrende Bemerkungen über den Fall, wo die Lage des gesuchten Stationspunctes nicht durch Rechnung, sondern unmittelbar durch Zeichnung, und zwar nach Messungen mit der Bousssole, bestimmt werden soll. Dieser Fall hat außerordentlich viel practisches Interesse, läßt sich jedoch in seinen einzelnen Momenten nicht ausziehen, um dem Leser die Hauptgedanken hier mitzutheilen, weswegen Ref. das Nachlesen im Buche empfiehlt.

Die Gesetze der Hydraulik und Maschinenlehre sind bekanntlich nicht auf rein speculativem Wege hergeleitet, sondern beruhen größtentheils auf speciellen Beobachtungen und Erfahrungen und haben eben darum keine allgemeine Gültigkeit. Der

Verf. theilt daher in den nachfolgenden Betrachtungen allgemeine Bemerkungen über die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Messungen und Beobachtungen zur Feststellung gewisser Naturgesetze mit, und bezeichnet aus seiner praktischen Laufbahn verschiedene wichtige Vortheile, welche die Richtigkeit solcher Wahrscheinlichkeitsresultate möglichst zuverlässig machen helfen. Als Beispiel wählt er einen sehr wichtigen Erfahrungssatz in der Wasserbaukunst, welcher die Geschwindigkeit des fließenden Wassers betrifft. Er gibt die hierfür entwickelte Formel an, prüft dieselbe für die Beobachtungen verschiedener Naturforscher; theilt die Resultate derselben mit; berechnet mancherley Zahlenwerthe und Tabellen, und weist an denselben die Wichtigkeit der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach. Den Beschluß des vierten Abschnittes machen verschiedene Berechnungen von Beobachtungen über den Widerstand der Luft; ihr Nachlesen im Buche verschafft vielseitige Belehrung und gibt über mehrere Gesichtspuncte sehr lobenswerthe Aufklärung.

Dem Geodäten, dem Beamten des Bau- und Forstwesens ist bekannt, daß bey der Ausführung bedeutender Nivellements oft große Genauigkeit gefordert wird und die gewöhnlichen Methoden manche Unvollkommenheiten zeigen, welche besonders darin bestehen, daß eine Täuschung über den Grad der Sicherheit der Messung sehr leicht durch äußere Umstände herbey geführt werden kann.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Junius 1838.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Hagens Grundzüge der Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Die Unvollkommenheiten der Nivellements und die daraus sich ergebende Unsicherheit der üblichen Controlen bey dem Nivellieren hebt der Verf. mit Sachkenntniß und Umsicht heraus und forscht sodann den Ursachen der verschiedenen Fehler bey einem Nivellement nach, um zu genaueren Resultaten zu gelangen. Daß das Nivellier-Instrument ungenau ist, in sofern die Richtung der Absehnslinie von Zufälligkeiten abhängt, und sie sich bey mehrmahliger Wiederholung derselben Beobachtung verändert, und daß es unrichtig ist, wenn die Absehnslinie sich auf eine constante und durch das Instrument selbst bedingte Art von der Horizontalen entfernt und endlich undeutlich ist, indem das Absehen nicht mehr mit Schärfe geschieht, erörtert der Verf. zwar kurz, aber klar und umsichtsvoll. Er untersucht zuerst die Ungenauigkeit der Canal- und Mercurial-Wage und

zeigt, daß der Fehler oft ziemlich bedeutend ausfällt und bey letzterer oft viel größer ausfällt als bey ersterer. Dann bespricht er die Ungenauigkeit der Libelle mit dem Fernrohre, wobey sich die Anziehung des Glases auf die eingeschlossene Flüssigkeit ähnlich, wie bey der Canalwage äußert. Nachdem er die Erfordernisse einer guten Libelle kurz angegeben und erläutert hat, zeigt er noch, wie man sich leicht einüben und mit wenigen Versuchen jedesmahl die Blase zum genauen Einspielen bringen kann.

Da zwischen der Ungenauigkeit und Unrichtigkeit der Nivellier-Instrumente der Unterschied besteht, daß die Fehler der letzteren nicht vom Zufalle abhängen, sondern im Instrumente selbst begründet sind, so handelt der Verf. von dieser im Besonderen und berücksichtigt dabey den Einfluß der Krümmung der Erde und der Strahlenbrechung, worauf er Einiges über die Undeutlichkeit jener Instrumente sagt. Bedeutende Fehler werden häufig durch die gewöhnliche Einrichtung der Tableaus eingeführt; die schräge Aufstellung der Visierstangen hat auf das Resultat des Nivellements großen Einfluß; das Richten des Tableaus geschieht häufig durch Gehülfen, die entweder noch nicht die erforderliche Gewandtheit oder Aufmerksamkeit haben; das tiefere Eindringen der Nivellementspfähchen und andere Beziehungen veranlassen Fehler, deren Beurtheilung mit möglichster Vorsicht auszuüben ist, wozu der Verf. die nöthigsten Gesichtspuncte vorerst näher erörtert, bevor er die Frage beantwortet, wie groß der wahrscheinliche Fehler eines Nivellements seyn werde, oder mit welcher Wahrscheinlichkeit man erwarten könne, daß der Fehler die erlaubte Grenze nicht übersteige.

Um hinsichtlich dieser Frage auf haltbare Re-

sultate zu kommen, beurtheilt der Verf. im Besonderen die Sicherheit der mit der Canalwage ausgeführten Nivellements, und bemerkt, daß die Unsicherheit in hohem Grade zunimmt, wenn man der Bequemlichkeit wegen die Controle unmittelbar der Hauptmessung folgen läßt, und beide Resultate gleich in die gehörige Uebereinstimmung zu bringen sucht. Dasjenige, was er über die Prüfung der Empfindlichkeit der Libelle sagt, verdient allgemeinen Beyfall und ist aus dem practischen Leben entnommen. Auch entnimmt der Practiker aus den Bemerkungen über eine zweckmäßigere Anordnung der Visierlatten und des ganzen Verfahrens bey'm Nivellieren viele sehr lehrreiche Gesichtspuncte, welche durch die Nachweisungen der dadurch erreichten Sicherheit noch größeren Werth für Anwendungen erhalten. Der Verf. theilt diese unfehlbar aus seiner eigenen Amtspraxis mit und leistet dem angehenden Geschäftsmanne wesentliche Dienste.

Beym vorzugsweise practischen Interesse, welches die Schrift nach dem bisher verfolgten Ideengange auszeichnet, und bey den vielen eigenthümlichen das practische Leben betreffenden Erläuterungen glaubt Refer. nicht zu viel zu sagen, wenn er dieselbe jedem theoretisch und practisch gebildeten Forstmanne und Baubeamten vorzugsweise empfiehlt und demselben vielseitige Belehrung verspricht. Die theoretischen Gesetze sind meistens durch zweckmäßig gewählte Beyspiele versinnlicht und hierdurch in das practische Leben eingeführt. Die Zeichnungen sind gut; Papier und Druck aber könnten besser seyn.

B e r n.

Impensis C. A. Jennii, Filii, 1837. *Sym-
bolas ad emendandum et illustrandum Phi-
lostrati librum de Vitis Sophista-
rum in medium attulit Albertus Jah-
nius, Bernas Helvetius. 1837. VIII u. 146
Seiten in Octav.*

Die griechischen Sophisten der römischen Pe-
riode bewegen sich in einer Sprache, die attischer
Eleganz nachstrebend, in schöpferischer Kraft er-
storben, nur dem Studium meist einzelner Lieb-
linge, zumahl Platon, verdankt, etwas Stehen-
des und Formelartiges annimmt. Diese Schrift-
steller gefallen sich in den einmahl angeeigneten
Lieblingsphrasen und suchen in blumenreichen
Wendungen und Farbenglanz einen Ersatz für die
den meisten fehlende Originalität. Daher fällt
es nicht schwer, so genannte Eleganzen und Phra-
sen aus ihnen zu belegen, da das, was bey At-
tikern sparsam eingesireut, hier überall außge-
schüttet wird; und durch Vergleichung mit ihren
eigenen Wendungen und den Schriftstellern, de-
nen sie dieselben verdanken, wunde Stellen zu
heilen.

Philostratos *Vitae Sophistarum* gehören zu
den wenigen Werken griechischer Auctoren, die
sich seit einem Jahrhundert und darüber keiner
eigentlichen Bearbeitung zu erfreuen hatten. Der
Verf. obiger Schrift, den Platonische Studien auf
Philostratos leiteten, übergibt in derselben mit
großer Bescheidenheit dem Publicum seinen ersten
Versuch. Diese Bemerkungen zeigen eine große
Belesenheit besonders in der spätern und spätez-
sten Gracität, Urtheil und Scharfsinn: Ueberei-
lungen, wie etwa S. 80., wo aus *Περταλία*
δαλάττα statt *δαλάττη* gemacht wird, sind

selten. Sein Hauptaugenmerk hat Hr Zahn offenbar darauf gerichtet, Phrasen aus Philostratos zu sammeln, zu erklären und aus dem Schatze seiner Gelehrsamkeit zu belegen, wobey denn manche dem Gelehrten bekannte und nur einer Erstlingsarbeit nachzusehende Dinge zur Sprache gebracht werden. Indes abgesehen davon sind diese Bemerkungen schätzenswerth und Herr Z. erreicht seinen Zweck recht wohl, für fernere Studien ein günstiges Vorurtheil zu erwecken. Bey Hn Zahns Vorliebe für lexikalische Phrasensammlung, wovon der fast Grauffische Index Rerum et Verborum von S. 85 — 109. ganz besonders zeugt, kann man sich von einem S. 12. und sonst verheißenen Auctarium Animadversionum in Timaei Lexicon Platonicum Gutes versprechen. Auch Anecdota Monacensia — in vorliegender Schrift sind auch mitunter ungedruckte Werke aus Heidelberger und Münchner Handschriften angezogen —, zunächst Michael Glycas Werk über die griechische Syntax — gewisse Grammatiker schreiben Syntaxe, wie Fleischtaxe — werden willkommen seyn.

Wenn sich Ref. dieser Versprechungen aufrichtig freut und dem Verf. gern sagt, wie ihn diese Bemerkungen zum Philostratos mit Hochachtung vor dem ernstern Streben nach tüchtiger Sprachkenntniß erfüllt haben, so kann er es doch nicht unterlassen zu bemerken, daß es ihm nicht rathsam scheine auf diesem Wege fortzufahren. Beschränkung und Strenge gegen sich selbst thut bey der überfluthenden Büchermasse täglich mehr noth. Namentlich aber muß Ref. dem Vf. den freundlichen Rath geben, die angekündigte Ausgabe des Platonischen Gastmahls — und das ist es, was Ref. zu dieser Anzeige zunächst drängte — fürs Erste wenigstens zu unterdrücken. Nicht als

ob das herrliche Kunstwerk als von allen Seiten gereinigt und aufgehellst anzusehen wäre — die ersten Kapitel bieten noch Probleme genug, die ältere wie neuere Herausgeber nicht lösen —, auch nicht, als ob Refer. an Rückerts peinlicher Aengstlichkeit oder an Hommels ungesunden Grübeleien und trostlosen Einfällen oder an Stallbaums Beschränktheit ein sonderliches Wohlbehagen fände: vielmehr weil ihm vor einer Arbeit bangt, die das herrliche Werk mit einer Fülle von Noten zu überschütten droht, die das Verständniß im Wesentlichen schwerlich fördern und den Genuß daran nur noch mehr zu verleiden beytragen möchte. Den wesentlichen Gehalt derselben nimmt man unschwer aus vorliegender Schrift ab, in der fast auf allen Seiten für Liebhaber auf die *uberiores*, resp. *uberrimi*, *commentarii* zum *Symposion* verwiesen wird. Da soll — zur Probe — *de industria* illustriert werden der Gebrauch von μέλλω cum futuro, *de industria* die bekannte Fügung πλείστον ἄξιός μοι, der übertragene Gebrauch des Namens der Sirenen *de omni suavitate oris*, der emphatische Gebrauch von ἀνὴρ, παρά im Vergleiche; da soll zu lesen seyn eine *uberrima disputatio de universo usu translato vocis πατήρ*, über das Krähen der Haushähne gegen Morgen und andere Dinge, darnach der Hahn nicht kräht.

Die Anzahl der Freunde so beschaulicher Commentare ist gewiß jetzt gering: könnte aber der Verf. sich entschließen, das für Critik und Erklärung des *Symposions* Gesammelte zu sichten, alles Ungehörige weg zu schneiden und etwa das wirklich Neue und Erfreuliche, daran es ja nicht fehlen wird, in ein *spicilegium observationum* zusammen zu drängen, so wird ihm der Dank der Gelehrten nicht entgehen. Zur Zeit, wo die

Kunde des Griechischen bey den meisten Gelehrten schwach und nothdürftig war, wo die üblichen grammatischen Nothbücher und Lexika keinen Trost gewährten, mochte eine gelehrte Phrasensammlung in der Ordnung seyn. Wir bedürfen dessen nicht mehr.

Uebrigens verspricht Herr J., der am Gymnasio zu Biel angestellt ist, noch den Eustathius Antiochenus de Engastrimytho p. 37. und endlich: 'Lesefrüchte altheutscher Theologie und Philosophie, oder Theologie und Philosophie aus Heinrich Suso und Nicolaus von Straßburg.' S. 78. erfahren wir, daß von Herrn Alexander Hörning wahrscheinlich eine Ausgabe des Maximus Tyrios zu hoffen steht.

J. W. S.

L o n d o n.

Bey Charles Knight, 1836. The Chinese: a general description of the empire of China and its inhabitants. By John Francis Davis, Esq. F. N. S. etc. late his majesty's chief superintendent in China. 2 Vol. 8. with wood cuts. Under the superintendence of the society for the diffusion of useful knowledge. (1. B. 420 S. — 2. B. 480 S.)

Das vorliegende Werk bedarf kaum einer Empfehlung, da schon der Titel es als ein in hohem Grade zeitgemäßes, so wohl hinsichtlich des Gegenstandes als der Behandlungsart bezeichnet. Abgesehen von dem Interesse, welches sich schon seit den ältesten Zeiten für kleinere Kreise von (wissenschaftlich oder mercantilisch) Eingeweihten an das Reich der Mitte knüpfte, hat dasselbe in neuerer Zeit theils durch die Entwicklung des Welthandels, theils durch Missionsversuche, ein

allgemeineres, ja geradezu populäres Interesse erworben. Zunächst freylich in England; aber wir müßten fürchten, das industrielle Deutschland zu beleidigen, wenn wir nur einen Augenblick zweifelten, daß es seine Racheiferung nicht auf Eisenbahnen und Dampfmaschinen beschränkt, sondern auch auf die Artikel der useful knowledge ausdehnt. Wie weit aber Literatur und Wissenschaft auch bey uns schon in den Bereich des Industrialismus hinein gezogen wird, kann keinem aufmerksamen Beobachter entgehen; so daß wir das industrielle Publicum sehr bald als gleichbedeutend mit dem gebildeten Publicum ansehen können. Ein unmittelbarer und erfreulicherer Recht der Theilnahme an allem was China angeht erwächst uns auf dem Gebiete der christlichen Industrie, indem, abgesehen von so manchen andern Arbeitern in diesem Weinberge, der Hauptmissionär für China, Gützlaff, bekanntlich ein Deutscher ist. Was endlich die strenger wissenschaftliche Seite der Sache betrifft, so sind wir hier wie überall längst sogar den Engländern voran geeilt, und wir könnten z. B. dem Verf. des vorliegenden Werkes unbedenklich zur Bervollständigung und Berichtigung seiner Kenntniß von China in sehr wesentlichen Puncten das Studium des Nitterschen Riesenwerks über Asien empfehlen, dessen Vorzüge man vielleicht nur dann in vollem Maße zu würdigen vermag, wenn man es mit einem solchen Werke eines Engländer vergleicht, der doch alle Vortheile langjährigen Aufenthalts an Ort und Stellen für sich hat. Aber man vergleiche einmahl, auf welcher Seite der Vorzug lebendiger Auffassung und Darstellung ist! Natürlich ist hier nur die Rede von den Seiten der Sache, welche zunächst Aufgabe des deutschen Geographen seyn konnten.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. S t ü c k.

D e n 7. J u n i u s 1 8 3 8.

L o n d o n.

Fortsetzung der Anzeige: *The Chinese: a general description of the empire of China and its inhabitants.* By Davis.

Ueberdies hat ja auch die deutsche Wissenschaft durch den Mann, der sie einst in der neuen Welt so würdig vertreten, auch von jener ältesten gleichsam Besitz nehmen lassen. Eine geringere Bedeutung können wir der Erscheinung eines Alex. von Humboldt's auf dem äußersten chinesischen Wachtposten an der russisch-chinesischen Grenze doch nicht beylegen.

Alles dies ist bekannt und bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Eine andere aber und, wenn wir nicht irren, wichtigere Seite der Sache, mag uns hier gestattet seyn, mit ein paar Worten anzudeuten, da sie vielleicht bisher noch weniger beachtet worden. Uns wenigstens ist sie gerade durch die Beschäftigung mit der vorliegenden Schrift, wenn auch nicht zuerst bemerklich, doch erst recht auffallend und deutlich geworden.

Man hat Form und Wesen des modernen Staates, im Gegensatz zu dem ältern germanischen Staatsorganismus, wohl mit dem Ausdrucke byzantinisch charakterisiren zu können geglaubt. Abgesehen davon, daß in diesem Ausdrucke eine sehr unziemliche satyrische Absicht liegen dürfte, von der Ref. sich möglichst fern zu halten wünscht, ließe sich noch gar manches dagegen erinnern; jedenfalls aber wird kein aufmerksamer Leser des vorliegenden Werkes sich der Ueberzeugung erwehren können, daß der Ausdruck chinesisch hier nicht nur viel weniger anstößig, sondern in jeder Hinsicht viel bezeichnender seyn möchte. In der That wenn wir die Idee und die Zukunft des modernen Staates aus den einzelnen Erscheinungen und zum Theil prophetischen Winken seiner Priester zu construieren versuchen, — wenn wir aus der Richtung und Beschaffenheit der zurück gelegten Bahn, aus den für die weitere Fortsetzung hier und da ausgesteckten Signalstangen und aus den vielleicht vorlauten Stimmen einzelner vielleicht nur auf eigene Rechnung weiter vorgedrungenen Rundschafter uns einen Begriff von dem Ziele machen können, wornach man dringt und gedrängt wird; so können wir nicht umhin, in den chinesischen Zuständen eine der Vollkommenheit ziemlich nahe Verwirklichung jener Idee zu sehen und uns mit einem zwischen Beschämung und Freude getheilten Gefühle zu gestehen, daß das Reich der Mitte schon seit Jahrhunderten an jenem erhabenen Ziele angelangt ist, und in unzerstörbarer officieller Selbstzufriedenheit der Segnungen genießt, welche ohne Zweifel auch uns in weiter Entfernung Nachstrebende erwarten.

Es fehlt nun zwar allerdings in den chinesischen Zuständen nicht an mancherley Erscheinun-

gen, welche dem Europäer sehr fremdartig, wo nicht gar lächerlich und anstößig dünken, und es fehlt ohne Zweifel nicht an oberflächlichen, leichtsinnigen, wo nicht geradezu böswilligen Beobachtern, welche sich an dergleichen hängen um die schönen Hoffnungen zu zerstören, welche sich an eine Analogie zwischen der chinesischen Gegenwart und der europäischen Zukunft knüpfen. Aus einer ernstern und genauern Untersuchung ergibt sich aber bald, daß jene Verschiedenheiten durchaus unwesentlicher Art sind und auf bloße Zufälligkeiten und Neußerlichkeiten hinaus laufen, welche der in der Idee, in dem Principe, in dem Wesen liegenden Analogie und Harmonie keinen erheblichen Eintrag thun können. Ja hält man nur dieses Wesentliche fest, so erscheint der Unterschied, der z. B. zwischen den Lehrsätzen der chinesischen und jenen einer europäischen Staatsreligion oder Staatsphilosophie herrscht, so unermesslich er auch theoretisch genommen seyn mag, doch in der That nicht erheblicher als der Unterschied zwischen der Uniform eines chinesischen Mandarinen und eines europäischen Staatsbeamten. Für das Individuum wie für das Volk und für die Menschheit, in sofern sie aus Individuen bestehen, läuft das ziemlich auf eins hinaus, eben weil sie dabey unmittelbar gar nicht in Betracht kommen.

Suchen wir zu weiterer Begründung einer scheinbar paradoxen Behauptung, daß Wesen des chinesischen Staates nach seinen Hauptmomenten (wie sie auch aus dem vorliegenden Werke hervor gehen), uns deutlich zu machen. Hier ist nun zunächst fest zu halten, daß es auf Erden und im Himmel nichts gibt als den Staat. — Der Staat umfaßt alle Verhältnisse, Bahnen, Ziele des menschlichen Lebens. Der juristische

sche Grundsatz: quod non est in actis etc. wird dahin ausgedehnt: was nicht officiel ist, das ist nicht nur vom Uebel, sondern als gar nicht vorhanden anzusehen. Alles Leben wird in dem Staate absorbiert, registriert und nach möglichst einfachen, also mathematischen Gesetzen reguliert. Der Staat ist nicht nur infallibel, sondern es gibt keine Intelligenz, kein Gefühl, keinen Glauben, kein Wissen, kein Recht, keine Pflicht als nur im Staate, durch den Staat und für den Staat. Das ganze Leben ist Staatsdienst, und nicht wie der kindisch beschränkte Sinn des Christenthums wähnt, Gottesdienst, oder jedenfalls gibt es keinen andern Gottesdienst als den Staatsdienst. Jedes Individuum ist Staatsdiener, und es kann nur hinsichtlich der Stufe der Dienstleiter ein Unterschied statt finden, wo dann zwischen Staatsbeamten und Staatsdienern etwa ein ähnlicher Hauptunterschied eintritt wie beym Militär zwischen Officieren im weitesten Sinne und Gemeinen. Die Masse der Staatsdiener, d. h. das Volk, erhält immerhin durch den Dienst und dessen Abzeichen seine Bedeutung und Würde, aber es bleibt in ewiger Unmündigkeit den Staatsbeamten, als Repräsentanten der höheren Intelligenz, eben durch jenes gemeinsame Dienstband um so unbedingter unterworfen. Auch die Familie kann nur in sofern Bedeutung haben als sie Staatsanstalt ist. Sie wird dies aber besonders dadurch, daß dem ganzen Staate die Fiction des Familienbandes untergelegt ist, so daß die Familie gleichsam den Staat microcösmisch reproducirt. Seht nun daraus und aus dem Wesen der patria potestas im ausgedehntesten Sinne die Bedeutung und Stellung des Souverains hervor, so ist dies denoch das geringste Moment derselben. Das Ver-

hältniß zwischen Vater und Kindern — dann die weitem Modificationen der Stammgemeinschaft, aus welcher zwischen einem Volke und einer Dynastie so mannigfache, zähe und mit der ganzen Existenz beider verschlungene Bande hervor gehen — dies Alles sind viel zu rohe Momente, als daß der chinesische Staat dabey stehen bleiben könnte, wenn er sie auch als officielle Formel nicht verschmäht. Nach chinesischem Staatsrechte ist der Souverän geradezu der incarnierte Staat, und bedarf also durchaus keiner weitem natürlichen Beziehungen oder Berechtigungen, die immer nur in ihm selbst ihre Grenzen finden. Wie wichtig aber dies Princip gerade in China ist, wo jene natürlichen Banden zwischen Souverän und Volk in der gewöhnlichen Wirklichkeit fehlen, und nur durch die officielle Fiction suppliert werden, wo die Dynastie eine fremde gewaltsam ein- und aufgedrängte ist, leuchtet ohne Weiteres ein. Ist aber der Staat Alles in Allem und der Souverän der incarnierte Staat, so versteht es sich von selbst, daß der Souverän auch der Gott des Staates, des Volkes ist *).

Schon aus diesen Hauptmomenten des chinesischen Staatslebens (wenn dieser zu rohe, zu sehr an unsophisticirte Natur erinnernde Ausdruck gebraucht werden darf) ergibt sich bey einigem Nachdenken, wie wenig es unter solchen Umständen dem Individuum auf den Gehalt des Staatslebens in allen seinen Beziehungen ankommen kann. Höchstens kann er sich, sofern er die Höhe der

*) Wir bedienen uns absichtlich des Ausdrucks Souverän; denn es macht natürlich wesentlich keinen Unterschied, ob dieser ein Individuum ist, oder aus einer Mehrzahl von Individuen besteht. In beiden Fällen eignet er sich vollkommen zu dieser chinesischen Apotheose.

Idee des Staates noch nicht ganz erreicht, sich noch nicht unbedingt mit dem Staate, d. h. mit dem Souverän, identificiert hat, bey den unmittelbaren materiellen, sinnlich wahrnehmbaren Resultaten, als Hunger, Kälte, Schmerz zc. afficiert fühlen. Was aber das Seelen- und Geistesleben betrifft, so kann es hier für ihn nur ein opus operatum geben, was seinem Geistes- oder Seelenleben in dem Maße fremd bleiben wird, als zur lebendigen Theilnahme an demselben eine freye, lebendige Geistesthätigkeit, ein liberum arbitrium erforderlich wäre. Ein solches aber wird immer nur als Anomalie in dem chinesischen Staate vorkommen können. Es mag zwar dem Individuum nicht geradezu gewehrt werden, in sein Verhältniß zum Staate in irgend einer Beziehung einen gewissen Grad von selbstthätiger Bereitwilligkeit einfließen zu lassen, und z. B. die Religion, die Philosophie des Staates zur lebendigen bewußten Ueberzeugung zu machen, jedoch auch kann dies Princip vom Staate nie anerkannt und merkliche Aeußerungen desselben nie geduldet werden. Der Staat braucht oder erkennt weder Liebe noch Glauben, noch Ueberzeugung, sondern nur Gehorsam, nur das opus operatum, denn alle dem liegt eine gewisse Selbstthätigkeit zum Grunde die unter Umständen eben so gut zur Isolierung, ja zur Opposition führen könnte. Es leuchtet übrigens ein, daß dem Staate nur selten mehr geboten wird als er fordert, — daß bey consequenter und kräftiger Durchführung eines solchen Systems die Gefahr einer übergroßen Wärme und Begeisterung der Theilnahme der Staatsbeamten und Staatsdiener (d. h. des Volks) an dem officiellen Geistesleben nicht sehr dringend seyn kann. Vielmehr wird der wünschenswerthe Mechanismus, die nöthige Passi-

vität immerhin Regel bleiben und auch den wohlthönendsten sinn- und gemüthvollsten Ausbrüchen officieller Gefühle und Ueberzeugungen sich nicht leicht eine unziemliche individuelle Theilnahme beymischen. So ist denn also für das Seelenheil wie für die geistige Bildung des Individuum ganz gleichgültig, ob die Dogmen eines orthodoxen Christenthums, oder eine speculative Sublimation, oder rationalistische Dilution derselben, oder die nüchternste Autolatrie und Deontolatrie des Confutse, oder was sonst den Gehalt der Staatsreligion bildet. Schwerlich wird es in einem nach chinesischen Principien wohl geregelten Staate dem Einzelnen einfallen, sich etwa z. B. in einer höchst unziemlichen, unmittelbaren Beziehung zu dem Erlöser zu denken, oder seine guten Werke, welche an und für sich dem Staate angehören, triegerischer Weise brevi manu sich selbst zu eigenem Verdienst in Rechnung zu bringen, statt deren Schätzung und Belohnung durch den Staat abzuwarten. Noch weniger kann dem Individuum darauf ankommen, ob das Wissen des Staates diese oder jene Stufe erreicht hat, — ob z. B. die officielle Naturkunde vier oder vierhundert Elemente annimmt, und was dergleichen mehr ist. Nun möchte man freylich geneigt seyn sich dabey zu beruhigen, daß Alles dies, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar dem Individuum zu Gute kommt, indem der Staat als moralische Person eben die Individuen in sich begreift, so daß also, wenn z. B. die Religion des Staates die christliche ist, und voraus gesetzt, daß der Staat durch den Glauben der eigenen Seligkeit theilhaftig wird, doch auch das Individuum Hoffnung habe taliter qualiter mit davon zu profitieren. Abgesehen aber von anderen Bedenklichkeiten gegen eine solche Ansicht, verträgt

sie sich sehr schlecht mit dem zweyten Hauptprincipe des chinesischen Musterstaates. Der Staat ist nämlich allerdings (wie wir sahen) Alles, das Individuum Nichts *); aber gehen wir weiter, so ist auch der Staat Nichts und nur der Souverän ist Etwas, — also Alles. Es kommt also lediglich darauf an, was der Souverän glaubt, weiß, fühlt, thut. So legt denn auch Hr Davis mit Recht keinen großen Werth darauf, ob die Chinesen an ein höchstes Wesen glauben, ob auch nur die Staatsreligion ausdrücklich ein solches anerkennt, da doch jedenfalls der Kaiser an ein solches glaubt —, wie schon eine Stelle des Inhaltsverzeichnisses des zwölften Kapitel beweist: a supreme being recognized by the Emperor. Mehr zu verlangen wäre ohne Zweifel nicht nur Hochverrath, sondern Gotteslästerung.

Diese allgemeinen Andeutungen über die Principien des chinesischen Staats mögen hier hinreichen um auf die Bedeutung des vorliegenden Werkes für die politischen Studien des Abendlandes aufmerksam zu machen. Auch für unmittelbare practische Anwendung kann hier eine reiche Erndte dem unbefangenen Beobachter nicht entgehen. Freylich dürfen wir uns dem entmuthigenden Gefühle der Demüthigung nicht zu sehr überlassen, welches sich unfehlbar aufdrängt, wenn wir uns jeden Augenblick überzeugen, wie weit wir, trotz aller Anstrengungen noch hinter jenem Ideal zurück sind. Wir dürfen uns nicht zur Verzweiflung an den eigenen Fähigkeiten, an unserem Berufe verleiten und von weitem Fort-

*) Von moralischen Personen von irgend einer andern Art von lebendigem Organismus kann im Staate natürlich gar nicht die Rede seyn, vielmehr ist nur zu bedauern, daß man nicht auch das Individuum völlig auflösen und beseitigen kann.

schritten abhalten lassen. Eine solche Gesinnung und Stimmung ist aber nicht weniger verderblich, wenn sie den Schein der Umsicht und Besonnenheit annimmt und sich hinter beliebte Redensarten über die Gefahren übereilter Neuerung, Schonung der öffentlichen Meinung, Mangel an Beruf der Gegenwart, günstigere Zukunft u. versteckt. Greift man nur frisch zu, so findet sich meist Alles von selbst. — Bleiben wir bey einem bestimmten Gegenstande stehen. Jeder Einsichtige und Sachkundige begreift, welche Wichtigkeit in dem chinesischen Staate das ganze System der Prüfungen in allen Zweigen nicht nur der wissenschaftlichen und practischen, sondern auch der ethischen Bildung zum Staatsdienst (d. h. zum Leben) haben muß — wie wichtig es seyn muß, so oft wie möglich das Individuum mit dem Maße des Staates zu messen, sich zu überzeugen, daß es diesem entspreche, und eine genaue Kenntniß von seiner officiellen Brauchbarkeit in jeder gegebenen Epoche, eine erschöpfende, umfassende Statistik aller Kräfte des Staates zu erlangen, und die wohlgeordneten Pflanzungen des Staats von allen Wasserschwämmen, allem Unkraut selbständiger, nicht officieller Thätigkeiten irgend einer Art frey zu halten. Wie weit stehen wir aber in dieser Hinsicht noch hinter den Chinesen zurück! Welchen erhebenden und zugleich beruhigenden Anblick gewähren dort nicht die Schaaren von Beamten jedes Ranges und Alters, welche alljährlich nach den officiellen Prüfungen wallfahrten, nach deren Resultat dann die Tabellen entworfen werden, welche den einzig gültigen Tarif für den Werth und die Stellung des Individuum bis zu nächsten Prüfung geben. Das Resultat dieser Prüfungen allein entscheidet nicht nur über den Rang, den Wirkungskreis,

die Emolumente, welche dem Beamten als solchem zugewiesen werden; sondern, da die Prüfung zugleich eine wissenschaftliche ist, so normirt sie ganz von selbst auch den Rang der ihm als Gelehrtem gebührt. Ja auch auf dem Gebiete des religiösen und sittlichen Lebens kann über den Werth des Einzelnen kein Zweifel seyn, da die Prüfung sich immer auch auf die Religions- und Sittenlehre des Confutse bezieht *). Darnach kann es nicht befremden, daß es in China (abgesehen von den nähern und entferntern Gliedern der herrschenden Dynastie) keine andere Aristocratie gibt, als die auf solche Weise officiell ermittelte, taxierte und gestempelte religiöse, sittliche wissenschaftliche und practische Blüthe der Nation. Hier ist die vielgepriesene und ersehnte Frucht eines Intelligenz- und Verdienstadel's gefunden, im Gegensatz zu dem Geburtsadel, dessen plumpe historische Wurzel sogar den geringsten Ueberresten, den einzelnen Stämmen, ja den unscheinbarsten Stumpen noch eine gewisse Selbstständigkeit gibt, welche eben so wie die etwaigen Trümmer corporativer Organismen sich durchaus nicht mit der Uniformität des Staates verträgt, und in deren gemeinsamen Anfeindung sich die innere Wahlverwandtschaft so mancher scheinbar sehr heterogener, ja feindseliger Bestrebungen und Wünsche unserer Zeit verräth. Als eine

*) Diese hat, wie es scheint, sehr eigenthümliche, nämlich arithmetische Schwierigkeiten. Es gibt eine Art von moralischer Buchhaltung, worin jedes gute Werk (und dazu werden auch unterlassene Sünden gerechnet) so wie jede Sünde ihre Taxe hat, wozu nach dem Ende des Jahrs Sollen und Haben berechnet und Ueberschuß oder Deficit auf das nächste Jahr übertragen wird. Auch eine Art von Geschäftsgemeinschaft, eine moralische joint-stock-company, z. B. zwischen Eheleuten, wird statuiert.

würdige Nachhülfe und Ergänzung jenes officiellen Siebes, wodurch alljährlich die Spreu vom Weizen geschieden wird, erscheint dann ein System unaufhörlicher, bis ins Kleinste, Einzelste gehender Beaufsichtigung, deren Resultate ebenfalls in Rubriken und Tabellen gebracht einen bewundernswerthen Commentar zu den Prüfungsacten geben. Alles dies bezieht sich zunächst auf die Staatsbeamten im engeren Sinne, da aber das ganze Volk dem Staatsdienste geweiht ist, so erstreckt sich diese Beaufsichtigung in angemessenen modificirten Formen auf alle Stände und Verhältnisse, und mit Recht wird hier kein Unterschied zwischen individueller und öffentlicher Moral, zwischen sittlichen und politischen oder rechtlichen Pflichten gemacht. Alle sind nur in so fern verbindlich, als der Staat sie anerkennt und gebietet, alle gehören zum Staatsdienste und der Staat ist daher vollkommen berechtigt, den Einzelnen zu deren Erfüllung anzuhalten. So steht denn das ganze Leben des Einzelnen und der Familie unter der väterlichen Aufsicht und Leitung des Staates, und wenn auch bey der Masse leider nicht wie bey dem Kreise der höhern Intelligenzen Alles zu Buche getragen werden kann, so bietet doch eine zahlreiche, wohlorganisirte Policiey hinreichende Mittel dar, in allen Kreisen, in den entferntesten und unscheinbarsten Winkeln der Staatsfamilie die gesunden Gedanken, die zartesten Gefühle, zumahl aber die Liebe und Verehrung der Kinder gegen den Vater, als Symbol und Abglanz des Souveräns zu wecken und in Thätigkeit zu erhalten. Um so mehr, da die Anwendung des Stockes vollkommen dem Zartgeföhle der Staatsbeamten, vom höchsten bis zum niedrigsten, überlassen bleibt, ohne daß dadurch für den auf diese Weise

an seine moralischen, natürlichen oder politischen Pflichten Erinnereten ein weiteres Präjudiz erwüchse, — vielmehr steht es lediglich bey ihm sich durch eine so specielle väterliche Fürsorge geehrt zu fühlen. In dem Kreiße der Staatsbeamten selbst findet ein ähnliches pädagogisches Verhältniß zwischen Höheren und Niederen statt, so daß keiner als ganz verwahrlost zu beklagen ist. Und hierbey ist auch besonders die großartige Gleichheit vor dem Gesetze oder Staate zu bewundern, von der bey uns so viel gesprochen wird, ohne daß wir doch hindern können, daß die noch so ungeredelten Naturkräfte unserer jugendlichen Staaten immer wieder Exceptionen, Auswüchse aller Art hervor trieben — sey es durch Geburt, Reichthum, Verdienst oder was sonst. In China kann der Reichste wie der Aermste, der silberhaarige Greis wie der unartige Straßenjunge, sofern sie nicht Staatsdiener im engeren Sinne sind, sicher darauf rechnen, daß jeder Policydiener ihm ohne alle kleinlichen Rücksichten bey jeder Gelegenheit, an jedem Orte und ohne Zeitverlust diejenigen Beweise väterlicher Autorität und Fürsorge wird angedeihen lassen, welche seine sittliche Entwicklung nach der officiellen Norm erfordern mag. Noch einmahl, wie beschämend für uns ist der Vergleich dieser vollendeten Consequenz mit den unzusammenhängenden schwachen Versuchen, welche bey uns auf dem Gebiete der öffentlichen Erziehung, der öffentlichen Moral, des öffentlichen Unterrichts durch Prüfungen, durch Conduitenlisten, durch policyliche Aufsicht, durch Ausdehnung des Begriffes von Staatsdienst auf möglichst viele Zweige menschlicher, zumahl mehr oder weniger geistiger, wissenschaftlicher Thätigkeit, gemacht worden sind! Und doch sehen wir in der That keinen erheblichen Grund der uns hindern

könnte diesen weiten Raum, welcher uns auf derselben Bahn von unsern kühnern Vorgängern trennt, mit einem Sprunge zurück zu legen. Wir müssen uns vielmehr mit Cassius gestehen:

the fault is not in our stars,

But in ourselves, that we are underlings!

Es käme nur auf einen Entschluß, auf einen Versuch an, so sehr ist Alles vorbereitet. Damit wäre denn schon viel gethan; aber viel bliebe noch zu thun übrig. Man bedenke (um eines nahe verwandten Punctes zu erwähnen) z. B. nur, welche mannigfaltigen und großen Vortheile für den chinesischen Staat daraus hervor gehen, daß er zugleich Kirche ist. Wie viele unangenehme Reibungen würden unsern Staaten erspart, wenn die Absorbition der Kirche in den Staat, wozu allerdings schon manche vorbereitende Schritte geschehen sind, so vollendet wäre wie dies in China seit so vielen Jahrhunderten der Fall ist. Was in aller Welt findet auch hier einen rascheren und entschiedeneren Gang, der nicht nur von der freysinnigsten öffentlichen Meinung vernehmlich genug gefordert wird, sondern der auch in der Gesinnung und Bildung eines großen Theils der Diener der Kirche — wenn wir sie, die sich selbst nur als Staatsdiener ansehen, so nennen dürfen — längst vorbereitet *). Wie mächtig der

*) Die ausgezeichneten Verdienste, welche sich die Hegelsche Philosophie durch Beförderung dieser Ansichten von Kirche und Staat erworben hat, sind bekannt genug, und bedarf es darüber hier keiner weitern Bemerkung. Dagegen aber sey uns gestattet, auf die merkwürdige Schrift von Roth über Kirche und Staat aufmerksam zu machen. Er mag vielleicht auf den ersten Blick als ein Prediger in der Wüste erscheinen; allein diese Isolierung ist nur eine scheinbare. In der That ist er einer jener etwas weit vorgeschobenen Posten der zahllosen ge-

Zug und Trieb nach dieser Seite ist, geht aber am deutlichsten wohl daraus hervor, daß auch

mischten Heerschar, deren Losung ist: 'keine Kirche! — nur Staat!'

In der Schrift ist zwar manches, was im großen Heerlager nicht allgemeine Billigung finden dürfte. Dahin gehört vor allen Dingen, daß der Verf. seinem neuen Kirchenstaate noch immer die Dogmen der antiquierten christlichen Kirchen unterlegt. Allein wir haben schon oben bemerkt, daß darauf wenig ankommt und überdies ist kaum zu zweifeln, daß wenn erst einmahl in Beziehung auf die ganze Stellung und Existenz der Kirche den Forderungen unseres aufgeklärten Jahrhunderts ein Genüge geschehen und der Staat diesen wie jeden andern Zweig des Lebens in sich absorbiert hat, — wenn erst einmahl das Dogma wie alles andere Gegenstand der Berathung, Beschließung und Verordnung der einschlagenden Behörde ist —, dann auch in dieser Hinsicht der Geist der Zeit siegen und jene wie alle andern Ueberreste des Mittelalters beseitigen wird. Aber wie dem auch sey und welches auch der wechselnde Inhalt der künftig vom Staate zu erlassenden Glaubensregeln seyn möge, immerhin kann dies dem Einzelnen ziemlich gleichgültig seyn, da hier ja nur von einem *opus operatum*, einer äußern Conformität die Rede seyn kann. Was an äußeren Leistungen, durch den vorzuschreibenden Ritus zc. dabey dem Einzelnen zugemuthet werden könnte, wird sich wie alle andern zumahl bloß formelle, ceremonielle Scherereyen des bürgerlichen Lebens am Ende leicht tragen und mit machen lassen, da jeder Verständige die Vortheile im Auge behält, welche aus eben diesen Verhältnissen, aus dem ganzen Wesen des Staates für ihn und für Alle erwachsen. Wie z. B. der Soldat den Militärgottesdienst in jeder gegebenen Kirche mit macht, ohne daß ihm verkehrt ist, das Seinige oder gar nichts dabey zu denken — in Ansehung seiner Dienstpflicht, seiner Uniform, seines Avancements zc., — wie der Civilbeamte sich so mancher Gêne unterwirft in Ansehung seiner Stelle und ihrer Emolumente, so wird jeder Staatsdiener (d. h. jeder Mensch und Bürger) keinen Anstand nehmen, sich dem Staatsritus zu conformieren, in Ansehung der unermesslichen Vor-

solche Bestrebungen, welche sich mehr oder weniger als eine Reaction gegen jene Tendenz des Jahrhunderts darstellen wollen, dennoch über kurz oder lang (schon wegen der Mittel und Werkzeuge deren sie sich bedienen müssen) in eben diese

theile, welche ihm aus der Begünstigung der materiellen Interessen der Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Runkelrübenzuckerfabriken u. s. w. durch den Staat erwachsen. Auf das einfachste Princip reducirt bezieht jeder seinen Gehalt, seinen Lebensunterhalt vom Staate, und es wird ihm nicht einfallen, sich den Pflichten des Staatsdienstes, sey es nun im Heere, in der Verwaltung oder in der Religion und dem Ritus, zu entziehen, auch wenn sie nicht ganz mit seiner Ueberzeugung überein stimmen sollten. Diese nimmt ihm ja der Staat nicht, so bald er sie nur zu eigenem Gebrauch reservirt. Außerdem dürfen wir uns bey der zu erwartenden Entwicklung des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung durch den Staat und zum Staate, solche Anomalien von der jedesmahl vom Staate beliebten Religion, zumahl bey der dann ohne Zweifel allgemein und unbedingt herrschenden Toleranz nur als seltene Ausnahmen denken. An einem höchsten Wesen irgend einer Art, wird es wohl in keiner Staatsreligion fehlen, und daran dürfte auch das ängstlichste Gewissen in jener glücklichen Zukunft sich genügen lassen. Und hier kommen denn die Vorarbeiten in Betracht, welche auch in Beziehung auf einen andern wichtigen Punct der chinesischen Staatsentwicklung schon seit längerer Zeit im Abendlande eingeleitet sind. Wir meinen die Apotheose des Souveräns. Wem wäre unbekannt was in diesem Sinne auch noch in neuester Zeit von Hoftheologen geschehen ist? Wer hat nicht Predigten gehört oder gelesen die uns nicht immer unterscheiden lassen, ob von dem Herrn des Himmels und der Erden, oder von dem die Rede ist, der in dem chinesischen Staate allein Herr in Allem und über Alles seyn kann. An diesem Herrn liegt es wahrlich nicht, sondern vielleicht bloß an der christlichen Demuth der Souveräne selbst, wenn es nicht jetzt schon in aller Welt heißt: 'wir haben keinen König dann den Kaiser!'

zeitgemäßere Tendenz umschlagen und ihre Entwicklung beschleunigen. Doch kehren wir zu China, unserm Musterstaate, zurück.

Das Urtheil über die jenen Zuständen zu Grunde liegenden Principien wird allerdings mehr oder weniger durch deren practische Resultate im Einzelnen bedingt werden; zulezt aber möchte doch Alles mehr Geschmacksache seyn. Hr. Davis z. B. ist im Ganzen ein sehr entschiedener Apologet der Chinesen und viele seiner Leser werden ohne Zweifel seiner Ansicht beypflichten. Wir dagegen können, auch wenn wir nur die von ihm selbst berichteten oder zugegebenen Thatsachen berücksichtigen, sie weder theilen, noch auch nur ganz begreifen. Die materiellen Zustände sind im Ganzen höchst ärmlich und kläglich. Was die wissenschaftlichen und ästhetischen Leistungen der Chinesen betrifft, so möchte sogar die Darstellung des Verfassers, wenn auch gegen seinen Willen, eher geeignet seyn günstige Vorurtheile zu zerstören als zu verstärken. Noch weniger erfreulich erscheinen die sittlichen Resultate des Systems. Vergeblich suchen wir auch sogar in dieser Darstellung irgend einen frischen, kräftigen, edeln, gesunden, großartigen Zug der nationellen oder individuellen Charactere fest zu halten. Auch das, was uns hier gelegentlich angepriesen wird, läuft am Ende auf lauter kleinliche, krüppelhafte, negative Krämertugenden und Lafeyenmeriten hinaus, welche überdies viel zu sehr als Früchte einer fortwährenden policeylichen Zucht erscheinen, als daß sie auch nur als solche anders, als Zuchthäusertugenden, als opus operatum in Anschlag kämen. Freylich sind dann auch die Laster und Verbrechen ein eben so zahmes, verkommenes Bastardgeschlecht.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Junius 1838.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: The Chinese: a general description of the empire of China and its inhabitants. By Davis.

Nur die Roheit und Grobheit der Chinesen bildet, wo sie sie ohne Gefahr auslassen können, einen fast großartigen Contrast gegen ihre sonstige ceremonielle Höflichkeit. Ein tief gewurzelter, dürerer, kleinlicher, furchtsamer Egoismus, eine dumme Eitelkeit — dies ist der Grundton des ganzen Wesens. Daran fehlt es nirgends; aber jedenfalls erscheint die Erbsünde der menschlichen Natur hier in viel widerlicheren Formen, durchdringt und bedingt Alles und in viel höherem Grade als irgendwo sonst. — Ihre Herrschaft ist hier unendlich viel weniger als irgendwo sonst, durch irgend eines der Gefühle unterbrochen oder modificiert und beschränkt, die geeignet sind, das Individuum über sich selbst zu erheben und mit einem höheren, allgemeineren Moment in lebendige Beziehung zu bringen. Es möchte

nun vielleicht nicht schwer seyn a priori und a posteriori den Beweis zu führen, daß diese traurigen Früchte nicht etwa zufällig und als Unkraut, durch Vernachlässigung auf diesem Boden in dieser Atmosphäre wachsen, sondern, daß sie die natürlichen, unvermeidlichen Producte derselben sind — daß sie nicht quoique, sondern parceque dem chinesischen Staatssysteme, und jedem ähnlichen angehören — in dem Maße wie es eine bloß officiële Erhebung des Einzelnen zum Allgemeinen, eine Annihilierung des Individuum im Staate, eine Lähmung und Zerstörung jeder freyen, unabhängigen Thätigkeit in kleinern Kreisen, mit einem Worte scheinbar gerade das Gegentheil von dem bezweckt, was uns hier als Resultat entgegen tritt. Doch überlassen wir gern dem Leser die weitere Ausführung dieses Themas, zumahl in sofern sie in das Gebiet der vergleichenden Pathologie gehört.

Seltzam genug ist fast der einzige erhebliche Punct, den Herr Davies den Chinesen ernstlich übel nimmt, gerade der, wo sie uns am wenigsten zu tadeln scheinen. Wir meinen ihr Absperzungssystem gegen den europäischen Handel und jeden sonstigen Verkehr mit dem Auslande. Die Ansicht des Verfs erscheint allerdings hier von vorne herein nicht unbefangen, und es ist dies sehr zu verzeihen, wenn wir seine Stellung als amtlicher Verfechter der Interessen des britischen Handels gegen das chinesische non intercourse System bedenken. Allein der Grund liegt noch tiefer. Die Nothwendigkeit, welche der chinesischen Politik ein solches System vorschreibt, ist ihm offenbar nicht recht klar geworden. Wenigstens erwähnt er derselben nur gegen das Ende seiner Darstellung und auch dann nur ganz beiläufig. Dies ist um so bezeichnender, da nicht

nur diese, sondern fast alle andern Seiten der chinesischen Zustände nur dann verständlich und sogar relativ verständig, wenn auch darum nicht erfreulicher, erscheinen, wenn wir immer jenes ganz eigenthümliche Verhältniß im Auge behalten. Man darf nämlich nie vergessen, daß die chinesischen Zustände trotz der bis zur Caricatur gehenden Förmlichkeit, Friedlichkeit, Wohlmeinung und Mildigkeit der officiellen Außenseite seit Jahrhunderten so gewaltsamer Art sind, daß sich kaum nur ein ähnlicher Fall in der Weltgeschichte nachweisen läßt. Wir meinen das Verhältniß des relativ wenig zahlreichen herrschenden tartarischen Stammes (der Mantschu) und der zahllosen Masse der unterjochten Chinesen. Wie wenig man sich aber auch hier durch officielle Phrasen täuschen lassen darf, wie sehr sich auch hier in Beziehung auf die jeder Nationalität vom Schöpfer verliehenen natürlichen Gefühle, das tamen usque recurrit bewährt, geht auch aus dem vorliegenden Werke weit klarer hervor, als der Verf. sich selbst immer bewußt ist und als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die Möglichkeit, daß entweder durch Weisheit und Liebe, Liebe und Vertrauen (Glauben!) auch in solchen Verhältnissen geweckt und dadurch ein neues von jenen gehässigen natürlichen Leidenschaften freyes Leben hervor gerufen werden könne, ist zwar im Allgemeinen nicht in Abrede zu stellen; allein man würde sich sehr täuschen, wenn man aus den officiellen Fiktionen schließen wollte, daß dies in China der Fall ist. Herrscht auch, wie es scheint, bey der Mehrzahl gänzliche Apathie, oder doch unüberwindliche Feigheit des Egoismus vor, und mögen auch viele, zumahl unter den Gebildeten (die eher im Stande sind die natürlichen Gefühle der Nationalität abzuthun und sich

zur Idee des Staates zu erheben) in einer Art von Renegateneifer für die fremden Herren ihren Vortheil suchen und finden, so fehlt es doch auch nicht an sehr bedenklichen Gegensätzen. Millionen von Chinesen sind in geheimen Gesellschaften zum Sturze der Fremdherrschaft vereinigt, Millionen andere (denn hier rechnet man nur nach Millionen) behaupten sich sogar seit undenklichen Zeiten in völliger Unabhängigkeit in den Gebirgen des südlichen Chinas, und vergeblich sucht die Regierung die eben so schimpflichen als blutigen Niederlagen, welche ihre Truppen hier von Zeit zu Zeit erleiden, zu verheimlichen*). Hierzu kommt, daß sich unter Umständen immer wieder die Gefahren erneuern können, die schon zu verschiedenen Malen die Küstenprovinzen bedroht haben, indem Schwärme von Seeräubern sich bildeten, welche ebenfalls jenem politisch-nationellen Widerstande nicht fremd waren. Unter solchen Umständen kann weder die furchtbare Strenge der Gesetze, die Perfidie des Verfahrens in Beziehung auf alle Vergehen, welchen im entferntesten ein politischer Character beygelegt werden kann, noch die drückende Allgewalt und Allgegenwart der Policy, noch die Ausschließung der Chinesen von jeder militärischen Thätigkeit, welche ausschließlich den Tartaren obliegt, noch end-

*) Ob diese Miouthi die eigentlichen Chinesen sind, oder ob hier ein noch älterer Autochthonenstamm nur den Kern bildet um den sich die chinesischen Malcontenten sammeln, ist uns nicht ganz deutlich und kommt darauf auch hier nichts an. Hr Davies schätzt die Gesamtbevölkerung Chinas (worüber die Angaben sehr abweichen) auf 333000000; über das Verhältniß der tartarischen zu der chinesischen Bevölkerung sagt er nur, jene seyen enormously inferior in number. Uebrigens ist hier nur von dem eigentlichen China die Rede.

lich die Absperrung nach Außen, oder überhaupt jenes ganze System officieller Stabilität befremden, und auch die verständige Humanität der officiellen Phraseologie erscheint nur als eine Art von Reaction gegen die in der Tiefe liegende Wirklichkeit. Bleiben wir aber bey der Handelsgrenze stehen, so ist leicht einzusehen, daß gerade diese als ein vielleicht verzweifeltes Mittel gegen verzweifelte Uebel anzusehen ist. Wenn das Interesse der Selbsterhaltung England treibt seine Handelsverbindungen in China, wie auf jedem andern Markte, möglichst zu erweitern, so zwingt dasselbe, eben so wohl verstandene, Interesse den chinesischen Staat zu einem ganz entgegen gesetzten Verfahren, indem hier alle industriellen und materiellen Vortheile vor höheren politischen Rücksichten und Lebensfragen zurück treten müssen. Alles was die strengste Controlle aller Bewegungen des geistigen und materiellen, des öffentlichen und Privatlebens erschwert, also alles, was diesem selbst eine größere, kräftigere Entwicklung geben könnte, muß schon an und für sich unter solchen Verhältnissen höchst bedenklich erscheinen. Bedenkt man aber noch, wie leicht insbesondere der freyere Handel — indem er z. B. Unzufriedenen oder Rebellen Kriegsbedürfnisse zuführte, oder indem er ihnen Gelegenheit zu Unterhandlungen und Verbindungen mit fremden Mächten geben kann — unmittelbare und dringende Gefahren für die gegenwärtige Ordnung der Dinge herbey führen müßte, so wird man das chinesische System keinesweges so unverantwortlich und thöricht finden wie der Verf. Man sage aber doch nicht, daß auch ein ausgedehnterer freyerer Verkehr sich immerhin überwachen und regulieren ließe. Schon dazu gehören administrative Neuerungen, welche sich durchaus nicht mit dem durch

die Umstände gebotenen allgemeinen Stabilitätsprincipe vertragen, und Anstrengungen, welche wirkliche Schwäche, oder wenigstens Abwesenheit des geringsten Ueberschusses an Kräften (wie sie hier zum permanenten Zustande geworden ist) keinesweges gestatten. Denn es ist viel leichter eine seit langer Zeit und ganz verschlossene Thür verschlossen zu halten, als eine halb geöffnete gegen wachsenden Zubrang von Außen zu behaupten. Hierzu kommt noch, daß wohl Niemand im Ernst sagen wird, z. B. die Eröffnung mehrerer Häfen für den auswärtigen Handel werde nicht sehr bald eben so viele Zugänge für den politischen Einfluß der Nebenbuhler des Welthandels, England, Frankreich, Amerika, Rußland eröffnen, welche unter Umständen kein Mittel verschmähen würden sich Handelsvorthelle zu verschaffen. Schon die Begünstigung des einen Staates durch die Regierung würde den andern zum heimlichen oder offenen Verbündeten der Unzufriedenen machen, und wie bald würde man z. B. in London oder Paris, Petersburg oder Washington dahin kommen, zu Gunsten der chinesischen Nationalität gegen die Mantschuherrschaft Noten zu wechseln. Und wie, wenn man erst so glücklich wäre, irgend einen Sproßling einer alten chinesischen Dynastie zu entdecken! Wenn der Sohn des Himmels auch vielleicht nichts von der Emancipation der Griechen und von dem untoward event vor Navarin gehört hat, so kann man doch ohne Zweifel annehmen, daß ihm die Schicksale Ostindiens nicht ganz unbekannt geblieben sind, und wenn der bloße Instinct der Selbsterhaltung hier nicht ausreichen sollte, so würde schon dieses, keinesweges fern liegende, Beyspiel Stoff genug zum Nachdenken geben. Ob nun das durch dieses oder durch jenen eingegebene

System wirklich auf immer oder auch nur auf die Länge die drohenden Gefahren abzuwenden vermöge, lassen wir um so mehr dahin gestellt, da es wenige politische Zustände gibt die nicht zu ähnlichen Fragen Anlaß geben könnten. Dort wie anderwärts hilft man sich eben so gut und so lange man kann, und wir wenigstens haben auch in der vorliegenden Darstellung nur eine Bestätigung unserer Ueberzeugung gefunden, daß jedenfalls die Sachen nun schon so weit gediehen sind, daß eine Veränderung des bestehenden Systems, in irgend einem Sinne, ja daß irgend eine außerordentliche, außergewöhnliche Bewegung dieser Maschine entweder unausführbar wäre, oder die drohende Krise beschleunigen würde. Ist nun aber auch jener ganze Zustand ein Resultat unabweislicher Nothwendigkeiten, so kann er uns darum wahrlich nicht erfreulicher oder nachahmungswerther erscheinen und wir müssen um so mehr fragen: ob das, was Europa nach ähnlichen Richtungen treibt auch schon zur unabweislichen Nothwendigkeit geworden ist, oder ob es nicht größtentheils noch auf theoretischen Irrthümern beruht, und durch eine bessere Einsicht beseitigt werden könnte. Ueber kurz oder lang freylich schafft sich der Irrthum seine Nothwendigkeit, der man sich dann wie einem Naturgesetze unterwerfen muß.

Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß, einmahl die Eroberung zugegeben, in China von vorne herein ein solches Naturgesetz zu einem solchen Systeme trieb, und daß dies mit bewundernswerther Energie und Consequenz und bisher noch mit bewundernswerthem Erfolge durchgeführt worden ist. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß die chinesische Politik zumahl auch in den mittelasiatischen Verhältnissen einen Character, einen

Zuschnitt erhalten hat, den wir unbedenklich als großartig bezeichnen und mit der Politik Roms vergleichen würden, wenn uns nicht immer wieder theils das Komische der äußern Erscheinung, theils die Vermuthung zurück hielte, daß die Kräfte der Gegner, mit denen China, oder besser gesagt die Mantchus es bisher zu thun hatten, für das ganze Wesen nur einen sehr kleinen Maßstab zulassen. Der komische gänzliche Mangel an kriegerischen Eigenschaften nach unserm europäischen Maßstabe, der sich theils bey allen Conflicten mit Europäern zu Land oder Wasser, theils aber auch bey den Versuchen zur Unterdrückung der Miouthis und früher der Seeräuber gezeigt hat, würde es völlig unbegreiflich machen, wie mit solchen Mitteln so große Dinge vollbracht werden konnten, wenn wir nicht annehmen, daß die zu überwindenden Hindernisse im selben Verhältnisse schwach und verächtlich sind oder waren. Und doch reichen wir auch mit dieser Voraussetzung nicht ganz aus oder verfallen in Widersprüche anderer Art, die neue Conjecturen nöthig machen würden. Das vorliegende Buch gibt uns über solche Dinge wenig oder keine Auskunft. Dem Verf. geht die Gabe tiefern Eindringens und allgemeiner, höherer Gesichtspuncte ganz und gar ab, wofür wir, außer dem was oben schon angedeutet wurde, nur noch dies zum Beweise anführen, daß er die mittelasiatischen Verhältnisse eigentlich gar nicht berührt, obgleich wenigstens eine allgemeine Kenntniß derselben zu einer richtigen Anschauung der chinesischen Zustände im engern Sinne ganz unentbehrlich ist, wie schon aus den bekanntesten Momenten der geographischen und ethnographischen Verhältnisse hervor geht. Er treibt sich immer nur in einer Masse von Einzelheiten herum,

in die er vergebens nach einem ganz mechanischen Schematismus einigen Zusammenhang zu bringen sucht. Sein Gehalt erscheint uns in Beziehung auf Geist, Bildung und Kenntnisse, trotz einer gewissen Vielseitigkeit und trotz der oft sehr bey den Haaren herbey gezogenen Citationen aus lateinischen Classikern, als ein sehr dürftiger und möchte nur in sofern ein dem Gegenstande angemessener genannt werden. Aber auch jener Kleinhandel gewährt uns nicht die sehr wesentlichen Vortheile, welche aus dieser Behandlungsart unter Umständen für den Leser hervor gehen können, zumahl wenn sie wie hier aus unmittelbarer eigener Anschauung und geschäftlicher Praxis hervor geht. Hr Davis ist zwar mehrere Jahre in London und zum Theil an der Spitze der englischen Factorey gewesen, er hat auch, wie es scheint, mit der verfehlten Mission unter Lord Amherst (1816) die Reise zu Lande und auf dem großen Canale von der Nordgrenze durch die Küstenprovinzen nach Kanton gemacht. Er ist also im Besitze aller Vortheile eines Augenzeugen; allein davon kommt seinem Buche und seinen Lesern in der That sehr wenig zu Gute. Jenes hat vielmehr lediglich den Character und die Verdienste einer Compilation aus den vorhandenen besonders britischen Nachrichten über China. Diese sind zu einer allgemeinen übersichtlichen Darstellung in populärer Form aufgelöst und zusammen gestellt, wobey es ohne Zweifel ein großer Vorzug ist, daß der Verf. den Maßstab eigener Anschauung hatte um Einzelheiten zu berichtigen &c. Aber bey alle dem gestehen wir, daß wir sogar, bey unserer geringen Kenntniß des Gegenstandes, lange nicht so viel eigentlich neue Aufschlüsse darin gefunden haben als wir erwarteten. Jedenfalls wird der Leser, dem an

einem lebendigern Bilde gelegen ist, besser thun, sich an die auch in Deutschland und auch dem Laien mehr oder weniger zugänglichen Schriften, von dem Macartneyschen Gesandtschaftsberichte bis zu den neuesten Arbeiten von Plath, Gücklaff und andern, dann besonders auch an Ritter zu halten. Die beygegebenen Holzschnitte sind größtentheils auch ziemlich unbedeutend.

Ben alle dem leugnen wir nicht, daß diese Compilation ihren Nutzen und Werth hat, und in relativ geringem Raume eine Masse interessanter Thatsachen gibt. Noch weniger zweifeln wir daran, daß gerade diese Auffassungs- und Darstellungsart dem Werke ein großes Publicum auch bey uns verschaffen werde. An Uebersetzungen wird es nicht fehlen, und das Interessanteste ist nach beliebter Weise schon von der Tagesliteratur in ihren tausend Canälen publici juris auch bey uns gemacht worden. Alles dies enthebt uns aber der Mühe auf Einzelnes weiter einzugehen, auch wenn diese Blätter der Anzeige eines durchaus populär gehaltenen Werks mehr Raum gestatten könnten. Zu allem Ueberflusse bemerkt Ref. noch, daß eben nur dieser Character des Werkes ihn berechtigen konnte, sich ein Urtheil darüber zu erlauben, was er aber auch so gern Sachkundigern überlassen hätte.

B. A. H.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.
Handbuch der menschlichen Anatomie.
Durchaus nach eigenen Untersuchungen, und mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfnis der Studierenden, der practischen Aerzte und Wundärzte und der Gerichtsärzte verfaßt von Carl Fried.

Theod. Krause, Medicinalrathe und Professor der Anatomie zu Hannover. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. 1836. Dritte Abtheilung. 1838. 1105 Seiten in Octav.

Nach Erscheinen des ersten Abtheilung dieses Werks sprachen wir uns in diesen Blättern (1834. St. 16.) über das Zeitgemäße und über die gediegene Weise seiner Bearbeitung aus, den medicinischen Zeitschriften die ins Einzelne gehende Critik überlassend. Jetzt, wo mit der zweyten und dritten Abtheilung der erste Band vollendet ist und damit die Anatomie des erwachsenen Menschen vollständig vor uns liegt, können wir uns die Freude nicht versagen, dem Verfasser zu dem Geleisteten Glück zu wünschen und ihn zur baldigen Herausgabe des zweyten Bandes, welcher die Darstellung der anatomischen Verhältnisse der verschiedenen Lebensperioden und der Regionen enthalten wird, dringend aufzufordern. Es ist dies eine reine menschliche Anatomie, wie sie dem Lernenden Noth thut und wie sie dem Bedürfnis ist, der einzig über sie sich zu belehren wünscht. Alles Fremdartige blieb ausgeschlossen; jedoch alle Momente, welche in den Gegenstand selbst einführen und ihn allseitig zu zeigen im Stande sind, finden sich mit großer Sachkenntnis berücksichtigt. Man sieht es überall, den Verf. leitete bloß das Interesse für die Sache; daher die sorgfältigen, wiederholten eigenen Untersuchungen und die genauen Vergleichen, namentlich hinsichtlich der Größe und Schwere der Theile, die leisen Hindeutungen auf das Physiologische und Pathogenetische und das stets sich kund gebende Gefühl für einfache Naturwahrheit. Nicht leicht wird derselbe in der Deutlichkeit der Beschreibung, in der richtigen Wahl der Benennungen, in der Kürze des Ausdrucks, in der naturgemä-

ßen Ordnung und in den beschreibenden übersichtlichen Zusammenstellungen übertroffen werden.

Nach einer voraus geschickten allgemeinen Anatomie des erwachsenen menschlichen Körpers, worin von den Bestandtheilen des Körpers überhaupt und von den organischen Systemen gehandelt wird, folgt die Auseinandersetzung der speciellen, und zwar zuerst von den Knochen und ihren Verbindungen; dann von den Muskeln, Sehnen, Schleimbeuteln und Fascien; hierauf von den zusammen gesetzten Organen und Apparaten; dann von dem Herzen, den Blut- und Lymphgefäßen und zuletzt vom Nervensysteme. Den Schluß macht eine tabellarische Uebersicht der Gefäße und Nerven der einzelnen Organe; die Knochen und Knorpel als Stellen des Ursprungs, der Insertion, der Befestigung und des Durchganges weicher Theile; ein Register der lateinischen und latinisirten Benennungen; ein Register der deutschen Benennungen. Der Druck ist eben so schön als correct.

M a n n h e i m.

1837. Schwan und Goetz. [London, Black und Armstrong.] Don Karlos, a dramatical poem from the German of Schiller, by John Wyndham Bruce. XLII und 312 Seiten in kl. Octav.

Der Uebersetzer entwickelt in einer 40seitigen, für britische Leser interessanten Vorrede, die Gründe, welche ihn zur Uebersetzung bewogen. Britannien besitzt Uebersetzungen von sämtlichen Schillerschen dramatischen Dichtungen [mit Ausnahme der Braut von Messina], von Wilhelm Tell sogar drey, jedoch von Don Carlos nur eine prosaische, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts

erschienene. Herr Bruce findet in den großen Schwierigkeiten, welche dieses Stück für jeden Uebersetzer haben muß, eine Entschuldigung für die scheinbar geringere Theilnahme seiner Landsleute an dieser ausgezeichneten Dichtung, deren Umfang übrigens der Trilogie Wallenstein gleich kommt, die Coleridge so trefflich übersezt hat*). Er gibt dann einige flüchtige, gute Bemerkungen über Schiller als Mensch und Dichter, in Gegeneinanderstellung mit Göthe, zählt seine lyrischen Meisterstücke auf, mit umrißlicher Angabe ihres Inhalts, und verspricht, mit Hülfe seines talentvollen Bruders — non a Musis alieni — eine vollständige Uebersetzung der Schillerschen Gedichte zu geben. Am Schlusse sucht er die Schwierigkeiten, welche selbst der deutsche Leser in dem Character des Posa findet, mit Benutzung der Schillerschen hierauf bezüglichen Briefe zu beseitigen.

Der Uebersetzer konnte allerdings nicht umhin, diese Erläuterungen, welche seine Landsleute gewiß mit Dank aufnehmen werden, voran gehen zu lassen.

Wir erfahren noch, wie diese metrische Uebersetzung in nicht einmahl zehn Wochen gefertigt worden ist, das natürlich auch bey unsern vaterländischen Schnellübersetzern Erstaunen, vielleicht sogar Erröthen erregen wird, wenn wir ihnen sagen, daß der eifrige Britte, nicht, gleich so vielen von ihnen, in einem Wettrennen begriffen, das unserm geduldigen, stark gegliederten Dich-

*) Cunningham, in seiner History of Brit. Lit., sagt sogar: His translation of Wallenstein I have heard commended, by good judges, as superior to the drama whose language it professes to speak. Wir möchten hier fast mit dem Vicar ausrufen: Fudge!

terroß oft mittheilslos mitspielt, sondern von der Begierde angetrieben war, auch mit unsern Geschichtsschreibern bekannt zu werden.

Wir versichern indeß unsern Uebersetzern, daß der Britte eben so wenig den Eindrücken der Eile entgehen konnte, und wir müssen nothwendigerweise fragen, warum er so eilig mit der Herausgabe verfahren; warum er, da er selbst so richtig die Schwierigkeiten schildert, seine Uebersetzung nicht mehrfacher Prüfung und einer größern sorgfältigern Feile unterworfen habe?

Wenn wir daher einerseits an der Arbeit des Herrn Bruce das sehr lobenswerthe, oft erfolgreiche Streben nach treuer Auffassung erkennen, so vermissen wir andererseits fast alle poetischen Elemente, die so nothwendige dichterische Haltung und Beleuchtung, und finden am wenigsten heimische Einbürgerung, nationelles Colorit: eine Folge des Mangels an überall wärmer Auffassung des so einfach eleganten Originals, das ja nicht allein verstanden, sondern hoch empfunden und ruhig beschauet werden muß; alles dieses wird noch sichtbarer durch häufige Härte des Verses, dem beynahе aller Wohlklang abgeht den uns das ähnliche Versmaß eines Cowper, Southey, Campbell, Byron, Coleridge, Knowles &c. darbietet.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, alle Stellen anzuführen die uns verfehlt scheinen, wir sind indeß überzeugt, daß der Uebersetzer bey einer nächsten Auflage zweckmäßiger Verbesserungen anzubringen im Stande seyn wird, als wir ihm andeuten oder vorschlagen könnten.

Zu den oft trefflich übertragenen und größtentheils gelungenen Scenen können wir folgende rechnen: Erster Act, Auftritt 2. 4. 5. 9. Zweyter Act, Auftr. 2. 5. 8. 9. 15. Dritter Act,

Auftr. 2. 5. 10. Vierter Act, Auftr. 3. 5. 9. 12. 13. 14. 15. 17. 19. 21. Fünfter Act, Auftr. 3. 4. 9 und letzter.

Als Zugabe ist Schillers Siegesfest bis auf einige Verstöße recht gut übertragen. So ist u. a. der Vers:

Kostete die Frucht der Aehren —
durch die Uebersetzung:

Tasted of the corn's strong spirit —
ganz entedelt.

Die Verlags-handlung hat für ein geziemendes Aeußere gesorgt.

Mfkd.

B e r l i n .

Leben des Generals Hans Carl v. Winterfeld; von K. A. Warnhagen v. Ense, mit Winterfelds Bildniß. 1836. 8. 234 Seiten.

Ein erwünschter Beytrag zu der Geschichte Friedrichs des Gr. und seiner Zeit. Es ist von großer Wichtigkeit die Persönlichkeit der hervorragenden Männer und ihre Verhältnisse nicht bloß gegen den König, sondern auch unter einander, die ja oft so viel entscheiden, kennen zu lernen. Zu diesen gehörte Winterfeld, dessen Leben bisher, so viel wir wissen, nicht besonders geschrieben ist. Der Vf. hatte dazu wichtige Hülfsmittel, unter denen drey Bände eigenhändiger, zwischen dem Könige und Winterfeld gewechselten Schriften oben an stehen. Winterfeld, geb. den 4. April 1707 in Pommern, hatte in seiner Jugend keine wissenschaftliche Bildung erhalten, was er späterhin oft bedauerte. Schon 1720 trat er als gemeiner Reiter in Kriegsdienste, zog dadurch bald, besonders durch sein Aeußeres und seine hohe Gestalt, die Aufmerksamkeit von König

Friedrich Wilhelm I. auf sich, und mußte sich, was gewiß eine schwere Aufgabe war, die Gnade zugleich des Königs und des damaligen Kronprinzen zu erhalten. Schon unter Friedrich Wilhelm I. ward er nicht bloß in militärischen, sondern auch in diplomatischen Verhältnissen, besonders mit Rußland, gebraucht, wo er sich auch mit einer Stieftochter des Grafen Münnich verheirathete. Aber seine glänzende Laufbahn begann doch erst mit der Regierung Friedrichs II. Der große König fand in ihm den Mann den er brauchte, zugleich als Heerführer und als Geschäftsmann. Er genoß, wie wohl kein anderer, das vollste Vertrauen des Königs bis an seinen Tod. Natürlich fehlte es denn auch nicht an Gegnern und Neidern. Sehr schlecht stand er mit Riechen und mit den Prinzen des Kön. Hauses. Am meisten interessirt jedoch das Verhältniß mit dem Könige, der auch bey seinen vertrautesten und treuesten Dienern seiner Superiorität nichts vergab. Seinen Antheil an den großen Schlachten, wie an den politischen Verhandlungen muß man in dem Buche selber nachlesen, dessen Verfasser auch durch diese Monographie einen so schönen Beytrag zu der preußischen Geschichte gegeben hat. Winterfeld fiel durch die Kugel eines Croaten aus einem Hinterhalte, wie er seine Truppen zum Angriffe führte, am 7. Sept. 1757 im 51. Jahre, beweint von seinem Könige. Ein Bildniß des ausgezeichnet schönen Mannes ziert das Buch.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 11. Junius 1838.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck u. Ruprecht, 1838: Geschichte der Universität Göttingen in dem Zeitraume vom Jahre 1820 bis zu ihrer ersten Säcularfeyer im Jahre 1837. Vom Universitätsrathe Dr Desterley. Mit 7 Kupfern. Auch mit dem Titel: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, vom Geheimen Justizrathe Pütter, nach ihm vom Professor Saalfeld; fortgesetzt vom Universitätsrathe Dr Desterley. Vierter Theil, von 1820 bis zur ersten Säcularfeyer der Universität im Jahre 1837 u. XVI u. 521 Seiten in Octav.

Die vorliegende Arbeit ist theils als ein für sich bestehendes Ganzes, theils als Fortsetzung der Pütter-Saalfeldschen Gelehrten-Geschichte von Göttingen — daher ihr auch der von ersterm gewählte Titel beygegeben wurde — zu betrachten.

Der Zweck geht zunächst auf eine Darstellung der äußern Wirksamkeit der Universität in Rück-

sicht so wohl auf ihre wissenschaftlichen Institute als sonstige Anstalten, daneben aber auch auf Bezeichnung der städtischen Einrichtungen, welche in mehr oder minderer Beziehung zur Universität stehen.

Der Verf. wünscht, durch diese Darstellung das Andenken an einen Abschnitt der Geschichte der Universität zu erhalten, der eben so reich an freudigen Ereignissen als an wichtigen organischen Bestimmungen ist, welche, wie bisher, auch in einer trüben Zeit, in ihren wohlthätigen Folgen fortwirken und zur Erhaltung des Ruhmes der Universität beitragen werden.

Die Anordnung der Schrift ist der in den früheren Theilen gewählten im Ganzen gleich geblieben, und zwar hauptsächlich deshalb, weil dadurch die verschiedenen Abschnitte der drey ersten Bände mit denen des gegenwärtigen vierten in Verbindung gebracht sind, und somit eine fortlaufende Geschichte der Universität in ihrem ersten Jahrhundert bilden. Damit indessen die Arbeit auch als ein für sich bestehendes Ganzes betrachtet werden könne, ist, bey den einzelnen Abschnitten, so viel von den früheren Ereignissen vorangestellt, als zur Uebersicht des Zusammenhanges nöthig war.

In Ansehung der Gegenstände, wird eine Vergleichung mit den früheren Bänden ergeben, daß mehrere Abschnitte neu hinzu gekommen, andere vollständiger behandelt sind, z. B. die Darstellung der allgemeinen landesgesetzlichen Bestimmungen, in sofern sie auf die academischen Studien Beziehung haben, der Organisation der Facultäten und des Unterrichts, ferner die Abschnitte über Disciplin, die academischen Behörden, über Religionsübung u. s. w.

Eine kurze Uebersicht des Inhalts der Schrift wird das Nähere ergeben.

Die Einleitung beschäftigt sich mit der Frage, ob die Universität in dem verflossenen Jahrhunderte dem bey ihrer Stiftung beabsichtigten Zwecke in seinem ganzen Umfange entsprochen und auf dem ihr bereiteten Grunde fortgebaut habe, oder ob der hin und wieder gehörte Vorwurf, als habe sie ihren Culminationspunct bereits im vorigen Jahrhunderte erreicht, als sey ihr Flor seitdem gesunken, als gegründet erachtet werden müsse. Der Verf. nennt drey Gesichtspuncte, nach welchen der Werth einer Universität zu beurtheilen sey: Lehrer, Institute und Disciplin, und sucht dabey auszuführen, daß weder die Frequenz, noch die Größe des Universitätsortes, und, in gewisser Beziehung, selbst nicht die Menge und der Umfang der Institute zu sichern Maßstäben dienen. Zum Zwecke der Erörterung jener Frage ist die Geschichte der Universität in vier Perioden getheilt, und zwar in Beziehung auf die leitende Oberaufsicht, welcher die Universität bis zur Säcularfeier untergeben war. Ein Abtheilungsgrund dieser Art schien deshalb angemessen, weil die Leitung einer gelehrten Anstalt mit ihrer Wirksamkeit und ihrem Ruhme in so enger Verbindung steht, daß beide von einander nicht getrennt werden können, und weil die Erfahrung es gezeigt hat, daß, wo Universitäten ohne äußere Unglücksfälle wirklich gesunken sind, der Grund in einer mangelhaften Leitung gelegen hat. Nach jener Ansicht sind denn die vier Perioden gebildet. Die erste geht von der Errichtung der Universität bis zum Tode ihres ersten Curators, des Premierministers von Münchhausen 1734 — 1770; die zweyte von da bis zur westphälischen Usurpation 1770 —

1807; die dritte umfaßt die Zeit der Fremdherrschaft 1807 — 1814 und die vierte den Zeitraum von der Wiederherstellung der rechtmäßigen Regierung bis zur Säcularfeyer 1814 — 1837. Nach einem allgemeinen Rückblicke auf die Leitung der Universität in diesen vier Zeitabschnitten, folgt eine kurze Darstellung der Verhältnisse in jeder einzelnen Periode nach den oben genannten drey Gesichtspuncten, und daraus das Resultat, daß die Universität in aller Hinsicht ihren Zwecken entsprochen habe, daß sie in stätigem Fortschreiten begriffen gewesen und nicht gesunken sey. — Hierauf folgt die Geschichte der Universität in zehn Abtheilungen. Die erste umfaßt die Ereignisse und Bestimmungen, welche das Königreich Hannover überhaupt betreffen, in sofern sie auf die Universität von Einfluß gewesen sind. Nach einem Ueberblicke des Einflusses, welchen die politischen Bewegungen auf die Universität gehabt haben, werden die betreffenden landesgesetzlichen Bestimmungen im Einzelnen genannt, namentlich diejenigen, welche auf die wissenschaftliche Vorbereitung zu den academischen Studien und die, nach Vollendung derselben, eintretenden Prüfungen Beziehung haben; ferner die Bestimmungen über die Theilnahme der Universität an der Ständeversammlung, die Erlassung des Staatsgrundgesetzes, des Bundestagsbeschlusses und die eingetretenen Regierungsveränderungen. Die zweyte Abtheilung gibt historische Nachrichten über Stadt und Universität, und in Ansehung der letztern über Erhaltung der Anstalt, Universitäts-Curatorium, Studienfreiheit, Anstellung der Lehrer, Frequenz, Regierungs-Bevollmächtigten, Stellung zu den übrigen Behörden, Braunschweigische und Nassausche Landesuniversität &c. und hierauf folgt die Erzäh-

lung der einzelnen Ereignisse, so wohl der freudigen als der betrübenden. Wir bemerken hierbey, daß die Schrift, auf welche der Verf. bey der Beschreibung der Säkularfeyer Bezug genommen hat, zwar in diesem Augenblicke noch nicht erschienen ist, aber gewiß erscheinen wird. Die dritte Abtheilung enthält die Beschreibung der Universitätsgebäude und der allgemeinen gelehrten Anstalten, — der Universitätskirche, des neuen Universitätshauses, der Bibliothek, des Museums, der Societät der Wissenschaften, des Instituts der Preisfragen für Studierende &c. Die vierte Abtheilung handelt von den vier Facultäten, ihren Rechten und Pflichten, so wie von den zu jeder derselben gehörenden gelehrten Anstalten. Die fünfte Abtheilung umfaßt die auf den academischen Unterricht Beziehung habenden Einrichtungen — Lehrer, Studierende, Freyheit im Lehren und Lernen, Honorare, Freybitten, Ferien &c. — Die Organisation der academischen Behörden ist in der sechsten, sodann das Verfahren in Universitätsfachen in der siebenten Abtheilung dargestellt, und in dieser besonders über disciplinarische Gegenstände, z. B. Verbindungen, Duelle, Schulden, Reisen, Strafen, Zeugnisse über Fleiß und Sitten &c. gesprochen. Die achte Abtheilung beschäftigt sich mit einigen anderen auf die Universität Beziehung habenden Anstalten, insbesondere der Professoren = Wittwencasse, den Freytischen und Stipendien, der Speiseanstalt für kranke Studierende, der Badeanstalt, dem Armenfiscus &c. In der neunten Abtheilung werden die Einrichtungen berührt, welche auf die Stadt so wohl als die Universität Beziehung haben, namentlich die Policyverwaltung, Religionsübung, Armenanstalten, Industrie und Realschulen, Buchhandlungen und Buchdruckereyen,

Leseanstalten, Vergnügungen und öconomische Einrichtungen. Die letzte Abtheilung enthält literarhistorische Nachrichten, und zwar zunächst von denjenigen so wohl öffentlichen als Privatlehrern, welche seit dem J. 1820 theils hier, theils nach ihrem Abgange von der Universität, gestorben sind; ihre Zahl beläuft sich auf 104. Dann folgt das Verzeichniß von 117 Lehrern, welche noch leben aber von hier abgegangen sind, und endlich werden die hier noch anwesenden 92 Facultätslehrer, so wie die Exercitienmeister und Sprachlehrer genannt. Bey allen sind die hauptsächlichsten Lebensumstände und ihre Schriften, so wohl die für sich bestehenden Werke, als die in Zeitschriften enthaltenen Aufsätze angeführt.

Die beygefügeten 7 Kupferstiche stellen das neue Universitätshaus, das an demselben befindliche Hautrelief im Siebelfelde, das neue anatomische Theater, den botanischen Garten nach seiner jetzigen Einrichtung und die Sternwarte nebst dem magnetischen Observatorio dar. Als ein Beyspiel der vielfachen Verbesserungen und Verschönerungen der Stadt und der academischen Institute sind zur Vergleichung zwey Kupfertafeln beygefüget, deren eine den Platz nahe am Geismarthore, wie er 1785 war, mit dem, neben der ihrem Verfall nahe Kreuzkirche, befindlichen kleinen, zur Entbindungsanstalt zuerst benutzten Gebäude, darstellt, die andere Tafel aber denselben Platz, wie er jetzt ist, mit dem neuen Entbindungshause und sonstigen stattlichen Umgebungen zeigt.

W i e n.

Der Oesterreichische Geschichtsforscher, herausgegeben von Joseph Chmel, reg. Chorzeherrn von St. Florian, und K. K. geh. Hof-

und Hausarchivar zu Wien. Erstes Heft. 8. VIII u. 167 Seiten. 1838. (Bey Beck.)

Wir zeigen hier den Anfang einer neuen Zeitschrift an, die der ernstesten historischen Forschung gewidmet ist, und thun dieses am liebsten mit den eigenen Worten des Herausgebers: 'Der Oesterreichische Geschichtsforscher soll ein Repertorium werden für Geschichtsforscher, worin sie theils Stoff finden sollen für ihre Forschungen, und Hinweisungen nach den verschiedenen hie und da zerstreuten Materialien, theils auch die Resultate ihrer Forschungen zu Tage fördern können. Er bezweckt Mittheilungen aus Handschriften, Urkunden und Büchern, die in das unübersehbar reiche Feld der Geschichte unsers Vaterlandes gehören.' Wir haben nicht nöthig zu der Empfehlung etwas hinzu zu setzen, wozu schon der Name des Verfassers hinreicht, und dürfen um so mehr einer reichen Ausbeute entgegen sehen, da der Herausgeber durch seine amtliche Stellung, und selbst durch die Aufmunterung der Regierung dazu in den Stand gesetzt ist. Das vorliegende erste Heft enthält folgende sechs Artikel: I. Beyträge zu einem österreichischen Codex diplomaticus, den der Verfasser dereinst heraus zu geben hofft, insbesondere das österreichische Städtewesen. II. Zur österreichischen Finanzgeschichte in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. III. Zur Geschichte der Wiener-Universität im funfzehnten Jahrhundert. Einige Actenstücke, die sich auf den Zustand derselben in jenem Zeitraume besonders in Rücksicht auf die Sitten, und die Einrichtungen der medicinischen Facultät beziehen. Der Verfasser, der in den Forschungen des Mittelalters wohnt, ist deshalb keinesweges ein blinder

Lobredner desselben, und gesteht vielmehr aufrichtig, daß er lieber in dem jetzigen Wien, als in dem des funfzehnten Jahrhunderts lebt, worin wir ihm von Herzen beystimmen. IV. *Historia Friderici IV. et Maximiliani I. Impp. ab Josepho Grünbek.* Bisher nur aus einer schlechten Uebersetzung J. J. Moser's bekannt; jetzt im Originale aus dem Manuscripte des K. K. geh. Hausarchivs heraus gegeben. V. *Auszüge aus interessanten Handschriften der K. K. Hofbibliothek zur Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.* VI. *Notizenblatt.* Wir müssen uns mit dieser Inhaltsanzeige begnügen, sie wird hinreichen, die Aufmerksamkeit auf ein Unternehmen zu richten, dem gewiß alle Freunde der Geschichte bey sorgfältiger Auswahl des historisch-wichtigen mit uns den besten Fortgang wünschen.
 Sn.

L e i p z i g.

Tafeln für die sechsstelligen Logarithmen für die Zahlen von 1 bis 100000 für die Sinus und Tangenten von Sekunde zu Sekunde des ersten Grades, und für die Sinus, Cosinus, Tangenten und Cotangenten von 3 zu 3 Sekunden aller Grade des Quadranten. Entworfen von Gustav Adolph Sahn. Erster Theil; Tafeln der sechsstelligen Logarithmen aller Zahlen von 1 bis 100000. 4. 77 Seiten. 1837. (Bey Franke.)

Der vollständige Titel wird den Inhalt des Werks angeben, womit wir uns begnügen müssen. Eine Erklärung und Gebrauchsanweisung der Tafeln ist vorgesezt.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. S t ü c k.

D e n 14. J u n i u s 1838.

L e i p z i g.

Bey Brockhaus und Wenariuß, 1838: Congres de Vérone, Guerre d'Espagne. Négociations; Colonies espagnoles; par M. de Chateaubriand. Tome I. 366 S. Tome II. 375 Seiten in Octav.

Der Congreß zu Verona und die französische Expedition nach Spanien im J. 1823 sind Ereignisse, die, obgleich zu ihrer Zeit von hoher Wichtigkeit, seitdem durch andere, nicht minder wichtige verdrängt, bereits in den Hintergrund gestellt sind. Nichts desto weniger sind weitere Aufklärungen der Thatsachen, vorzüglich von einem der Haupt-Acteurs des großen Dramas, und aus der Feder eines Chateaubriand's höchst willkommen. Nächst J. J. Rousseau steht sein Name von Seiten der beredten, glänzenden und gefühlvollen Darstellung vielleicht am höchsten in der französischen Literatur. Wenn wir ihn bis dahin als Dichter, Philosophen und Theoretiker bewundert haben, sehen wir ihn in dem angezeig-

ten Werke als einen Publicisten und noch mehr als selbsthandelnden Staatsmann in die Schranken treten. Er selbst sagt: 'mein literarisches Leben ist bekannt; ich rede hier zum ersten und zum letzten Male von meinem politischen'. Wir gestehen, daß uns hier Chateaubriand mehr wie Mensch und Schriftsteller, als wie Politiker interessiert. Das große Problem: ob eine lebhaftere Einbildungskraft mit der kaltblütigen Vernunft eines Staatsmannes in Einklang zu bringen sey, oder deutlicher, ob ein Dichter sich zu einem Minister eigene, hat Chateaubriand, unsers Ermessens nach, unerachtet Graf Artois (Carl X.) nicht müde wurde, auszurufen: 'bon coeur et tête chaude! ziemlich auf eine befriedigende Art gelöst. Eine andere Aufgabe: ob die bureaucratistische Thätigkeit eines Ministers dem Dichter auf die Länge zusage, müssen wir nach Chateaubriand's Beyspiele verneinen. Zwey Dichter, außer ihm, bemerkt er, Martinez de la Rosa und Canning, waren zu gleicher Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Montagne schrieb einst: 'il est peu d'hommes abandonnés à la poésie, qui ne se gratifinissent plus d'être pere de l'Énéide, que du plus beau garçon de Rome. — — Je me jette aux affaires d'état et à l'univers plus volontiers quand je suis seul. Je suis fait à me porter allaiement aux grandes compagnies, pourvu que ce soit intervalles et à mon point.' 'Canning, sagt der Verf. im Verfolge, ist jetzt in einer besseren Welt entteuscht, aber wie mag Martinez de la Rosa im Herzen darüber denken?' Als Chateaubriand sich am 1. Januar 1823 in der ihm eingeräumten Minister-Wohnung zu Paris zum ersten Male zu Bette legte, machte er bereits die in der Folge nur zu oft wiederholte

Erfahrung, daß dies Bette für ihn nicht gemacht sey. — ‘C'est un lit ou l'on ne dorme guere ou l'on reste peu.’ — Mit den Memoirenschreibern hat es gemeinlich ein ganz anderes Bewandniß als mit den Geschichtschreibern: während bey den letztern die eigentlichen Thatsachen den ersten Platz einnehmen, beschäftigen sich die erstern zunächst mit ihrer Person und dann vorzüglich mit den Menschen, mit welchen sie in näherer Berührung standen, binden sich nicht an chronologische Folge, verwechseln Vor- und Nachwelt mit einander und mischen gern fremdartige Gegenstände und Anekdoten ein; alles dieses colorieren sie nach ihrem eigenthümlichen Gesichtspuncte. Wir möchten in diesem Betreff die Memoiren der Herzogin von Abrantes den vorliegenden gleich stellen. Wenn die Hof-Feten der Tummelplatz der Herzogin waren, so fand ihn Chateaubriand in den Cabinetten der Fürsten; was für jene ein prächtiger Ballanzug war, ist für diesen eine diplomatische Note. Chateaubriand ist bald im alten Rom, bald in der gegenwärtigen Zeit. Der große Mortier, den die Franzosen in der Belagerung von Antwerpen gebrauchten, spielt eine Rolle, und auch die Wegführung des Erzbischofs von Eöln kommt vor. Aber die Schilderungen einzelner Scenen und Personen, auf welche wir später zurück kommen werden, ist oftmahls meisterhaft. Wenden wir uns zuvörderst zu dem eigentlich historischen Theile.

In der angezeigten Schrift sind drey Behauptungen aufgestellt, und wie wir nach den abgedruckten Actenstücken schließen müssen, mit Glück durchgeführt; daß der Congress zu Verona zu keiner Zeit den Krieg mit Spanien wollte, daß nur das Interesse Frankreichs die Unternehmung gegen das Land veranlaßte, daß Chateaubriand

der Urheber derselben war, und diese höchst gewagte Unternehmung mit unbeschreiblicher Beharrlichkeit, trotz der unzähligen Hindernisse, durchführte, endlich daß die bekannte Ordonnance von Andajar, als ein politischer Fehler angesehen werden müsse. Chateaubriand schrieb von London, wo er den französischen Gesandtschaftsposten bekleidete, an den damaligen französischen Premier-Minister M. de Villèle zu Paris: 'deux sentiments nous avaient constamment obsédé depuis la Restauration: l'horreur des traités de Vienne, le desir de donner aux Bourbons une armée capable de défendre le trone et d'émanciper la France. L'Espagne, en nous mettant en danger, à la fois par ses principes et par sa séparation du royaume de Louis XIV. paraissait être le vrai champ de bataille où nous pourions avec de grands perils, il est vrai, mais avec un grand honneur, restaurer à la fois notre puissance politique et notre force militaire.' Dies Schreiben war wahr-scheinlich Veranlassung, daß Chateaubriand der französischen Gesandtschaft zum Congreß von Verona, an deren Spitze der Herzog von Montmorency, damaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten stand, beygegeben ward. Die Instruction, welche M. de Villèle dieser Gesandtschaft erteilte, besagte im Wesentlichen: 'die Meinung unserer Bevollmächtigten über die Frage: was der Congreß in Betreff Spaniens beschließen will, muß seyn, daß, weil Frankreich allein sich im Stande befindet, Spanien zu Lande anzugreifen, es auch nur allein die Nothwendigkeit beurtheilen könne'. In Betreff der Frage, ob Frankreich wirklich Krieg mit Spanien anfangen sollte, entschieden sich Oestreich und Preußen dagegen, Rußland bezeugte sich am gün-

stigten für die Ansichten Frankreichs. England sagte sich von aller Theilnahme an den Beschlüssen des Congresses los; das ganze Resultat des Congresses von Wien in Bezug auf Spanien waren drey unbedeutende Noten von Preußen, Oestreich und Rußland an ihre Gesandten in Madrid, welche von dem Verf. einer strengen Critik unterzogen werden. Chateaubriand hatte, so lange der Herzog von Montmorency (der ihn mit Zurücksetzung behandelt zu haben scheint) beyhm Congress in Verona anwesend war, wenig oder gar keinen Theil an den Verhandlungen genommen. Seit der Abreise des Herzogs fand eine sehr lebhafte Correspondenz zwischen Chateaubriand und Billele statt, in welcher der Erstere den Plan zu der Expedition nach Spanien weitläufig auseinandersetzte und den Minister für selbigen gewann. Chateaubr. war so glücklich sich das Vertrauen des Kaisers Alexander zu erwerben, wodurch seine Stellung gegen die übrigen Diplomaten und auch beyhm Könige von Frankreich und seinem Ministerio eine ihm günstige Veränderung erfuhr. Der Verf. verließ am 13. Decemb. 1822 Verona, der Herzog von Montmorency legte seine Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten nieder, welche Chateaubriand übernahm. Er leitete die Expedition gegen Spanien, die M. de Billele ihm, bis auf den Finanzpunct, gänzlich überließ, ein, betrieb sie mit unglaublicher Thätigkeit, führte sie gegen die Ansichten der Cabinette der vier großen Mächte, gegen die seiner übrigen Collegen im Ministerio, und den größten Theil der französischen Officiere, die zu Rathe gezogen wurden, glücklich aus. In einem Briefe an M. de Serre vom 18. Julius 1823 äußert er sich über seine Lage: 'Sie sahen mich in Verona; zurück gekommen nach Frankreich fühle ich noch

lebhafter als damahls unsere Wichtigkeit in Europa. Seit ich hier bin, finde ich, daß die revolutionäre Partey sich nicht einmahl die Mühe gibt, ihre Absicht, unsere Armee zu verderben, zu verstecken; überall stehen Verschwörungen im Begriffe auszubrechen; der Heerd aller dieser Uebel ist zu Madrid. Unerwartet ins Ministerium gerufen, habe ich schleunigst einen Entschluß gefaßt. Die Gelegenheit bietet sich dar, ein für alle Mal dem Uebel ein Ende zu machen, zu erfahren, ob die Bourbons eine Armee besitzen, der Restauration das Siegel aufzudrücken, und uns wieder einen militärischen Rang in Europa zu verschaffen. Sind wir glücklich in unserer Unternehmung, so beendigen wir zwey Revolutionen mit einem Schlage; klar ist, die demagogischen Cortes in Portugal werden mit den conventiellen Cortes in Spanien zu gleicher Zeit zu Grabe gehen. Die Folgen dieser Ereignisse werden für Frankreich unberechenbar seyn: wir können unterliegen, aber besser ist dieses, indem wir uns wieder zur ersten Macht des Festlandes erheben, als länger in dem unglücklichen Zustande der Verwirrung von Außen und der Schwäche im Innern zu bleiben. Bislang geht alles glücklich; ich wünsche nur bis zur Einnahme von Cadix noch zu leben — die Hindernisse sind ungemein groß gewesen. England hat eine sehr drohende Stellung angenommen; Oestreich ist eifersüchtig und neidisch, nicht wissend wie es unsern Siegesmarsch in Spanien zu hemmen vermag, hat es den König von Neapel aufgeheßt, die Regentschaft von Spanien in Anspruch zu nehmen.' — Die Beharrlichkeit Chateaubriands triumphierte über alle Hindernisse. Der König von Spanien ward befreyet. Glückwünschungsschreiben begleitet mit Orden, liefen von den großen

Höfen, mit Ausnahme von England, ein. Canning hatte sich über den Ausgang der Expedition geteuscht, und that, aber zu spät, Schritte, sie aufzuhalten. Kaiser Alexander trug dem russischen Minister in Paris auf, Chateaubriand den Orden vom St. Andreas zu überreichen. So viele Ehrenbezeugungen und namentlich die Ertheilung dieses Ordens, erregten die Unzufriedenheit Ludwigs XVIII., der hierin einen Vorwurf für sich selbst zu finden glaubte. Chateaubriand war von den Bourbons nicht geliebt. Ungern hatte ihn Ludwig XVIII. zu seinem Premierminister ernannt. Chateaubriand behauptete, daß der König eine literarische Eifersucht gegen ihn gehegt habe; er hatte eine Antipathie des *classiques contre les romantiques*. Es scheint uns, daß die Sache tiefer liege. Chateaubriand hatte für die Ansichten der Bourbons zu liberale Ideen. Indessen gelang es doch dem Verf. sich auf folgende Art in festere Gunst bey dem Könige zu setzen. Ludwig XVIII. hatte die Gewohnheit, im Conseil, wenn er nicht Geschichten oder Anekdoten erzählte, einzuschlafen. Dem M. de Villele, der Geschäfte treiben wollte, war dies Geschwätz des Königs sehr zuwider. M. de Corbière legte sich mit beiden Ellenbogen auf den Tisch, auf welcher seine Tabacksdose stand und sein blaues Taschentuch lag. Die übrigen Minister hörten ehrerbietig zu. Chateaubriand stellte sich im Gegentheile als ob ihm die Erzählungen des Königs viele Unterhaltungen gewährten, der dieses bald bemerkte. Wenn er in der Folge eine Erzählung anfang, so entschuldigte er sich damit: 'je vais faire rire M. de Chateaubriand.' Ludwig XVIII. hatte ihn an die Stelle des Herzogs von Montmorency in das Ministerium gesetzt, weil ihm der Name des letztern zuwider war.

Der Verf. sagt bey dieser Veranlassung: 'une tradition parmi nos Rois est la défiance des noms; — leur mémoire tenace se souvient des guerres des grands vassaux; ils gagent des nobles pour domestiques; ils les veulent dans leur garde-robe, ils les craignent dans leurs conseils.' . . Chateaubr. genoß nach der glücklich ausgeführten spanischen Expedition nur eines sehr kalten Empfanges von Ludwig XVIII. und der königlichen Familie. Er hatte damahls den glücklichen Gedanken, seinen Abschied nehmen zu wollen; allein selten weiß ein Minister oder General den wahren Augenblick von der Bühne abzutreten zu wählen. Er glaubte noch große Dinge für Frankreich erreichen zu können, seine dichterische Phantasie, aufgeregt durch den bisherigen glücklichen Erfolg in Spanien spielte ihm einen übeln Streich. Die spanischen Colonien waren bereits Gegenstände der Unterhandlungen gewesen. Chateaubriand wollte den Bourbonn neue constitutionelle Monarchien im spanischen Amerika verschaffen, er dachte sich die Möglichkeit Canning für diese Idee zu gewinnen. Mit russischer Allianz wollte er Frankreich die Rheingrenze wieder herstellen. Eingenommen von den Aeußerungen des russischen Kaisers, in seinen Privatunterredungen mit ihm in Verona, war er von den Vortheilen einer Allianz zwischen Rußland und Frankreich so sehr überzeugt, daß er Frankreich wieder auf dem Gipfel der militärischen Größe sich dachte, von wo es dem Continente Geseze vorgeschrieben hatte. Vergessen wir nicht, daß der französische Minister, der diese großen Pläne ausbrütete und verfolgte, ein Dichter war. — Aber von allem dem ging nichts in Erfüllung. Entzweyt mit Billele und Corbière erhielt er auf eine nicht schmeichelhafte Weise

seine Entlassung als Minister. — Ein sehr schätzbarer Theil dieser Schrift ist die officiële und Privatcorrespondenz, die er mit den französischen Gesandten und mit mehreren der ersten Staatsmänner in Europa, während der Zeit seines Ministerii, führte.

Chateaubriand entwirft aber nur fragmentarisch und gelegentlich Characterzeichnungen ausgezeichneter Männer, deren Namen Europa mit Achtung nennt, und ein Theil bereits von der Bühne des Lebens abgetreten ist. Am ausführlichsten und mit sichtbarem Wohlgefallen verweilt er bey dem Kaiser Alexander. Dieser, sagt er, sey der einzige Prinz, für den er jemahls ein aufrichtiges Attachement gefühlt habe. Dies Gefühl scheint aber vorzüglich durch die besondere Gewogenheit, die der Kaiser ihm bewies, entstanden zu seyn, denn sein Urtheil über ihn ist im Allgemeinen nicht günstig. 'Alexander hatte eine starke Seele, war aber schwach von Character; diese Mobilität veranlaßte, daß er anfänglich Atheist, dann Deist war. Hierauf huldigte er aus Eifer der griechischen Religion, und näherte sich darauf sehr der römisch-catholischen. Die Jesuiten, insbesondere P. Grivel, waren nahe daran sich seiner zu bemächtigen, als Madame Grübner die Oberhand gewann. Er trieb sich in mystischen Ideen herum. Als Mensch war er aufrichtig, in der Politik verleugnete er den griechischen Character der Verstellung nicht; er teuschte Bonaparte vollkommen. Sein Aeußeres verkündete Ruhe, gemischt mit Traurigkeit. Er war den Franzosen gewogen, aber seit 1815 betrachtete er sie nicht mehr ganz aus dem früher günstigen Gesichtspuncte. Er nannte sie 'une nation brave, mais mobile, sans raison et sans reconnaissance'. — Als der Verf. den

Kaiser in Verona sprach, schien er durch die Weigerung Ludwigs XVIII., den Herzog von Berri mit einer russischen Prinzessin zu verheirathen, gekränkt zu seyn. Die fixe Idee von Größe, Alterthum, Würde und Majestät seiner Rasse verschaffte Ludwig XVIII. ein Reich (Empire). Jedermann fühlte seine Herrschaft; die alten Generale fühlten sich dem Könige gegenüber gedrückt vor diesem Greis, als früher vor ihrem furchtbaren Herrn und Meister, der sie in hundert Schlachten befehligt hatte. Wenn Ludwig XVIII. in Paris die siegreichen Monarchen an seiner Tafel bewirthete, ging er immer, sans façon, vor diesen Fürsten (deren Soldaten im Louvre campierten) her; er behandelte sie als seine Vasallen. 'Il avait raison: en Europe il n'est qu'une monarchie, c'est la France. Toutes les races sont d'hier auprès de la race de Hugues Capet. Louis XVIII. le banni, sans soldats se trouvait au bout de toutes les batailles, qu'il n'avait pas livrées.' Die wieder hergestellte Legitimität in Frankreich hat in wenigen Jahren Wunder verrichtet; sie hielt ihren Einzug in Cadix, befreiete durch die Schlacht von Navarin die Griechen, bemächtigte sich Algiers, Unternehmungen, an welchen Bonaparte, Rußland, Carl V. und Europa scheiterten'. — Nicht ohne Seitenhiebe ist die kurze Schilderung die der Vf. von den Gesandten auf dem Congresse von Verona entwirft. Der Herzog von Wellington hatte gegen die Legitimität das Unrecht auf sich geladen, daß er der Krone einen Fouché aufdrang, gegen die französische Nation, sie bey Waterloo besiegt zu haben. 'Excepté cinq ou six génies à part, tous les grands capitaines ont été de pauvres gens; il n'est point de plus brillants renommés que la renommée des armés,

et qui vaille moins sa gloire. Fürst Metternich. Wenn Jemand lange Zeit unter mehreren Fürsten den ersten Platz im Cabinette, ohne den ursprünglich befolgten Plan zu verlassen, behauptet, so kann man Geschicklichkeit voraus sehen. Die Autorität entspringt entweder von dem Genie des Regierenden, oder der Mittelmäßigkeit des Regierten. Welcher Fall hier in Betreff des Fürsten Metternich vorliegt, steht dahin. In Verona stellte er sich ganz Russe zu seyn, während er die Russen im Herzen verabscheute; er sprach viel vom Kriege, ohne ihn zu wollen; er besorgte, die französischen Waffen möchten durch Siege in Spanien wieder furchtbar werden, oder durch ihre Niederlagen den revolutionären Geist erwecken. Der Graf Pozzo di Borgo, ganz geeignet in die Ideen seines Herrn einzugehen, war in Verona ganz Ultra; hier war es, wo der Haß, der Neid und die Verleumdung sich kreuzten; man verabscheute sich einer den andern, während man Zuneigung heuchelte. Graf Bernstorff, am Podagra leidend, sah bereits die Franzosen wieder im Besitze ihrer militärischen Energie; er hatte immer vor Augen, daß sie Nachbarn der Preußen wären. — Von zweyen Landesleuten, über welche Chateaubriand sich zu beschweren hatte, lautet sein Urtheil günstiger, als von Ausländern — der Herzog von Montmorency war nicht ohne Ehrgeiz, ein Erbstück seines Namens, er hatte Beistand und war unterrichtet. Aus der Schule Mirabeau's hervor gegangen, war seine Beredtsamkeit natürlich und überzeugend. Edel und ruhig auf der Tribüne, gehörte er einem Geschlechte an, das seine Ruhe zu bewahren weiß; gezwungen seinen Begriff von Größe zu verändern, hatte er sich von den Königen der Gottheit zugewandt. Seine religiösen

Ueberzeugungen waren durch seinen sanften und wohlwollenden Character gemildert. — Im J. 1832 zu Carlsbad schlug Chateaubriand Carl X. vor, M. de Villele die Erziehung des Herzogs von Bourdeaux anzuvertrauen, diesen nämlich Mann, der ihm auf eine sehr unwürdige Weise seine Ministerstelle genommen hatte. Wir erlauben uns noch einige Stellen auszuheben, in welchen Chateaubriand von sich selbst redet. — 'Als Officier im Regimente von Navarra kam ich aus den Wäldern von Amerika zurück, der Legimität meine Dienste zu weihen. Dieser Zweck ließ mich acht Jahre im Elende im Auslande zubringen. Im J. 1800 nach Frankreich zurück kehrt, suchte Bonaparte mich auf und gab mir eine Anstellung, die ich nach erfolgtem Morde des Herzogs von Enghien niederlegte, und zu den Bourbons zurück kehrte. Meine Rede bey dem Grabe von Mesdames zu Triest reizte den Vertheiler der Kronen; meine Schrift de Bonaparte et de Bourbons, war Ludwig XVIII., nach seinem eigenen Ausspruche, so viel werth als 100,000 Soldaten. In den hundert Tagen folgte ich der Monarchie nach Gent. Durch den Krieg in Spanien trug ich dazu bey, die Verschwörungen nieder zu halten und unsern Waffen ihren alten Glanz wieder zu verschaffen. Diese lange Beharrlichkeit in dem nämlichen Systeme hätte an sich schon auf Rücksicht von Achtung bey meiner Entlassung Anspruch machen sollen; man durfte aber auch nicht übersehen, daß ich der Restaurateur der Religion und der Verfasser du génie de christianisme war. Dem Unglücke (der Bourbons) vom Anfange an meine Dienste gewidmet, habe ich es in seinen letzten Schicksalen nicht verlassen. Ich habe allem entsagt, Stellen, Pensionen, Ehrenbezeugungen, und damit ich die

Hülfe anderer nicht in Anspruch zu nehmen brauchte, meinen Sarg zum Unterpfande gesetzt.' — Im Jahre 1816 verlor Chateaubriand seine Stelle als Staatsminister, weil er in seinem Werke de la Monarchie selon la charte, die berühmte Ordonnance vom 5. Sept. 1815 angegriffen hatte. Er ward ein Opfer des ministeriellen Hohns. Im J. 1824 ward er durch die Intrigue seiner Collegen Billele und Corbière entlassen, angeblich weil er in den Kammern in der Discussion über das Rentengesetz das Stillschweigen beobachtet hätte. Es scheint, daß Chateaubriand, im Besitze vieler Kenntnisse und Talente, nicht die erforderliche Tactik besitzt, um sich auf einem Ministerposten zu erhalten. Er selbst klagt sich der 'insouciance' und der 'franchise' an. 'Die Abhängigkeit von meinen Collegen, (vorzüglich Billele, dessen Ueberlegenheit in Kenntniß der Finanzen er fürchtete) gefiel mir, weil sie mich der Mühe, meinen Willen geltend zu machen, entledigte. Mein Hauptfehler ist die Langeweile, Eckel vor allen, fortdauernder Zweifel. Wenn ein Fürst mich mit Gewalt zur Arbeit angehalten hätte, so hätte ich ihm vielleicht nützlich werden können, aber der Genius läßt selten einen Menschen auf die Welt kommen, welcher zugleich will und kann.' — Kehren wir noch einmahl zu der im Eingange dieser Anzeige berührten Aufgabe zurück. Erwiesen scheint es uns, daß die glühende Einbildungskraft, die Chateaubriand, den Dichter, beseelte, auf den Entwurf und den glücklichen Ausgang der französischen Expedition nach Spanien Einfluß gehabt hat, aber nach der Besetzung von Cadix war er nicht mehr der Mann, die Früchte zu erndten. Hier mußte die kalte, berechnende Vernunft des gewiegten Staatsmannes einschreiten.

P a r i s.

Bey Timoth. Dehay u. Wittwe Charl. Bechet:
 a) Du système pénitentiaire en Europe et aux États-unis. Ouvrage dédié aux chambres, précédé d'une pétition qui leur est adressée, orné de plusieurs plans de prisons et tableaux statistiques et accompagné d'une introduction et d'une nouvelle pétition aux chambres; par M. Charles Lucas, Avocat à la cour royale de Paris, Auteur de l'ouvrage sur le système pénal et le système répressif en général et sur la peine de mort en particulier, couronné à Genève et à Paris. 1830. Tome second. XV und 448 Seiten in Octav.

b) Conclusion générale de l'ouvrage sur le système pénitentiaire en Europe et aux États-unis, suivie de la deuxième pétition aux chambres sur la nécessité de l'adoption du système pénitentiaire; par M. Charles Lucas, 1830. CXV u. 44 Seiten in 8.

Die Fortsetzung und der Beschluß des in diesen Blättern (1829. St. 200.) angezeigten Werks über ein System, welches in der neuesten Zeit bewunderungswürdige Fortschritte gemacht hat. Beide Schriften behandeln eigentlich Einen und den nämlichen Gegenstand, nur ist die erstere mehr für den wissenschaftlichen Gebrauch, die zweyte mehr für unstudierte Leser geeignet. Die letztere wird auch unter dem Titel Introduction générale angeführt, welcher während des Drucks in den oben mitgetheilten abgeändert wurde. Beide bilden den practischen Theil eines Systems, dessen Theorie den Inhalt des ersten Bandes ausmacht. Die allgemeine Uebersicht (wie

wir die Worte: conclusion générale übersehen zu müssen glauben) soll, nach S. XIII. der Vorrede, eine historisch-philosophische Darstellung der in dem vorliegenden Bande mitgetheilten Thatfachen seyn, und sich genau an denselben als Auszug und Erläuterung anschließen; wir setzen hinzu, daß dieser Auszug auch in Rücksicht auf Vollständigkeit manchen schätzbaren Nachtrag enthält. Bey den gleich folgenden Mittheilungen werden wir von beiden Gebrauch machen und bey Nachweisung einzelner Stellen die aus Theil 2. mit arabischen, die aus der conclusion générale mit römischen Zahlzeichen andeuten.

Das Ganze des zweyten Bandes zerfällt in 2 Theile, von denen der erste und ausführlichste (von S. 1 — 240.) die Vereinstaaten von Nordamerika, der zweyte (von S. 241 — 448.) Europa in seinen Verhältnissen zum Pönitentiarsysteme umfaßt. Wir wollen es versuchen, aus beiden Theilen einen gedrängten Auszug zu geben, doch werden wir uns bey dem ersten nur auf wenige Bemerkungen beschränken können, indem wir auf das, in diesen Blättern (1834. St. 55 u. 56.) ausführlich angezeigte, classische Werk von Beaumont und Toqueville: *Du système pénitentiaire aux États unis et de son application en France.* Paris 1833. verweisen.

Erster Theil. Verein-Staaten. Die Geschichte des Pönitentiarsystems in demselben theilt der Verf. in 3 Epochen.

I. Sein Ursprung zu Philadelphia im J. 1791 durch Mitglieder eines, unter dem Namen Quäcker bekannten, achtungswerthen Zweiges der protestantischen Kirche, seine Nachahmung in mehreren Staaten der Union und sein anfänglicher, unerwarteter Erfolg.

II. Sein Verfall durch vielfache mehr oder weniger mißlungene Ausführungsversuche in den Jahren 1799 — 1820, durch den Mangel aller moralischen und religiösen Belehrung, durch den schreyenden Mißbrauch des Begnadigungsrechts u. s. w.

III. Seine Ausbildung seit 1820. Es entwickeln sich nach und nach 3 Systeme

1) Einsperrung ohne Arbeit in eine einsame Zelle. 2) Einsame Einsperrung mit Arbeit. 3) Einsame Einsperrung bey Nacht und gemeinschaftliche Arbeit bey Tage. Durch den, in verschiedenen Besserungshäusern verschiedenen, Gebrauch dieser Systeme wurden in Rücksicht auf Sicherheit, Sittlichkeit und Deconomie Resultate gewonnen, die man anfangs kaum zu ahnen gewagt hatte. Die Entweichungen wurden verhindert, die Rückfälle auf eine sehr bemerkenswerthe Weise vermindert und die Bau-, Unterhalts- und Verwaltungs-Kosten bedeutend verringert. Um nur das Beyspiel einer der gefeyertesten dieser Anstalten anzuführen, so finden in dem Besserungshause zu Auburn durchaus keine Entweichungen statt, während die öffentlichen Blätter in Europa von Steckbriefen gegen Entwichene wimmeln. Die Rückfälle belaufen sich auf 3 von 100, sind mithin seltner als in irgend einem bekannten Gefängnisse der Welt. Die Bau- und Unterhaltskosten für 550 Zellen, mit Einschluß der Werkstätte, der Feuerspritzen, der Wache und ähnlicher Gegenstände, beträgt nicht mehr als 50,800 Dollars (à 1 Rthl. 9 Ggr. 5 Pf.), welche für jede Zelle ungefähr 92 Dollars ausmachen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

Ersttägliche gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Junius 1838.

Paris.

Fortsetzung der Anzeige: Du système pénitentiaire en Europe et aux Etats - unis. Par Lucas.

Die Kosten eines nach eben diesem Plane zu Connecticut errichteten Besserungshauses von 136 Zellen nebst Zubehör jeder Art überstiegen nicht 30,000 Dollars; die dem Staate zur Last fallenden Unterhalts- und Verwaltungskosten hatten im J. 1826 für jeden Verurtheilten nicht mehr als 6 Dollars 30 Centimen betragen, alles Uebrige war von den Gefängnißarbeiten gedeckt. Das allerwichtigste Ergebniß aber aus dieser Epoche war die Ueberzeugung, daß die gute Sache des Besserungssystems für die Vereinstaaten auf immer gewonnen ist. 'Es herrscht darin der allgemeine, volksthümliche Glaube, sagt der Verf. (S. XI.), daß es im Rechte und folglich auch in der Pflicht der Regierungen liege, die Verurtheilten umzuschaffen, sie bey ihrer Entlassung in einem ganz andern Zustande zurück zu geben, als

derjenige war, worin sie sich im Augenblicke des Verbrechens befanden, und auf diese Art endlich die Strafgesetzbücher in Einklang mit der Vernunft, mit dem Interesse der Gesellschaft, mit sich selbst zu bringen, indem sie als den Zweck zeitlicher Strafen nicht bloß einen Stillstand des Lasters, sondern seine gänzliche Vernichtung aufstellen.' — Schon im J. 1825 erklärte der Congreß öffentlich und feyerlich, daß dieses System einen Theil des Criminalcodex der Union bilden solle. Im folgenden Jahre (1826) wurde diese Erklärung feyerlich wiederholt. In einem deshalb von einem Ausschuß der Repräsentantenkammer im Namen einer eigends hierzu ernannten Commission erstatteten Berichte bemerkte Herr Thompson, ihr Organ, er sey bisher in Vorurtheilen gegen die Wirksamkeit dieses Systems zur Unterdrückung des Lasters befangen gewesen, bey näherer Prüfung hingegen habe er der entgegen gesetzten Meinung seinen Beyfall nicht versagen können, indem er sich vollkommen überzeugt habe, daß dieses System nicht bloß das menschlichste, sondern zu gleicher Zeit das weiseste aller bis jetzt von dem menschlichen Verstande erfundenen Strafsysteme sey ('que ce système est non-seulement le plus humain, mais en même tems le plus sage de tous les systèmes de chatimens inventés jusqu'ici par l'esprit humain'). — Unsere Leser erinnern sich aus der Anzeige des I. Bandes (1829. St. 200. S. 1991), daß, nach einer dort mitgetheilten Nachricht, die fast vollendete Handschrift des Entwurfs eines Criminal-Gesetzbuchs von Eduard Livingston im J. 1824 durch eine Feuersbrunst verloren gegangen sey. Nach S. XIV. scheint diese Handschrift wieder gefunden oder in einer neuen, erweiterten Ausarbeitung hergestellt zu seyn. Der

berühmte Verfasser erhielt nämlich von dem Congresse den ehrenvollen Auftrag, für die doppelte Gerichtsbarkeit der Generalstaaten den Entwurf zu einem, möglichst vollständigen, Criminalgesetzbuche auszuarbeiten. Dieser erschien zur großen Freude aller Betheiligten, wurde auf Befehl der Repräsentantenkammer gedruckt, und sollte sofort in der Sitzung von 1830 derselben zur Berathung vorgelegt werden. Er hatte den Titel: Code de procédure criminelle — code des délits et des peines — Code de la discipline des prisons. Der letztere, vorzugsweise hierher gehörige, stimmt im Wesentlichen mit demjenigen überein, welchen wir schon in der Anzeige des I. Theils, worin er abgedruckt ist, mit verdienstlicher Auszeichnung angeführt haben. Er geht von dem Grundsatz aus, daß Alles, was die Gefängnißzucht ausmache — Absonderung der Geschlechter — Classenabtheilung — Trennung der Untersuchungs- und Strafgefängnisse — Erziehung der jungen Verbrecher — Zufluchts- und Arbeitshäuser für Entlassene nach ausgestandener Strafe — Ein Ganzes ausmache, von welchem kein Theil wegbleiben könne, ohne die Wirksamkeit der übrigen zu gefährden. Von den drey verschiedenen Einsperrungs-Systemen tritt er keinem ausschließend bey, aber er nimmt aus einem jeden derselben das Beste heraus.

Zweyter Theil. Europa.

1) Niederlande. Die Wiege des Pönitentiar-systems. Was man im Anfange des letzten Jahrzehnds von dem abgewichenen Jahrhundert noch jenseit des Oceans als ein unerhörtes Weltwunder anstaunte, fand sich, von wenigen gekannt, bereits zwey Jahrzehnde früher in dem Bucht-hause zu Gent. Es wurde 1772 unter dem besondern Schutze der Kaiserin Maria

Theresia von dem Vicomte Vilain XIII. bey den Ständen von Flandern in Antrag gebracht, von diesen mit preiswürdiger Bereitwilligkeit und Freygebigkeit bewilligt und sodann unter seiner besondern Leitung ins Leben gerufen. Es war zu gleicher Zeit für Verbrecher, für Landstreicher und Bettler und für versäumte junge Menschen bestimmt, welche hier einen Zufluchtsort gegen verschämte Armuth und eine Schule des Gewerbefleißes finden sollten. 'Es lag etwas riesenhaftes und wunderähnliches in diesem Plane, sagt der Verf. (S. XXV.) der hinsichtlich auf Baukunst das größte und schönste Denkmahl dieser Art enthält, welches jemahls erdacht wurde, und hinsichtlich seines Zweckes die umfassendste Bestimmung erhielt, die man bis jetzt, ich will nicht sagen verwirklicht, sondern seitdem ausgedacht hat.' Was namentlich die Criminal-Gefängnisse betrifft, so hatte jedes Geschlecht seine besondere Abtheilung, worin Aufsicht, Trennung bey Nacht, Arbeit mit Classenordnung und Stillschweigen bey Tage, das System der Ersparnisse für die Sträflinge — kurz Alles nach den besten Grundsätzen eingerichtet war, welche seitdem nicht erfunden, aber durch Erfahrung bestätigt wurden. 'Diese Bösewichter, heißt es in der Denkschrift des bereits mit Achtung genannten Vicomte Vilain XIII. an die Stände von Flandern, welche den Landmann in Schrecken setzen, sind größtentheils Verurtheilte zur Verbannung, zur Peitsche, zum Brandmahl. Diese Strafen ändern sie nicht und helfen zu nichts (ces peines ne les changent point et ne remédient à rien, p. 243.). Es ist daher besser, sie in Einsperung zu verwandeln, und die Verbrecher in einem Zwangsarbeitshause gefänglich aufzubewahren.' Diese Vorstellung hatte den Erfolg, daß

die Gerichtshöfe ermächtigt wurden, alle schimpflichen und Leibesstrafen in Einsperrung zu verwandeln, deren wohlthätige Benutzung für die intellectuelle, moralische und physische Besserung der Verbrecher sich nachher auf eine bewundernswürdige Weise bestätigte. Kein Wunder demnach, wenn die Redactions-Commissäre des Pensylvanischen Strafgesetzbuchs in ihrem berühmten, neuerdings deshalb erstatteten, Berichte diese Gefängnisanstalt für das Urbild von dem in beiden Welten vielfach gefeyerten Auburn erklären und u. a. sich wörtlich auf folgende Art ausdrücken: ‘une institution qui fait infiniment d’honneur aux Pays-Bas, c’est le pénitencier appelé maison de Gand, qui peut être considéré comme ayant servi du modèle pour celui d’Auburn et pour d’autres établissemens semblables dans ce pays’ (p. 242.). Zu den wenigen Ausländern, welche diese Anstalt gleich in den ersten Jahren nach ihrer Errichtung ihrer Aufmerksamkeit würdig fanden, gehört auch der als Märtyrer für die leidende Menschheit bekannte Johann Howard. Er besuchte dieselbe im J. 1776 und sprach von ihr in seinem bald nachher erschienenen berühmten Werke über den Zustand der Gefängnisse mit ausgezeichnete Achtung. Bey einer zweyten und dritten Reise, in den Jahren 1778 und 1783, fand er diesen Zustand schon sehr verändert. Joseph II., durch üble Rathgeber geleitet, hatte die schöne Ausfaat seiner Mutter einem bedeutenden Theile nach ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen. Späterhin trugen die französische Revolution und mehrere damit verbundene Ereignisse wesentlich dazu bey, diese Anstalt nach und nach in ein bloßes Arbeitshaus zu verwandeln, in welchem es mehr um ökonomische Vortheile, als um moralische Ver-

besserung der Gefangenen zu thun war, die doch, wie der Verf. richtig bemerkt, die einzige Sicherstellung gegen die Wiederholung des Verbrechens enthält. Daß bey dem schwankenden Zustande mancher politischen Verhältnisse für die Zurückführung dieses großartigen Werks auf seine ursprünglichen Zwecke nicht vollständig gesorgt werden konnte, läßt sich erklären, doch nichts verbietet die Hoffnung besserer Zeiten unter einem Scepter, der sich auf edle Menschlichkeit stützt. Der Verf. selbst führt mehrere Thatsachen an, die als Belege dieser Hoffnungen gelten können. Das Gebäude erhielt einen sehr bedeutenden Anbau. Reinlichkeit, Ordnung und Fleiß herrschen im Innern, wo u. a. auf 347 Webstühlen von 694 Gefangenen gearbeitet wird. Für die Unterweisung vernachlässigter junger Leute unter 30 Jahren wird gesorgt, die Gesundheit wird nicht vernachlässigt. Schläge, die man bey der ersten Einrichtung noch nicht ganz entbehren zu können glaubte, sind auf ewige Zeiten verbannt. (Irrren wir nicht, so hat dem Verf. bey der Beschreibung des neuesten Zustandes einige Leidenschaftlichkeit die Feder geführt. Vielleicht gelingt es einem künftigen Reisenden eine minder befangene Darstellung dieses Zustandes zu liefern).

2) England. Ungeachtet Schwierigkeiten aller Art einer Verbesserung der Gefängnißanstalten sich in diesem Lande entgegen setzten, so gelang es doch den Bemühungen einzelner und vereinter Menschenfreunde, so wie der, durch die edelste Freygebigkeit unterstützten, Kraft der Regierung, eine durchgreifende Gefängniß-Reform auf mehr als Einem Puncte des Königreichs geltend zu machen. Howard's berühmtes Werk, eine in zahlreichen Auflagen erschienene Schrift des Parlamentsmitgliedes Buxton, über die Frage: ob

Verbrechen und Elend durch unsern jetzigen Zustand der Gefängnißzucht gehindert — oder befördert werde? u. a. wirkten Wunder in der öffentlichen Meinung, und eigene Gesellschaften zur Verbesserung der Gefängnißzucht suchten durch ihre periodischen Berichte dieser Meinung einen immer größern Aufschwung zu geben. Schon 1779 sprach das Parlament das Wort der Weihe über das, in den Gefängnissen zu Gent aufgefundene Pönitentiar-System aus. In seinem Auftrage hatten zwey gleich berühmte Rechtsgelehrte, Howard und Blackstone, den Plan dieses Gesetzes entworfen, dessen schöne Tendenz sich gleich im Eingange auf folgende Art aussprach: 'Wären einmahl viele Sträflinge wegen Verbrechen, welche die Deportation nach sich ziehen, in einsamen Gefängnissen verwahrt, zur Arbeit gewöhnt und mit einer moralisch-religiösen Unterweisung versehen, so könnten sie mit der Hülfe Gottes nicht allein die Andern durch die Furcht der Strafe vom Verbrechen zurück schrecken, sondern auch sich selbst bessern und zur Arbeit gewöhnen.' In diesem Geiste wurden nach und nach die drey Pönitentiarrien oder Besserungshäuser errichtet, welche den Ruhm der britischen Humanität und Frengigkeit bis auf die späteste Nachwelt erhalten werden.

a) Das Besserungshaus zu Gloucester in der Grafschaft gleiches Namens, das älteste unter allen, 1785, wurde 5 Jahre vor Howard's Tode zu erbauen angefangen und ein Jahr nach diesem letztern, 1791, eröffnet. Unter der volljährigen Leitung eines hochverdienten Parlamentsgliedes, Georg Paul, erhielt es nach und nach eine Einrichtung, über welche er 18 Jahre später, (1810) öffentlich seine Zufriedenheit aussprach.

Einschließung in einsame Zellen bey Nacht, Classen-Eintheilung und gemeinschaftliche Arbeit bey Tage unter einer genauen, aber liebevollen Aufsicht, verbunden mit dem disciplinarischen Gebrauch des Tretrades, machten den Gebrauch von Ketten und körperlichen Züchtigungen entbehrlich. Für Gesundheit, Bewegung und Unterricht war gesorgt. Noch 1819, 28 Jahre nach der Stiftung dieser Anstalt, bemerkte Paul, ihr kaum genannter Director, sie habe seine kühnsten Erwartungen überboten.

b) Die Muster-Pönitentiarie zu Milbank bey London. Die großartigste Anstalt in ihrer Art auf europäischem Boden. Sie wurde 1822 vollendet, nahm aber schon seit 1816 Sträflinge auf, von denen im Gefolge einer Strafmilderung Capitalverbrecher 10 Jahre — die zur Transportation auf 14 Jahre Verurtheilten 7 Jahre — die auf 7 Jahre zur Transportation Verurtheilten 5 Jahre hier zubringen sollten. Dieses Besserungshaus konnte gegen 1000 Sträflinge aufnehmen, entsprach aber nicht ganz den Erwartungen, welche die durch Samuel Romilly's menschenfreundlichen Eifer ausgezeichneten Parlementsdebatten von 1810 und der, in seiner Art einzige, Kostenaufwand begründet hatten. Der Verf. hält es für sehr ungewiß, ob das Zusammendrängen einer Bevölkerung von 900 bis 1000 Sträflingen in ein einziges Besserungshaus nicht der Wirksamkeit dieses Systems hinderlich sey? (S. XXXIV.). Er führt (S. 293.) den Ausspruch des Hn Burton an, nach welchem dieser Bau zu kostspielig und nach einem Maßstabe aufgeführt sey, den man niemahls erreichen könne. Die Geschichte dieser Anstalt zerfällt in zwey Perioden, von denen die Eine die ersten Jahre seit ihrer Eröffnung (1816 — 1824), die

andere den Zustand von 1825 und den folgenden Jahren umfaßt. Unreine Luft, allzu reichliche Kost bey weniger Arbeit, allzu häufige Einsperzung in einsame Zellen und andere, zum Theil selbst mit der Oberaufsicht in Verbindung stehende, Ursachen hatten gegen das Ende der ersten dieser Perioden eine epidemische Krankheit herbegeführt, von welcher unter 858 Sträflingen 488 (S. 301.) so heftig befallen wurden, daß die Regierung sich genöthigt sah, sämmtliche Gefangene an andere Straforte abführen zu lassen und 165 Personen weiblichen Geschlechts, die nicht wohl untergebracht werden konnten, von dem Könige Begnadigung erhielten. Im J. 1825 wurde die Anstalt aufs neue geöffnet und seitdem in jeder Hinsicht mit gutem Erfolge fortgeführt. Es wurden zwar hin und wieder Klagen über Unzulänglichkeit der eingeführten Zuchtmittel gehört, doch glaubt der Verf. durch einen verbundenen Gebrauch des Tretrads und der Einsperzung in einen einsamen Behälter (par la combinaison du treadmill et du solitary confinement) können Peitsche und Stock völlig entbehrlich bleiben.

c) Das Gefängniß zu Maidstone, in der Grafschaft Kent. Es wurde 1816 für ungefähr 500 Sträflinge erbaut und ist unter allen Strafanstalten von England diejenige, in welcher die Classenabtheilung am genauesten beobachtet wird. Der moralisch-religiöse Unterricht wird hier mit großer Sorgfalt betrieben, ob auch der gewerbliche? wird nicht gesagt. Die Sittlichkeit in der Grafschaft hat durch diese Anstalt sichtbar gewonnen.

Den fast gleichzeitigen, ans Wunderbare grenzenden Bemühungen der Madame Fry, einer Quäckerin, um die Verbesserung des weiblichen

Theils der Sträflinge in den Gefängnissen von Newgate, mitten in London, hat der Verf. ein eigenes Kapitel (S. 312 ff.) gewidmet, das niemand ohne lebhafteste Theilnehmung lesen wird. Bey einem 1813 dort gemachten Besuche fand dieselbe gegen 300 weibliche Gefangene in einem Zustande der größten Verworfenheit. Der Gouverneur, welcher sie dahin begleitete und sie für eine Narrin oder eine gutmüthige Schwärmerin hielt, bat sie jedenfalls ihre Uhr vorläufig in der Amtsstube nieder zu legen, indem er ihr nicht dafür eintreten könne, daß dieselbe in seiner Gegenwart ihr vom Kleide gerissen würde. Der Anblick dieses, jede Beschreibung übersteigenden, Verderbens und der gleich einem höhern Berufe in ihr aufsteigende Entschluß, demselben möglichst entgegen zu wirken, war Eins. Nach einer dreijährigen Vorbereitung legte sie 1816 in Vereinigung mit anderen achtbaren Frauen und mit Zustimmung der vorgesetzten Behörden Hand an das große Werk der Veredlung, und sein fortwährender Erfolg übertraf jede Erwartung. Durch die unermüdete Sorgfalt dieser Frauen und ihre unausgesetzten Besuche unter Leitung der Madame Fry entstand in Newgate eine kaum glaubliche Verwandlung (*l'incroyable metamorphose de Newgate*, p. LVI.), nach welcher, wie der Vf. sich ausdrückt, ein Schauplatz der Ordnung, des Fleißes, des Gehorsams und der Wiedergeburt (*régénération*) auf einmahl sich da eröffnete, wo bis dahin Laster, Verdorbenheit und Ausschweifung mit allen ihren zurück stoßenden Abscheulichkeiten ihren Sitz aufgeschlagen hatten. — Nach den bisherigen Bemerkungen hat das Pönitentiar-system in England für ewige Zeiten Grund und Boden gewonnen. Seine weiteren Fortschritte dürften, wie der Verf. glaubt, größten-

theils von der Begräumung mancher Localhinder-
nisse und ganz besonders von einer Umschaffung
der allgemeinen Criminalgesetze dieses Königreichs
abhängen.

3) Irland. Richmond zu Dublin ist das
einzige Besserungshaus dieses Königreichs, mit
der Bestimmung, nach der Wahl der Regierung
in zwey getrennten Abtheilungen zur Deportation
Verurtheilte, beiderley Geschlechts, aufzunehmen,
welche hier ihre Strafe ausbüßen sollen. Rück-
sichtlich auf den Umfang hat man ihm eine allzu
große Beschränkung, mithin das Gegentheil von
Milbank, vorgeworfen, indem es nur für 200
Sträflinge Raum habe, während es, ohne Ver-
mehrung des Aufsichtspersonals, durch einen An-
bau Platz für 400 gewinnen könnte. Seine in-
nere Einrichtung wurde schon von Sam. Romilly
in den berühmten Parlamentsdebatten von 1810
als musterhaft gerühmt, und unser Verf. bemerkt,
(S. 328.), es sey unleugbar, daß es keiner ähn-
lichen Anstalt in Großbritannien nachstehe. Die
Besserung der weiblichen Sträflinge scheint mit
weniger Schwierigkeiten verbunden zu seyn. Ein
eigener Frauenverein zu Dublin hat die Ver-
besserung der Gefängnißzucht vorzüglich in dieser
Anstalt zum Zwecke und 10 ähnliche Vereine ha-
ben sich nach demselben gebildet.

4) Schottland. In diesem Königreiche, wo
die Verbrechen weit seltener sind, und keine Ge-
fängnißstrafe die Dauer von 18 Monaten oder
höchstens 2 Jahren übersteigen darf, sind eigent-
liche, nur für große Verbrecher bestimmte, Bes-
serungshäuser kaum dem Namen nach bekannt.
Dagegen haben die Bridewells, eine Art Zucht-
häuser zu Edinburg und Glasgow (das letz-
tere 1822 erbaut) eine Einrichtung erhalten, in
welcher die Zwecke der Pönitentiarier erreicht

werden, so viel es unter eingeschränkteren Verhältnissen möglich ist. Beide Anstalten haben ihre eigenen Gesetze und werden größtentheils durch die Arbeiten der Sträflinge unterhalten. Unterricht und Arbeit bey strenger Absonderung, so wohl am Tage als bey Nacht, sind beiden gemein. Das Zuchthaus zu Glasgow enthält 265 einsame Zellen, die am Tage zum Unterricht und zur Arbeit und des Nachts zu Schlafstellen bestimmt sind.

5) Helvetien. Auch hier, wo die Gefängnißzucht, im Ganzen genommen, noch viele Spuren mittelalterlicher Barbarey an sich trägt, haben sich einzelne Cantone ruhmvoll über das Gemeine zu erheben begonnen. Ueber Genf haben wir schon in der Anzeige des I. Theils einige Nachrichten mitgetheilt; das dortige Besserungshaus, welches 50 — 60 Verurtheilte männlichen Geschlechts aufnehmen kann — für das weibliche ist hier bis jetzt durch keine Pönitentiar-Anstalt gesorgt — hat die dort geäußerten Erwartungen nicht getäuscht. Einsame Zellen bey Nacht und gemeinschaftliche Arbeit unter strengem Stillschweigen bey Tage, ohne den Gebrauch körperlicher Züchtigungsmittel, verbunden mit religiösen und industriellen Unterweisungen bilden die Grundzüge dieser Anstalt, deren Sicherheit durch eine wohl organisierte Aufsicht so fest gestellt ist, daß bis jetzt noch kein Beyspiel einer Entweichung sich vorfindet. Ein Theil des Arbeitsertrages wird für die Unterhaltungskosten verwendet, ein anderer, dessen Größe von der Thätigkeit des Verurtheilten abhängt und über welchen genaue Rechnung geführt wird, bleibt als ein Sondergut oder s. g. Peculium, für den Erwerber, um ihm nach seiner Entlassung zu einem ehrbaren Fortkommen behülflich zu seyn, auch

darf er über kleinere Beyträge, mit Vorwissen der Verwaltung zum Nutzen seiner dürftigen Anverwandten verfügen. Ueber jeden Gefangenen wird ein eigenes Sittenbuch (*compte moral*) gehalten, in welchem sein Betragen von einem Tage zum andern mit strenger Wahrheitsliebe bemerkt wird, ein Zuchtmittel, welches den Fortgang des Pönitentiariums auf schweizerischem Boden wesentlich befördert, als es Schläge je leisten würden und über dessen Gebrauch sich der Verf. (u. a. S. 364 u. 419 ff.) auf eine, ihn ehrende, Weise erklärt. Er bemerkt überhaupt (S. 386.), daß das Besserungssystem dort von den Sträflingen mehr als das vorhin übliche gefürchtet werde und daß dieses die beste Widerlegung des hin und wieder gemachten Vorwurfs enthalte, als ob dieses System zu mild und gewissermaßen eine Aufmunterung zum Verbrechen sey. Mit welchem Auge selbst Ausländer diese Anstalt ansehen, beweist u. a. der Ausspruch unsers berühmten Landsmanns, Mittermaier. Nach einem dorthin gemachten Besuche schrieb er dem Verf. (in einem S. LXXXIII. auszugsweise mitgetheilten Briefe vom 14. Jan. 1830) 'Mein Aufenthalt zu Genf, und selbst zu Toulon, hat die innige Ueberzeugung bey mir verstärkt, daß das Gefängnißsystem, welches die moralische Wiedergeburt der Verurtheilten zum Zwecke hat, die Grundlage der Criminal-Gesetzgebung bilden muß (*'que le système des prisons qui a pour but la régénération morale des condamnés doit être la base de la législation criminelle'*). — Nach eben diesen Grundsätzen, bey einer übrigens ganz verschiedenen Bauart, ist die Pönitentiarie zu Lausanne eingerichtet, die jedoch bey einigen eigenthümlichen Vorzügen nicht ganz von allen übertriebenen Härten frey zu spre-

chen seyn dürfte. Sie wurde 1826 eröffnet und enthält 114 Zellen für 80 — 95 Sträflinge beiderley Geschlechts, von denen jedoch die weiblichen — (die überhaupt, wie sich der Verf. (S. LXXXVI.) mit einer fast mathematischen Strenge zu beweisen getrauet, nicht mehr als den vierten Theil der Gefängnißbevölkerung ausmachen) — in einer kleinern, aber durchaus abgesonderten Abtheilung außerhalb der Arbeits- und Erholungsstunden die Strafe einsamer Einsperung gleichzeitig verbüßen können. Einige dieser Zellen sind zu disciplinarischen Zuchtmitteln bestimmt, deren Gebrauch jedoch durch den Zuspruch des Gefängniß-Geistlichen in vielen Fällen entbehrlich gemacht wird. Der Aufseher hat das Recht, unter Beobachtung der nöthigen Vorsicht, einzelnen Sträflingen das Brieffchreiben an ihre Unverwandten und selbst Besuche derselben, jedoch nur in Gegenwart des Geistlichen, eines in jeder Rücksicht ausgezeichneten Mannes, zu erlauben, und dieser sucht den dadurch erhaltenen Stoff für die Fortschritte der moralischen Besserung des Sträflings möglichst zu benutzen, an die ohne Belebung humaner, echt christlicher Gesinnungen, namentlich gegen die nächsten Angehörigen, nicht zu denken ist (S. 376. Aus dem angehängten Berichte des Stadtraths Saulié an den gesetzgebenden Rath des Cantons Waadt). Um für das strenge Stillschweigen bey der Arbeit und bey den Mahlzeiten den Sträflingen einen schwachen Ersatz zu geben, erlaubt man ihnen Unterredungen auf den Spazierhöfen, wohin sie nach einer gewissen, bis jetzt noch unvollkommenen, Classenordnung aus diätetischen Rücksichten in den Feyerstunden geführt werden, doch muß Lärm und Streit dabey fern bleiben; auch Gesang und Spiel sind daselbst verboten (ebendas.

S. 374.). Nur Sträflinge, die noch eine Gefangenschaft von drey Monaten abzubüßen haben, werden in dieses Haus aufgenommen. Der Vf. glaubt zwar mit Recht, daß ein Aufenthalt von wenigen Monaten keine Gewöhnung zur Ordnung, zur Arbeit, zur Sittlichkeit hervorbringe (S. LXXX.), doch scheint es ihm entgangen zu seyn, daß kleinere Vergehungen weniger Besserungsmittel erfordern, und daß zweckmäßiger Unterricht und Aufsicht auch in drey Monaten höchst wohlthätig für die Besserung der Sträflinge wirken können. Als eine beachtungswerthe Bestimmung aus dem besonderen Strafrechte des — übrigens wie ganz Helvetien nach dem Code pénal der gewesenen Frankenrepublik regierten — Cantons Waadt wird bemerkt, daß die Zeit der Verurtheilung jedesmahl von dem Tage der Verhaftung an berechnet wird (*‘que le tems de la condamnation à l’enprisonnement remonte au jour de l’arrestation’* S. 352.). — Das Gefängniß zu Bern war damahls noch unvollendet. Es hat Raum für 400 Sträflinge männlichen Geschlechts, doch ist nur der vierte Theil desselben zu einem Besserungshause bestimmt. Die Verwendung der Sträflinge zum Gassenkehren, die bisher zu vielen Mißbräuchen Gelegenheit gegeben hatte, ist abgeschafft, nur zu Feldarbeiten sollen gewisse Verbrecher fernerhin benützt werden. Einverstanden mit diesem Systeme bemerkt der Verf. S. 11.: *Ce n’est pas en employant des condamnés à remuer les ordures d’une grande ville et à en ramasser les boues, qu’on parvient à reléver leurs ames dégradées, et à préparer ce retour progressif à leur propre estime et à celle de leurs Concitoyens, qui doit précéder l’époque de la libération.* — Als eine

gute Vorbedeutung der Fortschritte des Pönitentiarsystems in den übrigen Schweizercantonen sieht der Verf. eine vielfach besprochene Denkschrift an, durch welche der (so viel wir wissen, bis jetzt ganz ohne Gefängniß bestehende) Canton Uri die doppelte Frage in Anregung brachte, ob es nicht nützlich seyn würde, gemeinschaftliche Besserungshäuser für mehrere kleinere Cantons — und Normalschulen für die dabey anzustellenden Personen zu errichten? (wobey es freylich eine Aufgabe seyn dürfte, das nöthige Lehrerpersonal aufzufinden. Ein Howard, ein Lucas, ein Julius sind nicht jedem Lande gegeben).

So weit reicht der gemeinsame Inhalt der beiden vor uns liegenden Schriften. Daß das Verzeichniß der Besserungshäuser nicht größer seyn konnte, war sicherlich nicht die Schuld des Verfassers. Einen Nachtrag dazu liefert die zweytenannte Abhandlung in einem eigenen Abschnitte unter der Aufschrift: *Mouvement de la civilisation. — Avenir de la Reforme.* Hier werden die Gefängnißanstalten mehrerer anderen Länder älterer und neuerer Zeit in kurzen Umrissen aufgestellt, von denen wir nur folgende ausheben wollen. Griechenland und Rom zeigten in ihren Gefängnissen auch nicht eine Spur von der höheren Bildung unsers Zeitalters. Ihre Gefangenen waren, so zu reden, Sklaven, die man unter die Zahl der Sachen versetzte, und die man dem zufolge als materielle Hindernisse behandelte, die nur durch physische Gewalt bezwungen werden können.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 18. Junius 1838.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Du système pénitentiaire en Europe et aux Etats-unis. Par Lucas.

Erst seit der Einführung des Christenthums und der durch dasselbe offenbarten Lehre von der Gleichheit aller Menschen und von der Gottesverehrung durch Humanität, habe man angefangen, den Schuldigen von seinem Fehltritte zu unterscheiden. — Unser Deutschland, dessen gänzliche Uebergehung mit Stillschweigen wir bey der Anzeige des I. Theils (S. 1988.) beklagt hatten, wird hier mit verdienter Achtung genannt. Besonders ausgezeichnet wird die von Preußens Könige unterm 10. Sept. 1828 bestätigte Gefängniß-Gesellschaft, welche den dreyfachen Zweck hat, 1) die Staatsbehörde in der Auffuchung und Entfernung aller Hindernisse zu unterstützen, welche sich in der Einrichtung und Verwaltung der Gefängnisse der moralischen Verbesserung der Sträflinge, als Menschen und Bürger, entgegen stellen; 2) zu deren Abhülfe

auf eine thätige und unmittelbare Art mit zu wirken; 3) ein wachsames Auge auf die Erhaltung der guten Eindrücke bey Sträflingen zu haben, welche nach ihrer Entlassung durch eine hülflose Lage leicht zu neuen Verbrechen hingerissen werden könnten. Gleiches Lob erhält eine am 16. Febr. 1829 im Großherzogthume Weimar in besonderer Rücksicht auf den letzt gedachten Zweck errichtete Gefängniß-Gesellschaft. Die Fortschritte der Veredlung sind auch hier in manchen Bundesstaaten bedeutend verschieden und werden nur gar zu häufig durch das verderbliche Prügelsystem aufgehalten. Doch fängt man ernstlich an, den Sträflingen Liebe zur Arbeit, zur Ordnung und Reinlichkeit einzuslößen, ihrer, zuweilen kaum glaublichen, Unwissenheit durch Sonntagschulen entgegen zu arbeiten und der religiösen Erziehung eine zweckmäßige Einrichtung zu geben, und man kann behaupten, daß in mehreren Bundesstaaten Alles zur Aufnahme des Pönitentiar-systems vorbereitet, ja für dieselbe gereift ist. — Auch im Norden hat die Gefängnißverbesserung mehrere glückliche Fortschritte gemacht. In Schweden ist sie so weit gediehen, daß der Reichstag sich mit der Organisation des Pönitentiar-System's beschäftigt. Selbst in Rußland, da wo eine höhere Culturstufe es erlaubt an einige Gefängnißverbesserungen zu denken, zeigt sich das Verlangen, alle diejenigen anzunehmen, welche mit seiner gegenwärtigen Lage vereinbar sind. In Petersburg wurde 1820 eine Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse gestiftet. Eine höchst edle Frau, die Fürstin Mestchersky, errichtete fast zu gleicher Zeit, nach dem Vorbilde des Londoner Frauenvereins für Newgate, unter dem beglückenden Schutze des Kaisers einen Ausschuß von Frauen, dessen

menschenfreundlicher Sorgfalt unmittelbar nachher vier weibliche Gefängnisse in der Hauptstadt anvertraut wurden. Schon 1821 schrieb die Fürstin in einem (S. CIX.) mitgetheilten Briefe an den kaum gedachten Ausschuss zu Newgate: Unsere Arbeiten für die Verbesserung der Lage unserer armen weiblichen Sträflinge sind nicht ohne Erfolg. Ordnung, Reinlichkeit, Folgsamkeit und Fleiß sind in allen Gefängnissen eingeführt . . . die vollkommenste Ruhe herrscht bey der gemeinschaftlichen Arbeit. Es ist ihnen nicht erlaubt, ihre Stimme zu erheben, oder auf eine unschickliche Weise zu reden, das Singen schlechter Lieder ist ihnen gleichfalls verboten. Alle Tage besucht eine der Frauen das Gefängniß, hält Untersuchungen in den Kammern, sagt ihnen, von denen keine einzige lesen kann, Stellen aus der Bibel zum Festhalten im Gedächtnisse vor, überhört die bereits aufgegebenen Fragen und liest etwas vor . . . Während der Mahlzeit werden Ordnung und Stillschweigen auf das strengste beobachtet. . . Ein Bericht des Präsidenten dieses Ausschusses vom 8. Januar 1825 überbietet noch diese Bemerkungen durch Erwähnung des ruhmvollen Benehmens dieser Gefangenen bey der Uberschwemmung vom vorher gehenden Monate November. (Das Wasser hatte die Gefängnißhöfe mit Stücken von Flößholz und Barken angefüllt, nichts war leichter als zu entfliehen und selbst diese Gelegenheit zum Stehlen zu benutzen. Aber — man dachte nicht einmahl daran. Männer und Weiber, aufgemuntert durch das Beyspiel ihres Aufsehers, H. Hertel, legten Hand an die Arbeit, und mit Gefahr ihres Lebens trugen sie in ihren Armen aus dem Untergeschoß des bereits vom Wasser ergriffenen Gebäudes einen blinden Priester und seine Familie, 30 franke

und 300 alte Frauen, welche sich vor Schwachheit und Uebelbefinden kaum von der Stelle bewegen konnten). Aus eben diesem Berichte ergibt sich, daß die Gefängnißgesellschaft auch einen Ausschuß von Männern ernennt, deren Präsident unmittelbar an den Kaiser über den Zustand der Gefängnisse berichtet.

Von den französischen Gefängnissen handelt die in 44 besonders bezifferten Seiten angehängte (im Anfange des J. 1830 überreichte) zweyte Bittschrift an die Kammern über die Nothwendigkeit der Einführung des Besserungssystems. Ihre Richtung bezeichnet folgender, einem Berichte des Ministers des Innern entnommener Vorschlag: 'Wir leugnen nicht: unsere Gefängnisse strafen ohne zu bessern, und die Frage über die Wiedergeburt der Gefangenen ist bey uns noch zu entscheiden. Auf diesen Zweck müssen jetzt alle unsere Bemühungen gerichtet seyn.' Der Verf. bietet, obgleich hin und wieder in einer zu leidenschaftlichen Sprache, Gründe jeder Art auf, um eine dem Pönitentiarssysteme, mit den allenfalls nöthig zu erachtenden nähern Bestimmungen, günstige Entscheidung herbey zu führen und die dagegen, namentlich über den Kostenpunct, von dem Minister v. Martignac erhobenen Einwendungen zu entkräften. In dieser letztern Absicht fügt er u. a. den Auszug eines vom 24. Febr. 1826 von dem bereits ruhmvoll erwähnten H. Thompson in der Repräsentantenkammer der vereinten Staaten bey Gelegenheit der Bill über die Errichtung eines Besserungshauses vorgelesenen, höchst merkwürdigen Berichts bey, aus welchem sich durch Thatsachen ergibt, daß eine mit Umsicht angelegte Pönitentiarie nicht nur die Kosten ihrer Unterhaltung, sondern auch einen, wenn gleich geringen, Ueberschuß für andere Staats-

zwecke abwerfen könne. Die mit einem, sich bereits auf 28 Millionen Franks belaufenden, Aufwande von Kosten geschehene Errichtung von Central-Zuchthäusern, erkennt der Verf. für ein von Jahr zu Jahr sich vergrößerndes Opfer, doch spricht er denselben alle Nutzbarkeit ab, indem die darin eingesperrten Sträflinge statt gebessert zu werden, nur noch schauderhaftere Fortschritte in der Verdorbenheit machen. Vom 1. Januar 1820 bis zum 1. October 1829 sey der Anwachs der Gefangenen auf 3905 gestiegen; von 11 Entlassenen wurden 2 als rückfällig in die Centralhäuser wieder eingebracht, in den gewöhnlichen Zuchthäusern belaufe sich sogar die Zahl der Rückfälligen auf 1 von 4.

Ein späteres Werk eben dieses Verfassers, welches mehrere interessante Beyträge zu dem vorliegenden enthält, behalten wir einem unserer nächsten Stücke zur Anzeige vor.

Druck und Papier sind vortrefflich.

Böhmer.

L e i p z i g.

Verlag von Leopold Voß. Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde von Dr Ludw. Herm. Friedländer. Erstes Heft. 174 Seiten. 1838. 8.

Die Geschichte der Medicin ist durch Kurt Sprengel in ihren allgemeinen und in ihren besonderen Theilen so gründlich bearbeitet worden, daß seinen Nachfolgern fast nur einzelne Nachträge oder weitere Ausführungen gewisser Partien übrig geblieben sind. Hiermit ist jedoch die Bearbeitung derselben von umfassenderen Standpunkten, der Ueberblick ihrer Hauptmomente nach größeren Massen Keinem benommen, ja wird von

Zeit zu Zeit eine Forderung der Wissenschaft seyn; da hierin eben das Interesse der Geschichte besteht, daß sie, bey unversehrtem innerem Gehalte, in ihren Resultaten und Folgerungen den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt wird.

In diesem Sinne sind gegenwärtige Vorlesungen gehalten. Ohne etwas Neues zu dem bekannten Material hinzu zu fügen, betrachtet der Verfasser das bereits Ermittelte von einer neuen Perspective und führt die Bilder der Vergangenheit in einer poetisch = blühenden Darstellung an uns vorüber. 'Sie sollen (S. 3.) die Wissenschaft in fortschreitender Entwicklung zeigen und aus der Verhüllung des Stoffes den Geist heraus treten lassen, der die Stadien jener Entwicklung als nothwendig gesetzliche bezeichnet.' In den 11 Vorlesungen werden in der angeführten Weise abgehandelt 1) die Bedeutung des historischen Studiums. 2) Urzustand der Völker. 3) Die Heilkunde der Israeliten und Indier; 4) der Aegyptier; 5) der Griechen; Asclepiaden. 6) Griechische Philosophie. 7) Hippokrates und seine Zeit. 8) Einfluß platonischer und aristotelischer Lehren. 9) Alexandrinische Schulen. 10) Zeitalter des Galens. 11) Mystik der ersten Jahrhunderte nach Chr. Geb.

Sie sind keines Auszuges fähig; aber auch der des Gegenstandes Kundige wird mit Theilnahme diese Bogen lesen, durch manche feine Bemerkung, eigenthümliche Notiz oder bedeutsame Winke angezogen. Ueber Einzelnes, worin man anderer Meinung seyn könnte, wollen wir mit dem Verf. nicht rechten, da der Vortrag rasch vorwärts eilt und wahrscheinlich bey der mündlichen Erläuterung sein rechtes Gleichgewicht wird erhalten haben. Ein Bedenken können wir aber nicht unterdrücken. Das Bestreben, in allem Ge-

schehen einen tiefen Grund, einen allgemeinen Zusammenhang aufzufinden, führt den Verf. öfter weit über die Grenzen, welche eine gesunde historische Critik ein für alle Mal gesetzt hat. So sucht er den religiösen Ursprung der Heilkunst als einer magischen Kunst (Zauberey) nachzuweisen und sagt S. 21.: 'Magie ist die reinste Herrschaft des Geistes über die Natur; . . . Gott ist der höchste Magus, der aber auch einen Theil seiner magischen Kraft den Menschen zuwendet, wenn sie rein und sündlos durch Glauben und Andacht mit ihm eins sind. So läßt sich denken, daß der rein aus den Händen des Schöpfers hervor gegangene ursprüngliche Mensch sich im Besitze magischer Kräfte befand, die später auch gottbegeisterten Männern zu Gebote standen ic.' So betrachtet er die pestartigen Krankheiten als Weltereignisse, denen große cosmische und tellurische Umwälzungen entsprechen und voran gehen. S. 169.: 'Die fürchterlichen Krankheitsausbrüche im 6. Jahrhundert, welche fast ganz Europa entvölkerten und als ein Strafgericht Gottes erschienen, haben wir als die Reflexe und Krisen der tiefen Wehen zu betrachten, von denen die Menschheit in Folge einstürzender Reiche . . . durchdrungen war und zu dem sich harmonisch die Revolutionen des Erdlebens gesellten.'

Solche Ansichten und Aussprüche, die wir in den letzten Zeiten oft genug zu hören bekamen, und die in anderen Gebieten, wo es nicht auf klare und sichere Einsicht ankommt, geduldet werden mögen, sollten doch aus dem Kreise wissenschaftlicher, auf die Naturerkenntniß gerichteten Belehrungen ausgeschlossen bleiben. Sie halten keine Prüfung aus, sind mit dem Wahne des großen Hausens vermengt und leiten den Geist von der Ergründung der wahren Ursachen ab.

Da der Verf. sicherlich durch seine sinnvollen Uebersichten und seine eben so gemüth= als geistvollen Betrachtungen auf Viele erweckend wirkt, so ist die baldige Veröffentlichung sämtlicher Vorlesungen dringend zu wünschen.

B r a u n s c h w e i g.

Zeitschrift für Landwirthschaftsrecht. Ersten Bandes erstes Heft, enthaltend das Gartenrecht von J. Scholz dem Dritten, Oberappellations=Procurator zu Wolfenbüttel. 1837. 8. XVI u. 112 Seiten. (Bey Lübeck.)

Wir müssen uns begnügen, diese neue Zeitschrift, von der jährlich drey Hefte, die einen Band ausmachen werden, erscheinen sollen, im Allgemeinen anzuführen, da eine ins Einzelne gehende Beurtheilung nach den 54 Paragraphen, welche dieses erste Heft enthält, in unsern Blättern nicht erwartet werden kann. Je weniger dieser specielle Gegenstand bisher bearbeitet ist, und je weniger bey den großen Veränderungen, welche die Landwirthschaft in den neuesten Zeiten erlitten hat, die ältern Schriften über diesen Theil der Rechtskunde brauchbar sind, wie auch der Verf. in der Vorrede mit Recht bemerkt, um desto willkommner wird seine neue Bearbeitung seyn, und gern ertheilen wir ihm das Zeugniß, daß dieses mit Sachkenntniß und Vollständigkeit geschehen ist. Uebrigens ist von dem Verleger die Einrichtung getroffen, daß auch jedes Heft einzeln zu haben ist.

Ln.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. S t ü c k.

D e n 21. J u n i u s 1838.

L o n d o n.

Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Volume III. Part the second. 1832. 179 Seiten. Part the third. 1835. 109 Seiten. Volume IV. Part the first. 1835. 101 Seiten. Part the second. 1837. 413 Seiten in Quart.

Wir sind noch mit der Anzeige des zweyten und dritten Theils des dritten Bandes der zweyten Reihe von Abhandlungen der Londoner geologischen Gesellschaft im Rückstande (der erste Theil desselben wurde im 40. Stücke des Jahrganges 1833. S. 392 — 398. d. Gött. g. Anz. von uns angezeigt). Indem wir gegenwärtig das Versäumte nachholen, verbinden wir damit die Anzeige des vor Kurzem uns zugekommenen neuesten Bandes jener wichtigen Gesellschafts-schrift.

Vol. III. Part II. 14. On the oolitic District of Bath. By William Lonsdale, Esq. (Communicated by Dr. Fitton). Eine spe-

cielle Beschreibung, die nur locales Interesse hat.

15. On a fossil Fox found at Oeningen near Constance; with an Account of the Deposit in which it was imbedded. By Roderick Impey Murchison, Esq. Die locale Formation von Deningen hat wegen der großen Mannigfaltigkeit von Thier- und Pflanzen-Überresten, welche in ihren Schichten sich finden, schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen. Ueber das relative Alter derselben und ihr Verhältniß zur benachbarten Molasse, sind die Ansichten abweichend. Der Verf., welcher in diesem Aufsätze eine Beschreibung der Schichten jenes Gebildes und eine Uebersicht der darin gefundenen Petrefacten liefert, ist der Meinung: daß die Deninger Formation ein von der Molasse ganz unabhängiges, in einem von derselben umgebenen Becken abgesetztes Seegebilde sey, welches hinsichtlich seiner organischen Reste von allen bekannten Süßwasser-Formationen in Frankreich und Deutschland sich unterscheide. Hierin stimmt also Hr Murchison mit Hn von Buch überein, dessen Bemerkungen über die Deninger Formation im Magazine der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, IV. Jahrg. S. 69. ihm indessen unbekannt geblieben zu seyn scheinen; wogegen er die von Anderen und noch neuerlich von Wachner im Handbuche der Geognosie S. 443. aufgestellte Ansicht, welche die Deninger Formation der Molasse unterordnet, gründlich widerlegt. Die Meinung des Hn Murchison weicht übrigens darin von der des Herrn v. Buch ab, daß jener sie nicht für ganz so jung hält, als dieser sie wenigstens im J. 1810, gestützt auf die Untersuchungen des Dr Karg über die dortigen Versteinerungen, ansah; indem der erstere nach den An-

gaben von König, R. Brown, Lindley, annimmt, daß unter den Pflanzenresten aus dem Deninger Stinkschiefer mehrere Arten sich finden, die der jetzigen, süddeutschen Flora völlig fremd und zum Theil ganz unbekannt sind. Zu den ausgezeichnetsten dort gefundenen organischen Resten gehört das vollständige Skelett von einem Fuchs, welches in den Besitz des Hn Murchison gekommen, und nach der sorgfältigen, von Hn Gideon Mantell vorgenommenen, Untersuchung, so sehr mit dem Knochengerüste des *Vulpes communis* übereinstimmt, daß man wohl annehmen darf, daß der im Schlamme des vor-
mahligen Sees der Gegend von Deningen versunkene Fuchs, von der jetzt in Deutschland verbreiteten Species nicht wesentlich verschieden war. 16. Anatomical Description of the Fox. By Gideon Mantell, Esq. nebst Zeichnungen von dem Skelett. 17. On the Astronomical Causes which may influence Geological Phaenomena. By J. F. W. Herschel, Esq. Es ist erfreulich, daß ein so ausgezeichneteter Astronom, wie W. Herschel, es nicht unter seiner Würde hält, der geologischen Speculation zu Hülfe zu kommen, und dazu beyzutragen, sie auf eine sichere Bahn zu leiten. Die wenigen Blätter dieser Mittheilung enthalten zwar nur Andeutungen, welche aber einen höheren Werth haben, als manche weitläufige, mit großem Aufwande von Scharfsinn aufgebaute Hypothesen, die einen festen Grund entbehren. 18. A Sketch of the Structure of the Eastern Alps; with Sections through the Newer Formations on the Northern Flanks of the Chain, and through the Tertiary Deposits of Styria etc. etc. By the Rev. Adam Sedgwick (Woodwardian Professor in the Univ. of Cambridge)

and Roderick Impey Murchison, Esq. With Supplementary Observations, Sections, and a Map. By Rod. Imp. Murchison, Esq. Die bedeutendste Abhandlung in diesem Bande. Die Verfasser geben zuerst eine allgemeine Uebersicht von der Structur der östlichen Alpen; erläutern darauf eine Reihe von Durchschnitten, die besonders zur Aufklärung der Verhältnisse zwischen den secundären und tertiären Systemen in jenem Theile der Alpenkette bestimmt sind; handeln dann von einer Reihe von Ablagerungen, welche in verschiedenen Höhen in der Alpenkette erscheinen und die secundären und tertiären Systeme verknüpfen, von der Braunkohlen = Ablagerung zu Häring im Innthale und einigen anderen ähnlichen Massen am Rande der bayerischen und österreichischen Alpen; von den tertiären Formationen in Untersteyermark und im Wiener Becken. Den Beschluß machen Bemerkungen über die Formationsfolge der östlichen Alpen, die verschiedenen Erhebungs = Perioden, die Modificationen, welche gewisse Ablagerungen seit jenen Perioden erlitten haben. Von den allgemeinen Resultaten heben wir folgendes heraus. Die Kette der so genannten primären Gebirgsmassen, welche die östlichen Alpen durchläuft, theilt sich gegen das östliche Ende in zwey Hauptarme, von denen der eine längere gegen die Donau sich zieht, und auf der rechten Seite derselben zuletzt im Leitha = Gebirge unweit Wien erscheint. Geschichtete Gebirgsarten von dem gewöhnlichen Typus des Uebergangsgebirges kommen in den östlichen Alpen vor, jedoch selten. Auch Uebergangskalkstein mit Petrefacten findet sich, wiewohl noch feltner. Eine scharfe Grenze zwischen dem primären und Uebergangsgebirge zu ziehen, ist nicht möglich, und es ist nicht un-

wahrscheinlich, daß manchen stratificierten Massen der Centralkette die crystallinische Structur erst nach ihrem Absatze zu Theil geworden. Die Systeme der crystallinischen und Flözgebirgsmassen sind im Ganzen scharf von einander gesondert. An die primären und Uebergangsmassen sind rother Sandstein, ein der Rauchwacke ähnlicher Kalkstein (die Verfasser nennen ihn geradezu Rauchwacke), rother, Gyps führender Mergel, zuweilen ungleichförmig gelagert. In diesem Flözgebilde, welches die Verfasser mit dem 'New red Sandstone' Englands parallelisieren, kommt zuweilen Steinsalz vor. Auf diese Gruppe folgt die große Zone von Alpenkalk, woran sich Fucoïden = Schiefer, grüne Sandsteine und andere Gebirgsarten reihen, welche die Verfasser als der Periode der Grünsand- und Kreidebildung angehörig und daher den Alpenkalk als ein Aequivalent der Dolith = Formation betrachten. In Uebereinstimmung mit dem verstorbenen Hn von Lill, der bekanntlich ein sehr genaues Studium aus diesem Theile der Alpenkette gemacht hat, unterscheiden die Verf. bey dem Alpenkalk drey große Unterabtheilungen. Die unterste derselben beginnt mit Massen von dem Alter des Lias; die mittlere enthält die großen, breccienartigen, Steinsalz führenden Ablagerungen der Alpen; die höchste endet mit dem Hippuriten = Kalk, den andere Geognosten schon der Kreideformation zuzählen, der aber nach den Beobachtungen der Verfasser genauer mit dem Alpenkalk als mit den jüngeren Gruppen verbunden ist. Uebrigens scheinen an manchen Stellen beide Gebirgsgebilde allmählich in einander überzugehen. Der obere Theil des Systems, welches die Verfasser mit der Kreideformation parallelisieren, enthält Nummuliten und Flöze von sandigem Eisenstein. Die

Nummuliten-Lager sind auf der Nordseite der Alpen sehr entwickelt, und erscheinen nicht bloß in dem Systeme der Kreide, sondern verbreiten sich auch in eine neuere Folge von Schichten, in welchen mit ihnen zugleich Versteinerungen vorkommen, die sonst nur in tertiären Massen sich zu finden pflegen; daher diese Nummuliten enthaltenden Lager eine Verbindung zwischen den secundären und tertiären Gebilden knüpfen und von den Verfassern zwischen die Kreide und den Grobkalk gestellt werden. Ein ähnlicher Uebergang zeigt sich in gewissen, im Bereiche der secundären Gebilde hin und wieder in bedeutenden Höhen ungleichförmig aufgelagerten Massen, von welchen die merkwürdigen, an wohl erhaltenen Conchylienresten außerordentlich reichen Schichten im Thale von Gosau von den Verf. besonders genau untersucht und beschrieben worden. Die tertiären Massen am Rande der Salzburger und Bayerischen Alpen, welche hauptsächlich aus abwechselnden Lagern von Mergel, Sandstein und Conglomeraten bestehen, haben im Allgemeinen eine nördliche Einsenkung; ihre Neigung verflacht sich aber in derselben Maße, in welcher sie sich vom Ausgehenden der secundären Gebirgsmassen entfernen. Im Bereiche dieser tertiären Gebilde kommen Ablagerungen von Braunkohlen vor, die indessen nicht sämmtlich unter einander parallel sind, sondern bald zu höheren, bald zu niedrigeren Gruppen gehören, und nicht eigentliche Süßwassergebilde, sondern in Meeressbuchten hinein getriebene Massen zu seyn scheinen. Die merkwürdigste dieser Ablagerungen ist die von Haring im Innthale. In dem Becken von Wien und in Untersteiermark sind die tertiären Gebilde bey nahe horizontal abgelagert und stellen sich in drey Gruppen dar. Die unterste, besonders in Stey-

ermarke sich zeigende, ist aus Mergel, Sand, Sandstein, der zuweilen in Conglomerat übergeht, zusammen gesetzt. Die mittlere Gruppe, welche in beiden Gegenden erscheint, ist durch einen Korallenkalk besonders characterisirt. Die obere Gruppe, welche hauptsächlich aus Sand, Geschieblagen, Muschel=Mergel, einem Mergelkalk, der in Kalk=Concretionen zuweilen von oolithischer Structur übergeht, wechselt auf der Grenze von Ungarn mit ausgeworfenen Massen alter Vulkane ab. Im Wiener Becken ist sie von der mittleren Gruppe an einigen Stellen durch Süßwasserkalk getrennt. Sämmtliche Gruppen enthalten Knochen von Mammalien. Die unterste Gruppe wird von den Verfassern mit einem Theile der Ablagerungen in den Becken von London und Paris verglichen; die mittlere und obere mit der mittleren und oberen subapenninischen Formation. — Was nun die theoretischen Ansichten betrifft, zu welchen die Verfasser durch ihre Untersuchungen gelangt sind, so wollen wir auch davon eine kurze Uebersicht geben. Ein Theil der alten Uebergangsgebirgsmassen der östlichen Alpen war schon vor der Bildung der Gruppe des rothen Sandsteins consolidirt und in eine beynah verticale Stellung versetzt. Ob dies Factum für die östlichen Alpen allgemeine Gültigkeit habe, wagen die Verff. nicht zu entscheiden. Ein Theil der Böhmischen primären Kette scheint seit dem Absatze der Dolithe und der Kreide keine große Bewegungen erlitten zu haben. Der Alpenkalk war erhärtet und hat große Erhebungen vor der Ablagerung des oberen Kreidesystems und der Massen, welche die secundären und tertiären Gebilde verknüpfen, erfahren. Daß ein Theil der Alpenkette in einer verhältnißmäßig frühen Periode über der Meeresfläche sich befand, ist

durch die Existenz von Braunkohlen so wohl in den secundären als auch in den älteren tertiären Gruppen erwiesen. Zugleich wird aber auch an diesen Ablagerungen erkannt, wie sehr sich seit der Zeit die physicalischen und Vegetations-Verhältnisse der Alpen verändert haben. Das östliche Ende der Alpenkette wurde nach der Periode der Bildung der Fucoïden-Schiefer und der aufliegenden, zwischen den secundären und tertiären Massen befindlichen Gruppen, aber vor der Existenz der benachbarten tertiären Ablagerungen erhoben. Ein Theil der Bayerischen Alpen ist seit der Periode der Schweizer Molasse und der Mergel und Conglomerate, welche sie bedecken, erhoben. Die Ursache dieser letzten Erhebung scheint mit verminderter Intensität in ihrer Fortsetzung gegen Osten gewirkt zu haben. Die neueren tertiären Ablagerungen von Mergel, Sand und Conglomeraten haben sich dem Anscheine nach in einem Binnenmeere gebildet, welches den nördlichen Saum der Alpen bespülte; und zur Zeit ihrer Bildung mußten sie sich in einem ziemlich gleichen Niveau befinden. Aber in dem südwestlichen Theile von Bayern, wo sie die Wasserscheide zwischen der Donau und dem Rheine bilden, sind sie über die entsprechenden Gruppen weiter gegen Osten bedeutend erhoben, und befinden sich selbst in höheren Niveaus als die alten Betten des Inn und der Salza mehrere Meilen weit innerhalb des Bezirkes des Alpenkalkes. Aus Allem ergibt sich, daß die Alpenkette mannigfaltigen Erschütterungen und von einander unabhängigen Erhebungsbewegungen ausgesetzt gewesen seyn muß. Einige der heftigsten dieser Erschütterungen hatten die Bildung von Conglomeraten zur Folge, die man zuweilen in Lagen antrifft, wo man sie nicht erwarten sollte. — Diese

interessante Abhandlung ist ausgestattet mit einer petrographischen Karte der östlichen Alpen, einer Tafel mit Profilen, drey Tafeln mit Abbildungen von Gosau-Versteinerungen, und einer von Mistreß Murchison nach der Natur gefertigten Steinzeichnung von dem reizenden und merkwürdigen Thale von Gosau.

Vol. III. Part III. 19. On the occurrence of Agates in Dolomitic Strata of the New red Sandstone Formation in the Mendip Hills. By the Rev. William Buckland, D. D. (Prof. of Geol. and Miner. in the Univ. of Oxford.) — 20. On the discovery of Fossil Bones of the Iguanodon, in the Iron Sand of the Wealden Formation in the Isle of Wight, and in the Isle of Purbeck. By the Rev. William Buckland, D. D. Durch die Auffindung von Resten dieses ungeheueren, Pflanzen fressenden Reptils, dessen Länge von Mantell, dem man die erste Kunde desselben verdankt, zu 70 Fuß berechnet worden, an mehreren Localitäten, hat nicht allein die Geschichte des wunderbaren Geschöpfes, sondern auch das Verhältniß der geognostischen Structur der Theile der Inseln Wight und Purbeck, wo Reste davon vorkommen, zum Hastings-Sande von Sussex, in welchem sie zuerst entdeckt wurden, weitere Aufklärung erlangt. 21. Notice of two Models and Sections of about Eleven Square Miles, forming a part of the Mineral - Basin of South Wales, in the Vicinity of Pontypool, and presented to the Geological Society by Richard Cowling Taylor, Esq. — 22. Some Account of the Remains of the Megatherium sent to England from Buenos Ayres by Woodbine Parish, Jun., Esq. By William Clift, Esq. — 23. Remarks on the

Existence of the Anoplotherium and Palaeotherium in the Lower Freshwater Formation at Binstead, near Ryde, in the Isle of Wight. By Samuel Peace Pratt, Esq. —

24. Observations relative to the Structure and Origin of the Diamond. By Sir David Brewster. Der berühmte Verf. dieses Aufsatzes, der schon früher aus optischen Erscheinungen den vegetabilischen Ursprung des Diamanten zu erweisen versuchte, glaubt durch die hier mitgetheilten Beobachtungen einen neuen Grund für seine Meinung gefunden zu haben. Er entdeckte nämlich in einem Demant zwey kleine Höhlungen und bemerkte, indem er polarisiertes Licht hindurch fallen ließ, in der Umgebung derselben, vier leuchtende, durch ein schwarzes Kreuz geschiedene Sektoren: eine Erscheinung, die seiner Ansicht nach nur erklärt werden kann, wenn man annimmt, daß die Dichtigkeit des Demanten in der Nähe der Höhlungen durch die Expansivkraft der darin eingeschlossenen Luft vergrößert worden; woraus er schließt, daß der Demant weich wie Gummi gewesen seyn müsse. Daß der Demant sich von gummiartigen Substanzen durch seine crystallinische Bildung unterscheide, stehe, wie er glaubt, damit nicht im Widerspruche, da ja auch der Honigstein crystallisiert vorkomme; wogegen doch aber zu erinnern, daß sich der Honigstein keinesweges wie ein Harz verhält, sondern ein wahres Salz ist, wenn gleich seine Säure ohne Zweifel einen vegetabilischen Ursprung hat.

25. Remarks on the Structure of large Mineral Masses, and especially on the Chemical Changes produced in the Aggregation of Stratified Rocks during different Periods after their Deposition. By the Rev. Adam Sedgwick. Die wichtigste Abhandlung in

diesem Theile, und wie Alles was aus der Feder dieses trefflichen Geologen kommt, von besonderem Interesse. Da wir aber von dieser Arbeit bereits eine deutsche Uebersetzung in dem Karstenschen Archive Bd 10. Heft 2. besitzen, so ist es überflüssig, von dem wichtigen Inhalte hier einen Auszug zu liefern. Einige Bemerkungen darüber können wir indessen nicht unterdrücken. Genaue Untersuchungen über die Structur der Gebirgsmassen sind um so schätzbarer, da man ihr im Allgemeinen bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Seitdem man sich immer mehr von dem Einflusse der plutonischen Gebilde auf die Veränderungen der stratificierten überzeugt, liegt es sehr nahe, die Folgen dieser Einwirkung auch in der Structur der Gebirgsmassen zu erkennen. Was Herr Sedgwick in dieser Beziehung mittheilt, verdient besondere Beachtung. Indessen würde er manche Ergebnisse seiner Untersuchungen nicht für neu gehalten haben, wenn er sich mit den Arbeiten deutscher Geologen genauer bekannt gemacht hätte. Auch ist er bey einigen seiner Behauptungen offenbar zu weit gegangen. Namentlich ist dies bey dem der Fall, was er über die Abweichung der Schieferung von der Schichtung sagt. Wenn wir gleich nicht in Zweifel ziehen wollen, daß der Verf. an den Stellen, wo er die crystallinische Hauptabsonderung von Schiefergebirgsmassen in einer von ihrer Schichtung mehr und weniger abweichenden Lage gefunden haben will, richtig beobachtet habe, so können wir dies Verhältniß, gestützt auf eigene, vielfache und in den verschiedensten Gegenden angestellte Beobachtungen, doch nur für eine Ausnahme von der Regel und nicht mit dem Verfasser für das gewöhnlichere ansehen; und stimmen hierin vollkommen dem bey, was Herr

von Dechen in einer der Uebersetzung beygefügten Anmerkung a. a. D. darüber geäußert hat. 26. Notices and Extracts from the Minute-Book of the Geological Society.

Vol. IV. Part I. 1. On the Geology of the Neighbourhood of Weymouth and the adjacent parts of the Coast of Dorset. By the Rev. William Buckland, D. D. and Henry Thomas De la Beche, Esq. Es dürfte wenige Gegenden der Erde geben, die in einer geringen Ausdehnung eine so instructive Reihe geologischer Phänomene darbieten, als an den verticalen Klippen der Südküste Englands aufgeschlossen sind. Diese natürlichen Profile haben die Bestimmungen der gegenseitigen Verhältnisse der mannigfaltigen Flözlagen, wodurch die geognostische Constitution von England sich auszeichnet, ungemein erleichtert, und gewiß nicht wenig dazu beygetragen, daß man dort über die Lagerungsverhältnisse der Flöze schneller ins Reine gekommen ist, als in manchen Gegenden des Continentes, wo oft nur die mühsamsten Wanderungen und eine glückliche Combination einzelner, an entlegenen Puncten angestellter Beobachtungen zum Ziele führen. Um die genaue Beschreibung jener Küste haben sich mehrere Geologen verdient gemacht. Obige Arbeit hat zum Zwecke, die zum Theil schon durch die Untersuchungen des Prof. Sedgwick bekannten, geognostischen Verhältnisse der Gegend von Weymouth im Einzelnen zu entwickeln und durch eine von Durchschnitten begleitete Karte zu erläutern. Zu den vorzüglich interessantesten Beobachtungen gehören die über das so genannte 'Dirt-bed', eine schmale Lage einer schwarzen, mit Resten von Vegetabilien erfüllten, erdigen Masse, welche auf der Insel Portland den so genannten Portland-stone

von einem schiefrigen Süßwasserkalk, der mit den Purbeck-Lagen übereinstimmt, scheidet. In Kieselmasse umgewandelte, starke Stämme von Coniferen stehen mit dem unteren Theile noch eingewurzelt, wogegen die abgebrochenen oberen Theile hin und wieder daneben liegen. Außerdem finden sich Reste von Pflanzen, welche den jetzigen Gattungen *Cycas* und *Zamia* gleichen. Wo der Süßwasserkalk die aus der Erdschicht hervor ragenden Wurzelstöcke berührt, schmiegen sich seine Schichten in Wellenbiegungen jenen an. Die in einer Erstreckung von vielen Meilen regelmäßig ausgebreitete, dünne Lage eines urweltlichen Waldbodens zeigt an, daß der Uebergang des trocknen Landes in einen Süßwasser-See, ein sehr ruhiger gewesen seyn muß. Von besonderem Interesse sind auch die gelegentlich mitgetheilten Erfahrungen über pseudovulkanische, durch Schwefelkies-Zersetzung verursachte Erscheinungen im Kimmeridge-Thon und bituminösen Lias-Schiefer, welche an ein ähnliches, merkwürdiges Vorkommen bey den so genannten Zwergglöchern in der Nähe von Hildesheim erinnern.

2. Introduction to the General Structure of the Cumbrian Mountains; with a Description of the great Dislocations by which they have been separated from the neighbouring Carboniferous Chains. By the Rev. Adam Sedgwick. Wir können es uns nicht versagen, aus dieser lehrreichen Abhandlung eine unseren Ansichten vollkommen entsprechende Stelle wörtlich mitzutheilen, weil das darin Gesagte gerade in der gegenwärtigen Zeit, in welcher nicht Wenige in dem Wahne sind, durch das Studium der Petrefacten allein Geognosten werden zu können, und sich anmaßen, bloß nach dem Vorkommen der Versteinerungen über Identität oder Ver-

schiedenheit und überhaupt über das Altersverhältniß von Gebirgslagen zu entscheiden. 'Through large regions of the earth, the epoch of many deposits is not less defined by the mineral structure of the rocks than by their organic contents. Accurate mineralogical distinctions, and an order of superposition determined by natural sections, must form the first foundations of the geology of every country. Organic remains often help us to unite together disconnected base lines. They also enable us to subdivide the successive deposits of one epoch, in cases where all other means fail; and in speculating on the former conditions of the earth they are invaluable: but they can in no instance supersede the necessity of studying in detail the structure and superposition of the great mineral masses composing the crust of the globe.' — 3. Description of a Series of Longitudinal and Transverse Sections through a Portion of the Carboniferous Chain between Penigent and Kirkby Stephen. By the Rev. Adam Sedgwick.

Vol. IV. Part II. 4. Observations on some of the Strata between the Chalk and the Oxford Oolite in the South-east of England. By William Henry Fitton, M. D. Die bedeutendste Abhandlung in diesem Bande. Ihr Verf. hat schon früher einen Aufsatz in den *Annals of Philosophy* vom J. 1824 und durch seine im J. 1833 zu London erschienene, geologische Skizze der Gegend von Hastings, sich um die Kunde der in England jetzt mit dem Namen 'Wealden' bezeichneten Gruppe von Flözlagen besonders verdient gemacht. In obiger Arbeit liefert er nun von dem Vorkommen dieses Gebil-

des und der jüngeren Glieder der Solithe im südöstlichen Theile von England, bis in die kleinsten Einzelheiten sich verbreitende Beschreibungen, nebst einer Aufzählung der darin sich findenden Versteinerungen; deren Bestimmung von James Sowerby übernommen worden. Unter den allgemeinen Bemerkungen über jene Flözlagen finden sich auch Hinweisungen auf das Vorkommen derselben in verschiedenen Gegenden des Continents. Von ihrem ausgezeichneten und eigenthümlichen Auftreten im nordwestlichen Deutschland ist indessen Nichts erwähnt. 5. Zoological Observations on a New Fossil Species of Chelydra, from Oeningen. By Thomas Bell, Esq. Nebst einer Abbildung. 6. On the new Red Sandstone Series in the Basin of the Eden, and northwestern Coasts of Cumberland and Lancashire. By the Rev. Adam Sedgwick. — 7. On a Portion of Dukhun, East Indies. By Lieut. Colonel William Henry Sykes. Daß hier Mitgetheilte betrifft hauptsächlich die in jenem Theile von Ostindien weit verbreitete, durch ihre ausgedehnten Terrassen-Bildungen und von den jähesten Felsenwänden begrenzten Thaleinschnitte ausgezeichnete Trapp-Formation. 8. On the Geology of the Environs of Bonn. By Leonard Horner, Esq. Eine zwar nur kurze aber überaus treffliche, von einer petrographischen Karte begleitete, geologische Schilderung der durch ihre Naturmerkwürdigkeiten nicht weniger als durch ihre Naturschönheiten ausgezeichneten Umgegend von Bonn, deren Verfasser eine längere Zeit an diesem Orte lebte, und daher Gelegenheit hatte, so wohl selbst genaue Beobachtungen anzustellen, als auch die Mittheilungen dortiger Naturforscher zu benutzen.

B o n n.

Anleitung zum gründlichen Unterricht im Schwimmen, nach den Grundsätzen und der Methode des Herrn Generals v. Pful mit einer Vorrede über Einführung des Schwimmens bey Deutschlands Frauen und Jungfrauen von J. Seegers, Lehrer der Fechtkunst und Gymnastik in Bonn. 1837. 8. 24 Seiten.

Der Verf. hat diese kleine Schrift aus seiner Anleitung zu gymnastischen Uebungen besonders abdrucken lassen. Es ist unstreitig ein großer Gewinn der aus den gymnastischen Uebungen hervor gegangen ist, daß man ziemlich allgemein angefangen hat, einen größeren Werth auf die Kunst des Schwimmens zu legen, so wohl der Gesundheit wegen, als um den Gefahren, die mit dem Baden und der Schiffahrt verbunden sind, zu entgehen. Daß aber die Schwimmkunst besonders für das Militär von Wichtigkeit ist, bedarf keines Beweises, und ist daher auch die Ursache gewesen, weshalb der General v. Pful über die Methode desselben wissenschaftliche Untersuchungen angestellt hat. Der Vf. dieser Schrift gibt zuerst einige allgemeine Regeln, welche bey den Schwimmübungen zu betrachten sind, indem er zugleich mit Recht darauf besteht, daß diese Uebungen ohne künstliche Hülfsmittel angestellt werden müssen. Er theilt alsdann seinen Unterricht in drey Classen, indem er von den leichteren zu den schwereren Uebungen fortgeht. In der ersten Classe werden die Bewegungen der Arme und Füße gelehrt, womit der Anfänger zuerst bekannt gemacht werden muß. Die Uebungen geschehen hier noch mit Stange, Leine und Gurte. Bey den Uebungen der zweyten Classe bleibt der Schüler noch an der Gurte und Leine, aber ohne Stange, und also schon mehr sich selbst überlassen. In der dritten Classe fallen auch Gurte und Leine weg, und die Schüler schwimmen nun ohne alle Hülfe. Es werden dann noch die künstlichen Arten des Schwimmens gelehrt.

Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1838.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Predigten von Dr Christian Friedrich Ruperti, weil. Superintendenten und erstem Universitätsprediger zu Göttingen. Aus den nachgelassenen Handschriften des Verewigten heraus gegeben von Wilhelm Chr. Fr. Fraack, Pastor zu St. Johannis daselbst. Erster Band, 1837. 367 S. Zweyter Band, 1837. 374 S. Dritter Band, Predigten über freye Texte. 1838. 490 S. in 8.

Für diese Auswahl aus unsers unvergeßlichen Ruperti's Predigten bedarf es hier weder einer Empfehlung des Trefflichen, noch einer Charakteristik des Eigenthümlichen darin, sondern nur eines Ausspruches des Dankes gegen den Herausgeber, der für größere Kreise und auf dauernde Art die Worte zugänglich macht, in denen sich ein eben so menschlich hochgebildeter, als christlich inniger Redner ausgesprochen hat. Wer das Glück gehabt hat, Ruperti's Zuhörer zu seyn, wird hier alle die Empfindungen wieder angeregt erhalten, mit denen seine Vorträge so wohl in

seiner Pfarr: als in der Universitätskirche unwiderstehlich die Gemüther erfüllten; und wer das lebendige Wort nicht von ihm hat hören können, dem steht vielleicht ein noch größerer Genuß bevor, indem er dann hier zuerst dieser tief schöpfenden und lichtvoll darstellenden Behandlung der christlichen Wahrheiten zuschauen kann. Wenn es ein sicheres Criterium für den inneren Gehalt einer Predigt ist, ob sie auch gelesen noch Eindruck macht: so müssen vorliegende geistliche Reden für Meisterwerke gelten, denn gerade gelesen scheinen sie eher zu gewinnen, als zu verlieren. Das Edle und Gewählte im Ausdrucke, das Klare und Durchdachte in der Anordnung, das Kernhafte und durch gediegene Kürze Ergreifende in der Darstellung, dazu die tiefe Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen in seinen Stärken und Schwächen, und endlich die volle Anwendung der christlichen Heilslehren darauf, sprechen so unwiderstehlich das Herz an, daß man nicht ersieht, wie dies Alles durch den äußeren Vortrag noch sollte gewinnen können und auch in der That nicht gewann. Von jedem Schmucke des Vortrages, mag man nun darin Zier oder Flitter erblicken, war ja Ruperti's Auftreten durchaus fern, so daß dem Leser ein eben so unmittelbares Erfassen seiner Worte möglich ist als dem Zuhörer. Es sind zuverlässig genuß- und segensreiche Stunden, die der Herausgeber so wohl denen gewährt, die des Berewigten Andenken bey sich auffrischen, als denen, die erst Bekanntschaft mit ihm schließen wollen. Der Dank dafür muß um so größer seyn, je schwieriger und mühseliger es war, aus des Berewigten Schriftzügen die Vorträge zu entnehmen; namentlich in den letzten Jahrgängen wurden die Charactere so klein und unleserlich, daß nur die genaue Bekanntschaft mit der ganzen Rede- und Sprachweise des Berewigten es möglich gemacht hat, sie zu entziffern.

Dargeboten sind hier zwey vollständige Jahrgänge, der erste mit doppelten Vorträgen über evangelische und epistolische Texte; der zweyte über freye Texte, wie sie Ruperti in der Universitätskirche zu halten pflegte. Letztere sind zwar vorzugsweise auf die dort versammelten Zuhörer berechnet, und gehen nicht selten speciell auf academische Verhältnisse ein, wie z. B. die gewiß noch bey Vielen in treuem Gedächtniß schwebende Predigt über die Lesesucht, über den hochwichtigen Unterschied zwischen Freyheit und Zügellosigkeit, über das Gefährliche geheimer Gesellschaften und Vereine für die Vereinigten selbst, der Zuruf des Todten an uns, der vor kurzem in Göttingen in einem Zweykampfe gefallen ist (1830) (nur die so eindringlichen Predigten über den Eid, das leichtsinnige Schuldenmachen, vermissen wir ungern), wozu dann auch noch die so ergreifenden Gedächtnispredigten kommen, aus denen hier die nach G. E. Schulze's und Planck's Hinztritt gehaltenen ausgewählt sind —: allein gerade in dieser Hinsicht bieten sie Muster von Casualreden dar, wie sie schwerlich etwas zu wünschen über lassen. Das so äußerst schwierige Amt eines Universitätspredigers, der doppelten Anforderung zu genügen, einmahl die religiösen Wahrheiten und Vorschriften auf dem Standpuncte der dort versammelten Zuhörer zu behandeln, und dann doch von der gewöhnlichen Stellung des Predigers nicht zu weit abzugehen, um nicht die Bedeutung der Musterpredigten zur Bildung der studierenden Theologen aufzugeben, diese Doppelaufgabe hat Ruperti dabey gewiß wie Wenige zu lösen verstanden.

Untersucht man vorliegende Predigten nach ihrem christlichen Inhalte, wornach doch jedenfalls zuletzt das Urtheil bestimmt werden muß, so werden nur sehr Wenige sich die Aufgabe gesteckt

haben, einen Satz der Glaubens- oder Sittenlehre geradezu zu behandeln; vielmehr ist es immer eine Seite des christlichen Lebens, entweder des äußern, bürgerlichen, oder des innern, geistigen, auf welche sofort die Anwendung der christlichen Sätze gemacht wird. Gewiß ist dies etwas ganz anderes, als das so genannte Moralpredigen, wobey einzelne Züge der Sittenlehre, entweder nach ihrer Trefflichkeit oder ihren Hülfsmitteln, Wirkungen und dgl. behandelt werden, ohne daß der Zusammenhang mit dem christlichen Leben dabey sehr hervor zu treten pflegt. Ruperti's Darstellungen sind jedesmahl einzelne Züge aus diesem christlichen Leben selbst, bedingt, befeelt, zusammen gehalten durch den Geist des Evangelii. Es ist nie Theorie, sondern sofort deren Anwendung in den Anforderungen, Pflichten, Bedrängnissen und Freuden, wie sie das Leben bringt. Daher ihre Gewalt über die Herzen der Hörer und Leser, daher ihr unmittelbarer Einfluß auf das Leben.

Dürfen wir einen weitem Wunsch aussprechen, so betrifft er die Herausgabe eines vierten Bandes, der uns noch anderweitige Musterstücke des Ruperti'schen Rednertalents bringen möchte: kleinere Amtspreden, Confirmationspreden, von denen gewiß viele noch im treuen Gedächtnisse der Gemeinde leben, vor allem aber seine so musterhaften biblischen Vorlesungen. In diesen wußte Ruperti so völlig die Aufgabe zu lösen, die bey Anordnung dieses Theils des öffentlichen Gottesdienstes in den Hannoverschen Landen beabsichtigt ist, genauere Bekanntschaft der Gemeinde mit der heil. Schrift im Zusammenhange. Seine vorausgeschickten Erklärungen waren jedesmahl Meisterstücke einer populären Schrifterklärung, und gewiß hat er dadurch des Segens viel gestiftet: sie finden sich, so viel wir wissen, sorgfältig ausge-

arbeitet in seinem Nachlasse. So wohl der Herr Herausgeber als auch die Verlags-handlung würde durch Berücksichtigung unsers Wunsches gewiß sich den aufrichtigen Dank der zahlreichen Verehrer Ruperti's erwerben.

R—g.

Leipzig, Aachen und Brüssel.

Ptolemaei Hephaestionis novarum historiarum ad variam eruditionem pertinentium excerpta. E Photio edidit, lectionis varietate instruxit Jos. Imm. Gisl. Roulez, Philos. et AA. LL. Doctor. Praefatus est Fridericus Creuzerus. 1834. 168 Seiten in Octav.

Hr Roulez, der in Löwen den Doctorgrad erworben hatte, bereiste nachher die Universitäten Deutschlands. In Heidelberg wollte er sich mit der Mythologie (oder richtiger den Mythen) und der historia poetica besser bekannt machen und zu dem Zwecke die Quellen selbst studieren. Creuzer empfahl seinem besondern Studium den Antoninus Liberalis, wozu Hr R. den durch Bährs bekannte Güte dargeliebenen codex Palatinus verglich. Indeß verschob er die schwierigere Arbeit auf spätere Zeiten und griff statt dessen zum Ptolemäos Hephästion: er ging von Heidelberg dann nach Berlin, und arbeitete in Göttingen nachher vorliegendes Werk zum Drucke aus. Da brach eben bey Hn R.'s Rückkehr in die Heimath die belgische Staatsumwälzung aus, fatalis illa cum aliorum tum meis rebus ac studiis, wie Hr R. sagt. Hr R. schickte seine Arbeit nach Deutschland zurück, um sie dort gelegentlich drucken zu lassen: die Schrift lag bey Creuzer in Heidelberg noch zwey Jahre, bis der Verf. in Hn Somerhausen zu Brüssel einen Verleger fand. Habent sua fata libelli.

Ptolemäos, der unter Trajan und Hadrian lebte, schrieb nach Suidas παράδοξον ιστορίαν, welches Werk man keinen Grund hat als von unserer durch den Patriarchen Photios erhaltenen Schrift περὶ τῆς εἰς πολυμαδίαν καινῆς ιστορίας verschieden anzusehen. Aus einer Menge größerer Schriften hat der Verfasser unser's an ein Weib, Tertylla, gerichteten Büchleins das ihm Interessanteste ausgezogen, mit der hervorstechenden Neigung, Wundersames, Märchenhaftes auszuzeichnen, und dem Bestreben, eine natürliche Erklärung des Seltsamen zu geben. Photios nennt den Ptolemäos treffend πρὸς ἀλαζονείαν ἐπτοημένον καὶ οὐδ' ἄστεϊον τὴν λέξιν. Werke der Art pflegen in Zeiten der Polyhistorie von Männern entworfen zu werden, die den sie ansprechenden Theil einer Literatur gern in aller Kürze beisammen haben wollen, wie z. B. dem Gellius ein Freund ein Buch brachte omnigenae doctrinae refertum atque ex multis variis reconditisque lectionibus elaboratum. Wie sehr Ptolemäos es sich hat angelegen seyn lassen, aus den entlegensten Schriften Stoff zu sammeln, lehrt schon ein Blick auf das von Herrn K. entworfene, mit viel Gelehrsamkeit ausgestattete, Verzeichniß der seltneren Auctoren, die Ptolemäos als Gewährsmänner entweder namhaft macht oder aus denen er wahrscheinlich manches entlehnte. Unter den Quellen nehmen eine Hauptstelle ein die Verfasser Homerischer ἀπορίαι und λύσεις, d. h. Grammatiker, die in den Homerischen Gedichten Probleme fanden, häufiger schufen, und durch wügelnde Etymologieen und die abenteuerlichsten Figmente zu beseitigen suchten, wobey denn ihre lächerlich = scharfsichtigen Entdeckungen und Einfälle flugs zu historischen Thatsachen gestempelt werden. Diese Männer gehörten einer grammatischen Schule an, welche die von Ari-

starchos namentlich vorgezeichnete streng grammatisch-historische Betrachtungsweise des Homer verließen und ihre Erfindungsgabe an faden Deuteleyen übten. Ein Beispiel. Das bekannte Homerische *Σάνατος δέ τοι ἐξ ἁλὸς αὐτῷ* wird p. 26. Roulez. dahin gedeutet: In Tyrhenia gab es einen *Ἄλδος πύργος* — Herr R. meint diesen in den tyrhenischen Seestädten Pyrgi und Alsiun wieder zu finden —, der von einer tyrhenischen Zauberin benannt war. Diese, eine Dienerin der Kirke — jenes 'Hochbildes' antiker Hexerey —, entwischte der Herrin, und als Odysseus zu ihr kam, verwandelte sie ihn in ein Roß und behielt ihn bis zu seinem Tode bey sich. Daher also *λέεται* jenes *ἀπορούμενον*.

Aber auch auf andere Dichter und selbst Prosaisker dehnten Leute dieses Schlags ihre undankbare Mühe aus, wie S. 27. z. B. ein Epigramm des Krinagoras gedeutelt wird, sonst auch Stellen aus Stesichoros, Euphorion u. A. Es ist oft ergötzlich zu sehen, mit welcher Keckheit diese nie rathlosen Phantasten ihre Weisheit hinstellen. Warum nennt doch Herodotos den Namen von dem bekannten Weibe des Randaules nicht? Lösung: Herodotos Geliebte, Pleisirhoos, liebte eine Halikarnassierinn Nysia — so nannten Einige auch Randaules Weib —: aber er liebte unglücklich, seine Liebe ward nicht erwidert und der Jüngling erhenkte sich. Wenigstens für einen Jonier zu sentimental. Deshalb aber verschweigt der Vater der Historie den ominösen Namen, Nysia, s. S. 29.

Das Wenige genügt, um die Wahrheit von Heyne's Ansicht einzusehen, der den Ptolemäos einen *nugivendum et hominem in fabulis nullo modo audiendum* nannte, gegen welche sehr richtige Auffassung sich Hr R. S. 8. vergeblich sträubt. Das freylich würde auch Heyne nicht

geleugnet haben, daß das Werkchen des Ptolemäos schon deshalb schätzbar ist, weil es eine Anzahl sonst nicht bekannter Sagen, Legenden und poetischer Stellen enthält, die dem gelehrten Forscher vielfach zu Statten kommen. Die Auffassung und Deutung des Ptolemäos ist es, die als abgeschmackt zu verwerfen ist.

Hr Roulez, der schon früher sich durch Schriften über Karneades, Herakleides Pontikos und critische Bemerkungen zu den Reden des Themistios bekannt gemacht hatte, gibt von S. 11 — 43. den Text im Ganzen nach Bekkers Recension des Photios, die bekanntlich auf dem köstlichen codex Venetus des Cardinals Bessarion beruht. Indes verglich Hr R. aufs Sorgfältigste die ältern Ausgaben, deren Varianten indes auf eben jene Handschrift zurück zu führen scheinen, und merkt die Abweichungen überall unter dem Texte an. Außer gelegentlich vorgebrachten, hier und da zerstreuten Verbesserungen der Critiker theilt Hr R. auch einzelne Emendationen von Müller mit, die ihm derselbe bey seinem Aufenthalte in Göttingen zukommen ließ, s. z. B. S. 22. 40. Zum Schlusse S. 43 — 44. ein von Photios übergangenes Fragment aus Dzezes Chiliadd. VIII, 195. p. 296 sq. Kiessling.

Der sehr ausführliche, von großer Belesenheit in den Alten, wie von tüchtigem Studium der philologischen Literatur Deutschlands zeugende Commentar füllt S. 45 — 143. Er enthält sehr schätzbare Erörterungen mythologischer und literarischer Gegenstände: auf sprachliche Auseinandersetzungen einzugehen, bot der dürre Text höchst selten Gelegenheit dar. Der Hauptwerth des Commentars besteht nicht so wohl in einem entscheidenden Urtheile, nicht in überraschenden Resultaten scharfsinniger Combinationen, als in dem mit großem Fleiße gesammelten Material, das manchen

Forschern gelegen seyn wird. Sehr zu rühmen ist es, daß Hr R. auch auf die Werke der bildenden Kunst öfter Rücksicht genommen hat, wie denn z. B. jenes Vasengemälde bey Millingen United Monuments I, 28., welches Diomedes und Odysseus darstellt, wie sie zwey Figuren aus Troja forttragen, S. 79. seine richtige Deutung erhält, indem Hr R. in jenen beiden Figürchen Palladien erkennt, deren zwey nach Ptolemäos Angabe geraubt wurden. Eine ähnliche Erklärung eines Vasengemäldes findet sich S. 59.

Entschieden Unrichtiges hat Refer. nicht eben angetroffen. S. 138. wird richtig bemerkt, daß die Worte des Ptolemäos (S. 39.): *τί ἐστὶ τὸ παρὰ Βακχυλίδῃ ὡς ἀπὸ Σειληνοῦ εἰρημένον καὶ πρὸς τίνα εἶπε τὸ ἔπος*, nicht mit Kuhn und Neue Bacchyl. p. 63. zu verstehen seyen als gleichbedeutend mit dem lateinischen *ex tripode dictum*. Indesß Hr R.'s eigne Deutung ist nicht minder unstatthaft. Er sagt: *Videtur Bacchylides in carmine quodam sive Silenum loquentem induxisse sive dicta aliquot ei tribuisse*. In beiden Fällen würde der Sprachgebrauch *ὅπῃ ἀπὸ Σειληνοῦ* heischen. Ist *ἀπὸ* richtig, so lassen die Worte nur die Auslegung zu, daß der Dichter vorgab, irgend etwas von Seilenos Empfangenes, irgend etwas auf Eingeben des weisen Seilenos zu singen. Wehnlich, wie Horatius dem Bacchus auf fernen Felsen Lieder abgelauscht zu haben, den Nachkommen verkündet.

F. W. C.

B e r l i n.

P. Ovidii Nasonis Tristium libri quinque et Ibis. Ad libros manu scriptos recensuit, schedis idiographis Nic. Heinsii, Io. Schraderi, aliorum excussis annotavit et praefatus est Rudolphus Mer-

Kelius, Saxo. 1837. XLII u. 475 Seiten in Octav. (Bey G. Reimer.)

Es ist überaus wohlthwend, einem lange vereherten bedeutenden Manne die ihm gebührende ehrenhafte Stellung zurück gegeben zu sehen. Nicolaus Heinsius, ehemals als Hospitator der lateinischen Dichter, zumahl des Ovidius, gefeyert, ist in jüngerer Zeit, scheinbar nicht ohne triftige Gründe, nicht selten wegen Ungenauigkeit in der Benutzung seiner Hülfsmittel, wegen schrankenloser Willkür in Umgestaltung des Textes, wegen grillenhafter Laune in der Auswahl der Lesarten verrufen worden, und während die Nachfolger desselben in der Herausgabe des Ovidius sich im Ganzen sehr selten von dem einmahl gegebenen Texte entfernten, hat man in neuerer Zeit das entgegen gesetzte Verfahren geltend gemacht und Heinsius verlassen.

Ein wahrer Unstern hat über anderthalb Jahrhunderte den edeln Heinsius in falschem Lichte erscheinen lassen, da es ihm selbst nicht vergönnt war, in Ruhe und Muße einen seinen Wünschen entsprechenden und seinen erst allmählich mit großen Opfern zusammen gebrachten Hülfsmitteln und vermehrter Einsicht angemessene Bearbeitung des Ovidius zu liefern, wie Hr Merkel in der Vorrede kundig nachweist. Nicht Nicolaus Heinsius hat es verschuldet, daß seine Glaubwürdigkeit verdächtigt ist: sondern Burmanns eben so gedanken = wie gewissenloses Schalten mit den so genannten Curae secundae Heinsii hat dem Heinsius die üble Nachrede zu Wege gebracht.

Hr Merkel hat sich ein bleibendes Verdienst erworben durch die genaue Erörterung der Verhältnisse so wohl, unter denen Heinsius selbst den Ovidius ediert hat, als auch besonders durch freymüthige Aufdeckung des Burmannischen mit Indignation erfüllenden Verfahrens. Die könig-

liche Bibliothek zu Berlin bot Hr M. Heinsius eigene Papiere dar und allein auf diesem Wege war es überhaupt möglich, über den Reichthum und die Trefflichkeit des Heinsius'schen Apparats, wie über sein Verfahren zu urtheilen. Es zeigt sich, daß Heinsius die Handschriften mit größter Sorgfalt verglichen, die ältesten und reinsten Urkunden dem Texte zu Grunde gelegt und mit genialer Divination aus den Spuren der Handschriften die wahre Hand des Dichters nicht selten hergestellt hat. Dabey ist ihm nicht entgangen, wie oft jüngere Handschriften die wahre Lesart aufbewahrt, die in den alten verwischt ist. So läßt sich an dem codex Francofurtanus darthun, daß Heinsius im Jahre 1672 viel genauer verglichen hat, als ein deutscher Critiker der letzten Decennien.

Die Tristien hat Heinsius, wie er selbst bekennt, nicht mit der Liebe und Ausdauer durchgearbeitet, wie andere Gedichte, da ihm unter der Bürde der Varianten schlechter Handschriften die Lust verging. Auch hat, wie Hr M. nachweist, Heinsius sich durch das Alter einiger Italiänischer Handschriften blenden lassen, die, obgleich ins 11. oder 12. Jahrhundert hinauf reichend, dennoch einen offenkundig interpolierten Text bieten, s. S. XVIII ff. Wenn nun Herr M. S XXI. die Besorgniß ausspricht, es möge großen Widerspruch erregen, wenn er eine durchgehend absichtliche Fälschung des Ovidius annehme, die noch vor dem 13. Jahrhundert liege, da bislang nur eine solche Interpolation an dem Texte der Elegiker im 15. Jahrhundert nachgewiesen sey, so sagen wir ihm: *Sáppel*. Lachmann selbst wird einer solchen Annahme nicht abhold seyn: Alles beruht hier auf der Geschichte und den Schicksalen der Auctoren. Die Elegiker sind erst im 15. Jahrhundert aus langer Verges-

senheit hervor gezogen — obwohl der Wolfenbüttler Codex des Propertius ins 13. Jahrhundert gehört —, eifrigst gelesen, nachgeahmt und verunstaltet. Ovidius ist nie im Mittelalter außer Curs gewesen, und ohne Zweifel hat es schon im 13. Jahrhundert und früher Gelehrte gegeben, die ihre eigene poetische Productivität an der Umgestaltung der Ovidianischen Gedichte erprobten und übten, da gerade diese Gedichte bey der flüchtigen Leichtigkeit der poetischen Diction zu eigenmächtiger Variation bereitwillig Hand boten. Ist nun Hr Merkel's Annahme noch *indicta ore alio*, wenigstens Ref. ist hinsichtlich des Ovidischen Textes seit langer Zeit durchaus gleicher Ansicht gewesen, wie er denn auch kein Bedenken trägt, zu bekennen, daß eine durchgängige Interpolation auch in andern lateinischen Dichtern und Prosaikern bereits lange vor dem 15. Jahrh. in Italien ihr Wesen getrieben hat. Wie im Virgilius, Lucanus: auch die Interpolation Ciceronianischer Schriften steigt höher hinauf als das 15. Jahrhundert. Wie Hr M. gefunden hat, daß die durchgehends gefälschten Bücher auch bey dem Ovidius italiänischen Ursprungs sind, so hat Ref. dieselbe Erfahrung an den Codices des Martialis gemacht, worüber er in seiner Ausgabe dieses Dichters Näheres zu erörtern gedenkt.

Herr M., der fünf Handschriften zum ersten Mahle benutzen konnte, erkennt als nicht interpoliert den codex Palatinus I. und Gothanus an, letztern aus dem 13. Jahrhundert, ehemals Erfurtensis, den Hr M. Friedrich Jacobs Güte verdankt, wie ihn Heinsius durch Grävius Vermittlung empfangen hatte. Auf der Grundlage dieser Handschriften beruht Hr M.'s Text, daneben stand Hr M. noch eine Fülle von Varianten anderer Handschriften, alter Ausgaben — neun

aus dem 15. Jahrhundert hat Hr M. zu Rathe gezogen — so wie eine bedeutende Masse von unbekanntem Bemerkungen und Conjecturen namhafter Critiker zu Gebote. Jeder, wer einige Vertrautheit mit dem Zustande der Ovidianischen Gedichte und dem proteusartigen Wesen ihrer Gestalt hat, wer der Ueberzeugung ist, daß ein vages, willkürliches Auswählen der Lesarten der verschiedenartigsten Gewähr nur zu einem buntscheckigen Texte führen kann, wird Hr M.'s Verfahren als allein zu einem erwünschten Ziele führend anerkennen. Sind dessen ungeachtet viele Stellen noch schwankend geblieben, und hat sich Hr M.'s critischer Tact noch nicht zu der Sicherheit ausgebildet, wie wir sie an Lachmann bewundern, so ist ein Grundstein gelegt, auf dem weiter gebaut werden mag, auf welchem eine neue Aera für Critik wie die vollkommen vernachlässigte Auslegung des Naso beginnen kann. Möge Hr M. auch ferner Hand ans Werk legen.

Von S. 333. folgt *Ibis cum veteri Interprete*. Eine gelehrte Einleitung, die nur zu breit gerathen ist, zerfällt in drey Theile: *Ovidius Callimachum imitatus*. II. *Ovidius sibi dissimilis*. III. *Ibidis nomen conjectura perquisitum, fortasse compertum*. Auf den Text, der durch Hr M.'s Hülfsmittel bedeutend gewonnen hat, folgt der schon von Salvagnius 1661 aus 2 Handschriften heraus gegebene, manches Interessante neben vielen Poffen enthaltende Scholiast, den Hr M. nach dem *codex Askewianus* (G) getreu hat abdrucken lassen.

Am Schlusse jener Einleitung hat es Refer. überrascht, einen Vers des Kallimachos in Bekker. Ann. 1209. so hergestellt zu sehn:

Ἔστ' ἄν ὕδος καὶ γαῖα, καὶ οὐκ ὀπτῆ
 ῥα κάμινος.

Die Handschrift ὀπτῆρα: es muß ὀπτῆειρα

heißen. Endlich sollen doch nicht gar die aus *Bekker 1188 u. 1224.* aufgefundenen beiden Bruchstücke des *Kallimachos* wirklich so verquickt werden:

*Δημεχθέα Χέλλωνα κακόκνημόν τε Κόμητα,
Τριγλώχιν ὀλοῶ νῆος ἐπ' Ἐγκελάδῳ?*

Da wäre *Keser.* neugierig die Erklärung zu vernehmen.

Schließlich kann *Keser.* *Hn M.* eine von ihm gewünschte Auskunft über einen Codex der *Fasti* des *Diodius* geben. *Hr M.* erkundigte sich bey *Prof. Kriß* in *Erfurt* nach dem *codex Erfurtensis* der *Tristia* — der sich später in *Gotha* wieder gefunden hat —: *Kriß* vermuthete, *Heinsius* möge ihn nicht zurück gestellt haben, *ad quem*, heißt es *S. XX.*, *olim missus fuit cum alio Fastorum*, quem in usum vocatum solum constat. *Redditi igitur utique fuerunt*, sed scire cuperem, quo delatus *Fastorum* codex sit. Dieser vortreffliche Codex liegt dem *Ref.* vor: eine genaue *Collation*, die er vor etwa 8 Jahren veranstaltet und, irrt er nicht, *Hn Conrector Zahn* in *Leipzig* mitgetheilt hat, hat ihn belehrt, daß der jetzt *Göttinger* Codex identisch mit dem in *Burmans*'s Ausgabe überaus selten angeführten *Erfurtensis* oder *Erfordanus* ist. Auf einem Pergamentstreifen am Ende steht: *J. C. W. Diederichs. Pyramontanus. Erfordia e 1773.* Unsere königliche *Universitätsbibliothek* hat ihn, laut einer auf dem *Vorsehblatte* befindlichen *Notiz*, am 18. *Aug. 1794* von dem *Hn Bened. Christ. Avenarius*, *Stadtschultheiß* zu *Hameln*, zum Geschenk erhalten. Dieser sehr gute Codex, aus dem allein manche Stelle in den *Fasten* zu heilen ist, enthält auch das *Gedicht de Nuce*. Er ist in klein *Octav* sehr zierlich und schön auf *Pergament*, nicht in *Italien*, geschrieben und reicht

ohne Zweifel mindestens ins zwölfte Jahrhundert. Für eine neue Recension der Fasten wird er ein Haupthülfsmittel seyn.

F. W. S.

Carlsruhe und Baden.

Verlag der D. R. Marx'schen Buch- u. Kunsthandlung. Sammlung sämmtlicher Gesetze, Verordnungen, Instructionen, Belehrungen und Entscheidungen, welche in dem Großherzogthume Baden über Gegenstände der Gesundheits-Polizei seit dem J. 1830 bis zum J. 1837 erschienen sind, nebst denen für die Sanitätspersonen wissenswerthen Verordnungen über die Staatsdiener-Verhältnisse, die Wittwencasse und die Besoldungen. Herausgegeben mit Genehmigung des Großh. Ministerii des Innern von Philipp Carl Baur von Eiseneck, Großh. Badischem Geheimen Rathe u. Zweyter Theil. IV u. 846 S. 1838. 8.

Der Anfang dieses verdienstlichen Werks ist im J. 1830 erschienen und in diesen Blättern (J. 1830. St. 145. S. 1447) angezeigt worden. Diese Fortsetzung, welche bis auf die neueste Zeit herab geht und auch noch Manches aus der früheren Periode nachholt, ist darum um Vieles interessanter, weil sie mehr den gegenwärtigen Standpunct der Medicinalpolizey darstellt.

Wir finden hier in einer vollständigen Uebersicht Alles, was ein wohlgeordneter Staat mit weiser und menschenfreundlicher Berücksichtigung des Wohls seiner Bewohner zu Sicherstellung des allgemeinen Gesundheitszustandes gesetzlich verfügt hat. Es sind jedoch nicht bloße Auszüge und Zusammenstellungen aus den öffentlichen Blättern, sondern, da nach dem voran gedruckten Beschlusse der Landesbehörde dem Herausgeber die Einsicht der Generalacten gestattet ward, so sind aus diesen ein-

zelne Gutachten, Rescripte und Verfügungen am gehörigen Orte eingeschaltet, welche den Werth des Ganzen erhöhen. Vieles davon hat nicht bloß locales Interesse, und möchte auch in anderen Gegenden Beherzigung und Nacheyerung verdienen. (So z. B. S. 482. die Verordnung die Hundswuth und die ihre Verminderung bezweckende Hundetaxe betreffend.)

Der Inhalt der 11 Abtheilungen ist folgender: 1) Geseze, Verordnungen, Belehrungen und Entscheidungen hinsichtlich der organischen Bestimmungen über Gesundheitspolizeybehörden. 2) Ueber die Vorbereitung, Befähigung und Prüfung derjenigen Personen, welche sich dem Studio irgend eines Zweigs der Heilkunde widmen wollen. 3) Ueber die Amtsführung der Bezirks-Staatsärzte und alle in deren Amtsberuf einschlagende Gegenstände (Physicats-Ordnung). 4) Ueber die Amtsführung der Bezirkswundärzte. 5) Ueber die Pflichten und Befugnisse derjenigen, welche sich die Ausübung der Geburtshülfe zum Lebensberuf gewählt haben, nebst den polizeylichen Anordnungen zur Vorsorge für Schwangere, Gebärende, Kindbetterinnen und Neugeborne. 6) Apotheker- und Apotheken-Ordnung und Apotheken-Bisitation. 7) Anordnungen in Betreff der Gestorbenen. 8) Belehrungen hinsichtlich der Erhaltung des Gesundheitszustandes der Thiere. 9) Medicinal-Tax-Ordnung. 10) Ueber die Rechtsverhältnisse der Staatsdiener und deren Besoldungen im Allgemeinen, insbesondere über die der Sanitätsdiener und Sanitätspersonen. 11) Civil-Staatsdiener-Wittwenkasse. Der Anhang enthält a) das Armenbad oder Freybad in Baden; b) die Irren-Anstalt; c) das Taubstummen-Institut zu Pforzheim; d) das Blinden-Institut. Ein genaues Register erleichtert die Benützung dieser werthvollen Sammlung.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 25. Junius 1838.

G ö t t i n g e n.

Physiologische Preise.

Am 28. May 1838. — Der von einem Freunde der Wissenschaft ausgesetzte, im St. 109. (11. Julius) 1836 der Götting. gel. Anz. bekannt gemachte physiologische Preis von 100 Ducaten hatte die Frage zum Gegenstande: 'Welches physiologische Wechselverhältniß findet zwischen den einzelnen Bestandtheilen des Blutes überhaupt, besonders aber zwischen den so genannten nächsten Bestandtheilen desselben statt, und welchen Antheil hat jeder einzelne dieser letztern an dem Sanguifications-, Ernährungs- und Absonderungsproceß?'

Die einzige zur Beantwortung dieser Frage eingegangene Schrift führte das Motto: *Quidquid adhuc clausum est, in lucem proferet aetas.*

Ungeachtet des nicht zu verkennenden Fleißes, welchen der Verf. dieser Schrift auf die Untersuchung verwandt, und der großen Menge von

Versuchen und Beobachtungen, die er gemacht hat, entsprach diese Arbeit doch keineswegs den gemachten Anforderungen, und es konnte ihr der Preis nicht zuerkannt werden. Die meisten der angegebenen Versuche und Beobachtungen führen zu keinen entscheidenden, brauchbaren Resultaten, und diejenigen Versuche, deren weitere Verfolgung Aufklärung zu versprechen schien, sind gerade da gelassen worden, wo sie nur noch als bloße Reactionen zu betrachten, und, ohne weitere Erforschung, weder erklärbar, noch aufklärend sind. Außerdem ist die ganze Arbeit in einer Weise abgefaßt, die nur durch den größten Mangel an Zeit, über den der Verfasser allerdings sich selbst beklagt, entschuldigt werden kann.

Demnach wird hierdurch die obige Frage von Neuem aufgegeben und als äußerster Einsendungstermin der 1. März 1839 festgesetzt. Das Nähere auf diese Frage sich Beziehende ist aus dem obigen Stücke dieser Anzeigen zu ersehen.

Zugleich machen wir bekannt, daß derselbe Freund der Wissenschaft zwey neue Preise, jeden von 30 Pistolen, für die genügende Lösung folgender zwey Aufgaben ausgesetzt hat.

1. Eine auf genaue und quantitative Versuche begründete Erforschung:

a) 'der zuerst von Eberle beobachteten, auflösenden oder chymificirenden Wirkung, welche die Schleimhaut des Magens bey Gegenwart einer Säure auf die Nahrungsmittel ausübt; und

b) der Wirkungsweise des Lab bey der Gerinnung der Milch'.

2. Eine auf genaue Versuche sich stützende Beantwortung der Frage:

‘ob die so genannten unorganischen Elemente (Kalium, Eisen, Silicium u.) auch dann in den Pflanzen sich finden, wenn sie denselben von Außen nicht dargeboten werden, und ob jene Elemente so wesentliche Bestandtheile des vegetabilischen Organismus sind, daß dieser sie zu seiner vollständigen Ausbildung durchaus bedarf?’

Die Concurränzschriften müssen in deutscher, oder lateinischer, oder französischer Sprache, und leserlich geschrieben, so wie mit einem Motto und einem versiegelten Zettel, welcher äußerlich das selbe Motto, inwendig aber den Namen, Stand und Wohnort des Verfassers enthält, vor dem 1. Januar 1840 an einen der Unterzeichneten portofrey eingesandt werden.

F. G. Bartling. U. A. Berthold. Fr. Wöhler.
Professoren zu Göttingen.

B o n n.

Während der Tod unsers Götschen auch darin ein tief gefühlter Verlust für die Wissenschaft ist, daß dadurch die schon geraume Zeit von dem Verewigten unternommene dritte Ausgabe seines Gaius, wie man diesen wohl immer nennen wird, unterbrochen wurde, und sich nur in der Gewißheit ein Trost findet, daß Hr Prof. Pachtmann in Berlin, den die Theologen wegen seiner Ausgabe des neuen Testaments, und die Juristen wegen seines juristischen Bruchstücks aus Dositheus, hoch in Ehren halten, und dessen Beyträge zu der neuen Ausgabe Götschen gar sehr bewunderte, diese nun zu Ende zu bringen

bereit ist, erscheint bey Marcus 1837 auf XII und 316 Seiten kl. 8. eine interimistische Ausgabe: Gaii Institutionum commentarii quatuor. Ad exemplum a Jo. Frid. Lud. Goeschenio Berolini anno 1810ccccxxiv. editum recogniti atque emendati. Der Herausgeber hat sich nicht genannt, es wird aber hoffentlich nicht für ein unschickliches Ausplaudern gehalten werden, — zumahl da auch von der eigenen, freylich als in zu kurzer Zeit vorgenommen angegebenen Vergleichung der Handschrift die Rede ist, wobey es doch etwas austrägt, wer dieser Zeuge sey, — wenn der Unterz. hier bekannt macht, was wohl ohnehin mancher Leser vermuthen wird, der Herausgeber sey eben der Gelehrte, welcher an dem Bonner Corpus juris Antejustiani großen Antheil nimmt, auch dadurch, daß er mehrere darin aufzunehmende Stücke einzeln heraus gegeben hat, noch neuerlich, 1836 auf 116 Seiten kl. Octav die tituli ex corpore Ulpiani, Endlicher's, auch hier bestimmt aus Ulpian genommen seyn sollende, Zeilen, die Abhandlung de jure fisci, mehrere kleine Stücke und einen mit großen eingeschlagenen Blättern erläuterten, hinter der notitia dignitatum vorkommenden Aufsatz de gradibus, welches alles der Unterz. aus mehr als einem Grunde anzuzeigen verpflichtet war, und der sich schon früher auch um Gaius durch die gemeinschaftlich mit Hr Prof. Klenze besorgte vergleichende Ausgabe beider Institutionen verdient gemacht hat, kurz Hr Prof. Böcking. Die Veranlassung dieser Ausgabe war, daß man so wohl von der Göschen'schen Berliner, als von der Heffter'schen Bonner Ausgabe keine Abdrücke mehr bekommen konnte, und es sich doch auch schon daraus ergab, es sey ein dringendes Bedürfniß

nach einer neuen Ausgabe vorhanden. Diese, deren Vorrede in demselben Monate geschrieben ist, in welchem Götschen starb, enthält nun den hergestellten Text, unter welchem die Anmerkungen, theils was sich in der Handschrift findet, theils was die bisherigen Bearbeiter, namentlich Hr Prof. Huschke, aber auch Hr Prof. B. selbst, daraus gemacht haben, möglichst kurz liefern. Am Rande sind die Seitenzahlen der von Götschen wieder in die ursprüngliche Ordnung zurück gebrachten Handschrift angegeben, wie in dem vorhin erwähnten Ulpian die Spalten; auch die Zeilen sind durch senkrechte Striche bezeichnet, aber, — was dem Unterz., wie er schon oft erklärt hat, unbegreiflich ist, — ohne daß, wie bey Götschen, immer die vierte, oder, wie bey so vielen Ausgaben von Dichtern, immer die fünfte, Zeile am Rande gezählt würde. Ist es doch, als wollte man den Vorwurf, welcher der Citierart des Unterz., mit dem sie wohl aussterben wird, da Niebuhr und Götschen selbst, bey denen sie auch vorkam, sie nicht mehr befolgen können, gemacht hat, es sey dem Leser gar zu viel zugemuthet, wenn er alle Zeilen erst zählen solle, recht absichtlich zu rechtfertigen suchen. Hier ist indessen selbst öfters in den Anmerkungen eine Zeile nach ihrer Zahl angeführt, wobey man denn es bedauern muß, daß der Leser genöthigt ist, von der ersten Zeile an selbst zu zählen. Wenn hierin die neue Ausgabe von denen, die Götschen besorgt hat, deren erste von dem Unterz. angezeigt, die zweyte aber, die doch gewiß keine gewöhnliche neue Auflage war, in unsern Blättern gar nicht erwähnt worden ist, weil dies dem Herausgeber, der damahls schon uns angehörte, billig selbst überlassen blieb, abweicht, so ist dagegen sein b. r., nicht zur Freude des

Unterz. beybehalten. Aus Göschen's zwey Ausgaben ist nun freylich bekant genug, daß diese Sigle, die sonst nirgends vorkommt, freylich auch weil die Sache selbst, daß eine palimpseste Handschrift noch ein Mahl palimpsest wird, ohne Beyspiel ist, gelesen werden soll: bis rescriptum; allein auch dies ist schon oft genug gesagt worden, rescribere heiße durchaus nicht, was hier darunter verstanden wird, und ein einsylbiges Wort wird auch nicht gut mit dem bloßen Anfangsbuchstaben und einem Puncte dahinter angegeben, ausgenommen wenn es in einer hergebrachten Verbindung mit mehreren anderen Wörtern so abgekürzt wird, oder etwa l. für das auch sonst so oft mit Recht getadelte lex, welches aber freylich auch oft zwey Sylben hat, ausgenommen. Die Ersparung, auf die es hierbey doch allein ankommt, ist sonst gar zu geringe, wenn man statt de, womit so viele Ueberschriften anfangen, d. setzt. Statt dieses b. r., von dem gewiß Niemand errathen würde, was es bedeuten sollte, wäre wohl ein bloßes bis verständlicher und die Gefahr gewiß nicht groß, daß man es für das nähme, wofür es in der Musik gebraucht wird.

Es wäre nun wohl zu wünschen, daß diese Ausgabe sogar von Buchstabe zu Buchstabe, wobey z. B. auch oft einer in der Handschrift selbst bald doppelt bald einfach, oder bey apud, sed, u. dgl. bald ein d bald ein t steht, verglichen würde, denn bey Gaius, in welchem so Vieles zweifelhaft ist, würde jede neue Vergleichung sich belohnen; der Unterz. gesteht aber, daß er dies so wenig gethan hat, als es wohl überhaupt in den meisten Fällen von Denen geschieht, die irgend eine neue Ausgabe anzeigen, und sogar empfehlen. Eine Bequemlichkeit aber ist auch

hier dem Leser nicht gemacht, das aufzufinden, was diese Ausgabe besonders merkwürdiges neues enthält, wie man denn auch in dem vorhin erwähnten Büchlein leicht bey Ulp. 6, 10 u. 11. die von Hn Prof. Klenze vorgeschlagene, bisher noch nicht im Drucke bekannt gemachte, aus einer falsch gelesenen Sigle leicht zu erklärende, von Hn Prof. B. sogar in den Text aufgenommene, Lesart nam in petitione statt non in p. übersehen könnte. Dies ist nun ein Beyspiel, wie viel sicherer es ist, nach Seiten und Zeilen der Handschrift, wenn sie, wie bey Gaius und den vaticanischen Palimpsesten die einzige ist, zu citieren, als nach den frischen Zeilen oder gezählten Paragraphen, wie sie ein Herausgeber angenommen hat. Die Abtheilung hängt hier nämlich von der Lesart ab. Doch wird Niemand vorschlagen, auch die tituli Ulpian's nach der Handschrift, ob sie gleich ebenfalls die einzige ist, zu citieren, denn als sie vor bald dreyhundert Jahren zuerst heraus gegeben wurden, und auch noch lange nachher, als man die Handschrift nicht kannte und nicht für die einzige hielt, fiel es keinem Menschen ein, die Genauigkeit so weit zu treiben, daß man auch die äußere Form einer Handschrift, die Abtheilung in Seiten oder Spalten und in Zeilen, angegeben hätte, wie man doch in einem ganz ähnlichen Falle, bey Inschriften, schon lange thut.

Zufälliger Weise findet der Unterz. noch die Nichterwähnung eines Umstandes, von welchem G. g. U. 1834. S. 1614. die Rede gewesen ist, man habe den bisherigen Herausgebern zum Vorwurfe gemacht, daß sie den Text nicht geändert hätten. Zur Wertheidigung von diesen war da noch Etwas angeführt; aber daß der jetzige Herausgeber gar nichts davon sagt, ist doch wohl zu

tadeln. Dem Zusammenhange nach sollten nämlich, wie in Justinian's Institutionen alle Erwerbungsarten es sind, so in denen von Gaius die hier zuletzt stehenden, die natürlichen, alle vorgetragen seyn, ehe die Frage, wer veräußern könne, erörtert würde, also müßte, um nach Paragraphen zu citieren, die denn freylich ihren Zahlen nach nicht richtig wären, II §. 65 bis 79. vor §. 62 bis 64. stehen, auf welche dann §. 80. folgt. Eine solche Versetzung kommt in Handschriften öfters vor, für Juristen ist das bekannteste, auch schon von dem ersten, der die Versetzung im Gaius bemerkt hat, angeführte Beyspiel in dem letzten Hefte der Pandecten zu Florenz, wo ein Blatt vor einem andern steht, hinter welches es gehörte. So müßte der Abschreiber unserer Handschrift von Gaius eine andere vor sich gehabt haben, deren Ordnung er mißverstand. Vielleicht findet sich eine hierzu noch nicht benutzte Spur davon in der Handschrift zu Verona und schon in der allerersten Ausgabe, wo Göschel sagt: sequitur spatium vacuum gerade da, wo die Versetzung anfängt, mitten in der 3. 13., also mitten in der S. 69. zwischen seinem §. 64 u. 65., wo die Ausgabe eine frische Zeile hat, in der Handschrift aber etwa zehn Buchstaben weniger sind, als in der vorher gehenden oder nachfolgenden. In diesem Zwischenraume könnte nun mit rother Farbe, die leichter keine Spur hinterlassen hat als die schwarze Tinte, eine Ueberschrift gestanden haben, aber auch eine Bemerkung, die Ordnung sey hier zweifelhaft, oder dies könnte auch schon durch die gelassene Lücke angedeutet seyn.

Hugo.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. S t ü c k.

Den 28. Junius 1838.

L e i p z i g.

Bey Karl Franz Köhler: Geschichte der Hellenischen Dichtkunst von Dr Georg Heinrich Bode. Erster Band: Geschichte der epischen Dichtkunst der Hellenen bis auf Alexandros den Grossen. XII u. 624 Seiten in groß Octav.

Der Grundriß zu dieser Geschichte der Hellenischen Dichtkunst wurde in einer Reihe von Vorlesungen entworfen, welche der Verf. seit 1824 zu wiederholten Mahlen auf hiesiger Universität gehalten hat. Obgleich verschiedene andere Arbeiten die Herausgabe dieses Werks etwas länger verzögert haben, als nach heutiger Ansicht der Dinge dem Interesse desselben zuträglich scheinen möchte (um so mehr, da in der Zwischenzeit derselbe Gegenstand von zwey andern Seiten, durch Bernharby und Ulrici — s. Gött. g. Anz. 1836. S. 1889 ff. — behandelt worden ist), so glaubt doch der Verf. sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß dieser Umstand, an und für sich

betrachtet, kein nachtheiliges Vorurtheil gegen ihn erwecken werde. Die Ueberzeugung, daß man sich um so sicherer dem erstrebten Ziele nähern werde, je mehr verschiedene Wege man in Forschungen dieser Art durch genaue und wiederholte Prüfung aller auch noch so kleinen Umstände versucht, hat den Verf. bey dem langsamen Fortschreiten seiner Arbeit immer wieder mit neuem Muthe besetzt, und ihm jene Ausdauer verliehen, ohne welche kein Werk, das eine verschwundene Welt von der edelsten Seite ihrer geistigen Erscheinung, wo möglich in das Leben zurück führen soll, gedeihen kann. Die Grundsätze, welche den Verf. bey der Behandlung des gewählten Stoffes geführt haben, sind in einer Einleitung, welche sich auf den ganzen Umfang des Werks in vier Bänden bezieht, dargelegt und mit historisch-critischen Erörterungen über die Kunstansichten der Hellenischen Philosophen begleitet worden. Nachdem hier zuerst die Verbindung der innern Behandlungsweise mit der äußern Darstellung als nothwendig geschildert und die Eintheilung der gesammten poetischen Literatur der Hellenen nach dieser Ansicht bestimmt worden ist, sucht der Vf. zunächst die Hellenen selbst als Literaturhistoriker zu würdigen und eine Uebersicht der Werke zu geben, in denen sie die eigenen nationalen Dichter biographisch oder künstlerisch gemustert haben. Hierauf folgt die Begriffsbestimmung von Kunst im Allgemeinen und von Dichtkunst insbesondere und die Darlegung der vom Standpuncte des Alterthums aus gewonnenen Ansicht, daß die Dichtkunst der Mittelpunkt aller edlern Kunst sey. Ihr Verhältniß zur Natur wird hier nur in sofern berührt, als der Begriff der Nachahmung in Betracht kommt, und die Idee des Kunstschönen dadurch näher bestimmt wird. Daß die Hel-

lenen selbst überhaupt nur drey Hauptgattungen der Poesie, Epik, Lyrik, Dramatik, anerkannten, wird aus unzweifelhaften Andeutungen des Alterthums entwickelt. In der Uebersicht der Hauptsätze der Kunstphilosophie, welche sich in den verschiedenen Schulen seit Pythagoras ausgebildet haben, verweilt der Verf. hauptsächlich bey Plato und Aristoteles, als den beiden Vätern der Hellenischen Kunstcritik. Was die Kyniker und Hedoniker, die Stoiker und Epikureer, wie auch die Attischen Komiker und Rhetoren beyläufig über diesen Gegenstand geäußert haben, ist ebenfalls benützt worden, um dem ganzen Gemälde die beabsichtigte Vollständigkeit und innere Abrundung zu verschaffen. Nach kurzer Berücksichtigung der Werke, welche die vaterländischen Dichter von Seiten der rhetorischen Technik auffassen, und nach Angabe der Ansichten, welche Lukianos, Dio Chrysostomos und die Neuplatoniker, besonders Maximus aus Tyros, Proklos und Plotinos, dann auch Philostratos und Longinos, über einzelne Theile der poetischen Kunsttheorie ausgesprochen haben, geht der Verf. zu den ersten Versuchen der Hellenen über, die Gesamtheit der poetischen Erscheinungen nach Gehalt und Form in bestimmte wissenschaftliche Abtheilungen zu zerlegen. Hier werden nun wiederum die Aeußerungen des Plato und Aristoteles vorzugsweise erwogen, und darnach die Dreytheilung in epische, lyrische und dramatische Poesie heraus gestellt. Auf dieser Grundlage wird dann der Plan des vorliegenden Werks entworfen, welches die gesammte poetische Nationalliteratur der Hellenen nach der dreyfachen Stammeseintheilung und nach den drey bezeichneten Gattungen darstellen soll.

Der vorliegende Band erzählt nun die Ge-

schichte der epischen Dichtkunst in acht Abschnitten, wovon der erste die schwankenden Nachrichten über die vorhomerische Periode umfaßt. Nach dem hervor ragendsten Dichternamen dieser Periode hat der Vf. dieselbe Orphische Vorzeit benannt, und alle Erinnerungen der Hellenen zu prüfen gesucht, welche sich an diesen Namen in Bezug auf seinen Ursprung, seine Bedeutung, seine örtlichen Verhältnisse und das Wesen der Poesie knüpfen, welche er bezeichnen soll. Dieser letzte Punct ist freylich unter allen der unsicherste, da die Erinnerungen der Hellenen an ihre Orphische Vorzeit durchaus keinen geschichtlichen Stützpunkt haben, und die unter Orpheus' Namen schon im frühen Alterthume verbreiteten Gedichte nicht als Maßstab betrachtet werden können, um darnach die Dichtart zu bestimmen, welche der Blüthe des Ionischen Epos voran gegangen ist. Alle echt Orphische Poesie, von der gewiß nichts das Homerische Zeitalter überlebt hat, und die vielleicht nicht einmahl in Ionien bekannt geworden war, geradezu für episch und die epische Gattung überhaupt für die älteste unter allen Nationen zu erklären, hat der Verf. für bedenklich gehalten. Sich auf die Aussagen der ältern Lyriker und Logographen stützend, muß er sich noch immer zu der Meinung derjenigen bekennen, welche den ersten Anfängen der Hellenischen Poesie einen religiösen oder lyrisch-hymnischen Character beylegen. Daß auch in Rücksicht auf Poesie eine ganze Culturepoche des Hellenischen Lebens vor der Blüthe der Ionischen Colonien bereits untergegangen war, leidet keinen Zweifel; und daß dieselbe der Ionischen nicht analog seyn konnte, ist eben so gewiß. Was aber am meisten auffällt, ist der Umstand, daß die Geschichte der Poesie unter den Hellenen dann nicht mit dem

Mutterlande, sondern mit den auf einem entfern-
 tern und sehr verschiedenen Continente gelegenen
 und von Asiatischen Einflüssen abhängigen Colo-
 nienreichen beginnen würde. Anders verhält sich
 die Sache mit solchen Völkern, die auf ihrem
 heimatlichen Boden die verschiedenen Perioden
 ihrer geistigen Bildung allmählich durchlaufen ha-
 ben, und nicht zersplittert wurden durch Aus-
 wanderungen, die späterhin nur einen sehr schwa-
 chen oder gar keinen Verkehr mit dem Mutter-
 lande unterhielten. Wenn also die Asiatisch-*To-*
sonische Bildung der Hellenen nicht für die ur-
 sprüngliche und älteste gehalten werden kann, so
 leuchtet ein, daß auch das Homerische Epos nicht
 das erste Erzeugniß der Hellenischen Dichtkunst
 gewesen ist. Auch hat der Verf. in den einlei-
 tenden Abschnitten zu der Geschichte der Lyrik
 aus den Homerischen Gedichten selbst bewiesen,
 daß in der frühern Periode Cultus- und Volks-
 lieder im eigentlichen Hellas vorhanden waren,
 die dem Inhalte nach lyrisch gewesen seyn müs-
 sen, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß
 ihre Form episch war. Es ist indeß dem Verf.
 nicht unbekannt geblieben, daß man gerade in
 der neuesten Zeit die epische Gattung der Poesie
 nicht nur in Hellas, sondern auch in unserm
 Vaterlande so wie überhaupt unter allen Urböl-
 kern für die älteste erklärt hat. Böckh, welcher
 früher in seiner Abhandlung über die Versmaße
 des Pindaros die ersten Versuche der Lyrik vor
 die Ausbildung des Epos setzte, ist jetzt von die-
 ser Ansicht zurück gekommen, indem er die Form
 für wesentlich erklärt und von dieser auf den epi-
 schen Inhalt der vorhomerischen Hymnenpoesie
 schließt, wie er dem Verf. in mehreren brieflichen
 Mittheilungen versichert; und Wackernagel zu
 Basel hat neulich im Schweizerischen Museum für

historische Wissenschaften (B. 1. Heft 3. 1837. S. 341 ff.) dieselbe Ansicht für ein verjährtes Vorurtheil, und die epische Gattung unter den Hellenen so wohl als auch unter den Deutschen für die älteste erklärt.

Das Unsichere dieser ganzen Untersuchung liegt größtentheils in der Beschaffenheit der Quellen selbst, deren Prüfung der Verf. von Neuem vorgenommen hat, obgleich dieselbe von ihm in einer Jugendschrift schon einmahl versucht worden war. Diese Umarbeitung glaubte er hauptsächlich dem Ansehen der von einem andern Standpunkte ausgehenden und auf ein verschiedenes Ziel gerichteten Forschungen des trefflichen Vobeck schuldig zu seyn, dem er für manchen belehrenden Wink und für die genaue Nachweisung mancher verborgenen Quelle sich dankbar verpflichtet fühlt. Um der Darstellung einigermaßen eine historische Unterlage zu verschaffen, war es nöthig, die Bruchstücke der Thrakischen Geschichte, in welche sich die ältesten nachweisbaren Keime der Hellenischen Poesie verlieren, sorgfältig zu benutzen, und ihr Verhältniß zu den Hellenischen Traditionen möglichst genau zu bestimmen. Alles, was von den mythischen Thrakern erzählt wird, trägt vorzugsweise eine poetische Farbe, und deutet auf das gemeinsame Vaterland der ältesten Hellenischen Bildung, auf Thessalien und Böotien, hin. Die mit dem Ursprunge der Poesie in jenen Gegenden in Verbindung stehenden örtlichen Sagen mußten daher zu Hülfe genommen werden, um das Gemälde vielfach zu ergänzen. Hierher gehört besonders die älteste Erscheinung des Dionysos-Cultus in Verbindung mit dem des Apollo, das heilige Nyssa, Lykurgos der Dionysosfeind, der Thrakische Teres und der Attisch-Thrakische Krieg zur Zeit des Erechtheus und

Eumolpos, wo der Einfluß und die Macht der mythischen Thraker am höchsten gestiegen seyn mag; denn ihre Ausdehnung hat wohl nie die südlichen Grenzen von Attika überschritten und sich auch auf den Peloponnesos erstreckt. So weit nun der Einfluß der Thrakischen Musenbildung reicht, geht auch die Sage von Orpheus Thätigkeit; daher hat der Verf. die Behauptung aufgestellt, daß alles, was die mythischen Thraker durch ihre Liebe zum Gesange unter den Hellenen Gutes gestiftet haben, sich vorzugsweise in dem Namen des Orpheus vereint darstellt. Hierauf werden die Sagen von Orpheus' Abstammung und Leben, namentlich von seiner Katabasis, Zerreißung und seinem Haupte, geprüft und die Bedeutung derselben näher angegeben. Ferner sucht der Verf. den Ursprung der Orphischen Mysterien und die daraus hervor gegangene Orphische Götterlehre in der Gestalt, wie sie uns zum Theil von sehr späten Schriftstellern überliefert worden ist, von der mystischen Secte der Orphiker abzuleiten, welche durch die ältern Pythagoreer zuerst einiges Ansehen erlangte, und späterhin mit den vorzüglichsten Systemen der Hellenischen Philosophie in Verbindung gesetzt ward. Der Abschnitt schließt mit Bemerkungen über das Treiben der spätern Orphiker und der Orpheotelesten.

Der zweyte Abschnitt sucht den Ursprung des epischen Gesanges im heroischen Zeitalter selbst nachzuweisen und die Entwicklung der Göttersage vermittelt der Apotheose der Menschennatur, in welcher Gestalt sie einen wesentlichen Bestandtheil des Epos bildet, muthmaßlich anzugeben. Die erste Entfaltung des Epos ist unter den Achäern zu suchen, an deren ruhmwürdigen Thaten die Dichtkunst sich zuerst mit Glück übte und durch wiederholte Versuche zu einem selbständigen

Leben gelangte. Der Geist des Heroenthums, welchen das Epos der Hellenen athmet, war daher nach den ältesten Urkunden zu schildern und mit einer Uebersicht des religiösen Lebens des frühesten Alterthums zu verbinden. Zunächst wird die Bedeutung der Dichtkunst und der epischen Sängers unter den Peloponnesischen Achäern vor der Rückkehr der Herakliden nach den Zeugnissen der Homerischen Gedichte beschrieben, und der Sagenkreis angegeben, welchen die vorhomerischen Epiker vorzugsweise besangen. Dann folgen die großen Veränderungen, welche durch die Auswanderung der Achäisch= Aeolischen und Ionischen Ansiedlerschaaren und durch die Macht der Dorier im Peloponnesos bewirkt worden sind. Die Völker= und Staatenbildung gewinnt von nun an, besonders in den Colonienreichen, eine andere Richtung; vermittelt der Amphiktionien, welche die stammverwandten Staaten zu einem engeren Bunde vereinigten und die durch festliche Panegyren und musische Agonen verherrlicht wurden, erhielt die Dichtkunst eine höhere Bedeutung im öffentlichen Leben, und befestigte die nationalen Erinnerungen und mythischen Ueberlieferungen der Heimath durch eine Reihe von epischen Liedern im Bewußtseyn des Volks. Die Rhythmik der Rede gelangte bald zu einem stehenden Typus, welcher der erzählenden Dichtung trefflich entsprach, und allmählich deutete Alles auf die Blüthezeit des Ionischen Lebens in Kleinasien hin, welches einen bedeutenden Einfluß auf die übrigen Hellenischen Stämme des Mutterlands des so wohl als der Schwestercolonien ausübte.

Diese Volksthümlichkeit der Ionier sucht der dritte Abschnitt im Allgemeinen darzustellen, mit besonderer Rücksicht auf den Ionischen Geist des Epos. Zugleich werden auch die Hauptmomente

des Ionischen Lebens in Bezug auf die Ausdehnung der Colonien und Handelsverbindungen und den Character ihrer Staatseinrichtungen zusammen gestellt und darnach die Eigenthümlichkeiten der Ionischen Dichtkunst beurtheilt. Bey der Schilderung des Homerischen Zeitalters, welches der vierte Abschnitt in mehreren Abtheilungen umfaßt, geht der Verf. von dem Einflusse der Aeolier aus, um den Satz zu beweisen, daß die Achäische Heldensage und die sich daran schließende Dichtkunst ursprünglich nicht von den Ionern, sondern vielmehr von den Aeoliern gepflegt und ausgebildet, und dann erst durch Ionische Epiker zur höchsten Stufe der Vollendung gebracht worden sey. Die Blüthe des Heldengesanges, die der Name Homeros umfaßt, wird weniger nach den positiven Angaben der Homerischen Biographen als vielmehr nach den innern Bedingungen des Ionischen Lebens in Kleinasien und den benachbarten Inseln bestimmt. Die Anfänge dieser ersten großen Epoche der Hellenischen Dichtkunst sind nach des Verfs Ansicht im Aeolischen Smyrna, und vielleicht auch in andern Aeolischen Städten von Troas, dem Lande des Achäischen Ruhmes, wo sich die Enkel und sonstigen Nachkommen der großen Sieger angesiedelt hatten, zu suchen. Daher mußten die Sagen, welche die Geburt des Homeros in Aeolische Städte verlegen, gründlich geprüft und die Entstehungsgeschichte dieser Städte genau erwogen werden. Als Aeolischer Epiker kam Homeros in die Genealogien des Hesiodos und Terpandros, und durch diese in den Stammbaum des Orpheus. In den Erzählungen von den verschiedenen Geburtsstätten und Wanderungen des großen Dichters sieht der Verf. Andeutungen von Verpflanzung und Verbreitung der epischen Poesie, und in dem

Namen Homeros erkennt er den Zusammenfüger einer Reihe von Sagen zu einer poetischen Einheit, dessen umfassende Kunst von den Homeriden fortgeführt wurde. Von wirklichen Lebensverhältnissen und persönlichen Umständen kann also bey dieser Annahme eines Kunstnamens nicht mehr die Rede seyn, und die Sage von der Blindheit des Homeros entstand bloß aus einer unrichtigen Erklärung dieses Namens (welcher niemahls ein reiner Familienname gewesen ist), oder aus einem mißverstandenen Orakelsprüche in Bezug auf den Tod des Homeros auf der kleinen Insel Ios, wo man sein Grab zeigte, und wo wahrscheinlich Homerische Rhapsoden anlässig waren, welche Hymnen und Epen in den musischen Agonen vorzutragen pflegten. Bey dieser Gelegenheit werden die ältesten Spuren der poetischen Kampfspiele, in denen die epischen Dichter und Rhapsoden einen ehrenvollen Sammelplatz zum öffentlichen Vortrage ihrer Poesie fanden, nachgewiesen und die Proömien oder hymnischen Vorspiele in ihrem Verhältnisse zu den Heldengesängen aus dem Homerischen Nachlasse erläutert. Das Geschlecht der Homeriden wird mit den unsichern Traditionen in Verbindung gebracht, nach denen der Vater der Epik auf Chios gelebt und gedichtet haben soll. Der Name bezieht sich wiederum auf Kunstübung und bezeichnet keineswegs die Nachkommen einer Familie des Homeros. Kreophulos, Kynäthos und A. sind nichts anderes als Homeriden in diesem Sinne. Sie und ihre Nachfolger sind die Träger der Homerischen Lieder selbst noch in spätern Zeiten, als bereits Abschriften derselben überall in Hellas und in den Pflanzstädten verbreitet waren. Was sie als Nachahmer des Homeros selbst dichteten, kam größtentheils unter dem Namen

des großen Meisters in Umlauf, z. B. der Margites, welcher einen Kolophonischen Dichter zum Verfasser hat und die Sage veranlaßte, als sey Homeros selbst ein geborner Kolophonier gewesen. Hieran reihet sich eine kurze Uebersicht der verschiedenen ältern und neuern Hypothesen über Homers Vaterstadt, welche nicht mit der Verbreitung der Homerischen Gesänge in Verbindung stehen, sondern von irgend einem zufälligen Umstande ausgegangen sind.

Die zweyte Abtheilung des vierten Abschnittes beschäftigt sich mit dem Umfange der Homerischen Dichtungen, wobey auf die merkwürdige Erscheinung hingewiesen wird, daß, je weiter wir die Geschichte alles dessen verfolgen, was das höhere Alterthum Homerisch nannte, desto beträchtlicher die Anzahl der Poesien ausfällt, welche außer der Ilias und Odyssee von demselben Verfasser abgeleitet wurden. Zunächst sind aber diesen beiden großen Epopöen zwey besondere Kapitel gewidmet, worin alle Fragen berührt werden, welche seit F. A. Wolf über das Wesen des Epos, über Plan und Anlage eines größern Ganzen, über epische Einheit, über das Verhältniß der rhapsodischen Vorträge zu den Volksfesten, an denen einzelne Theile der Ilias oder Odyssee öffentlich gesungen wurden, öfters aufgeworfen und vielfach besprochen worden sind. Eine voran geschickte Charakteristik der Ilias zeigt zugleich den Vorzug dieses Epos vor der Odyssee und sucht darnach die Stellung zu bestimmen, welche Homeros als Volksdichter unter den Hellenen einnahm. Daran knüpfen sich Untersuchungen über die ursprüngliche Gestalt der Ilias, und über den nothwendigen Zusammenhang und die Einheit des ursprünglichen Entwurfs; ferner über die spätern Erweiterungen einzelner Partien

ohne den Plan des Ganzen zu stören. Hiermit steht die Geschichte der Ilias in enger Verbindung, besonders die Verbreitung derselben in ihrer Ganzheit oder in einzelnen Rhapsodiengruppen. In den Bestrebungen des Lykurgos und Peisistratos um die Einführung der Homerischen Gedichte in Sparta und Athen sieht der Verf. mehr einen politischen als ästhetischen Zweck. Erst seit dem sechsten Jahrhunderte vor Chr. scheint man begonnen zu haben, den Homer als Bildungsmittel der Jugend, anfangs in den Ionischen und dann auch in Dorischen und Aeolischen Staaten zu benutzen, doch so, daß die Ilias mehr in diesen, und die Odyssee mehr in jenen gelesen wurde. Ein besonderes Gewicht wird hier auf einen Ausspruch des Kolophonischen Xenophanes gelegt. Dann verfolgt der Verf. die Geschichte der Ilias bis auf die Zeiten des Aristoteles, dessen Ansichten über epische Darstellung und Kunst und deren Verhältniß zur Tragödie vollständig mitgetheilt und beurtheilt werden. Auf dieser Grundlage führt er zuletzt die eigenen Gedanken über das Wesen des antiken Epos auf, und weist namentlich den objectiven Character des Einzelnen selbst in der Form nach. Diese Darstellung der Ilias schließt mit einer gedrängten Uebersicht der neueren Forschungen. Zunächst wird der Grundgedanke der Odyssee nach Anleitung Aristotelischer Aussprüche entwickelt und das Verhältniß der verschiedenen Theile zur Einheit des Ganzen bestimmt. Daran knüpft sich die älteste Geschichte dieses früh verbreiteten Epos, welches die Hellenen von jeher so ziemlich in demselben Umfange kannten, in welchem wir es jetzt noch besitzen, indem es durch die Zusätze und Erweiterungen der Rhapsoden weniger gelitten hat, als die Ilias. Einzelne kleine Einschübel

werden jedoch von dem ursprünglichen Plane der Odyssee getrennt und aus dem Einflusse der Kyklischen Epiker abgeleitet, welche bereits seit den ersten Olympiaden die Lücken zwischen Ilias und Odyssee, und was der Handlung der Ilias voran gegangen und auf den Schluß der Odyssee folgte, in einer Reihe von kleinern Epen zu ergänzen suchten. Das Verhältniß dieser Kykliker zu Homeros wird vorläufig nur angedeutet, um daraus den Beweis zu ziehen, daß schon in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts vor Chr. Ilias und Odyssee als zwey große Epopöen vorhanden waren und nicht erst im Zeitalter des Peisistratos aus einer Reihe einzelner, von einander unabhängiger und von verschiedenen Epikern gedichteten Rhapsodien zusammen gefügt seyn können. Der ganze Organismus der Odyssee wird dann in seinem engen Zusammenhange und seiner harmonischen Einheit dargelegt und der verschiedene Character desselben von dem der Ilias in allgemeinen Zügen angedeutet. Zuletzt folgt noch ein besonderes Kapitel über die Fortpflanzung und den Vortrag der Homerischen Dichtungen, namentlich über die Arten der Rhapsodik und die bequemere Anwendung der Schreibkunst.

Der fünfte Abschnitt stellt den epischen Kyklos oder Viederkreis selbst dar, und sucht sein allmähliches Entstehen und seine Bedeutung in der Geschichte der Epik nachzuweisen. Das Verhältniß der Kykliker zu Homeros, welches im vorhergehenden Abschnitte nur angedeutet werden konnte, wird hier, so weit es die zerstreuten und unzusammenhängenden Notizen gestatten, genauer bestimmt. Was den Umfang und Inhalt des epischen Kyklos anlangt, so hat sich darüber nach Welcker's eben so ausführlichen als gründlichen Forschungen und nach dem Erscheinen des vorlie-

genden Bandes kürzlich auch Mißsch in einer Beurtheilung des Werks von Welcker (Halle'sche Allgem. Liter. Zeit. Febr. 1838) ausgesprochen, und diejenigen Ansichten noch mehr zu befestigen gesucht, welche er in seinen früheren Schriften bereits im Allgemeinen aufgestellt hatte. Zu erwähnen ist auch noch G. Lange's Schrift über die kyklischen Dichter und den so genannten epischen Kyklus der Griechen, Mainz 1837, welche dem Verf. zu spät zu Gesichte kam, als daß er sie noch hätte berücksichtigen können. Diese ganze Classe von Epikern, von denen die ältesten Jonier, die spätern aber Aolier und Dorier waren und beynabe zwey volle Jahrhunderte in den verschiedensten Gegenden, wo Hellenen wohnten, einer nach dem andern auftraten, schloß sich in sprachlicher Form und Farbe der Darstellung den vorhandenen Mustern an, und führte die Mythen, welche die Homerischen Gesänge nur angedeutet oder theilweise behandelt hatten, in ihrer chronologischen Folge und Umständlichkeit bis zum Abschlusse der heroischen Periode, von der sie schon eine geraume Zeit entfernt lebten, durch. Im Laufe der Zeit ging daraus von selbst mehr das historische als poetische Bild einer übersichtlichen und fast verstandesmäßigen epischen Einheit hervor. Homeros galt ihnen als Mittelpunkt, um den sie sich, wie die Planeten um ihre Sonne, in engeren oder weiteren Kreisen dreheten, und den zweydeutigen Namen der Kykliker erhielten. Wie groß ihre Anzahl gewesen, läßt sich kaum noch bestimmen. Die wenigsten sind uns dem Namen nach bekannt, und ihre Gedichte werden fast sämmtlich mehr als Einem Verfasser beygelegt. Aber der Zusammenhang, in welchem sie bis in die funfziger Olympiaden sich einander fortsetzten, oder zufällig auf einander folgten, so wie auch

der Umfang und das Wesen ihrer Werke, beweisen hinlänglich, daß sie von Anfang an weniger auf Zuhörer als auf Leser rechneten und einer Schreib- und leselustigen Zeit angehörten. Im engern Sinne des Wortes galten indeß nur diejenigen Dichter für Kykliker, welche den Troischen Sagenkreis, mit Ilias und Odyssee in der Mitte, zu einem großen Ganzen abrundeten, welches die Akrisse der Hellenen auch wohl von Homeros selbst ableitete. Die sechs hierher gehörigen Epopöen, die Kypria des Stasinus, welche der Ilias voran ging, die Eolegonie des Eugammon, welche nach der Odyssee folgte, und die Aethiopia des Arktinos, kleine Ilias des Lesches, Ilios' Untergang von Arktinos nebst den Nostoi von Agias, welche den Raum zwischen Ilias und Odyssee ausfüllten, werden dann in eben so vielen Kapiteln der Reihe nach durchgenommen, so weit nämlich der Grundriß der Handlung sich aus den Bruchstücken und Notizen der Alten noch ermitteln läßt. Von dem größern epischen Kyklos, welcher mit der mythischen Vermählung des Himmels und der Erde begann, dann die Götter- und Heldensagen von Hellas nach einander bis zum Ursprünge des Troischen Krieges in chronologischer Folge erzählte, und mit dem Troischen Kyklos schloß, wird nur dasjenige berücksichtigt, was die Alten ausdrücklich als kyklisch bezeichnen. Der Verf. erklärt denselben für ein von Alexandrinischen Gelehrten zur bequemern Uebersicht der Hellenischen Mythengeschichte veranstaltetes Literaturwerk, welches aus verschiedenen Dichtern zusammen gesetzt war. Er hält es aber kaum noch für möglich, den Zusammenhang dieses größern Theils des Kyklos durch eine Folge von Titeln wieder herzustellen, da mancher mythische Stoff von meh-

reren ältern Dichtern doppelt und dreyfach behandelt worden ist. Was indeß von der kyklischen Titanomachie, Thebais, Alkmaonis, Phoronis, Danais, dem Korinthischen Epos, Megimios, der Heraklee oder Dechalia's Einnahme, Minyas, Phokais, dem Amazonischen Gedichte, der Atthis, Theseis, Europa und Oedipodie noch bekannt ist, wird vollständig mitgetheilt und der besondere Inhalt dieser einzelnen Epen im Zusammenhange nachgewiesen. Zugleich wird auch von den übrigen kleinern Epopöen Bericht erstattet, namentlich von den verschiedenen Herakleen, welche zuerst Ionische und dann besonders Dorische Sänger in Umlauf brachten. Neben der Sage von der Argofahrt und den sieben gegen Theben wurde der Herakles-Mythos schon von vorhomerischen Dichtern besungen, wie der Verf. aus Homeros selbst beweist; und kein epischer Stoff ist selbst noch in spätern Zeiten so oft wieder behandelt worden. Ueber die S. 509. Note 4. erwähnte Heraklee des Diotimos ist noch zu vergleichen Dsann in seinen Beyträgen zur Gr. Literaturgeschichte I. S. 298 — 301. Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1834. S. 1134. Der Abschnitt schließt mit Bemerkungen über die kleinern Homerischen Gedichte, namentlich über die Hymnen und Epigramme, den Margites und die Batrachomyomachie und die scherzhaften Kerkopen, Epikhlides, Heptapektos, Keramis und Cirefione.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Junius 1838.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Bode's Geschichte der Hellenischen Dichtkunst.

Der sechste Abschnitt umfaßt die andere Hälfte der Hellenischen Epik, welche im eigentlichen Hellas zu suchen ist, und vielleicht in ihren ersten Anfängen älter ist als die Ionische. Ihre Blüthe stellt sich jedoch erst in dem nachhomerischen Zeitalter des Hesiodos dar und gehört in ihrer hieratisch = didactischen Form den Aeolisch = Dorischen Staaten an. Daher war der Cultus jener Periode zu berücksichtigen und der Ursprung der Hellenischen Mystik aus der Annahme einer Dämonenlehre, welche als Vermittlerin zwischen Menschen und Götter treten sollte, und die bedingte Natur des Menschengeschlechts aussprach, zu erklären. Die eigenthümliche Farbe, welche die Hellenischen Mythen durch diesen veränderten Glauben, welcher die Menschen von der Gottheit weiter entfernte, erhielten, unterscheidet die Gedichte der Hesiodischen Schule, welche einen Zeit-

raum von mehreren Jahrhunderten umfaßt, wesentlich von den Homerischen. Daher macht der Verf. besonders auf die Wichtigkeit derselben zur Kenntniß des religiösen Lebens im eigentlichen Hellas, worüber sie die älteste und einzige Quelle sind, aufmerksam, und schildert dann das Leben des Hesiodos theils nach dessen eigenen Gedichten, theils aber auch nach den Sagen, welche sich in Böotien, Orchomenos, Naupaktos und anderen Städten, wo der Sänger einst wirkte, erhalten hatten. Zunächst werden die sämtlichen Hesiodischen Dichtungen als Erzeugnisse mehrerer Culturepochen bezeichnet und ihr Character im Allgemeinen bestimmt. Daran schließen sich Betrachtungen über den Zusammenhang der Hesiodischen Dichtungsweise mit der Thrakischen Sängerschule und über das Verhältniß derselben zu Homeros. Für ein echtes Gedicht des Hesiodos hält der Vf. die Werke und Tage, deren Zweck und auf eine poetische Einheit gerichteten Plan er gegen die unpoetischen Zerstückelungstheorien einiger neuern Gelehrten vertheidigt, und in dem Ganzen eine ursprüngliche Gestalt und einen ethisch-didactischen Character erkennt. Mit Freude hat er wahrgenommen, daß auch Ranke in seiner kürzlich erschienenen *Commentatio de Hesiodi Operibus et Diebus* an der Idee der Einheit und Ganzheit dieses merkwürdigen Gedichts, welches in den neuesten Zeiten von mehr als einer Seite den Forschungsgeist der Philologen in Anspruch genommen hat, fest hält und zugleich die schätzbaren Beyträge zur Beurtheilung des Einzelnen geliefert hat. Dann folgt eine Untersuchung über die Hesiodische Theogonie mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen, welche den Grundgedanken des ganzen Epos, die chronologische Anordnung der Göttermeythen, das sonderbare Proömion, den

innern Zusammenhang der Titanen- und Gigantenkämpfe mit der Idee des Ganzen (ausgenommen einige fremdartige Zusätze, welche spätere Hände hinzu fügten) theils zu zerstören, theils zu beweisen und zu befestigen gesucht haben. Zuletzt folgen die Ansichten über Echtheit und Unechtheit des ganzen Gedichts, welches keinen befriedigenden Schluß hat, und in den letzten Versen auf ein andres und zwar das längste der Hesiodischen Epen, die Eöen oder das Lied von den Heldenfrauen, hinweist. Dieses wird daher zunächst in Erwägung gezogen, und daran schließt sich das Kapitel über den Schild des Herakles, von dem nur der Anfang alt ist, der Haupttheil aber aus einer verhältnißmäßig jüngern Zeit stammt. Den Schluß machen die Melampodie, der Aegimios, das astronomische Epos und andere nur dem Titel nach bekannte Dichtungen, deren Verfasser später lebten als Hesiodos, und nur dadurch, daß sie sich dem Hesiodischen Stile angeschlossen, mit dem Stammvater ihrer Schule verwechselt worden sind.

Der siebente Abschnitt gibt eine Uebersicht der religiösen und philosophischen Lehrgedichte, die zunächst auf die Hesiodische Periode folgten und auch dem Geiste nach ihr am nächsten stehen. Hier werden zuerst die Zeitverhältnisse geschildert, aus denen die verstandesmäßigere Bildung (zu welcher der Name Hesiodos bereits den Uebergangspunct bildet) hervor ging, welche die rein didactische Richtung des Epos voraus setzt. Das Epos war damals schon zur eigentlichen Kunstichtung geworden, die nicht mehr aus der unbefangenen Liebe zur poetischen Erzählung, sondern aus dem Triebe nach gelehrter Anordnung der vorhandenen Sagenmassen oder wissenschaftlicher Kenntnisse und philosophischer Speculationen hervor ging und

aufhörte Volksdichtung zu seyn. Dadurch büßte es viel von seinem objectiven Character ein und entsprach nicht mehr den natürlichen Zuständen. Mit dem Verluste seiner Popularität sank es unter den Händen einzelner Dichter in die Kreise des stillen Privatlebens herab, wo auch Aeolier und Dorier sich gleichmäßig mit ihm beschäftigten und sich in die Ionische Form zu schmiegen wußten. Diese Thatsache spricht für das Verlöschen des epischen Lebens innerhalb der bisherigen Abgrenzung durch Stämme; und die neue Bildung des Hellenischen Volks von jetzt an bis zu den Perserkriegen liefert den Beweis, daß bereits mit 600 vor Chr. das Zeitalter der Prosa und verstandesmäßigen Denkart sich zu entwickeln begann, wodurch die Poesie immer mehr an Spielraum und Bedeutsamkeit unter den einzelnen Stämmen verlor. Zunächst suchte sich das Epos der mythisch-religiösen Seite des damaligen Lebens anzuschließen. Hier findet also Epimenides von Kreta seinen Platz, dessen Wirksamkeit als Dichter ausführlich geschildert wird. Seine Blüthe bringt der Verf. mit der weit verbreiteten Thätigkeit der Orphiker zusammen, welche, wie Epimenides, ebenfalls Sühnpriester, Aerzte und Wahrsager zugleich waren. Der große Ruhm des Kretischen Weisen läßt sich nur aus dem Zusammenwirken mehrerer Secten erklären, welche die Gemüther ihrer Zeitgenossen für den Glauben an Wunder empfänglicher machten, und die aus der Dämonologie hervor gegangene Lehre von der Vermittelung zwischen Gott und Menschen im Bewußtseyn des Volks befestigt hatten. Aus diesem Gesichtspuncte müssen wir den dichterischen Character des Epimenides betrachten, welcher vorzugsweise ethisch-religiöse Sühngedichte verfaßt haben soll. In dasselbe Zeitalter des geheimen

Priesterwirkens und des Wunderglaubens fällt auch die Thätigkeit des Aristaeus von Prokonnesos, dessen Arimasphisches Gedicht sich in der Erzählung höchst abenteuerlicher Geschichten und Schiffermährchen der Odyssee angeschlossen. Was von seinem seltsamen Leben bekannt ist, sucht der Vf. aus gewissen örtlichen Ueberlieferungen abzuleiten, welche mit der Verpflanzung des Apollinischen Cultus in Verbindung standen. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Leben und der poetischen Thätigkeit des Hyperboreers Abaris, dessen Andenken sich besonders an Sparta und Athen knüpft, wo er als nordischer Bote des Ferntreffers ankam und als solcher zum Zeichen seiner göttlichen Sendung einen Pfeil führte, welcher zu allerley Fabeln Anlaß gegeben hat. Als epischer Dichter gehört er mit Epimenides in eine Classe. In mancher Rücksicht verschieden von beiden wird Dnomakritos geschildert, welcher nicht als Schwärmer oder enthusiastischer Beförderer eines bestimmten Cultus auftrat, sondern mit klarer Einsicht in die Zeitverhältnisse ein System der Orphischen Theologie auf den Trümmern verschollener Traditionen durch Verbreitung mystisch-religiöser Epen vom politischen Standpunkte aus zu begründen suchte. Zuletzt kommen die wissenschaftlichen Lehrgedichte der Ionischen Physiologen, welche mehr der Form als dem Inhalte nach in die Geschichte des Epos gehören. Nach einer kurzen Erörterung dieser Frage und nach der Bestimmung des Wesens der didactischen Epik stellt der Vf. zuerst Xenophanes nach seinem Leben und Dichten dar, ohne jedoch sein philosophisches System, so weit dieses aus den Quellen noch ermittelt werden kann, zu entwickeln, weil eine solche Entwicklung in die Geschichte der Philosophie gehört. Mit derselben

Beschränkung wird dann auch von Parmenides und Empedokles gesprochen.

Der achte Abschnitt endlich sucht ein Bild von den Epopöen des Peisandros, Panyasis, Choerilos und Antimachos aufzustellen und schließt mit dem Kentaurus des Chaeremon. Auch hier wird besonders auf die Zeitverhältnisse Rücksicht genommen, unter denen sich die Poesie eines jeden dieser fünf Dichter entfaltete, und daneben noch mancher andere weniger bekannte Epiker beyläufig erwähnt.

G. H. Bode.

(Die Anzeige von Band II u. III., die Lyrische Poesie umfassend, demnächst.)

E b e n d a s e l b s t.

Sumptibus typisque Fr. Chr. Guil. Vogelii, 1837. Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt edita et inedita ad autographorum optimorumque exemplorum fidem edidit additisque de scriptura et lingua Phoenicum commentariis illustravit Guil. Gesenius. — Pars prima duos priores de litteris et inscriptionibus Phoeniciis libros continens. — Pars secunda duos posteriores de numis et de lingua Phoenicum libros continens. XXVIII und mit fortlaufender Seitenzahl 481 Seiten gr. Quart. — Pars tertia quadraginta sex tabulas lapidi inscriptas continens. (Preis 12 Thaler.)

Daß die Phönicier die Erfinder der Buchstabenschrift gewesen seyn sollen, ist eine bekannte Sage des Alterthums, die auch mit kurzen Wor-

ten in dem aus Lucan. Pharsal. genommenen Motto des ersten Theils enthalten ist:

Phoenices primi, famae si creditur, ausi
Mansuram rudibus vocem signare figuris.

Allein bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts wußte man nicht einmahl, wie Phöniciſche Buchſtaben ausſahen, und erſt unſern Tagen iſt es durch die raſtloſen Bemühungen eines gelehrten Forſchers vorbehalten, die Geltung der einzelnen Characteren mit Sicherheit feſt zu ſtellen und den Sinn der noch vorhandenen Schriftdenkmähler mit Beſtimmtheit zu enträthſeln. Wir wollen es verſuchen, unſere Leſer mit dem Inhalte des ſchön geordneten, an neuen Aufſchlüſſen ſo reichhaltigen und belehrenden Werkes bekannt zu machen.

Das erſte Buch über die Phöniciſche Paläographie gibt im erſten Kapitel die Literaturgeſchichte über dieſen Gegenſtand. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden in Spanien und Sicilien die erſten Phöniciſchen Münzen ausgegraben und darauf in numiſmatiſchen Werken abgebildet; waß Scaliger, Bochart, Walton u. A. für Phöniciſch ausgaben, ſind nur Samaritaniſche Alphabete, glücklicher waren Nbenferd und Montfaucon in der Erklärung der Phöniciſchen Münzaufſchriften; doch erſt Swinton in Oxford und Barthelemy in Paris ſind durch die Entzifferung der 1735 auf Malta und 1745 auf Cypren gefundenen Inſchriften die eigentlichen Gründer der Phöniciſchen Paläographie geworden. Indeß waren es immer nur einige wenige Gelehrte, welche dieſe Studien trieben, biß ſie durch neu aufgefundene Hülfsmittel in der neueren Zeit weſentlich gefördert wurden; nach Ackerblad, Beller- mann und Kopp haben ſich unter den Neueſten beſonders Münter, Lindberg und Quatremere Ver-

dienste erworben. Zu diesen letzteren gehört dann auch Hr Gesenius schon selbst durch mehrere kleinere Schriften, die gleichsam die Vorläufer dieses größern Werks waren, wodurch er alle seine Vorgänger weit übertroffen hat. — Das zweite Kapitel belehrt uns, in welchen Gegenden und zu welchen Zeiten man sich der Phöniciſchen Sprache und Schrift bedient habe. Außer Phöniciern, woselbst indeß leider! bis jezt keine Sprachüberreste gefunden sind, wurde auch in Cilicien, auf Cypern und auf der ganzen Nordküste von Afrika Phöniciſch gesprochen und auf Malta, Sicilien und in Aegypten sind mehrere Denkmähler mit Phöniciſcher Schrift aufgefunden; merkwürdig sind auch drey zu Athen entdeckte, von Phöniciſchen Kaufleuten herrührende Inſchriften mit beigefügter Griechiſcher Ueberſetzung. Das älteste Denkmahl ist eine Ciliciſche Münze vom J. 394 vor Chr. und die jüngste Inſchrift auf einem Triumphbogen zu Tripolis aus der Zeit des Septimius Severus ums J. 203 nach Chr. Nach den verschiedenen Gegenden müſſen beſonders dreyerley Schriftzüge unterschieden werden: die eigentlich Phöniciſchen, wozu die von Malta, Athen, Cypern, Sardinien und Sicilien gehören, die Numidiſchen in Africa und die abweichenderen Aegyptiſchen, die mehr Aramäiſch ſind. Nach dieſer Eintheilung werden im dritten Kapitel nach einer kurzen Recenſion der von anderen Gelehrten gegebenen Alphabete die Phöniciſchen und Numidiſchen Charactere der einzelnen Buchſtaben der Reihe nach erklärt und dieſe älteren Züge muß man betrachten, wenn man zwischen den Figuren der Buchſtaben und den Gegenständen, welche ihr Name bezeichnet (Alepß Stierkopf, Beth Haus, Simel Kameel), einige Aehnlichkeit fin-

den will *). Jeder Buchstabe hat mehrere, 3, 6, 10 Formen, entweder ältere und neuere, oder genauer und nachlässiger geschriebene, welche auf Taf. 1. nach der Reihenfolge des Hebräischen Alphabets übersichtlich zusammen gestellt sind. Hieran schließen sich Bemerkungen über die Abtheilung der Worte, über den gänzlichen Mangel von Vocalzeichen und über den Gebrauch der Vocalbuchstaben Aleph, Bay, Jod und He. Daß die Phönicier, wie alle Semitischen Völker, von der Rechten zur Linken schrieben, wäre zu bemerken kaum nöthig gewesen, wenn nicht ein Beispiel vorkäme, wo die Aufschrift einer Münze von der Linken zur Rechten gelesen werden muß. Das Phönicische Alphabet in Aegyptischen Denkmählern oder das Aramäisch = Aegyptische wird im vierten Kap. mit Beziehung auf Taf. 4. erläutert. Hierauf folgt im fünften Kap. gleichsam der Stammbaum der altphönicischen Schrift, deren Töchter sind Alt = Griechisch, Alt = Persisch, Alt = Hebräisch, Aramäisch = Aegyptisch, Neu = Phönicisch und Himjaritisch. Das Verhältniß dieser und der aus denselben wiederum abgeleiteten Schriftarten wird in den folgenden Paragraphen sehr lehrreich entwickelt und die verschiedenen Charactere sind auf Taf. 2 u. 3. abgebildet. Das sechste Kap. handelt von den Phönicischen Zahlzeichen.

Nach diesen aus der Vergleichung sämtlicher Schriftdenkmähler gewonnenen Erläuterungen geht der Verf. im zweyten Buche zu der Erklärung der einzelnen Inschriften selbst über. Die

*) Den Gegenständen noch ähnlicher und deshalb wohl noch älter sind die Figuren der Aegyptischen Hieroglyphenschrift.

geringe Anzahl der bisher bekannt gewordenen Monumente war eine der Hauptschwierigkeiten einer sicheren, richtigen Interpretation derselben, deshalb war Hr G. darum bemüht, alle, von denen er Kunde hatte, in sein Werk aufzunehmen, und ihre Zahl beläuft sich auf 75; mehr als die Hälfte derselben sind von den Orten, wo sie gefunden wurden, entfernt und in öffentliche und Privat-Bibliotheken und Sammlungen von Antiquitäten gebracht, z. B. nach London, Oxford, Paris, Berlin, Kopenhagen, Leiden, Haag. Wichtiger war es noch, überall getreue Copien zu bekommen und in den Tafeln wieder zu geben, da die bisherigen Werke in dieser Hinsicht sehr Vieles zu wünschen übrig ließen; auch hierauf hat Herr G. die größte Sorgfalt verwandt und außer den neu hinzu gekommenen mehrere ältere selbst wieder abgezeichnet, andere schon gedruckte aufs Neue vergleichen und verbessern lassen; die hier vorkommenden Abweichungen von den Vorgängern werden überall genau angemerkt. Den Anfang machen vier Maltesische Inschriften, weil die erste derselben am besten erhalten, dadurch am deutlichsten zu lesen und mit Hülfe der beygefügtten Griechischen Uebersetzung am leichtesten zu erklären war, und auf sie gestützt die nachfolgenden Entzifferungen um desto sicherer fortschreiten konnten. Sie befindet sich gleichlautend auf zwey Lampengestellen von Marmor, von denen das eine zu Malta, das andere zu Paris aufbewahrt wird, und gibt an, daß dieselben von zwey Brüdern aus Tyrus Abd Osir = Διονυσιος und Osir Schamar = Σαραπιον dem Melcart = Ηρακλης geweiht sey. Nach der sichern Bestimmung der einzelnen Charactere und des vollständigen Sinnes geht der Verf. zur Erlä:

rung und Analysirung der einzelnen Worte über, wobey er einen Schatz von grammatischen, sprachvergleichenden, historischen, antiquarischen und anderen Bemerkungen entwickelt; zuletzt sucht er das Alter der Inschrift auffindig zu machen und setzt sie in das dritte Jahrhundert vor Chr. Mit gleicher Genauigkeit wird bey allen folgenden Inschriften verfahren, die hier nicht einzeln ausführlich beschrieben, sondern nur namhaft gemacht werden können, indem wir auf die wichtigsten aufmerksam machen. Das zweyte Maltesisch-Phönicische Denkmahl ist eine Grabschrift, das dritte und vierte zwey Motivtafeln. Auf die schon oben erwähnten drey Phönicischen Leichensteine zu Athen folgen dann 33 Inschriften von Steinen, welche an der Küste von Cypren aus den Ruinen der Mauern von Citium ausgegraben und von Pocock, einige auch von Porter copiert wurden; die erste und, wie es scheint, die wichtigste derselben ist theils wegen der undeutlichen Schrift, theils wegen der Beziehung auf unbekante geschichtliche Ereignisse dem Hn Herausgeber noch nicht ganz deutlich geworden, die übrigen 32 sind Grabschriften, welche größtentheils wenig mehr als die Namen der darunter Begrabenen enthalten; auch eine Gemme mit Phönicischen Namen wurde unter den Ruinen von Citium gefunden. Leichensteine mit Phönicischer Schrift hat man noch in mehreren Gegenden entdeckt, wie in Sardinien, am Berge Eryx in Sicilien, zu Carthago und Thugga. Motivtafeln von Privatpersonen wie die oben erwähnten, werden noch sieben von Carthago beschrieben und dergleichen von Fürsten und Volk geweihte vier Numidische. Eigenthümlicher Art ist eine fünfte Numidische, von Adrichen, einem Numidischen Könige, dem Lybischen

Baal, 'welcher die Schaaren der Römer geschlagen' gewidmet. Die schon erwähnte Inschrift eines zu Tripolis gefundenen Steines, der zu einem Triumphbogen gehörte, wird erklärt durch *Dominium imperii Romani perstat in aeternum*. — Zu den Aramäisch-Phöniciſchen Monumenten aus Aegypten gehören beſonders mehrere beſchriebene Papyrus Stücke, welche von allen die meiste Schrift enthalten, aber leider! nicht vollſtändig ſind, ſo daß nur aus wenigen durch Conjecturen ein ungefährer Sinn heraus gebracht werden konnte. Am Schluſſe dieſes Buches erwähnt der Verf. noch einiger pseudophönicischer Inſchriften, welche entweder ihre Entſtehung dem Betrüge einer ſpäteren Zeit zu danken haben, oder in die Charactere einer anderen Sprache umgeſchrieben werden müſſen, um richtig verſtanden zu werden.

Zweyter Theil. Das dritte Buch enthält die Beſchreibung der Phönicischen Münzen in 5 Kapiteln, von denen das erſte ſich mit den Phönicischen Landesmünzen beſchäftigt. Von dieſen hat man keine ältere, als die unter den Seleuciden ſeit Antiochus dem Vierten geſchlagen ſind, und das Gepräge iſt nicht ſonderlich gut; Tyrus, Sidon, Ptolemais, Laodicea und Marathus ſind die Münzſtädte, unſicher ſind die von Aradus und Berytus. Die meiſten haben neben der Phönicischen auch eine Griechiſche Aufſchrift, jene für das Volk, dieſe für die Kaufleute, um ſie auf ihren Handelsreiſen gebrauchen zu können. — Das zweyte Kapitel handelt von den Ciliciſchen Münzen; dieſe ſind unter den Phönicischen die älteſten, in verſchiedenen Städten Ciliciens, beſonders in Tarsus unter der Herrſchaft der Per-

fer geschlagen und von sehr schönem Gepräge. Es gibt deren noch eine große Menge und sie sind schon vielfach abgebildet, jedoch bisher noch nicht genügend erklärt; sie waren einst sehr weit verbreitet, denn man hat dergleichen selbst in Indien gefunden. Hr G. hat nun die Fehler seiner Vorgänger berichtigt, und so wohl über die Aufschriften, als über die Embleme der Münzen ausführliche Erörterungen gegeben. Die am schönsten ausgeprägten Münzen sind aber die Sicilischen, die im dritten Kapitel beschrieben werden, welche zur Zeit, als die Carthager Sicilien beherrschten, in Panormus, Heraclea, Syracus, Motyn und auf den Inseln Cossura und Saulos geschlagen sind. In Spanien, Kap. 4., waren die Küstenstädte Cadix, Serti, Abdera, Belo und Malaga die Münzstädte der Phönicier, von denen noch Münzen vorhanden sind. Auffallend ist es, daß in Carthago selbst, ehe es unter die Herrschaft der Römer kam, keine Münzen ausgeprägt zu seyn scheinen, denn man hat bis jetzt noch keine solche entdecken können; aus den Zeiten der Römer finden sich mehrere mit Lateinischer Aufschrift. Dagegen finden sich nach Kap. 5. aus dem übrigen Afrika verschiedene Münzen mit Phönischer Schrift, wonach dieselben theils von den Numidischen Königen Tuba dem älteren und dem jüngeren, theils von den Küstenstädten Achulla, Vacca, Tripolis und Siga geschlagen wurden.

Fragt man nach dem Nutzen, welchen die Untersuchung dieser Monumente hat, so ist er gewiß nicht unbedeutend; zunächst hat es kein geringes Interesse, welchen großen Zuwachs die Paläographie und Numismatik überhaupt dadurch erhalten; dann wird die Verwandtschaft und nä-

here Verbindung der Völker und Gegenden, wo sich Phöniciſche Ueberreſte finden, unwiderleglich dargethan; die Antiquitäten werden auf mehrfache Weiſe bereichert durch die Kunde der von den Carthagern und Numidiern verehrten Gottheiten, der bey jenen vorkommenden Namen der Regierungsbeamten und der bey dieſen gebräuchlichen Menſchenopfer; auch für die Geſchichte werden einige Nachrichten gewonnen, und noch bedeutendere für die Geographie durch die ſonſt nirgends vorkommenden Namen der Münzſtädte. Ganz beſondere Reſultate laſſen ſich aber aus der Sprache ſelbſt für andere Sprachen ziehen, und der Entwicklung derſelben hat der Verſ. das letzte vierte Buch gewidmet, wo er außer den biſher erklärten Phöniciſchen Monumenten auch die bey den Griechiſchen und Römischen Schriftſtellern vorkommenden Phöniciſchen Namen, Phraſen und vollſtändiger Sätze zu Hülfe genommen und mit Benutzung, aber auch Verbeſſerung, früherer Werke erläutert hat.

Das Phöniciſche iſt mit dem Hebräiſchen nahe verwandt und ihm von allen Semitiſchen Dialecten am ähnlichſten, und nicht etwa, wie Andere angegeben haben, ein Gemiſch aus ihnen allen, Hebräiſch, Arabiſch, Syriſch, Chaldäiſch. Dieſe Aehnlichkeit iſt in vielen Fällen völlige Gleichheit, ſelbſt in Unregelmäßigkeiten und Abweichungen der Formen und Flexionen, die das Hebräiſche mit keinem anderen Dialecte gemein hat, ſo daß die Phöniciſchen Conſonanten faſt überall wie Hebräiſche vocaliſirt und geſehen werden können. Bey dem nicht zu verkennenden Unterſchiede der älteren und jüngeren Schriften des alten Teſtamentes iſt es nicht auffallend, ſondern ganz natürlich, daß ſich das Phöniciſche in den erhalte-

nen Monumenten mehr an die letzteren anschließt, da dieselben ebenfalls aus der späteren Zeit herkommen. Aramäische Formen gibt es nur sehr wenige, und Wörter, welche sich jetzt nur aus dem Arabischen erklären lassen, sind solche, die im alten Testamente nicht vorkommen, aber ursprünglich gewiß allen Semitischen Dialecten angehörten. Die hauptsächlichsten und doch nur unbedeutende Abweichungen von dem Hebräischen sind die beständige Auslassung der Vocalbuchstaben, die verschieden modulierte Aussprache einiger Vocale, z. B. des Cholem wie *û*, die Contraction der Silbe *al* in *o*, welches dann zuweilen durch *Uin* ausgedrückt wird, und die fast immer auf *t* statt auf *h* ausgehende Feminin-Endung. Daß die Phönicier einige fremde Wörter in ihre Sprache aufgenommen haben, ist bey ihrem ausgebreiteten Verkehre nicht sehr auffallend, und die Eigennamen der Länder und Völker, welche sie besuchten, mußten in ihre Sprache übergehen. Indesß ist zwischen der Sprache der Colonien, wie Carthago und Tripolis, und der des Mutterlandes nicht die geringste Verschiedenheit bemerkbar. — Am längsten hat sich das Phöniciſche oder das Punische in Afrika erhalten, wo nach Augustins Angabe das Volk noch zu seiner Zeit keine andere Sprache verstand; es ist aber eine falsche Ansicht, daß sich noch Spuren desselben in dem Maltesischen fänden, denn die Semitischen Bestandtheile dieser Sprache sind vielmehr erst durch den Einfluß des Arabischen hinein gekommen.

Römische und Griechische Schriftsteller berichten, daß die Punische Literatur zur Zeit der Römischen Eroberungen sehr reich gewesen sey, und außer dem berühmten Sanchuniathon nennen sie

noch mehrere ausgezeichnete Literaten und Autoren, darunter die großen Feldherren der Carthager. Was nun überhaupt von der Phöniciſchen Literatur noch vorhanden iſt, hat der Verfaſſer in den folgenden Kapiteln in eine ſehr ſchöne Ueberſicht gebracht, und zwar enthält das zweyte Kapitel ein alphabetiſches Verzeichniß ſämmtlicher in den Inſchriften und Münzen vorkommenden Wörter mit Verweiſung auf die vorher gehenden Erklärungen; das dritte Kapitel behandelt die bey den Griechiſchen und Lateiniſchen Schriftſtellern erhaltenen Phöniciſchen Sprachüberreſte, zuerſt die Punischen Stellen bey dem Plautus, dann einzelne bey ihnen vorkommende Wörter, darauf die Nomina propria der Menſchen und Gottheiten und zuletzt die der Länder und Dörter, Alles alphabetiſch geordnet. Den Schluß des ganzen Werkes macht im vierten Kapitel eine kurze Grammatik der Phöniciſchen Sprache. — Von dem doppelten Index vereinigt der erſte, als ein Phöniciſches Lexicon, alle in den Inſchriften, Münzen und bey den Schriftſtellern erhaltenen Wörter, und kann beſonders einem künftigen Forſcher dazu dienen, gleich zu erfahren, ob und wo ein Wort ſchon vorkommt, wenn, was ſehr zu wünſchen wäre, noch mehr Phöniciſche Monumente aufgefunden werden ſollten.

F. W.



G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 2. Julius 1838.

G ö t t i n g e n.

Am 4. Junius geschah auch in diesem Jahre wie gewöhnlich die Preisvertheilung an die Studierenden, die jetzt zum ersten Mahle in unserm neuen Locale, der Aula, statt fand. Die Rede ward von dem Professor der Beredtsamkeit Hn Hofrath Dfr. Müller gehalten. Indem darin das Andenken an den Stifter des Instituts, König Georg III., dankbar erneuert ward, wurde zugleich bemerkt, wie die Zwecke desselben erreicht worden seyen, die nicht so wohl dahin gehen können, die Wissenschaften zu erweitern, als vielmehr den Fleiß der Studierenden anzu-spornen, und zugleich ihnen eine Gelegenheit zu geben, sich der Welt durch vorgelegte Proben bekannt zu machen, und vielleicht eine künftige Laufbahn sich zu eröffnen. Indem der Redner bey Erwähnung der günstigen und ungünstigen Schicksale die uns in dem verflossenen Jahre betroffen haben, auch die Amtsfeyer zweyer der älteren Lehrer in demselben, Heeren und Hugo,

erwähnte, führte er den Lectern, der gleich bey der ersten Bertheilung durch seine Abhandlung *de fundamento successionis ab intestato* den Preis in der juristischen Facultät errang, als Beweis des vorher Gesagten von den glücklichen Folgen des Instituts an, indem derselbe, nach seiner eigenen Versicherung, dadurch nicht nur in dem Gange seiner Studien zu der ihnen gegebenen Richtung aufgemuntert sey, sondern auch seine nachmalige Laufbahn auf unserer Universität sich eröffnet habe. Auch die dies Mahl eingereichten Schriften geben Beweise, daß der Fleiß der Studierenden sich nicht verringert habe.

Die Preisfragen sind bereits in dem vorigen Jahrgange unserer Blätter S. 1083. angegeben. Der theologischen Facultät waren zwey Schriften übergeben, von denen die eine des Preises würdig befunden ward. Ihr Verfasser ist Herr Carl Wilhelm Hänell aus Lüchow. Der Verfasser der andern, der sich noch nicht genannt hat, erhielt das *Accessit*. Um den Predigerpreis hatten sich drey beworben; der Preis ward unter zweyen getheilt, so daß der erste, Herr August Friedrich Wilhelm Beste aus Braunschweig, zwey Drittheile, Herr Adolph Köler aus Celle ein Drittheil desselben erhielt.

Der juristischen Facultät war nur Eine Schrift eingeliefert, die jedoch des Preises nicht würdig befunden ward.

Der medicinischen Facultät waren zwey Schriften überreicht; den Preis erhielt Hr Georg Heinrich Christian Hellmuth Riehn aus Andreasberg; als Verfasser der zweyten, die das *Accessit* erhielt, meldete sich Hr Wilhelm Stricker aus Frankfurt a. M.

Der philosophischen Facultät waren zwey Schriften übergeben, die beide des Preises würdig be-

funden wurden. Wir haben einen neuen Beweis der Liberalität des hohen Curatoriums zu rühmen, indem auf die Anfrage, ob der Preis getheilt werden solle, die Antwort erfolgte: daß jeder der volle Preis zu Theil werden sollte. Die Verfasser sind Hr Theodor Müller aus Clausthal, und Hr Christian Anton Ludwig Schiller aus Rothenburg = Neustadt in Bayern, beide Mitglieder des philologischen Seminars.

Die Aufgaben für den 4. Junius 1839, wie sie in dem Programme abgefaßt sind, sind folgende:

Ordo Theologorum

postulat:

Exponatur doctrina ethica de mediis rebus seu adiaphoris, quae vocantur, itemque de licitis, ita quidem, ut, enarratis iusto ordine diversis cum Philosophorum tum Theologorum sententiis, systematica arte quaeratur, quid de iis rebus ex auctoritate sacrorum librorum vere statuendum sit.

Certaturis de praemio homiletico proponit locum Evang. Lucae XIV, 25 — 33.

Ordo Iureconsultorum

hanc proponit quaestionem:

Exponantur potius quam diiudicentur variae opiniones de origine partitionis Digestorum in Digestum vetus, Infortiatum cum tribus partibus et Digestum novum.

Ordo Medicorum

postulat,

ut causa tetani accuratius exquiratur, praecipueque diiudicetur, rectene positum sit, inflammationem medullae spinalis illi morbo subesse.

Ordinis Philosophici

nova quaestio haec est:

Kantius categorias quo consilio, quo iure, quanta constantia, quali successu rebus diversissimis applicuerit, cum saepe disputatum sit: ad pleniorum huius causae cognitionem requiritur exemplorum in illius scriptis obviatorum accurata expositio; ut appareat, quid in singulis exemplis ad categoriarum amussim elaboratum, quid omissum sit aut ingeniose magis quam severe additum atque inventum. Eminent autem inter luculentissima huius generis exempla theoriae de materia (in libro: *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft*) et de pulchro (in libro: *Kritik der Urtheilskraft*): quocirca postulat ordo philosophorum, ut primo seorsum, in utroque exemplo, quid a categoriis deductum, quid aliunde inductum, quid in applicandis categoriis vel rite peractum et probandum, vel desiderandum, aut addubitandum, et fortasse mutandum sit, ostendatur; deinde illae de materia et de pulchro doctrinae inter se conferantur; denique expendatur, quaestionesne, quid sit materia et quid sit pulchrum, ad eandem investigandi normam redigi debeant, et quousque id fieri possit.

Hn.

B e r l i n.

Bey Dümmler: Vergleichende Anatomie der Myxinoïden, der Cyclostomen mit durchbohrtem Gaumen. Erster Theil. Osteologie und Myologie. Vorgetragen in der Königl. Academie

der Wissenschaften zu Berlin im J. 1834, mit einigen neuen Zusätzen von J. Müller. 1835. 276 Seiten nebst 9 Kupfertafeln in Folio.

Zu den vielfachen Verdiensten, welche der berühmte Verf. um die Physiologie, Anatomie und Zoologie sich erworben hat, gehört auch diese vergleichende Anatomie der Myxinoiden. Unter den zootomischen Schriften, sagt der Verf., sind diejenigen vorzüglich von einem großen Einflusse auf die Wissenschaft geworden, welche entweder die vergleichende Geschichte eines Organs durch die ganze Thierwelt dargestellt, und dadurch das Wesen desselben enthüllt haben, oder welche die vollständige descriptive Anatomie eines einzelnen Thiers geliefert haben, wodurch die weitere vergleichende Betrachtung erst ihre sichern Anhaltspuncte gewinnt. Die Anatomie der Schildkröte, des Schnabelthiers, der Weidenraupe, des Maykäfers, des Nautilus gehören zu den Meisterwerken der letztern Art. Unter allen Thieren müßten aber vorzugsweise diejenigen die Neugierde nach der Kenntniß ihres innern Baues erregen, welche an der Grenze einer Classe stehen und, indem sie einen Theil der Charactere der Classe zu verlieren scheinen, uns gleichsam den Typus der Classe am aller einfachsten zeigen. In dieser Hinsicht mußte die Anatomie des Schnabelthiers und der Schidna für die Classe der Säugethiere, die der Proteideen und Caccilien für die Classe der Amphibien, die der Cyclostomen für die Classe der Fische, der Bernaeen für die Crustaceen von großer Wichtigkeit seyn. — Die Cyclostomen, heißt es ferner, mußten den Anatomen in doppelter Hinsicht interessant seyn, einmahl weil sie an der Grenze der Fische, das andere Mahl, weil sie an der Grenze der Wirbelthiere überhaupt stehen. Die Naturforscher haben daher auch mit Dank die

trefflichen Arbeiten von Rathke über zwey Hauptgruppen dieser Thiere, die Petromyzon und Ammocetes, aufgenommen. Aber leider entbehrte man noch immer die Anatomie der Myxinoïden, denen in Hinsicht ihres Schicksals in der Naturgeschichte wenige Thiere gleich kommen, indem es noch nicht so lange her ist, daß die *Myxine glutinosa* in nicht weniger, als in vier Classen, außer den Fischen, unter den Amphibien, Mollusken, Würmern figurirt hat. Die einzigen Gattungen dieser Familie, *Myxine* und *Heptatrema* Cuv. sind selten; letztere ist sogar erst von einem einzigen Beobachter untersucht worden. Wie viele Gründe für den Verf., die Anatomie dieser Thiere aufzuhellen, als er unter dem Vorrathe von unpräparierten Gegenständen des Kön. anatom. Museums zu Berlin eine Species der, der merkwürdigen *Myxine* verwandten, Fischgattung vorfand, wovon Home eine andere Species einst beschrieb, und der Cuvier mit Unrecht den Namen *Heptatrema* gab, weil es auch eine Species mit 6 Kiemenlöchern, und eine mit 6 auf einer, 7 auf der andern Seite gibt. Der Vf. hat diese Gattung *Bdellostoma* (Säugermaul) genannt, und die Anatomie der Familie (Myxinoïden) nach 2 Species aus dieser Gattung, so wie nach einer größern Anzahl von Exemplaren der *Myxine* bearbeitet. Da über die Anatomie der *Myxine glutinosa* schon einige schätzbare fragmentarische Mittheilungen vorhanden sind, so mußte die Gattung *Bdellostoma* vorzugsweise der Gegenstand einer vollständigen, durch Abbildungen erläuterten, Darstellung werden, an welche sich dann die Abweichungen der *Myxine* anreihen ließen. Bevor nun aber der Verf. die Resultate seiner Untersuchungen mittheilt, gibt er einen kurzen Abriß der bisherigen Kenntniß über die in Frage stehenden

Fische und seine eigene Eintheilung und Charakteristik der Knorpelfische, und namentlich der Cyclostomen, worin er die Stelle der Myxinoiden im Systeme, und ihr Verhältniß zu den übrigen Cyclostomen und Knorpelfischen, gemäß ihrem anatomischen Baue, bezeichnet.

Dieser ziemlich mit den eigenen Worten des Verfs gegebene Bericht möge hinreichen, auch die Leser unserer Blätter auf dieses Meisterwerk aufmerksam zu machen, zu dessen Lobe wir eben so wenig etwas hinzu zu fügen haben, als zu dem der beiden folgenden allgemein bekannten vom Hn Prof. Müller heraus gegebenen oder verfaßten Werke:

B e r l i n.

Bey Eichler: Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin. In Verbindung mit mehreren Gelehrten heraus gegeben von Johannes Müller. Vom J. 1834 an. In Octav.

Mit jedem Jahre hat sich diese, durch gründliche Originalabhandlungen (deren Anzahl in den ersten 4 Jahrgängen auf 114 sich beläuft), schöne Abbildungen und einen trefflichen Jahresbericht über die Fortschritte der anatomisch-physiologischen Wissenschaften, sich auszeichnende Fortsetzung des Meckel'schen Archivs, nicht allein dem Werthe des Inhalts, sondern auch der äußeren Ausstattung nach, vervollkommnet.

C o b l e n z.

Bey Hölcher: Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen. Von Johannes Müller. Ersten Bandes erste Abtheilung 1833 (dritte verbesserte Auflage 1837);

ersten Bandes zweyte Abtheilung 1834; zweyten Bandes erste Abtheilung 1837. 8.

Der erste Band betrachtet in den Prolegomena die organische Materie, den Organismus und das Leben, den thierischen Organismus und das thierische Leben, die den unorganischen und organischen Körpern gemeinsamen Wirkungen, namentlich die Electricität, die Wärmezeugung und die Lichtentwicklung. Das erste Buch handelt von den allgemein verbreiteten organischen Säften, von der Säftbewegung und von dem Gefäßsysteme (Blut, Kreislauf desselben und Blutgefäßsystem, Lymphe und Lymphgefäßsystem); das zweyte von den organisch = chemischen Veränderungen in den Säften und den organischen Theilen (Athmen, Ernährung, Wachsthum und Wiedererzeugung, Absonderung, Verdauung, Chylification und Ausscheidung der zersehten Stoffe); das dritte von der Physik der Nerven (Eigenschaften der Nerven im Allgemeinen, Empfindungs =, Bewegungs = und organische Nerven, Mechanik des Nervenprincips, Eigenthümlichkeiten der einzelnen Nerven, Centraltheile des Nervensystems). — Der zweyte Band enthält in der ersten Abtheilung nur das vierte Buch, nämlich über die Bewegung (Organe, Erscheinungen und Ursachen der thierischen Bewegung, die verschiedenen Muskelbewegungen), Stimme und Sprache. — Möchte recht bald durch das Erscheinen der zweyten und dritten Abtheilung dieses Bandes (die Sinne und das Seelenleben, die Zeugung und Entwicklung umfassend), der Wunsch des ärztlichen und physiologischen Publicums, das ganze Werk vollendet zu sehen, erfüllt werden!

Berthold.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. S t ü c k.

Den 5. Julius 1838.

G ö t t i n g e n.

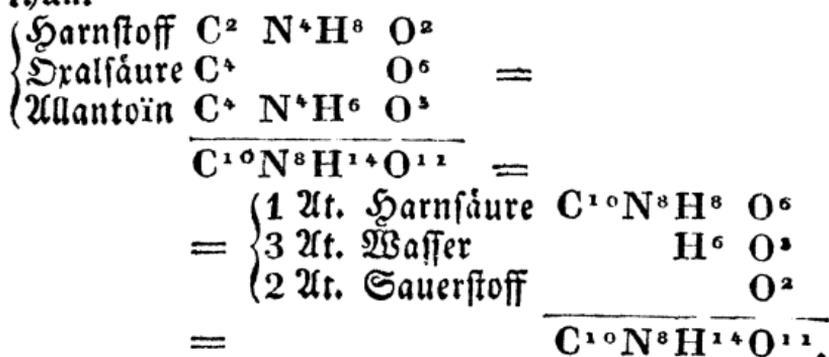
Fortsetzung der Anzeige: Untersuchungen über die Natur der Harnsäure, von den Professoren Liebig und Wöhler.

Der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften ist von den Verff., als Fortsetzung der im 145. St. 1837 dieser Anzeigen mitgetheilten Abhandlung, eine zweyte Reihe von Untersuchungen über die Natur der Harnsäure überreicht worden, woraus wir hier eine kurze Darstellung der wichtigsten Resultate folgen lassen.

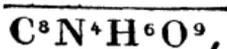
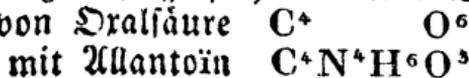
Aus der früher angegebenen eigenthümlichen Zerlegungsweise der Harnsäure, durch Einwirkung von Bleysuperoxyd, in Oxalsäure, Allantoin und Harnstoff, war hervor gegangen, daß man sie als eine, dem salpetersauren oder oxalsäuren Harnstoff analoge, jedoch viel innigere Harnstoffverbindung betrachten könne, bestehend aus Harnstoff und einem, bis jetzt noch nicht dargestellten, vielleicht auch niemahls darstellbaren Körper, dessen Zusammensetzung durch die Formel

$C^3N^4O^4$ oder $Cy^+ + C^+O^+$ auszudrücken wäre. Die Abscheidung des Harnstoffs wurde bey diesem Zersetzungsproceß offenbar bedingt durch die neue Form, welche jener in der Harnsäure vorhanden gedachte, eigenthümliche Körper beym Hinzutreten von 2 Atomen Sauerstoff annahm; allein, welches auch diese neue Form seyn mochte, so konnte die Gegenwart des Bleyoxyds nicht ohne Einfluß auf eine weitere Zersetzung bleiben, es war im Gegentheile mit Gewißheit zu vermuthen, daß die starke Basis wesentlichen Antheil hatte an der Bildung der Dralsäure.

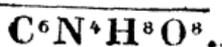
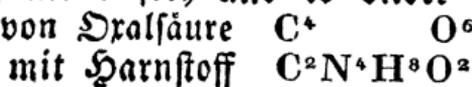
Läßt man zu 1 Atom Harnsäure 3 At. Wasser und 2 At. Sauerstoff treten, und abstrahiert gänzlich von der eben erwähnten Wirkung des Bleyoxyds, so hat man es stäts, den Elementen nach, mit den genannten drey Verbindungen zu thun.



In dieser Voraussetzung sind, unter anderen, zwey Fälle von Verbindungen möglich; entweder es wird Harnstoff frey und eine Verbindung gebildet von Dralsäure



oder es wird Allantoïn frey und es bildet sich eine Verbindung von Dralsäure



Diese beiden Fälle sind der Schlüssel zur Erklärung der bis jetzt durchaus räthselhaft gewesenen Einwirkung der Salpetersäure auf Harnsäure. Es entstehen hierbey entweder nur eine oder zwey Verbindungen; die eine enthält die Elemente von 2 At. Oxalsäure mit 1 At. Harnstoff, die andere die Elemente von 2 At. Oxalsäure, 1 At. Allantoin und 1 At. Wasser. Die erstere dieser Verbindungen haben die Verff. Oxalursäure, die andere Alloran genannt.

Die gegenwärtige Fortsetzung ihrer Untersuchungen umfaßt nun die Entwicklung der merkwürdigen Zersetzungsercheinungen, welche die Harnsäure mit Salpetersäure darbietet. Indem die Verff. die Unvollkommenheit dieser Arbeit, die noch viele Fragen ungelöst lasse, selbst eingestehen, wünschen sie, daß man die Ursache nicht in einer oberflächlichen Behandlung des Gegenstandes, sondern in den ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten, die er darbot, in der Mannigfaltigkeit der Producte, in den früher nicht geahnten Metamorphosen derselben und den daraus entspringenden Verwickelungen der Erscheinungen suchen möge.

Die Producte, welche bey der Zersetzung der Harnsäure vermittelst Salpetersäure entstehen, wechseln mit der Temperatur und der Concentration der Säure. Bey Anwendung von verdünnter Säure sind sie sehr mannigfaltig; wir übergehen hier die in der Abhandlung gegebene Exposition dieser Wirkungsweise, da ihre Erklärung aus dem Verhalten und der Natur der folgenden Körper hervor geht. Bey einem gewissen Grade der Concentration der Säure dagegen entsteht nur ein einziges Product, das Alloran.

Alloran. Dieser Körper entsteht, wenn man trockne, reine Harnsäure in Salpetersäure von 1,5 spec. Gewicht nach und nach und unter

Vermeidung zu starker Erhigung einträgt, wobey er sich in Gestalt eines weißen Crystallpulvers abscheidet. Aus seiner Auflösung in Wasser crystallisirt er ausgezeichnet schön, und zwar in zweyerley Formen, je nach der Temperatur, wobey die Crystallbildung statt findet. Bey gewöhnlicher Temperatur crystallisirt er in wasserhaltigem, bey höherer Temperatur in wasserfreyem Zustande. Das Crystallisationsystem des wasserhaltigen Alloxans ist trimetrisch, nach Art des Schwefspath, mit einem Rhombenocctaëder zur Grundform *). Die Crystalle haben nach längerer Aufbewahrung Perlmutterglanz, und können leicht in zollgroßen Dimensionen erhalten werden. An der Luft werden sie unter Verlust des Wassers undurchsichtig. Beym Erwärmen färben sie sich purpurroth.

Das wasserfreye Alloxan crystallisirt nach Art des Augits dihemoëdrisch, seine Grundform ist ein schiefes und geschobenes vierseitiges Prisma, die Crystalle erscheinen als an den Enden abgestumpfte Rhomboidal- Octaëder *). So scharf geformt sie auch immer sind, so erreichen doch die Crystalle niemahls die Größe der wasserhaltigen Verbindung.

Das Alloxan ist in Wasser sehr löslich; die Auflösung färbt die Haut purpurroth und ertheilt ihr einen widrigen Geruch. Ohne Zersetzung geht es mit den Basen keine Verbindungen ein, es ist keine Säure, ungeachtet seiner sauren Reaction auf Pflanzenfarben. Uebrigens geht aus seinem ganzen Verhalten unzweifelhaft hervor, daß es dieselbe Substanz ist, welche Brugnatelli unter dem Namen erythrische Säure beschrieben hat, deren Darstellung gewissermaßen verloren gegangen war und nach ihm keinem Chemiker gelang,

*) Nach Bestimmungen des Hn Hofr. Hausmann.

weil B. den Concentrationsgrad seiner Säure zu bemerken vergessen hatte. Da aber jener Name eine falsche Vorstellung von der Natur dieses Körpers geben würde, so war es nothwendig, ihn durch einen passendern zu ersetzen. Mit Bleysuperoxyd wird das in Wasser aufgelöste Alloxan in reinen Harnstoff und in Kohlensäure verwandelt, welche letztere größtentheils mit Bleoxyd in Verbindung tritt, ein Verhalten, welches allein schon hinreichend beweist, daß dieser Körper keine Verbindung einer der Oxydationsstufen des Stickstoffs seyn kann. Die Analyse ergab für das Alloxan folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	30,34
Stickstoff	4	17,55
Wasserstoff	8	2,47
Sauerstoff	10	49,64

Atomgewicht 2015,478 100,00.

Die wasserhaltigen Crystalle des Alloxans zeigen beym gelinden Erwärmen dieselbe Erweichung, wie das schwefelsaure Zinkoxyd u. a. Sie verwandeln sich unter Abscheidung des Wassers in Aftercrystalle, bestehend aus einem Aggregat von Crystallen des wasserfreyen Alloxans. Dieser Wassergehalt beträgt 6 Atome oder 25,05 Proc.

Die Erzeugung des Alloxans aus der Harnsäure erklärt sich auf eine sehr einfache Weise. Zieht man von seiner Formel die Bestandtheile von 1 At. Wasser ab, so hat man $C^8N^4H^0O^0$. Dieß sind, wie eben bemerkt wurde, die Elemente von 2 At. Oxalsäure, $2C^2O^2$, und 1 At. Allantoin, $C^4N^4H^0O^3$. Zu 1 At. Harnsäure sind 2 At. Sauerstoff aus der Salpetersäure hinzu getreten, auf der einen Seite ist Harnstoff, auf der andern der Körper $C^8N^4O^4$ frey geworden.

$C^8N^4O^4 + 2 \text{ At. Sauerstoff} + 4 \text{ At. Wasser}$
 sind = $C^8N^4H^8O^{10}$, bilden also Alloran. Die
 aus der Salpetersäure entstehende salpetrige Säure
 zerlegt sich mit dem Harnstoff sogleich in salpe-
 trigsäures Ammoniak und in Cyansäure; ersteres
 zerfällt bey schwacher Erwärmung in Wasser und
 reines Stickgas, die Cyansäure aber mit den Be-
 standtheilen des Wassers in Ammoniak und Koh-
 lensäure. Kohlensäuregas und Stickgas müssen
 sich zu gleichen Volumen entwickeln und in der
 Flüssigkeit muß Ammoniak zurück bleiben. Alle
 Erscheinungen bey dieser Zersetzung beweisen auf
 eine unwidersprechliche Weise die Richtigkeit dieser
 Entwicklung und dadurch zugleich die Wahrheit
 der Voraussetzung, daß der Harnstoff in der
 Harnsäure präexistiert; denn nur unter dieser
 Voraussetzung ist das ganze Zersetzungsverhalten
 erklärbar.

Allorantin. Dieser Körper wird durch Ein-
 wirkung von verdünnter Salpetersäure auf Harn-
 säure gebildet und scheidet sich nach gelindem Ab-
 dampfen der Auflösung in kleinen, harten Cry-
 stallen ab.

Die Crystalle des Allorantins sind stets sehr
 klein; sie haben das Ansehen von Rhomboëdern,
 indeß sind sie vielleicht eigentlich rhomboëdri-
 schiefe und geschobene vierseitige Prismen. In
 ammoniakhaltiger Luft färben sie sich purpurroth.
 In kaltem Wasser ist es sehr wenig löslich; reich-
 licher, jedoch sehr langsam, in heißem Wasser,
 und daraus beym Erkalten fast vollständig cry-
 stallisierend. Ungeachtet seiner röthenden Wirkung
 auf blaue Pflanzenfarben, besitzt es keine Cha-
 ractere einer Säure. Es ist durch zwey Reactio-
 nen sehr ausgezeichnet: mit Barytwasser bildet
 es einen schön veilchenblauen Niederschlag, der
 beym Erhitzen der Flüssigkeit weiß wird und wie-

der verschwindet, und mit salpetersaurem Silberoxyd erzeugt es einen schwarzen Niederschlag von metallischem Silber, ohne daß etwas Anderes gefällt oder ein Gas entwickelt wird.

Das Alloxantin hat folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	30,16
Stickstoff	4	17,46
Wasserstoff	10	3,06
Sauerstoff	10	49,32

Atomgewicht	2027,95	100,00.
-------------	---------	---------

Vergleicht man dieselbe mit der des Alloxans, so stellt sich sogleich das merkwürdige Verhältniß heraus, daß beide, bis auf den Wasserstoff, einerley Mengen derselben Bestandtheile enthalten; der Unterschied im Wasserstoffgehalte beträgt aber 1 Äquivalent, welches das Alloxantin mehr enthält, als das Alloxan. Hieraus ist denn seine Entstehung durch Salpetersäure leicht erklärlich. Zu den Elementen des Körpers $C^8N^4O^4$, der mit Harnstoff verbunden die Harnsäure constituirt, ist bey Anwendung von verdünnter Säure, nur 1 At. Sauerstoff getreten, und es entstand, statt salpetriger Säure, die Verbindung N^4O^8 , die mit Wasser in N^2O^3 und N^2O^5 zerfällt, so daß in Betreff der Erzeugung von Kohlensäure und Stickgas in der Flüssigkeit derselbe Vorgang statt fand, wie bey der Bildung des Alloxans, mit dem Unterschiede, daß bey dem letzteren salpetrige Säure und Harnstoff zu gleichen Atomen zusammen kommen und sich gerade auf zersetzen, während bey der Einwirkung von verdünnter Säure, weil nur 1 At. Sauerstoff abgegeben wird, die Verbindung N^4O^4 entsteht, und daher in der Flüssigkeit eine gewisse Menge Harnstoff unzersezt bleiben muß, dessen Gegenwart sich leicht nachweisen läßt.

Die ganze Bildungsweise des Alloxans und Alloxantins machte es sehr wahrscheinlich, daß die Beziehung zwischen beiden Körpern noch weiter gehen werde, und in der That fanden die Verff., daß man mit größter Leichtigkeit das Alloxan in Alloxantin, und umgekehrt dieses in jenes verwandeln kann, wenn man das Alloxan mit reducirenden Stoffen, das Alloxantin mit oxydierenden in Berührung bringt.

Am merkwürdigsten ist die Umwandlung des Alloxans in Alloxantin durch Schwefelwasserstoff; es ist dies zugleich die beste und sicherste Darstellungsmethode des Alloxantins. Leitet man durch eine mäßig concentrirte Lösung von Alloxan Schwefelwasserstoff, so wird dieselbe sogleich milchig getrübt und es scheidet sich bald ein dicker gelber Niederschlag ab, der ein Gemenge von Schwefel und Alloxantin ist, aus welchem sich letzteres durch siedendes Wasser ausziehen läßt.

Dieselbe Umwandlung wird bewirkt, wenn man eine Alloxanlösung mit Salzsäure versetzt und Zink hinein stellt, oder wenn man die Alloxanlösung mit Zinnchlorur vermischt.

Wenn man auf der anderen Seite zu einer Auflösung von Alloxantin in siedendem Wasser einige Tropfen Salpetersäure mischt, so entsteht ein Aufbrausen von entwickelten Zersetzungsproducten der Säure, und man findet nun das Alloxantin wieder in Alloxan verwandelt. Dieselbe Umwandlung findet bey der eben erwähnten Wirkung des Silberosalzes und außerdem durch selenige Säure statt, welche mit einer Auflösung von Alloxantin einen rothen Niederschlag von reducirtem Selen gibt.

Thionursäure. Schweflige Säure verhält sich zu Alloxan anders als die übrigen reducirenden Mittel. Wird eine gesättigte Auflösung

von Alloxan mit schwefliger Säure vermischt, so verschwindet augenblicklich der Geruch der letzteren, und aus der Flüssigkeit crystallisiert nachher ein neuer Körper.

Wird die mit schwefliger Säure im Ueberschuß versetzte Alloxanlösung mit Ammoniak gesättigt und zum Sieden erhitzt, so scheidet sich bey dem Erkalten ein in glänzenden, dünnen Blättchen crystallisierter Körper in großer Menge aus. Derselbe ist eine Verbindung von Ammoniak mit einer neuen, merkwürdigen Säure, welche die Verff. Thionursäure nennen. Das Ammoniaksalz stellt nach dem Trocknen eine ausgezeichnet schöne, höchst perlmutterglänzende Masse von dünnen Crystallschuppen dar, die bey dem Erwärmen rosenroth werden.

Die Säure in diesem Salze enthält die Elemente der Schwefelsäure in ihrer Zusammensetzung, aber in einem solchen Verbindungsstande, daß sich dieselbe nicht durch die gewöhnlichen Reagentien nachweisen läßt. Die Analyse des Ammoniaksalzes ergab folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	17,40
Stickstoff	10	25,19
Wasserstoff	26	4,68
Sauerstoff	8	23,78
Schwefelsäure	2	28,95
		<hr/>
		100,00.

Bei der Analyse des Bleisalzes wurden Bleyoxyd und Schwefelsäure in dem Verhältniß wie im neutralen schwefelsauren Bleyoxyd erhalten, und durch Vergleichung der Quantitäten von Zersetzungproducten, die bey der Analyse des Bleisalzes erhalten wurden, mit denen des Ammoniaksalzes, ergab es sich, daß 4 At. Stickstoff oder 2 Aequi-

valente Ammoniumoxyd durch 2 At. Bleyoxyd vertreten werden, also die Zusammensetzung des Ammoniaksalzes durch $2(N^2H^3 + H^2O) + (C^8N^6H^{10}O^6 + 2SO^3)$, und die des Bleyfalzes durch $2PbO + C^8N^6H^{10}O^6 + 2SO^3$ ausgedrückt werden kann.

Hiernach besteht die Säure selbst aus:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	21,78
Stickstoff	6	18,93
Wasserstoff	10	2,22
Sauerstoff	6	21,37
Schwefelsäure	2	35,70
<hr/>		
1 At. wasserfreyer S	= 2807,317	100,00
2 At. Wasser	224,960	7,42

wasserhaltige Säure 3032,277.

Die Thionursäure läßt sich mit Leichtigkeit aus dem Bleyfalze durch Schwefelwasserstoff darstellen. Sie bildet eine farblose, crySTALLINISCHE, luftbeständige Masse von stark sauren Reactionen. Sie besitzt die merkwürdige Eigenschaft, bey dem Erhitzen ihrer Auflösung bis zum Sieden zu zerfallen in freye Schwefelsäure und in einen neuen, in atlasglänzenden Blättchen sich ausscheidenden Körper, den die Berff. Uramil genannt haben. — Die Salze dieser Säure mit Baryt, Kalk, Zinkoxyd und Bleyoxyd sind crySTALLINISCH, in Wasser fast unlöslich, aber löslich in Salpetersäure.

Die Bildung dieser Säure aus Alloxan und schwefliger Säure ist leicht erklärbar. Das Alloxan ist $= C^8N^4H^8 O^{10}$
 dazu 1 Aeq. Ammoniak $= N^2H^6$
 und 2 Aeq. schwefl. Säure $= 2SO^2$
 ist $= C^8N^6H^{14}O^{10} + 2SO^2$

Dies aber sind die Elemente von 1 At. Thionursäure und 2 At. Wasser.

Uramil. Wie eben erwähnt wurde, entsteht dieser Körper bey der Zersetzung der Thionursäure in der Siedhitze. Am einfachsten erhält man ihn, wenn man das Ammoniaksalz der letzteren mit verdünnter Salzsäure zum Sieden erhitzt. Selbst eine mäßig verdünnte Auflösung erstarrt dabey zu einem weißen Magma unendlich feiner Crystallschuppen. Trocken ist diese Substanz weiß, atlasglänzend, in kaltem Wasser unlöslich, kaum löslich in heißem. Sie ist löslich in Alkalien, so wie in concentrirter Schwefelsäure, und wird aus ersteren durch Säuren, aus letzterer durch Wasser unverändert gefällt. Sie enthält keine Schwefelsäure, und hat folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	33,87
Stickstoff	6	29,43
Wasserstoff	10	3,45
Sauerstoff	6	33,25
Atomgewicht	1804,998.	100,00.

Dies ist die Zusammensetzung der Thionursäure minus 2 At. Schwefelsäure; die Bildung des Uramils beruht also ganz einfach auf der Theilung der Thionursäure in Schwefelsäure und Uramil.

Dialursäure. Es wurde erwähnt, daß das Alloxan, mit Schwefelwasserstoff in Berührung, in Alloxantin verwandelt wird; das letztere erleidet seinerseits wieder eine Veränderung, wenn man durch seine siedend heiße Auflösung einen Strom von Schwefelwasserstoffgas leitet. Es wird Schwefel gefällt und die Flüssigkeit nimmt eine stark saure Reaction an.

Sättigt man sie mit kohlensaurem Ammoniak,

so schlägt sich, unter Entweichung der Kohlensäure, eine große Menge eines weißen, pulverig crystallinischen Körpers nieder, welcher das Ammoniaksalz der Dialursäure ist. Beym Trocknen wird es gewöhnlich rosenroth, bey $+ 100^{\circ}$ blutroth. In heißem Wasser ist es löslich. Die Auflösung fällt Barytsalze weiß; Silbersalze dagegen werden davon augenblicklich reducirt.

Die Versuche, diese Säure in fester Gestalt darzustellen, gaben kein befriedigendes Resultat, sie zeigten, daß sich dieselbe in freyem Zustande ausnehmend leicht in eine große Zahl anderer Producte zerlegt, worunter Alloxantin, Alloxan, Oxalsäure, Harnstoff, Ammoniak bestimmt zu unterscheiden waren.

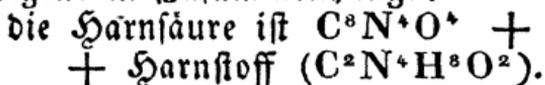
Aus der Analyse des Ammoniaksalzes wurde für die Dialursäure folgende Zusammensetzungsformel gefunden: $C^{\circ}N^{\circ}H^{\circ}O^{\circ}$. Sie ist also Alloxan minus 2 At. Sauerstoff, oder Alloxantin, welches 1 At. Sauerstoff und 1 At. Wasser verloren hat. Diese Zusammensetzung erklärt die Beobachtung, daß die Dialursäure mit Alloxan wieder Alloxantin bildet, wobey sie sich also mit dem Alloxan in den Sauerstoff theilt.

Constitution der im vorhergehenden beschriebenen Körper. Eine feste Grundlage für eine Ansicht über die wahre Natur des Alloxans, Alloxantins &c. zu geben, ist gegenwärtig noch eine schwierige Aufgabe; jedenfalls würde man sich der Gefahr aussetzen, große Irrthümer zu begehen; indessen konnten die Vff. nicht umhin, einige allgemeine und constante Beziehungen aus dem Verhalten dieser Körper hervor zu heben.

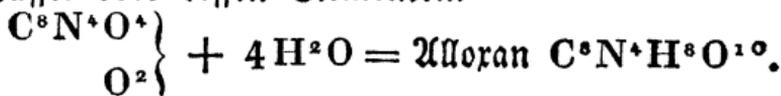
In dem Alloxan hat man einen Körper kennen gelernt, welcher, mit Schwefelwasserstoff und reducirenden Mitteln zusammen gebracht, in ei-

nen anderen, in Alloxantin, verwandelt wird, in dem sich der Wasserstoff des Schwefelwasserstoffs wieder findet. Diese Verwandlung kann vor sich gegangen seyn durch eine partielle Desoxydation des Alloxans, indem der Wasserstoff mit einem Theile des Sauerstoffs desselben Wasser bildete, welches damit verbunden blieb, oder das Alloxantin ist eine Verbindung von Alloxan mit Wasserstoff. Wenn man aber nicht diese Erscheinungen allein, sondern das Verhalten aller Producte ins Auge faßt, so läßt sich die letztere Ansicht kaum fest halten, so vieles Licht sie auch über andere organische Substanzen, wie z. B. über den Indigo, verbreiten würde, im Falle sie sich begründen ließe.

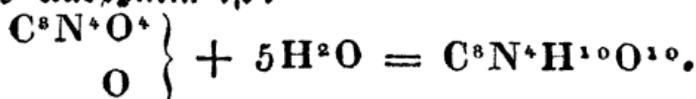
In allen diesen Verbindungen läßt sich nur eine einzige als unveränderlich verfolgen, und dies ist der hypothetische Körper, den man mit Harnstoff verbunden in der Harnsäure voraussetzen kann. Es ist dies die Verbindung $C^8N^4O^4$. Mit den nun beschriebenen Körpern steht dieselbe in folgendem Zusammenhange:



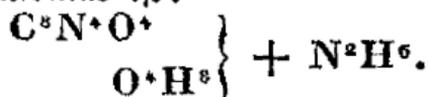
Bey der Verwandlung der Harnsäure in Alloxan treten 2 Atome Sauerstoff an $C^8N^4O^4$ und die neue Oxydationsstufe vereinigt sich mit 4 At. Wasser oder dessen Elementen.



Bey der Umwandlung des Alloxans in Alloxantin wird die Hälfte des neu hinzu getretenen Sauerstoffs durch reducirende Mittel entzogen, das Alloxantin ist:

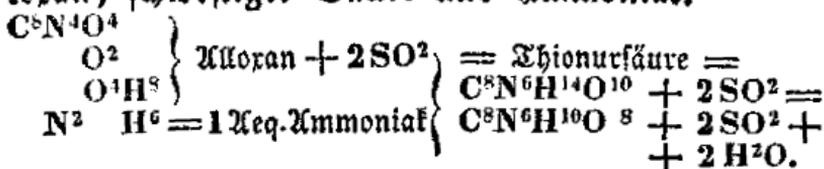


Durch fernere Einwirkung des Schwefelwasserstoffs auf Alloxantin wird diesem aller neu aufgenommene Sauerstoff entzogen; das dialursäure Ammoniak ist:



Ausdrücklich aber wird bemerkt, daß in den aufgestellten Formeln nicht alles Wasser in der Form von Wasser vorhanden gedacht werde; das Alloxantin z. B. verliert bey etwa $+ 300^\circ$ über 15 Proc. Wasser, was ziemlich gut 3 Atomen entspricht, aber mehr läßt sich ohne Zersetzung nicht daraus entfernen; diese Formeln sind daher nur gewählt, um die Bildungsweisen entwickeln zu können. Vorläufig soll nur nachgewiesen werden, daß Alloxantin und Dialursäure keine Wasserstoffverbindungen sind, was namentlich aus dem Verhalten der schwefligen Säure zu Alloxan hervor zu gehen scheint.

Die neue Säure, die hierbey entsteht, enthält im wasserhaltigen Zustande die Elemente von Alloxan, schwefliger Säure und Ammoniak.



Für sich bis zum Sieden erhitzt, zerfällt diese Säure in freye Schwefelsäure, in Wasser und in einen neuen Körper, das Uramil. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Schwefelsäure erst in dem Moment der Zersetzung gebildet werde, daß also erst dann der Körper $\text{C}^8\text{O}^4\text{N}^4$ die aufgenommenen 2 At. Sauerstoff verliere. Schmilzt man das Ammoniaksalz mit Kalihydrat, so findet man in der Masse nachher nicht Schwefelsäure, sondern schweflige Säure, und selenige

Säure wird vom Ammoniaksalze zu Selen reducirt, zum Beweise, daß die schweflige Säure als solche, und nicht als Schwefelsäure darin vorhanden war.

Die Zersetzung der Thionursäure im Sieden beruht also darauf, daß die Reduction der Verbindung $C^8N^4O^6$ zu $C^8N^4O^4$ in der höheren Temperatur und plötzlich vor sich geht, und der reducirte Körper scheidet sich, in Verbindung mit Ammoniak und Wasser, als Uramil crystallinisch aus:



Dieser Körper ist noch darum von großer Merkwürdigkeit, weil er, wie man sieht, Harnsäure repräsentiert, worin der Harnstoff durch Ammoniak und Wasser substituirt ist. Dieser Ansicht entspricht sein ganzes Verhalten und namentlich bietet seine Zersetzungsweise mit concentrirter Salpetersäure eine wichtige Controle für diese Zusammensetzung dar. Er wird dadurch augenblicklich zersetzt, es entwickelt sich keine Kohlensäure, sondern nur Stickoxydgas mit salpetriger Säure, und die Flüssigkeit erstarrt zu einer Masse von reinem crystallinischem Alloxan, gemengt mit einer Auflösung von salpetersaurem Ammoniak. Würde es gelingen, in dem Uramil das Ammoniak in cyansaures Salz, nämlich in Harnstoff, zu verwandeln, so würde man künstlich Harnsäure hervor bringen können.

Wie man sieht, besitzen die beschriebenen Producte einen durchaus eigenthümlichen Character, sie sind mit keinen bekannten vollkommen vergleichbar, sie sind Typen einer besonderen Classe, ausgezeichnet durch die mannigfaltigen Metamor-

phosen, die sie besonders in Berührung mit Basen erleiden. Der Auseinandersetzung dieser Umwandlungen aber muß die Betrachtung noch zweyer anderer Zersehungsprouducte der Harnsäure voran gehen, die in dem Folgenden beschrieben werden sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

R u d o l f a d t.

Sancti patris nostri Joannis Chrysostomi Opera praestantissima, graece; ad fidem optimorum librorum, praesertim ad editionem D. de Montfaucon, cura Frid. Wilhelmi Lomler, S. Theol. Doctoris. Tomi primi pars I. 1837. Octav. XII u. 90 Seiten.

Mit dieser Schrift beginnt eine Auswahl von Reden des Johannes Chrysostomus zu der Bildung junger Theologen. Sie enthält die sechs Bücher *περὶ ἱεροσύνης* (de sacerdotio) und kann allerdings dazu beitragen, zu der weitem Bekanntschaft mit dem berühmten Redner einzuladen. Nach einer voran geschickten Literatur folgt der griechische Text, ohne Uebersetzung. Es ist mit geringen Veränderungen der Ausgabe von Montfaucon. Beygefügt sind aber am Ende variantes Lectiones aus Pariser Handschriften und andern. Der Text, so weit wir verglichen haben, ist correct wieder gegeben. Andere Schriften sollen folgen.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1838.

G ö t t i n g e n.

Die Königliche Societät der Wissenschaften hat durch den Hofr. Hausmann einige Nachträge zu den von ihm unter dem 8. Januar d. J. eingereichten, und im 14. Stücke der G. g. Anz. enthaltenen Bemerkungen über das im Amte Ebstorf entdeckte Lager einer aus Infusorien-Schalen bestehenden Kiesel-erde erhalten, welche wir hier ebenfalls mittheilen, da jener Fund mit Recht die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen.

Ueber das Vorkommen der erwähnten Kiesel-erde hat Herr Oberst von Hammerstein die Güte gehabt, dem Hofr. H. folgende genauere Nachrichten zukommen zu lassen. 'Wenn man vom nördlichen Vorsprunge des Lütz-Waldes etwa eine Viertelstunde weiter nördlich die hohe, sich vom nordöstlichen Harzgebirge bis zur Nordsee herab senkende Ebene der Lüneburger Heide verfolgt, die das Stromgebiet der Weser — das Flußgebiet der Aller — von dem Stromgebiete

der Elbe — dem Flußgebiete der Elmenau — trennt, so entspringen, kaum $\frac{2}{3}$ Meilen von einander entfernt, rechts die Quellen der Hardau, welche der Elmenau und Elbe zufließt, links beyder Unbauer=Stelle Neu Sootrieth, die Quelle eines sehr kleinen Baches, die Sootrieth genannt, in einer ganz flachen Senkung der Haid ebene, die jedoch westlich bedeutender wird, und den lezt gedachten Bach oberhalb Müden der Derze und so weiter der Aller und Weser zuführt. An dem rechten, etwas ansteigenden Ufer dieses Baches liegen auf der Strecke einer kleinen Meile drey bedeutende einständige Bauer=Gehöfte, die Dhöfe *) genannt, die durch ihre guten Gebäude, ihre vorzüglich guten Haid=Schäfereyen, ihren Ackerbau, schöne Holzung mit begrüntem Boden an dem Abhange des Bach=Thals und in diesem angelegte Bewässerungs=Wiesen, in dieser sterilen Haidegegend überraschen, und an welche sich das nur von zwey Bauern bewohnte Dorf Gerdehaus anschließt. Der oberste dieser drey Höfe heißt Sootrieth, der zweyte Ober=Dhe und der dritte Nieder=Dhe. Das linke Ufer der Sootrieth, schon zur Amts=Voigten Herrmannsburg gehörig, bildet hier auf eine Viertelstunde Entfernung eine flache, sich weiterhin jedoch allmählich wieder erhebende Haideebene, die nicht cultiviert ist und von den Besitzern der drey Dhöfe, so wie der beiden Stellen in Gerdehaus, als gemeinschaftliche Weide benutzt wird. Da nun, wo diese Ebene anfängt sich zu erheben, dem Hofe Ober=Dhe senkrecht gegenüber in süd-

*) 'Die Besitzer dieser drey Gehöfte nennen sich sämtlich von der Dhe, ein Name, der unter den pflichtigen Hofbesitzern im Lüneburgischen ungemein verbreitet ist; vielleicht stammen sie Alle aus diesen Dhöfen ab.'

licher Richtung, finden sich mehrere flache und nasse, oberflächlich in keiner Verbindung mit einander stehende, Pfuhl-artige Vertiefungen, in denen geringe Ried-Gräser wachsen, indem nur in einer derselben das flache Wasser sich das ganze Jahr über hält; in einer andern aber eine kleine, jedoch so schwache Quelle hervor tritt, daß das Wasser derselben ohne weiteren Lauf verdunstet; — und auf einer der hügelichen Erhöhungen, welche sich zwischen und neben diesen Vertiefungen erheben, wurde zuerst die weiße Kiesel-erde unter einer nur etwa 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß mächtigen Decke von Haide-Humus und gelblich grobsandigem, mit Haide bewachsenem Erdreich gefunden. Sie zeigte sich hier 14 Fuß mächtig, sichtbar nicht horizontal, sondern mit nördlicher Neigung geschichtet, und im feuchten Zustande. Auf diese folgte eine im nassen Zustande schmutzig grünliche, trocken grünlichgraue Erde, von übrigens ähnlicher Beschaffenheit, deren Mächtigkeit jedoch nicht erforscht werden konnte, da das Ausgehen derselben mit weiterer Bohrung von 10 Fuß Tiefe nicht erreicht wurde, und die in der Tiefe zunehmende Masse die dadurch erschwerte weitere Fortsetzung der Bohrung bey beschränkter Zeit nicht zuließ. Etwa 200 Schritt höher hinauf südlich, dann auch etwa 150 Schritt östlich und wiederum 50 Schritt nördlich von diesem ersten Fundorte, ergab eine weitere Untersuchung der Umgegend mit dem Erdbohrer, daß das Ende der auch hier gefundenen, völlig gleichen weißen Erde, an der ersteren Stelle mit 18 Fuß Tiefe der Bohrung noch nicht zu erreichen war, indeß dasselbe zwar an den beiden letzteren Stellen auf 10 Fuß Tiefe erreicht wurde, dann aber die unergründete grünliche Erde erschien. Von zwey in den Pfuhl-ähnlichen Vertiefungen angestellten

Bohrungen ergab die eine, westlich in der unmittelbaren Nähe des ersten Fundorts, ebenfalls auf 10 Fuß Tiefe das Ende der weißen und den Anfang der mit weiterer 6 füssigen Bohrung nicht ergründeten, grünlichen Erde; die andere, nordöstlich weiter entfernt in der Ebene, auf 10 Fuß Tiefe eine — naß, dunkelbräunliche — trocken, bräunliche, demnächst in das hellbräunliche übergehende Erde von übrigens ähnlicher Beschaffenheit, auf welche die mit weiterer 7 füssiger Bohrung auch hier nicht ergründete grünliche Erde wieder folgte. Drey in weiteren Entfernungen von resp. 200, 300 und 350 Schritt, in östlicher, südlicher und nordwestlicher, dem Bache sich nähernder, Richtung angestellte Bohrungen waren ohne Erfolg. Auch in dem schmalen, an dem Bache liegenden Wiesenstriche fand sich die nämliche weiße Erde, jedoch minder rein und nur etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß mächtig, höchst wahrscheinlich also durch den Bach, der selbige aus der Umgegend aufgenommen, hier abgesetzt, und bey der künstlichen Bildung der Wiese mit anderen erdigen und sandigen Bestandtheilen vermischt. Dies wird durch die Aussage des schon bejahrten Besitzers von Oberohe bestätigt, nach welcher bey dieser Wiesenanlage die durch das Wasser des erweiterten Baches herbey geführte weiße Erde die Wasserleitungen so verschlammte, daß er selbige auszuräumen und in einen Haufen zu schlagen sich genöthigt sah, den er, nachdem derselbe geraume Jahre an der Wiese gelegen, auf den Acker fuhr, und — so erzählt er — zwölf Jahre ununterbrochen den schönsten Sommer = Weizen auf dem trocknen Haiddboden bauete. — In wie weit nun diese Erde zwischen den Stellen, wo sie bis jetzt nur erforscht wurde, ein der Länge und Breite nach zusammen hängendes Lager von

verschiedener Mächtigkeit und oberflächlicher Erhabenheit bilden, oder nur in vereinzeltten Lagern vorhanden seyn mag, das bleibt der weitem Untersuchung vorbehalten. Allemahl ergeben die angestellten Erforschungen ihres Vorkommens einen großen Reichthum derselben, und der Umstand, daß auch der Bach dieselbe mit sich führte, dürfte darauf hindeuten, daß sie auch höher hinauf in dessen Nähe und vielleicht besonders an der Quelle desselben reichlich vorhanden ist. Auf dem rechten Ufer des Baches, welches sich mehr erhebt als das linke, ist bey einigen auch dort unternommenen Bohr-Versuchen bis jetzt diese Erde nicht gefunden worden.

Zu dem, was von dem Hofr. Hausmann in der früheren Mittheilung über den eigenthümlichen Aggregatzustand der Oberher Kiesel Erde gesagt worden, kann jetzt, nachdem derselbe durch die Güte des Hn Obersten von Hammerstein einen größeren Vorrath davon erhalten hat, hinzu gefügt werden: daß die Theile der weißen Erde bald ein ganz lockeres, bald ein mehr zusammen gebackenes, doch aber leicht zu zerbrechendes und aufzulockerndes Haufwerk bilden, in welchem Falle eine deutliche Anlage zur schiefriegen Absonderung sich zeigt. Die reinere Abänderung der Kiesel Erde besitzt zwar im Allgemeinen stäts, wie angegeben worden, eine freideweiße Farbe, stellenweis aber einen stärkeren Stich in das Röthlichgelbe, durch beygemengten Eisenoxyd.

Wenn hinsichtlich der chemischen Natur der weißen Oberher Erde bemerkt wurde, daß sie nach den Versuchen des Hn Dr Wiggers chemisch reine Kiesel Erde sey, so verstand es sich wohl von selbst, daß sich diese Angabe auf den mechanisch reinen Zustand jenes Körpers be-

zog. Daß aber in der zufolge der Untersuchung des Hn Prof. Ehrenberg ganz und gar aus Infusorien-Schalen bestehenden Kieselerde kleine Antheile von Quarzsand, Eisenoxyd u. dergleichen beygemengt sich finden, kann nach der Art ihres Vorkommens nicht auffallen; vielmehr muß man sich wundern, daß eine so höchst lockere und so nahe unter der Oberfläche liegende Masse, sich in solchem Grade rein erhalten hat. Obgleich nun die beygemengten, fremdartigen Theile weder von Belang sind, noch zum Wesen jener Erde gehören, und vermuthlich nach den verschiedenen Stellen und Tiefen der Ablagerung abändern, so schien doch, besonders in Beziehung auf eine etwaige Benutzung derselben, eine genauere Untersuchung wünschenswerth; so wie es auch von Interesse war zu erfahren, wie groß der Wassergehalt ist, den die ausgetrocknete Infusorien-Erde zurück hält. Auf den Wunsch des Hofr. H. hat Herr Dr Wiggers diese Prüfungen gefälligst übernommen und folgende Resultate derselben mitgetheilt.

1. Untersuchung der ganz weißen Infusorien-Reste.

Alle hiermit angestellten Versuche zeigten zur Genüge, daß sie ganz und gar nur Kieselerde sind, fast in einem so voluminösen und lockeren Zustande, wie man sie durch Zersetzung des Fluorsiliciumgases mit Wasser bekommt, so daß andere Bestandtheile nur in höchst geringer Menge darin enthalten seyn konnten. Um dieses zu erfahren, wurden folgende Versuche angestellt.

a) In einer Glasröhre erhitzt, geben sie Wasser aus, färben sich ein wenig graulich und lassen dabey einen schwachen empyreumatischen Geruch erkennen, woraus folgt, daß eine höchst geringe

Menge einer organischen Substanz darin enthalten ist. Glüht man sie anhaltend, so verschwindet die grauliche Farbe wieder, und sie bekommen einen Stich ins Gelbliche.

b) Behandelt man sie in der Wärme mit Salzsäure, so scheint sich hierin nichts aufzulösen; filtriert man dann die Flüssigkeit ab, so scheidet Ammoniak aus dieser einige geringe Flocken aus, die das Ansehen von eisenhaltiger Thonerde haben, und in der hiervon abfiltrierten Flüssigkeit entsteht durch oxalsaures Kali eine geringe weiße Trübung. Hiernach ist es klar, daß Eisenoryd, Thonerde und Kalkerde darin vorkommen, aber in so höchst geringer Menge, daß zu ihrer quantitativen Bestimmung ungewöhnlich große Mengen von den Kieselpanzern angewandt werden mußten.

c) Schmilzt man die Kieselpanzer mit kohlen-saurem Natrum zusammen, löst die erkaltete Masse in Salzsäure auf, was dann vollständig erfolgt, verdunstet diese Lösung wieder zur Trockne, und behandelt den Rückstand mit Salzsäure haltendem Wasser, so bleibt die Kieselerde wieder zurück, und in der davon abfiltrierten Flüssigkeit erkennt man auf die in b) erwähnte Weise ebenfalls Eisenoryd, Thonerde und Kalkerde, aber nicht in bemerklich größerer Menge, als bey der directen Behandlung mit Salzsäure.

Hieraus wird es ganz deutlich, daß die gefundenen Substanzen nur eingemengt und zufällig hinein gekommen sind, vielleicht durch Wasser, womit die untersuchten Kieselpanzer so durchtränkt waren, daß sie Papier feuchteten, womit ihre kleine Menge sehr wohl überein stimmt.

d) Um über den Wassergehalt genauere Kenntniß zu bekommen, wurden 3,77 Grammen län-

gere Zeit an der Luft gelegener Kieselpanzer in einem Wasserbade, worin das Wasser fortwährend im Kochen erhalten wurde, etwa drey Stunden lang auf die Weise ausgetrocknet, daß aus dem Kölbchen, worin die Kieselpanzer enthalten waren, fortwährend die feuchte Luft ausgepumpt, und trockne Luft wieder hinein gelassen wurde, zu welchem Zwecke das Kölbchen mit einer mit geschmolzenem Chlorcalcium gefüllten Röhre und diese wieder mit einer Luftpumpe in Verbindung gesetzt war. Die während jener Zeit wiederholten Wägungen zeigten, daß anfänglich größere Mengen von Wasser weg gingen, und diese sich allmählich verminderten; und als bey der letzten Wägung nur noch 2 Milligr. weg gegangen waren, wurde das Trocknen unterbrochen. Bis dahin betrug der Gewichtsverlust = 0,278 Grammen. Mithin enthalten diese Kieselpanzer = 7,375 Procent hygroskopischen Wassers.

e) Nachdem jene 3,77 Grammen Kieselpanzer getrocknet waren und also nur noch 3,492 Grammen betrugten, wurden sie eine Zeitlang roth geglüht, worauf sie nur noch 3,382 Grammen wogen. Sie hatten also noch 0,11 Grammen verloren, was noch 3,15 Procent ausmacht. Aber diese Menge von Wasser entspricht keiner bestimmten Verbindung, und dürfte daher ebenfalls als hygroskopisches Wasser, welches die Kieselerde außerordentlich hartnäckig zurück hält, zu betrachten seyn, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn das vorhin bemerkte Austrocknen Tage lang fortgesetzt würde, auch noch diese 3,15 Procent Wasser daraus vollständig weggehen würden.

100 Theile bey $+ 100^{\circ}$ getrockneter Kieselpanzer bestehen demnach aus:

Kieselerde	96,85
Wasser	3,15
Eisenoxyd, Thonerde, Kalkerde, organi- scher Substanz	Spuren
	<hr/>
	100,00.

2. Untersuchung der grauen Infusorien- Erde.

Die hiermit angestellten Versuche gaben folgende Resultate:

1) besteht sie der Hauptmasse nach aus Kieselerde, die sich ebenfalls in einem sehr lockeren Zustande befindet.

2) Enthält sie ebenfalls Eisenoxyd, Thonerde und Kalkerde, und zwar in etwas größerer Menge, als die weißen Kieselpanzer.

3) Verdankt sie ihre graue Farbe einer organischen Substanz, die in nicht unbedeutender Menge darin vorkommt. Daher wird sie beim Glühen, unter Verbreitung eines brenzlichen Geruches, schwarz, brennt sich aber hinterher wieder weiß mit einem Stich ins Gelbe. Das mit dieser Erde behandelte Wasser nimmt von der organischen Substanz nur sehr wenig auf und färbt sich dabey schwach gelblich braun. Alkohol zieht sie dagegen fast vollständig aus; man erhält eine bräunliche Lösung, die nach dem Verdunsten eine braune Extract-ähnliche Masse hinterläßt, die sich wenig in Wasser, in Alkohol aber wieder auflöst. Diese organische Substanz scheint daher von harzartiger Beschaffenheit zu seyn.

4) Was den Wassergehalt dieser Kieselerdigen Masse betrifft, so scheint sich derselbe eben so wie bey den weißen Kieselpanzern zu verhalten, daher die Bestimmung seiner Menge unterlassen wurde.

Zu den ausgezeichnetsten Eigenschaften der Oberen Infusorien-Erde gehört ihr Vermögen,

so wohl tropfbar-flüssiges Wasser in großer Menge in sich aufzunehmen, als auch aus der Atmosphäre Feuchtigkeit anzuziehen. Daß jene Erde viel Wasser zu binden vermag, ohne es in Tropfen fahren zu lassen, erkennt man an der Vergrößerung ihres Volumens, wenn Wasser in dieselbe eindringt. Ihre Eigenschaft der Atmosphäre Feuchtigkeit zu entziehen, verräth sich dadurch, daß wenn man sie im trocknen Zustande eine Zeitlang an der Luft von ungeleimtem Papier umgeben liegen läßt, letzteres feucht wird. Um etwas Genaueres über diese Eigenthümlichkeiten auszumitteln, wurden von dem Hofrath Hausmann einige Versuche mit der weißen Infusorien-Erde angestellt, welche Folgendes ergeben haben.

Wenn diese Masse bey $+ 100^{\circ}$ C. getrocknet worden, so können 100 Gewichtstheile derselben durchschnittlich 500 Theile destilliertes Wasser aufnehmen, ohne daß sich solches in Tropfen von selbst wieder davon trennt. Die aus Infusorien-Resten bestehende Kiesel-erde übertrifft mithin in Ansehung der Wasser haltenden Kraft, alle in dieser Beziehung bisher untersuchten Gemengtheile des Bodens, und entfernt sich dadurch gerade am weitesten vom Kiesel-sande, mit welchem sie doch in chemischer Hinsicht übereinstimmt, der unter allen Bodens-Gemengtheilen die geringste Wasser haltende Kraft besitzt, indem 100 Theile Quarz-sand von mittlerem Kaliber nach Schübler nur 25 Theile Wasser dem Gewichte nach zurück halten. Die Infusorien-Erde steht in jener Eigenschaft der Magnesia am nächsten, von welcher nach Schübler's Versuchen, 100 Theile 456 Theile Wasser binden. Der erdige Kalktuff, der bekanntlich eine ausgezeichnete Porosität besitzt, und tropfbar flüssiges Wasser sehr stark anzieht,

wird in diesem Vermögen doch weit von der Kieselerdigen Masse von Oberohr übertroffen, indem nach den von dem Hofr. Hausmann mit erdigem Kalktuff aus der Gegend von Söttingen angestellten Versuchen, 100 Theile 123 Theile Wasser aufnehmen können, ohne solches in Tropfen fahren zu lassen.

Um über das Vermögen der weißen Oberohr Erde, Feuchtigkeit aus der Atmosphäre anzuziehen, Aufschluß zu erhalten, wurde eine kleine, bey $+ 100^{\circ}$ C. getrocknete Quantität davon, in einem Uhrglase, unter einer mit Wasser abgesperrten Glasglocke, bey einer Temperatur im Zimmer von $+ 18^{\circ}$ C. der Einwirkung der feuchten Luft ausgesetzt. 1000 Gewichtstheile der Erde absorbirten in 24 Stunden 88 Theile, in 48 Stunden 147 Theile Feuchtigkeit, welche Grenze bey längerer Fortsetzung des Versuchs, die Absorbition nicht überstieg. Auch in dieser Eigenschaft übertrifft mithin die aus Infusorien-Schalen bestehende Kieselerde alle bisher geprüften Gemengtheile des Bodens. Quarzsand entzieht der Atmosphäre gar keine Feuchtigkeit, und vom Humus, welcher in diesem Vermögen alle übrigen gewöhnlichen Gemengtheile der Ackerkrume übertrifft, absorbieren nach Schübler 1000 Gewichtstheile in 48 Stunden 110 Theile Feuchtigkeit aus der Luft.

Sollte sich künftig bey sorgfältigen Versuchen die oben angeführte Aussage über den günstigen Einfluß der Oberohr Erde auf die Fruchtbarkeit des Bodens bestätigen, so dürfte solcher wohl mehr ihrem Verhalten gegen das Wasser, als den darin befindlichen geringen Ueberresten von organischer Substanz zuzuschreiben seyn. Uebereinstimmend hiermit hat sich Herr Oberst von Hammerstein in dem Aufsatze geäußert, aus

welchem obige Bemerkungen über das Vorkommen jener Masse entlehnt worden.

Bereits im December des vorigen Jahres hat Herr Professor Ehrenberg der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin eine genaue Bestimmung der in den beiden Hauptabänderungen der Oberher Kieselerde enthaltenen Resten von Infusorien mitgetheilt. Nach seiner Untersuchung bilden in der weißen Erde die Hauptmasse: 1) *Synedra Ulna* und 2) *Gallionella aurichalcea*. Außerdem finden sich darin 3) *Gomphonema clavatum* und 4) *G. capitatum*, 5) *Cocconema cymbiforme* und 6) *C. Cistula*, 7) *Navicula inaequalis*, 8) *N. viridula*, 9) *N. striatula*, 10) *N. gibba*, 11) *Eunotia Westermanni*, 12) *E. Zebra*. Die graue, untere Masse besteht aus denselben Ueberresten, nur sind sie weniger gut erhalten, mehr zerbrochen, und es finden sich darin überdem 2 Infusorien-Arten, welche der oberen Lage zu fehlen scheinen, nämlich *Gallionella varians* und *Cocconeis Clypeus*. Besonders merkwürdig ist die Beymischung pflanzlicher Reste und Formen. Die graue Masse enthält nämlich zugleich Pollen von Fichten, d. h. irgend einer *Pinus*-Art, dessen Menge wohl $\frac{1}{5}$ des Volumens beträgt; und es lassen sich auch Kieselnadeln von Spongillen darin erkennen. Mit dieser Wahrnehmung stehen die Bemerkungen des Hn Dr Wiggers über die in der grauen Masse enthaltenen organischen Substanz sehr gut im Einklange. Wir verweisen übrigens hinsichtlich der über den Inhalt der Oberher Massen von dem Herrn Prof. Ehrenberg angestellten Untersuchungen, auf dessen Mittheilungen im Berichte über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der Königl. Preuss. Academie d. Wiss. zu Berlin in d. No-

naten November und December 1837; im 42. Bande von Poggendorf's Annalen d. Phys.; so wie in der Schrift: die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde. Berlin 1837. Fol.

In Beziehung auf eine technische Benutzung der Oberer Infusorien = Erde sind von dem Hofr. Hausmann verschiedene Versuche eingeleitet. Sehr brauchbar erweist sich dieselbe zum Putzen polirter Silbersachen. Auf den Wunsch des Hofr. H. hat der hiesige geschickte Gold- und Silberarbeiter, Hr F. Knauer, jene Masse geprüft und gefunden, daß sie sich zu diesem Zwecke besser als Kreide eignet, indem solche schärfer angreift, wogegen die weiße Oberer Erde die Politur feiner auffrischt. Zum Putzen anderer Metalle ist sie weniger anwendbar. Um die Oberer Erde ohne Nachtheil zum Putzen von Silbersachen zu gebrauchen, würde sie zuvor von dem hin und wieder darin vorhandenen, feinen Sandkörnern durch Schlämmen gereinigt werden müssen.

P a r i s.

Pourchet, libraire - éditeur. Traité de Diagnostic et de Séméiologie par P. A. Piorry, médecin de l'hôpital de la Pitié. Tome I. XXVII u. 611 S. T. II. 648 S. T. III. 651 Seiten. 1837. 8.

Wir glau'n nicht, daß dieses Werk in Deutschland Glück machen wird. Allein über das Schicksal eines Buches eine Prognose zu stellen, bleibt unsicher; die Auswahl desselben ist Geschmacksache und vielleicht hat bereits der durch Erweiterung der Auscultation berühmt gewordene Name des Verfs, der Ruf seiner reichen, in Hospitälern erlangten Erfahrung und das Imponierende von drey dickleibigen Bänden einen Ueber-

seher bewogen, nicht bloß einen Auszug des Wesentlichen zu liefern, sondern das Ganze, nach seiner ermüdenden Breite zu übertragen. Ist er noch nicht zu weit damit vorgerückt, so möchten wir ihn bloß an die gediegene, einfach gehaltene Schrift von S. G. Vogel über das Krankenexamen, zur flüchtigen Vergleichung, erinnern. Die einzelnen Krankheiten sind zwar mit Benutzung der neuesten anatomischen, chemischen und physikalischen Hülfsmittel geschildert; allein man vermißt die erforderliche Kürze der Darstellung und die unerläßliche Critik der Angaben.

Nach einigen voraus geschickten Bemerkungen über das Krankenexamen im Allgemeinen betrachtet der Verf. im ersten Bande die Exploration der Organe des Kreislaufs und ihrer Krankheiten, die diagnostischen Zeichen des Blutes und das Entzündungsfieber, die Untersuchungsweise der Nasenhöhlen, des Larynx, der Trachea, der Bronchien, der Lungen, des Rippenfells. Im zweyten Bande folgt die Untersuchung der Digestionsorgane, des Mundes, Schlundes, der Speiseröhre, des Magens, der Eingeweide, der Leber, der Gallenblase, Milz, Nieren, Harnleiter, Blase, Geschlechtstheile und des Bauchfells. Der dritte umfaßt die Darstellung der Symptome der Haut und ihrer Krankheiten, so wie die der Sinnorgane, des Gehirns, Rückenmarks, der Nerven, Muskeln, Bänder und Knochen.

Der Verf. hat es für zweckmäßig erachtet zur Vereinfachung der Begriffe und um mit den Fortschritten der Wissenschaft auch in der Terminologie gleichen Gang zu halten, eine Nomenclature organo-pathologique einzuführen. Um die etwaige Neugier unserer Leser zu befriedigen, wollen wir aus der großen Zahl einige dieser Bezeichnungen hervor heben, und sie der leichtern

Vergleichung wegen in alphabetischer Ordnung folgen lassen: acardiotrophie für Atrophie des Herzens; aëro-entèrectasie für Tympanitis; anencéphalohémie für Ohnmacht; anhématosie für Asphyxie; arteriostèrie für Verkücherung der Arterien; cholédociarctie für Verengerung des ductus choledochus und cholédocite für die Entzündung desselben; cholicystiectasie Erweiterung der Gallenblase; dyscardionervie Herzpalpitation; hémo-encéphalorrhagie Apoplexie; hydro-néphrectasie Nierenwassersucht; hypercardiohémie Blutcongestion nach dem Herzen; hyper-dermonervie große Empfindlichkeit der Haut; hypèrurorrhée Harnruhr; hypopneumonite schwache Lungenentzündung; necropneumonie Lungenbrand; peritoni-strumosie Tuberkeln im Bauchfelle; phlébectiarctie Obliteration der Venen; poly-hyperhémie Blutfülle; rhinite Schnupfen; stercorenterectasie Ausdehnung der Gedärme durch faeces; typhohémie Umänderung des Blutes durch Fäulniß.

Diese Wortbildneren, welche auch anderwärts in der Wissenschaft vorkommt, entspringt aus der ganz verkehrten Vorstellung, als müsse das Wort Alles sagen, was im Begriffe liegt, und so entstehen denn jene sprachwidrig ausgedonnenen Monstra et sesquipedalia verba.

B r e s l a u.

Berlag von A. Gofohorsky: Lateinisches medicinisch - chirurgisches Lesebuch. Herausgegeben von K. L. Kannegiesser. V u. 372 Seiten in 8.

Dem Verf. ist bey der medicinisch, chirurgischen Lehranstalt zu Breslau der Lehrstuhl der lateinischen Sprache anvertraut, und er hat für

seine Schüler vorstehendes Lesebuch heraus gegeben, da er sich vergeblich nach einem, seinen Wünschen entsprechenden umgesehen. In verständiger Auswahl, mit Berücksichtigung des Nutzens für die dem Studium der Heilkunde sich widmenden Schüler hat der Verf. folgende Stücke aufgenommen: 1) Hippocratis aphorismi I—IV. 2) A. Corn. Celsi de medicina II. 3) Pestis Athenis saeviens e Thucydidis hist. II. 4) C. Plinii Secundi naturalis historiae XXIX. 5) C. Plin. Sec. epist. XX et XXI. 6) C. Linnaei oeconomia naturae. 7) H. Fr. Linkii elementa philosophiae botanicae. 8) J. Fr. Blumenbach de generis humani varietate nativa. 9) C. Sprengelii institut. medicar. introitus. 10) J. Frankii praxeos medic. univ. praeceptorum prolegomena. 11) Baglivi de praxi medica I. 1. 2. 14. 12) H. D. Gaubii pathologiae medicinalis institutionum prolegomena. 13) Ex pharmacopoea Borussica. 14) H. D. Gaubii ad methodum concinnandi formulas medicamentorum prolegomena. 15—17) Vita B. Albini, J. B. Morgagni, Heberdeni. 18) Excerpta ex Blancardi dictionario. — Wir wünschen diesem Buche eine recht zahlreiche Verbreitung, indem wir das Nützliche und Zeitgemäße dieser Zusammenstellung bey dem leider! sich in der jetzigen Zeit unter den Medicinern kund gebenden Vernachlässigung der alten Sprachen wohl anerkennen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 9. Julius 1838.

G ö t t i n g e n.

Zu dem öffentlichen Examen des hiesigen Gymnasiums am 9. und 10. April lud unser Hr Director C. F. Ranke durch ein gelehrtes Programm ein: de Hesiodi operibus et diebus commentatio, VI u. 50 Seiten in 4. (bey Dietrich), das wir nicht unerwähnt lassen können. Der Zweck des Verfs im Ganzen ist, sich dem Unwesen zu widersetzen, welches die neueste Critik, besonders seit F. A. Wolf, mit dem Aufspüren und Ausmerzen unecht seyn sollender Verse oder ganzer Stücke treibt, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind. Gewiß ein Wort zu seiner Zeit, denn wie groß der Mißbrauch davon sey, kann wohl keinem Freunde der classischen Literatur entgangen seyn. Man geht oft nur darauf aus etwas aufzufinden, was man als verdächtig darstellen könnte; nicht um der Wahrheit, sondern um seinem Scharfsinne ein Opfer zu bringen. Mag dieses geschehen, wo wirkliche Gründe zum Verdacht da sind; aber wo diese

nur in dem subjectiven Gefühle des Critikers liegen, daß doch oft nur ein dunkles Gefühl ist, wird man nicht so leicht zum Beytritte geneigt seyn, da verschiedene Werke desselben Schriftstellers sich sehr ungleich seyn können, wenn sie in verschiedenen Lebenszeiten, oder unter verschiedenen Umständen geschrieben sind, wenn sie z. B. die letzte Feile nicht erhalten haben, wenn sie vielleicht Früchte einer üblen Laune waren, u. s. w. Daß auch die Werke des Hesiodus solche Angriffe in den neuesten Zeiten erfahren haben, ist bekannt, und daher war es gewiß eine sehr richtige Wahl, die der Verf. hier traf. Es kam ihm dabey besonders zu statten, daß durch die vollständige Bekanntmachung eines alten Commentators, des Proculus, die wir Hn Gaisford verdanken, eine neue Quelle für diese Untersuchung eröffnet war, die hier von besonderer Wichtigkeit ist. Daher geht auch der Verf. davon aus, zuerst eine genaue Nachricht von dieser Schrift des Proculus, seinem Commentar in die opera et dies, zu geben, welcher Untersuchung der erste der vier Abschnitte, in welche die Schrift des Verfs zerfällt, gewidmet ist, so wie überhaupt von dem Verfasser: de Proculo Diadocho Hesiodi operum et dierum enarratore. Da Proculus im fünften Jahrhundert lebte und schrieb, so zeigt uns sein Werk, wie das des Hesiodus damahls gelesen ward. Man muß aber dasselbe mit Vorsicht gebrauchen, da von Ezekes und Andern manches dem Proculus beygelegt wird, was nicht von ihm herrührt. Dies wird durch Beyspiele gezeigt; dann aber auch der Gewinn, der aus dieser Schrift so wohl für die Critik als die Erklärung des Hesiodischen Gedichts gezogen werden kann, ausführlich dargelegt. Das zweyte Kapitel ist überschrieben: artis Hesio-

deae in carmine componendo prima vestigia. Der Zweck des Verfs ist, zu zeigen: Unum esse carmen, et ita nexus singulas ejus partes, ut sine vi junctura solvi non possit. Indem man das Gegentheil annahm, und das Gedicht bald in zwey, bald, wie Gaisford, in drey Theile scheiden wollte, ging daraus eben hervor, daß man das, was dieser Hypothese entgegen zu stehen schien, heraus werfen wollte. Daß dieses falsch sey, wird nun durch mehrere Stellen von dem Verfasser gezeigt. Daran schließt sich das dritte Kapitel: de consilio Hesiodi. Die Absicht des Dichters ist in dem Proömion, wenn dieses auch nicht von ihm selber herrühren sollte, richtig angegeben: Constat poëtam docere voluisse quomodo res humanae secundum Jovis deorumque voluntatem et institutae sint, et institui debuerunt. Er that dies theils in Ermahnungen an seinen Bruder Perseus, der nicht, wie Einige haben behaupten wollen, eine erdichtete, sondern eine wirkliche Person war, theils an die Könige. Wie dies vernachlässigt sey, zeigt er dann durch die Beschreibung der fünf Zeitalter, welche immer mehr ausarteten. Das vierte Kapitel: Operum et Dierum dispositio breviter delineata, gibt eine Uebersicht der Anordnung im Allgemeinen, indem der Verf. die angenehme Hoffnung erregt, so bald seine Amtsgeschäfte es ihm erlauben werden, in das Einzelne einzugehen, und noch weiter mit dem Dichter sich zu beschäftigen.

Hn.

L e i p z i g.

Bey Weidmann. Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Au-

gustus Lobeck. Editio secunda novis curis elaborata. 1835. X u. 506 S. in 8.

Es wird nicht zu spät seyn, um in diesen Blättern eines philologischen Werkes zu gedenken, daß weder im Fluge gelesen und beseitigt, noch auch so schnell unter der Masse neuer Erzeugnisse vergessen werden kann. Der Verf., Herr G. R. N. Professor Lobeck in Königsberg, gehört zu denjenigen Bearbeitern des classischen Alterthums, die nicht bloß durch einzelne gelungene Leistungen, sondern durch den ganzen Character und Geist ihrer Behandlung der Wissenschaft bleibende Spuren eingedrückt haben. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in der das Wirken dieses und anderer Männer unserer Zeit, denen die Philologie ihre gegenwärtige Gestalt verdankt, mit völliger Unbefangtheit und zugleich mit scharfer Bestimmtheit dargestellt werden könnte; die Schaar der Anhänger und Sectierer stellt die Namen der Führer und Meister oft mehr nach äußeren persönlichen Verhältnissen, als nach der Verwandtschaft des wissenschaftlichen Verfahrens zusammen, und fragt überhaupt weniger nach geistiger Förderung, als nach einem äußern Anschluß und Patronat. Diejenigen, die durch selbständige Studien zu einer klaren Erkenntniß des Alterthums zu gelangen suchen, werden, bey anderen Ausgangspuncten ihrer Bildung oder verschiedenen Geistesanlagen und Richtungen, mitunter zu andern Zielpuncten gelangen; aber kein Philolog, dem die Wahrheit am Herzen liegt, wird, so lange sein Weg ihn auf den Spuren dieses Gelehrten führt, nicht mit Dank die mannigfache Stärkung und Förderung, die er hier gefunden, anerkennen, und Wenige werden so erstarkt seyn, um von dieser Nahrung nicht immer von Neuem Kräfte gewinnen zu können. Bleibt an manchen

Stellen ein Verlangen nach tieferen Aufschlüssen zurück, wünscht der Jüngere mitunter zur Befriedigung seiner Wünsche noch eindringendere Blicke in das Innere der Geistesthätigkeiten, deren Erzeugnisse behandelt werden: so spricht ein solches Verlangen nur für die Güte des bereits Geleisteten, so lange die darin herrschende Tendenz nicht negativ und ausschließend wird; und die Vorsicht und geduldige Mäßigung, mit der diese Art der Philologie das Verwandte am Faden der Analogien nach dem Gefühle der innern Zusammengehörigkeit zu verknüpfen pflegt, ohne den oft vorschnellten Eifer, für Alles zusammen den Grund in der Natur der Sache zu finden, hat oft auch ihre guten Gründe und ihre der Wissenschaft zuträglichen und heilsamen Wirkungen.

Die vorliegende zweite Bearbeitung von Sophokles *Nias* besteht dem größten Theile nach aus sorgfältigen Erörterungen, die zum Theil sich schon in der ersten fanden, zum Theil neu hinzugekommen sind, über Wortbildung und Sprachgebrauch der Tragiker, die an das gewählte Stück auf solche Weise angeknüpft sind, daß das critische Urtheil und die Erklärung von vielen Stellen dadurch begründet wird. Mitunter dehnen sich diese Erörterungen zu kleinern Abhandlungen, wie schon Vers 7. zu *εὐρινοσ βασις*, B. 40. zu *ἀσσειν χέρα*, eine Untersuchung, die zu B. 869. fortgesetzt wird, B. 108. zu *ἔρκειος*, B. 145. zu *βοτὰ καὶ λείαν*, B. 222. zu der Lesart *αἰ. Δονος*, B. 239. zu *ρίπτειν*, B. 277. zu *δις τόσ' ἐξ ἀπλῶν κακά* oder *κακῶν*, B. 324. zu *βοτὰ σιδηροκμηῆτα*, B. 604. über *εὐνώμας*, B. 604. über daß *σ* in *εὐγνωστος* neben *εὐγνωτος*, zu B. 801. über die Elision des *ι*, zu B. 880. über patronymische Bildungen, zu B. 931. über

ἐχθοδοπὸς als Derivatium, nicht Compositum, zu B. 955. über κελαινῶπας, zu B. 1035. über die verschiedenen Arten des Zeugma. Der Herausgeber gesteht in der Vorrede, daß er diese gelegentliche Behandlung grammatischer und lexicischer Gegenstände nicht gewählt haben würde, wenn er erst jetzt einen Entschluß darüber zu fassen gehabt hätte; wir stimmen ihm vollkommen darin bey, daß die philologischen Wissenschaften auf noch geraderem Wege vorwärts schreiten würden, wenn nicht zum Theil gerade die ausgezeichnetsten Männer des Fachs ihre Forschungen in der sehr bequemen und nur zu geschlossenen Form gelegentlicher Annotationen nieder zu legen gewohnt wären. Wir dürfen hoffen, daß die Periode der Philologie, welche sich jetzt zu entwickeln scheint, zwischen der Critik und Erklärung, die selbst wieder ihre großen eigenthümlichen Aufgaben zu lösen haben, und der Erörterung grammatischer und antiquarischer Punkte eine schärfere Grenze ziehen wird. Die äußeren öconomischen Umstände, welche dabey nach der Meinung des Herausgebers hemmend eintreten, werden sich gewiß schon bey seinen eigenen Paralipomenis als nichtig gezeigt haben. Der Herausg. gibt auf die Art von Commentaren, wie der seinige ist, die Anwendung des Aristophanischen Verses zu: τὸ μὲν πάρεργον ἔργον ὡς ποιούμεθα, aber versichert, daß es wenigstens nicht sein Wille gewesen sey, auch den folgenden Vers: τὸ δ' ἔργον ὡς πάρεργον ἐκπονούμεθα, von sich gelten zu lassen. Wenn indeß die Interpretation im prägnantesten Sinne genommen wird, als Befähigung zum Verständniß und der Aneignung eines Geistesproductes in demselben Sinne und Maße, als sie einem gebildeten Zeitgenossen möglich war, als sie der Dichter selbst erwartete und voraus

setzte, so ist dies eine Aufgabe, auf die wir wohl Perikles Worte vom Seewesen, bey Thukyd. I, 142., anwenden können: οὐκ ἐνδέχεται ὅταν τύχη ἐκ παρέργου μελετᾶσθαι, ἀλλὰ μᾶλλον μηδὲν ἐκείνου πάρεργον ἄλλο γίγνεσθαι.

Von den vielen Fragen, welche die Erklärung einer Tragödie im Ganzen und Einzelnen zu beantworten hat, wollen wir zunächst eine hervor heben, die gerade beym Nias des Sophokles von großer Wichtigkeit für die Auffassung mehrerer Stellen ist, und auch bey dem Herausgeber, wenn auch nicht in ihrem vollständigen Zusammenhange, öfter zur Sprache kommt, die nach der Einrichtung der Bühne und überhaupt nach dem Räumlichen aller der Vorgänge, die in dem Stücke enthalten sind. Die Scene ist, wie die Hypothesis bemerkt, im Griechischen Schiffslager vor Troja, und zwar bey dem Zelte des Nias. Wir können aber noch gleich eine genauere Bestimmung hinzu fügen, die als Grundlage für eine weitere Untersuchung nicht unnütz seyn wird. Nias Zelt ist das äußerste des Lagers, wie Sophokles (V. 4.) in Uebereinstimmung mit Homer (Il. 8, 224. 11, 8.) annimmt. Zugleich muß aber dasselbe Zelt die Mitte der Bühne, oder vielmehr der Rückwand derselben, der eigentlichen Scene, einnehmen, da in dem größten Theile des Stückes die Handlung sich um dieses Zelt dreht, und überhaupt die Wohnung der Hauptperson im alten Drama immer in der Mitte war. Folglich erstreckte sich das Griechische Lager nur nach der einen Hälfte des lang gezogenen Prosceniums; nach der andern Seite waren keine Zelte und Schiffe zu sehen, sondern freye Natur, Gebüsch, Wald, vielleicht mit einer Durchsicht auf das Meer. Da-

her kommt es auch, daß, wo der Chor in zwey Hälften getheilt den Nias sucht, und sich nach Osten und Westen trennt, B. 805 (791), nur nach W. hin die Schiffe erwähnt, und der Weg gegen Sonnenaufgang ohne Erwähnung des Schiffslagers gegenüber gestellt wird, B. 874 (860) ff. — eine Stelle, die zur völligen Erklärung noch weitere Erörterungen verlangen würde, wenn wir hier dabey verweilen könnten. Nun zerfällt die Tragödie in scenischer Hinsicht in zwey Theile, von denen der erstere bis B. 814 (800) das Zelt des Nias zum Mittelpuncte hat, das bis B. 346 (341) verschlossen bleibt; der zweyte sich um den Leichnam des Nias dreht. Im Prologos erscheint Odysseus bey dem Zelte, den Fußstapfen des Nias nachspürend, und Athena, um ihn zu belehren, wie es mit Nias stehe. Wir berühren hier gleich die Frage, ob Athena dem Odysseus, und ob sie den Zuhörern sichtlich erscheint, oder ungesehen bleibt. Die Beantwortung derselben beruht hauptsächlich auf den Worten des Odysseus, B. 14 ff.: *Ὡ φδέγμ' Ἀθάνας, φιλτάτης ἐμοὶ θεῶν, ὡς εὐμαδὲς σου, καὶν ἀποπτος ἦς, ὅμως φώνημ' ἀκούω.* Hr Lobeck erklärt: *ἀποπτον id, quod e longinquo conspicitur vel clare, si in excelso est, vel obscure, si longo intervallo distat;* und nimmt an, daß die Göttin dem Odysseus eben so deutlich erscheine, wie den Zuschauern. Dagegen hält Welcker in der Abhandlung über Sophokles Nias in Niebuhrs Rheinischem Museum Jahrg. III. (die wir von dem Herausg. gern mehr berücksichtigt gesehen hätten) S. 77. dafür, daß die Athena so wohl für Odysseus als die Zuschauer unsichtbar gewesen sey; jedoch mit einigem Zweifel in Beziehung auf den zweyten Punct.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. Stück.

Den 12. Julius 1838.

Leipzig.

Fortsetzung der Anzeige: Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Lobeck.

Hier möchte wohl die mittlere Meinung die richtige seyn, daß zwar die Zuschauer, aber nicht Aias die Göttin sehe, für welche gewiß die Erwägung des Sprachlichen und der Sache mit gleicher Entschiedenheit sprechen. Die Bedeutungen von ἀποπτος sucht Herr L., wie wir schon angegeben haben, unter eine zu vereinigen, die indeß selbst sehr zweifelhaft ist. Denn die Bedeutung 'fern gesehen' paßt nicht einmahl für solche Stellen, wie ὅπως ἀποπτος ἔσται ἡ Κορινθία ἐκ τοῦ χώματος bey Aristoteles, sondern hier, wie oft, ist ἀποπτος, was überhaupt von einem entweder angegebenen oder stillschweigend supponierten Punkte gesehen werden kann. Bey Plutarch Lukull z. B. καίτοι καταφανῆς ἦν ἡ στρατοπεδεία καὶ ἀποπτος (c. 9.), ist nicht angegeben, von wo das Römische Heerlager sichtbar gewesen sey, aber der Zusammen-

hang lehrt es hinlänglich: von den Mauern von *Kyzikos*. In diesem Sinne ist also *ἀποπτος*, im Gesichtskreise liegend, der natürlich bey hohen Gegenständen ein sehr weiter ist; es hängt mit *ἀποπτον* in der Bedeutung einer Warte, *ἀποψις* ein Belvedere, zusammen. Wenn aber *ἀποπτος* ungesehen bedeutet, so wird man dabey am besten thun, von Redensarten auszugehen, wie *ἀπ' ὀμμάτων*, *ἀπ' ὄψεως* in der Bedeutung 'aus den Augen, vom Blicke abgelegen', so daß die Präposition dabey in ihrem prägnanteren Sinne genommen wird. Die vier Stellen nun, in denen Sophokles *ἀποπτος* braucht, *Elekta* 1481., *Oedip. Tyr.* 762., *Philokt.* 465. und die unsre, sind alle von der Art, daß die Bedeutung 'aus den Augen, außer dem Gesichtskreise', vollkommen paßt. In der Stelle des *Nias* würde 'aus der Ferne gesehen' nicht dem Gedanken entsprechen, die ganze Form der Anrede: 'O Stimme der *Athena*, wie deutlich höre ich den Ton, wenn du auch *ἀποπτος* bist', zeigt deutlich, daß *Odysseus* eben nur hört und gar nicht sieht, so wie auch *Tekmessa*, welche das Gespräch des *Nias* mit der *Athena* beobachtet, ihn in seinem Wahnsinne mit irgend einem Schatten redend glaubt, *W.* 301 (296). Daß aber die Zuschauer in dieser ganzen Scene die *Athena* nicht erblickt hätten, ist schwer zu glauben; so eindrücklich und erhaben eine Götterstimme, ohne daß man sieht, von wem sie kommt, bey einem einzelnen Zuruf wirken kann: so seltsam würde sich auf der Bühne ein langes Gespräch mit einer bloßen Stimme ausgenommen haben. Wir wollen uns nicht auf die Frage nach dem *Theologeion* und andern Vorkehrungen, durch welche Göttererscheinungen im alten Theater bewirkt wurden, einlassen; aber sicher ist es schon

aus dem Beyspiele der Erinnyen in Aeschylos Choephoren, wo sie dem Orest und den Zuschauern sichtbar erscheinen, aber dem Chore unsichtbar bleiben, daß man keinen Anstoß an Erscheinungen nahm, die nur nach gewissen Seiten hin sichtbar waren. Der Ref. findet, daß auch Herr Professor Wunder in seiner 1837 zu Leipzig erschienenen Schrift 'Ueber Voback's neue Ausgabe des Sophokl. Nias' — die zu einem bekannten Schriftenwechsel Veranlassung gegeben hat — S. 10. ἀποπτος an unserer Stelle für 'unsichtbar' erklärt; nur können wir nicht glauben, daß diese Unsichtbarkeit bloß darin ihren Grund habe, daß Odysseus dem Orte, wo Athena erscheine, den Rücken zugewende; Odysseus, der von der Seite des Griechischen Lagers kam, richtete natürlich das Gesicht dahin, von wo die Stimme erschallte, nach der Höhe über dem Zelte des Nias; und es muß eine äußere Veranstellung gewesen seyn, die ihn hinderte, die Göttin selbst zu sehen.

Während der Παροδος des Chors, die der Herausg. mit Recht von B. 134. anfangen läßt, wird angenommen, daß Nias, der vorher in seiner Raserey und Geistesverblendung auf den Ruf der Athena auf der Bühne erschienen war, zur Besinnung zurück gekehrt ist; Tekmessa tritt aus dem Zelte, um den Chor, der heftig nach seinem Führer und Helden verlangt, zu befriedigen, und meldet ihm, zuerst in lyrischem Affect, dann in gewöhnlicher Form der Erzählung, daß Nias von tiefem Seelenleiden, das auf den Wahnsinn gefolgt ist, ergriffen im Zelte liege: Νῶν γὰρ ὁ δεινός, μέγας, ὠμοκρατῆς Αἴας Δολερῶ κείται χειμῶνι νοσήσας, B. 206 ff. Wir bemerken im Vorbeygehen, daß die Erklärung, welche der Herausg. von ὠμοκρατῆς gibt, der Schulterstarke, schwerlich zu dieser Stelle paßt, wo

eine solche epische Aeußerlichkeit und sinnliche Ausführllichkeit, die überhaupt den Tragikern fremd ist, am wenigsten ansprechen würde; *ὠμοκρατής* ist wie *ὠμόδνμος*, welches von demselben *Νίασ* in demselben Stücke gesagt wird, unstreitig von *ὠμός* abzuleiten, und bedeutet den Mann von ungebrochener, ungezügelter Kraft (*crudum robur*) — für *Νίασ* sehr bezeichnen, wie auch aus den von Herrn Prof. Döderlein de Sophocl. *Aiace*, in den Abhandl. der philos. philos. Classe der Münchner Academie, Bd II. S. 117., verglichenen Stellen erhellt. Mehr zu tadeln ist es, daß der Herausg. auch dem Scholiasten, der nur die Ableitung von *ὠμός* kennt und diese nur auf verschiedene Arten anwendet, die andere Meinung aufdrängen will; er schreibt für *ὁ γενναῖος, ὁ καὶ τῶν ὠμῶν κρατεῖν δυνάμενος*, wie man im Cod. Laurentianus ganz richtig liest, *ὁ διὰ τῶν ὠμῶν κρατεῖν δυνάμενος*, ganz gegen die Meinung des Grammatikers. Doch diese Stelle führten wir nur an, weil sie zu denen gehört, worin *Νίασ* Lage nach der Besinnung geschildert wird; verbindet man damit B. 309 (304), 323 (318) ff. und andere Aeußerungen: so sieht man deutlich, *Νίασ* hat sich in seiner tiefen Beschämung und Betrübniß über das im Wahnsinne Vollbrachte mitten unter den getödteten Kindern und Widbern, in denen er die Atriden und den *Odysseus* zu vernichten geglaubt hat, gelagert, und weicht nicht von der Stelle; *νῦν δ' ἐν τοιαύτῳ κείμενος κακῇ τύχῃ ἄσιτος ἀνὴρ, ἄποτος, ἐν μέσοις βοτοῖς σιδηροκμησιν ἤσυχος δακεῖ πεσών*. *Telemessa* kann, bey dieser Verfassung des *Νίασ*, nicht daran denken, daß er heraus kommen könne, um mit dem Chor zu verhandeln, sondern ist deßhalb aus dem Zelte getreten, um die *Salaminier* zu bitten, hinein zu kommen,

und zu versuchen, ob sie dem Uias in dieser Lage irgend helfen könnten, B. 330 (325); vergl. B. 219 (218). Nun hört man den Helden nach seinem Sohne und nach seinem Bruder rufen; der Chor schließt daraus, daß er bey Sinnen sey, und verlangt, daß das Zelt geöffnet werde, 'vielleicht werde auch sein Anblick ihm Erbarmen einflößen'. Tekmessa antwortet 'Siehe ich öffne, du kannst nun seine Werke schauen, und wie er sich selbst befindet.' An dieser Stelle setzt der Herausg. im Texte als παραπιγραφή: 'Ανοίγεται ἡ σκηνή, und dazu die Anm. 'Ἰδοὺ διοίγω. Schol. Rom. ἐνταῦθα ἐκκύκλημα γίνεται, ἵνα φανῇ ἐν μέσοις ποιμνίοις· εἰς ἐκπληξιν γὰρ ταῦτα φέρει τὸν θεάτην· δεικνύνται δὲ ξιφήρης, ἡματωμένος μεταξὺ τῶν ποιμνίων καδήμενος. Eodem modo Ottfr. Muellerus ad Eum. p. 103. 'Ajax wird durch ein Enkykleme (schr. Ekkyklema) hervorgeschoben, blutbespritzt, ein blosses Schwert in der Hand.' Ajax non protruditur, sed, ut personae tragicae solent, progreditur diductis valvis, quo adstantibus amicis adspectus caedis praebetur; spectatorum oculis hanc lanienam subjici neque opus est neque in expedito positum, nisi credere libet choragum (Arist. Pac. 1021.) ad hoc aliquot vituios arietesque recens mactatos & macello in scenam transtulisse. Gladii stricti nec significatio ulla nec usus homini sano cum amicis collocuturo.' Wollen wir auch hier nicht den Widerspruch urgieren, der zwischen der Parepigraphie und Anmerkung statt findet, da ein Öffnen der Scene doch wohl mehr besagen soll, als das bloße Heraustrreten eines Schauspielers; wollen wir auch die innere Unmöglichkeit nicht weiter entwickeln, daß Uias, von dem

wir eben hörten, daß er in tiefem Schmerz versunken liege, auf einmahl aus keinem andern Grunde heraus komme, als um sich gegen den Chor über seine Schmach zu expectorieren: so müssen wir doch die Beweise geltend machen, die in directen Aussagen des Dichters liegen. Nias sagt in der Iyrischen Schilderung seines Schicksals B. 357 (364) ff.: Ὀρᾶς τὸν δραστὴν, τὸν εὐκάρδιον, τὸν ἐν δαίτοις ἀτρεστον μάχαις, ἐν ἀφόβοις μεθ' ἑσσοὶ δεινὸν χέρας; was doch — nach genauester Auslegung — nichts anders heißen kann als: 'Du siehst mich, den kühnen Helden, den furchtlosen Kämpfer in der Feldschlacht, wie ich jetzt mit meinen Händen unter harmlosen Thieren gewüthet habe'. Also ist es klar, daß Nias sich noch mitten unter diesen Thieren befand; er muß sichtbar seyn als δεινὸς χέρας ἐν ἀφόβοις μεθ' ἑσσοὶ. Schon vorher sagt der Chor von ihm B. 355 (349) 'Die Sache selbst zeigt, welche Sinnlosigkeit ihn ergriffen hat.' Die Worte, die Nias der Tekmessa zuruft, als sie ihm flehend zu Füßen fällt 'Wirst du nicht heraus gehen, nicht den Fuß hinweg heben', (Ὅνκ ἐκτός; ὄνκ ἀπορῶρον ἐκνεμεῖ πόδα) B. 369 (362) lassen sich auch nur so erklären, daß Tekmessa in das geöffnete Zelt, in welchem Nias sitzen geblieben ist, hinein dringt. Ferner sieht man auch, daß die Umgebung des Zeltes den Nias hindert, die Bühne zu überschauen, daher er sein Kind Eurysakes, das auf Tekmessa's Ruf von einem Diener gebracht wird, nicht sogleich sehen kann, sondern die Tekmessa fragt 'Kommt er, oder bleibt er hinter dem Befehl zurück' B. 543 (538); sie antwortet 'Schon bringt es dieser Diener uns nahe', und nun bittet sie Nias, das Kind empor zu heben, 'es werde sich ja, wenn es von ihm stamme, nicht scheuen, dies

frische Blutbad anzuschauen'; wobey wieder kein Zweifel seyn kann, daß Nias sich im Zelte unter den Leichnamen jener Widder und Ochsen befindet. Endlich schließt die ganze Scene, die mit der Oeffnung des Zeltcs angefangen hatte, damit, daß Nias die Tekmessa wiederholentlich auffordert, das Zelt wieder zu schließen, was auch nach den Worten: οὐ ἐντρέξεται ὡς τάχος B. 593 (589), ohne Zweifel sehr bald geschehen seyn muß. In der That, so viele und so klare Indicationen des Ekkyklema, als man nur irgendwo in einem tragischen Stücke findet. Der Begriff des Ekkyklema ist nach den alten Grammatikern der einer Maschinerie, wodurch das in den Wohnungen der auftretenden Personen Verborgene an das Licht der offenen Bühne gebracht wird; der Grund desselben liegt in der Deconomie des alten Dramas, welches — wie das antike Leben selbst — in der Regel auf offenen Plätzen im Freyen spielt, aber doch mitunter genöthigt wird, einen Blick in das Innere des Hauses zu öffnen, weil tragische Scenen, die zur Idee des Stückes wesentlich gehören, aus physischen oder moralischen Gründen nicht anders als mit ihrer Umgebung, dem Innern einer Wohnung, erscheinen können. An dieser Stelle des Nias findet nun zwar keine physische, aber eine moralische Unmöglichkeit statt, Nias aus seinem Zelte hervor treten zu lassen; so lange bey dem Helden der Zustand eines tiefen Gefühls der Schmach, die er sich selbst zugesügt hat, in voller Macht wirkt, kann er nicht sein Zelt verlassen, um mit denen draußen zu conversiren; er kann es höchstens für eine kurze Zeit dulden, daß das Zelt geöffnet wird, damit seine treuen Freunde sehen, wie es ihm geht; erst als er sich so weit gesammelt hat, daß er Tekmessa und den Chor über seine Vorsätze beru-

higen kann, während er sich selbst innerlich in dem Entschlusse des Selbstmordes befestigt hat, tritt er auf die Art, wie der Herausg. es in der obigen Stelle annahm, aus dem Zelte hervor. Eine gewisse Inconsequenz ist freylich bey dem Herausrücken eines innern Raums auf die Bühne nicht zu vermeiden, sie findet sich in den meisten Fällen der Anwendung des Ekkyklima, und hat für die alte Tragödie wenig zu bedeuten, die bey der höchsten Sorgfalt in der Entwicklung der Idee die gemeine und alltägliche Wirklichkeit mit vornehmer Nachlässigkeit behandelt; sie liegt darin, daß die Chorpersonen nach Tekmessa's Willen in das Zelt eintreten sollen, B. 329 (324), wie in Aeschylus Agamemnon B. 1344. in den Pallast der Attiden, und doch hernach offenbar außer dem Zelte bleiben, wie dort außer dem Pallaste des Agamemnon, und mit den Personen darin Gespräch führen, als wären diese ebenfalls draußen. Dafür haben alle Ekkyklima-Scenen der alten Tragödie eine große plastische Kraft und Schönheit, die eben darin liegt, daß der Anblick allein eine Fülle von ergreifenden Gedanken in sich faßt; der edle Held, Hektors würdiger Gegner, unter so unwürdigen Trophäen und Denkmählern seines Heldenthums, war für jeden Griechen ein Anblick von erschütternder Gewalt, und dabey eine Gruppe von der schönsten Abrundung, wie sie der Griechische Geschmack verlangt: so sieht man ihn auf einer bekannten Vase bey Tischbein, Homer Heft VII. Taf. 6. Die Thiere um ihn waren natürlich auf der Bühne keine wirklichen Hammel und Kälber aus dem Schlächterladen, was allerdings einen schlechten Effect gemacht haben würde; aber wer mit der alten Wachs- und Gyps-Bildnerey irgend bekannt ist, und an die Freygebigkeit denkt,

mit der die Athener die Aufführung dieser Stücke ausstatteten, wird nicht einen Augenblick zweifeln, daß eine kräftige und geistvolle Plastik alles Erforderliche aufs vollkommenste geleistet haben wird. Zum Schlusse dieser Auseinandersetzung bemerken wir, daß auch Hr Prof. Wunder das Hervortreten des Aias bestreitet, nur geht er nicht von den richtigen Vorstellungen vom Ekkyklima aus, dessen Name schon ein Hervorgerolltes ausdrückt; Virgil's *Scena versis discedit frontibus* bezieht sich auf die bekannte *scena versilis* der Römer, die mit dem Ekkyklima nicht das Geringste zu schaffen hat.

Wir können aber diese Ekkyklimen = Scene nicht verlassen, ohne den Versuch, eine andere Personen = Abtheilung, als die, welche der Herausgeber mit den andern Critikern gemein hat, seinem eigenen Urtheile zu empfehlen. Ueberblickt man die ganze Scene von dem Anfange des Ekkyklima bis zu der größeren Rede des Aias, V. 348 — 429.: so sieht man leicht die genaue symmetrische Anordnung der Reden und Gesänge. Aias respondiert in seinen lyrischen Gesängen sich selbst; die Reden des Chors aber und der Tekmessa sich gegenseitig — ein System, welches um so einfacher hervor tritt, wenn man bemerkt, daß *στροφὴ β'* und *γ'*, eigentlich nur eine durch die Tekmessa unterbrochene Strophe bilden, so wie auch *ἀντιστρ. β'* und *γ'*, wo die Unterbrechung vom Chore ausgeht. Dann zerfällt die ganze Partie in drey Theile, von denen jeder sich auf die angegebene Weise wiederholt: 348 — 355. = 356 — 363. 364 — 378. = 379 — 393. 394 — 411. = 412 — 429. Ist dies richtig, so müssen die beiden Verse 362. 363 (355. 356) *Ἐσφρημα φώνει . . τιθεῖ*, und der Vers 386 (379) *Μηδὲν μέγ' εἴπησ* nicht, wie

bisher, dem Chor, sondern der Tekmessa zugeeignet werden, und wenn man sich einmahl dafür aus äußern oder formellen Gründen gestimmt findet, wird man auch bemerken, daß sie dem Tone und Gedanken nach zu dem vertraulicheren Verhältnisse der Geliebten besser stimmen. *Εὐφρονα φάσκει* sagt gerade auch Tekmessa zum Chor, V. 591 (587). Der Vers, den Aias in dieser mit gar wunderbarer Kunst geordneten Scene zwischen die begütigenden Reden wirft, hat einige critische Schwierigkeiten, die nach der Erscheinung dieser Ausgabe zwey vorzügliche Critiker, Hr Dr Bergk, in der Zeitschr. für die Alterthumswiss. 1835. S. 949., und Hr Prof. W. Dindorf, in derselben Zeitschr. 1836. S. 7., zu heben gesucht haben; wir bemerken nur mit Rücksicht auf den erstern, daß der Vers ein Trimeter bleiben muß, erstens weil die Länge von *ἀνώμενος* der lyrischen Verbindung einer jambischen Dipodie und trochaischen Tetrapodie zuwider läuft, und dann, weil Aias seinen lyrischen Gedankengang erst nach diesem hemmenden Zwiegespräch fortsetzt, und an diesem also nur sprechend Antheil nehmen kann.

Nach dem Abschluß des Ekkyklima tritt das erste Stasimon in dieser Tragödie ein, worauf Aias nun wirklich scheinbar beruhigt und versöhnt aus dem Zelte tritt, und nach jener wunderbaren Rede voll wahren Gefühls, und doch gemacht, um den Chor über seine Absichten zu täuschen, nach der Seite der Bühne, welche die freye Natur und Wildniß darstellt, sich entfernt. Er geht, sagt er selbst V. 654 (642), zu den Bädern und Wiesen am Gestade, um da die Sühnschuld abzuwaschen. Der Chor, der in einem jauchzenden Hyporchem seine Freude darüber ausspricht,

wird bald durch die Botschaft des Teukros auf die Gefahr aufmerksam, die seinem Fürsten droht, und geht nun, um ihn zu suchen, in zwey Halbchöre getheilt, nach Osten und Westen, die παράδοι der Orchestra entlang, die sich längs des Prosceniums hinziehen. Tekmessa will auch nicht ruhen, sondern dahin gehen, wohin ihre Kräfte reichen — ἀλλ' εἶμι καὶ γὰρ κεῖσ', ὅποιπερ ἀνσθένω B. 810 (796) —; sie verschwindet also auch nach der Seite, wohin Nias gegangen, aber wird nicht in so weiter Entfernung gedacht, wie der Chor. Nun erscheint Nias auf einmahl, um sich in das bereits aufgestellte Schwert zu stürzen; wir vernehmen seine letzten Worte; dann findet sich der Chor wieder von Osten und Westen zusammen, ohne den Gesuchten irgend wo gesehen zu haben, bis er die Stimme der Tekmessa vernimmt, die in dem Gebüsche indeß den Leichnam des Nias gefunden. So viel mußte voraus geschickt werden, um die Vorstellung beurtheilen zu können, die Hr G. R. R. Eoback von der Ausführung dieser Scene auf der Attischen Bühne aufstellt. Er bezeichnet im Texte das Auftreten des Nias als ein Ekkyklima; in den Anmerkungen zu B. 815. bemerkt er erstens, daß die Tragiker nicht immer den Anblick blutiger Scenen vermeiden, da ja bey Euripides Pen- theus Mutter mit dem Haupte ihres Sohnes erscheine; Sophokles habe gleichsam einen Mittelweg eingeschlagen, indem er die Sache so eingerichtet, daß die Zuschauer den Nias sich ins Schwert stürzen sahen, aber aus der Ferne und nur undeutlich, indem der Rand eines Gebüsches den Schauspieler verhüllte. Auch habe er sich wahrscheinlich des Theater-Schwerts (σύσπαστον ἐγχειρίδιον) bedient, das in sich zurück fuhr,

während es den Körper zu durchbohren schien, und grade bey der scenischen Darstellung des Uias von den Alten erwähnt wird. Uias könne unmöglich zu der Stelle zurück kehren, wo er, wenn die Nachricht von Teukros nicht inzwischen eingelaufen wäre, die Seinen sämmtlich antreffen würde. Hier nimmt also offenbar Hr Lobeck eine Scenen-Veränderung an, wofür er sich auch auf den Gebrauch der Periakten im Attischen Theater beruft. Aber alles dies hat doch nichts mit einem Ekkyklima zu schaffen, welches nur das Hervortreten eines innern Gemachs auf die Bühne bewirken kann; was aber die Periakten anlangt, so können diese nach Vitruv's und Polylux aus einer Quelle abstammender Lehre nur eine Veränderung eines Theils der Decoration, einer einzelnen Aussicht oder besonderen Partie der Bühne bewirken, wie auch nur eine solche in Aeschylos Eumeniden erforderlich ist, aber nicht ein Lager in einen einsamen Wald verwandeln, zumahl da beide Decorationen massiver Art seyn mußten, nicht bloß gemahlt seyn konnten. Fragen wir nun nach den Gründen, aus denen der Herausg. eine totale Ortsveränderung annimmt: so beruft er sich besonders darauf, daß Uias nicht dahin zurück kehren könne, wo er eben gewesen; wir können aber den Beweis gewissermaßen umkehren, indem wir uns darauf stützen, daß der Chor den Uias auf seiner weiten Wanderung nach D. und W. nicht gefunden hat, sondern jetzt erst, wo die beiden Hemichorien sich auf dem Rückwege wieder zusammen finden, dem Orte nahe kommt, wo Uias sich ermordet; auch darauf, daß Tekmessa es ist, die offenbar mehr in der Nähe geblieben ist, welche den Leichnam auffindet. Sophokles muß also angenommen ha-

ben — in sofern dem Dichter überhaupt zugemuthet werden darf, über solche Dinge bestimmte Rechenschaft zu geben — daß Aias sich nicht so sehr weit von den Zelten entfernt habe; überdies kann die Bühne, die nach obiger Erörterung zur einen Hälfte ein Lager, zur andern eine Waldgegend vorstellte, in der idealen Raum-erweiterung, welche das alte Drama sich gern und leicht gestattet, auch eine Gegend umfassen, die man sich von den Zelten in einer ziemlichen Entfernung denken darf. Es ist also auch für eine Scenen-Veränderung kein hinlänglicher Grund vorhanden. Daß nun der Chor den Leichnam des Aias nicht sogleich sieht, erklärt sich hinlänglich aus der Lage der Orchestra gegen die Bühne und der speciellen Einrichtung dieses Theils des Proscaeniums; daß aber die Zuschauer den Selbstmord des Helden nur dunkel und unbestimmt gesehen hätten, nöthigt nichts anzunehmen, zumahl bey dem nachgewiesenen Gebrauche des Theater-Schwerts. Wir möchten bey der ganzen Frage, in wie fern der Geschmack der Griechen solche Handlungen auf der Bühne gestattet, nicht von der etwas leicht gefaßten Vorschrift des Horaz ausgehen: *Ne pueros populo coram Medea trucidet*; es hat offenbar einen tieferen Grund, daß in der Regel überhaupt keine Scenen bedeutender körperlicher Exertion, keine Kämpfe, Kriegsthaten, Verwundungen, Mißhandlungen und dgl. in der alten Tragödie vorkommen. Das tragische Drama, obgleich vom Handeln benannt, bleibt doch weit mehr ein Werk der Rede, als das neuere; und der Unterschied vom Epos liegt weit weniger in dem Gegensatze von Erzählung und That, als in der vollständigeren Entwicklung der Handlungen als Willensacte

aus der menschlichen Seele, und — was ursprünglich die Hauptsache war — in der Entwicklung der Wirkungen, welche diese Handlungen auf das mitfühlende Gemüth hervor bringen. Die stumme Handlung, bey der diese Entwicklung aufhört, und alle Rede unpassend wird, tritt daher in keinem antiken Drama auf die Bühne, wodurch viele Scenen Shakespeare'scher und Schiller'scher Tragödien absolut von der antiken ausgeschlossen sind: aber ein Nias in der Stimmung und Geistesverfassung, in der er von der Welt Abschied nimmt, um sich sogleich in das Schwert zu stürzen, ist ein vollkommen würdiges Sujet für eine Darstellung des reinsten tragischen Styles, wenn auch dabey vor den Augen der Zuschauer Blut vergossen werden mußte.

Der Herausgeber nimmt nach dieser Bemerkung weiter keine Rücksicht mehr auf die scenische Darstellung; doch wollen wir, um die gegebenen Erörterungen zu einem kleinen Ganzen abzurunden, und einigen möglichen Schwierigkeiten vorzubeugen, die locale Einrichtung des Dramas bis zum Schlusse verfolgen. Nias Leichnam wird sehr bald, nachdem er gefunden, von der Telemessa mit einem großen Gewande verhüllt, das sie sich selbst abnehmen muß, 'weil kein Freund es vermöchte, das zur Nase empor geschraubte und aus der Wunde strömende schwarze Blut anzuschauen' B. 915 (896) ff. Diese Verhüllung ist an sich nicht so motiviert, als sonst solche Handlungen in der Poesie, zumahl da doch Teukros sehr bald, B. 1003 (978), den Leichnam wieder zu enthüllen befiehlt. Offenbar hat diese Verhüllung einen scenischen Grund in der Deconomie des Stückes; der Leichnam des Nias,

das heißt der Schauspieler, der jetzt den todten Nias darzustellen hatte, mußte durchaus entfernt und durch eine leblose Figur ersetzt werden, nicht bloß, weil ein lebendiger Mensch schwerlich den Leichnam bis ans Ende des Stückes mit hinlänglicher Reichenhaftigkeit spielen konnte, sondern aus dem noch dringendern Grunde, weil der als Nias gestorbene Schauspieler einige Minuten nach der Verhüllung als Teukros wieder auftreten muß. Denn nach der auf drey Schauspieler basirten Deconomie der Sophokleischen Tragödie fallen in diesem Stücke dem Tritagonisten die dafür geeigneten Rollen des Agamemnon und Menelaos, nebst der Athena im Prologe zu, dem Deuteragonisten Odysseus und wahrscheinlich Tekmessa, und der Protagonist muß nothwendig außer dem Nias den Teukros übernehmen, da Teukros, eben so wie Nias, mit zwey anderen redenden Personen zusammen auftritt; wobey noch zu bemerken ist, daß der Deuteragonist als Tekmessa B. 988 (964) abgeht, um den Knaben Eurysakes zu holen, und dafür B. 1169 (1145) ein Statist in der Maske der Tekmessa wieder kommt, da alle drey Schauspieler in der folgenden Scene andere Rollen haben. Es ist ein noch nicht erschöpfter Stoff der Forschung und bewundernden Betrachtung, mit welchem Geschick die alten Tragiker diese Beschränkungen ihrer Kunst — die auch nicht bloß zufällig waren, sondern im Wesen der antiken Tragödie ihren Grund hatten — zu beobachten und sich ihnen ohne Schaden höherer Kunstforderungen zu fügen gewußt haben. — So lange Nias Leichnam an der Stelle liegt, wo der Heros sich entleibt hatte, spielt das Stück an der einen Seite des Prosce-niums, ziemlich entfernt von der Mitte. Man

bemerkt aber, daß die Tragiker in der Regel die Mitte der Bühne behaupten, und um diese ihre Personen symmetrisch gruppieren: daher auch Sophokles in diesem Stücke den Leichnam des Nias, um dessen Todtenehre sich der zweyte Theil des Dramas dreht, dahin zu bringen suchen mußte. Er läßt daher den Teukros, vom Chore aufgefordert, schon Hand an die Bestattung legen; es ist anzunehmen, daß nach V. 1042 (1017) Teukros mit seinen Begleitern den Leichnam in die Gegend des Zeltes bringt, obwohl Menelaos gleich bey seinem Auftreten es zu hindern sucht. Daher, als Teukros mit dem unerwarteten Beystande des Odysseus die Bestattung des Bruders erstritten hat, unter den anderen Veranstaltungen, die zum Begräbniß gehören, eine Schaar von Männern nach Teukros Gebot den Waffenschmuck aus Nias Zelte holen soll; man sieht sie wahrscheinlich sogleich nach dem sich öffnenden Zelte abgehen, und die vorbereitenden Veranstaltungen zu einem stattlichen Heroen-Begräbniß zum Vorschein kommen.

So viel über diese Seite der Erklärung, die indeß auf jeden Fall für den Herausgeber zu sehr Parergon war, als daß wir darnach das Verdienst des Commentars als solchen messen könnten. Wir wollen deswegen noch einige einzelne schwierige Stellen, die meist mit der Kritik zusammen hängen, mit Bemerkungen begleiten, wobey wir uns um so kürzer fassen wollen, da in den meisten Stellen schon alle möglichen Auffassungsarten erschöpft und debattiert sind.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Julius 1838.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Lobeck.

Ueber die erste Strophe, welche der Chor singt: Ἡ ῥά σε Ταυροπόλα, hat der Herausg. durch grammatische und mythologische Erörterungen großes Licht verbreitet; nur vermißt man etwas Geringsfügiges, aber doch sehr Wesentliches, das Fragezeichen am Ende der Strophe. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß der Chor nicht sagen kann: 'Traun, Artemis Tauropola hat dich gegen die Rinderheerden der Achäer getrieben, oder Enyalios durch nächtlichen Trug die Entziehung der Beute gerächt! — wenn derselbe Chor noch der Meinung ist, daß diese wahnsinnige That eine Erfindung der Atriden und des Odysseus sey, und eben mit dem Wunsche und der Hoffnung herbey kommt, um von seinem Fürsten die Widerlegung dieses Gerüchts zu hören. Auch findet der Ref., daß andere neuere Herausgeber, Hr W. Dindorf und C. Wunder, das Fra-

acquiescerem a me impetrare potuisse, neque aliud, quod plene perfecteque satisfaciat, expeditum habere. Die Erklärung, bey der er sich nicht beruhigen kann, ist die Brunck'sche, wornach πλάτη für das Schiff stehen, und Object beider Verba, ἐπιβῆναι und ἐλίσσειν, seyn soll, wogegen allerdings Vieles oder vielmehr Alles spricht. Offenbar gehört ἐλίσσειν πλάταν ἄλιον zusammen, das Ruder durch das Meer schwingen, denn ἄλιον ist das locale Prädicat, welches nicht unmittelbar, sondern durch das Verbum mit seinem Nomen verbunden ist. Da nun also ἐπέβης für sich bleibt, so muß ἐπιβῆναι absolut für ἐπιβάτην γενέσθαι, ἐπιβατεῦσαι genommen werden, worin doch wohl für Sophokles Sprachgebrauch keine zu große Schwierigkeit liegt. In dem folgenden Verse kommt es in der That nicht mehr auf Erklärung an; daß auch die von Hn Lobbeck ausgeführte, wonach das Particip des Futurums substantivisch stehen, und ποιμένων, als allgemeine Bezeichnung des Fürsten Nias, davon abhängen soll, in grammatischer Hinsicht höchst bedenklich ist, verhehlt der vorsichtige und gewissenhafte Forscher selbst nicht. Was aber die bisherigen Verbesserungsvorschläge anlangt, so kann auch πημονὰν, welches Herr Wunder von Reiske angenommen hat, genauer besehen, nicht genügen; 'ich sehe, daß du allein mir helfen werdest', ist ein schwacher, beynahe frostiger Ausdruck für die Stelle. Gewiß ist ein Infinitiv nöthig, der das bezeichnet, was der Chor unmittelbar an den Tag legt; nach εὐμενεῖν, ζαμενεῖν, δυσμενέων darf man wohl πρεμμενεῖν wagen.

Zu dem Anfange des ersten Stasimon wollen wir etwas zur Vertheidigung der von dem Herausg. fest gehaltenen Lesart der Handschrift:

Ἐκλεινὰ Σαλαμῖς, οὐ μὲν που ναίεις ἀλί-
πλαγκτος εὐδαίμων hinzu fügen, zumahl da
sich bey Wunder wieder ἀλίπλακτος findet.
Hr G. R. R. Lobeck hatte selbst früher ἀλίπλακτος
geschrieben, aber findet es jetzt glaublich, daß die
Worte πλάζω, πλήγνυμι, πλήσσω eben so un-
ter einander verwandt seyen, wie im Deutschen
schlagen und verschlagen, und meint, daß zwi-
schen ἀλίπλαγκτος und θαλασσόπληκτος wohl
kein Unterschied seyn möge. Nun werden wir
schwerlich die Verwandtschaft der beiden Wur-
zeln ΠΛΑΓ (πλήσσω) und ΠΛΑΓΓ (πλάζω)
in Abrede stellen, aber es fällt schwer zu glau-
ben, daß deswegen irgend ein Dichter, dem die
Sprache noch nicht ein klingendes Spiel mit Wor-
ten war, die so scharf geschiedenen Bedeutungen
geschlagen und verschlagen, hin und her gewor-
fen, erschüttert werden, vermischt habe. Viel-
mehr muß der Grund in der Erscheinung der
Brandung selbst gesucht werden, welche bekannt-
lich bey großer Heftigkeit den Schein hervor bringt,
als schwanke die Küste hin und her. So hieß ein
Berg in Megaris, der in den Krissäischen Meer-
busen vorspringt, Megiplanktos, der von den
Wogen (αἴγες) umbrandete. Wäre man auf diese
Bedeutung von πλάζεσθαι aufmerksam gewor-
den, so würden auch die Planken der Odyssee
nicht bis auf diesen Tag in der Homerischen Geo-
graphie ihre Stelle als Irrfelsen behauptet
haben. Allerdings nahmen sie die spätern Dich-
ter und Mythologen, welche sie Symplegaden
und Syndromaden nennen, als lebendige, durch
Zusammenstoßen das hindurch fahrende Schiff zer-
schmetternde Felsen, aber Homer hätte unmöglich
diese Eigenschaft, wenn er sie ihnen beylegte, mit
Stillschweigen übergehen können. Er beschreibt
in der bekannten Schilderung, Od. XII, 59 —

72., weder zwey Felsen, die eine Meerenge einschließen, sondern vielmehr eine Felsenküste — noch auch bewegungsbräftige Felsen, sondern das Meer ist es, welches mit gewaltiger Fluth Alles an diese Felsenküste anschleudert und zertrümmert. ‘Allein die allgefeyerte Argo, sagt der Dichter, schiffte unter den meerdurchschneidenden Schiffen daran vorbey, und auch die würde die Fluth schnell gegen die großen Felsen geworfen haben, wenn nicht Hera sie vorbey geleitet hätte.’ Wir verweilen noch etwas bey diesem Verse des Sophokles um einer Kleinigkeit willen, des Komma’s, welches der Herausg. zwischen ἀλίπλαγκτος und εὐδαίμων setzt. Doch liegt in dieser Kleinigkeit ein für das Verständniß und die poetische Auffassung der Stelle nicht unbedeutendes Moment. Wenn das Komma richtig steht, müssen die Begriffe ἀλίπλαγκτος und εὐδαίμων einander coordiniert seyn, und in gleicher Beziehung zum Substantiv stehen. ‘Du wohnst meerumbrandet, selig, für immer bey Allen gefeyert’. Daß dies keinen richtigen Sinn gibt, leuchtet ein. Man sollte wohl genauer, als bisher geschehen, bey der Interpretation, und auch schon bey der Interpunction, Adjectiva: Attribute, die schon vorher in Gedanken mit dem Subject verbunden sind, Prädicate, die erst durch das Verbum verbunden werden, wozu die so genannten adverbialen und proleptischen Adjectiv: Structuren gehören, und Apposita, die erst nach der innern Entwicklung des Satzes hinzu treten, von einander scheiden, und in jeder dieser drey Classen wieder die Unterarten distinguieren. Hier ist εὐδαίμων nebst περίφαντος Hauptprädicat, durch das Verbum ναίεις mit dem Subject verbunden, und ἀλίπλαγκτος ein mit dem Verbum enger verschmolzenes locales Prädicat ‘Du wohnst in

der Meeresbrandung glücklich, ewig ruhmvoll'. Die außerordentliche Fülle adjectivischer Bestimmungen in der Sprache des Sophokles, wie z. B. im Oedipus auf Col. 718.: ἅ δ' ἐνήρετος ἐπαγλ' ἄλῖα χερσὶ παραπτομένα πλάτα δρώσκει, τῶν ἑκατομπόδων Νηρηίδων ἀκόλουδος macht, daß oft alles Verständniß und alle Schönheit einer Stelle von solchen Distinctionen abhängt, z. B. hier des ἐνήρετος als Attributum, des Participis χερσὶ παραπτομένα (natürlich von παράπτειν, nicht von παραπέτεσθαι, wie bey Hn Ellendt) als Theil des Prädicats, des ἄλῖα als localen Prädicats, des ἀκόλουδος als Appositum. 'Das wohl aufgehängte Ruder springt, von den Händen ergriffen, in gewaltigem Schwunge durch das Meer, den hundertfüßigen Nereiden nacheifernd'. Für dies zur Kenntniß der poetischen Diction so wichtige Kapitel genügen auch die neuerlich erschienenen grammatischen Studien über die Syntax des Adjectivs noch nicht. In der darauf folgenden Rede des Nias wollen wir die gelehrte Erklärung der Stelle: κάγω γάρ, ὡς τὰ δειν' ἐκαρτέρουν τότε, βαφῆ σίδηρος ὡς, ἐσηλύνθη στόμα πρὸς τῆςδε τῆς γυναικὸς B. 650 (638) ff., hervor heben, und noch zu unterstützen und näher zu begründen suchen. Wöllig einleuchtend ist für den Rec., daß die Vergleichung βαφῆ σίδηρος ὡς zu dem δηλύνειν, nicht zu dem καρτερεῖν, gehört; und daß Platon von derselben Sache redet, wenn er sagt (Staat III. p. 411 b.): 'er erweichte das Bornmüthige wie Eisen, und machte es aus einem unbrauchbaren, spröden Stoffe zu einem brauchbaren'. Diese Erweichung oder vielmehr Verringerung der natürlichen Sprödigkeit geschah durch Löschen des glühenden Eisens in Del, wie mehrere Anführungen des Herausg. beweisen. Freylich

erwähnt der Hauptgewährsmann, Plinius N. H. XXXIV, 14, 41. §. 146., dieß Verfahren nur bey kleinern Werkzeugen aus Eisen: *tenuiora ferramenta oleo restingui mos est, ne aqua in fragilitatem durentur.* Allein es muß ein ähnliches, nur weniger bekanntes Verfahren gegeben haben, wodurch das Eisen für das Treiben und Eiselieren (*τορεύειν*, caelare) geeignet gemacht wurde. Bey dem berühmten Hypokretidion des Glaukos, welches sehr künstlich eiseliert war, wird in technischer Beziehung die Erweichung, *μάλαξις*, als Hauptsache hervor gehoben; sie war nach Plutarch de def. orac. 47. durch Feuer geschehen, und mit der Eintauchung ins Wasser verbunden (*μάλαξιν διὰ πυρός και ὕδατος βαφήν*), wovon man freylich eher das Gegentheil erwarten sollte. Zu Kibyra in Kleinasien hatte man nach Strabon XIII. p. 631. die eigene Kunst, das Eisen leicht zu eiselieren. Die *βάψις χαλκοῦ και σιδήρου*, die aus Antiphon von Pollux, VII, 169., angeführt wird, ist das gegen die Kunst, dem Erz und Eisen beliebige Farben zu geben.

Es wird gewiß Hn G. R. R. Lobeck und andern Philologen willkommen seyn, die Stimme eines der wenigen Kenner der alten Technologie in unserer Zeit, Hn Hofr. Hausmann's, über diesen Gegenstand zu hören: 'Wenn man dem Eisen durch Eintauchen in eine gewisse Flüssigkeit nach vorher gegangenem Glühen — denn dies ist dabey voraus zu setzen — einen veränderten Härtegrad ertheilte, so muß solches stahlartiges gewesen seyn, weil reines, kohlenstoffleeres Stabeisen sich auf diese Weise nicht verändert. Daß bey den Eisendarstellungs-Processen der Alten mannigfaltige Abänderungen vom weichen Eisen bis zum Stahl erfolgen konnten, habe ich in

meiner Abhandlung *de arte ferri conficiendi vet.* §. 37. p. 42. gezeigt. Die Alten schrieben offenbar dem Wasser eine zu große Wirkung auf die Härtung des Stahls zu (Plin. XXXIV, 14. Justin XXIV, 4.), wenn es gleich wahr ist, daß weiches und hartes Wasser, Salze u. dgl., auf den Härtegrad Einfluß haben. Alle fettigen Substanzen, Oele, Talg, Wachs, Seife, geben eine schwächere Härtung als Wasser.'

Weit weniger können wir dem Herausg. auf seinem Wege der Erklärung bey der Stelle B. 674 (660) *δεινῶν τ' ἄημα πνευμάτων ἐκοίμισε στένοντα πόντον* folgen. Wäre es wirklich denkbar, daß ein Dichter in irgend einer Sprache den Gedanken: Die Winde hören auf und das Meer beruhigt sich, so ausdrücken durfte 'Das Wehen der furchtbaren Winde beruhigt den seufzenden Pontus'; auch wenn immer schon vorher von andern Dingen die Rede gewesen ist, die durch ihr Verschwinden einen andern Zustand herbey führen. Aber wie werden wir dann den Vers Virgils *Aen. V, 763.*, den weder der Herausgeber noch auch Hr Wunder vergleicht, verstehen: *placidi straverunt aequora venti*, der wieder auf Horaz *Od. 1, 3, 15.* vom Notus: *tollere seu ponere vult freta* Licht verbreitet. Die Sache ist, daß wirklich ein gleichmäßiger Wind nach einem Sturme auf dem Meere die aufgeregte Fläche schneller ebnet, als eine Windstille. Freylich das Epitheton *δεινῶν* geht nicht auf das Wehen als beruhigend, sondern bezeichnet vielmehr die entgegen gesetzte Natur desselben, die vorher gewaltet hatte: 'das Wehen furchtbarer Winde ebnet dann auch wieder das noch unruhig bewegte Meer'.

Zum Schlusse stimmen wir ganz mit dem Urtheile oder Gefühle des Herausg. überein, daß

er sich die letzten, zur Abrundung der ganzen Tragödie nothwendigen, Worte des Teukros: *Αἶαντος, ὅτ' ἦν, τότε φωνῶ*, nicht entreißen läßt, der grammatischen Schwierigkeit ungeachtet, die sich vielleicht weniger durch die von Andern vorgeschlagene künstliche Attraction, als durch ein Zeugma des Tempus beseitigen läßt, so daß aus *φωνῶν* ein *φωνήσας* oder *φωνήσων* herausgenommen würde. 'Jeder Freund komme, für den durchaus wackern Mann sich zu mühen, und für keinen bessern unter den Sterblichen jemahls, als Aias war, damahls, sag' ich, war, als er war'.

Die S. 113. Anm. 2. dem Unterz. beygelegte Meinung über die *Ἀπὸ φωνία* ist nicht die seinige, wie Hr Lobeck leicht durch genaueres Nachschlagen sehen wird.

K. D. M.

S t e t t i n.

Bey F. H. Morin. Thomas Ranzow's Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart. Sammt einer Auswahl aus den übrigen ungedruckten Schriften desselben herausgegeben von Wilhelm Böhmer, Professor am Gymnasium in Stettin. 162 u. 352 Seiten in Octav.

Der Herausgeber wurde durch das Wiederauffinden der Ranzow'schen Fragmente zu eben der Zeit, in welcher er sich mit einer Abhandlung über diesen Chronisten beschäftigte, bewogen, den gesammten historischen Nachlaß des pommerschen Geschichtschreibers critisch geordnet dem Publicum zu übergeben. Sind wir nun schon solchergestalt wegen des vielfach ergänzten und gereinigten, auch in sprachlicher Hinsicht wichtigen Textes dem Wf.

zu warmem Danke verpflichtet, so haben wir nicht minder die Sorgfalt anzuerkennen, mit welcher derselbe eine einleitende Abhandlung über seinen Chronisten voraus schickt. Nachdem uns die pommerischen Historiker vor Ranzow vorüber geführt sind, finden wir im zweyten Abschnitte der Einleitung das Leben und die Schriften Ranzow's besprochen. Thomas Ranzow, der wahrscheinlich in Stralsund geboren war und 1525 die Universität zu Rostock bezog, erscheint schon 3 Jahre darauf als Secretair der pommerischen Fürsten Barnims IX. und Georgs I. Bey der Landestheilung zu Wolgast 1532 zwischen Barnim und Philipp trat Ranzow in die Dienste des letztern, die er jedoch schon 1537 verließ, um in Wittenberg noch einmahl den Studien obzuliegen; er starb 1542. In seinem 3 Foliobände umfassenden handschriftlichen Nachlasse, der erst in der neuesten Zeit vollständig aufgefunden ist, nimmt die niederdeutsche Chronik von Pommern den ersten Band ein; der dritte Band enthält die ins Hochdeutsche umgeschmolzene niederdeutsche Chronik, wozu die verschiedenen Collectaneen den zweyten Band bilden. Der dritte Abschnitt gibt uns das Leben und die Schriften des Nicolaus von Klemphen, der, seit 1527 in Diensten des Herzogs Georg zu Stettin, als treuer Freund und Mitarbeiter dem Ranzow zur Seite stand. 1547 wurde Klemphen mit dem Amte Stolpe begnadet; er starb 1552. Die Aufzählung seiner historischen Schriften findet sich S. 86 ff. Die im vierten Abschnitte besprochene Ranzowsche Chronik, Pomerania benannt, ergibt sich als eine mit mancherley Zusätzen versehene Bearbeitung der Ranzowschen Fragmente. Daß sie nicht von Ranzow selbst geschaffen ist, beweist durchgehends ihre von der Methode des Genann-

ten völlig verschiedene Darstellungsart; daß nicht Klempten ihr Bearbeiter sey, wie man seit Kossegartens Ausgabe derselben mehr und mehr zu glauben sich berechtigt fühlte, glaubt der Herausgeber aus verschiedenen, S. 116 ff. aufgestellten, Gründen verneinen zu müssen. Der fünfte Abschnitt läßt sich über Kossegartens Pomerania aus (Greißwald 1816. 8. 2 Bde), dessen Verfahren bey dem Abdrucke des Rangow nicht überall gebilligt werden kann.

Nach dieser critischen Einleitung folgt die niederdeutsche Chronik des Rangow 'Ursprung, Alter und geschicht der Lande und Volker Cassuben, Wenden und Ruyen' die sich vom Anfange der pommerischen Geschichte bis zum J. 1536 erstreckt und namentlich seit 1523 mit erfreulicher Ausführlichkeit ihren Stoff behandelt. Mit S. 118. beginnt der Theil der Chronik, der für uns von besonderem Interesse ist, weil der Vf. sich theils auf mündliche Ueberlieferung von Augenzeugen beruft, theils dem Gange der Begebenheiten selbst beywohnte. 'Da es, sagt der Verf., bey dieser Gelegenheit, dessen Worte hochdeutsch wieder zu geben uns vergönnt seyn mag,' da es nicht nur lustig ist, sondern auch denen, die in Verwaltung des Landes, der Leute und des gemeinen Besten sind, zum Brauch und Nutzen gereicht, die alten Geschichten zu wissen, damit sie in allen Fällen des Lebens ein Vorbild gewinnen, sich in dasselbe zu schicken: so habe ich mich unterwunden, dasjenige, was ich von dem Alter dieses Landes gehört und sonst erfahren, auch was ich selbst zu meinen Zeiten angesehen und erlebt, anzudeichnen; nicht als ob ich mich der Geschicklichkeit rühmte, daß ich solches der Art vorbringen könnte, wie es sich eignet; sondern da diejenigen, die mehr um diese Geschichten wissen und zum

Theil selbst mit daran und darüber gewesen, zum Theil auch ein besseres Gedächtniß für die Dinge, welche sie von ihren Eltern gehört, besitzen als ich, sich der Mühe nicht unterziehen wollen, solches ihren Nachkommen mitzutheilen, so wollte ich doch meinen guten Willen hierin bezeigen.' Seit dem Tode Bratislavs IV. (1326) finden wir die 3 Herzogslinien von Stettin, Pommern im engeren Sinne des Wortes, und Wolgast. Als nun mit König Erich von Dännemark der Name der Herzöge von Pommern erlosch, wurde das Land zwischen Erich II. von Wolgart und Otto von Stettin getheilt. Da starb auch Otto, noch Jüngling, und als Glinden, Burgemeister zu Stettin, von Geburt ein Märker und dem Markgrafen befreundet, dem Herzoge Schild und Helm in das Grab nachwarf und rief: 'da liegt unsere Herrschaft!' trat einer von Adel hervor, sprang in die Gruft, holte Helm und Schild wieder hervor und rief: 'Der Glinden lügt wie ein ehrloser Bösewicht! noch sind Herzöge zu Stettin und Pommern, unsere angeborenen Herren, die wollen wir nicht ausschlagen!' und als bald schickte man Schild und Helm an die Herzöge Erich und Bratislav. Glinden aber unterhandelte mit dem Markgrafen bey Stettin unter einer Linde zur Zeit der Nacht und versprach, Stettin zu öffnen. Die gemeine Bürgerschaft aber wußte nichts davon. Der Glinden indessen stellte zuverlässige Männer an das eine Thor, die ließen den Thorflügel nur angelehnt und deuteten den vom Markgrafen voran gesandten Spähern an, daß es Zeit sey, und jeder Verzug Schaden bringe. Während dessen saßen die Knochenhauer in ihrer Zechstube, um über Harnisch und Rüstung zu berathen und Acht zu haben auf die Ruhe der Stadt. Und einen trieb es hinaus zu

gehen; der hörte von fern ein Getümmel, als trabten Pferde der Stadt zu; das waren die markgräflichen Späher gewesen. Er aber geht zum Thore, sieht die Flügel halb offen stehen und hört die Wächter mit Fremden da draußen reden. Da erschrickt er, läuft zurück und verkündet seinen Genossen das Geschehene; die waren eilig mit ihrer Rüstung auf, liefen ans Thor, verschlossen solches, jagten die Wächter davon. Der Markgraf aber, als er sich verrathen sah, zog nach Garz zurück.

Auf diese Weise, in Eschudischer Manier, erzählt uns der Vf. die Begebnisse seiner Heimath und weiß durch lebendige Schilderung der Einzelheiten die Spannung seiner Leser wach zu erhalten. Seine Erzählung gleicht einer fortlaufenden Kette kleiner, sauber ausgemahlter Bilder, die aber im Zusammenhange ein einziges großes Gemählde mit kecken, sicheren Umrissen bilden. Ohne diese kleineren Züge würde uns die Anschaulichkeit des großen Ganzen niemahls in dem Maße zu Theil werden. Da ist kein Abwägen und Besprechen, kein fadeß Moralisieren und Räsounnieren; kurz und derbe stellt sich der Kanhow seinen Lesern gegenüber, die, wenn er die Lippen aufthut, zum Sprecher mit kindlicher Spannung aufhorchen. Nicht minder schön ist die nachfolgende Erzählung (S. 134 ff.): Als Erich II. 1474 starb mit Hinterlassung von Bratislav und Bugislaw, mußte letzterer zu Rugenwalde mit gemeinen Buben in die Schule gehen, und feilschte sich mitunter selber seine Schuhe und Kleider und aß mit den Bürgern was sie hatten. Als er nun groß geworden, da kam ein Bauer zu ihm, hieß Hans Lange, und sprach: 'Herzog Bugislaw, was gehst du so hin, als ob du nirgends zu Hause gehörtest und willst nicht begrei-

fen (frodén), daß du ein Fürst bist?' Wie sich nun der Jüngling beklagte über die Härte der Mutter, gab ihm Hans den Rath, er solle die Mutter bitten, daß sie ihn einen Bauer werden lasse und ihm (dem Hans) übergebe. Das that Herzog Bugislav und erreichte, daß die Mutter solches zufrieden war. Des war der Bauer froh und sprach: 'Herzog Bugislav, du sollst mein Sohn seyn; weil ich aber weiß, daß du meiner wenig gedenken wirst, wenn du zum Regimente gelangst, sollst du mir geloben, mir Zeit des Lebens Freyheit von Pacht und Diensten und Landschazung zu geben und mehr begehre ich nicht.' Sonach erhielt er die Zusage. Aber der Bauer ging zum Kaufmann (wantschnider), nahm Gewand aus und kleidete den Herzog von unten bis oben, kaufte ihm Pferd und Schwert und was dazu Noth that. Die Mutter und die Ráthe freuten sich darüber, wußten aber nicht, wo es hinaus wollte. Der Bauer aber ging hin und wieder zu den Edelleuten und ermahnte sie heimlich, ihren Herrn anzunehmen und ihn nicht um des Hasses der Mutter willen als einen Taugenichts (schlimmenitze) zu verstoßen. Wie er nun meinte, seiner Sachen gewiß zu seyn, sprach er: 'Bugislav, es will sich nicht schicken, daß du alhier so im Drecke lebst und läßt dich verstoßen; ziehe hin zum Adel und sprich, du seyest ihr Herr, daß sie dir dienen.' Da das der junge Herr hörte, ward er froh und faßte Muth (und kreich ein gemote) und nahm sich vor, also zu thun; denn allezeit hatte er Lust und Begehren nach hohen fürstlichen Dingen. So ritt der Bauer mit ihm hin und brachte ihn zum nächsten Edelmann; der nahm ihn gütlich auf, fürchtete sich aber vor der Mutter. So brachte er ihn weiter und nahmen ihn die jungen Gesels

len von Adel gern an, denn jeder war ungeduldig über die Unbilligkeit der Mutter. Darnach schlug sich bald ein ganzer Haufen zu ihm, daß er in kurzer Zeit 2—300 Pferde bey sich sah. Als das die Mutter sah, fürchtete sie sich, floh nach Stolpe und dann nach Danzig und nahm große Schätze mit sich, die sie größtentheils (vuste) dort verthat. Herzog Bugislaw aber war nicht böse gegen seine Mutter gesinnt, sondern hieß sie zurück kehren und vertrug sich gütlich mit ihr.

Möge endlich als Beleg für die meisterhafte Darstellung des Chronisten noch folgende unvergleichliche Erzählung hier Raum finden. (S. 138 ff.) 'Den Herzog Bratislaw verdroß, daß der Markgraf Garz inne haben sollte und machte deshalb folgenden Anschlag. Es hatte der Markgraf drinnen einen Hauptmann, der hieß Werner von der Schulenburg; der brandschakte den umher geseffenen Adel, daß er ihm, so oft (vaken) er wollte, Korn und Lebensmittel (vitallie) geben mußte. Das konnten die Herren nicht länger ertragen und mußten sich entweder dem Markgrafen ergeben, oder Garz wieder pommerisch machen. So kamen sie mit Herzog Bratislaw überein und nahmen dazu die Hülfe von Stettin und Stargard und war der Anschlag: Werner von der Schulenburg werde Kindtause (kindelbehr) haben und gegen die Zeit um Korn zu dem Adel schicken, und wenn er dann zu Bartholomäus Bruschaver, der zu Brusensfelde, jenseits der Oder bey Garz, saß, und jetzt, Gott sey ihm gnädig, todt ist, schicken werde, so solle dieser solches dem Herzoge Bratislaw und den Stettinischen und Stargardischen ungesäumt anzeigen, so wollten sie eine List brauchen, wie da folgt. Als es gegen die Zeit kam, sandte Werner von der Schulenburg den Knecht zu den Edel-

leuten und sonderlich zu Brusehaber, ihm Hafer zu schicken. Der beschwerte sich mächtig sehr, doch sprach er: 'Was ich thun muß, da kann ich nicht drüber, so will ich ihn am Montage bringen und bitte ich dich freundlich, du wollest bestellen, daß ich um so viel früher eingelassen werde, denn ich wollte gern fortan noch nach Stettin reisen.' Das that er deshalb: er wußte wohl, daß sich Werner von der Schulenburg die Nacht mit seinen Gästen und Dienern auf der Kindtaufe volltrinken und deshalb nicht so früh aufstehen werde. Da er nun die Verabredung (afscheit) mit dem Knechte also genommen, ließ er solches von Stund an den Herzog und die von Stettin und Stargard wissen und schickte zu etlichen Edelleuten, denen der Anschlag kund war; die kamen gegen die Zeit zu ihm, daß niemand etwas davon wußte. Da thaten sie alle Harnische an und nahmen ihre Wehre zu sich und legten sich auf die Wagen. Brusehaber aber legte Säcke voll Raff über sie her, daß man meinen sollte, es wäre Hafer, und umstopfte sie rings umher mit Stroh und Heu, daß man ihrer keinen gewahren konnte und nahm der Wagen 5 oder 6 und fuhr des Morgens am Montage früh aus und kam zu dem Zollen, der auf dem Damme vor Garz liegt und sprach, er sey mit dem Hafer da, man möge ihn durch lassen. Als bald kamen die, welche den Zollen und die gegenüber liegende Feste inne hatten, hervor und ließen die Brücke nieder. Sonach fuhren die vorersten Wagen darüber und der mittelste blieb mitten auf der Brücke stehen, also daß sie alle hart bey einander blieben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 16. Julius 1838.

London. Cambridge. Boston.

Von dort hat die Königliche Bibliothek die folgenden werthvollen Geschenke erhalten:

Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the year MDCCCXXXV. Part I. II. For the year MDCCCXXXVI. Part I. II. For the year MDCCCXXXVII. Part. I. II. Quart.

Transactions of the Cambridge Philosophical Society Volume VI. Part II. Quart.

Astronomical Observations made at the Royal Observatory Greenwich in the year MDCCCXXXVI by G. Biddel Airy, Esq. Astronomer Royal, published by Order of Admiralty. 1837. Quart.

Appendix to the Observations 1836. 4.

Catalogue of circumpolar stars, deduced of the Observations by Stephan Groombridge, edited by G. Biddel Airy, Esq. 1838. Quart.

The sixth Report of the British Association for the Advancement of Science 1837.

The Evidence of the Genuineness of the Gospell by Andrew Norton. Vol. I. Boston 1837.

Wovon wir vorläufig nur den Empfang und unsern Dank bezeugen können.

S t e t t i n .

Beschluß der Anzeige: Thomas Rangkow's Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart. Von Böhmer.

Da traten die Fuhrleute zusammen, als hätten sie etwas zu thun, griffen die Spieße vom Wagen und schlugen auf die Männer ein, stießen etliche ins Wasser und schlugen andere zu Boden. Andere liefen nach der Feste und wollten sich dort schützen und ein Zeichen mit der Büchse geben, daß Feinde vorhanden seyen; aber die anderen, die auf dem Wagen lagen, kamen auch herunter, liefen mit in die Feste und kamen ihnen zuvor, daß sie nicht schießen konnten und erschlugen sie alle und warfen sie in die Oder, daß keiner die Geschichte merken konnte, so jemand ihnen gefolgt wäre. Darnach hatten sie wohl noch ein Achttheil des Weges den Damm entlang bis zur Stadt. So zogen sie fort. Unterdeß wurde es, daß die Sonne wohl bereits (rede) eine Stunde gesunken hatte, als sie an die andere Brücke kamen. Dasselbst fanden sie schon Zimmerleute vor, die hatten die Brücke aufgenommen und wollten sie bessern. Des ward den Pommern mächtig bange und verzweifelten an ihrer Sache. Diemeil sie aber gleiche Gefahr liefen, wenn sie zurück, als wenn sie vorwärts zogen, bat Brusehaver die Zimmerleute so lange und versprach

ihnen Trinkgeld, bis sie die Breter wieder auflegten und er hinüber fuhr. Und während er hinüber fuhr gab er den Stettinischen und Stargardischen, die mit verborgen lagen, ein Zeichen und ließ den ersten und zweiten Wagen in die Stadt fahren, doch so, daß sie hart vor dem mittelsten blieben und ließ diesen und die nachfolgenden im Thore halten. Da sprangen die Männer vom Wagen und erschlugen alle Zimmerleute, besetzten des Thor, zogen die Stettinischen und Stargardischen zu sich, nahmen die Stadt ein und schrien: 'horso Stettin, horso Stettin!' und zogen vor das andere Thor, das nach Stettin führt und ließen Herzog Bratislav, der dort hielt, herein und beraunten das Schloß. Da das Werner hörte, sprach er: 'o Gott, hier allzu lange geschlafen! sprang vom Bette, brachte sein Gefinde zusammen und setzte sich zur Wehr. Aber da er sah, daß er sich nicht zu halten vermöge, floh er auß Thor; das hatte er längst schon mit einem Gange vom Schlosse also verbunden, daß er bey ähnlicher Noth dahin weichen konnte. Das Thor behauptete er bis zum vierten Tage und schoß und wehrte sich von da herab; weil aber die in der Stadt besser dran waren, setzten sie ihm mit Schießen zu, daß er sich ergeben mußte. Des andern Tages kam der Markgraf und wollte ihn entsetzen. Aber der Brand war schon besprochen (dat vur was al gewyete). Also wurde Garz wieder genommen, nachdem es der Markgraf 8 Jahre inne gehabt hatte.' — Dann folgt die anziehende Schilderung von Bugislavs Zuge zum heiligen Grabe (1496 u. 1497). Hierauf folgt die inhaltsreiche Zeit der Reformation, Zwist der Stände, abermahlige Theilung des Landes (1532) zwischen Barnim von Pommern und Philipp von Wolgast,

die Theilnahme der Pommern an dem Kriege, den Lübeck's Bürger unter Jürgen Bullenwever gegen Dännemark führten, der Landtag zu Trep-tow (1534), wo die Einführung des Evangelii genehmigt wurde, die Reformation der Klöster. Hieran schließt sich die nur über die früheste Geschichte Pommerns in zusammen hängender Erzählung sich verbreitende hochdeutsche Chronik. Ein hinzu gefügtes Glossar muß selbst dem der sächsischen Sprache Kundigen nicht unerwünscht seyn.

Schließlich möge uns noch folgende kurze Bemerkung vergönnt seyn. Der Deutsche ist mit den Einzelheiten seiner Geschichte bey weitem nicht in dem Maße bekannt, wie es wünschenswerth erscheint. Es gab eine Zeit, in welcher Herren und Bürger sich in der Lectüre fast nur auf die Schrift und ihre Haus- oder Stadtchronik beschränkten. Die hieraus erwachsende Kunde des gemeinen Lebens konnte nur segensreich seyn; sie förderte die Liebe zu dem großen Ganzen, zeichnete jedem Einzelnen die ihm gebührende Wirksamkeit vor und hielt das Geschlecht frisch und rührig. Seitdem ist allerdings der Umfang des Wissenswerthen auf eine unglaubliche Weise gewachsen; es schlägt die Masse über uns zusammen, falls wir nicht frühzeitig auf eine bestimmte Auswahl uns beschränken; die Richtung des Geistes verliert alle Einheit, falls wir sein Streben nicht strenge innerhalb der vorgeschriebenen Schranken halten. Daß aber allezeit Muße bleibt, sich mit den Ereignissen, welche die Heimath trafen, vertraut zu machen, zeigt die endlose Zahl historischer Romane, deren Publicum fortwährend im Wachsen begriffen ist. Und doch scheint es unmöglich, daß, wenn bequeme Ausgaben, der schlichte nur hin und wieder erläuterte Text, frey

von gelehrten Erörterungen, eines Theils unserer deutschen Chroniken veranstaltet würden, die größere Zahl der Lesenden diesen vor den leichtfertigen Zwittern von Geschichte und Roman den Vorzug geben würde. Auf Erdwin Erdmann's Erzählung würden noch jetzt die Westphalen mit Spannung horchen, die Geschichten Schomaker's noch jetzt die ungetheilte Aufmerksamkeit der Bewohner des Fürstenthums Lüneburg in Anspruch nehmen; wie der Thüringer seinen Rothe, der Elsässer seinen Königshoven, der Anwohner der Lahn seinen Gensbein besitzt, so hat fast jede deutsche Provinz sich eines Chronisten zu erfreuen, der auf schlichte, anziehende Weise das innerste Leben seiner Zeit enthüllt, fast immer in jener ungetrübten Poesie, die mit der deutschen Volksthümlichkeit so innig verwebt ist. Mögen wir nicht fern von der Zeit seyn, in welcher eine treuere Liebe als bisher zur Heimath erwacht. Jedenfalls gebührt Männern, welche durch die Veröffentlichung einer Chronik, wie die von Thomas Ranzow, den Weg dahin bahnen, die wärmste Anerkennung.

Hav.

L e i p z i g.

Bey Hahn: Prodicus oder Lehrbuch der Hodegetik mit der nöthigen Litteratur, zu Vorträgen für Gymnasiasten vor ihrem Abgange auf Universitäten, von Dr. C. Ch. G. Wif. VIII u. 72 Seiten in 8.

Möchte Ref. zur Verbreitung dieser vortreflichen kleinen Schrift beitragen können, welche in den Händen der reisenden Gymnasiasten, besonders wenn ein gebildeter Lehrer mit Umsicht und Geist Vorträge darüber hält, des Guten sehr

viel stiften muß! Der Verfasser hat vollkommen Recht, wenn er annimmt, daß es für die auf die Universität abgehenden Gymnasialschüler immer noch an einer Brücke fehle, welche sie zu den academischen Fachstudien, denen sie sich für ihren künftigen Beruf vorzugsweise widmen müssen, hinüber zu führen geeignet sey. Zwar haben einige für die heran wachsende männliche Jugend bedachte Schriftsteller, unter denen insbesondere Niemeyer, Kiesewetter, Friedemann und Scheidler genannt werden mögen, theils mehr für den abgehenden Gymnasiasten, theils mehr für den antretenden Studierenden, in ihren hodegetischen Schriften beachtenswerthe Anleitungen gegeben; indessen fehlte es noch an einem Leitfaden zu Vorlesungen über die vom Jünglinge meistens doch nach eigener Wahl und Umsicht zu treffende Einrichtung des academischen Studiums. Solche Vorträge sollten auf jeder Gelehrtenschule gehalten und mit den erforderlichen Nachweisungen über die vorzüglichsten literarischen Hülfsmittel verbunden werden. Das vorliegende Werkchen scheint uns diesem Mangel sehr zweckmäßig abzuhelpfen, zeugt überall von vielseitiger Bildung und den auf den Zweck gerichteten ernstlichen Bestrebungen des Verfs. Mit geschickter Auswahl hat er die Mitte zwischen dem Zuwenig wie Zuviel getroffen, wenn auch an einigen Stellen von Manchem noch mehr Winke und Literarotizen gewünscht werden möchten. Der Oberlehrer an einem Gymnasium, welchem die hodegetischen Vorlesungen übertragen werden, findet in diesem Leitfaden die Gesichtspuncte allenthalben angegeben, aus denen jede der so genannten Fachwissenschaften zur Auffindung ihrer Eigenthümlichkeit betrachtet werden muß, ohne daß ihm durch zu große Ausführlichkeit vorgegriffen und

der Werth seiner mündlichen Erläuterungen abgeschnitten würde. Die hinzu gefügten Litteraturbemerkungen machen, wie der Verf. richtig anführt, ein zeitraubendes und geistloses Dictieren unnütz. Auch ist dem Lehrer in der Beurtheilung der angeführten Werke, die allerdings sehr verschiedenen Werthes seyn mußten, die weitere Ausführung nicht geraubt; und es versteht sich ein genaues Nachtragen nach jeder Bücher-Messe bey dem von selbst, der hodegetische Vorlesungen fortwährend zweckmäßig halten will.

Nach einer Einleitung läßt der Verf. in dem ersten oder theoretischen Theile eine allgemeine und dann eine besondere Uebersicht der Wissenschaften folgen, unter denen die philologischen, geographischen, historischen, mathematischen, physicalischen und philosophischen, als allgemeine, von den pädagogischen, politischen, juristischen, cameralistischen, medicinischen und theologischen, als besondern Wissenschaften, geschieden sind. Bey jedem Paragraphen finden sich neben den literarischen Nachweisungen auch viele andere, das Studium betreffende, warnende, anregende, stäts umsichtige Bemerkungen. Im zweyten oder praktischen Theile gibt der Verf. zuerst Winke, wie das Studium eingerichtet werden müsse; worauf in mehreren Paragraphen die einzelnen (unvorigreiflich entworfenen) Studienplane, hierauf Erklärungen über das Privatstudium, und dann treffliche Andeutungen über die Einrichtung des Lebens auf der Universität mitgetheilt sind.

Se lebhafter Ref. den Wunsch hegt, daß allen Abiturienten unserer Gymnasien eine Vorlesung nach diesem Leitfaden von einem einsichtsvollen Lehrer möge gehalten werden, desto eher wird ihm erlaubt seyn, auf einige wenige Lücken in dem Büchlein aufmerksam zu machen. Zunächst

dürften unter den Anleitungen zum Studium der deutschen Sprache (bey denen eine Menge Bücher genannt sind, welche der tiefer eindringende Studierende gar nicht mehr gebrauchen kann), dasjenige, was wir von Graff besitzen, namentlich sein althochdeutscher Sprachschatz und die Werke von Schmitthener auch noch neben der Grammatik unsers Hn Hofr. Grimm anzuführen seyn; während Adelung und Campe als unzureichend, Heinsius aber und Pölig, so wie die übrigen dort angeführten populären Schriften, als dem jetzigen Stande der deutschen Sprache und Stylistik nicht entsprechend, zu streichen sind. Unter den Werken zur Erlernung der lateinischen Sprache fehlt besonders Ferdinand Hand's lateinischer Styl, dessen unvergleichlicher Tursellinus und Krebs Anleitung zum Lateinschreiben. Zu rügen ist der Mangel des großen Ritter'schen Werks bey den geographischen Wissenschaften. Für die juristischen aber wären zunächst bey dem römischen Rechte die Ausgaben des Gajus, das Jus Antejustinianum unsers Hn G. J. R. Hugo, die Schriften von Klenze, Heffter, Böcking über den Gajus, Bethmann-Hollweg's Gerichtsverfassung des sinkenden römischen Reichs; bey dem Criminalrechte aber und bey dem Criminalproceß, die Werke von Martin und Bauer nachzutragen. Doch wolle der Verf. in diesen Ausstellungen nur ein Zeichen der Theilnahme erblicken; er wird leicht in einer gewiß nicht ausbleibenden neuen Auflage seine literarischen Anführungen sichten und vervollständigen können.

W. M.

S t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. S t ü c k.

D e n 19. J u l i u s 1 8 3 8.

S t t i n g e n.

In der Dieterich'schen Buchhandlung, 1838.
RUOLANDES LIET von Wilhelm Grimm.
Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. CXXVIII u. 346 Seiten in gr. 8. Die Steindrucktafeln besonders in Folio.

Endlich erscheint das lange versprochene Roslandslied, wovon bisher nur die Hälfte und auch diese nur in den Bruchstücken, aus welchen die Straßburger Handschrift besteht, bekannt geworden war. Der aus Rom zurück gelehrte pfälzische Codex enthält allein das Ganze, freylich noch immer mit einer Lücke von zwey Blättern, welche auch ein Schweriner und ein Stuttgarter Bruchstück, wie sich doch glücklicherweise hätte treffen können, nicht ausfüllen. Ich liefere hier einen sorgfältigen Abdruck dieser pfälzer Handschrift mit den Lesarten der übrigen; zu einer durchgreifenden critischen Bearbeitung reichten die vorhandenen Hülfsmittel nicht aus: was ich dafür thun konnte habe ich in den Anmerkungen

zusammen gestellt. Die Bilder der pfälz. Handschrift waren, in mehr als einer Beziehung, zu wichtig, als daß ich sie hätte zurück lassen dürfen; ihre Nachbildung ist treu und durchaus nicht verschönert. Auch eine Schriftprobe von zwey Handschriften hielt ich für nöthig, weil es schwierig ist, genau ihr Alter zu bestimmen, wiewohl ich der Meinung bin, daß sie noch ins zwölfte Jahrhundert gehören; und dahin sind auch, wie es scheint, die zwey andern zu setzen, von welchen ich ein Facsimile zu liefern nicht im Stande war.

Das Gedicht ist, dem Epilog zufolge, durch einen Geistlichen (pfaffen), Namens Konrad, aus dem Französischen übersetzt; der Herzog Heinrich, dessen Gemahlin die Uebersetzung veranlaßte, war, wie ich glaube überzeugend dargethan zu haben, Heinrich der Löwe. Die Zeit der Abfassung fällt nach meiner Meinung in das Jahr 1173 — 77.

Die Fragen, zu welchen die Natur des Gedichts Veranlassung gab, habe ich in der Einleitung zu beantworten gesucht. Daß ich dabey noch das vor kurzem in Paris bekannt gemachte altfranzösische Lied von Roland, von dem ich in diesen Anzeigen N^o 50. 51. gesprochen habe, benutzen konnte, war mir sehr förderlich. Ich habe also das Verhältniß des deutschen Gedichts zu diesem und den übrigen bekannt gewordenen Darstellungen des Mittelalters untersucht, wobey ich Strickers im 13. Jahrh. unternommene Uebersetzung am ausführlichsten behandeln mußte; sodann habe ich über Entstehung, Fortdauer, ursprüngliche Gestalt und poetische Auffassung der Sage meine Ansicht geäußert.

Die Erklärung eines Bildes ist ausgefallen und daher S. XXVIII zuzufügen '16. König Curz

sable bittet den König Marsilie ihm den Kampf mit Roland zu gestatten'.

Wenn ich mich über den innern Werth und die Wichtigkeit dieses Denkmahls für die Geschichte der epischen Poesie nicht teusche, so habe ich doppelte Ursache zu wünschen, daß Kenner mit meiner Arbeit nicht unzufrieden seyn mögen.

Wilh. Grimm.

E r l a n g e n.

Bey Palm u. Enke. Handbuch der Staatswirthschaftslehre von Joh. Fried. Cuseb. Vog, Herzogl. Sachs. Cob. geh. Conferenzzrathe u. s. w. Zweyter Band, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1838. gr. 8. XVI und 432 Seiten. (3 Fl. 30 Kr.)

Vgl. St. 161—164. dieser Anz. v. J. 1837.

Dieser zweyte Theil des Handbuchs enthält nach dem Sinne des Verfs nicht die ganze angewandte Staatswirthschaftslehre, sondern bloß die Betrachtungen über die Institutionen, durch welche man im bürgerlichen Leben die Production zu fördern sucht, oder die Grundsätze der Gewerbepolitik und die Betrachtungen über die Gestaltung des Verkehrs in den bürgerlichen Verhältnissen und wie durch ihn die hervor gebrachte Gütermasse ihrem Endpuncte, nämlich der wirklichen Consumtion zugeführt wird, d. h. die Grundsätze der Handelspolitik. Was der Verf. hier behandelt, nennen andere Schriftsteller die Volkswirthschaftslehre oder Nationalöconomie, oder Güterpolicy, oder eigentliche Staatswirthschaftslehre, wodurch sie in der Richtung der Darstellungen häufig auf verschiedene Strebepuncte hinkommen und in der Staatswirthschaft zu Resultaten gelangen, welche verschiedene Differenzen der An-

sichten zur Folge haben, wie sich später ergeben wird.

Eine wesentlich verschiedene Ansicht zwischen dem Verf., dem verewigten Pölik und Bulau besteht darin, daß diese den immateriellen Gütern eine selbständige Stellung im Gebiete der Staatswirthschaft zuerkennen, daß namentlich Pölik den Höhenpunct der Nationalöconomie als Wissenschaft erst dann erwartet, wenn in derselben die genannten Güter gleichmäßig eben so gewürdigt werden, wie die materiellen; wogegen der Vf. sich in der Vorerinnerung wiederholt erklärt, weil so wohl von Pölik als auch vom Rec. bey Anzeige des ersten Bandes dieser zweyten Auflage der Punct gerügt worden war, daß der Werth der immateriellen Güter für die Staatswirthschaftslehre und deren Stellung in ihrem wissenschaftlichen Gebiete und Gebäude von ihm noch immer nicht gehörig anerkannt und gewürdigt worden sey. Er bemerkt nämlich, daß sein für die Staatswirthschaftslehre aufzustellen versuchtes Lehrgebäude auf der Grundidee ruhe: 'alle wirthschaftlichen Güter, auf deren Erwerb, Besitz und Gebrauch das Streben des Menschen nach Wohlstand und Reichthum hingerichtet seyn mag, verdanken ihr Daseyn der Thätigkeit und Wirksamkeit zweyer Urkräfte, der Natur und dem menschlichen Geiste'. Ref. erkennt diese Idee und die Verdienste des Verfs um die Beförderung der Staatswirthschaftslehre vollkommen an, ja er behauptet, daß dieser durch seine Bearbeitung Epoche gemacht und die Bahn für eine wissenschaftliche Bearbeitung der letzteren gebrochen hat. Allein weder die kurzen Bemerkungen in der Vorrede, noch die Abhandlung über den Werth und die Stellung immaterieller Güter vom Verf. in Pölik Jahrb. Jan. 1838 können den Ref. von

der Richtigkeit der Ansicht desselben überzeugen; vielmehr bestärken alle Entgegnungen ihn in seiner Ueberzeugung, welche er bey der crit. Anzeige des ersten Bandes etwas weitläufiger erörtert hat, worauf er der Kürze wegen verweisen muß, um hierüber mit dem Verf. nicht weiter zu polemisieren.

Unter besonderem Bezuge auf seine Bemerkungen glaubt Ref. sich etwas kürzer fassen und die Bemühungen des Verfs bey der neuen Auflage bezeichnen zu können. Der Strebepunct ging vorzüglich darauf, die Lücken auszufüllen, welche bey dem fortschreitenden Studium der Staatswirthschaft noch an mehreren Puncten der früheren Bearbeitung demselben bemerkbar geworden waren, und die Leser mit den Fortschritten derselben seit der Zeit, wo die erste Auflage erschien, näher bekannt zu machen, und endlich die neuere und neueste Literatur auf geeignete Weise zu benutzen. Die fleißige und erfolgreiche Berücksichtigung dieser Gesichtspuncte hat Ref. bereits lobend anerkannt; er wiederholt dieses den Verf. ehrende Urtheil und spricht sich im Besonderen noch beyfällig in so fern aus, daß durch die 2te Auflage die Wissenschaft mehrfach noch gewonnen und größere Fortschritte in Deutschland, als in England und Frankreich gemacht hat, indem der Verf. seine vielen practischen Erfahrungen, sein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Wissen und seinen nüchternen Sinn, welcher ihn fast allgemein das Einfache und Sichere dem Zusammengesetzten und Wankenden vorziehen läßt, veröffentlicht und durch die Berücksichtigung der neuesten Literatur und Statistik in den Anmerkungen einen reichen Schatz von Kenntnissen niederlegt, welche zu weiteren Forschungen veranlassen. Uebrigens findet Ref. in jedem Abschnitte

manche Ansichten, welche weder haltbar sind, noch die Erfahrung für sich haben und eben darum nicht anerkannt werden können, wie die Bemerkungen über repräsentative Verfassung, über unbedingte Freyheit im Gewerbswesen und dgl. beweisen.

Dieser zweyte Theil zerfällt in drey Abschnitte mit fortlaufender Paragraphenzahl aus dem ersten; der erste Abschnitt S. 1 — 20. enthält allgemeine Betrachtungen über den Einfluß des bürgerlichen Wesens auf die menschliche Betriebsamkeit; auf den Wohlstand und den Reichthum der Völker hinsichtlich des regelmäßigen Ganges jener durch Sicherheit und geistige Bildung, hinsichtlich der Grenzen der Wirksamkeit des Staates für die Förderung des Wohlstandes und Reichthums seiner Angehörigen und der Staatsform, welche der möglichsten Ausbildung der Betriebsamkeit und dem Fortschreiten des Wohlstandes der Völker am meisten zusagt. Während der Verf. im ersten Bande den Menschen betrachtete, wie er, zwar innig verschlungen und verkettet durch das Band des Verkehrs, aber doch unabhängig vom Bande des bürgerlichen Wesens sein Streben nach Gütererwerb, Besiß und Gebrauch und alle auf diesem Streben beruhende Zwecke verfolgt, widmet er im zweyten die Untersuchungen dem bürgerlich vereinten Menschen und hebt hierfür zwey Hauptmomente hervor, nach deren einem das bürgerliche Wesen auf den Fortgang der menschlichen Betriebsamkeit und jenes Streben nach Wohlstand und Reichthum bald beschränkend, bald fördernd wirkt.

Diese beiden Gegensätze würdigt er unter besonderem Bezuge auf das im ersten Bande Gesagte, wobey er die Beschränkungen, welche das bürgerliche Wesen jenem Streben entgegen setzt,

ziemlich umfassend berücksichtigt und jeden entscheidenden Gesichtspunct unter Hindeutung auf die Vortheile erörtert, welche das bürgerliche Leben und seine mannigfachen Institutionen zur Erhaltung und Sicherung des vernünftig-sittlichen Characters des Menschen von Innen und Außen her darbietet. Der Einfluß auf die Sicherheit des Lebens und Eigenthums gewährt für die menschliche Betriebsamkeit die meisten Vortheile, und das Heraustreten aus dem Horden- und Familienkreise in die bürgerliche Selbständigkeit erscheint bloß als der erste Schritt, der den Menschen zur Betriebsamkeit hinführt. Obgleich der Verf. den wichtigen Punct, daß der Mensch bey seinem Streben nach Wohlstand und Reichthum sich sein Verhältniß zur Güterwelt auch im bürgerlichen Leben möglichst frey zu bilden strebe, und hierzu vom Staate zunächst negative Unterstützung verlange, gehörig ins Auge faßt und mit Bezug auf die Bestimmung des Staates zu würdigen versucht, so beachtet er doch den Character der wirthschaftlichen Güter überhaupt, in der isolierten, geselligen und bürgerlichen Deconomie nicht hinreichend und legt er der Regierungsform, welche er dann für die beste hält, wenn sie am besten gehandhabt werde, zu wenig Gewicht bey, wie sich bey den Angaben über den früheren und schnelleren Reichthum der Bürger in demokratischen Staaten als in monarchischen oder aristocratischen zu erkennen gibt. Sein Zugehenseyn dem demokratischen Elemente kann Ref. nicht für gegründet ansehen, weswegen er das in der Note Gesagte nicht ungetheilt billigt. Daß Ausbildung des Staatenwesens und die hieraus hervor gehende möglichst erweiterte bürgerliche Sicherheit und Freyheit, so wie die Fortschritte des Wohlstandes und Reichthums der Völker stätsp

ziemlich gleichen Schritt halten und gerade in dem zunehmenden Wohlstande, den die fortschreitende Betriebsamkeit schafft, für alle Völker die sicherste Schutzwehr gegen den Despotismus darbieten u. s. w. erleidet viele Ausnahmen, welche die Behauptungen des Verfs sehr wankend machen und viele nähere Erläuterungen bedürfen.

Ref. kann das Unhaltbare dieser Sätze nicht vollständig beleuchten; er macht bloß auf die verderblichen Folgen des Uebergewichts der materiellen Güter über die immateriellen aufmerksam und weist auf Nordamerika hin, um hieraus Belege für seine Behauptung zu entnehmen, daß bey dem physischen Wohlstande und Reichthume sehr bedenkliche Crisen entstehen, welche das Ganze erschüttern, und daß das Uebergewicht der materiellen Güter, der physische Wohlstand, nichts weniger ist als eine Schutzwehr gegen den Despotismus, vielmehr zu demselben hinführt. Doch Ref. bricht von diesen Reflexionen ab und geht zu den Erörterungen der Vorbedingungen so wohl in Bezug auf die Production, als Consumtion, wodurch das immerwährende Fortschreiten der Betriebsamkeit möglich gemacht wird, und zur Würdigung der Mißgriffe über, welche sich die meisten Regierungen zu Schulden kommen lassen und bey dem fortschreitenden Berücksichtigen der besten staatswirthschaftlichen Grundsätze sich noch immer zu Schulden kommen lassen.

Der zweite Abschnitt (S. 21 — 200.) handelt vom Einflusse des bürgerlichen Wesens auf die Production der Güter und entwickelt die Bedingungen, von welchen die Forderung der Production im bürgerlichen Leben vorzüglich abhängt: 1) möglichst ergiebige Naturfonds und möglichste Freyheit bey dem Erwerbe von Grund und Boden; 2) richtiger Stand der Bevölkerung eines Landes; 3)

geistige Bildung des Volkes; 4) möglichste Freyheit und Unbeschränktheit in der Wahl und in dem Betriebe unserer verschiedenen Gewerbszweige unter besonderer Betrachtung über die Folgen der Slavery und Leibeigenschaft, des Frohnwesens und der Trennung der ländlichen und städtischen Gewerbe nebst Begünstigung der letzteren vor den ersteren, des Zunft- und Innungswesens, der Monopole, Patente und Gewerbsconcessionen nebst anderen Anstalten, der Einfuhr und Ausfuhr fremder und inländischer Gewerbszeugnisse, der eigenen Gewerbsunternehmungen von Seiten der Regierungen und endlich der Gewerbsreglements und Schwanstalten; 5) Asscuranzanstalten. Aus dieser Uebersicht entnimmt der Leser den Ideengang, welchen der Verf. bey seinen Erörterungen befolgte, und den Zusammenhang der einzelnen Materien, welche den Inhalt des zweyten Abschnittes ausmachen.

Im Allgemeinen vermißt Ref. eine nähere Erläuterung der bürgerlichen Wirthschaft als Inbegriff der öconomischen Thätigkeit der Bürger in sofern sie nicht Antrieb von der Regierung empfangen, und eine genaue und umfassende Erklärung des Begriffs der wirthschaftlichen Güter, worauf die richtige Einsicht in den Nationalwohlstand und eine genaue Vorstellung vom Ertrage der Wirthschaften beruht. Denn die Ansichten der staatswirthschaftlichen Schriftsteller über die wirthschaftlichen Güter überhaupt, über ihre Beschaffenheit, ihren Character u. s. w. sind sehr verschieden und widersprechen sich vielfach; was der Verf. im ersten Bande hierüber sagt, reicht zum klaren Verständniß dessen, was Ref. hier für nothwendig hält, nicht vollkommen hin; er findet das Wesen der Gütererzeugung, worüber die Ansichten wieder getheilt sind; nicht gründlich

nachgewiesen und überhaupt ein zu getreues Anhängen an Smiths Ansichten in practischen Grundsätzen, so sorgfältig auch der Verf. die Grundbegriffe desselben sichtet und so scharf und vollständig er sie systematisirt.

Als Grundsätze der Betriebsamkeit betrachtet der Verf. den Naturfond, wobey er die Vertheilung der größeren Güter in kleinere Besitzungen und die Vorzüge eines auf kleinere Wirthschaften gebauten Agricultursystems vor größeren Wirthschaften, den Reinertrag und die Bestimmung eines Minimum bey dem Grundbesitze untersucht und sich gegen die größeren Güter ausspricht, worin ihm Ref. in sofern beystimmt, als die Vertheilung nicht zu weit getrieben wird und keine zu große Zersplitterung der Grundstücke erfolgt. Der Verf. würdigt die Vortheile und Nachtheile der Großgüter sorgfältig und hebt erstere in Bezug auf den Reinertrag, welchen letztere geben sollen, hervor; allein aus seiner Prüfung ergibt sich, daß die Vertheidiger derselben im Irrthume sind. Ref. hat sich wegen der Ersparniß an Gesindelohn, wegen Benutzung von Nebenbeschäftigungen, wegen größerer Sorgfalt und Sparsamkeit, wegen geringeren Aufwandes an Gebäuden und wegen vieler anderer nationalöconomischer und staatswirthschaftlicher Vortheile anderwärts gegen die Großgüter erklärt und vorzüglich die so genannten Bollgüter im Umfange von 40 bis 70 Morgen zu 160 Quadratruthen in Schutz genommen und tritt den Ansichten des Verfs völlig bey. Ueber die Bevölkerung, ihren regelmäßigen Gang und ihre Vertheilung spricht er sich vorsichtig aus, weswegen er die Beförderungsmittel derselben untersucht, das Unhaltbare einer gefürchteten Uebervölkerung nachweist und mit Berücksichtigung der Ansichten Anderer viel Gelegenes sagt, was

der besonderen Beachtung werth ist. Jedoch vermißt man manche nähere Beziehungen hierüber.

Besonders ausführlich spricht er sich über die geistige Bildung als erste Bedingung alles Strebens nach Wohlstand und Reichthum aus, und fordert eine positive Thätigkeit der Regierungen. Wenn er übrigens einen Hauptgrund, warum die Pflege der geistigen Bildung des Volkes auf die eigentliche geistige Cultur und den Reichthum der Völker nicht so gewirkt hat, wie es hätte geschehen sollen, in dem Umstande sucht, daß es in der früheren Zeit meist nur Geistliche waren, welche sich mit der Bearbeitung des Feldes der Wissenschaften und mit dem Unterrichte des Volkes über wissenschaftliche Gegenstände abgaben zc., so gibt er eine gewisse Einseitigkeit im Urtheile zu erkennen, welche man hier nicht finden sollte, da eine auf den Verstand und auf das materielle Wohl berechnete Bildung, wobey das Gemüth vernachlässigt wird, nichts weniger als wahren Wohlstand erzeugt und in der Gleichgültigkeit des Volkes gegen Religion und Kirche eine Hauptquelle des jetzigen verderbten bürgerlichen Verhältnisses zu suchen ist; die ziemlich allgemeine Demoralisation und die Degradation aller Beziehungen rühren allerdings von den Misgriffen im Erziehungs- und Unterrichtswesen her; allein den Geistlichen die Hauptursache zuzuschreiben, heißt die Sache verkennen, indem da, wo die sittliche Grundlage fehlt, kein bleibender Wohlstand herrscht. Auf die Bildung des Mittelstandes bezieht er mit Recht die Grundlage des allgemeinen Wohles; daher verbreitet er sich besonders über die technischen Anstalten, welche jene Ausbildung und Aufklärung bewirken sollen; allein er spricht sich nicht sehr günstig für dieselben aus, weil sie mehr darauf berechnet seyen, gelehrte Technologen, als

wahrhaft geistig gebildete und verständige Leute, geschickte und betriebsame Künstler und Gewerbsleute zu erziehen, und weil in ihnen für den Hauptgegenstand der menschlichen Betriebsamkeit, für die Landwirthschaft, am wenigsten gesorgt werde. Diese Ansicht theilt Ref. und bemerkt noch, daß die Mißgriffe besonders aus der Stellung hervor gehen, welche man den so genannten Gewerbschulen gibt, daß den darin befindlichen Individuen von Seiten so mancher Vorstände und Lehrer ein gewisser Hochmuth und Dünkel eingepflanzt wird, welcher sie zu wahren Zwittermenschen im gewerblichen und bürgerlichen Leben macht, so daß man sie Verderb-, statt Gewerbschulen nennen könnte. Der Verf. berührt auch die in Bayern errichteten Gewerbschulen, die aber nach des Ref. Ansicht eine völlig verfehlte Stellung haben; in ihnen ist alles unter einander gewürfelt und findet sich meistens der Auswurf von Knaben, welche aus der Volksschule und so genannten lateinischen Vorbereitungschulen in jene eintreten, und doch sollen sie den gelehrten Schulen, den Gymnasien, parallel stehen! Gehaltloser kann wohl keine Ansicht seyn.

Der Verf. fordert, daß alle Culturanstalten, welche wahrhaft von Nutzen seyn sollen, nicht bloß den einen oder den anderen Zweig der Cultur zu erfassen, sondern alle Zweige gleichzeitig und harmonisch zu entwickeln haben. Vieles läßt sich über diesen Gegenstand sagen, sehr viel wurde darüber gesprochen und geschrieben; schwer ist eine umfassende Auflösung der Aufgabe, wozu der Verf. einen guten Beytrag lieferte. Nur wird er da wieder sehr einseitig, wo er den Wohlstand aller protestantischen Länder weit höher erhebt, als den katholischer und hierdurch den letzteren einen derben Hieb gibt. Sein Berufen auf

Spanien und Portugal ist nur halb gültig, indem dessen gesunkener Zustand vorzüglich in dem Umfande gesucht werden muß, daß es in Folge des amerikanischen Goldes und Silbers reich wurde; den Ackerbau vernachlässigte; seine Waldungen zerstörte; die Gewerbe übersah und dadurch den Welthandel verlor. Mehr hierüber zu sagen, gestattet der Raum nicht. Der Verf. spricht sich mit Wärme für die geistige Bildung aus, legt ihr ein großes Gewicht für die Fortschritte der Betriebsamkeit bey und betrachtet dieselbe als eine wesentliche Bedingung für diese; kann sich aber nicht bewegen lassen, die Sorge des Staates für die geistige und sittliche Kraft des Volks als selbständiges Glied im Gebiete der Staatswirthschaft zu betrachten und zu behandeln. Das Widersprechende seiner Meinung ergibt sich aus seinen eigenen Darstellungen.

Möglichste Freyheit und Unbeschränktheit in der Wahl und in dem Betriebe unserer auf Gütererwerb, Besiß und Gebrauch gerichteten Unternehmungen hält er für die sicherste Bürgschaft alles glücklichen Gelingens; daher rechtfertigt er sie gegen verschiedene Einwendungen mit meistens gründlichen Belegen; übrigens spricht er manche Ansichten aus, welche nicht haltbar sind und sich nicht ausführen lassen. Die Bemerkungen über die Art und Weise der Wiederherstellung dieser Freyheit da, wo sie bisher beschränkt war, verdienen wohl sorgfältige Beachtung, können aber den Ref. von der Nützlichkeit der völligen Freyheit im Betriebe der Gewerbe nicht überzeugen, wie die Erfahrung auch hinreichend für seinen Zweifel spricht. Ueber diesen Gegenstand sind die Ansichten sehr getheilt; völlige Freyheit wird von Manchen vertheidigt, von Vielen für nachtheilig erklärt und von der Erfahrung als

unhaltbar erwiesen. Refer. gestattet dem Staate mehr positive Einwirkung als der Verf., welcher behauptet: das Einzige, was sich der Staat hinsichtlich der Beschränkung der Betriebsamkeit erlauben dürfe, könne nur darin bestehen, daß Niemand dieser eine Richtung gebe, welche mit dem ruhigen und sichern Nebeneinanderseyn der bürgerlich vereinten Menschheit unverträglich sey: er benützt wohl die seiner Ansicht huldigenden Schriften und führt hier und da Entgegnungen an; allein er erwägt die Gründe und Vorzüge einer mäßigen und gleichförmigen Beschränkung nicht sorgfältig genug, weswegen Ref. mit den Mittheilungen nicht völlig einverstanden ist, und in dem Begriffe 'Gewerbefreyheit' nach der Ansicht des Verfs die Behauptung findet, daß jeder ein Gewerbe treiben dürfe, der dazu Lust habe, und daß er ihrer noch so viele treiben könne, wogegen gewiß viel Gehaltvolles zu sagen ist, und von Vielen gesagt wird.

Die Betrachtungen über die nachtheiligen Folgen mehrerer Institute des bürgerlichen Lebens, durch welche jene Freyheit beschränkt ist, bewähren viele Widersprüche, welche in der Staatswirthschaft statt finden, und enthalten schöne Gedanken, welche völlige Beachtung verdienen. Der Verf. erwähnt alle Verhältnisse möglichst sorgfältig und spricht sich besonders gegen die Gerechtfame der Städte aus. In den unruhigen Zeiten des Mittelalters waren allerdings die Städte die Asyle für Handel und Industrie, und viele Gewerbe entstanden zuerst in den Städten, woraus der rechtliche Grundsatz erwuchs, daß gewisse Gewerbe nur in Städten getrieben werden durften. Allein diese Ansicht mußte sich als unhaltbar und verderblich erweisen, so bald man die Vortheile einer Gewerbefreyheit erkannte. Mit Wärme

spricht sich der Verf. für die Begünstigung des Landmanns aus, wobey er nachweist, daß die Städte durch Verpflanzung der Gewerbe auf das Land weiter nichts verlieren würden, als die für manche sehr lästige Uebervölkerung, welche aus dem Zusammendrängen der Gewerbe hervor gehe. Nur kann keine unbedingte Freyheit statt finden.

Am ausführlichsten behandelt er das Zunft- und Innungswesen; zuerst führt er die beiden Hauptgründe, welche man zur Rechtfertigung der Aufrechthaltung desselben jetzt noch anführt, nämlich Sicherheit der Ernährung für eine bestimmte Anzahl von Gewerbetreibenden und Erhaltung der einmahl herrschend gewordenen Kenntnisse des Gewerbsbetriebes an und weist nach, daß sie nur Scheingründe sind, dann sucht er die Nothwendigkeit der Aufhebung des Zunftwesens nach der dermahligen Gestaltung unseres wirthschaftlichen Wesens zu begründen und seine Ansichten wegen völliger Gewerbsfreyheit noch weiter zu rechtfertigen. Refer. stimmt wohl im Allgemeinen mit dem Verf. überein, findet sich aber im Besonderen zu mancherley Einwendungen gegen verschiedene Aeußerungen desselben veranlaßt. Allerdings taugen die Zünfte nebst dem Innungswesen mit ihren alten Gebräuchen für die Gestaltung des jetzigen Staatsleben nicht mehr und haben sie durch die Zeitverhältnisse ihre Bedeutung meistens verloren; allein die unbedingte Freyheit der Gewerbe brachte in manchen Staaten eine Uebersetzung der letzteren und viele Pflücker hervor; vermehrte die Anzahl der Proletarier und brachte noch manche andere Nachtheile mit sich; die wilde Gewerbsfreyheit, wie sie in Frankreich besteht, kann für Deutschland nie vortheilhaft seyn; daher erklärt sich Refer. für die Mittelstraße und sucht sie in den freyen Gewerbs-

vereinen, welche als Zünfte im Geiste der neueren Zeit, das Gute des Alten enthalten, die moralisch guten Wirkungen des Zunftwesens berücksichtigen und in diesem Corporationsgeiste allen billigen Forderungen des Fortschreitens der Betriebsamkeit entsprechen. Das für und wider die Zünfte und Innungen Geschriebene füllt große Bände und doch ist man noch nicht zur Sicherheit gekommen; die Ansichten sind sehr getheilt und manche Erfahrungen der neueren Zeit sprechen sehr für jene freyen Gewerbsvereine, welche von verschiedenen Schriftstellern in Vorschlag gebracht wurden und sich sehr wohlthätig erweisen. Uebrigens werden sich die Widersprüche noch lange nicht ausgleichen.

Ueber Monopole, welche stäts einen Character in sich tragen, der auf die Ausübung des Geschäftes nur nachtheilig wirken kann und das Monopol zum Vater der Armuth macht; über Patente und Gewerbsconcessionen spricht sich der Verf. mit Umsicht und Klarheit aus, indem er zu begründen versucht, daß z. B. die Monopolisierung nichts weniger als günstig für die Erfindungen ist und in ihr die richtige Belohnungsweise nicht gefunden wird. Während das Monopol in Privathänden wirthschaftlich schädlich für Consumenten, Industrie und Wohlstand des Volkes wirkt, mag es in den Händen des Staates weniger Mißbrauch erzeugen und der Gewinn desselben dem Staate zufließen; allein dieser soll kein Monopol haben und Privaten solche nur höchst selten verleihen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Ersttägliche gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1838.

Er l a n g e n.

Beschluß der Anzeige: Handbuch der Staats-
wirthschaftslehre von Vog.

Gegen die Patente spricht sich der Verf. nicht direct aus, indem er die Verhältnisse erörtert, in welchen sie zulässig seyn mögen; jedoch hebt er die Fälle, in denen die Einräumung eines directen Monopols gerechtfertigt ist, nicht klar und vollständig hervor. Auch über die in manchen Ländern üblichen Gewerbsconcessionen erklärt er sich nicht umfassend genug, wiewohl er das rechtlich und politisch Unhaltbare der Idee sich von selbst aussprechen läßt und mancherley Verhältnisse berührt, welche man anderwärts nicht erwähnt findet.

Sehr scharfsinnig erläutert er die Unzweckmäßigkeit der Ausführverbote roher Stoffe, um dadurch ihre Verarbeitung im Inlande zu fördern und die Nachtheile, welche die Einfuhrverbote auswärtiger Erzeugnisse begleiten. Er belegt seine Angaben stets mit Beyspielen und verbreitet

sich über diese Gegenstände möglichst umfassend, woraus man ersieht, daß er die Erscheinungen der früheren und neuesten Zeit sorgfältig erwog, die jene betreffenden Schriften fleißig studierte und überall das allgemeine Wohl im Auge hatte. Zwar lassen sich gegen manche Behauptungen gerechte Einwendungen machen; allein da jene meistens nur Nebenverhältnisse betreffen, so enthält sich Ref. der letzteren und bemerkt in Ansehung des über Vorschüsse und Prämien Gesagten, daß der Verf. diese wohl erwogen und die zwey Fälle, in welchen sie sich einigermaßen vertheidigen lassen, sachkundig hervor gehoben hat. In wie weit Befreyungen einzelner Gewerbe von öffentlichen Abgaben zu billigen sind, übersieht er eben so wenig, als die Folgen von eigenen Gewerbsunternehmungen von Seiten der Regierungen. Die für sie sprechenden Argumente führt er zuerst an, dann beleuchtet er dieselben näher und zeigt die in ihnen liegende Täuschung und Gehaltlosigkeit. Ob die Musterunternehmungen, zu welchen sich hie und da Regierungen entschließen, die von ihm erwähnten Vortheile für Gewerbszweige bringen, bezweifelt Ref., und stimmt demselben nur theilweise bey, weil die mancherley Gründe, welche ihm gegen jene zu Gebote stehen, gewichtvoll genug sind, ihn in seiner Ansicht zu bestärken.

Den so genannten Gewerbsreglements ist der Verf. nicht günstig, weil er sie für eine Beschränkung in dem Betriebe der Gewerbe hält; übrigens sind sie in vielen Fällen, so wohl für den Producenten als für den Consumenten nicht bloß nützlich, sondern selbst in wirthschaftlicher und polizeylicher Hinsicht nothwendig, weswegen Refer. die Ansichten jenes nicht ungetheilt billigen kann. Alle bisherigen Betrachtungen über die mancherley Institutionen, welche die Betriebsamkeit des

Menschen und dessen Streben nach Erwerb, Besitz und Gebrauch von materiellen Gütern betreffen, geben übrigens dem unbefangenen Beurtheiler deutlich zu erkennen, daß das wirksamste Mittel zur Vermeidung vieler nachtheiligen Folgen jener Einrichtungen und zur Beförderung jenes Strebens in der rechten Bildung des Geistes und Herzens liegt und diese somit die Grundlage der Volkswirthschaft ausmachen muß, wenn diese wissenschaftlich und systematisch behandelt werden soll. Stillschweigend nimmt der Verf. diese Ansicht an, ohne sich dafür zu erklären.

Die letzte Bedingung für die Beförderung der Production setzt der Verf. in die Asseranzanstalten, deren vortheilhaftes mittelbares Wirken in ihrem wohlthätigen Einflusse auf den regelmäßigen Fortgang unserer Betriebsamkeit liegt, weswegen sie die ausgezeichnetste Empfehlung verdienen und mit Recht am Schlusse betrachtet werden. Besonders in den Anmerkungen spricht er sich weilläufig über die einzelnen Anstalten aus und erläutert sie mit Hinweisung auf Schriften, aus denen er die Materialien für seine Darstellungen entnommen und sich von der Richtigkeit seiner im Texte ausgesprochenen Ansichten überzeugt hat. Die Bemerkungen über die zweckmäßige Einrichtung derselben enthalten zwar manche individuelle Gedanken, welche in der Praxis verschieden modificiert werden; allein sie finden doch unter Berücksichtigung localer Verhältnisse ihre vortheilhafte Anwendung.

Der dritte Abschnitt handelt vom Einflusse des bürgerlichen Wesens auf die Consumtion der Güter und zerfällt in zwey Abtheilungen, deren erstere, zwey Seiten große, allgemeine Betrachtungen aber die Grenzen der Unbeschränktheit der Consumtion enthält, die letztere aber sich über

den Einfluß des bürgerlichen Wesens auf den Verkehr verbreitet, hinsichtlich der Formalitäten und zu weit getriebenen Vorsorge für die Bewahrung des Eigenthums der Verkehrenden; hinsichtlich der Stapelplätze, der günstigen Handelsbilanzen, des Taxsystems, der Anstalten zur Leitung des Getreidehandels und Geldwesens; hinsichtlich des Papiergeldes und der Banken und endlich der Creditinstitute. Die erste Abtheilung konnte wohl als Vorbereitung für die zweyte mit dieser verbunden und der Vortrag in letzterer etwas vereinfacht werden, um die Hauptgedanken einfacher auffassen und leichter übersehen zu können.

Aus den allgemeinen Betrachtungen über die Grenzen der bürgerlichen Gesetzgebung und Polizeygewalt hinsichtlich des Verkehrs leitet der Vf. eine bloß rechtliche Gestaltung des letzteren ab, indem für keinen Zweig der menschlichen Betriebsamkeit möglichste Freyheit und Unbeschränktheit innerhalb der Grenze des Rechts unerläßlicher ist, als für den Verkehr, obgleich die Regierungen hierin die größten Abweichungen sich erlauben. Er berührt die einseitige Richtung, welche das bürgerliche Wesen unserer Betriebsamkeit erhalten hat, und prüft die von den meisten Regierungen zur Leitung des Verkehrs getroffenen Anordnungen, namentlich die verschiedenartigen Förmlichkeiten, welche am meisten da schaden, wo sie nicht so wohl auf Sicherung des Eigenthums, als vielmehr nur auf finanzielle Zwecke, oder auf eine Controle des freyen Verfügungsrechtes der Bürger über ihr Eigenthum ausgehen, und würdigt endlich den Versuch, das Handelsgewerbe den Städten, insbesondere gewissen Städten als Stapelplätzen zuzuweisen, als höchst nachtheilig wirkend, die Vortheile nicht verkennend, welche

dem Verkehre in den Städten eine solche Lebendigkeit sichern, welche er auf dem platten Lande nicht erwarten kann. Die Bemerkungen über die Unschädlichkeit des Hökerer- und Hausierwesens und der Gestattung des so genannten Vor- und Aufkaufes zeigen dem Leser, daß der Verf. diese Verhältnisse keinesweges in Schutz nimmt, und Gründe dafür herbey bringt, welche noch mancher Belege bedürfen und nicht direct entscheiden können.

Besondere Aufmerksamkeit widmet er dem Streben der Regierungen nach günstigen Handelsbilanzen, indem er untersucht, worauf diese eigentlich hindeuten; warum Länder, welche rohe Stoffe zur Ausfuhr erzeugen, meistens die Handelsbilanz für sich haben; worauf das Streben hierbey zu richten sey; worin die Trieglichkeit derselben bey der Leitung der Handelspolitik eines Landes bestehe und wie weit sich aus dem Stande der Geld- und Wechselcourse eine günstige oder ungünstige Handelsbilanz entnehmen läßt. Mit scharfem Blicke in das Wesen der Sache und mit großer Belesenheit erläutert er, daß die Maxime der Regierungen, ihre Unternehmungen zur Leitung und Förderung des Verkehrs auf ihre Handelsbilanz in der gewöhnlichen Art zu bauen, das verderblichste sey, was man in unserer Handelspolitik erblicke, und sucht er die Frage zu beantworten, wofür die ins Ausland gesendeten Gütermassen ins Ausland gehen, weil sie ein bisher häufig übersehener Hauptpunct sey. Hieran reihet er Betrachtungen über die Mittel zur Förderung einer günstigen Handelsbilanz hinsichtlich der Prämien auf die Ausfuhr, der Einfuhrverbote fremder Manufacturen- und Fabrikwaren, der privilegierten Handelsgesellschaften, der Navigationsacte und Schiffahrtsgesetze und end-

lich der Handelsverträge. Ohne in die besondern Darstellungen einzugehen und sie in Bezug auf ihre Haltbarkeit zu prüfen, bemerkt Ref., daß sie überhaupt aus dem öffentlichen Leben gegriffen, mit den Angaben anderer Literaten versehen und mit einzelnen Beyspielen belegt sind, die jedoch nicht immer dafür sprechen, wofür sie der Verf. anredet. Auch findet man unter den vielen schönen und geistreichen Gedanken manche, welche weder Haltbarkeit haben, noch zureichend erläutert sind und welche als practische Grundsätze betrachtet den Smith'schen Ansichten zu getreu sind, als daß man nicht daraus entnehmen sollte, wie der Verf., obgleich er Smith's Grundsätze aufs schärfste und vollständigste systematisirt, demselben, ohne es vielleicht selbst zu wollen, sehr anhängt. Oft geht er noch weiter, wie sich in der Annahme der absoluten Handelsfreyheit ergibt, welche er mit Mac-Culloch ohne alle Restrictionen fordert, während ihr Smith nicht so sehr anhängt, als man glaubt, indem er sie sogar für ein Ideal aus Utopien erklärt. Er scheint hierbey die Fehler, welche dem Prohibitivsysteme entgegen gesetzt sind, nicht zu berücksichtigen und den Ansichten Mac-Cullochs unbedingt zu folgen, obgleich selbst der gesunde Verstand aller Geschäftsleute nirgends absolute Freyheit fordert, weil sie reine Willkür ist.

Ref. bemerkte dieses, weil die oben berührten und früher erläuterten Gegenstände, welche den Handel und Verkehr betreffen, nach diesen Ansichten der absoluten Freyheit im Handel zu besprechen und viele Behauptungen darnach zu beurtheilen sind, und weil man hierin den Grund suchen muß, warum der Verf. dem bekannten freyen Schutssysteme, welches das Princip des freyen auswärtigen Handels fest hält und nur

schützende Anstalten zu Gunsten der concreten Volks- und Staatsinteressen anordnet, und welches mit den natürlichen und positiven Verhältnissen der Länder und Völker im Einklange steht, keine Aufmerksamkeit widmet. Zugleich wird es nicht befremden, von dem Verf., als entschiedenem Vertheidiger der Handelsfreyheit, nützlichen Anstalten der Sicherheit und Wohlfahrt das Wort nicht geredet zu sehen; denn, während Smith die Schifffahrtsacte ein weises Gesetz nennt, weil sie die englische Schiffahrt gehoben und dadurch die Sicherheit gesteigert hat, und hier und da die Prämien rühmt zc., spricht sich der Verfasser sehr zweifelhaft aus, indem er zur Erlangung des bezeichneten Vortheils die Schifffahrtsacte nicht für nothwendig gewesen darzustellen versucht. In ähnlichem Sinne spricht er sich über alle Beziehungen aus, welche das Prohibitiv- oder freye Schutzsystem betreffen, so daß hinsichtlich des letzteren Ref. seiner Meinung nicht beystreten kann, weil er überzeugt ist, daß ohne einen gewissen Schutz selten ein neues Geschäft ins Leben ein- dringt, es mag den nationalen Verhältnissen noch so sehr angemessen seyn; Beyspiele zeigen dieses zur Genüge und beurkunden die Nothwendigkeit solcher Schutzanstalten, ohne welche in den Staaten und unter dem Volke Unsicherheit und Uebel befinden erfolgt und welche die Sicherheit und den Wohlstand erhöhen; Ref. kann jedoch dieses System gegen die Ansichten des Verfs nicht weiter vertheidigen, da er zugleich die Gründe, welche jener für die absolute Handelsfreyheit angibt, prüfen, das Unhaltbare mehrerer nachweisen und die Ideen, worauf das freye Schutzsystem beruht, näher erläutern müßte. Nebstdem hält Ref. die polemisierenden Darstellungen gegen die Meinungen über Handelsbilanz, über privilegierte Han-

delsgesellschaften und über ähnliche, von der Wissenschaft abgethane Gegenstände für unsere deutsche Staaten weder für nothwendig, noch für practisch, weil sie meistens mit Schatten kämpfen und weder in Theorie noch in Praxis weiteren Bestand haben.

Gegen das Taxsystem unter besonderem Bezuge auf die policerlichen Taxen erklärt sich der Verf. mit vielen trefflichen Gründen; allein die Erfahrung steht manchen entgegen und gestattet dem Staate das Recht, ja legt ihm im Interesse des allgemeinen Wohles die Pflicht auf, eine bestimmte Taxe für mancherley Gegenstände einzuführen, und dem Verkehrenden die Nothwendigkeit aufzulegen, sich darnach zu richten. Die schlechten Triebfedern des Eigennuzes so vieler Menschen und der ziemlich allgemeine Grad von Gleichgültigkeit gegen Recht und Billigkeit, Ehrgefühl und Moralität, überhaupt die fast allgemein eingerissene Demoralisation und das Streben nach Luxus unter allen Ständen führen Verhältnisse herbey, welche die Taxen unbedingt fordern, weswegen Ref. weder mit dem Verf., noch mit anderen, welche sie beseitigt wissen wollen, einverstanden seyn kann. Uebrigens will er mit Allen nicht polemisieren, da dieses zu nichts führt, und er aus den Erfahrungen seine Ueberzeugung zu fest begründet hat, als daß er sie in Folge einiger philosophischer Reflexionen aufgeben kann. Gern unterschreibt er aber das über die Wuchergesetze Gesagte, weil sie lasterhaft und verbrecherisch sind und uns beweisen, wie oft verkehrte Maßregeln in der Staatswirthschaft das reine Gegentheil von dem bewirken, was man eigentlich mit ihnen beabsichtigte. Die nachtheiligen Einwirkungen mancher Bestimmungen im Hypothekenwesen schildert er sehr gut, indem er auf ein-

zelne Staaten hinweist und mit bekannter Umsicht und Klarheit sich über das Einzelne der Sache verbreitet. Uebrigens läßt die Praxis noch viel zu wünschen übrig.

Unter allen Gegenständen findet Ref. den Getreidehandel mit einer Aufmerksamkeit, Gediegenheit und Ausführlichkeit behandelt, wie er noch in keinem anderen Werke gefunden hat; nach allgemeinen Bemerkungen über seine Wichtigkeit vertheidigt er seine Freyheit als sicherstes Mittel gegen Mangel unter allen Verhältnissen; erörtert seinen Einfluß auf Ackerbau, Manufacturen- und Fabrikenwesen und zeigt, zu welcher Zeit diese Freyheit am besten hergestellt werden könne, wenn sie es bisher noch nicht gewesen sey, worauf er zu dem in England angenommenen Getreidehandelsysteme, zu den nachtheiligen Wirkungen desselben auf den Getreidebau und die Getreidepreise, zu den in anderen Ländern wechselnden Maximen und Anordnungen und zu den nachtheiligen Wirkungen der Beschränkungen des Getreidehandels bey steigenden Getreidepreisen und der Getreidesperren in den Jahren 1816 und 1817 übergeht und mit großem Aufwande von Kenntnissen und Literatur die Sache erörtert, so daß man diese Darstellungen, ohne jede Behauptung als völlig richtig anzunehmen, als die Krone des zweyten Bandes ansehen kann, indem der Verf. meistens die Erfahrungen reden läßt, welche weit größeres Gewicht haben, als jede andere Speculation und Reflexion, und die Nachtheile des Verbots der so genannten wucherlichen Auf- und Einkäufe, den nothwendigen Schuß der Getreidehändler, die Nachtheile der öffentlichen Magazinanstalten und die Zweckmäßigkeit so genannter idealer Magazine aufmerksam bespricht, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, alle Gegen-

stände nach eigener Ansicht zu prüfen und die verschiedenen Ansichten des Verfs hinsichtlich ihrer Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit zu sondern. So viel practische Erfahrung er auch zu erkennen gibt; Ref. hat solche ebenfalls gemacht und hegt in Folge derselben manchmahl abweichende Ueberzeugung, welche sich vorzugsweise auf den Schutz der Getreidehändler beziehen dürfte und das oben bewährte freye Schutzsystem völlig zu begründen mag.

Wenn überhaupt die Pflege der Gütervertheilung unter die Producenten und Consumenten den Regierungen viel Sorge, Schwierigkeit und Noth bereitet, so macht ihnen doch das Geldwesen die größte Noth; daher bespricht er dieses nach seinem ganzen Umfange und Character, um die Sorge der Regierungen für die Vertheilung der Güter unter die Producenten auf richtigere und sicherere Grundsätze hinzuführen. Denn im Allgemeinen ist zur Vermeidung jeder Beeinträchtigung für den Einzelnen zunächst dafür zu sorgen, daß die den einzelnen Producenten gebührenden Portionen in einem sicheren Gelde ausbezahlt werden und diese empfangenen Summen nicht durch Veränderungen in der Geldmasse, bald zum Nachtheile der Empfänger, bald zum Nachtheile der Zahler eine Verrückung des Werthes erleiden. Welche Raffinements jeder Art hierin seit den letzten 20 Jahren statt fanden, ist bekannt: der Verf. bezeichnet sie vortrefflich und theilt Ansichten mit, welche auf den Ergebnissen sorgfältiger Studien und auf vieljährigen Erfahrungen beruhen.

Von der Umfassendheit, womit er diesen Gegenstand behandelt, gibt nachfolgende Uebersicht der einzelnen besprochenen Gegenstände den einfachsten Beweis. Er geht von den Anstalten zur

Leitung des Geldwesens aus; macht über die hierbey zu erfassenden Hauptpuncte manche vor- treffliche Bemerkungen; schildert die Schädlichkeit der willkürlich angenommenen Münzfüße, beson- ders bey dem auswärtigen Verkehre, und bemüht sich die Frage zu beantworten, ob die Regierun- gen sich die Münzfabricationskosten im Preise ih- rer Münzen ersetzen lassen mögen? Klarheit der Darstellungen und Einsicht in das Wesen der Sache gehört zu den Vorzügen der mitgetheilten Gedanken, welche sich in den Betrachtungen über die Unzulässigkeit eines eigentlichen Schlagschatzes und in den Untersuchungen über die Nachtheile der Münzreductionen wiederholen und nichts zu wünschen übrig lassen, als der Verf. möchte sich in einzelnen Nebenbeziehungen kürzer gefaßt und in Hauptgedanken diese dargestellt haben, weil diese wegen der vielen besonderen Angaben manch- mahl in den Hintergrund treten und dadurch nicht in dem gehörigen Lichte erscheinen.

Nach einer gründlichen Erläuterung der Frage, welche Metallsorte wohl den Vorzug verdiene, ob Gold oder Silber, wobey er auf die einzelnen Staaten hindeutet, weil sich im Allgemeinen nichts Bestimmtes hierüber fest stellen läßt, geht er zu Betrachtungen über das Papiergeld über; erläu- tert dessen wesentlichen Character und nachtheili- ge Wirkungen und verbreitet sich über die Frage, ob der Cours des Papiergeldes durch Versicherung auf Staatsbesitzungen gehoben und erhalten wer- den könne? Viele neue Zusätze erhöhen den Werth der zweyten Auflage und geben dem Leser Stoff zu eigenen Studien, weil der Verf. darin die Quellen angibt, aus welchen er die Ergebnisse gewonnen hat. Hiermit verbindet er seine eige- nen vieljährigen Erfahrungen aus dem practischen Leben, welche meistens zur Begründung der er- steren beytragen.

Mit diesen Betrachtungen über das Geldwesen ist das Creditssystem eng verbunden, weswegen es der Verf. an jene anreihet und im Besonderen über die Zettel- und Girobanken seine aus Studien und Erfahrungen abgeleiteten Ansichten mittheilt. Die Grundlage, worauf der Credit der Banken ruht; die Vortheile der Banken; die Grenzen des Aufsichtsrechts der Regierungen auf den Betrieb der Geschäfte und das Verhältniß, wie weit die Papierremission einer Bank gehen kann, betrachtet er so ausführlich, als man verlangen kann. Aehnlich verhält es sich mit der Nachweisung, worin sich die Girobanken von den Zettelbanken unterscheiden und in wie fern Leihbanken mit Girobanken verbunden werden können. Den Beschluß machen einige gehaltvolle Bemerkungen über Creditinstitute. Im ganzen Abschnitte über das Creditwesen predigt der Verf. Einfachheit, Vorsicht, Mäßigung und Rechtlichkeit, woraus hervor geht, daß er vor den so genannten Luftprojecten, durch welche sich in unsern Tagen so viele blenden lassen, sorgfältig zu warnen bemüht ist, und seinen Erörterungen meistens das öffentliche Leben zum Grunde legt.

Aus diesen critischen Bemerkungen dürfte sich für jeden Leser der wissenschaftliche und practische Werth des Werkes ergeben; sie weichen wohl manchemahl von den Ansichten des Verfs ab, enthalten jedoch meistens kurz die Gründe dieser Abweichungen und geben unfehlbar zu erkennen, daß es dem Ref. bloß um die Sache und ihre Beförderung zu thun ist. Neben den sehr vielen vor trefflichen politischen, staatswirthschaftlichen und technischen Betrachtungen begegnen den Lesern des Buches auch viele Gedanken, mit welchen der Sachkenner nicht einverstanden seyn kann. Die

Lehrer der Staatswirthschaft, Nationalöconomie
 ic., unter Andern Bulau und Schön, selbst
 Rau und Mohl, welchen er sich am meisten
 zu nähern scheint, vertheidigen in vielen Bezie-
 hungen abweichende Ansichten, wodurch jedoch die
 Wissenschaft um so mehr gewinnt, je ruhiger die
 herrschenden Differenzen besprochen werden. Auch
 in diesem zweyten Bande zeichnen Klarheit und
 Bestimmtheit im Vortrage, Ruhe und Besonnen-
 heit im Urtheile die Darstellungen aus und tra-
 gen zur Empfehlung wesentlich bey. Zugleich
 sind Papier und Druck im Ganzen gut und ist
 auf die Verbesserung der Druckfehler die gehörige
 Sorgfalt verwendet. Möge der dritte Band recht
 bald folgen.

π ρ.

Carlsruhe und Baden.

Verlag der D. N. Marx'schen Buch- u. Kunst-
 handlung. Die Heilquellen am Kniebis
 im unteren Schwarzwalde: Nippoldsau, Gries-
 bach, Petersthal, Untogast, Freiersbach, Nord-
 wasser, Sulzbach. Nebst Andeutungen zu einem
 Ausfluge von Baden nach diesen Kurorten und,
 durch einen Theil des Kinzigthales, nach dem
 Wasserfalle bey Tryberg. Ein Wegweiser für
 Kurgäste und Reisende von K. H. Freyherrn
 v. Fahnenberg. XII u. 207 S. 1838. 8.

Es gibt in Deutschland mehrere Punkte, wo
 in einem nicht sehr großen Umkreiße viele heil-
 kräftige Mineralquellen dem Boden entströmen.
 Die vornehmsten befinden sich im nordwestlichen
 Böhmen, am Taunus, in der Gegend zwischen
 der Weser und dem Teutoburger Walde und dann
 am Kniebis im unteren, oder nordöstlichen Theile
 des Schwarzwaldes. Dieser, gegen 3000 Fuß
 über dem Meere gelegene Bergkopf, oder eigent-
 lich eine Hochebene, bildet den Mittelpunkt ver-

schiedener von ihm ausgehender Seitengebirge und Thäler, in welchen die Gewässer fast nach allen Weltgegenden hin ausströmen. Im Hintergrunde dieser Thäler meist aus Bergspalten und Kesseln des Granits und Gneisgesteins entspringen jene Mineralquellen. Ihr Hauptgehalt besteht in Kohlensäure, welche theils frey, theils an Basen, besonders Natron (wenig an Eisen) gebunden darin vorkommt. In den meisten derselben ist auch die Menge des Glaubersalzes beträchtlich; woraus nun leicht die Art ihrer Heilwirkung zu beurtheilen ist. Die Anwendung davon zum Baden und Trinken ist bey manchen schon sehr lange herkömmlich; bey andern, die erst neuerlich aufgefunden wurden, sind die Einrichtungen erst seit Kurzem gegründet; bey allen jedoch sind die zur Aufnahme, Bewirthung und Unterhaltung der Curgäste getroffenen Anstalten zweckmäßig und dem Zeitbedürfnisse entsprechend. Auch versammeln sich daselbst fortwährend aus der Nähe und Ferne hülfesuchende Gäste, und erkennen dankbar den wohlthätigen Einfluß dieser Quellen auf ihre Gesundheit. Hierzu trägt auch viel die Lage dieser Orte bey, die in dem Schooße friedlicher, von der geräuschvollen Welt abgeschiedener Thäler das Bild einer freundlichen und doch ernstern Natur darbieten. Fern gehalten sind von ihnen die leidigen Hazardspiele, dieses fast nothwendige Uebel großer Badeorte; Geselligkeit und harmlose Zerstreuungen bringen Mannigfaltigkeit in die einfachen Zustände, und die großartigen Umgebungen des Schwarzwaldes, die herrlichen Wald- und Felsgruppen, die Herzlichkeit der Gebirgsbewohner, die Nähe des schönen Rheinthal's, — alles dieses trägt zu angenehmer Stimmung des Gemüths in diesen einsamen Thalorten viel bey.

Diese hier angedeuteten Punkte sind mit Sach-

kenntniß und in einer gefälligen Darstellung in vorliegender Schrift behandelt, und diese wird jedem, der über die inneren und äußeren Verhältnisse jener Gesundbrunnen sich zu belehren wünscht, eine willkommne Gabe seyn.

Der Inhalt der 10 Abschnitte ist folgender: I. Ein Blick auf den Schwarzwald. II. Der Kniebis mit seinen Verzweigungen. III. Heilquellen am Kniebis. IV. Entstehung der Curorte. V. Physicalisch-chemische Beschreibung der Mineralquellen. VI. Das Leben in diesen Curorten. VII. Straßen-, Post- und Reiseanstalten. VIII. Andeutungen zu einem Ausfluge von Baden nach den Heilquellen am Kniebis, durch einen Theil des Kinzigthales, nach dem Wasserfalle bey Tryberg. IX. Höhentafel der wichtigsten Punkte, nebst Angabe der daselbst vorkommenden Gebirgsarten. X. Poetische Dargegabe.

H a m b u r g.

Paul Warnefrieds, Diaconus von Forum Julii Geschichte der Langobarden; zum ersten Male nach einem Codex der K. Bibliothek zu Bamberg aus dem 10. Jahrhundert übersetzt, und mit Anmerkungen versehen von K. v. Spruner, K. Bayerischem Lieutenant. 1838. XII u. 175 Seiten in 8. (Bey Fr. Perthes.)

Der Verf. dieser Schrift ist den Lesern dieser Blätter, G. g. U. 1837. St. 53., schon als einer der fleißigsten Forscher des Mittelalters aus seinem Atlas desselben rühmlich bekannt. Die hier gelieferte Uebersetzung der bekannten Schrift von P. Warnefried ist nur der Anfang einer Uebersetzung der vorzüglichsten Quellenschriftsteller zur Geschichte der germanischen Stämme von Anfang der Völkerwanderung bis zur Periode der Carolinger. Sie ist die erste Uebersetzung der

Schrift von Warnefried, und also schon deshalb ein Bedürfniß. Sie ist aber auch aus einer andern Rücksicht von Wichtigkeit. Der Bamberger Codex, aus dem sie gemacht ist, weicht von dem Texte der sämtlichen gedruckten Ausgaben auf eine sehr merkwürdige Weise ab. 'Wenn nämlich dieser in den gedruckten Ausgaben blumig, geziert und precios erscheint, so ist er hier einfach und höchst natürlich; die dort meist indirecten Reden sind hier direct, und man glaubt in manchen Kapiteln einen ganz andern Autor vor sich zu haben.' Diese so auffallende Erscheinung läßt sich nicht anders erklären, als daß wir in unseren bisherigen Ausgaben nur eine Uebersetzung und seyn sollende Verschönerung der Schrift des Autors besitzen, und der Bamberger Codex dagegen die Urschrift in seiner ursprünglichen Reinheit enthält. Wie erheblich diese Entdeckung bey einer für die Geschichte so wichtigen Schrift ist, fällt von selbst in die Augen. Daß die Uebersetzung des Werks mit größtem Fleiß und Treue gemacht ist, wird man nicht in Zweifel ziehen wollen, und zu einem entscheidenden Urtheile bleibt also nur die Erfüllung des Wunsches übrig, daß der Text genau nach dem Bamberger Codex abgedruckt werden möge. Die erste und zweyte Hälfte desselben sind von zwey verschiedenen Händen geschrieben, wovon die Schriftproben am Ende mitgetheilt sind. Die sehr zweckmäßigen Anmerkungen des Verfs geben die nöthigen Erläuterungen und erleichtern dadurch den Gebrauch des Werks. Wir wünschen und hoffen, daß der Vf. bey seiner warmen Vorliebe für die historischen Studien das eben gegebene Versprechen erfülle, und noch mehrere Schriftsteller des Mittelalters auf ähnliche Weise auch dem größern Publicum zugänglich machen werde. Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1838.

B a s e l.

In der Schweighauserschen Buchhandlung:
Die Naturlehre der Seele für Gebildete
dargestellt von Dr Friedrich Fischer, Prof.
der Philos. zu Basel. 1835. VI u. 641 Seiten
in Octav.

Es ist immerhin bemerkenswerth, daß neben oder gegen den strengen Rationalismus der neueren philosophischen Schulen von Fichte bis Hegel allmählich Stimmen sich erhoben haben, welche einem eben so strengen Empirismus das Wort reden. Ich will nur an Beneke und E. Schmidt erinnern, welchen sich auch der Verf. der vorliegenden Schrift zugesellt. Zwar haben schon früher Fr. H. Jacobi und die, welche halb oder ganz sich ihm angeschlossen, dem empirischen Elemente in unserer Wissenschaft sein Recht zu behaupten gesucht; aber doch nur neben dem rationalen Elemente; jetzt aber hat man angefangen das rationale Element wenigstens in sofern ganz zu beseitigen, als es etwas anderes seyn sollte,

als etwas auf empirischem Wege Gefundenes. Je strenger man den Rationalismus anspannte, um so stärker hat sich dagegen der Empirismus erhoben. Man kann kaum verkennen, daß dies einen fast nothwendigen Gang geht. Zeitalter, die noch wissenschaftliches Leben athmen, lassen sich keine äußerste Meinung aufstreiten, wie groß auch die Talente seyn mögen, welche sie unterstützen, oder wie nothwendig die wissenschaftliche Entwicklung, welche zu ihr geführt hat.

Der Verf. der vorliegenden Schrift bittet sich Erfahrungen zur Förderung der Psychologie aus, verbittet sich aber alle Meinungen; er glaubt Wirklichkeiten vorgetragen zu haben, und beschwert sich über die Vorurtheile der Psychologen, worunter er das versteht, was über die Seele nicht durch Empirie gefunden worden (vergl. die Vorrede u. S. 632.). Wir finden, daß er hier nicht zum glücklichsten seinen Gegensatz gestellt hat, denn die Meinung und das Vorurtheil sind doch selbst Wirklichkeiten.

Es ist mit der Entwicklung der Philosophie freylich ein eigenes Ding. Sie scheint so wenig, wie man von ihr als einer Wissenschaft angehörig erwarten sollte, einen regelmäßigen Fortschritt zu zeigen, daß diejenigen, welche in Widerstreit gegen die zuletzt in ihr herrschende Richtung sich setzen, leicht zu der Meinung verleitet werden können, als wären in ihr nichts als wechselnde Meinungen bisher zu Tage gefördert worden. Der Verf. in einer solchen Stellung scheint dieser Meinung geneigt zu seyn. Allein man möge bedenken, ob nicht der Grund jenes Scheins nur darin liege, daß die Philosophie nicht so glücklich ist, wie andere Wissenschaften, in Uebereinstimmung mit der gewöhnlichen Meinung, wie sie im Fortschreiten der Erfahrung und einer leicht

sich fortpflanzenden Uebung ausgebildet wird, sich entwickeln zu können, sondern in der That einen beständigen Kampf zu kämpfen hat auf der einen Seite gegen die gemeine Gesinnung, welche nur das gelten lassen will, was ihr nützt, auf der andern Seite gegen die leidenschaftlichen Bewegungen, welche von Zeit zu Zeit andere Uebertreibungen in den Lauf der Meinung bringen. Wenn sie nun jenen wechselnden Gestalten der Meinung gegenüber sich behaupten soll, so muß sie auch wechselnd sich zeigen, um ihnen das entgegen zu stellen, was ihren beständig sich verwandelnden Gegner zu bestreiten geeignet ist. Wir wollen nicht leugnen, daß, wie es im hiesigen Kampfe zu geschehen pflegt, wenn die Gegner sich mischen und augenblicklich kaum von einander sich zu unterscheiden wissen, so auch den Philosophen zuweilen es begegnet, daß sie Meinungen, welche sie bekämpfen sollten, als ihre Freunde bey sich aufnehmen und mit allzu zärtlicher Liebe hegen. Aber man wird doch wohl Philosophen und Philosophie zu unterscheiden wissen, und wir glauben nichts zu sagen, was nicht durch die Geschichte bewährt, auch schon als sehr allgemein anerkannt angesehen werden dürfte, wenn wir behaupten, daß der Philosoph immer mehr oder weniger mit dem, was seine Zeit gewöhnliche Meinung oder gesunden Menschenverstand zu nennen pflegt, im Streite stehen müsse.

Anders der Verfasser. Er beruft sich nicht selten auf den gesunden Menschenverstand, welcher denn doch wohl nichts anderes aussagt, als die gewöhnliche Meinung, wie sie im practischen Leben sich auszubilden pflegt, nach dem mittleren Maße der Einsicht, welche so eben auf unserer Bildungsstufe verbreitet ist. Daher entnimmt der Verf. auch seine Sätze nicht selten aus dem

Sprachgebrauche und hält es für unerlaubt, von der gewöhnlichen Umgangssprache abzuweichen, oder sie wissenschaftlich genauer zu bestimmen, wiewohl wir nicht sagen wollen, daß er dies ohne Abweichungen hätte durchführen können. Dahin zählen wir denn auch sein Bestreben, welches er sogleich in der Vorrede ankündigt, die Wissenschaft zu popularisieren, Er will dem Zuge der Zeit folgen, welche die Wissenschaft aus dem Staube rauchiger Studierstuben hervor ziehe und in die freyeren, dankbareren Kreise des Lebens und der Gesellschaft einführe. Er meint, durch diesen Zug der Zeit werde die Philosophie wahrer werden, indem die Philosophen sich scheuen würden die Hirngespinnste ihrer Einsamkeit einem größern Publicum darzubieten. Auch seine neuen Entdeckungen, hofft er, würden bey einem unbefangenen, gebildeten Publicum bessern Eingang finden, als bey den Psychologen, welche von einer Wolke von Vorurtheilen umringt wären. Möge ihn seine Hoffnung nicht teuschen. Doch wollen wir ihm nicht bergen, daß es uns vorkommt, als führe der Wunsch populär zu schreiben, leicht Unbestimmtheiten von der Art herbey, wie wir sie in dem oben bemerkten Gegensatze zwischen Wirklichkeit und Meinung oder Vorurtheil gefunden haben. Was ist dies überhaupt für eine Verzweiflung an seinen Studiengenossen, nicht nur den gegenwärtigen, sondern auch den zukünftigen? Würde man wohl in der Mathematik, in den Naturwissenschaften etwas Aehnliches hören? Die Krankheit der Philosophie mag jetzt eben groß seyn; aber ist auf diesem Wege ihre Heilung zu suchen? Auch im 18. Jahrhunderte suchten Engländer, Franzosen und Deutsche die Philosophie zu popularisieren. Man nannte dies Jahrhundert das philosophische. Was ist

darauß hervor gegangen? Dieser populären Philosophie ist eine andere gefolgt, die noch bey weitem esoterischer ist, als die jener vorher gehende. Bis jetzt zeigt sich wenig Hoffnung, daß die Philosophie ein Gemeingut der Gebildeten werden könnte, und wenn die früher von uns ausgeführten Betrachtungen richtig sind, so ist es auch ihre Natur nicht der gemeinen Meinung sich anzuschließen. Sie hilft diese allmählich emporziehen; aber wenn diese heran gewachsen, ist jene schon wieder höher hinauf geschossen.

So wie wir nun überhaupt in Dingen, welche keine gleichmäßig fortschreitende Entwicklung haben, ein Hin- und Herzüngeln entgegen gesetzter Richtungen bemerken, so mag es auch zugegeben werden, daß der frühern allzu populären Philosophie jetzt eine allzu esoterische gefolgt ist, und vielleicht möchte es nun wieder an der Zeit seyn die Philosophie eine gemein verständlichere Sprache reden zu lassen. Und in dieser Beziehung könnten wir denn auch die Bemühungen des Verfs als ein Zeichen der Zeit ansehen. Sein Streben nach Popularität steht denn natürlich auch nicht außer Zusammenhang mit seinem Empirismus. Denn um so gemein verständlicher wird die Philosophie, je mehr sie der Erfahrung sich anschließt. Und in der That der Empirismus unsers Verfs verfolgt eine Richtung, welche dazu geeignet ist, die Ergebnisse der neuen Philosophie in einer faßlichern Form zu verbreiten. Wenn wir auf die geschichtlichen Anknüpfungspuncte des neuesten Empirismus überhaupt sehen, so können wir dieselben theils in dem ältern Empirismus der Engländer und Franzosen vor Kant finden, theils in den Ansichten, welche durch Fr. H. Jacobi zur Sprache gebracht worden sind, theils in der Richtung, welche die Naturphilosophie genommen

hat. Von den beiden ersten Abschattungen des Empirismus können wir es eben nicht rühmen, daß sie der Entwicklung der Philosophie günstig sind; denn die erste sucht uns auf einen Standpunct der Untersuchung zurück zu führen, welchen die Philosophie durch die Bemühungen Kant's und seiner Nachfolger überstiegen haben sollte, die andere aber geht auf eine ungehörige Beschränkung der Philosophie durch den Glauben aus, welcher uns entschädigen soll für unsere Unwissenheit in allen übersinnlichen Dingen. Von einem wesentlich andern Verhältnisse zur neuern Philosophie ist die dritte Art des Empirismus. Er sucht sich die Einsichten des Idealismus wenigstens zum Theil zu Nutze zu machen, ohne dem Idealismus schlechthin sich hinzugeben, ohne der so genannten speculativen Methode zu huldigen. Er betrachtet alle diese Einsichten als Ergebnisse einer gereiften Erfahrung und in der That wollten wir bloß auf die Ergebnisse sehen, so würden wir zwar hier und da einige Punkte finden, in welchen wir ihm gegen die neuere Philosophie Unrecht geben müßten, aber im Ganzen würden wir ihm doch gern eingestehen, daß er nach Kräften bemüht sey, das sich anzueignen, was die Fortschritte der Philosophie in unserm Jahrhundert ans Licht gebracht haben. Zu diesem Empirismus bekennt sich im Ganzen auch unser Vf. Wir bemerken dies an den Hauptzügen seiner Lehre, so wie an mehreren einzelnen Punkten derselben. So streitet er sehr eifrig gegen die sensualistischen Empiriker, von welchen er sagt, daß sie auf Sichtbares und Handgreifliches sich beschränkten (S. 43.), daß für sie nichts vorhanden sey, als das Gegenständliche und Objectiv (S. 276.); so entscheidet er sich im Streite gegen den Nominalismus für die Realität des All-

gemeinen (S. 117 ff.), welche den stärksten Widerspruch erfahre von dem natürlichen Egoismus des Individuums, während der Realismus zu jenen höhern und erhabnern Ansichten gehöre, welche nicht ohne Tugend möglich sind (S. 121.); wenn er die Stellung des Menschen zur Natur untersucht, so schließt er sich im Wesentlichen an Oken's Naturphilosophie an, dessen unsterbliches Verdienst er preist (S. 79.); die Naturlehre, welche er zur Grundlage seiner Untersuchungen macht, ist wesentlich dynamisch, wie wir sehen werden, und fast möchte man sagen, idealistisch, wenn der Vf. nicht selbst gegen den Idealismus protestierte; die Natur will er in ihren Uebergängen in die Vernunft verfolgen.

Allein in der Philosophie kommt es nicht allein auf die Ergebnisse an, sondern eben so sehr auf die Methode. Und wie nun die Methode, welche der Verf. befolgt, zu jenen Ergebnissen passe, welche, wie bekannt, in einer ganz andern Methode gewonnen worden, möchte nicht leicht zu sagen seyn. Der Verfasser, das sehen wir wohl, ist der Methode der neuern Philosophie nicht günstig; er glaubt unstreitig, daß die Ergebnisse, welche er jener Philosophie abgeborgt hat, nur aus der Erfahrung stammen, die der speculativen Methode unbewußter Weise sich untergeschoben habe, und dafür könnte er wohl anführen, daß ja die neuere Philosophie selbst die Erfahrung nicht von sich ausschließen will. Man dürfte hierin wohl eine Warnung gegen die Art sehen, wie man in neuerer Zeit den Gegensatz zwischen Erkenntniß a priori und Erkenntniß a posteriori hat auslöschten wollen. Der Verf. leugnet zwar nicht schlechthin alles Apriorische oder Eingeborne in unserer Erkenntniß, wie er denn namentlich dahin die Begriffe von Raum und Zeit rechnet, ja sogar von einem apriorischen

Zeitmaße und von einer eingebornen Rauman-
schauung spricht (S. 210. 213. 305 ff.), und wahr-
scheinlich sind dahin auch die Begriffe des Seins,
des Werdens, der Kraft und des Lebens zu rech-
nen, welche er als geistige oder unsinnliche Ele-
mente der sinnlichen Erfahrung bezeichnet (S. 221.
238.); aber er ist doch nirgends darauf aus ge-
wesen, den guten alten Weg zu verfolgen, auf
welchem man das rein Thatsächliche und von der
Erfahrung Gegebene von den Begriffen des Ver-
standes oder der Vernunft zu unterscheiden streb-
te. Dies fließt nun natürlich aus dem Empiri-
mus, zu welchem er sich bekennt, indem er nichts
anderes als Beobachtungen und deren Combina-
tionen gelten lassen will (S. 631.); allein daß
dadurch die Methode in der Darlegung und in
dem Beweise seiner Gedanken gewonnen hätte,
müssen wir bezweifeln. Vielmehr der Vorwurf,
welchen wir bisher allen Psychologen der empiri-
schen Schule haben machen müssen, daß sie kei-
ner genau und sicher durchgeführten Methode sich
befleißigen, scheint uns auch ihn zu treffen. Fast
kommt es heraus, als verachtete er eine solche,
wenn er gelegentlich äußert, mit allgemeinen De-
finitionen sey nicht viel geholfen; die Leser wür-
den dadurch nicht viel klüger (S. 513.). Er mag
wohl auch glauben, daß dabey nicht viel heraus
kommen würde, wenn man den Begriff der Er-
fahrung durch eine genaue Definition sicher abzu-
grenzen suche, damit er nicht mit der sinnlichen
Wahrnehmung von der einen Seite und von der
andern mit der Wissenschaft, die von allgemeinen
Begriffen und Grundsätzen ausgeht, wie z. B.
die Mathematik, verwechselt werde; denn verge-
bens haben wir bey ihm nach einer Erklärung
gesucht über das, was er Erfahrung nennt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. S t ü c k .

Den 26. Julius 1838.

B a s e l .

Beschluß der Anzeige: Die Naturlehre der Seele für Gebildete dargestellt von Fischer.

Was aber der Methode des Verfs am meisten zum Vorwurf gereicht, ist, daß er nach der gewöhnlichen Weise der empirischen Psychologie in Wahrheit gar nicht von Beobachtungen ausgeht, sondern allgemeine Begriffe und daraus abgeleitete Eintheilungen zur Grundlage seiner Bemerkungen macht. Daher müssen wir es denn auch wohl ableiten, daß er von Analogien einen zuweilen sehr reichlichen Gebrauch macht. Man vergl. z. B. S. 176 ff.

Dieser Mangel an Methode hat auf die ganze Zusammensetzung des Werks einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt. Der Verf. will uns auf empirischem Wege über das Wesen der Seele belehren; er kann dabey nicht umhin, die Meinung zu berücksichtigen, daß wir durch die Erfahrung nur von den Erscheinungen der Seele wissen; gegen diese Meinung will er sogar behaupten,

daß wir das Wesen der Seele wahrnehmen. Hätte er dies nun erhärten und dadurch seiner Lehre eine sichere Grundlage geben wollen, so hätte er, wie dies viele andere Empiriker gethan haben, von einer Untersuchung über unsere Erkenntniß ausgehen müssen. Diesen Weg schlägt er aber nicht ein. Vielmehr nach kurzen, wenig befriedigenden Vorerinnerungen stellt er zuerst in einem allgemeinen Theile Untersuchungen über den Begriff und das Wesen der Seele an und läßt erst nachher in der speciellen Psychologie die Untersuchung über die Erkenntniß des Menschen folgen. Dies führte natürlich zu häufigen Wiederholungen, da der Verf. bey den Untersuchungen über den Begriff und das Wesen der Seele nicht umhin kann, manches über seine Erkenntnißlehre voraus zu geben. Man vergl. z. B. S. 104 ff. Aber noch schlimmer als solche Wiederholungen ist es, daß diese Vorauserinnerungen über die Erkenntnißlehre natürlich nicht erschöpfend durchgeführt werden können, weil sie hier außer ihrem Zusammenhange stehen. So schwebt denn die Lehre über Begriff und Wesen der Seele in der Luft.

Es ist begreiflich, daß wir hiernach auch nicht die beste Ordnung in der Art zu erwarten haben, wie der Verf. seinen Begriff von der Seele entwickelt. Wir haben dabey überdies mit den Ungenauigkeiten seiner populären Sprache zu kämpfen. S. 20 sagt er: 'Ehe wir sagen, was die Seele ist, wollen wir erst sehen, was sie nicht ist, oder vielmehr, was sie zum Unterschiede von anderen Dingen ist'. Gleich darauf folgt: 'Es ist keine unausfüllbare Kluft zwischen dem Geistigen und Körperlichen; es sind bloß graduell nicht aber specifisch verschiedene Dinge', und weiter: 'Das Körperliche besteht aus Kräften, die

nur auf einer unendlich tiefern Entwicklungsstufe stehen, als der Geist, so daß man, freylich etwas paradox und vom gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichend, sagen könnte: die ganze Welt bestehe aus Seelen, die nur hier, wo sie Körper bilden, noch in Bewußtlosigkeit und Unfreyheit schlummern, dort hingegen als Geister zum Bewußtseyn und zur Freyheit erwacht seyen. Um etwaigen Anstoß zu vermeiden, ist vielleicht nicht überflüssig, zum voraus zu bemerken, daß wir hiermit den Geist nicht zur Körperlichkeit und Materialität herab drücken, sondern die Materie zur Würde der Geistigkeit herauf heben; nicht den Geist materialisieren, sondern die Materie vergeistigen wollen'. Es ist wohl offenbar, daß der Verf. in diesen Sätzen seinem Vorhaben nicht treu bleibt fürs Erste nicht zu sagen, was der Geist oder die Seele ist. Und, müssen wir fragen, was soll es denn heißen, er wolle die Materie zur Würde der Geistigkeit herauf heben, wenn er doch behauptet, das Körperliche stehe auf einer unendlich tieferen Entwicklungsstufe, als der Geist? Unstreitig will der Vf. nur sagen, dadurch, daß er den specifischen Unterschied zwischen Körper und Geist leugne, wolle er nicht den Geist dem Körper näher rücken, sondern den Körper dem Geiste. Allein wenn eben nur ein Gradunterschied zwischen beiden statt finden soll, so ist die Näherung für beide gegenseitig. Dadurch, daß der Verf. alle Unterschiede auf Gradunterschiede zurück bringen will — er sagt S. 167.: 'am Ende ist in dem Seelenleben, wie in der Natur überhaupt alles Uebergang' — hebt er nur alle wesentlichen Unterschiede auf. Er sagt zwar gegen den Materialismus, dem er in dieser Beziehung sehr nahe kommt, S. 93.: 'Unterschied, wenn auch nur graduell, ist Unterschied', welches freylich sich

von selbst versteht, aber auch den Streitpunct nur umgeht; denn unstreitig hat der Materialismus, wenn nur ein Gradunterschied zwischen Körper und Geist statt findet, Recht zu sagen: der Geist ist Körper, nur ein höherer Grad des Körpers, eben so sehr Recht, als der Idealismus Recht hat zu sagen: der Körper ist nur ein niedererer Grad des Geistigen. An der eben angeführten Stelle fügt der Verf. hinzu, der Gradunterschied zwischen Körper und Geist sey ein unermesslicher, so wie schon früher der Satz angeführt wurde, die Kräfte des Körperlichen ständen auf einer unendlich tieferen Entwicklungsstufe als die Kräfte des Geistigen. Allein dadurch wird noch weniger geholfen und mehr verwirrt. Denn wenn der Gradunterschied wirklich unermesslich wäre, so müßten wir fragen, wie es denn anders als durch Messung nachgewiesen werden könnte, daß er ein Gradunterschied sey.

Wir können uns nicht davon überzeugen, daß der Verf. alle Folgerungen übersehen habe, welche aus seinem Satze fließen, daß alles in der Natur nur Uebergang sey, oder daß alle scheinbar specifischen Unterschiede in Gradunterschiede sich auflösen. Wir wollen nur einige dieser Folgerungen berühren, die an seine eigenen Aeußerungen sich anschließen. S. 281 lehrt er, nachdem er äußerliche und räumliche Erscheinung einander gleich gesetzt hat, das Wesen sey das Innere der Dinge. Es wird bey dieser Untersuchung auch erwähnt, daß Körperliches nichts anderes sey als Räumliches. Sind wir nun eingedenk der allgemeinen Lehre, daß Geistiges nur ein höherer Grad des Körperlichen sey, so ergibt sich, daß auch das Innerliche nur ein höherer Grad des Aeußerlichen sey, und das Wesen nur ein höherer Grad der Erscheinung. Dies stimmt

nun zwar damit überein, daß wir nicht die Erscheinung der Seele wahrnehmen sollen, sondern ihr wahres Wesen (S. 27 u. sonst); aber wir möchten fragen, ob der Verf. nicht davor zurückschrecken werde, wenn nach seiner Lehre sich ergibt, daß nur eine Steigerung des uns Außern sich zu ereignen brauche, und sogleich werde es in ein uns Inneres sich verwandeln, und daß die Erscheinung sich nur zu steigern brauche um zum Wesen zu werden. Noch mehr. Nach S. 27 ist 'was wir innerlich wahrnehmen, nicht bloßer Widerschein der Seele, etwa eine Vorstellung oder ein Gedanke derselben, was freylich bloße Erscheinung wäre', und wir müssen daraus schließen, daß der Verf. auch die Vorstellung zur Erscheinung rechnet; wir würden also seiner Lehre folgend sagen müssen, eine gesteigerte Vorstellung in der Seele wäre das Wesen.

Doch wir kehren zu dem Begriffe zurück, welchen der Verf. von der Seele gibt. Um zu beweisen, daß sie ein Räumliches und mithin ein Körperliches sey, gebraucht er folgenden Beweis, welcher in der Lehre von dem Sitze der Seele S. 132 am bestimmtesten ausgesprochen wird. Er sagt hier: 'Fassen wir nun die Wirklichkeit der Seele ins Auge, so werden wir keinen Augenblick zweifeln können, daß sie an einem bestimmten Orte im Raume sich befindet; ohne Zweifel sind wir hier, in unserem Wohnorte, innerhalb unserer vier Wände, nicht überall und nirgends; und innerhalb dieses Raumes ist denn der Sitz der Seele zu suchen'. Er beruft sich dabey auf die Ueberzeugung des täglichen Lebens, weist aber auch die Vorstellungen der Psychologen und Physiologen zurück, welche die Seele in irgend einen Zwischenraum eines körperlichen Organs versetzen, vielmehr müsse die Einwohnung

der Seele als eine Durchdringung des körperlichen Organs, als Immanenz genommen werden. Mit diesem Namen, den wir nicht sehr passend gewählt finden, bezeichnet der Verf. das Sineinanderseyn eines Dinges mit einem anderen oder mit anderen Dingen in einem und demselben Raume. Er nimmt die Priorität der Erfindung für diesen Begriff in Anspruch, obwohl er gesteht, daß Andere in ähnlicher Weise sich ausgesprochen haben. Er hätte hierbey bemerken sollen, daß die dynamische Physik der neueren Zeit wiederum auf diese Ansicht von der Durchdringung und von der Erfüllung des Raumes durch mehrere Kräfte oder Substanzen, wie der Verf. sich ausdrückt, geführt habe. Die Anwendung, welche er hiervon auf den Begriff der Seele macht, ist auch nicht neu; vielmehr die Stoiker haben sie längst gemacht; sie ist überdies nicht unbedenklich, wie wir sehen werden. Der Verfasser schließt aus den angeführten Bemerkungen, daß die Seele einen Raum einnehme oder erfülle und deswegen nur graduell vom Körper verschieden, d. h. ein gesteigerter Körper sey. Doch unterscheidet er S. 26 f. zwischen Erfüllen des Raumes und Ausfüllen desselben; dieses finde nur bey Körpern statt, welche und so weit sie undurchdringlich sind; die Seele aber erfülle zwar den Raum, fülle ihn aber nicht aus, sondern erfülle ihn nur; wir würden sagen, sie helfe ihn nur erfüllen; nur gemeinschaftlich mit anderen Kräften erfülle sie ihn. Doch wir wollen um einen Sprachgebrauch nicht rechten, der wohl noch nicht wissenschaftlich fest gestellt ist. Bedenklicher aber ist es, wenn der Verf. meint, auch dieser Unterschied zwischen Seele und Körper sey nicht zuzugeben, daß dieser undurchdringlich oder solide sey, jene aber nicht. Denn auch in der Körper:

welt komme eine gegenseitige Durchdringung gar nicht selten vor; die Anziehung durchdringe alle Körper, das Licht viele. Andere Beispiele kommen anderswo vor. Allein er hat vergessen zu zeigen, daß die Anziehung ein Körper ist, welches wohl kaum jemahls gesagt worden. Und wenn auch die anderen Beispiele von anderer Art seyn sollten, wenn auch das Licht z. B. für einen Körper gehalten worden seyn sollte, so würde doch die Frage nicht am unrechten Orte gewesen seyn, ob man nicht vielmehr die Begriffe solcher Dinge, die andere Körper durchdringen, in der Art abzuändern habe, daß sie nicht unter den Begriff des Körpers fielen, als, wie unser Verf. thut, den Begriff des Körpers zu ändern. Wenigstens mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, der auch wissenschaftlich fest gehalten worden, steht unser Verf. nicht in Uebereinstimmung; denn dieser hat sich dafür entschieden, nur das einen Körper zu nennen, was den Raum ausfüllt. Zu der eben angedeuteten Abänderung der Begriffe zeigt dagegen der Verf. selbst den Weg, indem er S. 59. von der Wärme behauptet, sie sey nicht Materie, sondern eine Thätigkeit der körperlichen Materie, und von den Imponderabilien überhaupt etwas Aehnliches andeutet.

Die Hauptfrage ist nun aber: welche unter den Raum durchdringenden Kräften ist die Seele? Der Verf. bezeichnet die Seele im engeren Sinne als einen mittleren Grad zwischen Lebenskraft und zwischen Geist, im weiteren Sinne jedoch läßt er die Seele alle diese drey Grade umfassen. In diesem weitern Sinne ist die Lebenskraft eins mit der Seele; sie ist die in die vegetativen Organe versunkene Seele, wie die Seele selbst der in das Nervensystem eingegangene Geist ist, während dagegen der Geist oder auch die

Bernunft reines, an keine körperliche Bedingung geknüpftes Product der Seele ist. Vergl. S. 64. 71 ff. Damit stimmen die Sätze über den Sitz der Seele überein: daß die Wohnung der bewußten Seele das ganze Nervensystem sey ohne Unterschied, weil sie an allen Enden und Orten des Nervensystems gleich unmittelbar wahrnehme, wirke und empfinde, während sie bewußtlos und unfrey auch in den niedern, in den vegetativen Organen des Leibes wohne, aber hier dadurch, daß sie mit den körperlichen Stoffen auf das innigste und gleichsam chemisch sich durchdringe, ihre ausgezeichneten Eigenschaften verliere. S. 139 ff. Fassen wir nun die beiden niedern Theile der Seele, die Lebenskraft und die Seele im engerm Sinne, in Beziehung auf die oben gestellte Hauptfrage zusammen, so würden wir von ihnen wohl sagen können, wie sie den Raum durchdringen und erfüllen helfen; denn auch im Nervensysteme soll die Seele organisierend wirken, wenn gleich weniger als in den vegetativen Organen; so daß also hier überhaupt die Seele als organisierende Kraft den Raum erfüllen helfen würde und mit der Lebenskraft in einem weitem Sinne, als in welchem der Verf. diesen Begriff nimmt, überein käme. Allein der Verf. nimmt auch noch einen andern Teil der Seelenkraft an, welche von dem körperlichen Stoffe nicht gebunden sey, sondern als ungebundener Ueberschuß von Kraft frey und bewußt sich äußere, und auch dieser soll zum Theil seinen Sitz im Nervensysteme haben (S. 149.), aber zum Theil auch über das Nervensystem heraus treten können (S. 234.), während er zu anderer Zeit, wie im Schlafe, von der Körperlichkeit wieder gebunden werde (S. 147. 149.). Er denkt sich nämlich die Seele wie eine elastische Substanz, welche, mit der Luft vergleich-

bar, das Bestreben äußere, in das Unendliche sich auszudehnen und dadurch von dem Körperlichen sich unterscheide, daß sie nicht wie dieses einen bestimmten Ort einnehme, sondern einen unbestimmten Ort, dessen Umfang nicht nach Schuhen und Rollen abzustecken sey, dessen Grenzen vielmehr sich bald verengern, bald erweitern und namentlich vermittelt des Auges und Gesichtskreises unermesslich sich ausdehnen könne. S. 25. Ueber diesen Punct erhalten wir weitern Aufschluß durch des Verf's neue Theorie der sinnlichen Wahrnehmung, von welcher er rühmt, daß sie mit ihrer Neuheit als Theorie den Vorzug verbinde, die uralte Ansicht des täglichen Lebens zu seyn. Nach dieser nimmt er nämlich an, daß die äußern Gegenstände nur dadurch der Seele zum Bewußtseyn kommen, daß die Seele in sie heraus tritt aus dem Nervensysteme, ohne es jedoch zu verlassen, und sich unmittelbar mit ihnen in Berührung setze (S. 234.). Ja der Vf. geht noch weiter. Wenn er behauptet, wir nähmen nicht bloß die uns innerlichen Eindrücke der äußern Körper wahr, sondern die äußerlichen Gegenstände selbst und die entgegen gesetzte Ansicht als halben Idealismus bestreitet, so könnte man daraus schließen, er nähme an, die Seele träte nicht nur an die äußern Gegenstände heran, sondern selbst in sie hinein. So sagt er S. 142., die Seele scheine in die äußerlichen Licht- und Schallproceße einzutreten. Und noch entschiedener spricht sich dies in einer Lieblingsmeinung aus, welche er oftmahls äußert, daß wir nämlich durch das Auge anderer Menschen unmittelbar in ihre Seele blicken könnten. Er setzt S. 253 hinzu: 'Wir nehmen diesen häufig geäußerten Gedanken in dem eigentlichsten Sinne des Wort's'. S. 526. 'Die feinere, gebildetere Empfindung versteht die

Sprache des Blicks unmittelbar.' Er setzt überdies S. 458. einen unmittelbaren psychischen Rapport verschiedener Seelen in dem sympathetischen Gefühle, welches darin bestehe, daß wir die Zustände Anderer in uns selbst empfinden. Also unsere Seele dringt in andere Seelen ein und andere Seelen in die unsrige. Wenn wir nun so von einem Gedanken des Verfs auf den andern uns führen lassen, so werden wir denn hierbey auch wohl daran uns erinnern, daß der Verf. nicht allein in Rücksicht auf die äußern Gegenstände, sondern auch in Rücksicht auf die Seele sehr lebhaft die Meinung bestreitet, daß wir nur Erscheinungen wahrnehmen. Das Ich empfindet sich selbst in seiner substantialen Wirklichkeit, behauptet er S. 275; es erfasset sich innerlich als selbstthätige Kraft; das werde jeder leicht erkennen, der auf übersinnliche Empfindungen sich besinnen könne und wolle. Wir nehmen nicht die Erscheinung der Seele, sondern ihr wahres Wesen wahr (S. 27.). Der Inhalt dessen, was wir innerlich wahrnehmen, ist die Seele selbst mit ihren Functionen und Zuständen (S. 274.). Niemand wird verkennen, daß dies vollkommen übereinstimmt mit den zuvor angeführten Sätzen über die Wahrnehmung und mit dem Empirismus des Verfs überhaupt. Allein stimmt es denn auch mit jenen frühern Behauptungen überein, daß die Seele ihrem Wesen nach die Lebenskraft in den vegetativen Organen und in den Nerven sey und daß sie in ihren Functionen über die Nerven hinaus mit überschüssiger Kraft sich erstrecke? Wir wenigstens müssen gestehen, daß uns diese Höhe einer transcendentalen Wahrnehmung nicht gegeben sey, und daß wir beym besten Willen doch auf keine übersinnliche Empfindungen uns besinnen können, in welchen wir

unser Ich oder unsere Seele in vegetativen Organen und Nerven als Lebenskraft wirkend oder gar mit überschüssiger Kraft aus unserm Körper heraus gehend, oder an oder in die äußern Gegenstände heran- oder hineintretend empfunden hätten. Es scheint uns, als wollte der Verf. selbst eine solche Wahrnehmung des Wesens der Seele sich nicht zuschreiben; denn wenn er uns überzeugen will, daß wir unser Ich wahrnehmen, beruft er sich nur darauf, daß jeder Bewußtseyn und Willen leicht in sich wieder finden und darin die Wirklichkeit seines Ich erfassen könne (S. 275.); er hätte aber, wenn er zeigen wollte, daß wir das Wesen der Seele wahrnehmen und daß wirklich das Wesen der Seele in einer Raum durchdringenden, in den vegetativen Organen und den Nerven wohnenden, aber auch über diese sich elastisch ausdehnenden Kraft bestehe, uns an die Wahrnehmungen erinnern müssen, in welchen wir unmittelbar unser Ich als eine solche Kraft auffaßten. Dagegen, wenn er S. 140. meint, die Allgegenwart der Seele im ganzen Nervensysteme möchte er fast als Erfahrungsthatsache behaupten, so scheint es fast, als sähe er seine Lehre über das Wesen der Seele nur für eine sehr wahrscheinliche Hypothese an. Wenn wir das Wesen der Seele wirklich unmittelbar als ein raumerfüllendes und ihre Function unmittelbar als raumerfüllende wahrnahmen, wozu bedürfte es so weitläufiger Untersuchungen, wie sie der Verf. anstellt, um zu seinem Ergebnisse zu gelangen? Genug die Erkenntnistheorie des Vfs scheint uns mit seinen Ansichten über das Wesen der Seele nicht in Uebereinstimmung zu stehen. Er wird entweder diese oder jene umbilden müssen. Sollte er aber auch geneigt seyn, seine Erkenntnistheorie abzuändern, um seinen Begriff

von der Seele fest zu halten, so würden wir doch noch manches gegen diesen besonders einzuwenden haben. Es würde zu weit führen, wollten wir hier alle unsere Zweifel auseinander setzen; eins möge genügen. Daß die Lebenskraft mit der Seele im Zusammenhange steht, wenn auch vielleicht in einem andern, als der Verf. meint, wollen wir nicht leugnen, eben so wenig, daß die Lebenskraft den ganzen Raum des belebten Körpers durchdringt und erfüllen hilft; denn wir haben Beweise davon, wie sie innerhalb dieses Raumes die raumerfüllende Materie modificiert; aber wenn der Vf. nun weiter meint, die Seele dehne sich auch außerhalb des lebendigen Körpers aus und durchdringe diesen Raum bis zu den Gestirnen, welche wir sehen, so verlassen uns solche Beweise gänzlich und die Meinung sinkt zu einer Hypothese herab, welche nur darauf beruht, daß der Verf. auf keine andere Weise sich zu erklären weiß, wie die Dinge außer uns von uns erkannt werden können. Eine subjective Unfähigkeit muß alsdann zum Beweise dienen.

Das Gesagte wird hinreichen um darzuthun, auf wie wenig sicherer Grundlage diese Naturlehre der Seele beruht, welche nur der Erfahrung zu folgen sich rühmt. Auch dieses Werk nach so vielen andern ähnlichen liefert einen Beweis dafür, daß man in der Psychologie mit bloßen Erfahrungen nicht ausreicht; will man alsdann allgemeinwissenschaftlichen oder, wie man sie zu nennen pflegt, metaphysischen Begriffen keinen Raum gestatten, so wird man zu Hypothesen geführt. Es gibt allerdings eine empirische Seelenkunde, aber in einer ganz andern Form, als in welcher die Werke verfaßt sind, welche sich selbst diesen Namen beylegen. Wir unterschreiben mit voller Ueberzeugung das, was Herbart Einleitung in d.

Philos. S. 271. hierüber sagt: 'Empirische Psychologie von der Geschichte des Menschengeschlechts getrennt ergibt nichts vollständiges. — — Sobald die Thatsachen aus ihrer Verbindung gerissen werden, ist die Entstellung derselben schon so gut als geschehen.' Wir haben in unserer Literaturgeschichte mehrere warnende Beispiele, daß man nicht eine Wissenschaft nach dem Modelle der andern ausbilden soll. Die Philosophie nach mathematischer Methode darzustellen ist als eine Thorheit erkannt worden; so sollte man es auch endlich aufgeben, die Philosophie nach empirischer Methode zu betreiben. Solchen falschen Analogien muß man nicht folgen. Auch die Seelenlehre muß man nicht nach derselben Methode behandeln wollen, nach welcher man die Naturlehre mit Recht und Erfolg behandelt. Denn Wissenschaften, deren Gegenstände verschieden sind, müssen auch nach einer verschiedenen Methode behandelt werden. Bey Untersuchung der leblosen und vernunftlosen Natur herrscht die Betrachtung des unwandelbaren Gesetzes, eines Bildes gleichsam der ewigen Weisheit; wo wir aber unsern Blick auf die vernünftige Seele richten, da bildet mit Recht den Mittelpunkt der Forschung der Fortschritt, welcher durch Freyheit gewonnen wird, und die veränderliche That. Des Menschen Körper ist heute noch, wie er vor Jahrtausenden war; des Menschen Seele ist in den wesentlichsten Punkten eine andere geworden.

Wir haben im Bisherigen die wichtigsten Punkte berührt, durch welche die vorliegende Naturlehre der Seele vor Werken ähnlicher Art sich auszeichnet. Doch müssen wir noch einige andere Lehrsätze erwähnen, in welchen der Verf. Neues vorgebracht zu haben sich rühmt. Einer dieser Sätze ist der, daß gewisse allgemeine Begriffe,

namentlich der Zeit, des Seyns, des Werdens, der Kraft und des Lebens, zu dem gemeinschaftlichen Inhalte unserer Wahrnehmungen, die durch sämtliche Sinne aufgefaßt würden, zu zählen seyen (S. 220 f.), wir können aber nicht zugeben, daß dies etwas durchaus Neues sey. Die Lehre des Aristoteles und der Aristoteliker vom Gemeinfinne, die Art, wie die französischen Sensualisten die Entstehung dieser Begriffe zu erklären versucht haben, kommen der Lehre des Verf. hierüber wenigstens sehr nahe. Uebrigens ist das, was der Verf. von ihr äußert, zu sehr im Allgemeinen gehalten, als daß wir zu unterscheiden wüßten, was er Neues in dieser Lehre sich zueignen könne und was er mit seinen Vorgängern in ihr gemein habe.

Ferner rühmt sich der Verf. die verwickelten Streitigkeiten zwischen Indifferentismus und Determinismus durch eine gemischte Ansicht, wie er sich ausdrückt, seinem Wissen nach zuerst gelöst zu haben (S. 555.). Seine Ansicht nämlich ist, daß die menschliche Handlungsweise theils aus Selbstbestimmung des Willens oder Wahlfreyheit hervor gehe, theils aber, und zwar in den meisten Fällen, mit Spontaneität aus dem Naturell und dem Character des Menschen sich ergebe, wobey noch zu bemerken ist, daß der Verf. den Begriff der Spontaneität nach S. 518. in sehr enger Bedeutung von den Handlungen gebraucht, welche aus innerer Entschiedenheit des Willens nothwendig hervor gehen. Daß hierdurch jene Streitigkeiten gelöst seyn sollten, bezweifeln wir, ohne daß wir hier unsere Meinung begründen könnten; aber wenn auch, so können wir doch die Lehre des Vf. hierüber nicht für etwas ganz Neues gelten lassen. Ihre Verwandtschaft mit der Lehre Schelling's gibt der Vf. selbst S. 540.

zu. Und wenn er auch dabey seine Abweichung von Schelling's Lehre dahin erklärt, daß dieser den Act der Freyheit, wodurch die zeitliche Umwandlung der Natur in Intelligenz vollbracht werde, jenseits und außer aller Zeit versetze, während er selbst ihn als einen solchen betrachte, welcher in zeitlicher Anstrengung vollzogen werden müsse, so betrifft dies doch nur einen Nebenpunct, welcher sich in der That bey vielen Anhängern Schelling's eben so ergeben hat, wie bey unserm Verf., und in demselben Maße ergeben mußte, in welchem sie geneigt waren, das Empirische mehr heraus treten zu lassen.

Wir wollen hierbey nur noch darauf aufmerksam machen, daß in der eben erwähnten Lehre die Abhängigkeit des hier auftretenden Empirismus von der Schelling-Hegelschen Philosophie am durchgreifendsten heraus tritt. Dies ist überhaupt das Schema, nach welchem der Verf. die Entwicklungsgeschichte der Seele betrachtet: die allgemeinste, durch alles hindurch gehende und in allem erscheinende Wirklichkeit ist das Seyn oder die Kraft; diese allgemeinste Gattung besondert sich in den niedrigeren Gattungen und Arten und diese wieder in den Individuen und je weiter die Individuation fortgeschritten ist, um so höher ist der Grad des Daseyns, welcher erreicht worden. Am vollkommensten ist die Individuation in dem Menschen vollzogen, doch dürfte sie selbst in ihm nicht vollkommen erreicht seyn, da er noch von allgemeinen Mächten abhängig ist, welche er zu achten hat. Wenn nun aber in dieser Besondereung die Freyheit des Einzelnen heraus tritt, so ist auch diese nur im Uebergange zu einer höhern Vollendung nothwendig, damit die freye Wiederherstellung des Naturgesetzes gewonnen werde und wir in diesem die allgemeine Wahrheit erkennen,

welcher wir uns unterwerfen sollen. Diesen Gang geht die Geschichte, ihn geht auch die einzelne Seele, so wohl überhaupt in ihrer Entwicklung, als auch in den beiden Hauptmomenten, in welche ihr Leben zerfällt, im Bewußtseyn und im Willen, oder im Theoretischen und im Practischen Seine Naturanlage hat der Mensch sich zum zweyten Male wieder zu geben; die blinde Gesetzmäßigkeit soll eine bewußte werden; was von der theoretischen Seite zu Anfange im Vorstellungsvermögen als Naturgesetz sich gestaltet, das soll nachher als Spiel durch die Phantasie betrieben und zuletzt durch den Verstand als innere Gesetzmäßigkeit begriffen werden. Von der praktischen Seite aber entwickelt sich zuerst das Naturell in unbewußter Unschuld; dann geht die Unschuld verloren in der Freyheit der Willkür, stellt sich aber wieder her in der bewußten Gesetzmäßigkeit des Characters. Es würde uns zu weit führen, wenn wir diese Ansicht im Einzelnen weiter auseinander setzen oder prüfen wollten. Wir verkennen nicht, daß sie einen Gesichtspunct aufstellt, der zur richtigen Einsicht in viele Momente unsers Seelenlebens führen kann. Auch wollen wir dem Verf. das Verdienst nicht absprechen, sie in einen größern Kreis des gebildeten Publicums eingeführt und auf viele einzelne Untersuchungen angewendet zu haben. Auch in dieser Rücksicht ist die vorliegende Schrift ein Zeichen für alle, welche solche Zeichen verstehen können. Daß sie aber die allgemeinen Begriffe, von welchen wir in der Ausbildung der Psychologie ausgehen müssen, auf eine sichere Grundlage zurück geführt habe, können wir ihr nach unseren früheren Bemerkungen nicht zugestehen.

H. R.

E s t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1838.

L e i p z i g.

Bey Breitkopf u. Härtel, 1836: Ad orationem audiendam. — inv. Carol. Aug. Hase — inest: Confessio Fidei Ecclesiae evangelicae nostri temporis rationibus accommodata. 21 Seiten in Octav.

In einer Zeit, wie die unsrige ist, wo auf dem theologischen wie auf dem practisch-kirchlichen Gebiete die wunderbarsten und zum Theil ganz entgegen gesetzte Erscheinungen neben einander gehen, wie auf diesem, neben Gleichgültigkeit und Lauheit gegen alles Religiöse und besonders das eigentlich Kirchliche, religiöse Schwärmerey und gar beklagenswerthe Verirrung, so auf jenem, neben Hyperorthodoxie und vernunftlosem Glauben, Geringschätzung alles Glaubens und insbesondere des der Kirche, theils in bodenloser Speculation, die das Wissen auf den Thron des (christlichen) Glaubens erheben will, theils in Ueberschätzung nur verständiger Reflexion, — in einer solchen Zeit muß jeder Versuch, eine Summe

von Glaubenssätzen als Symbol und Anhaltspunct für einen gemeinsamen Glauben aufzustellen, nicht nur mit Dank aufgenommen, sondern auch als ein gutes Zeichen der Zeit betrachtet werden. Denn man kann sich doch wohl nicht verhehlen, daß das Ueberwiegen der bloß verständigen Auffassung des Religiösen und Kirchlichen, wie es nach dem Erschüttern des alten Glaubens allerdings eine Zeitlang statt gefunden, dem kirchlichen Leben unendlichen Schaden gebracht, und es ganz eigentlich fast in Schlaf versenkt hat, während andererseits die volle Rückkehr zum alten Glauben eben so unmöglich scheint. Es wird und muß demnach eine theologische Ansicht Platz gewinnen, die, ruhend auf dem Grunde aller christlichen Erkenntniß, der in unseren heiligen Büchern nieder gelegten Offenbarung, doch in dieser selbst die Harmonie, wenigstens Verträglichkeit mit der Offenbarung in Vernunft und Natur so bestimmt nachweist, als sie den Glauben der Symbole, ihren eigenen Geist erfassend und ihre Grundlehren nach besserem Verständniß der Schrift gestaltend, zwar in Worten verlassen aber der Sache nach mehr evangelisch darstellen wird. Daß aber eine solche theologische Ansicht eintrete, muß freylich die so lange unter uns fast allein geübte Negation aufhören, und das Streben der Theologie sich erst überwiegend wieder dem Aufbauen zuwenden. Der Bau selbst wird so wenig das Werk eines Einzelnen seyn, als es das Niederreißen gewesen ist, aber wie alles Bauen freylich schwerer, aber auch verdienstlicher ist, als das Zerstoren, wird auch jeder Beytrag dazu Dank verdienen. Es mag hier unentschieden bleiben, in wie weit sich das theologische Streben dem Wiedergewinnen eines festeren gemeinsamen Glaubens zugewandt hat, und mit

welchem Glücke; daß es geschehen, wie unleugbar überhaupt seit einigen Jahrzehenden ein neuer belebender Geist in die Kirche eingetreten ist, dafür zeugen schon mehrere Versuche, ein neues Symbol aufzustellen, und dafür muß eben auch vorliegender Versuch des Hn Dr Hase als ein erfreuliches Zeichen der Zeit angesehen werden. Nach der Schrift von Euch. F. C. Dertel (Kritik der A. Conf., nebst Vorschlag zu einer neuen Confession, Baireuth 1831), die indessen, so viel Ref. bekannt, weniger Beachtung gefunden hat, war es zuerst Dr Röhr, der in seinen 'Grund- und Glaubenssätzen der evangelisch = protestantischen Kirche' (1832. 2. Aufl. 1834) *) dem Bedürfnisse eines neuen Symbols einen entschiedenen Ausdruck gab, und mit großem Rechte viele Aufmerksamkeit gewann. An diese Versuche schließt sich nun in vorliegender Schrift Dr Hase an, und darum verdienen die wenigen Blätter eine gar ernste Betrachtung. Es handelt sich hier nicht um eine bloß wissenschaftliche theologische Untersuchung; es handelt sich um eine Summe von Glaubenssätzen, die entweder die Symbole, welche unsere Kirche gegründet haben, berichtigen, oder gar an ihre Stelle treten, jedenfalls einem hochwichtigen Bedürfnisse der Kirche, dem eines gemeinsamen Sammlungspunctes zu einem Glauben, und einer Lehrnorm entgegen kommen will. Hiermit ist, wie die Wichtigkeit, so auch die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens ausgesprochen, die, soll sie überwunden werden, eben so sehr an äußere als innere Bedingungen geknüpft ist. Von den äußeren vorläufig ganz abgesehen, ist es schon so unendlich schwierig und

*) m. vgl. darüber die Symbolik der Luth. Kirche des Ref. S. 147.)

streitig, eine feste Basis für die Entwerfung und Aufrihtung eines neuen Symbols zu gewinnen. Anscheinend freylich gibt sie das oberste Princip unserer Kirche, daß nur die Schrift die alleinige Norm für Glauben und Lehre seyn soll; aber dies Princip ist der Wirklichkeit nach mehr abwehrend und im Gegensatz gegen die catholische Kirche von sogleich entscheidendem Gewicht, als es für die Thesiß ausreicht. Denn nun tritt bey uns die (unabweisbar nothwendige) Freyheit der Schriftforschung und Schrifterklärung ein, und wie sehr wird dadurch der anscheinend objective Standpunct ins Subjective umgewandelt! Daraus ergibt sich aber auch, hier einmahl die Nothwendigkeit neuer Symbole ganz zugegeben, die gleich große Schwierigkeit für eine angemessene Beurtheilung jedes Versuchs, ein neues Symbol aufzustellen. Denn so gewiß es für den, der den Versuch macht, unmöglich ja vielleicht überhaupt eine unzulässige Forderung ist, seinen subjectiven Standpunct ganz zu verleugnen, eben so wenig wird dies der Beurtheiler leisten und leisten sollen. Sieht man aber nun auf die äußeren Bedingungen, die erst erfüllt werden müssen, ehe die Gewinnung einer Lehrnorm, die wirklich Geltung und segensreichen Einfluß in der Kirche erlange, nur denkbar ist, so stellt sich die Aussicht noch trüber. Man darf oder muß doch vielmehr die Zeiten als Maßstab für einen glücklichen Erfolg ansehen, in welchen die Symbole, welche die Kirche hat, gegründet sind. Wer aber diese Zeiten aus der Geschichte der christlichen Kirche genau kennt, wer da weiß, welche lebendige Theilnahme und Regsamkeit der Geister, nicht allein der Theologen, sondern auch der Laien, statt gehabt hat, so wohl bey der Gründung der älteren so genannten öcumenischen Symbole,

als insbesondere auch in der Zeit der Reformation, wie mag der wohl jetzt auf irgend einen Erfolg hoffen? Es ist wahr, es hat sich wieder mehr ein religiöses Leben erzeugt, und hoffentlich wird auch ein mehr kirchlicher Sinn daraus hervor gehen, ja es ist sogar wahr, daß theilweise sehr bedauerliche Erscheinungen und Verirrungen, die schon auf das Uebermaß der zu hoffenden Gesinnung deuten, aufgetreten sind. Aber bey alle dem irrt man sehr, wenn man meint, daß religiöse und kirchliche Interesse sey, namentlich unter den Laien, schon so hoch gestiegen, daß eine Berathung über eine neue Norm des Glaubens und der Lehre lebendigen Antheil finden würde. Ref. hält wenigstens die so häufigen Klagen über Mysticismus und Pietismus für viel ungegründeter und ihre Gefahren für viel unbedenklicher, als die Thatsache des religiösen und kirchlichen Indifferentismus, die gerade in der so genannten Aufklärung sich gezeigt hat und noch zeigt. Es muß im Vergleiche theils mit der Glaubensinnigkeit früherer Jahrhunderte, theils mit der, wahrer Menschheit allein würdigen religiösen Gesinnung schlechthin behauptet werden, daß noch immer fast das Gottesbewußtseyn überhaupt aus dem Leben der Mehrzahl der Zeitgenossen verschwunden ist: noch mehr aber das christliche Gottesbewußtseyn, und entschieden jedenfalls das kirchliche. Es herrscht eine materielle, und, wo sie dem Gebote des Geistes unterthan ist, immer nur juristische Ansicht des Lebens. Darum ist die lebendigere Religiosität, wie sie hier und da auch auf edlere Weise in unserer Zeit wieder erscheint, für ein großes Glück und den edelsten Sproßling der Zeit zu halten, so bereitwillig auch böser Wille, Unverstand und Indifferentismus seyn mag, sie als Pietismus

und Mysticismus zu verschreyen und zu unterdrücken. Aber eben darum ist auch die angebliche Gefahr des Pietismus gar so groß nicht, sondern er ist entschieden der trefflichste Arzt für unsere erstarrte Zeit. Zu dieser Theilnahmslosigkeit der Laien an allem, was Religion und Kirche heißt, kommen dann noch andere äußere Schwierigkeiten, die in der äußeren Organisation der evangelischen Kirche liegen, aber hier wenigstens besser unberührt bleiben, so unglücklich sie auch auf alles religiöse und kirchliche Leben bereits gewirkt haben, und auch bey der Einführung eines neuen Symbols hemmend genug einwirken würden. Darnach erscheint denn freylich die Abfassung, Beurtheilung und Einführung eines neuen Symbols von fast unüberwindlichen Schwierigkeiten gedrückt, und augenscheinlich liegt das Ganze so, daß wenn die letztere wirklich unüberwindlich wäre, die früheren beiden von selbst als überflüssig erscheinen müssen. Aber dem ist nun doch nicht so, sondern gerade die Einführung macht sich, wenn das Bedürfniß lebhaft empfunden wird, immer von selbst, und dann hat die Ueberwindung dieser Schwierigkeit glücklicherweise die Lösung der beiden anderen schon zur Voraussetzung. Daher mag es immer nicht unverdienstlich seyn, einen Versuch mit Aufstellung eines Symbols zu machen, weil dies doch das Bedürfniß klarer ausspricht, und, worein vielleicht der Hauptnutzen vorläufig zu setzen ist, Aufmerksamkeit und Interesse dafür erweckt, und darum mag auch eine Beurtheilung eines solchen Versuchs nicht unangemessen erscheinen, wenn auch, jenes, wie dieses, in oben angedeuteter Weise nur subjective Bedeutung haben kann.

Mit Recht fragen wir zuerst nach dem Standpuncte, von welchem ab der Verf. an die Ent-

werfung der neuen Confessio gegangen, so wie nach den Grundsätzen, denen er dabey gefolgt ist. Der Verf. beginnt mit der Behauptung: Ecclesiae et Lutheranorum et Reformatorum Libri Symbolici jam monumenta magis antiquitatis sacra, quam doctrinae, quae nunc in Ecclesia viget, testimonia exstant. Vor 20 Jahren ungefähr hätte eine solche Ansicht der Symbole mit Recht ausgesprochen werden dürfen, aber jetzt doch wohl schwerlich. In der genannten Zeit freylich standen sie nur als ehrwürdige Denkmähler des Alterthums da, und da man vergessen hatte, daß man eine Kirche bilde, wenigstens bilden solle, so hatte man natürlich auch die kirchliche Bedeutung der Symbole vergessen. Von denen abgesehen, die noch ganz an dem Glauben der Symbole halten, deren Zahl freylich gering ist, hat sich nicht eine sehr starke Partey unter uns gebildet, die, gleichgültig ob mit Recht oder Unrecht, wenigstens meint, den Glauben der Symbole nur fortgebildet zu haben, jedenfalls den lebendigen Zusammenhang der Lehre in der Kirche mit ihrer Grundlage zu behaupten sucht? Und es liegen hier sehr wahre Momente. Aber von dem Doctrinellen abgesehen, Welch eine hohe und lebendige Bedeutsamkeit gebührt unseren Symbolen jedenfalls für den Gegensatz zur catholischen Kirche? und nach ihren Principien und wenigstens ihrem Geiste nach für das ganze Leben der evangelischen Kirche? Und wer kann sagen, ob nicht auch ihr doctrineller Theil wieder größeren Anhang finde? Er hat ihn wenigstens gefunden. Darum scheint die Ansicht des Verfs von den Symbolen eine zu leichte. Noch weniger scheint aber die folgende Behauptung des Verfs irgendwie begründet, daß die Vereinigung der beiden evangelischen Schwe-

sterkirchen nicht hätte erfolgen können, wenn nicht die Bekenntnisschriften, durch welche die eine die andere verdammt habe, im Geiste ihrer Glieder gleichsam ausgelöscht und antiquirt wären. Der Gegensatz fand ja zuerst nur in der Abendmahlslehre statt, und ist in dem Hauptsymbolum der lutherischen Kirche, der A. C. doctrinell gar nicht ausgedrückt; der zweyte Gegensatz in der Prädestinationslehre trat erst in der Concordienformel als Scheidewand in der Kirche ein. Wie man aber immer, auch in der Zeit des größten Streites, Einigung suchte und hoffte, so ist recht wohl denkbar, daß man sich über diese Lehren verglichen und dennoch die Symbole sonst in voller Achtung und Geltung beybehalten hätte, und — noch beybehält. Noch weniger aber scheint die folgende Erklärung richtig, daß die Kirche ohne Symbole leben könne und gelebt habe. Von der Zeit vor der Schöpfung der oecumenischen Symbole kann gar nicht die Rede seyn, denn da bildete sich erst die Kirche, und gleichwohl, hat nicht schon von den frühesten Zeiten an die Taufformel die Stelle und den Einfluß eines Symbols in der Kirche gehabt? Refer. hat in der Symbolik der luther. Kirche diese Frage ausführlicher abgehandelt, hält es aber für unmöglich, mit dem Verf. die Wirksamkeit der Symbole nur darauf zu beschränken: *faciunt tamen ad bonum ordinem*. Wohl zu unbestimmt ist aber die folgende Erörterung über die Entstehung eines wahren Symbols: *Equidem persuasum habeo, non hominum, sed Numinis esse, animos a se invicem alienatos ita reconciliare, ut in novam fidei formulam sponte conspirent, ita e. g. Conf. A. a Deo, F. C. ab hominibus sancita est*. Daß sponte conspirare, worin hier offenbar alles liegen soll, entscheidet über

den Werth (die Göttlichkeit) eines Symbols ja gar nicht, es fand bey der F. C. ebenfalls statt, nur in anderem Gegensatze. Dann spricht sich der Verfasser über den eigentlichen Zweck seiner Schrift so aus: *neutiquam spero, ne velim quidem, hanc confessionem, mutatis forsitan mutandis, publica nunc auctoritate ornari: sed quaerere tantum cupio, num quid medio in partium certamine commune relictum sit, in quo, si non omnes evangelici nominis christiani, plurimi tamen adhuc consentiant etc.* Darnach will der Verf. nur einen Versuch machen, daß die Einheit sich mehr zeige, und vielleicht auch Besseres anregen, und so betrachtet verdient sein Streben viele Anerkennung.

Der Verf. zeichnet nun näher die Grundsätze, von denen er sich bey dem Entwurfe habe leiten lassen. *Primum summa et rei christianae et ejus doctrinae, quae Ecclesiae catholicae opponitur, non subtilitate theologica, sed simplicitate religiosa enarrator.* Ref. kann hier nur aus vollem Herzen beypflichten, so wie er auch die Begründung ganz billigen muß: *Etenim Ecclesiae, non scholae, confessio scribitur, pax quaeritur, scholae nostro tempore plures ac variae esse debent.* Das letztere ist gewiß von der höchsten Bedeutung für alle Aufrihtung eines Symbols; es gibt die Grenze an, über die man nicht hinaus gehen darf. Leider hat man das gerade in unserer Kirche so sehr verkannt, und stellt obiger Grundsatz so recht den Unterschied zwischen der A. C. und der Concor- dienformel dar. In der A. C. sind die Lehren um die es sich handelt mit edler religiöser Einfachheit ausgesprochen, und alle feineren Bestim-

mungen, die innerhalb der Grenzen der dort aufgestellten Dogmen möglich waren, gar nicht berührt. Darum traten alle zu den Sätzen jenes Symbols einmüthig zusammen. Nun kam man aber natürlich auf die feineren Bestimmungen des Glaubens innerhalb der Grenzen der dort gegebenen Fassung der Dogmen selbst: es entstand Streit, und er faßte Platz im Leben. Statt es eine Sache der Schulen bleiben zu lassen, sich nach der einen oder der anderen Seite zu entscheiden, schuf man leider ein Symbol, das solche Schultheologie aufnahm. Viel besonnener hat man in solchen Fällen catholischer Seits in Trident gehandelt, wo man in der Lehre von der Erbsünde solche Ausdrücke wählte, daß jede Partey damit zufrieden war, und, als natürlich der Gegensatz nicht gehoben wurde, und sich nun jede Partey auf das Symbol berief, sich doch sorgfältig hütete, eine Schulbestimmung in das Symbol aufzunehmen. Gar nicht heypflichten kann aber nun Ref. dem folgenden Grundsatz: *Deinde auctorem confessionis non id, quod ipse prae ceteris credat, sed quod cum reliquis credere possit, scribere oportet.* Es ist jedenfalls viel zu allgemein gehalten, und für die Aufrichtung eines wirklichen Symbols, das Zeugniß des wirklich vorhandenen Glaubens seyn soll, kaum brauchbar. Der Verf. restringiert zwar das Obige so: *i e. non in id incumbere, ut peculiare suas opiniones quam acerrime vindicet, sed potius ut exponat, quod cum reliquis commune habet, — aber zwischen dem *opiniones quam acerrime vindicare* und dem bloßen *exponere, quod cum reliquis commune habet* ist nun eben ein sehr großer Unterschied. Das historische Factum aber, welches der Verf. anführt (*ipsa Confessio Augustana cla-**

rissimo exemplo praeivit. Melanchthon enim proposuit non tam, quae sui defenderent, quam quae concedere possent), ist wohl ganz unrichtig. Die Protestanten waren der angreifende Theil in der Lehre, und, was wohl zu merken, sie standen auf dem Reichstage als angeklagte Partey da: sie wollten und mußten ein Zeugniß ablegen ihres Glaubens, als einer neuen Theses, wie dies theils die wirklichen Verhältnisse auf dem Reichstage *) und der ganzen Zeit, theils auch die U. C. **) selbst satksam bezeugen. Jener Grundsatz des Verfs setzt voraus, daß auf keiner Seite wahres Interesse an den Glaubenssätzen statt finde, und bietet andererseits die Möglichkeit der Vereinigung nicht allein vieler Confectionen, sondern sogar verschiedener Religionen dar, da etwas Gemeinsames sich auch da findet, obwohl der Verf. ihn natürlich cum grano salis verstanden wissen will. Der Verf. führt freylich als Grund an, es müsse dafür gesorgt werden, daß keine förmliche Trennung entstehe. Das Streben ist durchaus löblich, aber es wird schwer seyn, es zu realisieren. Denn das Symbol hat nur Werth, wenn es einen wirklichen Glauben wirklich bezeugt: aber jede wirkliche Position wird nothwendig zu einer Negation; wird aber kein wirklicher Glaube und zwar entschieden ausgesprochen, so nützt das Symbol gar nichts. Der Verf. schlägt nun vor, man solle nur auf allgemeine biblische Begriffe zurück gehen, aber dann haben wir eigentlich doch kein Symbol, sondern nur biblische Formeln, die man von jeher in Symbolen näher zu bestimmen gesucht hat. Als

*) s. d. Gesch. d. Abfassung d. U. C. in der Symbolik des Ref., Tes. S. 177.

**) C. A. de abus. mut. — rogamus, ut C. M. — audiat, et quid sit mutatum etc.

letzten Grundsatz gibt der Verf. an, daß die neue Fassung an die früheren Symbole angeschlossen werden müsse. Hier liegt gewiß sehr viel Beachtungswerthes: nur möchte Ref. nicht die Begründung unterschreiben, die der Verf. aus dem Alterthume hernimmt, und noch weniger mag Ref. der folgenden Behauptung beypflichten, daß der *usus librorum Symbolicorum* jetzt besonders in die Abwehr der catholischen Irrthümer zu setzen sey, weshalb der Verf. außer dem Apost. G. noch die A. G. zur Grundlage des neuen Symbols empfiehlt und genommen hat. Wäre die Rücksicht auf die catholische Partey wirklich die Hauptrückficht, so muß Ref. unumwunden erklären, daß wir keine neuen Symbole nöthig haben. Denn dafür reichen unsere protestantischen Symbole vollkommen aus, ja es spricht aus ihnen Luther und Melanchthon noch wirksamer und siegreicher, als Neuere gethan haben und vielleicht thun werden.

Kann Ref. sich freylich darnach durch die leistenden Grundsätze des Verfs nur wenig befriedigt erklären, so muß er leider dasselbe auch von vielen Puncten der Ausführung sagen. Doch muß er sich natürlich versagen, hier alles genau zu erörtern, und kann nur andeutungsweise verfahren. Der Verf. stellt zwey Theile, *articuli generales* und *speciales*, in jenem 4, in diesem 20 Artikel auf. Art. I. *Quisnam christianus? Hominem christianum censemus, qui pietatem suam a Christo acceptam, vel cum Christo conjunctam habeat, ist in jeder Weise zu unbestimmt. Christus ist eine historisch gegebene, scharf begrenzte Erscheinung, und zwar die eines göttlichen Lehrers und Gesandten, und wer Christ seyn will, muß ihn in der Art anerkennen, wie er sich selbst angesehen wissen wollte, und*

wie ihn seine Apostel predigten. Wie unbestimmt aber und eigentlich inhaltsleer steht die Erklärung des Verfs da! Auf die Erörterung in der Note will Ref. nicht eingehen; ihre Unzulänglichkeit ist zu klar. Art. II. *Quisnam evangelicus? Socium evangelicum agnoscimus quemcunque christianum, qui externam Ecclesiam nullam falli nesciam perfectamque profiteatur.* — befriedigt noch weniger. Der Verf. nennt als Character der evangelischen Kirche nur die Negation der catholischen. Wie aber diese Negation an sich inhaltslos ist, so wäre es wahrhaft traurig, wenn darin der Hauptcharacter unserer Kirche bestände. Und wollte der Verf. die Rücksicht auf die catholische Kirche zur Hauptrücksicht machen, warum nannte er nicht die Grund- und Wesenlehre der evangelischen Kirche, die sie auf ewig von der catholischen Kirche scheiden wird, den eigentlichen Brennpunct des Evangeliums, von welchem Luther und Melancthon ihre siegreichen Blicke hernahmen, und in welchem auch alle Nichtcatholiken doch wohl zusammen treffen, nämlich die Lehre von der Heiligkeit der Gesinnung im Glauben im Gegensatz gegen das *opus operatum* der catholischen Kirche? Es ist aber leider nur zu wahr, daß viele unter uns weder ihr eigenes kirchliches System, noch das der catholischen Kirche recht würdigen und verstehen. Aber auch nur äußerlich betrachtet gehören nach dem Begriffe des Verfs alle Secten und Fanatiker, die bisher außer der catholischen und evangelischen Kirche stehend angesehen sind, mit zu uns. In Art. III. urgiert der Verf. das alleinige Ansehen der Schrift, und mit großem Rechte ihre allein gültige Auslegung von den *eruditissimis tantum viris*. Freylich wird dies den wirklichen Mystikern nicht gefallen, die da glauben, daß ein Bauer besser interpretiert, als ein gelehrter

Theologe. In Art. IV. De scriptis Symbolicis scheint die kirchliche Bedeutung der Symbole zu wenig geachtet. Es folgt P. II. Articuli speciales, in denen nun von den einzelnen Dogmen selbst gehandelt wird, als I. De Deo Patre. II. De Christo Filio. III. De Spiritu Sancto. IV. De Peccato. V. De Reconciliatione. VI. De libero Arbitrio. VII. De Poenitentia. VIII. De Fide et Operibus. IX. De Vita Christiana. X. De Morte et Immortalitate. XI. De Ecclesia invisibili ac visibili. XII. De Ecclesiae Unitate. XIII. De Sacris publicis. XIV. De Cultu Sanctorum. XV. De Sacramentis. XVI. De Baptismo. XVII. De Coena Domini. XVIII. De aliis Rebus sacris. XIX. De Ministerio ecclesiastico. XX. De Potestate ecclesiastica. Obwohl Ref. nicht in allem beystimmt, so gibt er doch gern zu, daß manches recht gut gefaßt ist, und auch gewiß für ein neues Symbol recht beachtenswerth. Aber eben so gewiß wird Vieles sehr großen Anstoß erregen, und mit Recht. Ref. rechnet dahin besonders, daß in der ganzen Confession die Idee des Gerichts (der Vergeltung; improbis exitabilem Art. X. genügt nicht) zu wenig urgirt ist, eben so Art. XV. das Gewicht der Sacramente, so wie Art. XVI. Der Verf. gibt nur die symbolische Bedeutung der Taufe, aber keine Andeutung ihrer Nothwendigkeit, im Zusammenhange der christlichen Lehre. Ferner fehlt ihre ganze Bedeutung als Aufnahme in die christliche Gemeinschaft, so wie ihre höchste Würde als eines Gnadenmittels, die, wie Ref. meint, sich auch bey einer sonst vernünftigen Theologie festhalten läßt.

Ref. hat durch die obigen Bemerkungen den innigen Antheil darlegen wollen, den er an der Schrift des Verfs genommen hat, und hofft, daß

der Verf. selbst darin den gültigsten Beweis der Hochachtung, die Ref. gegen ihn hegt, finden werde. Gleichwohl kann er die Anzeige der vorliegenden Confessio nicht schließen, ohne noch einige Bemerkungen theils über den Character und die Tendenz der in Betrachtung gezogenen Schrift, theils über ähnliche Versuche überhaupt hinzu fügen. Der Verf. hat offenbar die Absicht gehabt, theils durch Weglassung älterer symbolischer Bestimmungen, theils durch Milderung einzelner Ausdrücke, insbesondere aber durch eine allgemeinere Fassung der Lehren die jetzigen Gegensätze zu vereinigen. Gewiß ist eine allgemeinere Fassung der allein richtige Weg zur Versöhnung des Streites, wenn dieser versöhnt werden will und kann. Aber Ref. dünkt es, als ob ein großer Unterschied sey zwischen allgemeinerer Fassung und zweydeutigen Formeln, und kann nicht verhehlen, daß er letztere sehr oft angetroffen zu haben meint. Wer von den streitenden Parteyen wird den Doppelsinn nun nicht merken, wenn man anders die Augen nicht vorsätzlich schließt, und wird bey Festhaltung der speciellen Meinung wirklich Gutes erwirkt werden? Und ferner gibt es einen großen Unterschied zwischen allgemeiner gehaltenen Sätzen, in sofern sie entweder, wenn auch allgemeiner gehalten, doch einen vollen und als Ganzes klaren Gedanken, etwas Concretes, das nur nicht wieder nach den in ihm liegenden Richtungen ausgemessen wird, aussprechen, oder in sofern sie so gehalten sind, daß eben jenes fehlt. Leider scheinen viele Bestimmungen des Vfs von der letzteren Art, s. oben zu P. I. Art. I. Ref. erkennt die große Schwierigkeit nicht, glaubt aber auch eben darum nicht, daß der Verf. sie gelöst hat. Freylich glaubt Ref., und das wünschte er über alle ähnlichen Versuche noch auszusprechen, überhaupt nicht, daß je ein so absichtlich

und kunstvoll zusammen gestelltes Bekenntniß auf eine allgemeinere Geltung rechnen dürfe, kurz ein wirkliches Symbol werden werde. Ein wirkliches Symbol ist Ausdruck und Zeugniß eines schon vorhandenen Glaubens. Ist dieser aber da, dann ist auch Interesse und warmes Gefühl dafür da, und in den Sätzen ein wahrer Inhalt. Darum haben unsere eigentlichen Symbole — und das muß auch die doctrinell abweichende Ansicht zugestehen — eine solche Lebensfülle und — wenn man so sagen darf — eine so große Lebenswärme, weil sie so unmittelbarer Ausdruck der vollsten und theuersten Ueberzeugung waren. Mit ihnen verglichen erscheint die Confession des Wfs nur als ein todttes Gemählde, bey dem die Farben mit Fleiß so gemischt und gehalten sind, daß kein lebhafter Ausdruck den Beschauer frappiere. Anders und zwar ehrwürdiger erscheint die Confession von Dr Röhr, so wenig Ref. sie unbedingt an die Stelle der jetzt gültigen Symbole gesetzt sehen möchte. Dort ist aber von dem einmahl angenommenen Standpuncte aus Entschiedenheit und ein concreter Inhalt und ein lebendiges Interesse. Aber fern sey es, den Versuch des Verfs an sich nur irgendwie tadeln zu wollen: er verdient vielmehr allen Dank. Vor allen unseren jetzt gültigen Symbolen sind, in der ältesten christlichen Kirche, wie in der Zeit der Reformation, unzählig viele ähnliche Schriften vorher gegangen, die wenigstens mit dazu beygetragen haben, die Aufmerksamkeit auf die Lehre und ihre Feststellung zu lenken, und auch unter den Laien ein größeres Interesse anzuregen. Ehe aber das religiöse Interesse wieder allgemeiner erwacht ist, ehe die Kirche wieder den Platz in den Gemüthern gewonnen hat, der ihr gebührt, hofft Ref. wenigstens auch keine zweckmäßige und glückliche Verbesserung unserer öffentlichen Glaubenszeugnisse: darum scheint ihm die Rücksicht auf die practischen Verhältnisse unserer evangelischen Kirche und so viele wirkliche Mängel derselben ein Feld, auf dem vorläufig sich die Theologen aller Parteyen die Hand bieten sollten.

Röllner.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1838.

G ö t t i n g e n.

Die Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 21. Julius zu der Bekanntmachung der öconomischen Preise fand zum ersten Mahle in dem neuen, einfach aber geschmackvoll decorierten, für sie bestimmten Locale in dem neuen Universitätsgebäude statt. Sie ward durch einen kurzen auf diese Veranlassung sich beziehenden Vortrag des diesjährigen Directors, des Geh. Justizraths Heeren, eröffnet. Der Redner machte darin auf die gemischten Gefühle der Trauer und Freude aufmerksam, die bey dem Bezuge einer neuen Wohnung im öffentlichen wie im Privatleben durch die Erinnerung an die Vergangenheit und die Aussicht in die Zukunft aufgeregt werden, was hier um so viel natürlicher war, da wir unsern Dank nicht mehr dem verewigten Monarchen, dessen königlicher Liberalität und väterlicher Gesinnung gegen uns wir auch diesen Beweis seines hohen Wohlwollens neben so vielen anderen verdanken, darbringen können. Er knüpfte daran einige Bemerkungen über die Zwecke

der gelehrten Vereine die wir unter den Benennungen von Akademien und Societäten begreifen, welche auf die Erweiterungen der Wissenschaften gerichtet seyn sollen, und ihre Geschichte, indem er einige Blicke auf ihren Ursprung im Alterthume in der alexandrinischen Periode, in Alexandrien und Pergamus warf. Auf die jetzige Feyer zurück kehrend, drückte er seine Wünsche und Hoffnungen für das Wohl der Societät auch in diesem neuen Locale aus, die um so viel herzlicher seyn mußten, da er seit 53 Jahren ihr angehörnd, an ihren Arbeiten und mehrfacher Wirksamkeit nach dem geringen Maße seiner Kräfte Antheil nahm, und Zeuge der wechselnden Schicksale war, die sie in diesem langen Zeitraume erfahren mußte.

Die Vorlesung de Gordii aquatici structura penitiori ward vom Hn Prof. Berthold gehalten, auf die wir nächstens zurück kommen werden; worauf der Bericht über die öconomischen Preisfragen folgte.

Für den Julius d. J. hatte die Königliche Societät der Wissenschaften folgende öconomische Preisfrage aufgegeben:

‘Welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch?’

Zur Beantwortung war nur eine Schrift eingelaufen, bey welcher die allgemein bekannte, ordnungsmäßige Form nicht beobachtet worden, indem sich ihr Verfasser nicht auf einem versiegelten, mit einem Motto versehenen Zettel, sondern

unter der Abhandlung genannt hat. Aber auch abgesehen hiervon, würde der eingesandten Schrift der Preis doch nicht haben zuerkannt werden können, da sie die Aufgabe nur sehr unvollständig löst, weder das von Anderen über den Gegenstand derselben Mitgetheilte berücksichtigt, noch eine genügende Theorie von dem Einflusse des gebrannten Thons auf die Verbesserung der Aefker liefert.

Für die nächsten Termine sind folgende öconomische Preisaufgaben bestimmt:

Für den November d. J.

Der günstige Einfluß des durch Verwitterung des Basaltes und einiger anderer ihm nahe verwandter Gesteine gebildeten Bodens auf viele Gewächse ist zwar im Allgemeinen bekannt; aber noch nicht genügend sind seine physicalischen und chemischen Beschaffenheiten untersucht, und seine Einwirkungen auf die Vegetation nachgewiesen und erklärt. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.’

Für den Julius 1839:

‘Eine Beschreibung und chemische Untersuchung der Steinkohlen-Arten, welche im Königreiche Hannover gewonnen werden, nebst der Angabe ihres Verhaltens bey den verschiedenen Anwendungen und der Bestimmung ihres Effectes im Verhältniß zu anderen Brennmaterialien.’

Die Königl. Societät erwartet, daß bey Lösung dieser Aufgabe die neueren Arbeiten über fossile Brennmaterialien, namentlich die von Karsten und Berthier berücksichtigt werden.

Für den November 1839:

Wenn gleich in einigen Gegenden des Königreichs Hannover der Hanfbau in größerer Ausdehnung getrieben wird, so ist doch dieser Culturzweig im Ganzen zu wenig berücksichtigt, und noch sehr weit davon entfernt, das Bedürfniß des Landes befriedigen zu können. Auch ist man da, wo der Hanfbau im Hannoverschen statt findet, so wohl hinsichtlich der Cultur der Pflanze, als auch in den der Ernte nachfolgenden Zubereitungsarbeiten im Vergleich mit einigen anderen Ländern, z. B. mit Flandern, dem südwestlichen Deutschland, dem Elsaß, zurück. Um nun die Aufmerksamkeit auf jenen nützlichen Culturzweig mehr zu lenken, verlangt die Königl. Societät:

‘Eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hanfbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in anderen Ländern üblichen Verfahungsarten, wesentlich zu verbessern seyn dürfte.’

Für den Julius 1840 hat die Kön. Societät folgende neue Preisfrage aufgegeben:

Obgleich Joh. Beckmann und Andere einzelne schätzbare Materialien zu einer Geschichte des Kartoffelbaues in Europa geliefert haben, so ist dieser Gegenstand bis jetzt doch noch nicht vollständig bear-

beitet worden; so wie es auch noch an einer genügenden Untersuchung darüber fehlt, welche Veränderungen die Verbreitung dieses hoch wichtigen Culturzweiges in der Landwirthschaft überhaupt herbey geführt hat. Die Kön. Societät d. Wiss. verlangt daher:

‘Eine möglichst vollständige Geschichte der Einführung des Kartoffelbaues in den Europäischen Ländern, nebst einer Darstellung des Einflusses, den die Verbreitung dieses Culturzweiges auf die Landwirthschaft in Europa gehabt hat.’

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Beantwortung jeder von obigen öconomischen Fragen, beträgt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, bis zu welchem die zur Concurrrenz zulässigen Schriften bey der Societät portofrey eingesandt seyn müssen, ist für die auf den Julius ausgefetzten Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November bestimmten, das Ende des Septembers.

M I T T E N B U R G.

Bey H. A. Pierer. Vita Caroli Davidis Ilgenii. Scripsit Frider. Carolus Kraft. Cum effigie Ilgenii praefixa. 1837. 344 S. in Octav.

Hr Director Kraft in Hamburg setzt nach hergebrachter guter Sitte als langjähriger und vertrauter Schüler dem verewigten Lehrer ein Gedächtniß der Liebe und der Erinnerung. Unter allen Böglingen der Pforta, die dem Verewigten ihre Ausbildung verdanken, war der Verf. vor-

zugswise zu dieser Pflicht der Pietät befähigt und berufen, da er demselben auch als Freund näher gestanden hatte, als sonst sich wohl das Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern, und namentlich bey der bekannten disciplinarischen Einrichtung der Pforte, und Ilgen's nicht Jedem zugänglicher Persönlichkeit gestaltet. Ilgen ist einer aus jener Zahl deutscher Gelehrten, die aus niedrigem Stande hervor gegangen (sein Vater war ein armer Schullehrer in einem ganz obskuren thüringischen Dorfe Sehna bey Eckardtsberga im Weimarschen), mit allen Hindernissen einer dürftigen Jugend zu kämpfen haben, bis sie ganz durch eigene Kraft sich eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft erringen, und den Wissenschaften gerade die wichtigsten Dienste leisten. Schicksalsgenossen wären gerade unter deutschen Philologen und Schulmännern zahlreich genug aufzufinden, und sicher werden die sächsischen Länder durch blühende Unterrichtsanstalten, auch zu einer Zeit, wo das übrige Deutschland darin noch sehr zurück war, für Hebung und Unterstützung solcher strebsamen Talente das Meiste geleistet haben. Geboren am 26. Februar 1763 ward er anfangs durch dürftigen Privatunterricht bey einem Landprediger, darauf unter großen Entbehrungen auf der Domschule zu Naumburg, weil die Stadtschule ihm keinen seinen Kenntnissen angemessenen Platz einräumen wollte, und endlich auf der Universität Leipzig gebildet, wo er bald sich mit Unterricht erhalten mußte, und so der Lehrer Gottfried Hermann's wurde, — trat er zu Ende 1789 als Rector an die Stadtschule zu Naumburg. Schon 1794 verließ er diese Stellung, als Professor der orientalischen Sprachen nach Jena berufen, da Eichhorn von dort nach Göttingen ging, um Michaelis Nachfolger zu werden. In

Jena trat Ilgen in den Kreis wissenschaftlicher und literarischer Celebritäten ein, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts so reichlich sich in den weimarschen Landen zusammen gefunden hatten. Reinhard's Empfehlung führte ihn endlich 1802 nach Pforta, wo er als Nachfolger Heimbach's ganz sein Talent für gelehrten Schulunterricht entwickeln konnte. Hier theilte Ilgen das so wechselnde Geschick jener Anstalt durch die unruhigen Jahre dieses Jahrhunderts, stäts für das Gedeihen der ihm anvertrauten Anstalt unermüdllich, gelangte mit derselben unter den preussischen Scepter, und fand auch bey der neuen Regierung Anerkennung seiner Verdienste, wenn auch die veränderten Ansichten über Unterricht und Schulwesen mehrfache Modificationen in den Einrichtungen der Pforte herbey führten. Emeritiert 1831 zog er nach Berlin, um in der Nähe seines am joachimsthalschen Gymnasium angestellten Sohnes Constantin zu seyn, erlitt hier aber das schwere Geschick, völlig zu erblinden, und starb am 17. Sept. 1834 am Schlagflusse. Dies die äußeren Züge eines so arbeitsvollen im deutschen Schulstaube vollbrachten Lebens; die innere Geschichte desselben, die zugleich zu einer trefflichen Geschichte der Pforte selbst wird, leidet hier keinen Auszug, und wird der Verf. dafür auf den Dank aller derer zu rechnen haben, die mit ihm in Ilgen den treuen Lehrer betrauern.

Angehängt ist außer zahlreichen auf die Geschichte der Anstalt und ihres Vorstehers bezüglichen Beylagen, ein Verzeichniß sämmtlicher unter Ilgen's Rectorate auf der Pforte gebildeten Schüler. Dasselbe zählt 1316 Namen: davon traf Ilgen bey seinem Antritte 125 vor, hat also während seiner Amtsführung die bedeutende Summe von 1191 Schülern recipiert, von denen jetzt

viele in den ersten Staatsämtern Deutschlands glänzen. Der Verfasser hat sich keine Mühe verdrießen lassen, das Verzeichniß auch nach der gegenwärtigen Stellung der Einzelnen möglichst vollständig zu geben, und ist nur bey 96 ohne alle Angabe des jetzigen Orts und Characters, bey 82 ohne Angabe des Aufenthaltsortes, aber mit der des Characters geblieben. Daß jedoch auch in den Angaben selbst, wie sie aufgenommen sind, manche Unrichtigkeiten enthalten blieben, war wohl kaum von der Aufgabe selbst zu trennen, und jeder Leser wird vielleicht Gelegenheit haben, Berichtigungen nachzutragen; wir begnügen uns, eine solche rücksichtlich der Gebrüder Ranke beyzufügen: № 425. Ranke I. (Leopold) ist nicht Professor am grauen Kloster, sondern der gefeyerte Professor an der Universität zu Berlin; 485 Ranke II. ist nicht Gymnasialdirector in Quedlinburg, sondern Consistorialrath und Decan im Bayerschen; 622 Ranke III. (Carl Ferdinand) ist richtig angegeben als Gymnasialdirector in Göttingen, aber derselbe, der früher in gleicher Eigenschaft in Quedlinburg stand; in den Nachträgen und Berichtigungen ist aber wieder ein Versehen begangen, indem derselbe als Professor in Göttingen genannt wird. Wer mit den Schwierigkeiten im Einziehen solcher Nachrichten bekannt ist, wird den Verfasser darüber zu entschuldigen wissen.

Ö s t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. S t ü c k.

Den 2. August 1838.

R e g e n s b u r g.

Berlag von G. Joseph Manz. Urkundliche Darstellung der Thatfachen, welche der gewaltsamen Wegführung des hochwürdigsten Freyherrn v. Droste, Erzbischofs von Cöln, vorausgegangen und gefolgt sind. Nach dem in der Druckerey des Staatssecretariats zu Rom am 4. März 1838 erschienenen Originale wörtlich übersetzt. Mit Beyfügung der Documente in den Originalsprachen. 1838. 249 Seiten in Octav.

Nachdem in diesen Blättern St. 61 — 64. die Preussische Staatschrift über die Cölnischen Wirren angezeigt worden ist, fordert die Gerechtigkeit, auch die päpstliche zur Sprache zu bringen. Das *audiatur et altera pars!* kann der Wahrheit nur nützen, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, nicht in der so genannten Mitte liegt, sondern nur nach der einen Seite. Die Sache hat aufgehört neueste Tagesgeschichte zu seyn, die Flugblätter werden seltener, und schon verkündigen die Zeitungen das nahe Ende. Aber bey dem allen bleibt sie eine an sich wichtige, unvergeßliche

Geschichte und keine isolierte; ihre Folgen werden noch lange kein Ende haben. Und so ist es gewiß der Mühe werth, ehe der frische Eindruck der Gegenwart verschwindet, und ehe wir von dem Strome der Begebenheiten weiter gezogen werden, aus den vorliegenden Actenstücken der Gegenpartey die historische Anschauung und das critische Urtheil zu vervollständigen.

Auch diese Staatschrift zerfällt in einen erzählenden und einen urkundlichen Theil. Sie enthält natürlich viel Bekanntes, mit der Preussischen Staatschrift Uebereinstimmendes, aber auch manches Abweichende, Neue, theils Ergänzendes, theils Fortsetzendes, so daß nur durch ein genaues Zusammenhalten beider eine deutliche Einsicht in den Grund und Hergang des kirchlichen Handels entsteht.

Nach dem allgemeinen Eindrucke, den die Römische Staatschrift auf uns gemacht hat, können wir sie für keine ganz entsprechende Antwort auf die Preussische halten.

Den Hermesischen Streitpunct berührt sie kaum und nur gelegentlich. Und doch ist er ein Hauptgrund der Anklage gegen den Erzbischof; selbst das Cölner Domcapitel klagt deshalb denselben bey dem Papste an. War diese Seite des Streites nie Gegenstand actenmäßiger Verhandlung im Staate? So scheint es fast. Oder fühlt man in Rom, daß man darin am meisten fehl gegriffen, und der Erzbischof sich von dieser Seite am wenigsten vertheidigen lasse, und will dies nur nicht öffentlich bekennen? Aber solche Consequenzen der Würde auf Kosten des Rechts und der Wahrheit helfen am Ende doch nichts. Das Verfahren gegen die beiden Hermesischen Professoren in Rom, wovon die Zeitungen berichten, zeigt, daß die Curie auch in diesem Stücke nicht nachzuge-

ben gedenkt. Und wenn die Schüler des seligen Hermes so fortfahren, sich, wie kürzlich zwey von ihnen in Trier, ohne Weiteres zu unterwerfen, so hat sie freylich auch keine Ursache nachzugeben. Sie wird um so mehr hoffen können, die Hermetianer zu unterwerfen, da die Antihermesische Schule, weil ihr Rom einstweilen hold und gewärtig ist, nicht nachläßt, die Hermesische Richtung als anticatholisch zu verfolgen. Aber diese wie jene sollen wohl zusehen, was sie thun. Die Knechtung der Wissenschaft, die feige Flucht vor den Römischen Bannstrahlen, schadet immer am Ende auch der Kirche. Und Rom selbst handelte in der That klüger, wenn es die Deutsche theologische Wissenschaft hegte in der Kirche. Ist der Neuchlinische Handel, sind die Weisungen der Reformationszeit überhaupt so ganz vergessen? Rom erzieht sich an der Wissenschaft eine Feindin, deren Rache um so fürchterlicher ist, je länger sie die natürliche Freyheit entbehrt hat. Irren wir nicht, so liegt darin jener harte Fels, woran nach Gottes Rathschluß früher oder später die Römische Macht, — nicht die catholische Kirche, — zerschellen wird.

Auch in Betreff des andern Streitpunctes läßt sich die Röm. Staatschrift nicht darauf ein, weder das Verfahren des Papstes, noch das des Erzbischofs genauer zu rechtfertigen. Die in der Preussischen Staatschrift aufgestellten höheren Gesichtspuncte für die Behandlung der Sache werden nicht widerlegt, nicht einmahl gewürdigt. Es bleibt dabey, daß Rom nicht weiter nachzugeben vermochte. Der einzige Grund dafür ist das päpstliche Gewissen, felsenfest gegenüber den bedrängten Bischöfen und den gerechten Forderungen des christlichen Monarchen. — Und der Erzbischof — er wird vielfältig in den salbungsvoll-

sten Ausdrücken gelobt über die Massen, aber ist er dadurch gerechtfertigt? Seine Zweydeutigkeit, Unredlichkeit gegen die Regierung kann durch kein Schweigen und Loben aus dem Gedächtniß der Geschichte getilgt werden.

So ist also diese Staatschrift keine entsprechende Verantwortung auf die Preuß. Anklage.

Die historische Darstellung beginnt mit dem Factum der Kön. Cabinetsordre vom Aug. 1825 und den Petitionen der dadurch bedrängten Rheinischen Bischöfe um Hülfe und angemessene Instruction. Es wird hervor gehoben, daß der Preuß. Gesandte damahls bey Uebersendung jener Petitionen den Antrag gestellt habe, daß die Königl. Ordre auch dann ihre Wirkung haben dürfe, wenn gemischte Ehen in Folge einer päpstlichen Dispensation wegen verwandtschaftlicher Hindernisse geschlossen würden. Aber Papsst Leo XII. heißt es, sey gar nicht willens gewesen, den Bischöfen in jeder Art zu helfen, sondern nur den Pfarrern nicht zu verbieten, in gewissen einzelnen und bestimmten Fällen bey gemischten Ehen bloß passive Assistenz zu leisten. Immer klug und fein, aber was hilft das? Nach denselben Grundsätzen habe dann Pius VIII. das bekannte Breve nebst der Instruction erlassen, — denen man freylich auch nicht nachreden kann, daß sie der Ausführung der Königl. Cabinetsordre besonders hülfreich entgegen gekommen. Als indeß die päpstlichen Verordnungen im Merz 1830 dem Gesandten übergeben wurden, nahm dieser sie mit Dank für den guten Willen, den versöhnlichen Geist derselben im Ganzen an. Aber so lange Pius VIII. lebte, blieben dieselben ohne Wirkung. Darüber beklagt sich jetzt Rom. Warum wurde nicht gleich damahls auf eine categorische Weise remonstrirt? Erst im Sept. 1831, nach dem

Regierungsantritte des jetzigen Papstes, soll der Gesandte die Originale mit der Bitte um einige wesentliche Abänderungen zurück gegeben haben. Darin lag aber nichts Hinterhaltiges, wie zu verstehen gegeben wird. Die Sache forderte Prüfung, neue Instruction von Berlin aus. Darüber konnte leicht ein Jahr vergehen. Oder sollte der Staat ohne Weiteres der stumme Diener der päpstlichen Verordnungen seyn? Der Papst erklärte auf die wiederholten Anforderungen, daß sein Gewissen ihm jede weitere Nachgiebigkeit verbiete. Preussischer Seits wartete, zögerte man. Da aber am Ende alles vergeblich schien, nahm der Gesandte im Frühjahr 1834 die unveränderten Decrete stillschweigend wieder an sich, und versprach, sie unverzüglich den Bischöfen zu übergeben. Was darauf erfolgte, wissen wir aus der Preuß. Staatschrift. Man verhandelte wieder mit den Bischöfen allein. Im Junius 1834 wurde mit dem Erzbischof Spiegel die bekannte Berliner Convention abgeschlossen, die anderen Bischöfe nahmen dieselbe an, und erließen in Uebereinstimmung mit dem Erzbischofe die ebenfalls bekannte Vicariatsinstruction.

Hier nun liegt der eigentliche Verwickelungsknoten.

Die Königl. Cabinettsordre war bey strenger Beobachtung der päpstlichen Breven in der That unausführbar, und umgekehrt. Wer sollte nachgeben, der christliche Fürst oder Staat, der allen Confessionen gerecht seyn muß, oder der Papst? Nicht bloß vom Standpuncte des Staates, auch des Christenthums, offenbar der letztere. Aber welche seltsame Verwirrung! Nicht die catholische Kirche, als solche, nicht das bischöfliche Amt, auch nicht die theologische Doctrin, sondern eben der Papst gestattet dem Fürsten nicht, in seinem

Landen Allen nach christlichen Principien gerecht zu seyn! Das Verhältniß ist ein factisches, aber ein naturgemäßes kann es Niemand nennen; es müßte denn Jemand den Staat noch nicht für so christlich mündig halten, daß er einer höheren gar auswärtigen priesterlichen Controle entbehren könnte.

Da der Papst alle weitere Vermittlung abgelehnt, versuchte man, ob die Bischöfe nicht nachgiebiger seyen. Dies wäre unrecht gewesen und eine grausame Versuchung, wenn die Breven unzweydeutig, klar und bestimmt jede Vermittlung abgelehnt hätten. Aber man könnte unwillig fragen, wozu die vielen Verhandlungen? Eine categorische Erklärung von Seiten der Regierung ohne alle Aussicht auf Nachgiebigkeit würde vielleicht schärfere Gegensätze auf der Stelle hervorgerufen, aber keine so schlimme Verwickelung herbeigeführt haben. Man konnte Rom und den Bischöfen sagen, sehet zu, wie ihr mit einander fertig werdet! Aber man stand auf einem Boden, der noch allerley Versteck und Gestrüpp hat, man hatte mit Verhältnissen zu thun, welche sich erst bilden sollten und dabey von sehr zarter Natur sind. Da darf man nicht rein durchschneiden. Ließ sich durch Milde und kluge Verständigung etwas erreichen, so war es Pflicht, den Weg der Liebe zu versuchen. Das hat der Staat gethan. Wer kann ihn deshalb tadeln? Aber das bleibt wahr, indem der Staat nach vorausgegangenen Verhandlungen mit dem Papste mit den Bischöfen allein verhandelte, und eine Convention abschloß, welche den päpstlichen Breven nicht rein entsprach und allerdings mehr folgerte, als streng auslegte, hat er die Bischöfe und sich selbst in eine Stellung gebracht, die nicht delicateser und bedenklicher seyn kann.

Als man in Rom durch nie unterbrochene, heimliche Correspondenz in Erfahrung gebracht hatte, daß, wie es heißt, in den westlichen Provinzen des Reichs eine geheime Mittheilung des Erzbischofs Spiegel 'an seine Suffragane' unter dem Titel einer Instruction über die Ausführung der päpstlichen Breven existire, die der Königl. Cabinetsordre mehr als den Breven entspreche, war es natürlich, daß die Curie darüber von dem Gesandten Auskunft begehrte. Aber die vertrauliche Note vom 15. März 1836 war keine bloße Anfrage, sondern, indem sie auf die bedeutenden Differenzen zwischen dem päpstl. Breve und jener Instruction aufmerksam machte, zugleich eine Anklage nicht nur der Bischöfe, sondern auch der Regierung. Bey aller Unsicherheit und Ungenauigkeit der Nachricht setzte man doch das Factum als gewiß voraus, beklagte die Nothwendigkeit, die Gläubigen zu enttäuschen, damit sie nicht dem heiligen Stuhle eine Handlung zuschreibe, die ihm fremd sey, und gab zu verstehen, es werde zweckmäßig seyn, an Se Majestät von Preußen einen Repräsentanten zu senden, der bey Zeiten sichere Nachrichten gebe über den Zustand der Kirche und ihre Verhältnisse in Preußen.

Was antwortet nun darauf der Preuß. Gesandte in seiner Note vom 15. April?

Es wird unser einem schwer zu begreifen, warum nicht ohne alle diplomatische Umschweife dem Papsie die Lage der Sache und das gute Recht der Regierung erklärt wird. Was war zu verhehlen? Selbst das hätte eine offene gerade Erklärung verdient, daß der Berliner Hof eine päpstliche Nuntiatur auf keine Weise gestatten könne. *Vestigia terrent!* Aber die Diplomatie hat ihre Scholastik und Jurisprudenz. Die Note hält sich streng an das Vorgelegte, verneint

vornehmlich die formelle Richtigkeit desselben, vertheidigt die Regierung und auch die Bischöfe gegen die heimlichen Angaben und gegen die offene Anklage der Curie. Das alles ist schön und gelungen. Aber da, wo der Gesandte in die Auseinandersetzung der Thatsachen genauer eingeht, namentlich von der vom Erzbischof Spiegel in Berlin officiell abgegebenen Erklärung über die Ausführbarkeit der päpstlichen Verordnungen spricht, so wie von dem Versprechen der Regierung, im Falle die gewünschte Ausführung der Breven statthaft sey, den Französischen Civilcontract im Punkte der Ehe in den Rheinprovinzen abschaffen zu wollen, — erwartet man mit Ungeduld die offene Erklärung über die Berliner Convention. Der Gesandte spricht von der Uebereinkunft der Bischöfe unter sich und von ihrer Vicariatsinstruction, erzählt, daß er den Bericht des Erzbischofs über die Verhandlung mit seinen Suffraganen in Coblenz selbst an sich genommen, aber er erklärt am Ende, nachdem er noch einige Punkte in der angeblichen geheimen Mittheilung berichtet, nur, daß die Bischöfe vom Erzbischofe keine Instruction erhalten hätten, da sie keine erhalten konnten, und daß die Urkunde, die man unter jenem Titel angegeben, nur in der Einbildung und Bosheit dessen existieren könne, der sie angegeben. Kein Wort von der Convention! Schließlich, indem er die Curie auf die zu erwartenden officiellen Mittheilungen der Bischöfe selbst verweist, entschuldigt er diese, daß sie damit so lange auf sich warten lassen, wie er sie denn auch deswegen rechtfertigt, daß sie, nach dem Wunsche des Ministeriums Pius VIII. und nach der Sitte, die besondere Instruction des Cardinals Albani nicht weiter bekannt gemacht, sondern für sich behalten, und daß sie dieselben

wohl verstanden, und nie daran gedacht, was ihnen der Angeber schuld gebe, dieselbe für null und nichtig zu erklären. Alles recht gut, — aber warum kein deutliches Wort von der Berliner Convention, welche doch offenbar vom päpstlichen Hofe gemeint war?

So hat die päpstliche Staatsschrift nicht Unrecht, wenn sie es beklagt, daß man der Curie die Kenntniß der Berliner Convention vorenthalten habe. Mit gewohnter Vorsicht hielt der Papst sein Urtheil zurück, wartend auf die Berichte der Bischöfe. Graf Spiegel starb unterdessen, und der neue Erzbischof bestieg den Stuhl; unter welchen Verhältnissen und Bedingungen, ist bekannt. Aber noch ehe dieser und die drey übrigen Bischöfe ihre officiellen Berichte einschickten, erhielt der Papst, wieder auf besonderem Wege, ein Schreiben vom Bischof von Trier, eben das schon bekannte Retractations Schreiben nebst der beygelegten Vicariatsinstruction, woraus das Factum der Berliner Convention klar erkannt wurde. Seltsam genug, kam dies später, vom 10. Nov. datierte, Schreiben früher in Rom an, als das früher, vom 1. October datierte, desselben Bischofs, worin er, wie die übrigen, sich mit der getroffenen Einrichtung zufrieden erklärte. Dieses nebst den Berichten des neuen Erzbischofs und der beiden übrigen Bischöfe wurde erst im Januar 1837 durch den Gesandten dem heiligen Vater übergeben. Unter diesen officiellen Schreiben sind besonders merkwürdig die des Bischofs von Münster, des Bruders des neuen Erzbischofs, und des Bischofs von Paderborn. Wir theilen daraus Folgendes mit: Es ist, sagt der erstere, Ew. Heiligkeit nicht unbekannt, daß die Bekanntmachung des Epistolarbrevés vom 20. März 1830 wegen der darin enthaltenen so

schweren Misbilligung der gemischten Ehen einige Zeit aufgeschoben worden war. Es war in der That nicht möglich, daß Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, in dieser Angelegenheit nicht auch die Stimme der acatholischen Bevölkerung berücksichtigt hätte. Nachdem also diese Hindernisse auf die bestmögliche Weise weggeräumt waren, wurde das apostolische Breve unter dem 24. October 1834 in meiner Diöces bekannt gemacht.' — Indem dann der Bischof erklärt, daß er hoffe, 'wie das Breve voll Milde und Ernst zugleich dazu beytragen werde, die gemischten Ehen zu vermindern, und den religiösen Ernst derer anzufachen, welche solche Ehen eingehen', bemerkt er zugleich, 'daß das Gerücht von der Unterdrückung der Instruction des Cardinals Albani, oder einer Verfälschung derselben, oder Unterschlebung einer andern vom Erzbischof Spiegel gefertigten, gar keinen Glauben verdiene.' Sodann rechtfertigt er das Verfahren der vier Bischöfe, 'daß sie nämlich, um etwaigen Schwierigkeiten und Zweifeln in der Praxis zu begegnen, mit den weltlichen Behörden (cum iis, penes quos est rerum civilium summa) einiges fest gesetzt, 'was nicht anders geschehen konnte', um sich den Königl. Versprechungen, welche eine günstigere Organisation der Ehegesetze in den Rheinlanden und die Zurückstellung der Gerichtsbarkeit in Ehesachen an die Bischöfe in Aussicht gestellt, ihrerseits dankbar zu beweisen, — und in Folge davon ihre Pfarrer instruiert hätten.' Aehnlich der Bischof von Paderborn. Der Berliner Convention gedenkt auch er nicht ausdrücklich, aber doch der Vereinbarung der Bischöfe in Folge derselben. Ja, er rechtfertigt die verabredete neue Praxis in den beiden Puncten, daß sie die passive Assi-

stanz, weil sie dem Volke verhaßt sey, so viel als möglich beschränke, und die Verweigerung der Einsegnung der Wöchnerinnen aus gemischten Ehen auch in dem Falle nicht gestatte, wenn die Kinder nicht catholisch getauft seyen.

Der neue Erzbischof von Cöln dankt freylich nur sehr im Allgemeinen für die erlassenen Breven, aber er sagt kein Wort der Mißbilligung über die schon bestehende Praxis.

Dachte damahls der Erzbischof noch gar nicht an den Widerspruch zwischen den päpstlichen Breven und der Berliner Convention, oder sprach er nur nicht davon? — Die beiden Bischöfe von Münster und Paderborn aber können nicht daran gedacht haben; nur der sterbende Bischof von Trier beklagte einen Monat später, daß er sich auf das belobte Friedenswerk eingelassen habe.

Der Preuß. Gesandte begleitete die officiellen Schreiben der Bischöfe mit einer Note vom 15. Jan. 1837, worin er dieselben zur Bestätigung seiner früheren Mittheilung vom 15. April 1836 geschickt benutzt, am Ende aber im Namen seines Souverains die Erklärung gibt, daß Seine Maj. entschlossen seyen, die Bestimmungen Pius VIII. und den durch Ausführung derselben von Seiten der Bischöfe gebildeten status quo als entscheidende Maßregeln zu betrachten, auf die mildernden Abänderungen jener Breven, welche sie bisher gewünscht, zu verzichten, aber auch niemahls darein zu willigen, daß die Angelegenheit der gemischten Ehen Gegenstand neuer Erörterungen zwischen Ihrer Regierung und dem päpstlichen Stuhle würde. Dies letzte wird mit besonderer Kraft als unwiderruflicher Wille Seiner Majestät hervor gehoben.

Hoffte nun der Gesandte auf diese Weise den Papst völlig beruhigt und zufrieden gestellt zu

haben, so belehrte ihn die Antwort des Cardinalsecretärs vom 3. Febr. 1837 vom Gegentheile. Der dunkle Punct der Berliner Convention war immer noch nicht gehörig aufgeheilt, und das Retractionsschreiben des sterbenden Bischofs Hommer, sammt dem beygelegten Actenstücke, die man beide dem Gesandten vorlegte, gab der Curie Veranlassung zu erklären, daß, wenn, wie doch nicht zu zweifeln, jenes Actenstück echt sey, sie die Art und Weise der Ausführung ihrer Breven entschieden mißbilligen müsse. Der Gesandte versprach in seiner Erwiderung vom 14. Februar, die Erklärung des Bischofs von Trier dem Könige vorzulegen, beschäftigte sich dann aber vorzüglich damit, den Zusammenhang und die Uebereinstimmung seiner bisherigen Erklärungen aus einander zu setzen, und zu zeigen, daß der geheime Brief des Bischofs in der That über den factischen Bestand der Verhältnisse nichts mehr und weniger enthalte, als was er bereits in der Note vom 15. April 1836 gesagt habe. Hier wird nun in der Recapitulation dieser Note von der Berliner Convention auch nicht gerade bestimmt gesprochen, aber deutlicher als früher; sie wird ein Entwurf des verstorbenen Erzbischofs zur Ausführung der Breven genannt, den derselbe dem Könige vorgelegt, und den der König genehmigt habe. Kleinigkeiten in Betreff des Antheils, den der Gesandte an jener Convention habe, werden berichtet, und die Differenzen zwischen der angeblichen Instruction und der echten, welche der Bischof von Trier eingesendet, erörtert; endlich aber als Gegengewicht gegen die Retraction dieses Bischofs die zustimmende Erklärung des neuen Erzbischofs in seinem officiellen Schreiben hervor gehoben.

Dies Gegengewicht war nicht so bedeutend,

daß Rom sich hätte bewegen finden können, es anzuerkennen. Vielleicht wußte man auf heimlichem Wege schon mehr von dem neuen Erzbischof. Aber die Sache blieb einstweilen auf sich beruhen. Allein in den Monaten May und Junius fing der Gesandte an, sich im Namen seines Gouvernements über den neuen Erzbischof von Eöln vielfach zu beschweren. Die betreffenden Actenstücke sind nicht mitgetheilt. Aber die päpstliche Staatschrift versichert, jene Beschwerden hätten sich nur auf die Hermefische Angelegenheit und gar nicht auf die gemischten Ehen bezogen.

In dieser Zwischenzeit heißt es dann weiter, habe der Substitut des Staatssecretariats, Capracini, mit Erlaubniß des Papstes eine Reise nach Deutschland unternommen. Aber die Erlaubniß schloß gewiß allerley Aufträge in sich. Es wird zwar versichert, der Legat habe ursprünglich für den Berliner Hof keinen Auftrag gehabt, und sey erst nachher instruiert worden auf erhaltene Einladung von Preuß. Seite nach Berlin zu gehen. Aber unstreitig galt seine Sendung vorzüglich den Preuß. Kirchenangelegenheiten, die sich immer mehr verwickelten. Offenbar sollte er die Lande durchziehen, um den Stand der Dinge zu weiteren Operationen zu recognoscieren. Nach allem, was man gehört hat, war der Legat fein und geschickt genug. In Berlin verhandelte er mit dem Ministerium viel über den Erzbischof, dessen Renitenzen immer entschiedener wurden. Die Röm. Staatschrift sagt, der Legat habe sich aller Einmischung hinsichtlich der gemischten Ehen enthalten, weil er eben dazu keinen Auftrag gehabt, — warum hatte er keinen? — in der Hermefischen Angelegenheit habe derselbe aber alles gethan, um dieselbe zu gegenseitiger Zufriedenheit beyzulegen. Seltsam genug, daß in demselben

Augenblicke, wo die Curie auf den Bericht ihres zurück gefehrten Legaten die Hermesische Sache beygelegt glaubt, die Eölnischen Wirren ganz vorzüglich von diesem Puncte aus der Katastrophe reißend schnell sich nähern.

Die Staatschrift erzählt nun, wie etwa zwey Monate nach der Rückkehr des Legaten die Octoberverhandlungen des Preuß. Ministeriums mit dem Erzbischofe in Rom bekannt wurden. Diese werden erzählt ohne irgend ein anderes Urtheil, als daß den Erklärungen des Erzbischofs das Lob großer Klarheit ertheilt wird. Dann erfolgte am 1. Dec. von Seiten des Preuß. Geschäftsträgers (der Gesandte selbst war damahls in Berlin) die mündliche Mittheilung, daß des Königs Majestät den Entschluß gefaßt habe, den Erzbischof, wenn er in seiner Renitenz verharren würde, in einen Zustand zu versetzen, worin er seine erzbischöfliche Gerichtsbarkeit nicht ausüben könne. Der Geschäftsträger deutete an, daß die Maßregel seines Gouvernements in dem Augenblicke, wo er davon rede, vielleicht schon ausgeführt sey. Der Cardinalstaatssecretär machte gegen die Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit der angedrohten Maßregel die lebhaftesten Vorstellungen, und erklärte zugleich, daß, wosern dieselbe wirklich zur Ausführung kommen sollte, der heil. Vater jene ernstestn Pflichten ausüben würde, welche sein Amt ihm auflegte. Allein der Schlag war bereits geschehen. Die öffentlichen Blätter gaben urkundliche Nachricht davon. Das Factum war unzweifelhaft. Da erhob sich der Papsst am 10. Dec. im Consistorium und sprach zur Bertheidigung der kirchlichen Freyheiten und Rechte die bekannte Allocution, welche alsbald dem Preuß. Geschäftsträger und dem ganzen diplomat. Corps mitgetheilt wurde. Erst am 12. Dec. gab jener

von dem Schritte seiner Regierung officiële Kunde, worauf er dann am 20. Dec. auch die lithographierte Preuß. Staatschrift sammt den dazu gehörigen Urkunden überreichte.

Die Röm. Staatschrift bemerkt nicht ohne Bitterkeit, daß nun erst die Berliner Convention an den Tag gekommen sey, wodurch die gleich im Anfange der Verhandlungen vielfach besprochene geheime Mittheilung des Erzbischofs Spiegel im Wesentlichen nicht Lügen gestraft werde. Rom ist nie stark in der Critik gewesen. Der Unterschied liegt am Tage. Aber selbst das scheinbare Recht zur Klage hätte man Rom nicht gönnen sollen. Die diplomatische Umschreibung der Convention mag ihr gutes diplomatisches Recht gehabt haben, Nutzen hat sie nicht gehabt. Offenbar aber legt Rom ein zu großes Gewicht darauf. Die Hauptsache war, daß die Bischöfe selbst, rein freywillig eine Methode der Ausführung der Breven verabredeten, welche durch die Macht der Verhältnisse und die gesunde christliche Vernunft gebieterisch gefordert wurde. Warum klagt Rom nicht über die Bischöfe? Sie halfen sich selbst, weil Rom ihnen nicht half. Sie legten das zweydeutige Wort der Breven aus, wie sie mußten, um sie ausführen zu können. Warum gab denn Rom nicht klare, unzweydeutige Hülfe? Das päpstliche Gewissen, heißt es, verbot, mehr nachzugeben. Aber wenn dies das christliche ist, so verbietet es auch, die Gewissen der Christenheit zu verwirren durch unausführbare und zweydeutige Decrete.

Eine andere Bemerkung betrifft den von dem Preuß. Ministerium dem Erzbischofe gemachten Vorwurf von staatsgefährlichen Umtrieben. Der Punct ist keinesweges klar. Aber ob Rom nicht zu viel sagt, 'daß jener Vorwurf bekanntlich

weder früher noch später die entfernteste Spur eines leifesten Grundes gehabt habe?' Es ist zu bedauern, daß die Preuß. Staatschrift den Vorwurf nicht genauer erörtert hat. Die aufrührerischen Anschläge an den Thüren des Cölnner Doms in den Tagen der größten Aufregung, wovon die Staatschrift spricht, können ohne Wissen und Zuthun des Erzbischofs gemacht seyn. Aber das Preuß. Manifest selbst sagt auch nur; 'daß die ganze Handlungsweise des Erzbischofs nach unverkennbaren Spuren mit dem feindseligen Einflusse zweyer revolutionären Parteyen zusammen gehangen habe, welche die Gemüther aufregen und die Gewissen verwirren, um ihre zerstörenden Pläne durchzusetzen.' Jedermann begreift, welche revolutionäre Combination gemeint ist, — die Belgisch Jesuitische. Vergleicht man, was seitdem die öffentlichen Blätter über die Belgisch Jesuitischen Umtriebe des erzbischöflichen Secretärs Michaelis bekannt gemacht haben, so sieht man wohl, wenn diese Actenstücke, wie unstreitig, echt sind, daß die Regierung hinreichenden Grund zu jenem Vorwurfe hatte. Daß der Erzbischof den Umtrieben seines vertrauten Secretärs fremd gewesen, ist nicht wahrscheinlich. In seinem fanatischen Eifer mag ihm aber entgangen seyn, daß jene Umtriebe zur Ehre der Kirche revolutionärer Art waren, ja er mag geglaubt haben, durch Anschließung an die jesuitische Partey den Thron selbst des protestant. Fürsten zu stützen. Aber Revolution bleibt Revolution, sie mag von Oben oder Unten kommen, von Jesuiten oder weltlichen Demagogen, und der Staat hat nicht den Irrthum oder Wahn zu entschuldigen, sondern die bösen Wirkungen desselben zu bestrafen und zu vereiteln.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1838.

R e g e n s b u r g.

Beschluß der Anzeige: Urkundliche Darstellung der Thatsachen, welche der gewaltsamen Wegführung des Erzbischofs von Eöln vorausgegangen und gefolgt sind.

Wie sehr wir also auch bedauern müssen, daß jener Vorwurf noch nicht thatsächlich genug erwiesen ist, so hat doch die Röm. Staatschrift offenbar zu viel gesagt, wenn sie den Vorwurf für notorisch ungegründet erklärt.

Der weitere Hergang der Begebenheiten aber ist nach der Röm. Staatschrift dieser:

Der Gesandte erscheint zu eigener weiterer Behandlung in der zweyten Hälfte des Monats December in Rom. Schon von Ancona aus richtete er am 17. Dec. eine Note an den Cardinalstaatssecretär. Diese Note hat großes Aufsehen gemacht und dem Gesandten vielfachen Tadel zugezogen. Wir theilen deshalb ihren wesentlichen Inhalt hier mit. Daß erste ist, daß die gewaltsame Entfernung des Erzbischofs als ein Act der Selbstvertheidigung oder Selbsterhaltung des

Königs dargestellt wird, als ein zur Sicherheit des Königsreichs und zur Aufrechthaltung der Ehre der Krone nothwendiger Schritt. Der König, heißt es, sey bis zum 14. Nov. willens gewesen, zuvor den Röm. Hof von seiner Maßregel zu benachrichtigen, und seine wohlwollende Intervention zu begehren. Aber die bedenkliche Lage der Provinz, der drohende Anfang von Unruhen, die nach einstimmigen Berichten der Behörden, unmittelbar oder mittelbar durch den Erzbischof oder seine angebliehen Freunde erregt worden waren, habe allen Aufschub unmöglich gemacht. Bey dem allen könne der König in dem Acte keine Ursache des Unruhes, sondern nur einen Gegenstand freundschaftlicher Erklärungen erblicken. So mache der König in allem, was in der fraglichen Angelegenheit in das canonische Recht gehöre, den Papst zum Richter. Um diesen in Stand zu setzen, recht zu richten, sey der Gesandte beauftragt, dem h. Vater die nothwendigen Data vorzulegen. Diese seyen zweyerley Art, erstlich die bereits öffentlich gewordenen Documente und Nachweisungen, zweitens Mittheilungen von einer zarteren und geheimern Natur. — Sind darunter eben die Beweise für den freylich sehr unbestimmt ausgedrückten Vorwurf revolutionärer Umtriebe zu verstehen? Statt sich hierüber näher zu erklären, fügt der Gesandte hinzu, daß der König alles, was das väterliche Herz des Papstes betheiligen könne, die persönliche Lage des Erzbischofs, die Verwaltung der Diöcese, die in Betreff der Vollziehung des päpstlichen Verbotes der Hermessischen Werke anhängigen Sachen, endlich die Ausführung der päpstlichen Verordnungen in Bezug auf die gemischten Ehen dem Urtheile des heil. Stuhles unterwerfe, aber wohl verstanden, nachdem der

Papst die Königl. Regierung als klagende Parthey gegen den Erzbischof gehört haben würde. — Zum Schluß bemerkt der Gesandte, daß, wenn die Allocution (die er noch nicht einmahl gesehen) ein Endurtheil über die Sache enthalten sollte, und somit auch der Papst die Annahme der diplomatischen Mittheilungen zur weiteren Untersuchung verweigern würde, er Befehl habe, auch seinerseits das freundschaftliche Verhältniß beider Höfe für aufgehoben zu erklären. Allein er sey weit entfernt, diese Voraussetzung zu machen. Wenn der Papst sich nur gegen den Anschein einer Beypflichtung dessen habe verwahren wollen, was er als einen Eingriff in die Freyheiten und Rechte der Kirche betrachte, so werde selbst in diesem Falle der König noch keine Kriegserklärung darin erblicken. Es sey aber vor allem nothwendig, über den in Frage stehenden Punct eine ausdrückliche und categorische Erklärung zu erhalten.

Unstreitig war auf diese Weise für den Papst auch nach der Allocution der Weg einer freundschaftlichen Verhandlung eröffnet. Aber war dies auch der rechte Weg für den Staat? Der Papst hatte öffentlich erklärt, daß durch jenen Act der Königl. Gewalt die Freyheiten und Rechte der catholischen Kirche und seines Stuhles mit Füßen getreten seyen, daß er dieselben zurück fordern müsse, daß er die im Königreiche Preußen in Betreff der gemischten Ehen eingeführte Praxis gänzlich verwerfen müsse. Was konnte er mehr sagen? Mochte der Papst sich übereilt haben, und mochte deshalb die höhere Politik gerathen finden, ihm den Rückweg nicht abzuschneiden, war es statthast, da von Nothwehr zu sprechen, wo reines Recht war, und den heiligen Stuhl in einer Angelegenheit zum Richter zu machen,

in der er offenbar schon Partey ergriffen hatte? Indessen hat diese Milde und Friedensliebe des Gesandten das Gute, daß die Römische Hartnäckigkeit dadurch recht zu Tage gekommen ist. In der Antwort ergreift der Papst zwar die vom Gesandten selbst dargebotene Ausflucht, die Allocution bloß als eine öffentliche Erklärung gegen eine öffentliche Thatsache darzustellen; aber sie soll doch auch eine feyerliche, beschwerende über eine offenbare, Uergerniß erregende Verletzung der heiligsten Rechte der Kirche gewesen seyn. Während alles Herz ausfordernde geleugnet wird, wird der Erzbischof gelobt als ein getreuer Unterthan des Königs, als ein Prälat von zartem Gewissen. Ja es wird am Ende für eine so große Beleidigung, welche die Kirche in der Person des Erzbischofs erfahren habe, die schuldige Genuathung gefordert, und zwar keine geringere, als die Restitution des Erzbischofs. Ehe diese nicht geschehen, könne an keine weitere Verhandlung gedacht werden. — Darauf antwortet freylich der Gesandte entschieden genug, daß nach solchen Erklärungen alle weiteren Verhandlungen zwecklos seyen, aber wenn er sagt, seine Mittheilungen hätten nichts weniger, als den Zweck gehabt, Se Heiligkeit zu irgend welchen Concessionen, weder in der Cölnner Sache, noch in irgend einer andern zu bestimmen, so begreift man schwer, wie Rom es anfangen sollte, weiter in die Sache einzugehen, ohne von vorn heraus zuzugeben, daß der Staat in seinem Rechte gehandelt. Consequent bricht auch der Cardinal Staatssecretär in der letzten Note vom 2. Jan. 1838 alle weiteren Verhandlungen ab.

Unter den Urkunden verdient schon wegen des Contrastes mit der päpstl. Denkweise das Schreiben des Cölnner Domcapitels an den Papst vom

22. Nov. 1837 besondere Beachtung. Immer wird es dem Capitel zur Ehre gereichen, daß es freymüthig erklärt, es stehe ihm zwar nicht zu, zu untersuchen und zu beurtheilen, was der Erzbischof gegen die Geseze des Staates verbrochen und aus welchen Ursachen er die Königl. Gnade verloren habe, allein es könne nicht verhehlen, daß es sein Benehmen nicht in allen Puncten habe billigen können. 'Nur Wenigen, heißt es, stand der Zutritt zu ihm offen, er schien sehr vielen und zwar in hohem Grade gelehrten und erfahrenen Männern zu mißtrauen und ihren Rath zu verachten, während er selbst, schon wegen seines hohen Alters der Administration einer so großen, ihm wenig bekannten, Diöces allein kaum gewachsen war. — Mehrere und besonders jüngere Priester behandelte er sehr unfreundlich und keinesweges canonisch, und belästigte sie mit Unterschriften von Thesen, welche nicht alle mit den von der Kirche definierten Lehren übereinstimmen, manches, was früher und besonders von seinem Vorgänger frommen Gedächtnisses zum Nutz und zur Ehre der Kirche völlig rechtmäßig und mühsam gestiftet war, suchte er zu stören, so daß die Art und Weise seiner Verwaltung nicht den Eifer zu erbauen, sondern gleichsam den Anschein der Zerstörung verrieth. Dies alles haben wir nicht ohne bitterm Schmerz bemerkt und würden es auch klagend an den heil. Stuhl berichtet haben, wenn uns nicht das Ansehen des Erzbischofs, unsere Ehrfurcht vor ihm und die Hoffnung, er werde, durch Erfahrung belehrt, besseren Rathschlägen folgen, zurück gehalten hätten.' Das Capitel benachrichtigt den Papsst, daß es die Verwaltung der Erzdiöcese nach canonischem Rechte übernommen, und innerhalb einiger Tage zur Wahl eines Capitelverwesers schreiten

werde, und bittet um Bestätigung und Rath. Aber statt der Bestätigung erfolgt alsbald eine vorwurfsvolle Antwort in den bittersten Ausdrücken, worin es heißt, die Capitularen seyen statt Tröster Ankläger, und aus Hausgenossen Feinde des unschuldigen und gerechten Mannes geworden; es sey dem heil. Vater wohl bekannt, durch welche Ursachen getrieben und von welchen Grundsätzen geleitet sie von ihrem um der Religion willen leidenden, ausgezeichneten Bischöfe Böses geschrieben.

Die Staatschrift schließt mit dem wiederholten Lobe des Erzbischofs und seines Verfahrens, und mit der Klage, daß es dem heil. Stuhle bis dahin an aller Mittheilung von Seiten des Capitels fehle, so wie an aller Kunde, ob jenes, dem Gesandten übergebene, an das Capitel gerichtete Breve zu seiner Bestimmung gelangt sey.

Rom wird seitdem Mittheilungen und Kunde genug bekommen haben. Darunter wird auch die seyn, daß es vergebens seyn wird, die Königl. Regierung durch schroffe Hartnäckigkeit zum Nachgeben zu zwingen. Gewiß hat der König von Preußen alle Ursache, sich in der Lösung der ihm von Gott gewordenen Aufgabe, die kirchlichen Verhältnisse der gemischten Bevölkerungen seines Reiches auf eine gerechte, dem christlichen Principe entsprechende Weise zu ordnen, weder durch bischöfliche, noch päpstliche Renitenz stören zu lassen. Die diplomatische Entwicklung oder Vermittlung hat einstweilen aufgehört. Vielleicht, daß die Sachen ohne Verhandlungen schneller zum Ziele kommen. Aber, was auch zunächst geschehen möge, Fortschritt oder Rückschritt, Versöhnung oder größere Trennung, unser ceterum censeo ist, daß es an Rom ist, bey Zeiten zu bedenken, was zu seinem Frieden dient, und sich

im besten Sinne des Wortes in die Zeit zu schicken, die ihre Macht wahrhaftig auch von Gott hat. L.

B e r l i n.

Bey Weit u. Comp. A. Usher, 1836: Anleitung zum naturwissenschaftlichen Beobachten für Gebildete aller Stände. I. Geologie von H. L. de la Beche. Aus dem Englischen von F. Rehbock, Dr der Philos. Mit einer Vorrede von H. von Dechen, Kön. Preuß. Geheimen Ober-Bergrathe etc. Mit 138 in den Text eingedruckten Original-Holzschnitten. XII u. 244 Seiten in Octav.

Seitdem das Anziehende und der Nutzen der Geologie mehr erkannt und daher das Studium dieser Wissenschaft allgemeiner verbreitet worden, hat sich auch das Bedürfniß guter Anleitungen zur Erlangung sicherer und genauer geologischer Erfahrungen fühlbar gemacht; denn unstreitig gehören geologische Beobachtungen zu den aller schwierigsten Naturbeobachtungen. Die Schwierigkeiten ihrer Anstellung liegen besonders darin, daß sie die mannigfaltigsten Vorkenntnisse erfordern; daß sie auf Gegenstände von außerordentlicher Größe gerichtet sind; daß wir fast niemals im Stande sind, die zu untersuchenden Gegenstände vollständig nach ihren äußeren und inneren Beschaffenheiten und Verhältnissen zu übersehen, sondern gewöhnlich von demjenigen, was sich dem Auge an einzelnen, beschränkten Stellen zeigt, auf das im Zusammenhange verborgene schließen müssen; und vor Allem, daß dasjenige, worauf wir Untersuchungen über die Geschichte unsers Erdbörpers allein mit Sicherheit gründen können, dem Raume und der Zeit nach höchst

klein und unbedeutend im Verhältniß zu dem ist, was wir zu erforschen streben. Die beste Anleitung zu geologischen Beobachtungen wird unstreitig eine solche seyn, die ein erfahrener Lehrer in der freyen Natur ertheilt; daher Lehrvorträge über Geologie durch damit verbundene Excursionen erst den größten Werth erlangen, die dann um so lehrreicher seyn können, je mannigfaltiger die geologischen Verhältnisse der Gegenden sind, in welchen sie angestellt werden. Der todte Buchstabe kann hier am aller wenigsten das lebendige Wort ersetzen, wiewohl gedruckte Anleitungen ausbelfen müssen, wo mündliche Anweisung nicht zu erlangen ist; daher für Viele ein solches Surrogat sehr willkommen, und die Darreichung desselben verdienstlich ist. Freylich sollten nur besonders erfahrene Geologen es unternehmen, Anleitungen zur Anstellung geologischer Beobachtungen zu ertheilen; und Niemand war dazu wohl im höheren Grade begabt, als der unübertreffliche Alpenforscher, Hor. Ben. von Saussure, auf den man anwenden könnte, was einst Johannes von Müller über Carsten Niebuhr urtheilte: 'daß er nichts sagte, was er nicht sah, und was er sah, sah wie es ist.' Saussure's in mehrere Sprachen übersezte Agenda du voyageur Géologue, die erste, vollständige Anweisung zu geologischen Beobachtungen, wird stäts als ein Muster betrachtet werden müssen, wenn sie gleich bey den außerordentlichen Fortschritten, welche die Wissenschaft seit ihrem Erscheinen gemacht hat, gegenwärtig nicht mehr zureichen kann. Bekanntlich besitzt die deutsche geologische Literatur mehrere ähnliche Schriften, namentlich von den Herren Pusch, von Engelhardt, von Leonhard, welche ohne Zweifel vielfachen Nutzen gestiftet haben und noch stiften. Obiges Buch

hat nun einen gleichen Zweck. Ob es diesen aber vollständig erfüllen könne, möchte wohl sehr zu bezweifeln seyn. Der Verf. gehört zu den eifrigsten und talentvollsten Geologen Englands, dem man ein sehr schätzbares Handbuch, ein neuerlich erschienenenes, interessantes, theoretisches Werk über Geologie, und mehrere treffliche geologische Beschreibungen einzelner Gegenden verdankt; dem man daher die Fähigkeit, eine brauchbare Anleitung zu geologischen Beobachtungen zu geben, schwerlich wird absprechen können. Auch enthält seine Arbeit selbst für den, der eine solche Anleitung nicht mehr bedarf, viel Lehrreiches; dennoch aber können wir sie in Beziehung auf ihren Zweck nicht für gelungen erklären. Der Verf. setzt bey denen, für welche das Buch zunächst bestimmt ist, auf der einen Seite viel zu wenig, auf der andern viel zu viel voraus. Wenn derselbe glaubt, daß Personen, die keine Kenntnisse von Mineralogie besitzen, durch eine kurze Beschäftigung mit einer Sammlung von Gebirgsarten die nöthige Vorbereitung erlangen könnten, um mit Erfolg Untersuchungen über die Bildung und Veränderungen von Gebirgsmassen anzustellen, so ist er offenbar in großem Irrthume, den er freylich mit vielen englischen Geologen theilt, die sich wenig um das unentbehrlichste Hülfsmittel für die Geologie, die Mineralogie, kümmern. Beherzigung verdient, was Hr von Dechen in dieser Beziehung in der Vorrede bemerkt hat. Eben so wenig wird sich die Geologie wahren Gewinn aus den Beobachtungen von Personen versprechen dürfen, denen der Verf. auf keine andere Weise einen Begriff vom Streichen und Fallen der Gebirgsschichten glaubt beybringen zu können, als durch ein Bild von Büchern, die in verschiede-

nen Richtungen und Neigungen auf einen Tisch gestellt sind. Wenn der Verf., ehe er irgend eine Anleitung zur Erkenntniß der Zusammensetzung und Structur der Gesteine gegeben, zu zeigen sucht, wie man es anzufangen habe, um die Zersetzung der Gesteine, die verschiedenen Einwirkungen des Wassers auf dieselben und andere damit vorgehende Veränderungen zu erforschen, so beginnt er mit dem, womit er hätte schließen sollen; denn unmöglich wird jemand dahin gelangen, wahre Fortschritte in der Erspähung des Ganges zu machen, den die Natur bey der Umbildung der Erdrinde nimmt, der sich nicht zuvor gründlich mit ihrem Baue bekannt gemacht hat. In Allem aber, was sich hierauf bezieht, ist obiges Buch höchst mangelhaft. Ueberhaupt ist es mehr fragmentarisch als methodisch abgefaßt; streng methodisch sollte doch aber eine Schrift seyn, die dazu bestimmt ist, die erste Anleitung zum Studium einer Wissenschaft zu geben. Der Verf. weilt mit großer Ausführlichkeit bey einzelnen Gegenständen der Geologie, die er mit besonderer Vorliebe selbst genauer zu erforschen bemühet gewesen, wohin z. B. Alles gehört, was sich auf die Veränderungen bezieht, welche die Gebirgsmassen durch Einwirkungen des Wassers erleiden. In den dahin gehörenden Abschnitten findet sich ein Schatz von Beobachtungen, die jedem Gebirgsforscher sehr willkommen seyn müssen, und wodurch das Buch einen bleibenden Werth erhält. Zu den vielen schwachen Seiten desselben gehört dagegen die Abtheilung, welche die Anwendung der Geologie auf die nützlichen Zwecke des Lebens betrifft. Hierbey wie bey manchen anderen Abschnitten zeigt sich, daß der Verfasser mit dem, was in Deutschland für das

Studium der Geologie und ihre Anwendung auf das practische Leben geleistet worden, wenig bekannt ist. — Von der Uebersetzung läßt sich nur Gutes sagen.

S c h w e r i n .

Meklenburgische Urkunden, gesammelt und bearbeitet und mit Unterstützung des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde herausgegeben von G. C. F. Lisch . . . Erster Band. Urkunden des Klosters Dargun. 1837. XIV und 215 Seiten in Octav.

Die Umwälzungen, welche die Kirchenreformation im protestantischen Deutschland unvermeidlich mit sich brachte, haben für die Geschichtskunde desselben durch den damaligen oder durch Vernachlässigung später erfolgten Untergang vieler Kloster- und anderer geistlichen Archive manchen beklagenswerthen Verlust mit sich geführt. Da die Urkunden der norddeutschen Klöster selten viele, häufig gar keine Kaiserurkunden besitzen, so erschien auch das Wenige, was von ihnen uns erhalten ist, dem gewöhnlichen Forscher der deutschen Reichsgeschichte unwichtig und es wurde oft vernachlässigt, weil es enthielt, nicht was man schon ziemlich kannte, sondern weil dessen Inhalt zu fremdartig und kleinlich schien, um das Interesse befangener Ansichten in Anspruch zu nehmen. Es ist das Verdienst der letzten Jahrzehnde für ein gründliches Studium der Landes- und Städte-Geschichten größere Empfänglichkeit gezeigt und in dem Maße, wie die Geschichtsforschung mit der Philologie im Bunde an

Umfang und Tiefe gewann, viele früher verschmähet Felder derselben für ihre Zwecke ergiebig gemacht zu haben. Es dürften daher besonders die vielen für Geschichte ihres Landes oder ihrer Provinz gebildeten Gesellschaften es sich zum besondern Augenmerk stellen, die verlorenen kirchlichen Urkunden wieder zu sammeln und diejenigen derselben, welche der Nachwelt nicht unwichtig sind, zur allgemeinen Kunde zu bringen.

Unter diesen Gesellschaften entwickelt der Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde eine besonders erfreuliche Thätigkeit. Gewiß hat er gleich denen anderer von den Wenden lange bewohnter Länder eine vorzüglich interessante Aufgabe, da bisher alles, was auf die Zeit vor Einführung des Christenthums in diesen Ländern und selbst die erste Epoche desselben sich bezog, ungemein vernachlässigt war. Es ist zu hoffen, daß dieser Verein zunächst dahin strebe, einige Männer in slavischen Sprachstudien zu fördern und zu unterstützen, da nur in gründlicher Erforschung der slavischen Sprache im nördlichen Deutschland, wie unzählige Ortsnamen und einzelne Denkmähler sie uns darlegen, der Schlüssel zu manchen vorhandenen aber für uns verstummten Kunden der Vorzeit zu finden ist. Ein wesentlicher Schritt zu diesem Zwecke geschieht bereits durch die Herausgabe alter Urkunden, wie die vorliegenden, welche einen reichen Schatz slavischer Personen- und Ortsnamen aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Einwohner in diesen Ländern enthalten.

Hr Lisch, welcher als erster Secretär des Vereins eine eben so unermüdlche als einsichtsvolle Thätigkeit für denselben bewährt und durch eine

Reihe gründlicher Abhandlungen die Anerkennung norddeutscher Geschichtsfreunde sich gesichert hat, beginnt hier eine Sammlung mecklenburgischer Urkunden sehr zweckmäßig mit dem Abdrucke von hundert Urkunden des Klosters Dargun, größtentheils aus dem Großherzoglichen Geheimen und Hauptarchive zu Schwerin. Dieses kurz vor dem Jahre 1173 gestiftete Cistercienser Mönchskloster war belegen an der östlichen Grenze des Bisthums Schwerin im pommerschen Circipene, einem Lande, über welches unsere bisher bekannten älteren Geschichtsquellen fast gänzlich schweigen. Außer den zahlreichen Notizen, welche sich über die Geschichte der Fürsten, Bischöfe, Klöster, Städte und Ritter Mecklenburgs aus diesen Urkunden entnehmen lassen, sind sie für das benachbarte Pommern nicht minder ergiebig. Sehr überraschend ist es, unter den Namen der Ritter und selbst Geistlichen so sehr viele slavische zu finden, welche erst gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von den christlichen und deutschen Taufnamen zurück gedrängt wurden. Deutsche Urkunden finden sich in dieser mit dem Jahre 1300 geschlossenen Sammlung nicht, doch fehlt es in den lateinischen nicht an deutschen Ausdrücken, welche den Dialect hinlänglich bezeichnen und auch anderweitig lehrreich sind. Unter vielem Interessanten, was diese Urkunden darbieten, bemerken wir für die Germanisten 1238 den Diebstahl über acht Schillingen (gleich dem Jüdischen Low und einigen Stadtrechten, während der Sachsenspiegel den Unterschied der Strafbarkeit bey drey Schillingen fest stellt); 1297 den Todesfall durch Uncgerath (Zufall), die drey thetdinch (Volksgerichte); im Jahr 1173 Grenzbezeichnung durch Kreuze an den Bäumen. Man findet fer-

ner manche Nachricht über Fischfang, Salzsiedereyen, über die Grabhügel der Vorfahren, von den Slaven Trigorki genannt. Beachtungswert ist in den Urkunden vom Jahre 1174 die Erwähnung dänischer Ansiedlungen.

Für den Abdruck der Urkunden ist mit ausgezeichneter Genauigkeit gesorgt. Der Beschreibung der Urkunden ist die der Siegel zugesügt; wofür wir dem Verf. nur Dank wissen können. Wenn der Verf. in der Vorrede bemerkt, daß außer den jetzt abgedruckten Urkunden kaum bis zum Jahre 1250 noch andere quellenmäßige Nachrichten über das Kloster Dargun vorhanden seyn, als eine Angabe im s. g. Erics Regis Chronicon Danorum, zum Jahre 1172, so müssen wir erinnern, theils daß diese Chronik, wenn gleich älter als König Erich VII., doch jünger ist als das eben benannte Jahr, theils daß das Kloster Dargun in den dänischen Chroniken von den Jahren 1095 — 1194, so wie in der Bulle des Papstes Urban III. vom Jahre 1185 für das Bisthum Schwerin aufgeführt wird. Diese Angabe ist wichtig für die Geschichte des Klosters, von welchem vom Jahre 1174 bis 1216 gar keine Urkunden, und überall gar keine päpstliche Urkunden, so weit wir aus dem vorliegenden Werke ersehen können, vorhanden sind. Wichtiger wäre es gewesen aus dem s. g. Chronicon Erics a. 1209 die Nachricht hervor zu heben, daß damahls das Kloster Dargun Mönche aus Doberan erhalten habe, woraus eine vorher gegangene völlige Auflösung des Darguner Convents hervor geht, und die späteren Ansprüche der Doberaner Mönche verständlich werden; welche Angabe auch durch die Urkunden von den J. 1216, 1258 u. a. bestätigt wird.

So dankbar wir die Verdienste des Hn Herausgebers anerkennen, so müssen wir doch eine von der seinigen abweichende Ansicht hier vertreten. Er hat uns lediglich den Text der Urkunden gegeben mit kurzer Inhaltsangabe, welche jedoch keinerley Erläuterungen, nicht einmahl die neuen, anstatt der im Texte gegebenen alten, Ortsnamen enthalten; man findet keine Noten und keine Orts- und Personen-Register. Rec. glaubt, daß vor allen letztere in Urkundensammlungen nicht fehlen sollten und es vielmehr als eine Pflicht des Herausgebers von Urkunden anzusehen seyn dürfte, nicht nur für die Verbreitung gründlicher Gelehrsamkeit, sondern auch für die leichtere Benutzung derselben zu sorgen. Die Erfahrung lehrt uns täglich, wie langsam Urkundensammlungen benutzt werden, und wenn man die dazu erforderliche Zeit, die Seltenheit der häufig unentbehrlichen Hülfsmittel erwägt, benutzt werden können. Der Anwachs des Materials der Geschichte macht aber jede Erleichterung des Studiums, unter welcher die Gründlichkeit nicht leidet, zu einem dringenden Bedürfnisse. Je geringer der Gegenstand ist, auf welchen die Urkunden sich beziehen, und je mehr dieselben durch zufällige Umstände interessant werden, je mehr scheint uns eine wohl überlegte Verarbeitung und Uebersicht des interessanten Inhalts ein Bedürfnis; je kürzer und übersichtlicher je besser. Vielleicht ist es die Absicht des Herausgebers uns die Register in einem folgenden Bande nachzuliefern, welchen wir von seinem regen Eifer, der rasch arbeitenden Sachkunde und trefflichen Materialien uns bald versprechen dürfen.

J. M. L.

S t u t t g a r t.

Aristoteles Rhetorik, übersetzt und erläutert von Dr. Heinrich Knebel 1838. 8. 208 S. (bey Balz).

Die vorliegende Uebersetzung der größern Rhetorik des Aristoteles in drey Büchern (die Rhetorica ad Alexandr. sind nicht dabey) kündigt sich als der Anfang einer Uebersetzung der sämtlichen Werke des Stagiriten an. Ein großes Unternehmen, das mehr als eine Feder beschäftigen wird. Daß es zeitgemäß ist, wird man nicht bezweifeln wollen, da Aristoteles zu den Schriftstellern gehört, deren Werke bisher am wenigsten in unsere Sprache übertragen sind. Sie bedürfen es gleichwohl um desto mehr, da der wortfarge Schriftsteller gar nicht zu den leicht verständlichen gehört. Die hier anzuzeigende Uebersetzung ist mit Fleiß, und so weit wir nach der angestellten Vergleichung urtheilen können, mit Treue gemacht. Die vorgesezte Einleitung gibt eine Uebersicht des Inhalts, so wohl im Allgemeinen, als nach den einzelnen Theilen. Die am Ende beygefüzten Anmerkungen, größtentheils literarischer Art, beschränken sich auf die Nachweisungen, welche bey dem Lesen Bedürfniß sind. Wie viel die Uebersetzungen des Plato in unsern Tagen zu der Verbreitung seiner Philosophie beygetragen haben, ist allgemein bekannt. Wir dürfen daher dasselbe auch für Aristoteles erwarten, wenn der Fleiß der Unternehmer sich gleich bleibt.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1838.

G ö t t i n g e n.

In Commission der Dieterichschen Buchhandlung: *De Kanti antinomiiis quae dicuntur theoreticis. Dissertatio inauguralis, quam — scripsit Leonh. Phil. Aug. Reiche, Ulzena-Hannoveranus. 60 Seiten in 4.*

Zwey neue Ausgaben der Kantischen Schriften wetteifern eben jetzt mit einander in dem Bemühen, die Aufmerksamkeit der jüngern Generation auf den großen Denker zurück zu wenden, welcher vor einem halben Jahrhunderte alle Diejenigen beschäftigte, die sich um Philosophie zu bekümmern geneigt waren. Möge für beide Ausgaben die Empfänglichkeit groß genug seyn; das ist zu wünschen. Wenn aber die unbegrenzte Bewunderung, welche eine Zeitlang der Lehre Kant's als der Vollendung der Wissenschaft huldigte, nicht wiederkehrt: so wird dies eben so wenig zu bedauern seyn als es befremden kann. Denn auf unbedingtes Lobpreisen pflegen Versuche zu folgen, das Bewunderte noch zu überbieten; das Ueberbieten aber ist der Anfang des Uebertrübens,

Verunstaltens, Verschmähens und des Rückfalls in alten Irrthum, den man längst hinter sich haben könnte. Kant's Hauptwerke nennen sich Critiken; und wenn sie critischen Geist wecken, so können sie diesem sich selbst nicht entziehen. Allein sie wollen studiert seyn, ehe man sie beurtheilt; und der Fleiß des Studiums wird sich nicht durch irgend ein Absprechen im Allgemeinen, sondern nur durch sorgfältiges Eingehen in die Einzelheiten bewähren können.

Hr Dr Reiche, dessen oben angezeigte Probeschrift auf beynabe acht ziemlich eng gedruckten Bogen bey weitem nicht die ganze Antinomienlehre, sondern nur die erste und zweyte Antinomie, und von der dritten das, was mit jenen in Verbindung steht, behandelt, verdient schon durch diese verständige Beschränkung (wobey natürlich die erste Hälfte der Critik d. r. Vernunft als bekannt voraus gesetzt, und kurz in Erinnerung gebracht wird), ferner durch die Genauigkeit, womit er die einzelnen Stellen des Hauptwerks nachweist, die Parallelstellen der Kantischen Prolegomena vergleicht, und nur gelegentlich Fries, Fichte, Spinoza anführt, — ein besseres Lob, als wenn er eine weit ausge dehnte Belesenheit, oberflächlich überhin fahrend, zur Schau gestellt, oder die Fragepuncte selbst (Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt und ihrer Theilung) zu entscheiden gesucht hätte. Sein Augenmerk richtet sich auf die Antinomien als solche; auf das Widersprechende in ihnen, welches gleichwohl einen unvermeidlichen Gegenstand des Nachdenkens bildet. Daher will er die ganze Abhandlung nur als eine Analyse Kantischer Lehren, in Bezug auf das, was schon in der Methodologie und in der Einleitung zur Philosophie muß betrachtet werden, angesehen wissen. Man darf

hierbey nicht aus der Acht lassen, daß Kant selbst die widerstreitenden Sätze auf einen widersprechenden Begriff, nämlich auf den einer an sich existierenden Sinnenwelt, zurück geführt, und dabey ausdrücklich von einer unvermeidlichen Antinomie der Vernunft geredet hatte (Prolegomena §. 52. a, b, c.). Dies Zurückführen ist nun zwar noch lange kein Aufweisen des Widerspruchs im Begriffe des unmittelbar Gegebenen; wie wenn Fichte (in der Sittenlehre) das Ich ins Object und Subject schied, und dann hinzu fügte: 'Du bist nicht zweyerley, sondern absolut einerley; und dies undenkbbare Eine bist du schlechtthin, weil du es bist.' Aber die Aehnlichkeit, daß ein Widerspruch nicht auf bloßes Geheiß der Logik verschwindet, sondern die Frage herbey führt, wie man ihn behandeln solle, ist hier, wie in andern Fällen vorhanden; und wer Untersuchungen dieser Art schon kennt, dem liegt kaum etwas näher, als dies: nachzusehen, wie Kant sich dabey benommen habe.

Indem nun der Verf. sich auf den Kantischen Standpunct stellt, welchem gemäß das Empfangene, aufgenommen in die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes, die Erfahrung ergibt: findet er es befremdend, daß die Systeme, wenn auch nur versuchsweise, die Erfahrung zu überschreiten sich konnten einfallen lassen; und es genügt ihm nicht, daß Kant die Vernunft, als Vermögen des logischen Schlusses, durch Prosyllogismen am Faden der höheren Bedingungen zum Absoluten hinauf streben läßt. Abgesehen davon, daß die Dependenz schon dem Verstande bekannt war; desgleichen davon, daß nicht bloß eine, sondern beide Prämissen Unlaß geben, nach ihren Prosyllogismen zu fragen: angenommen vielmehr, die Vernunft suche Bedingungen, wie kann sie das Absolute suchen? Immo,

quamvis supremum tandem inventum esset iudicium, tamen ratio etiamnum de conditionibus quaereret, iudiciumque se ipsum absolutum comprobaret. — Ubi conditionum seriem cogitaveris infinitam, conditiones non addere tibi nunquam licebit: ideoque nunquam absolutum invenies. — Infinitae totalitatis notio satis absurda; ut, quod nisi finibus reiectis omnibus omnino cogitari non potest, idem nihilominus inclusum finibus coercitumque cogites. Daß Ende dieser Vorerinnerungen ist bekannt: es war unrichtig, erst eine, schon ganz fertige, Erfahrung, dann eine, dieselbe vorwiegend überschreitende, Vernunft anzunehmen; vielmehr ist es die, noch nicht vollständig begriffene, Erfahrung selbst, welche durch ihr Widersprechendes das Denken weiter fort zu gehen antreibt, und auch von der Geschichte der Philosophie das bewegende Princip ausmacht. Der nun folgende Haupttheil der Schrift faßt die abzuhandelnden Gegenstände so zusammen, daß zuvörderst vom vorherrschenden Raume, dann von der vorherrschenden Zeit gesprochen werde; nämlich bey Kant zeigt sich der Raum vorherrschend bey der Frage nach der Weltgrenze und der Theilbarkeit der Materie, die Zeit vorherrschend bey der Weltdauer und der Causalverknüpfung. Zuerst nun vom zweyten Theile der ersten Antinomie. Rectissime hic quidem commemoratum videmus, spatium vacuum, prout nihilum, reali plane nullius momenti esse. At vacuum ut ne momenti fiat ullius, sane gravissimi fieri videmus, nam conditio fit, ut infinita ponantur. Quid autem? Si quis vacuum determinans omnino ne cogitari quidem posse persuasum habet, licet mundum finitum ponat, tamen minime verendum putabit, ne inani ille quasi coarctetur infi-

nito. An pertimescemus spectra, quae reapse nulla esse scimus? — Ceteroquin qui mundum finitum susceperit defendendum, forte dixerit, infinitum inane, quanquam ipsum terminare non possit, tamen terminari mundo de centro sphaerae spectato. Dies gegen den Beweis der Antithese. Was den Beweis der These betrifft: so verlangt der Verf., es wäre der Vollständigkeit wegen zu sprechen gewesen:

- 1) de infinita rerum in spatio vel finito
- 2) vel infinito summa,
- 3) de finita rerum in spatio vel finito
- 4) vel infinito summa;

und bemerkt am Ende: docet ille quidem, non posse rerum summam dari infinitam: sed cur finita in infinitum spatium dispersa cogitari non debeat, equidem non video demonstrari. Der Schluß ist hier: servata materiae a forma sejunctione, et obsequium quoddam formae reperimus et multo gravius imperium. Bey der zweyten Antinomie beginnt der Verf. wieder mit der Antithese; welches um desto passender ist, weil Kant hier, wo die Unparteylichkeit sehr nöthig gewesen wäre, sichtbar gleich Anfangs für die Antithese, und gegen die kurz abgefertigte Thesis Parthey nimmt. Spatium quum ex spatiis constet, nec ullo modo possit punctis simplicibus conformari, — spatium expletum prohibet, ne substantiae simplices excogitentur. Bey dieser Kantischen Behauptung erhebt aber gleich der Verf. eine quaestio subdifficilis: unde tandem oriri potuerit illud: quicquid spatium expleat, reale multiplex esse? (Bey Kant lauten die Worte im Beweise der Antithese: 'Da nun alles Reale, was einen Raum einnimmt, ein außerhalb einander befindliches Man-

nigfaltiges in sich fasset, mithin zusammen gefest ist, und zwar als ein reales Zusammengesetztes, nicht aus Accidenzen, mithin aus Substanzen: so würde das Einfache ein substantielles Zusammengesetztes seyn, welches sich widerspricht'). Der Vf. fragt nämlich sogleich weiter: quae sententia nonne idem valet, ac si spatium esse realium multiplicatorem dixeris? Quocirca ubi vetueris, ne quid aliud reale, quam quod spatium expleat, cogitetur, nonne ita poni reale iubes, ut etiam atque etiam ponatur, aut ut id, quod per se spectatum spatio careat, spatium induat quasi conformetque? (Nimmt man den Multiplicator weg, so muß der Multiplicandus rein zurück bleiben; dieser soll aber hier das Reale, mithin das Selbständige seyn). Hier eine beyläufige Erwähnung des Spinoza: non dividit, quam unam posuerat, substantiam, sed spatium indivisibile esse statuit (freylich heißt es bey Spinoza, im zweyten Sage des zweyten Theils der Ethik, extensio attributum Dei est, sive Deus est res extensa). Inapte ille quidem, quoniam omnis spatii princeps significatio posita est in oppositione notionum 'hic et illic': reale autem, quod spatium explet, quia istam non patitur oppositionem, in realium multitudinem spatio cogitando dividitur: ut ex reali illa evertatur oppositio, et in qua sita est complectendi forma collocetur. — Iam vero ubi in infinitum dividendum erit, quum quicquid et inveneris dividendo et inventurus sis, ipsum pro reali habere non possis, quam posueras realitatem, eam evertas necesse est. Die Realität ist es, welche Kant in seinem Begriffe von der Substanz nicht fest hielt; er erklärt die Substanz für das Beharrliche im Wechsel; der Vf. tadelt die-

sen Schematismus, welcher die Zeit einmengt, während der Begriff des Trägers der Accidenzen ohne alle Rücksicht auf Zeitdauer für sich fest steht. Sollte einmahl der Schematismus gelten, so war die Unterscheidung der dritten Antinomie von dem, was die erste schon über die Weltdauer enthält, fast zu gesucht und zu künstlich. Alles dreht sich bey Kant um die Forderung: die Zeit, welche nicht wechselt, weil das Zugleich und das Nacheinander nur ihre Modi sind, soll wahrgenommen werden; dazu genügen ihm nicht einmahl unsere innern Zustände, sondern das Dauernde muß im Raume gegeben seyn. (In der Note fragt der Vf.: *Cur tandem plura sunt, quae tempus unum repraesentent? Nonne quaedam exspectatur Spinozae substantia?*) Indem aber Kant den Begriff der Veränderung zu berichtigen meint, und zwar durch das Paradoxon: nur das Beharrliche wird verändert, das Wandelbare hingegen wechselt, findet sich der Vf. zu der Frage veranlaßt, ob das Wechselnde im Dauernden etwa Spuren zurück lasse, damit man sie dort fest gehalten in guter Ordnung beysammen finde? Und nachdem er dreyerley, was leicht vermengt wird, unterschieden hat, nämlich die bloße Succession, den Wechsel und die Veränderung, folgt eine Stelle, die, bevor wir abbrechen, hier noch im Zusammenhange Platz finden mag: *Primo quidem ad aspectu mirandum videtur, quid sit, quod, instituto de substantia sermone, notionis 'simul' oblitus, potissimum successionem accidentium contempletur. At id quidem idcirco mirum non est, quia perdurabile illud, quod, nisi successioni oppositum, omni sententia caret, substantiae schema est. Avulserat enim illa de schematibus doctrina a successionem perdurabile: ita, ut*

perdurabile esset substantiae schema, successio causalitatis. Quare in illa de substantia disquisitione necessaria notionum coniunctio, schematum quidem commodo, sed substantiae vel potius illius attributorum complexione incommodo restituitur; ut, neglecta illa complexione, ad rem variabilem, animus intendatur. Porro, quia vice versa successionem quoque ad perdurabile ita affigit, ut ex pura successione commutatio fiat, etiam causalitatis notio, quae proprie ad rem variabilem spectat, quandam induere videtur firmitatis speciem. Und etwas weiterhin: Si omnia mente repetieris, Kanti propositum fuisse intelliges, ut firma ac definita successio deducetur, quae, quum data esse non posset, causalitate efficeretur. — Omnis igitur Kanti de hac re disquisitio analytica quaedam datae successionis, invito illo quidem, demonstratio est: ut haec experientiae forma, quamvis ita data non sit, ut possit sensibus percipi, tamen propter firmitatem eius stabilitatemque eodem modo quo perceptiones, accipienda sit. Hier haben wir uns freylich weit vom Ziele entfernt, denn das Vorstehende bezieht sich nicht auf die Antinomien, sondern auf die Grundsätze des reinen Verstandes bey Kant. Allein der Raum dieser Blätter erlaubt ohnehin nicht, die vorliegende Dissertation wie ein Buch zu behandeln; es gereicht ihr zur Ehre, daß sie für eine kurze Anzeige viel zu reichhaltig ist. Nur noch ganz obenhin können wir, um einigermaßen den Zusammenhang des Ganzen bemerklich zu machen, die Anfangsworte des dritten Kapitels anführen: quamquam propter ea, quae capite antecedente prolata sunt, contradictiones Kantianae, excepta de materia antinomia, haud ita graviter nos premere videntur, tamen, ubi formas experientiae vere nobis datas esse memineris, in locum Kantianarum novas contradictiones videbis se ipsas supposuisse: ut, quomodo omnino repugnantiae notionum tractandae solvendaeque sint, quaestioni summa gravitas servetur. Man wird sich nicht irren, wenn man die ganze Dissertation als Probe einer seltenen Verbindung von Scharfsinn und Fleiß betrachtet.

Herbart.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. S t ü c k.

D e n 9. A u g u s t 1 8 3 8.

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Anzeige: Untersuchungen über die Natur der Harnsäure, von den Professoren Liebig u. Wöhler. (Vgl. 106. 107. St. 1838.)

Parabansäure. Diese Substanz entsteht, wenn man Harnsäure mit Hülfe von Wärme in 8 Theilen mäßig concentrirter Salpetersäure auflöst, und die Auflösung durch Abdampfen bis zu einem gewissen Punkte concentrirt. Nicht selten erhält man die Parabansäure zufällig, statt des Allorans, wenn bey der Darstellung des letztern das Gemisch sich zu stark erhitzt.

Die Parabansäure bildet farblose, durchsichtige, sechsseitige dünne Prismen, von sehr saurem, der Dralsäure ähnlichem Geschmacke. Sie verwittern nicht und sind im Wasser sehr leicht löslich. Sie haben folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	6	31,91
Stickstoff	4	24,62
Wasserstoff	4	1,73
Sauerstoff	6	41,74
Atomgewicht = 1437,60.		100,00.

Diese Säure bildet mit Silberoxyd eine weiße, pulverige, in Wasser unlösliche Verbindung, die aus salpetersaurem Silber durch die freye Säure gefällt wird. Die Analyse dieses Salzes gab 1207,8 als Atomgewicht der Säure, welches um 2 Atome Wasser von dem Atomgewicht der crystallisirten Säure differiert. Hiernach scheint es, als ob diese Säure im wasserfreyen Zustande keinen Wasserstoff enthalte, und ihre Zusammensetzung eigentlich durch $C^{\circ}N^{\circ}O^{\circ}$ ausgedrückt werden müsse.

Das Silbersalz ist vielleicht die einzige Verbindung, welche diese Säure unverändert eingeht; denn wird sie mit löslichen Basen in Berührung gebracht, so geht sie sehr rasch in eine neue Säure, die Oxalursäure, über.

Oxalursäure. Sie bildet sich, wenn man Ammoniak mit Parabansäure sättigt. Nach kurzer Zeit, besonders nach vorher gegangener Erwärmung, gesteht die Auflösung zu einer aus feinen, weißen Prismen bestehenden Masse. Dies ist das Ammoniaksalz der Oxalursäure. Dasselbe Salz erhält man, wenn man die Auflösung der Harnsäure mit Ammoniak sättigt und bis zu einer gewissen Concentration abdampft. Ferner erzeugt sich die Oxalursäure durch Einwirkung von Ammoniak auf Alloxantin, bey Gegenwart von Luft und außerdem bey verschiedenen anderen Gelegenheiten, wovon weiter unten.

Im isolierten Zustande erhält man die Oxalursäure durch Zersetzung einer warm gesättigten Auflösung des Ammoniaksalzes durch eine andere Säure. Sie setzt sich in Gestalt eines weißen, crystallinischen Pulvers ab. Sie ist im Wasser sehr schwer löslich, ihre Auflösung schmeckt und reagiert deutlich sauer, sie neutralisiert die Basen vollständig.

Außerdem ist diese Säure besonders noch durch ihr Silbersalz characterisirt, welches in Gestalt dicker weißer Flocken gefällt wird, sich unverändert in heißem Wasser löst, und beym Erkalten in seidenglänzenden, feinen, langen Prismen crystallisirt.

Erhitzt man die Auflösung dieser Säure längere Zeit bis zum Sieden, so crystallisirt sie beym Erkalten nicht mehr heraus, sie ist vollständig zersetzt und in Oxalsäure und oxalsauren Harnstoff verwandelt. Sie hat folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	6	27,59
Stickstoff	4	21,29
Wasserstoff	8	3,00
Sauerstoff	8	48,12

Atomgewicht = $\frac{1662,61}{100,00}$.

Mit dieser Zusammensetzung stimmt die eben erwähnte Zersetzung dieser Säure überein; denn man sieht, daß sie die Elemente von 2 At. Oxalsäure und 1 At. Harnstoff enthält, also dieselbe Zusammensetzung wie zweifach-oxalsaurer Harnstoff hat. Indessen geht aus der Analyse des Silbersalzes hervor, daß die isolirte Säure 1 At. Wasser enthält, welches durch Basen ausgeschieden wird. Im wasserfreyen Zustande ist sie also $C^6N^4H^8O^7$ und ihr Atomgewicht 1550,13.

Producte von der Zersetzung des Alloxans, Alloxantins und Uramils.

Alloxansäure. Sie entsteht durch Einwirkung der Alkalien auf Alloxan. Mischt man zu einer Alloxanlösung allmählig Barytwasser, so entsteht ein weißer Niederschlag, der sich beym Bewegen oder Erwärmen der Flüssigkeit wieder

auflöst. Hat man mit der Zumischung des Barytwassers fortgefahren, bis der Niederschlag sich nur langsam wieder aufgelöst und bleibend zu werden angefangen hat, so scheidet sich kurze Zeit nachher eine Crystallisation von kleinen, weißen, schweren Prismen in großer Menge aus. Dies ist alloransäure Baryterde. Auf ähnliche Weise crystallisieren das Kalk- und das Strontiansalz. Durch Zersetzung des Barytsalzes mit Schwefelsäure erhält man die Säure isoliert. Eine syrupdicke Lösung derselben erstarrt nach einigen Tagen zu einer strahlig crystallisierten Masse, welche an der Luft trocken bleibt. Sie ist sehr sauer, löst Zink unter Wasserstoffgas-Entwicklung auf und ihre Salze bilden mit Silbersalzen eine weiße unlösliche Verbindung. Durch Schwefelwasserstoff wird sie nicht verändert.

Diese Säure ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie im crystallisierten Zustande dieselbe Zusammensetzung wie das Alloran hat, nämlich $C^2N^4H^8O^{10}$. Allein die Analyse ihrer Salze zeigt, daß in dieser Zusammensetzung 2 Atome Sauerstoff und 4 At. Wasserstoff als Wasser enthalten sind, welches durch 2 Atome einer andern Basis vertreten werden kann. In Berührung mit einer Basis vereinigt sich also das Alloran nicht als solches mit derselben, sondern seine Elemente nehmen eine neue Form an, indem 2 At. Wasser abgeschieden werden, welche nachher nicht wieder als integrierende Bestandtheile in die Zusammensetzung eingehen und wieder Alloran bilden können, sondern nur die Stelle einer Basis vertreten. Die Zusammensetzung der crystallisierten Alloransäure muß also durch $C^2N^4H^4O^8 + 2H^2O$ ausgedrückt werden.

Mesoxalsäure. Alloransäure Baryterde läßt sich in Wasser von ungefähr $+ 30^\circ$ unverändert

auflösen; erhitzt man aber die Lösung zum Sieden, so tritt eine Umsehung der Elemente der Säure ein, die Auflösung trübt sich plötzlich, es setzt sich ein weißer pulveriger Niederschlag ab, und in der Flüssigkeit findet man eine bedeutende Menge Harnstoff. Der Niederschlag enthält das Barytsalz einer neu entstandenen Säure, der Mesoxalsäure. Dieselbe Umwandlung erleidet unmittelbar das Alloxan, wenn man es bey höherer Temperatur mit aufgelösten Basen in Berührung bringt. Indessen ist es schwer, ein reines mesoxal saures Salz zu erhalten, weil eine gleichzeitige secundäre Einwirkung der Basis auf den frey werdenden Harnstoff kaum zu vermeiden ist. Am reinsten noch ist das Bleysalz darzustellen, dadurch, daß man in eine siedende Auflösung von essigsaurem Bleoxyd tropfenweise eine Alloxanlösung fallen läßt. Das Bleysalz scheidet sich als ein weißer, schwerer, feinkörniger Niederschlag ab und in der Flüssigkeit findet man, außer Essigsäure, Harnstoff. Die Analyse des Bleysalzes ergab, daß die Mesoxalsäure weder Stickstoff noch Wasserstoff enthält, sondern aus 3 At. Kohlenstoff und 4 At. Sauerstoff, = C^3O^4 , besteht. Das Bleysalz hatte folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	3	6,71
Sauerstoff	4	11,68
Blexyd	2	81,61
		<hr/>
		100,00.

Diese Säure entsteht aus der wasserhaltigen Alloxansäure ganz einfach dadurch, daß sich von 2 Atomen derselben die Elemente von 1 Atom Harnstoff trennen. Es bleiben dann $6C + 8O = 2$ At. Mesoxalsäure.

Aus dem Bleysalz kann sie durch Schwefelsäure oder Schwefelwasserstoff leicht isoliert wer-

den. Sie ist crystallisierbar, leicht löslich, sehr sauer; mit Kalk- und Barytsalzen gibt sie erst nach Zusatz von Ammoniak weiße Niederschläge. Ihre charakteristische Eigenschaft ist, mit Silbersalzen, bey Zusatz von Ammoniak, einen gelblichen Niederschlag zu geben, der bey gelindem Erwärmen, unter plötzlicher Entwicklung von Kohlenensäuregas, zu schwarzem, metallischem Silber reducirt wird. Dieselbe Erscheinung zeigt das alloxansaure Silberoxyd bey Zusatz von etwas Ammoniak, wobey es offenbar zuerst in mesoxalsaures Salz übergeht.

Mykomeleinsäure. Dieser Körper würde an sich kaum der Aufmerksamkeit werth seyn, wenn er nicht durch seine Entstehung und Zusammensetzung ein Glied in der Reihe dieser Harnsäureproducte bildete. Er entsteht durch Einwirkung von Ammoniak auf Alloxan; die Auflösung des letzteren wird dadurch gelb und erstarrt nach gelindem Erwärmen oder Abdampfen zu einer gelblichen Gallerte, welche das Ammoniaksalz der Säure ist. Es ist löslich in heißem Wasser; verdünnte Schwefelsäure scheidet daraus die Säure in Gestalt einer durchscheinenden Gallerte ab, die nach dem Waschen und Trocknen ein gelbes Pulver darstellt. Sie löst sich in Alkalien auf; ihre Salze sind nicht crystallisierbar. Sie besteht aus:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	8	32,49
Stickstoff	8	37,62
Wasserstoff	10	3,31
Sauerstoff	5	26,58

$$\text{C}^8\text{N}^8\text{H}^{10}\text{O}^5 = 1882,037. \quad 100,00.$$

Bey der gegenseitigen Einwirkung von Alloxan und Ammoniak zerfällt sich 1 Atom des ersteren mit 2 At. des letzteren zu 1 At. Mykomeleinsäure.

linsäure und 5 At. Wasser. Es ist bemerkenswerth, daß diese Säure genau dieselbe Zusammensetzung hat, wie das Allantoïn in seiner Silberverbindung.

Alloran mit Säuren. Löst man Alloran in der Wärme in concentrirter Salzsäure oder verdünnter Schwefelsäure auf, so wird Kohlensäure entwickelt, beym Erkalten crystallisiert eine bedeutende Menge Allorantin, und in der letzten Flüssigkeit findet man Oxalsäure und Ammoniak. 2 At. Alloran müssen hierbey bilden 1 At. Oxalsäure, 1 At. Allorantin und 1 At. Oxalursäure, welche letztere sogleich in Oxalsäure und cyansaures Ammoniak zerfällt; die Cyansäure aber muß in Berührung mit der stärkeren Säure in Kohlensäure und Ammoniak zerfallen. Erhitzt man aber Alloran längere Zeit mit Salzsäure, so verschwindet das Allorantin wieder, und es tritt eine andere, sehr schwer lösliche, crystallinische Substanz auf, die noch einer näheren Untersuchung bedarf.

Allorantin mit Ammoniak. Beide Substanzen verwandeln sich mit einander, unter dem Einflusse der Luft, in reines oxalursaures Ammoniak. Löst man Allorantin bey gewöhnlicher Temperatur in überschüssigem Ammoniak auf und läßt freywillig verdunsten, so erhält man eine Crystallisation von jenem Ammoniaksalze. Unter Zutritt von 7 At. Sauerstoff aus der Luft zu 3 At. Allorantin kann dieses sich mit 6 Doppelatomen Ammoniak verwandeln in 4 At. oxalursaures Ammoniak und 5 At. Wasser.

Ganz anders ist das Verhalten des Allorantins zu Ammoniaksalzen. Vermischt man die luftfrey bereiteten, siedend heißen Auflösungen von Allorantin und Salmiak, so tritt sogleich eine purpurrothe Färbung der Flüssigkeit ein, bald

darauf trübt sich dieselbe und setzt eine dicke Masse von feinen, blaß rosenrothen, atlasglänzenden Crystallschuppen ab, welche Uramil sind (vergl. S. 1059). Die davon getrennte Flüssigkeit enthält, außer Salmiak, reines Alloxan und freye Chlornwasserstoffsäure. 2 Ut. Alloxantin müssen sich mit 1 Doppelatom Salmiak zerlegen in 1 Ut. Uramil, 1 Ut. Alloxan, 4 Ut. Wasser und freye Salzsäure.

Ähnlich, wiewohl weit verwickelter, ist das Verhalten des Ammoniakß zum Alloxantin ohne Luftzutritt. Löst man Alloxantin in luftfrehem, siedendem Wasser auf, übersättigt mit Ammoniak und kocht so lange, bis die entstandene Purpurfarbe wieder verschwunden ist, so setzen sich nach dem Erkalten chamoisfarbene Crystallrinden ab, die gelbe Flüssigkeit färbt sich, so wie die Luft Zutritt, tief purpurroth, und bald sieht man darin die schönen metallisch grünen Crystalle von so genanntem purpursäuren Ammoniak entstehen. Die letzte Flüssigkeit verwandelt sich in eine röthliche Gallerte von mykomelinsäurem Ammoniakß.

Alloxantin mit Metalloxyden. Alloxantin bildet, wie erwähnt wurde, mit Baryterde eine schön veilchenblaue Verbindung. Diese Verbindung zerfällt bey Siedhize in dialursäure Baryterde und in Alloxan. Mischt man zu einer luftfrey und siedend heiß bereiteten Auflösung von Alloxantin tropfenweise Barytwasser, so entsteht mit jedem Tropfen der blaue Niederschlag, der aber sogleich wieder verschwindet, ohne die Flüssigkeit zu färben. Zulezt aber tritt plötzlich eine Trübung ein und es schlägt sich ein weißes, oder röthlich weißes Pulver nieder, welches dialursäure Baryterde ist. In der davon abfiltrirten Flüssigkeit findet man reines Alloxan, welches bey

fernerem Barytzusatz die Bildung von allorantisaurem Baryt veranlaßt.

Zu Bleysuperoxyd verhält sich das Allorantin ganz so wie das Alloran. Mit Silberoxyd bewirkt es sogleich unter Kohlensäure-Entwickelung partielle Reduction desselben, unter gleichzeitiger Bildung von oxalursurem Silberoxyd. Es treten also 3 At. Sauerstoff zu 1 At. Allorantin, wodurch 1 At. Wasser, 2 At. Kohlensäure und 1 At. Oxalursäure gebildet werden.

Uramilsäure. Sie ist ein Product von der Einwirkung der verdünnten Schwefelsäure auf Uramil. Am leichtesten erhält man sie, wenn man eine kalt gesättigte Auflösung von thionursurem Ammoniak mit verdünnter Schwefelsäure versetzt und bey gelinder Wärme abdampft. Die Ausscheidung des Uramils geschieht auf diese Weise allmählich und es wird in demselben Maße von der freyen Säure zersetzt. Alles kommt hierbey auf die richtig getroffene Menge der Schwefelsäure an. Hat man zu viel angewendet, so entsteht keine Uramilsäure, sondern man erhält Allorantin, hat man zu wenig angewendet, so bekommt man ein Magma von saurem thionursurem Ammoniak.

Die Uramilsäure setzt sich in Gestalt farbloser, stark glänzender, vierseitiger Prismen ab. Aus einer heiß gesättigten Auflösung crystallisiert sie in feinen, seiden glänzenden Nadeln. Beym Trocknen in der Wärme wird sie rosenroth. Sie reagiert schwach sauer; mit Ammoniak und Alkalien bildet sie crystallisierbare Salze. Silber-, Kalk- und Barytsalze werden von der freyen Säure nicht gefällt; bey Zusatz von Ammoniak entstehen dicke, weiße Niederschläge. Mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure lange gekocht, wird sie in Allorantin verwandelt. Eine

besondere Untersuchung verdient noch ihr Verhalten zu Salpetersäure, wodurch sie in einen neuen crystallisirbaren Körper verwandelt wird. Ihre Zusammensetzung ist:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	16	32,76
Stickstoff	10	23,71
Wasserstoff	20	3,34
Sauerstoff	15	40,19

Atomgewicht = 3732,955. 100,00.

Diese Säure entsteht demnach aus dem Uramil, indem sich von 2 At. des letzteren 1 Aequiv. Ammoniak trennt und an dessen Stelle 3 Atome Wasser treten.

Murexid. Diese Substanz gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Producten, die aus der Harnsäure hervor gehen. Es ist dies der, durch den schönen, grünen Metallglanz seiner Crystalle ausgezeichnete Körper, der von Prout entdeckt und unter dem Namen purpursaures Ammoniak beschrieben worden ist. Er bekam ihn durch Sättigen der Auflösung der Harnsäure in Salpetersäure mit Ammoniak. Diese Darstellungsweise war so unsicher und ihr Gelingen beruhte auf so schwierig aufzufindenden Bedingungen, daß sie nur Wenigen gelungen ist, und wenn auch jetzt der Weg, sie zu erhalten, keine Schwierigkeiten mehr darbietet, so bleibt noch immer die Bildung dieses Körpers für einen Theil der vielen Fälle, in denen er hervor gebracht wird, ein Problem, welches durch umfassendere Untersuchungen noch zu lösen ist.

Die Darstellung des Murexids unmittelbar aus der Auflösung der Harnsäure in Salpetersäure ist bedingt durch das gleichzeitige Vorhandenseyn von Alloxan und Alloxantin in dieser

Auflösung. Die Verff. geben zu dieser Bereitung folgende Vorschrift: 1 Th. Harnsäure wird mit 32 Th. Wassers zum Sieden erhitzt und nach und nach Salpetersäure von 1,425, mit ihrem doppelten Gewichte Wassers verdünnt, zugemischt, indem man vor jedem neuen Zusatze das Vorübergehen des heftigen Aufbrausens, von Kohlensäure und Stickgas, abwartet. Man hört mit dem Zumischen auf, wenn noch ein kleiner Antheil Harnsäure ungelöst ist, und erhitzt damit nun zum Sieden. Nach dem Filtrieren wird die Flüssigkeit so lange durch Abdampfen concentrirt, bis sie eine gelblich rothe Farbe angenommen, worauf man sie bis zu 70° C. abkühlen läßt und dann mit verdünntem Ammoniak vermischt, so daß sie einen ganz schwachen Ueberschuß des letzteren enthält. Sie nimmt dadurch eine sehr tiefe Purpurfarbe an. Während und nach dem Erkalten scheiden sich nun die prächtigen, metallisch grün glänzenden Crystalle des Murexids ab.

Sie sind stets klein, höchstens von 3 — 4 Linien Länge; es sind kurze vierseitige Prismen, woran zwey Flächen, wie die Flügeldecken der Goldkäfer, metallisch grünes Licht reflectieren, während die beiden anderen Flächen eine Einmischung von Braun zeigen. Gegen das Sonnenlicht gehalten oder unter dem Microscop betrachtet, sind die Crystalle mit granatrother Farbe durchsichtig. Gegen das Licht verhält es sich also gerade so wie das schöne Kalium-Sulfomolybdat. Zerrieben bildet es ein rothes Pulver, welches unter dem Polierstahle glänzend, metallisch grün wird.

In kaltem Wasser löst sich das Murexid schwierig auf, viel leichter in heißem; die Auflösung ist tief purpurroth. In Alkohol, Aether, kohlensaurem Ammoniak ist es kaum löslich. In Kali-

hydrat löst es sich mit einer prachtvollen blauen Farbe auf. Die mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesene Analyse dieses Körpers gab folgende theoretische Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	12	34,26
Stickstoff	10	33,06
Wasserstoff	12	2,79
Sauerstoff	8	29,89.

Das Murexid ist kein Ammoniaksalz im gewöhnlichen Sinne, es ist eine Art Amid, dessen wahre Natur aber schwer zu erkennen seyn wird, da es nicht die einfache Zersetzungsweise der Amide in zwey Producte zeigt, sondern aus seiner Zersetzung nicht weniger als 5 Producte hervor gehen, welche selbst wieder durch die zersetzenden Körper Veränderungen erleiden und die Entstehung von secundären Producten veranlassen. Bevor die Verf. zur Beschreibung dieses Verhaltens und zur Discussion über die Natur des Murexids übergehen, geben sie noch andere Fälle an, in denen dieser Körper erzeugt wird; es sind hauptsächlich folgende:

Erhält man eine mit Ammoniak vermischte Auflösung von Alloxantin so lange im Sieden, bis sie farblos geworden ist, läßt sie dann bis zu 70° abkühlen und mischt eine Alloxanlösung hinzu, so nimmt die Flüssigkeit mit jedem Tropfen der letzteren eine dunklere Purpurfarbe an, bis sie zuletzt undurchsichtig geworden ist. Während des Erkaltens setzt sie eine Menge Crystalle von Murexid ab. — Aus dem Verhalten des Alloxantins gegen Ammoniak und Ammoniaksalze war hervor gegangen, daß durch ihre gegenseitige Einwirkung hauptsächlich Uramil gebildet wird. Es lag also sehr nahe zu vermuthen, daß die Bildung des Murexids von der Einwirkung des Al-

lorans auf Uramil bey Gegenwart von Ammoniak abhängig sey. In der That, erhitzt man eine Auflösung von Alloxantin mit Salmiak oder oxalsaurem Ammoniak, bis die Bildung von Uramil erfolgt ist, setzt dann der warmen Flüssigkeit so viel Ammoniak hinzu, daß sich der entstandene Niederschlag wieder auflöst, und vermischt sie nun mit Alloxanlösung, so wird sie intensiv purpurroth und bey dem Erkalten crystallisiert eine beträchtliche Menge von Murexid. Es scheint sich also die Mitwirkung des Alloxantins bey der Bildung des Murexids auf die Hervorbringung von Uramil zu beschränken; welchen Antheil aber das Alloxan daran nimmt, bleibt noch räthselhaft.

Das Murexid kann aber auch ohne Alloxantin hervor gebracht werden, wenn man nämlich Uramil für sich in Ammoniak löst, die Auflösung zum Sieden erhitzt, wobey sie tief purpurroth wird, und bey Zutritt von Luft, der nothwendig ist, abdampft. Die Wirkung des Alloxans schien hier durch den Sauerstoff der Luft vertreten zu werden, die Wirkung des Alloxans also in einer partiellen Abtretung seines Sauerstoffgehaltes zu bestehen. Diese Idee veranlaßte zu versuchen, ob nicht das Alloxan durch andere, den Sauerstoff leicht abtretende Substanzen ersetzt werden könne. In der That ergab es sich, daß das Murexid, ohne Ammoniak, mit der größten Reichtigkeit aus Uramil erzeugt wird, wenn man dieses mit Wasser zum Sieden erhitzt und nach und nach in kleinen Mengen Silber- oder Quecksilberoxyd zusetzt. Ohne daß sich ein Gas entwickelt, werden die Oxyde zu Metall reducirt und es entsteht eine tief purpurrothe Flüssigkeit, aus der sich bey dem Erkalten Murexid in reichlicher Menge absetzt. Es ist dies die vortheilhafteste Methode zur Bereitung dieses Körpers. Man nimmt gleiche

Theile Uramil und Quecksilberoxyd und gegen 30 Theile Wasser. Als Bereitungsmethode betrachtet wird übrigens durch den Zusatz von einigen Tropfen Ammoniak die Ausbeute vermehrt. Aber der kleinste Ueberschuß von Metalloxyd bewirkt eine Entfärbung der Flüssigkeit, die dann kein Murexid liefert, sondern alloxansaures Ammoniak enthält.

Murexan. Diesen Namen geben die Verff. der Substanz, welche Prout Purpursäure genannt hat, eine Benennung, die von der Natur dieses Körpers eine unrichtige Vorstellung geben würde. Er ist eins der Zersetzungsproducte des Murexids und entsteht, wenn dessen Auflösung in heißem Wasser mit Salzsäure oder Schwefelsäure vermischt wird, wobey sie sich nach einigen Augenblicken trübt und ein Sediment von feinen weißen, oder gelblichweißen Blättchen absetzt, sehr ähnlich dem Uramil. Auch erhält man es durch gleiche Behandlung der Auflösung des Murexids in Kali, nachdem man sie so lange gekocht hat, bis ihre tief blaue Farbe verschwunden ist.

Das Murexan stellt ein aus feinen Schüppchen bestehendes, leichtes, seiden glänzendes Pulver dar, das sich in ammoniakhaltiger Luft röthet; in Wasser und verdünnten Säuren unlöslich, leicht löslich in Alkalien, löslich in concentr. Schwefelsäure, woraus es durch Wasser unverändert wieder gefällt wird. Die Analysen ergaben dafür folgende Zusammensetzung:

	Atome.	Proc.
Kohlenstoff	6	33,64
Stickstoff	4	25,97
Wasserstoff	8	3,66
Sauerstoff	5	36,73

Atomgewicht = $\frac{1362,60}{100,00}$

Durch ein sorgfältiges Studium der Reactionen, welche die nach der Abscheidung des Murexans übrig bleibenden Flüssigkeiten zeigen, ergab es sich, daß bey diesen Zersetzungen des Murexids, außer dem Murexan, noch vier andere Körper erzeugt werden, nämlich Ammoniak, Alloxan, Alloxantin und Harnstoff.

Wiewohl diese complicierte Zersetzungsweise die Vermuthung zu rechtfertigen schien, daß das Murexid kein einfacher Körper, sondern vielleicht eine Verbindung von mehreren Amiden sey, so zeigt doch eine Vergleichung mit dem Verhalten des thionursauren Ammoniak, daß eine solche Zersetzungsweise vollkommen mit der entgegen gesetzten Ansicht vereinbar ist. Dieses letztere Salz, von dem wir mit Sicherheit zu wissen glauben, daß es nicht Schwefelsäure, sondern schweflige Säure, also kein fertig gebildetes Uramil enthält, liefert, wenn es durch eine unzureichende Menge von Säure zersetzt wird, nicht weniger als sieben Zersetzungsproducte, die successive eins aus dem andern entstehen, nämlich Schwefelsäure, Ammoniak, Uramil, saures thionursaures Ammoniak, Uramilsäure, Dialursäure und Alloxantin. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß keiner der Körper, die man durch Zersetzung des Murexids erhält, darin als solcher enthalten angenommen werden könne. Es ist wahrscheinlich eine dem thionursauren Ammoniak ähnliche Verbindung, worin eine Säure enthalten ist, die sich nicht isolieren läßt, wie die Thionursäure, sondern im freyen Zustande augenblicklich in andere Producte zerfällt, die durch Einwirkung der Säure und des Alkali eine fortlaufende Veränderung erleiden. Indessen ist es jetzt noch nicht möglich, eine rationelle Formel für diese supponierte Säure aufzustellen, man muß sich darauf beschränken,

seine wahrscheinliche Bildung anschaulich zu machen. Addirt man die Elemente aller Zerlegungsproducte des Murexids und fügt 2 Doppelatome Ammoniak hinzu, so hat man:

1 Atom Alloxan	$C^8 N^4 H^8 O^{10}$
1 » Alloxantin	$C^8 N^4 H^{10} O^{10}$
1 » Murexan	$C^6 N^4 H^8 O^5$
1 » Harnstoff	$C^2 N^4 H^8 O^2$
4 » Ammoniak	$N^4 H^{12}$



Dieses sind die Elemente von 2 At. Murexid und 11 At. Wasser. Hiernach kann das Murexid auf verschiedene Weise entstanden seyn. Aus 1 At. Alloxan, 1 At. Alloxantin und 3 Doppelatomen Ammoniak kann entstehen 1 At. Murexid, 1 At. alloxansaures Ammoniak und 8 At. Wasser. Man weiß nun, daß das Murexid kein unmittelbares Product von der Einwirkung des Ammoniaks auf Alloxan und Alloxantin seyn kann, sondern daß es in Folge einer secundären Zerlegung entsteht, man kann es direct aus Uramil und Silberoxyd hervor bringen, und diese Thatsache muß als die Grundlage der Entwicklung seiner Bildungsweise in allen anderen Fällen angenommen werden. — Wenn zu 2 At. Uramil der Sauerstoff von 3 At. Silberoxyd tritt, so entsteht 1 At. Murexid und 1 At. Alloxansäure. In der That wird die gleichzeitige Entstehung der letzteren durch die Erfahrung bestätigt. Geht man also hiernach von dem Gesichtspuncte aus, daß es der Wasserstoff des Uramils ist, welcher von dem Sauerstoffe des Silberoxyds hinweg genommen wird, so muß die Wirkung dieselbe seyn. Ohne Zweifel geht dieses dabey in Dialursäure über.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 11. August 1838.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige: Untersuchungen über die Natur der Harnsäure von den Profess. Liebig und Wöhler.

Zu den Beweisen, durch welche die Verff. bestimmt wurden, die gegebene Formel des Murexids für den wahren Ausdruck seiner Zusammensetzung zu halten, fügen sie noch einige andere, auf die sie weniger Werth legen, da sie zu viel Hypothetisches enthalten. Es ist dies unter Andern das Verhalten des Murexans und des Uramils zu Sauerstoffgas, wenn ersteres in Ammoniak, letzteres in Kali aufgelöst ist. Murexan löst sich ohne Farbe in Ammoniak auf; aber in Berührung mit der Luft färbt sich die Auflösung sogleich purpurroth und setzt nachher Crystalle von Murexid ab. 20 Cubikcentimeter der Auflösung absorbirten innerhalb 2 Stunden 170 CC. Sauerstoffgas. Addiert man zu 2 Lt. Murexan 1 Aeq. Ammoniak und 3 Lt. Sauerstoff, so hat man in der dadurch erhaltenen Formel die Elemente von 1 Atom Murexid und 5 Lt. Wasser.

Es ist nun merkwürdig, daß in reinem Sauerstoffgas die entstandene Purpurfarbe nach einiger Zeit wieder verschwindet und daß man also dann kein Murexid mehr erhält; statt dessen enthält die Auflösung oxalursäures Ammoniak. Diese Erscheinung ist leicht erklärlich aus dem Umstande, daß sich die Oxalursäure in ihrer Zusammensetzung von dem Murexid nur um 3 At. Sauerstoff unterscheidet, die sie, bey übrigens gleicher Menge der übrigen Elemente, mehr enthält als dieses.

Löst man Uramil im Sieden in verdünnter Kalilösung bis zur Sättigung, so erhält man, unter Ammoniak-Entwickelung, eine schwach gelblich gefärbte Flüssigkeit, die wenigstens eben so rasch wie eine Indigtüpe Sauerstoff aus der Luft absorbiert und sich dabey tief purpurroth färbt. Nach etwa 24 Stunden findet man sie mit einer großen Menge dem Murexid ähnlicher, metallisch grün glänzender Prismen erfüllt. Sie sind aber härter, dunkler und dabey durchscheinender als die des Murexids, und hinterlassen bey dem Verbrennen einen alkalischen Rückstand, so daß es den Anschein hat, als sey darin Kalium dem Ammonium des Murexids substituiert, — eine Vermuthung, die indessen noch der Bestätigung bedarf. Eben so behalten sich die Verff. das nähere Studium noch mehrerer anderer, wie es scheint, neuer Körper vor, die bey der trocknen Destillation des Alloxans und Alloxantins, bey der Einwirkung des Manganoxyds auf Harnsäure &c. entstehen. Zunächst aber wird die Fortsetzung ihrer Untersuchungen das Verhalten der Harnsäure zu Chlor zum Gegenstande haben.

Zum Schlusse geben sie folgende Uebersicht und Erklärung der, vor der Kenntniß der eben abgehandelten Körper ganz unerklärbar gewesenenen,

verwickelten Erscheinungen und Verhältnisse, welche die Auflösung der Harnsäure in verdünnter Salpetersäure darbietet. — Indem sich Harnsäure in verdünnter Salpetersäure auflöst, entstehen durch gegenseitige Zersetzung von Harnstoff und salpetriger Säure, Kohlensäure und Stickgas, die entweichen; auf der anderen Seite bleibt in der Flüssigkeit eine gewisse Menge Ammoniak, verbunden mit Salpetersäure, außerdem Alloxantin, Harnstoff und freye Salpetersäure.

Wird die Flüssigkeit weiter erwärmt, so verwandelt sich das Alloxantin in Alloxan, auf Kosten der freyen Salpetersäure.

Ein Theil dieses Alloxans zerlegt sich, ebenfalls auf Kosten des Sauerstoffs von Salpetersäure, in Kohlensäure und Parabansäure; ein anderer Theil in Oxalursäure. Ein Theil der Oxalursäure zerfällt in Oxalsäure und Harnstoff.

Neutralisiert man die Flüssigkeit mit Ammoniak, so beobachtet man folgende Erscheinungen: Ist Alloxantin vorherrschend darin enthalten, so entsteht durch Reaction des salpetersauren Ammoniaks auf einen Theil desselben Uramil, welches sich abscheidet; eine andere Portion bildet bey Gegenwart von Alloxan Murexid, welches sich mit Uramil gemengt absetzt. Ist Alloxan in überwiegender Menge vorhanden, so entsteht auf der einen Seite ebenfalls Murexid, auf der anderen wird mykomelinsaures Ammoniak gebildet, welches sich als gelatinöse Masse mit Murexidcrystallen abscheidet. Bey der Neutralisation der Auflösung mit Ammoniak geht die Parabansäure in Oxalursäure über, man erhält bey fortgesetztem Abdampfen oxalursaures, oxalsaures Ammoniak und Harnstoff. Bey dem Abdampfen der sauren Harnsäurelösung für sich wird sie neutral, zuletzt entwickelt sich Ammoniak. Durch die Drydation

eines Theils des Alloxans auf Kosten der Salpetersäure wird auf der einen Seite salpetrige Säure, auf der anderen Kohlensäure frey, die salpetrige Säure zerlegt sich fortwährend mit dem freyen Harnstoff in Stickgas und kohlen-saures Ammoniak, welches letztere nach und nach die freye Salpetersäure vollkommen sättigt.

Paris, Brüssel und Leipzig.

Les Voix Intérieures, par Victor Hugo. 1837. XI u. 300 Seiten in Duodez.

Der geistvolle Dichter hat schon in seinen ersten Ergießungen, den Odes et Ballades, darge-
gethan, daß er 'des Himmels geheimen Einfluß fühlt', und daß wir von seiner Blüthenfülle bald einen seltenen Fruchtreichthum erwarten können. Durch seine Feuilles d'Automne, Orientales und Chants du Crépuscule hat er unsere Erwartung übertroffen und uns nicht nur bewiesen, daß er allein berufen ist in der poetischen Literatur seines Landes eine neue Bahn zu eröffnen, die zum ersten Mahle in das von Wenigen seiner Vorgänger erblickte Land führen wird, sondern er hat auch die Biegsamkeit der Sprache auf so mannigfache, nie gesehene Weise gezeigt, und die äußeren Formen und Stoffe so natürlich schön verschmolzen, daß er sich schon der gegebenen unschätzbaren Vorbilder wegen keine unbedeutende Stelle errungen haben mußte, wenn man auch seine, gewiß seltenen Dichtergaben übersehen könnte. Wir wundern uns übrigens nicht, daß ihn sein Vaterland noch nicht in seinem ganzen Umfange zu würdigen weiß: die Erscheinung ist zu selten.

Seine neuesten, Ende Junius d. J. erschienenen, Dichtungen, Les voix intérieures, ge-

ben uns wieder einen Abschnitt seines reichen innern Lebens, das sich nicht in dem leichten Liede äußert, und wenn dies zuweilen der Fall ist, trägt das scheinbar lustige Ding, wie im trefflichen *Béranger*, wunderbar genug, Riesengestalten; auch nicht in faden Gallanterien, welche einen so großen Theil der französischen Dichtungen ausmachen, sondern innig von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Beruf eines Dichters der heutigen Tage ein höchst ernster ist, worüber er sich wiederum in der interessanten Vorrede ausspricht, tragen auch seine Schöpfungen das Gepräge des edelsten Gesanges älterer und neuerer Zeit, erhöht, wie wir es noch in keinem französischen Dichter finden, durch einen wahrhaft religiösen Sinn. Und welches Volk bedarf wohl mehr, um unerschüttert auf seine Vergangenheit blicken und daraus Belehrung ziehen zu können, dieses erquickenden Thaus? Aber auch welcher französische Dichter verstand es gleich ihm in das Reich der Natur und des Geistes zu dringen, ihr geheimstes Wirken zu erschauen und in kräftige Bilder zu formen; wer verstand in Frankreich wie er die Stimme des Menschen, der Natur und der Begebenheiten? Treffend sagt er daher in der Vorrede: *L'auteur a toujours pensé que la mission du poète était de fondre dans un même groupe de chants cette triple parole qui renferme un triple enseignement, car la première s'adresse plus particulièrement au coeur, la seconde à l'âme, la troisième à l'esprit. Tres radios.*

So sehen wir ihn diesem Ziele kräftig aber bedächtig entgegen schreiten, die Glanz- wie die Fleckenseite des Lebens in allen seinen Beziehungen scharfsinnig erforschen und meisterhaft darstel-

len], das Poetische unsers Daseyns so süß besin-
gen, wie es noch keinem seiner vaterländischen
Dichter gelungen, das Höhere glühend empfinden
und reizvoll verkörpern. Gewiß, nur wenige
französische Dichter könnten gleich ihm sagen:

Poètes, par nos chants, penseurs par nos
idées. —

Die Voix intérieures bestehen aus 32 grö-
ßeren und kleineren Dichtungen, und sind seinem
Vater, dem 1828 verstorbenen Generallieutenant,
Grafen Hugo, mit der Bemerkung, non in-
scrit sur l'arc de l'étoile, gewidmet. Sunt
lacrima rerum, N^o 2., in zehn kleineren Ab-
schnitten, gibt abermahl eine Probe von der rei-
chen Phantasie des Dichters, und ist dem Tode
Karls X. gewidmet; mahlerische Anordnung, treff-
liche Betrachtungen, fromme, versöhnende Töne,
zeichnen diese Dichtung besonders aus.

Wenn Hugo den still verhallten Tod des un-
glücklichen Fürsten zum Stoffe gewählt, so ist es
weil er nie sein göttliches Talent entwürdigt hat:
er feyert mit Begeisterung den größten Mann
der neueren Zeit, aber dieselbe Saite ertönt von
milden, mitleidsvollen Gesängen, und beklagt
das traurige Loos des irre geleiteten, schwachen
Fürsten, indem er ausruft:

Je n'aurai pas pour lui de reproches amers.
Je ne suis pas l'oiseau qui crie au bord
des mers

Et qui, voyant tomber la foudre des nuées,
Jette aux marins perdus ses sinistres huées.

So wie er denn schon 1831 in seinen feuilles
d'automne in Bezug auf die Bourbons sagte:
D'ailleurs, quelles que soient les fautes,
quels que soient même les crimes, c'est le
cas plus que jamais de prononcer le nom de

Bourbon avec précaution, gravité et respect, maintenant que le vieillard qui a été le Roi n'a plus sur la tête que des cheveux blancs.

N^o 4., à l'arc de triomphe, ist grandios; vielleicht ist ein öffentliches Denkmahl noch nie würdiger besungen worden. N^o 5., Dieu est toujours là, fromm, zart, Geist und Herz erfrischend. Wir können nicht umhin, wenigstens einige Strophen dieser überaus lieblichen Dichtung zu geben:

Quand l'été vient, le pauvre adore !
L'été, c'est la saison de feu,
C'est l'air tiède et la fraîche aurore ;
L'été, c'est le regard de Dieu.

L'été, la nuit bleue et profonde
S'accouple au jour limpide et clair ;
Le soir est d'or, la plaine est blonde ;
On entend des chansons dans l'air.

L'été, la Nature eveillée
Partout se répand en tous sens,
Sur l'arbre en épaisse feuillée,
Sur l'homme en bienfaits caressants.

Tout ombrage alors semble dire :
Voyageur, viens te reposer !
Elle met dans l'aube un sourire,
Elle met dans l'onde un baiser.

N^o 11. Puisqu'ici bas toute âme, anacreontisch lieblich, aber keusch; La vache, N^o 15., Le Passé, N^o 16., La soirée en mer, N^o 17., à un riche, N^o 19., Regardons, les enfans sont assis en rond, N^o 20., sind trefflich. A des oiseaux envolés, N^o 22., versetzt uns in einen traulichen Familienkreis, den der lie-

benswürdige, liebevolle Dichter und Familienvater stets so treu und hochfühlend schildert; A quoi je songe? № 23., durchduften verwandte Gefühle; Penser, Dudar, № 28., A Eugène, № 29., A Olympio, № 30., sind würdevoll durchgeführt. №. 31. ist zu antik schön, als daß wir es nicht den Lesern ganz anbieten sollten.

La tombe dit à la rose :

— Des pleurs dont l'aube t'arrose
Que fais-tu, fleur des amours?

La rose dit à la tombe :

— Que fais-tu de ce qui tombe
Dans ton gouffre ouvert toujours?

La rose dit: — Tombeau sombre,
De ces pleurs je fais dans l'ombre
Un parfum d'ambre et de miel.

La tombe dit: — Fleur plaintive,
De chaque âme qui m'arrive
Je fais un ange du ciel!

(Juin 1837.)

№ 32. O muse contiens-toi, entwickelt das hohe Streben des Dichters.

Die typographische Schönheit und Correctheit des belgischen Nachdrucks hätte uns fast verleitet, ihn zu loben,

Misrd.

K ö n i g s b e r g.

Bey A. Unzer, 1837. Der Zweykampf auf unseren Universitäten. Eine Rede, gehalten auf der Universität zu Königsberg am 2. May 1837 von K. Rosenkranz, ordentl. Professor u. s. w. 28 Seiten in Octav.

Diese kleine Schrift ist auf Veranlassung eines besonderen Falles, der den Verf. persönlich betrafte, verfaßt worden und mit der eindringlichsten Wärme geschrieben, welche Gelegenheitschriften der wahren Art eigen zu seyn pflegt. Da sie zugleich einem Krebschaden unserer geselligen Verhältnisse Heilung zu bringen bestimmt ist, halten wir es für unsere Schuldigkeit sie zu empfehlen. Sie enthält viel Beherzigungswerthes und wohl Durchdachtes in einer gefälligen Sprache. Der Verf. hofft, daß durch die 'wahrhafte' Humanität, welche immer mehr sich verbreite und mit den Gesetzen des Staats und der öffentlichen Meinung sich auszugleichen suche, der Zweykampf unter den Studierenden nach und nach verschwinden werde. Wenn er aber zu diesem Zwecke auch Ehrengerichte empfiehlt und von ihnen eine gute Wirkung erwartet, so beweist dies, daß er doch dem allgemeinen und freyen Gange der Bildung nicht so viel vertraut, daß er nicht noch durch besondere Einrichtungen ihm nachzuhelfen räthlich finden sollte. In der wissenschaftlichen Grundlage, von welcher der Verf. ausgeht, beginnt er mit einer Auseinandersetzung des Zwecks der Universitäten. Wir können dies nicht zweckmäßig finden, da der Zweykampf nicht allein auf Universitäten, auch nicht allein neben diesen bey dem Soldatenstande, welches er erwähnt, sondern auch bey anderen Ständen, neuerer Zeit besonders bey denen, welche eine politische Bedeutung in Anspruch nehmen, üblich ist und mithin einen andern Grund haben muß, als in dem Universitätswesen. Dieser ist unstreitig in der Weise zu suchen, in welcher bey uns bürgerliche und gesellige Ehre zu zwey ganz verschiedenen Dingen geworden sind; denn die letztere zu schützen, dazu soll

der Zweykampf dienen, während nur die erstere vom Staate geschützt werden kann. Ueber diesen Punct dürfte nun wohl eine gründliche Untersuchung noch manches Neue zu Tage bringen können, und wir können daher dem Verfasser nicht beystimmen, wenn er meint, die Frage über den Zweykampf dürfte zu den erschöpften gerechnet werden. Der Zweykampf auf Universitäten bietet allerdings mancherley Besonderheiten dar, besonders weil die gesellige Ehre, welche von Studierenden gewonnen oder verloren werden kann, nur über eine kleine Zahl und Zeit sich erstreckt, und daher hat auch dieser Zweykampf die kümmerliche Gestalt angenommen, welche der Verf. mit Recht rügt. Aber dennoch ist seine Quelle ganz gleichartig mit der, aus welcher der Zweykampf überhaupt zur Sitte oder Unsitte geworden ist. Ehrengerichte können der Sache nicht an die Wurzel kommen, weil über die gesellige Ehre kein Einzelner und kein Gericht richten kann; denn in der Geselligkeit sind alle sich gleich. Dennoch können sie einem Uebel vorbeugen, welches auf Universitäten zum Zweykampfe häufig verleitet, nämlich den Verurtheilungen, welche auch der Verfasser abgestellt wünscht, oder noch allgemeiner gefaßt, der Anmaßung von Verbrüderungen über die gesellige Ehre entscheiden zu wollen, über welche ein jeder Einzelne für sich zu urtheilen das Recht hat. Eine andere Veranlassung zu Zweykämpfen auf Universitäten, welche vermieden werden könnte, wird vom Verfasser nicht ausgeführt; wir meinen die kleinlichen Vorurtheile über das Ehrenrührige, welches in gewissen Ausdrücken oder Handlungen liegen soll, während man überzeugt seyn kann, daß kein Wille zu beleidigen dabey vorhanden war. Auch von diesen hoffen

wir, daß sie an dem guten Geiste unserer studierenden Jugend mehr und mehr verschwinden werden und hierzu würden ebenfalls Ehrengerichte beytragen können. Allein ein jedes Mittel, welches an einem innern Widerspruche leidet, ist gefährlich, wenn es auch in Nebenbeziehungen heilsam wirken sollte. Daher können wir die Ehrengerichte unter Studierenden nicht billigen; sondern würden nur unsere Beystimmung geben können, wenn es gelänge an deren Stelle vermittelnde Behörden, Schiedsgerichte, einzurichten.

L ü b i n g e n.

Volkssarzneimittel und einfache, nicht pharmaceutische Heilmittel gegen Krankheiten des Menschen von Dr. F. F. Oslander, Professor der Medicin in Göttingen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. XXVI und 669 Seiten in Octav.

Die günstige Aufnahme, welche eine Schrift gefunden hat, die der Verfasser nicht ohne Besorgniß der öffentlichen Beurtheilung übergab, mußte ihm ein Sporn seyn, der Vermehrung und Verbesserung derselben fortwährend alle Aufmerksamkeit zu widmen. Es haben ihm nicht nur Laien für die diätetischen Rathschläge gedankt, die sie für sich, ihre Familien oder Gemeinden aus diesem Buche geschöpft haben; sondern auch viel beschäftigte Practiker und gelehrte Männer haben ihn versichert, daß sie das Buch nicht selten benutzten.

Seitdem die zweyte Ausgabe erschien, deren Absatz ein Nachdruck und bogenlange Auszüge nicht wesentlich geschadet haben, ist der Verfasser bemüht gewesen, diese dritte vorzubereiten. Nur

eine reiche öffentliche Bibliothek, wie die unsrige, konnten ihm Gelegenheit geben, aus zum Theil seltenen Werken, zumahl englischen und anderen Reisen, die hier verzeichneten Volksarzneymittel und Volkscuren zu vermehren und so den Anfang zu einer *Medicina comparata* zu machen, die in der Folge, bey den fast jährlichen Erdumsegelungen und weiten Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken, von immer größerem Interesse seyn wird. Die 'vergleichende Medicin' verspricht die Heilkunst von einer Seite zu bereichern, der man nicht immer die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet hat, von Seiten des natürlichen Menschenverstandes und Instincts; und es ist voraus zu sehen, daß bey größerer Beachtung dieser mahnenden Stimmen der Natur, die Kunst zu heilen endlich so vereinfacht und von exclusiven, allein seligmachenden Systemen gereinigt werden wird, wie es längst die besten Aerzte aller Zeiten und Nationen, wenn auch vergebens, wünschten.

Diejenigen, welche auf den Ursprung der Medicin und die Erfindung der Arzneymittel zurück gehen wollen, werden denselben Quellen nachforschen müssen, denen dieß Buch seine Entstehung verdankt, den Volkscuren; so wie diejenigen, welche sich mit den räthselhaften Trieben beschäftigen, durch welche die Natur das Menschengeschlecht, welches sie erziehen wollte, warnt oder antreibt, aus eben jenen Quellen, vielleicht auch aus dieser Schrift, vielfältigen Stoff zum Nachdenken schöpfen können.

Wer die Schrift für eine bloße Sammlung von Hausmitteln ansähe, und sie mit dem Troß gewöhnlicher Hausarzneybücher vermengte, beginn-

ge zuverlässig eine Ungerechtigkeit. Wer sie aber für eine Reaction des Natürlichen gegen die Unmaßung und Geschmacklosigkeit der Ueberfeinerung in der Medicin hielte, möchte ihrem Wesen und Kerne am nächsten gekommen seyn, und höchst wahrscheinlich das Eigenthümliche und Zeitgemäße erkannt haben, welches ihr die Zustimmung so vieler Leser verschafft hat.

Es sind vier neue Kapitel hinzu gekommen: VII. Brechrühr; XXVI. Harnruhr; XXXV. Krankhaft erhöhte Geschlechtsthätigkeit; LVIII. Magerkeit, Entkräftung; und die Zahl der, weit über 2000 sich belaufenden, Volksmittel und nicht pharmaceutischen Heilmittel ist abermahls um mehr als 300 vermehrt worden. Einiges, was dem Verf. un Zweckmäßig erschien, ist weggelassen, manches anders gestellt, und er glaubt so dem Ganzen nicht nur eine bessere Form gegeben, sondern auch größeren Gehalt und Brauchbarkeit verschafft zu haben. Die hinzu gekommenen Sach- und Namen-Register, so wie die Wahlsprüche der 58 Kapitel, besserer Druck und Papier gehören noch zu den Bereicherungen dieser Ausgabe.

Bei einem schließlichen Rückblicke auf die Arbeit und der Empfehlung des Buches möge das, was der Verfasser am Ende der Vorrede über den beabsichtigten Zweck anführt, hier noch eine Stelle finden. Er sagt: er habe erstens dem Arzte eine Uebersicht des Reichthums der Volksarzneymittel geben wollen, woraus dieser das Gute zu seinen Heilzwecken auswählen, modificieren und anwenden könnte; zweitens aber auch Laien, welche in einer Lage sich befinden, in der sie sich selbst zu helfen genöthigt sind,

zweckmäßige, einfache, nicht pharmaceutische Heilmittel vorschlagen wollen, damit sie in der Noth nicht ohne Hülfe seyn, noch in die Hände des quacksalbernden Unverständes fallen möchten.

D—r.

F r a n k f u r t a. M.

In der Andrea'schen Buchhandlung, 1837: Forschungen, Erfahrungen und Rechtsfälle für Philosophie des Rechts und der Rechtspflege von Dr. J. G. Claus. XXXVII u. 191 Seiten in Octav.

Unter diesem Titel finden sich folgende Skizzen und Abhandlungen vereinigt: 1) Merkwürdiges Beyspiel von Justizmangel; 2) der Grundsatz: omnium contributione sarciatur quod pro omnibus datum est, oder die Societätslehre; 3) die Erwerbgesellschaft und ihre Abart, durch einen Rechtsfall erläutert; 4) die bürgerliche Gesellschaft im Gegensatze der Erwerbgesellschaft, ein analytischer Versuch; 5) der Staat als Vernunftidee und der Staat als Erscheinung, oder das erste Erbreich und seine Legitimität; 6) der Beytrag Aller zum Zwecke des Staats; 7) das Völkerrecht und die juridische Beschränkung eines möglichen Kriegszustandes der Staaten; 8) das hohe Meer als Völkerstaat und die Kaperey; 9) die Lehre vom Ersatze der Kriegsschäden und ihr Princip; 10) das Privateigenthum im Auslande; 11) die Ehegeschichte des Reichsgrafen W. G. F. Bentinck vor dem Richterstuhle des Naturrechts; 12) Civilrecht und Volkserziehung; 13) flüchtige Skizze für ein mögliches künftiges Naturrecht.

Den Inhalt dieser kleinen Arbeiten hier genauer zu prüfen, ist nicht die Absicht gegenwärtiger Anzeige. Jedenfalls muß Refer. dieselben geistreich und anziehend nennen. Ein Mann, weder der historischen Schule des römischen oder des germanischen Rechts angehörig, noch anscheinend mit der deutschen Philosophie eigentlich vertraut, aber mit heller Wahrnehmung und eindringlicher Darstellungskunst begabt, — ergeht sich hier gleichsam mit Dilettantenfreyheit auf dem Gebiete der Politik und der Gesetzgebung, besonders in völkerrechtlichen Gegenständen, noch immer an dem in mancher Hinsicht respectabeln Irrthume hängend, es lasse sich im Staate oder gar zwischen verschiedenen Staaten ein Ideal des rechtlichen Zustandes verwirklichen, dessen Urgrund ihm selbst nicht deutlich geworden zu seyn scheint. Die Weise, mit welcher der Verfasser in seinen übrigens von schätzbarer Bildung zeugenden und den Leser auch belohnenden Ausarbeitungen, noch von einem Naturrechte redet, vor dessen Richterstuhl er die in den Staaten und Staatsverhältnissen entsprungenen, concreten Thatsachen meint rufen zu können, erinnert an die effektische Schule der Philosophie vor Kant, und ist seitdem in Deutschland gänzlich bey Seite geschoben. Möchte der Verfasser aus dem, allem Anscheine nach, reichen Schatze seiner Erfahrung, uns lieber eigentlich rechtswissenschaftliche Bearbeitungen wirklicher Rechtsfälle geben! Die Klage, es sey in allen irdischen Verhältnissen doch ein unvollkommenes Menschenwerk sichtbar, bedarf, wenn gleich sie noch so geistreich geführt wird, keiner Auseinandersetzung mehr.

L o n d o n.

Bey Whittaker und Comp.: The natural history of animalcules: containing descriptions of all the known species of Infusoria; with instructions for procuring and viewing them. Illustrated by upwards of 300 magnified figures on steel. By Andrew Pritchard. 1834. 169 Seiten und 6 Stahltafeln. Octav.

Erst die neuere Zeit hat, wie über so Manches, so auch über die Infusorien, ein gehöriges Licht verbreitet. Das Verdienst in dieser Hinsicht gebührt Hn Professor Ehrenberg, dessen Leistungen Hn Pritchard nicht unbekannt geblieben sind. Das vorliegende Werk, welches 436 Infusionsthierchen beschreibt und durch 301 Figuren eine große Zahl derselben versinnlicht, ist gewiß nicht wenig geeignet, das Studium dieser Thierabtheilung zu fördern. Der Verfasser läßt die Gattungen nachstehender Maßen auf einander folgen: Monas, Proteus, Volvox, Enchelis, Vibrio, Cyclidium, Paramaecium, Kolpoda, Gonium, Bursaria, Cercaria, Leucophrys, Trichoda, Kerona, Himantopus, Vorticella und Brachionus. Mit Vergnügen sehen wir auch Ehrenberg's System angehängt und in demselben auf Pritchard's Arten verwiesen. — Es wäre zu wünschen gewesen, wenn der Verfasser behuf eines zweckmäßigeren Auffindens der Arten einen systematischen Abriß beygefügt hätte.

Berthold.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 13. August 1838.

G ö t t i n g e n.

In diesen Tagen erhielt die hiesige Bibliotheks-Commission ein Schreiben hohen Königl. Universitäts- = Curatoriums, begleitet von einem kostbaren Geschenke für die Königl. Bibliothek, wie aus dem hier zunächst mitzutheilenden Schreiben erhellen wird:

‘Des Höchstseligen Königs Wilhelm des Vierten Majestät haben kurz vor ihrem Tode bestimmt, daß ein an Allerhöchst denselben gesandtes Prachtexemplar einer von dem Marquis Marini de Bacuna besorgten Ausgabe des Vitruvius der Universitäts- = Bibliothek in Göttingen zukommen solle, wogegen das früherhin dieser Bibliothek überwiesene minder kostbare Exemplar jener Ausgabe an die hiesige Königl. Bibliothek zurück zu liefern sey.’

‘Da nun das erwähnte Prachtexemplar vor einiger Zeit von London hier eingetroffen ist, so lassen wir dasselbe hierneben der Königl. Bibliotheks- = Commission mit dem Auftrage zugehen, das ihr früherhin bereits übersandte Exemplar jener Ausgabe unmittelbar an die hiesige Königl.

Bibliothek zu übersenden, und daß solches geschehen sey berichtlich uns anzuzeigen.'

Hannover den 14. Julius 1838.

Königl. Hannoversches Universitäts-Curatorium.

Arnswaldt.

Als wir in diesen Blättern, G. g. N. 1837., St. 106., das Königl. Geschenk der Prachtausgabe des N. Testaments anzeigten, das fast zugleich mit der Nachricht von Seinem Tode uns erreichte, glaubten wir den letzten Beweis Seiner Königl. Huld angekündigt zu haben. Gleichwohl sollte es anders seyn! Noch kurz vor Seinem Tode hatte der verewigte Monarch sich Seiner Georgia Augusta erinnert, und beschloß ihr ein Andenken zu hinterlassen, vielleicht das kostbarste dieser Art, das jetzt in vier groß Folio-Bänden in der reichsten Ausstattung vor uns liegt. Unfern Dank vermögen wir nicht mehr ihm dazubringen, aber mit demselben mischen sich die heiligen Gefühle der tiefsten Rührung, wie durch seinen eigenen Zuruf aus höheren Regionen geweckt, welche wir unsern Lesern selber zu würdigen überlassen.

Ueber das Werk selbst haben wir bereits bey der Anzeige der frühern kleinern Ausgabe, G. g. N. 1837. St. 78., Bericht abgestattet. Die Leser werden sich erinnern, daß diese Ausgabe des Vitruvius nicht etwa ein neuer Abdruck sey, sondern vielmehr eine ganz neue critische Behandlung des Textes, mit Hülfe fast aller bekannten Handschriften und frühern Ausgaben, auf welche der edle Marini, indem er es zu einer Aufgabe für sein Leben machte, einen großen Theil seiner Zeit und seines Vermögens verwendete.

Das vorliegende Prachtexemplar ist dasjenige, welches laut der Dedication mit goldenen Lettern vor dem Titelblatte: *Guilielmo Quarto, Magnae*

Britanniae et Hannoverae Regi, Bonarum artium Patrono Munificentissimo Exemplar ex perpaucis formae amplissimae, der Herausgeber dem verewigten Monarchen gewidmet hatte. Es ist ein Prachteremplar im vollsten Sinne des Wortes, dessen äußere Ausstattung noch eine kurze Nachricht erfordert. Es ist in großem Folioformat, mit dem schönsten Papier und Druck, die beide nichts zu wünschen übrig lassen. Aber auch der Einband verdient eine besondere Erwähnung, da derselbe wohl als das vollkommenste Muster der jetzigen Buchbinderkunst betrachtet werden kann, und dies nicht in Einem, sondern in vier gleichen Bänden. Die Farbe des Einbandes ist hellgelb, mit einer grünen Einfassung, beide so wohl auf den Seiten als dem Rücken reich vergoldet. Gleichwohl ist bey dem Reichthume die Vergoldung nicht überladen, sondern höchst geschmackvoll. Daß nur sehr wenige Exemplare dieser Art gedruckt sind, sagt die Dedicatio, und daß der Werth des Königl. Geschenks dadurch noch erhöht wird, brauchen wir nicht zu bemerken. Aber was ist dieser äußere Werth gegen den innern, den es durch die Gesinnungen unsers verewigten Monarchen und die Umstände erhält, unter denen es uns von Ihm verliehen wurde!

Hn.

B o n n.

Verlag von Ed. Weber, 1835: Daretis Phrygii de excidio Trojae historia. Ad librorum fidem recensuit et adnotationibus instruxit Andreas Dederich, Bonnensis. X u. 102 Seiten in gr. Octav.

Was der Herausg. schon bey dem Erscheinen seines Dictys von Kreta (Gött. g. Anz. 1834. S. 1690 ff.) versprach, geht mit der vorliegenden Bearbeitung des Dares in Erfüllung, wel-

cher seit 1520 nicht besonders, und zuletzt 1702 mit Dictys zusammen gedruckt worden war. Diese neue Ausgabe erinnert besonders an Niebuhr's Einfluß, welcher bereits im J. 1827 zum gründlichen Studium dieser lange vernachlässigten Fabelisten aufforderte, um dadurch eine befriedigende Untersuchung über die Quellen derselben zu veranlassen. In Bezug auf Dictys hat nun auch Hr Dederich diese Aufgabe in den Prolegomenen zu seiner Bearbeitung dieses Schriftstellers, so weit es sich thun läßt, zu lösen gesucht; über Dares hingegen erhalten wir nur einige Bemerkungen in der Vorrede des neuen Werks, worin zwar die Schriftsteller erwähnt werden, welche den Dares kannten und benutzten, aber keineswegs irgend eine Auskunft über die Quellen desselben gegeben wird. Auch die beiden ältern Dissertationen von Brincken (de Darete Phrygio, 1736) und Eccius (1768) gehen auf keine erschöpfende Prüfung dieses Punctes ein. Es ist bisher noch nicht ermittelt worden, in welcher Zeit der Verf. des griechischen Originals, welches ein Schriftsteller des Mittelalters, den nur Schriftsteller des Mittelalters kennen, unter dem Namen des Cornelius Nepos wörtlich in das Lateinische übersetzt zu haben vorgibt, ohne jedoch in seiner Latinität sich als einen guten Römer zu beurkunden, gelebt habe. Ja, wir wissen nicht einmahl, ob er in Versen oder in Prosa schrieb. Der alexandrinsche Mythograph Ptolemäos, welcher etwa 100 Jahre nach Chr. lebte und noch ein Zeitgenosse des Tacitus war, berichtet aus einem ältern Schriftsteller Antipatros von Akanthos (vermuthlich dem Aegyptischen), daß Dares vor Homeros die Ilias geschrieben (p. 14. ed. Roulez). Daraus erhellt, daß sie in Versen seyn mußte, wie auch ein etwas späterer Schriftsteller, Helia-

nos (V. H. 11, 2.), ausdrücklich bezeugt, indem er das Epos des Trözeniers Droibantos, welchen die trözenische Sage ebenfalls zu Homeros' Vorgänger machte, mit der phrygischen Ilias des Dares zusammen nennt, und zugleich bemerkt, daß diese letztere zu seiner Zeit noch vorhanden gewesen sey. Dazu kommt noch, daß Josephus Iscanius, welcher etwa im elften Jahrhunderte den Dares in lateinische Hexameter übertrug und lange für Cornelius Nepos gehalten und öfters als solcher gedruckt worden ist, seinen Vorgänger einen vates oder Dichter nennt, ihn dessen ungeachtet aber wegen seiner historischen Treue lobt und nur deshalb dem Homeros vorzieht. So heißt aus demselben Grunde die Ilias des Dares eine historia auch bey Isidor. Orig. 1, 41., und Albertus Abbas hinter Bardili's Corn. Nepos. T. 2. p. 385 seq. u. A. Ferner stimmt dasjenige, was Antipatros von Akanthos, dessen Blüthe gewiß nicht über unsere Zeitrechnung hinaus reicht, aus dem griechischen Originale berichtet (bey Ptolem. Geogr. a. a. O. und Eustath. zu λ , 521.), mit dem nicht überein, was wir in unserm Dares lesen. Dies ist freylich nur ein einziger Umstand, nämlich daß Dares, welchen die Ilias (ϵ , 9.) als einen reichen Priester des Hephästos in Troja kennt, der Rathgeber des Hektor gewesen sey und diesen namentlich auf den Orakelbefehl des thymbräischen Apollo davon abgehalten habe, den Patroklos zu tödten; Dares aber sey späterhin als Ueberläufer von Odysseus erlegt worden. Aber, daß gerade das Einzige, was aus der phrygischen Ilias bekannt ist, bey dem lateinischen Uebersetzer, welcher wörtlich übertragen zu haben versichert, nicht vorkommt, und daß dieser noch dazu den trojanischen Krieg bis zu Ende beschreibt, was das Original nicht kannte, indem es die Handlung nicht viel weiter fortführte als die Homerische Ilias, muß noth-

wendig unsern ganzen Verdacht gegen die vor-
 geblichen Uebersetzungen erregen, welche sich viel-
 leicht erst seit dem 10. Jahrh. unserer Zeitrech-
 nung über Europa verbreiteten, und von denen
 nicht eine mit der andern übereinstimmt, obgleich
 alle das Original treu wieder gegeben zu haben
 behaupten. Man vergleiche nur die Erzählung
 des Josephus Iscanius mit der des Pseudo-Cor-
 nelius, oder des Henricus Brunsvigensis oder
 des Guido, welcher sich ebenfalls auf den griechi-
 schen Dares beruft, und man wird sehen, wie
 der eine dieses, der andere jenes ausführlicher
 aus derselben Quelle zu berichten weiß, dagegen
 anderes mehr oder weniger abkürzt oder gar aus-
 läßt. Den Begriff von Genauigkeit der Ueber-
 tragung müssen wir daher ganz schwinden lassen,
 und dagegen eine höchst willkürliche Benutzung
 mehrerer Quellen annehmen, die sich nicht immer
 genau angeben lassen. Was die mittelhochdeut-
 schen Bearbeitungen des Trojanerkrieges anlangt,
 so hat neulich Frommann in seiner Ausgabe
 des Gedichts von Herbart darüber eine genaue
 Untersuchung angestellt, auf welche wir hier um
 so bereitwilliger aufmerksam machen, da sie auch
 Manches zur richtigen Beurtheilung des Dares
 enthält. Die Anmerkungen des Hn Dederich
 zu vorliegender Ausgabe nehmen auf die Verglei-
 chung der Erzählungen, die im Mittelalter aus
 dem griechischen Dares in römischer und deutscher
 Form geflossen seyn sollen, zwar auch Rücksicht,
 aber lange nicht mit derjenigen durchgreifenden
 Gründlichkeit, welche allein zu einem befriedigen-
 den Resultate führen kann. Daneben wird auch
 der Sprachgebrauch des Dares durch Beyspiele
 aus classischen Römern, wo es nöthig ist, erläu-
 tert, aber nicht immer in der Absicht, um den
 Ausdruck als classisch zu erweisen (was in der
 That oft schwer fallen möchte), sondern öfters,

um zu zeigen, wie sehr er von den echt römischen Redeformen und Constructionen abweicht.

Was die critischen Hülfsmittel zur Herstellung des Textes, welcher in den alten Ausgaben (welche bereits mit 1470 beginnen und in den nächsten 50 Jahren zu einer bedeutenden Zahl anwuchsen) und in den Handschriften nicht nur im Einzelnen sehr verdorben, sondern auch an vielen Stellen verschiedentlich abgekürzt oder erweitert erscheint, anlangt, so ist es dem neuen Herausgeber nicht gelungen, sich eine umfassende Uebersicht oder heilsamen Gebrauch davon zu verschaffen. Durch Drelli, welcher früher selbst den Dares critisch zu bearbeiten beabsichtigte, diesen Plan aber längst aufgegeben hat, erhielt er eine Collation der seltenen Cratanderschen Ausgabe, Basel 1529, und fügte dazu noch Varianten aus der von Mercurius, Obrecht und der Dacier. Die einzige Handschrift, welche Drelli für ihn in St. Gallen verglich, ist vielleicht unter allen die schlechteste und neueste, und eher eine Periphrase als ein Text des Dares zu nennen.

G. H. Bode.

L ü n e b u r g.

Bey Herold u. Wahlstab, 1838: Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg für Schule und Haus von Dr Wilhelm Havemann, Lehrer am Kön. Pädagogium zu Ilfeld. Zweyter Band. XXIV u. 449 Seiten.

Der zweythe Theil des vor Kurzem in diesen Blättern angezeigten Werks ist unserer Erwartung schnell entgegen gekommen. Wir beziehen uns im Allgemeinen auf die Bemerkungen bey Anzeige des ersten Theils und fügen bloß hinzu, daß der zweythe Theil auch in Betreff späterer Zeiten mit viel Freymüthigkeit und eigenem Urtheile geschrieben ist. Von den Quellen, aus denen dieser Band geschöpft worden, gibt der Vf. in der Vorrede Rechenschaft. Wir

glauben uns am kürzesten fassen zu können, wenn wir eine Stelle daraus hersehen. 'Zu der ersten (Classe der Quellen aus der Zeit bis zum Abschlusse des westphälischen Friedens) rechnen wir die in den Archiven begrabenen Correspondenzen der fürstlichen Häuser, die Berichte hoher Beamten, die Verhandlungen mit der Landschaft' &c. Dann fährt er fort: 'Ueber die erst genannten Quellen, durch deren zweckmäßige Benutzung allein eine treue, umfassende Landesgeschichte gefördert werden könnte, hier zu reden, kann meine Aufgabe um so weniger seyn, als ich von den zwey großen Archiven der braunschweigisch-lüneburgischen Lande nicht zu berichten im Stande bin. Endlich fügt der Verf. hinzu: 'Weder die Hülfe, welche mir in Wolfenbüttel durch theilweise trefflich abgefaßte Cataloge zu Theil wurde, noch die freundliche Bereitwilligkeit der Männer, deren Aufsicht diese Schätze anvertraut sind, konnte dem Uebelstande der Eile abhelfen, mit welcher ich meine Excerpte anzuordnen gezwungen war.' Man kann also nur den Wunsch aussprechen, daß, wie ein benachbarter Staat dem Geschichtschreiber Friedrich Wilhelms I. u. Friedrichs II. mit großsinniger Huld die Archive geöffnet hat, so auch dem Vf., der unstreitig geeignet ist, der Historiograph des welfischen Hauses zu werden, die Archive unsers Landes sich öffnen und ihm Mußestunden geschenkt werden mögen, damit er Alles leiste, was von ihm so richtig erkannt ist.

Dieser Theil zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Vom Erlöschen des Hauses Grubenhagen bis zum westphälischen Frieden; 2) von da bis zum Aussterben des Herzogl. Hauses Lüneburg-Celle 1705; 3) bis auf die franz. Revolution 1789; und 4) bis zur Schlacht bey Waterloo 1815. Eingeschoben ist in den zweyten Abschnitt die Geschichte Osnabrücks (Stifts und Stadt), und angehängt in einem fünften Abschnitte 'ostfriesische Geschichten'. W. M.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. 131. S t ü c k .

Den 16. August 1838.

G ö t t i n g e n .

Der am 21. Julius vom Hn Prof. Berthold in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften gehaltene, durch Präparate und Abbildungen erläuterte Vortrag, woraus hier das Folgende übersichtlich mitgetheilt wird, war 'Ueber den Bau des Wasserkalbes (*Gordius aquaticus*)'.

Dieser Wurm, so wie alle zur Gattung *Gordius* gehörenden Arten, sind diejenigen Thiere unserer Umgebung, welche hinsichtlich ihrer innern Organisation, nicht so wohl wegen der Kleinheit des Körpers, als vielmehr wegen der geringen Durchsichtigkeit aller, der sehr bedeutenden Rigidität gewisser und der außerordentlichen Zartheit anderer Theile, noch fast gänzlich unbekannt geblieben sind. Daher vermessen wir über diesen Wurm in allen älteren und neueren Hand- und Lehrbüchern der vergleichenden Anatomie jede sichere Nachweisung. Von den früheren Schriftstellern ist es allein Alexander de Bacounin, welcher eine Zergliederung versuchte, aber die

Leibeswand mit dem Darm verwechselte, und weder diesen letzteren noch Geschlechtstheile kannte. In neuerer Zeit hat Cuvier beyhm Gord. argillaceus einen doppelten Nervenstrang angenommen, als welchen indeß dieser große Anatom ohne Zweifel den Darm und einen über demselben liegenden Kanal betrachtet hat; Delle Chiaje spricht vom Munde, After und Darm des Gord. pusillus, scheint jedoch den Darm nicht gesehen, sondern vielmehr nur aus dem Vorhandenseyn von After und Mund auf dessen Gegenwart geschlossen zu haben. Die ausführlichste Anatomie ist von Charvet, welcher das Hautsystem und die Leibeswand richtig schildert, die weiblichen Geschlechtstheile kennt, aber weder von den männlichen, noch vom eigentlichen Darne etwas gesehen hat.

Außerlich unterscheidet man am Gordius aquaticus einen glänzend grauweißlichen Kopftheil, der nach hinten von einem dunkeln Halsbande begrenzt wird, von welchem, der Bauch- und Rückenseite entlang, ein dunklerer Streif bis zu den Winkeln der Vereinigung der Schwanzgabeläste sich erstreckt. Der Körper ist überall gleich dick, glatt, jedoch im halb trocknen Zustande feine regelmäßige Ringe zeigend; auch sind mittelst des Microscops ganz deutlich feine Poren in der Haut wahrzunehmen, aber nicht etwa in einzelnen bestimmten Reihen, sondern über die Gesamtoberfläche des Körpers zerstreuet.

Die Haut besteht aus zwey Schichten, von denen die äußere derbe und sehr elastisch ist und einen schönen Irisschiller bewirkt. Diese Schicht ist überall gleich dick, gleichmäßig, dunkler und heller braun, gefärbt, und läßt unter dem Microscope ein maschenartiges Gewebe erkennen. Die Maschen werden von sechs ungleichen Seiten be-

grenzt; an den Vereinigungsstellen der Maschenlinien erblickt man runde Punkte, welche Hautporen vorstellen. Fortwährend findet die Absonderung einer schleimartigen Materie statt, welche die Trübung und den Bodensatz in dem Wasser bewirkt, in welchem man lebende Gordien aufbewahrt. Die innere Schicht ist etwa nur $\frac{1}{4}$ so dick als die äußere, schwach gelblich gefärbt und an letztere mittelst eines zarten fadigen Gewebes befestigt; sie ist der eigentliche Sitz der äußerlich wahrnehmbaren dunklern Längestreifen. Auch in ihr erkennt man ein Maschengewebe, aber die Maschen erscheinen als längliche Schlingen, welche regelmäßig in bestimmten Entfernungen von stärkeren Querlinien durchzogen werden. Punkte, wie in der äußern Schicht, fehlen hier durchaus. Da, wo der helle Theil des Kopfendes sich befindet, fehlt sie, ist aber unter dem dunklern Halsbände, so wie auch da, wo man äußerlich die dunklern Längerbänder sieht, sehr stark entwickelt.

Die mannigfaltigen Bewegungen des Thiers, welche indeß niemahls in einem auch nur einigermaßen merklichen Ausdehnen und Zusammenziehen der Länge und Dicke nach bestehen, werden von der eigentlichen Leibeswand ausgeführt, welche man auch als dritte Hautschicht betrachten könnte. Diese Leibeswand stellt einen blendend weißen — wie Sehnenmasse — aber wenig consistenten Muskelcylinder vor, und ist etwa doppelt so dick als die Haut. Auf ihrer äußern Fläche erblickt man lose Fäserchen, mittelst welcher sie mit der umgebenden zweyten Hautschicht verbunden wird. Sie besitzt eine ziemliche Dehnbarkeit, spaltet aber bey einem Versuche sie der Breite nach auszudehnen, sehr leicht der Länge nach. Ihr Gewebe besteht aus dicht über und

neben einander liegenden feinen Längenfäsern, welche wahrscheinlich mit dem ganzen Körper nicht von gleicher Länge sind, sondern nur sehr kurz, und dadurch, daß sie sich hinter einander lagern, diesen ganzen Muskelschlauch zusammen setzen. Die Längenfäsern werden von bey weitem spärlicheren Zirkelfäsern bedeckt und laufen an denjenigen Stellen etwas gedrängter, wo man äußerlich die dunklen Streifen erblickt. Die Zirkelfäsern sind besonders unter dem Halsbände angehäuft, und vermitteln ein schwaches Hervortreten des Kopfes, nachdem derselbe durch Längenfäserbündel etwas zurück gezogen worden. Am Schwanzende theilt sich die Leibeswand, entsprechend den Gabeläften, in zwey stumpfe Spitzen; hier bewirken die Muskeln eine schwache gegenseitige Entfernung und Annäherung jener Aeste. Die unbedeutende Entwicklung der Zirkelfäsern hängt ohne Zweifel mit der starken Rigidität der äußeren Haut zusammen, indem ihre antagonistische Wirkung gegen die Längenfäsern durch dieselbe gewissermaßen ersetzt wird.

Empfindlichkeit gegen äußern Widerstand, so wie für Licht ist dem Gordius nicht abzusprechen, aber besondere Sinnesorgane ist man nicht im Stande nachzuweisen. Besonders empfindlich verhalten sich Kopf und After. Eigentliche Nerven gebilde sind nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen; jedoch erkennt man zwey zarte Fädchen unter dem Darmkanale parallel neben einander verlaufen, welche ein weißeres Ansehen haben als dieser Kanal, indeß weder Anschwellungen zeigen, noch deutlich wahrnehmbare Seitenästchen abgeben. Diese möchten wohl für Nervenstränge zu halten seyn; denn wenn man ein aufgeschnittenes Thier gerade in dieser Gegend reizt, zeigt es sich bey weitem empfindlicher als bey der Reizung

irgend sonst eines Körpertheils. Die Fädchen sind aber so fein und haben dabey einen so geringen Zusammenhang, daß ihre wahre Natur nicht genauer ergründet werden konnte.

Als Hauptgefäßsystem erscheint die innere Hautschicht, und zwar besonders die in derselben befindlichen dunklern Längsbänder. In der Bauchbinde verlaufen zwey dünne, dunkel gefärbte Fäden parallel neben einander (wahrscheinlich Venen), in der Rückenlinie hingegen nur eins (wahrscheinlich Arterie). Von beiden Gefäßen begeben sich eben so dunkle, aber feinere Fädchen zu den Seiten, und erscheinen als diejenigen Netze, welche die Maschen der innern Hautschicht in ziemlich regelmäßigen Abständen der Quere nach durchziehen. Auch sind die Netze in der äußern Hautschicht Gefäße, welche besonders den Respirationproceß vermitteln, — die dunkeln Punkte aber, welche die Hautporen vorstellen, dürfen wohl für Schleim absondernde Cryptae gehalten werden. In der eigentlichen Leibeswand ist man nicht im Stande Gefäße zu erkennen, hingegen wohl in der Haut des weiblichen Geschlechtschlauches. Eigentliche Circulation und Gefäßbewegung wurde nicht wahrgenommen.

Der Mund befindet sich nicht im Centrum, sondern ein wenig nach unten auf dem nicht gegabelten Körperende. Es ist aber nirgends ein offen stehendes Loch als Mundöffnung zu erkennen, sondern vielmehr nur eine schwache tellerförmige Vertiefung, welche, je nachdem das Thier den Kopf etwas vorgeschoben oder zurück gezogen hat, bald als runde Grube, bald hingegen als lippenförmige Querspalte erscheint. Um den Mund, wie überhaupt am Kopfe, ist die Muskelschicht bedeutend dicker und fester, so daß sie einem versuchten Drucke einen bedeutenden Widerstand ent-

gegen stellt. — Bey weitem leichter und deutlicher ist der After wahrzunehmen, welcher vor dem untern Winkel der Schwanzgabel liegt, eine runde Form hat, jedoch kaum merklich nach vorn sich verlängert. Nicht allein durch mäßiges Pressen, sondern auch durch Reizen der After- und Mundöffnung ist man im Stande, den Abgang einer weißlichen Masse aus ersterer zu bewirken. In der Schwanzgabel ist die Muskelmasse ähnlich dicht als am Kopftheile. — Der Darm erscheint als sehr feiner, nirgends eine vorzugsweise Erweiterung erkennen lassender und während seines ganzen Verlaufs vom Munde bis zum After spiralförmig sich windender Kanal. Er liegt an der Bauchseite der Leibeswand, und ist mittelst eines zarten Fadengewebes mit der innern Fläche derselben verbunden. Trennt man diesen Kanal vorsichtig ab, so wird er, wegen der dadurch entwickelten Spiralwindungen, fast doppelt so lang als das ganze Thier. Mittelst des Microscops erkennt man hin und wieder in ihm sehr feine, krümlige Massen als Koth; er besteht hauptsächlich aus sehr zarten Längenfäsern. Dieser Darm ist nicht mit einem Faden zu verwechseln, welcher über ihm liegt, und mittelst feinen Gewebes so an ihm befestigt ist, daß es den Anschein hat, als würde er von demselben umwunden. Dieser Faden liegt indeß nicht allein etwas mehr gegen den Rücken hin, sondern ist auch ungefähr nur halb so dünn als der Darm selbst. Nach hinten endet der Darm in eine ganz kurze, ihm und den weiblichen Geschlechtstheilen gemeinschaftliche Cloaca.

Als männliches Geschlechtsorgan dürfte vielleicht ein langer Kanal zu betrachten seyn, welcher mit einem dünnen an dem vordern Theile des Darms und der Eyerstöcke befestigtem Ende

beginnt, auf dem Darm liegend und spiralförmig sich windend, ohne jedoch den Darm zu umwinden — nach hinten verläuft und hier in das Ende der weiblichen Geschlechtsröhren sich ausmündet. Der Kanal ist mittelst eines zarten Verbindungsgewebes überall an dem Darne befestigt; bildet nirgends Erweiterungen, welche man als Samenblasen ansprechen könnte, erreicht aber mehr als die doppelte Länge, wenn man durch schwaches Ziehen die Spiralswindungen zerstört und ihn so zu einem geraden Kanale macht. Äußere Begattungsorgane sind durchaus nicht wahrzunehmen; eben so wenig war es möglich Samenthieren zu erkennen. — Was die weiblichen Geschlechtsorgane betrifft, so sind dieselben bey weitem mehr entwickelt als die männlichen und überhaupt die entwickeltsten Eingeweide des ganzen Thieres. Sie bestehen aus zwey längs des ganzen Leibes verlaufenden, weiten, die Leibeshöhle größtentheils ausfüllenden Röhren, welche über und neben dem Anfange des Speisekanals mit blinden Anfängen beginnen, und über dem Darm und Hoden nach hinten verlaufen. Beide weiblichen Geschlechtskanäle winden sich in ihrem ganzen Verlaufe spiralförmig. Etwa $\frac{1}{4}$ Zoll vor dem After vereinigen sie sich zu einem gemeinschaftlichen Kanale, welcher später mit dem Darmende eine sehr kurze Cloaca bildet. Sie sind nur locker mit der umgebenden Leibeshöhle verbunden, haben ein regelmäßig gegliedertes Ansehen — etwa wie ein Bandwurm an denjenigen Stellen, wo die Glieder am kürzesten und gedrängtesten stehen —, überall ziemlich die gleiche Dicke, zeigen aber von Strecke zu Strecke Einschnürungen und bilden an diesen Stellen zarte, unvollkommene Querscheidewände, welche ins Innere der Kanäle hinein ragen. Die Röhren bestehen aus

zwey Häuten, von denen die äußere fester ist und die bandwurmförmigen Ringe bewirkt, die innere hingegen sehr locker erscheint und ein spinnenwebartiges Maschengewebe vorstellt. An den Eyeröhren lassen sich bey genauerer Betrachtung zwey Arten von Gebilden unterscheiden, nämlich ein mehr gefäßartiges, und ein mehr häutiges. Die längs des Darmkanals und Hodens, also in der Mittellinie des Bauches verlaufenden, nach unten einander zugekehrten Linien der weiblichen Geschlechtschläuche bestehen aus einem dichtern Gewebe und erscheinen gleichsam als eine Art von Mesometrium des membranösen Theils; vielleicht daß erstere Theile die die Eyer erzeugenden Eyerstöcke, die membranösen hingegen die zur weitem Vervollkommnung der Eyer dienenden Gebärmütter sind.

Obgleich nach dem Vorstehenden die Gordien Zwitter sind — wenigstens wurde bey allen bis jetzt zergliederten Individuen kein Unterschied im innern Baue wahrgenommen, welcher eine Geschlechtsverschiedenheit beurkundete —, so ist es doch noch gänzlich unentschieden, ob eine Begattung statt findet, oder ob jedes Individuum sich selbst befruchtet. Da ein Penis, oder dem ähnliche Gebilde fehlen, so müßten sich diese Thiere, wenn ersteres der Fall wäre, mit ihren Schwanzenden umfassen, und ihre Afteröffnungen an einander legen. So viel ist aber sicher, daß sie nicht lebendige Junge zur Welt bringen, wie es von der *Filaria medinensis* geschieht, sondern Eyer legen. Den Körper der ausgewachsenen Thiere findet man im May bis Julius von einer milchigen Feuchtigkeit strogen, welche durch das Microscop besehen aus Eiern besteht, die in einer körnigen Flüssigkeit schwimmen. Die Eyer sind vollkommen rund; die aus dem untern Theile

des Uterus heraus genommenen größer, als die im obern Theile sich befindenden. Sie bestehen äußerlich aus einer zarten Haut, in der eine sehr feinförnige Dottermasse enthalten ist. Die Dotterkugeln sind etwa vier Mal kleiner als die menschlichen Blutbläschen. An einer Stelle ist in dem Eyer ein etwas größeres Kugeln wahrzunehmen, welches wohl für das Keimbläschen zu halten ist. Untersucht man den Inhalt der weiblichen Geschlechtsröhren im ersten Frühjahre, so erkennt man jene Eyer durchaus nicht, aber wohl eine spärlichere Milchflüssigkeit, die aus Körnchen besteht, deren Größe etwa die Hälfte vom Durchmesser der menschlichen Blutbläschen beträgt, und welche wahrscheinlich die ursprünglichen im Eyerstocke gebildeten, aber im Uterus allmählich sich vergrößernden Eyer vorstellen. Bisher fehlte es an Gelegenheit die Entwicklung der Jungen wahrzunehmen.

Seit durch Cuvier, Duméril, besonders aber durch Lamarck die so genannten Gliederwürmer von den übrigen eigentlichen Würmern getrennt wurden, hat man den Gordius bald zu diesen, bald zu jenen gestellt; Einige verbanden ihn mit Filaria zu einer Gattung. Zwar läßt sich nicht bezweifeln, daß der Gordius wegen mancher Verhältnisse mit den Ringwürmern verwandt ist, wofür so wohl die Zwitterbildung als auch das Gefäßsystem und die geringelte festere, glänzende Haut spricht; indeß nähert er sich in anderer Beziehung mehr den fadenförmigen Eingeweidewürmern, namentlich den eigentlichen Filarien, in deren unmittelbaren Nähe er besonders wegen der gesammten Körperform, des nicht gehörig nachzuweisenden Nervensystems, des Mangels aller besonderen Sinnesorgane, so wie des allgemeinen innern Baues stehen muß. Ueber-

haupt bestimmt uns aber dieses Thier, die beiden Hauptabtheilungen der eigentlichen Würmer nicht so weit aus einander zu legen, als es von den meisten Zoologen geschehen ist, indem die ziemlich nahe Verwandtschaft derselben besonders auch durch den Gordius vermittelt wird.

L e i p z i g.

Bey Barth, 1838. Die christlichen Heilslehren nach den Grundsätzen der evangelisch-lutherischen Kirche, apologetisch dargestellt und entwickelt von Dr Friedrich Wilhelm Kettberg. VIII u. 286 Seiten in Octav.

Der Verf. wußte keinen bessern Titel, als den vorstehenden, um das mit einem Worte zu bezeichnen, was in unsern dogmatischen Lehrbüchern gewöhnlich Anthropologie und Soterologie genannt wird. Gewiß bilden die Sätze, welche die Stellung des Menschen zu Gott unter dem Einflusse der Sünde, und gemäß der Heilsanstalt des Christenthums behandeln, ein selbständiges Ganze, das aus der hergebrachten Anordnung des dogmatischen Stoffes heraus gehoben werden kann; es sind ja dies dieselben Sätze, die seit Augustin vorzugsweise auf dem Gebiete der abendländischen Kirche die Gemüther bewegt, und die Forschung beschäftigt haben, es sind dieselben, die in der Reformation mit solcher Lebendigkeit behandelt wurden, und noch jetzt die confessionellen Spaltungen des Abendlandes bedingen.

Der Verf. wurde zu sorgfältiger Prüfung des lutherschen Lehrbegriffs durch Vorlesungen an hiesiger Universität über systematische Theologie veranlaßt, und hatte dabey besonders des nun schon verewigten Möhlers Angriffe auf unser System vor Augen. Wählte er auch nicht ein eigentlich

polemisches Anschließen an dessen Entstellungen, so suchte er doch besonders dessen Vorwurf zu prüfen, wornach das Werk der Reformation zwar nicht aus einem Fehler des Herzens, aber doch des Verstandes hervor gegangen seyn soll. Der Vorwurf des Unverstandes, der völligen Inconsequenz, der Ueberspanntheit, wornach die evangelische Lehre nur mit ähnlichen enthusiastischen Erscheinungen des Mittelalters, mit Catharern, Bollharden und Bizochen verglichen werden könne, ist gewiß so gefährlich, ja giftig zu nennen, daß auch nach den so erschöpfenden Antworten auf Möhlers Entstellungen, woran es evangelische Theologen nicht fehlen ließen, eine nochmalige Behandlung des Stoffes nicht überflüssig erscheinen dürfte. Die confessionellen Zerwürfnisse, wie sie von den neuerlichen Ereignissen in der Cölnischen Angelegenheit unzertrennlich sind, haben von dem Verf. nicht berücksichtigt werden können, da das Manuscript an den Druckort abgesandt war, noch ehe der entscheidende Schritt des Staates gegen den kecken Prälaten erfolgte: im Grunde ist der Verfasser erfreut, seine Untersuchungen geschlossen zu haben, ehe in Folge jenes Ereignisses des Störenden und zugleich des Mißverstandenen noch mehr in die confessionelle Lage eindrang; er hatte jetzt an Möhler nur den wissenschaftlichen Gegner, und ward dabey nicht weiter durch die sich heraus stellende Ueberzeugung gestört, daß wenn Unfrieden zwischen den Confessionen aufgehen sollte, oder vielleicht schon aufgegangen ist, ein gutes Theil der Schuld auf jene Entstellungen zu wälzen ist, die der jetzt verewigte Symboliker sich an unserm Systeme erlaubt hat.

Die Untersuchungen befolgen den längst hergebrachten und als solchen für nothwendig zu

achtenden Gang: Urzustand der Menschheit, Sünde, Erbsünde, Prädestination, Erlösung, Heilsordnung, Gnadenmittel, wobey die Nachweisung versucht wird, daß gerade das System der lutherischen Symbole die Stellung des Menschen zu Gott auf die allein so wohl der heiligen Schrift, wie der sittlichen Menschennatur angemessene Weise auffasse, und dabey die beiden Klippen vermeide, die als pelagianisierende Verflachung vom catholischen, und als gefährlicher Rigorismus vom streng calvinischen Gebiete drohen. Dem Verf. erwuchs aus längerer Beschäftigung mit dem kirchlichen Lehrbegriffe immer mehr die Ueberzeugung, daß nirgends die beiden gleichmäßig nöthigen Forderungen, der religiösen Abhängigkeit und der sittlichen Freyheit, der Receptivität und Spontaneität, so trefflich vereinigt und versöhnt erscheinen, als in den Symbolen unserer Kirche.

Namentlich ist der Verfasser rücksichtlich des an unserm Systeme angeblich so wunden Puncts der Erbsünde und der dennoch gestatteten, ja geforderten Aneignung der Erlösung aus eigener Kraft, zu anderen Resultaten gelangt, als die gewöhnlichen Darstellungen ergeben; hier soll ja die unerhörte Inconsequenz liegen, daß einmahl dem menschlichen Willen jede sittliche Kraft abgesprochen, und dann doch wieder, gleichsam durch eine eröffnete Hinterthür, wieder so viel sittliche Freyheit herein gelassen werde, um die Wirksamkeit der Erlösung doch als eine nicht zwingende, die gratia als resistibilis zu sehen. Bekanntlich seyerte auf diesem Puncte nicht allein die catholische Polemik von Bossuet bis auf Möhler stäts ihren Triumph, sondern selbst namhafte Dogmatiker unserer Kirche gaben hier das System als incurabel auf; mit dem von Luther behaupteten totalen Verluste des liberum arbi-

trium wollte sich nicht leicht Jemand einverstanden erklären. Der Verf. ging mit dem guten Zutrauen an die Prüfung, daß das Werk der Reformation, dem nach so vielen andern Seiten der Character christlicher Wahrheit gewiß ist, unmöglich bey dieser tiefsten Grundlage des Glaubens selbst in Irrthum und Unverstand verfallen seyn könnte; er sucht nachzuweisen, daß es eine vom lutherschen Standpuncte ganz verschiedene Auffassung ist, die jene Inconsequenz auffindet, daß dagegen die lutherische Ansicht, wenn auch eine potenzierte, ja spirituelle, doch die allein schriftgemäße und der religiösen Stellung des Menschen zu Gott angemessene ist. Das lutherische System ist kein Moralsystem, etwa nach antiker Auffassung, das, um den Tugendeifer zu fördern, den Menschen auf sich selbst verweist, und mit der Vortrefflichkeit seiner sittlichen Leistungen schmeichelt: es betrachtet ihn stäts nur in seiner Stellung Gott dem Heiligen gegenüber, und läßt ihm nur so viel sittlichen Werth, als er in dieser Stellung, *ἐνώπιον τοῦ Θεοῦ*, zu behaupten vermag. Kommt es hier auch zu der Ueberzeugung, daß nach dem Eintritte der Sünde in unser Geschlecht, der Werth menschlicher Handlungen durchaus nicht mehr derselbe sey, als bey Abwesenheit der Sünde, daß also die geforderte Leistung eigentlich nichtig sey —, daß eben so unter keiner Bedingung der Mensch sich selbst erlösen könne; so folgt daraus immer noch nicht, daß ihm auch die Kraft fehlen müsse, sich die Erlösung anzueignen, wenn sie ihm anders woher, durch Vermittlung von Außen, geboten wird.

Ein anderer Punct, wo dem lutherschen Systeme Mangel an Schärfe und Consequenz nachgesagt zu werden pflegt, ist die Prädestinations-

lehre, in der namentlich Calvins unerschrockene Durchführung so viel mehr geleistet haben soll: der Verfasser hatte es hier besonders mit dem letzten Vertheidiger der strengen Erwählungslehre zu thun, mit Schleiermacher und dessen zur Zeit der Kirchenunion im Preussischen Staate so viel Aufsehen erregendem Aufsatze. Er hat als Resultat heraus gebracht, daß der Calvinische Particularismus und der Luthersche Universalismus gar keinen Gegensatz gegen einander abgeben können, daß also die bisherigen Verfechter des einen und des andern ziemlich zwey Fechtern gleichen, die mit dem Rücken an einander stehen. Calvins Particularismus ist von einem rein speculativen Boden ausgegangen, wo das Verhältniß des Endlichen gegen das Unendliche, des menschlichen Willens gegen die göttliche Vollkommenheit ausgemacht werden soll: da muß freylich, wenn Gottes Wirken im Reiche des Sittlichen vollkommen seyn soll, es zugleich ein totales seyn, und jede endliche Wirksamkeit neben sich ausdrücken; die strenge Erwählungslehre ist eine Art von ethischem Pantheismus, der keine andere sittliche Wirksamkeit als selbständig neben sich dulden kann. Dabey kennt diese Ansicht an der ganzen sittlichen Entwicklungsreihe nur einen Anfangspunct in dem göttlichen Decrete, und einen Endpunct in der Seligkeit oder Verdammniß; letzterer wird unmittelbar durch ersteres determiniert, so daß auf den dazwischen liegenden Verlauf, wie nun gerade aus jenem Decrete endlich dieses Resultat heraus komme, nichts gegeben wird. Dagegen das Luthersche System hält sich an den lebendigen Verlauf der sittlichen Entwicklung selbst, gestattet nur ein solches Resultat, das aus den voran gehenden Entwicklungsmomenten folgt, läßt also Seligkeit oder Verdammniß von der

Treue abhängen, womit der Mensch sich die Erlösung durch Christum aneignen will, kennt kein anderes Decret, als den ewigen Rathschluß Gottes zur Veranstaltung der Erlösung selbst. Es bedarf nur eines Blickes in die Concordienformel, um zu sehen, daß die Prädestination nichts anders seyn solle, als der Rathschluß Gottes, die Erlösung zu veranstalten, und dann die Treue Gottes in der Durchführung derselben. Während bey Calvin Prädestination etwas Momentanes ist, darum der Anfangspunct der sittlichen Reihe, durch den aber nur unmittelbar deren Endpunct determiniert wird, ohne auf den Verlauf das Geringste zu geben, erscheint dieselbe in der Concordienformel als etwas durchaus Successives, als die göttliche Wirksamkeit, oder vielmehr der Vorsatz Gottes dazu, der den Verlauf der sittlichen Entwicklung des Menschen durch Christum in seine Obhut zu nehmen beschloß. Wenn Calvins Ansicht eine mehr speculative heißen darf, die dabey das religiöse Bewußtseyn übersieht, ja verlegt, so ist die Luthersche Prädestinationslehre eine streng religiöse, ohne freylich die speculative Frage über die Stellung des Endlichen zum Unendlichen in aller Schärfe zu berücksichtigen.

Wäre es dem Verf. gelungen, den richtigen Standpunct für Verständniß des Lutherschen Lehrbegriffs in jener streng religiösen Stellung des Menschen zu Gott nachgewiesen, von wo aus diese sämtlichen Begriffe der Erbsünde, Prädestination, Erlösung, ihre richtige Fassung erhalten, eben so aber auch den Mißverstand, den unser System litt, aus Nichtsbeachtung dieses, allerdings spirituellen, aber gewiß allein christlichen Standpuncts, dargethan zu haben; dann wünscht er nur, der stäts gesteigerten Verehrung vor dem kirchlichen Lehrbegriffe, die ihm selbst aus den

Untersuchungen erwuchs, auch den rechten Ausdruck verliehen, und damit einen Beytrag zu immer angestrongterer Hebung und Verarbeitung des dogmatischen Schatzes gegeben zu haben, den unsere Kirche an ihrem symbolischen Lehrbegriffe wahrhaft besitzt.

R — g.

G r ö n i n g e n .

Apologia Socratis auctore Petro van Limburg-Brouwer. 1838. 8. 96 S.

Die Schrift des auch in Deutschland bekanntesten Verfassers ist polemischer Art, nämlich die Widerlegung einer Schrift eines Hn Peter Wilh. Forchhammer, die uns nicht zu Gesicht gekommen ist: 'Die Athener und Socrates, die Gesezlichen und die Revolutionäre,' in welcher derselbe die Anklage des Melitus gegen den attischen Weisen, worin er als Staatsverderber dargestellt wurde, als begründet zu beweisen bemüht ist. Nachdem Socrates schon von mehreren Schriftstellern dagegen in Schutz genommen, und mit Glück vertheidigt worden ist, konnte man nicht leicht noch etwas Neues hier erwarten. Aber die Schrift des holländischen Gelehrten, *contra Meliti redivivi calumniam*, ist nicht bloß mit so vieler Sachkenntniß, sondern auch mit so viel Laune, und in dem schönsten Latein geschrieben, daß wir gern auf dieselbe aufmerksam machen, um auch Andere zu einem gleichen Genuße einzuladen als sie uns verschafft hat.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1838.

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruhet, den Herrn Dr. W. Havemann, bisher Lehrer am Pädagogium zu Ilfeld, zum außerordentlichen Professor der philosophischen Facultät für das Fach der Geschichte zu ernennen. Derselbe wird zu Michaelis seine Stelle allhier antreten.

Carlsruhe und Baden.

Verlag der D. K. Marr'schen Buch- u. Kunsthandlung. Zur Lehre von der Lähmung der unteren Gliedmaßen. Von Dr. K. F. H. Marr, ordentlichem Professor der Medicin in Göttingen. 1838. 152 Seiten in 8.

Der Gegenstand, den vorliegende Schrift umfaßt, wurde vom Vf. bereits vor mehreren Jahren in diesen Blättern (1834. St. 2. und 142.) zur Sprache gebracht. Er erachtete es jedoch für geeignet, die damahls der Königl. Societät vorgelesenen lateinischen Abhandlungen für ein größeres Publicum deutsch umzuarbeiten. So er-

scheint denn diese interessante Krankheitsform zum ersten Male als Monographie abgehandelt.

Was zunächst die Lähmung der unteren Gliedmaßen als eine eigene Krankheitsart annehmen läßt, das wird zuerst besprochen, namentlich das unmerkliche Fortkriechen von der Peripherie nach Innen, das Freybleiben des Sensoriums, die unveränderte Kraft des Gedächtnisses, die nicht leicht erfolgende Gemüths = Umstimmung, das Vorkommen im reifen Lebensalter. Dann wird die verhältnißmäßige Seltenheit beym weiblichen Geschlechte hervor gehoben, und die Beurtheilung einiger wesentlichen Symptome angereicht, wie die Beschaffenheit der Urin = und Darmausleerung, die Hautthätigkeit, die Temperatur, das Niederschlucken, der wechselnde Grad der Empfindlichkeit, das Jucken, die Schmerzen, die Fieberlosigkeit. Bey der Betrachtung über die Entstehung dieses Uebels wird die Theilnahme des Gehirns und Rückenmarks erwogen, so wie der Verlust des bloßen Bewegungs = oder auch des Empfindungsvermögens. Auf das selbständige Erkranken der Nerven und auf den bedingenden Einfluß des Blutes und der Gefäße wird aufmerksam gemacht. Unter den Veranlassungen wird untersucht, ob eine erbliche und angeborne Anlage anzunehmen und in wie weit ein dynamischer oder mechanischer Eingriff zu beschuldigen sey. Als bedingende Momente werden einzeln erläutert: Gemüthsaffecte, Körperschmerz, mechanische Stöße, Kälte, Metastasen, Sicht, Krätze, Einwirkung von Arsenik, Bley, Quecksilber, starke Entleerung von Säften, Druck, Stagnation, Entzündung und deren Folgen.

Hinsichtlich der Diagnose werden die Hülfsmittel des Erkennens und die nöthigen Zeichen entwickelt und dann der Verlauf und die Todes =

art geschildert. In Betreff der Prognose wird hauptsächlich gezeigt, wie sie zu stellen sey nach der Temperatur, den Schweiß, der Abmagerung, dem Tucken und den Zuckungen.

Bey der Heilung ist zwar die Möglichkeit der Naturhülfe nicht in Abrede gestellt, und es findet sich auch die erforderliche Diät verzeichnet, aber die bis jetzt durch die Erfahrung gebotenen Indicationen der activen Cur erhielten die verdiente Berücksichtigung.

Es schien der Sache angemessen, die wichtigsten Beobachtungen älterer und neuerer Aerzte über diese Krankheitsform so vollständig und bündig wie möglich noch beyzufügen; hierdurch wird theils die Vergleichung und Beurtheilung des Geleisteten erleichtert, theils zur Einsicht gebracht, was bereits in dieser Angelegenheit Eigenthum der Wissenschaft geworden, und was ihr noch als Frage und Zweifel, als Wunsch und Ahnung vorliegt.

L o n d o n.

Bey James Cochrane u. Comp. History of the british colonies by R. Montgomery Martin. Tom. IV. XII u. 624 S. T. V. XV u. 596 Seiten in Octav.

Wir haben die drey ersten Bände dieses gehaltreichen Werkes, welche sich mit den Colonien Großbritanniens in Asien, auf den westindischen Inseln und auf dem Festlande Amerikas beschäftigen, bereits früher in diesen Blättern angezeigt. Die beiden vorliegenden Bände umfassen die Besitzungen der Engländer in Afrika und auf dessen Inseln, in dem australischen Lande und in Europa. In der Einleitung des vierten Bandes bespricht der Verf. den Fluch des Scla-

venhandels, der, einer ungefähren Schätzung gemäß, bereits mehr als 25 Millionen Schwarze ihrem Vaterlande entrisen hat. 'Man darf nicht annehmen, heißt es bey dieser Gelegenheit, daß Urheber und Begünstiger dieses unseligen Werkes von der Rache dessen nicht ereilt werden, der von sich sagt, er wolle die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern im dritten und vierten Grade.' Habe auch England die große National-Sühne durch Abschaffung des Sklavenhandels begonnen, so sey doch damit keinesweges ein Genüge geschehen; bey jedem Volke, das mit der britischen Krone in Beziehungen irgend einer Art stehe, müsse man energisch die völlige Abolition dieses schändlichen Gewerbes verfolgen, und fürs andere durch jegliches gesetzliche Mittel die Emancipation der Sklaven in den vereinigten Staaten und in den Colonien aller europäischen Völker betreiben. Man dürfe unter diesen Umständen kein Bedenken tragen, bey den Höfen von Spanien und Portugal die Erklärung abzugeben, daß man gewilligt sey, den Sklavenhandel mit der Seeräuberrey in eine Kategorie zu stellen.

Kap. 1. Das Vorgebirge der guten Hoffnung mit einem Flächenraume von mehr als 200,000 (engl.) Quadrats-Meilen. Nach der Erzählung der Entdeckung dieser Südspitze Afrikas, so wie des Wechsels seiner Herrscher und einer Namhaftmachung der von 1672 bis auf die neueste Zeit über diesen gedehnten Landstrich gebietenden Statthalter, zeichnet der Verf. nach seiner bekannten Weise die Physiognomie des Landes. In keiner Colonie, sagt derselbe, fand ich, mit Ausnahme von Sidney, so entschieden den englischen Character vorherrschend, wie in der Stadt an der Tafelbay, obwohl der größere Theil der weißen Bevölkerung — die Zahl der Einwohner wird

auf 20,000, die der Weißen auf 10,000 angegeben — aus Holländern besteht. Daß der Verf. hier überall als Augenzeuge redet, gibt seinem Vortrage eine besondere Anschaulichkeit und Lebendigkeit, die namentlich durch das Ausmalen der Einzelheiten hervorgerufen wird. Selbst in Betreff jenes merkwürdigen Phänomens des 'Fliegenden Holländers' (the flying Dutchman, le volant Hollandais) sind mehrere Belege gegeben, ohne daß jedoch der Versuch gewagt wäre, die Erscheinung zu erklären. Nach den vorliegenden Angaben ist die Bevölkerung des Caplandes seit 42 Jahren von etwa 61,000 auf 130,000 Seelen gestiegen. In der Auffassung des Characters des holländischen Theils der Colonisten zeigt sich ein größeres Princip der Billigkeit, als solches in der Beurtheilung des geistreichen Barrow vorwaltet; es ist das Gefühl der Dankbarkeit, die Erinnerung an die gastliche Aufnahme, welche dem Verf. in den abgelegenen Gehöften der Viehhalter zu Theil wurde, die Huldigung, welche der Engländer dem liebenswürdigen Geschlechte fast nie versagt (The witchery of the Cap ladies has cost many an Englishman his heart), die ihn so sprechen läßt. Die Zahl der von holländischen Ansiedlern eingeführten Slaven wird auf etwa 35000 angegeben; sie bestehen aus Malayen, Negern und Mischlingen, die unter einander eine scharfe Trennung beobachten. Die Hottentotten werden auf nur 30,000 Köpfe berechnet. Die Annahme, daß das starke, schön gebaute Volk der Kaffern von den Beduinen abstamme, scheint doch in der That durch die rasenartige Verschiedenheit beider Völkersfamilien widerlegt zu werden. Das Streben eines großen Theils der Colonisten ist auf die Erlangung einer ähnlichen Volksvertretung (Elective Legislative

Assembly) gerichtet, wie sie Canada zugebilligt ist; daher die wiederholten Klagen, daß die jährlichen Steuern von fast 131,000 £. ohne ihre Beystimmung ausgeschrieben würden. Sodann folgt eine Auseinandersetzung der Justizverfassung, des verschiedenen Cultus, der Schulen, der Missionärsanstalten, des circulierenden Metall- und Papiergelds. Unter den Exporten stehen Wein und Wolle oben an; doch zählt man unter den drey Millionen Schafen des Caplandes nur 50,000 Thiere veredelter Zucht. 223 Schiffe (unter ihnen 38 nicht englische) liefen 1832 in die Tafelbay ein; 213 verließen den Hafen der Capstadt. Für das nämliche Jahr ist der Werth der Einfuhr auf 332,000, der der Ausfuhr auf 250,000 £. berechnet. Unter der Ueberschrift: 'Future Prospects' heißt es unter andern: It is the key to the eastern hemisphere, and to a maritime power like England, a jewel beyond price; by its central position it is admirably adapted as a depôt for troops, as well as for a naval station during war time, and for watching the motions of an enemy in Asia, Africa and America, while its healthy climate and abundant and cheap provisions secures to our mariners on long voyages a friendly port, where it is most needed in doubling the 'Cape of Storms'. Bey dieser Gelegenheit vermiffen wir mit Leidwesen eine Schilderung der in der neuesten Zeit immer verhängnißvoller hervor tretenden Spannung zwischen den östlichen Provinzen des Caplandes und den Kaffern; auch die politische Stimmung der holländischen Colonisten hätte mehr gewürdigt werden dürfen.

Das 2. Kap. umfaßt die Insel Mauritius (Isle de France). Diese 1507 von dem Portugiesen

Don Pedro Mascarenhas entdeckte Insel kam mit der Erwerbung Portugals an die spanische Krone, wurde 1598 von den Holländern, 1712 von den Franzosen besetzt, zeigte durch Clubbs und Guillotinen, daß auch hier die Revolution ihre zahlreichen Anhänger habe, und wurde 1810 von einem 12000 Mann starken Heere der Engländer eingenommen. Die von Gebirgen durchschnitene, an Küstenflüssen reiche Insel besaß 1832 etwa 90,000 Einw., von denen mehr als zwey Drittheil sich in dem Zustande der Unfreyheit befanden. Die Einnahme von Mauritius wird für 1825 auf 141,000, die Ausgabe auf 178,000 £. angeschlagen. Die bloße Ausfuhr des Zuckers lieferte 1833 den Ertrag von nicht weniger als 536,000 £.

Kap. 3. Neu = Süd = Wales. Nach einer Uebersicht der Entdeckung der verschiedenen Küstentheile dieses jüngst aufgefundenen Continents mit einer Küstenstrecke von 8000 (engl.) D.-Meilen, die jedoch keinesweges überall einer gleich sorgfältigen Untersuchung unterzogen sind, geht der Verf. zu Neu = Süd = Wales über. Aus der Trennung der nordamerikanischen Freystaaten vom Mutterlande ergaben sich die Niederlassungen an diesem Küstensaume. Seit 1619 war es in England Sitte geworden, Verbrecher nach Amerika zu deportieren. Nach dem Verluste des größeren Theils der dortigen Besitzungen suchte man in Arbeitshäusern, oder durch Ueberschiffung nach der Westküste Afrikas die gewisser Vergehen überführten Individuen für die Gesellschaft des Staats unschädlich zu machen, bis die Mittheilungen Cooks über die Küste von Neu = Süd = Wales die Regierung bestimmten, dort eine Colonie von Verbrechern zu gründen. Zu diesem Ende lief zuerst 1787 eine Flotte von 11 Segeln, mit 757

Berurtheilten an Bord, aus dem Hafen von Portsmouth. Im Januar des folgenden Jahres geschah die Niederlassung. Die dortige Gegend bietet einen mahlerischen Wechsel von Thälern, Hügeln und bis zu 4000 Fuß aufsteigenden Bergen. Von den 19 Grafschaften, in welche das Land getheilt ist, gewann Cumberland durch die Anlage von Sidney, der Hauptstadt Australiens, frühzeitig eine besondere Bedeutung. Eine reiche vegetabilische Natur, treffliche Steinkohlen-Lager, glückliche Buchten erhöhen den Werth von Neu-Süd-Wales, für dessen Bewohner die 'Blauen Berge' nicht mehr die unübersteigliche Scheidewand vom Westen abgeben. Indem der Verf. sodann zu der Bevölkerung übergeht, spricht er zunächst von den Urbewohnern des Landes. They appear to form a distinct race, to which the term Panuas or oriental negroes has been assigned, and, whether on the northern and tropical, or southern and temperate shores of Australia, possess the thick prominent lips, sunken eyes, high cheek bones, and calveless legs of the African, differing however in the hair, which is long and coarse. The nose, though large, is not so flat as the Africanders; indeed, it is sometimes of a Roman form; and the forehead is high, narrow, and at the crown formed somewhat after the manner of the roof of a house. Die eingewanderte Bevölkerung anbelangend, so stieg diese in so unerhörter Maße, daß, während man 1788 nur 313 Freye und 1030 Deportierte dort rechnete, man 1833 die Zahl auf mehr als 46,000 Freye und 71,000 Verbrecher angab und in dem nämlichen Jahre die Einwohner von Sidney auf mehr als 16,000 Köpfe geschätzt wurden. Hieran knüpfen sich in-

teressante Abhandlungen über die Aufnahme, Behandlung, die gesammten Verhältnisse der Deportierten. Bey der Gründung der Colonie hatte der Gouverneur die volle executive Gewalt in seinen Händen, während jetzt ein executiver und ein legislativer Rath sein Handeln beschränkt, deren Befugnisse sich S. 319 ff. erörtert finden. Die zunehmende Wichtigkeit der Colonie ergibt sich daraus, daß in einem Zeitraume von neun Jahren die Ausfuhr, welche vornehmlich in Wolle und Holz besteht, um das Fünffache stieg (sie belief sich 1833 auf den Werth von 394,801 £.) und die Bank of Australasia mit einem Capitale von 400,000 £. angegeben wird.

Kap. 4. Van Diemensland oder Tasmania. Diese 1804 für die englische Krone in Besitz genommene Insel wurde 1825 von Georg IV. für unabhängig von Neu-Süd-Wales erklärt und erhielt einen eigenen Statthalter, der in keiner Beziehung zu den in Sidney organisierten Behörden steht. Die Physiognomie der Insel bietet eine große Aehnlichkeit mit Neu-Süd-Wales. In einer glücklichen Lage, an der weiten Mündung des Derwent liegt die Hauptstadt Hobarttown, amphitheatrisch an waldbewachsenen Höhen aufsteigend, die sich bis zu 4000 Fuß erheben. 10,000 Menschen bewohnen diese australische Residenzstadt, deren Markt sich von Jahr zu Jahr erweitert. Man berechnet für die Insel die Menge der Deportierten auf 12,000, von denen ein Sechstheil dem weiblichen Geschlechte angehört. Daß bey einer Gesamtbevölkerung von nur 15,000 Freyen die Zahl der Zeitungen und Journale sich auf 10 beläuft, muß jedenfalls dem Deutschen auffallender erscheinen als dem Engländer. Nicht minder überraschend ist die Erscheinung, daß die Einnahme dieser kleinen Nie-

lassung die erforderlichen Ausgaben bereits übersteigt. — Kap. 6. Westliches Australien. Der Schwanenfluß und King George's Sound. Der rasche Erfolg der Colonien an der Ostküste forderte England frühzeitig zu Untersuchungen des Westlandes von Australien auf; eine Privatgesellschaft erbot sich sogar, vermöge eines zusammen geschossenen Capitals von 300,000 £. 10,000 britische Unterthanen nach dem Schwanenflusse überzusetzen. Wurde dieses Anerbieten auch nicht angenommen, so ging doch 1829 von dem Colonial Office das Project aus, in dem genannten Landestheile eine Niederlassung von Freyen zu begründen. Mit ihrer bekannten Energie betrieb die Insulaner die Ausführung dieses Unternehmens. Solchergestalt wurde mit dem geringen Kostenaufwande von höchstens 50,000 £. eine Colonie ins Leben gerufen, deren ganze Bedeutsamkeit für das Mutterland schon jetzt schwer auszuführen seyn möchte. Kap. 6. Süd-Australien. Kap. 7. Die Falklands-Inseln. Kap. 8. St. Helena und Ascension. Nachdem der Verf. die geschichtlichen Momente der erst genannten Insel und eine Uebersicht der auf einander folgenden Gouverneure und der Art ihrer Thätigkeit voran geschickt hat, setzt er in einer interessanten Digression die verschiedenen Pläne zur Entführung Napoleons von diesem Felsengestade auseinander. Dann folgt eine Beschreibung des Climas, des Bodens und seiner Erzeugnisse, eine kurze Uebersicht der Bevölkerung, bey welcher Gelegenheit vielen Lesern die Bemerkung neu seyn dürfte, daß die englische Regierung 1810 50 Chinesen nach St. Helena verpflanzte, welche sich bald auch hier als die stillen, thätigen Unterthanen bewiesen, als welche man sie auf den Sun-

da-Inseln längst schätzen gelernt hatte. Kap. 9. Die britischen Niederlassungen an der Westküste Afrikas.

Fünfter Band. Kap. 1. Gibraltar. Die Geschichte dieses Küstenfelsens, namentlich die denkwürdige von Elliot geleitete Vertheidigung desselben gegen die Uebermacht Frankreichs und Spaniens, ist mit besonderer Vorliebe erzählt, und durch eine Menge einzelner Actenstücke erläutert. Jetzt decken mehr als 1000 Stück Geschütze die steilen Felsböden, durch deren Besitz England sich des Schlüssels zum mittelländischen Meere rühmt. Treffliche Wasserleitungen, zum Theil ein Werk kunstfertiger Mauren; Cisternen, in welchen sich das durch die Bergwand filtrirte Wasser sammelt; andalusisches Klima; eine im Verhältniß zu dem harten Grunde reiche Vegetation; Wäldchen von Drangen, Oliven und Feigen, selbst Palmen. Die Bevölkerung — mit Ausschluß des Militärs — wird für das Jahr 1835 auf 15,000 Seelen angeschlagen. Kap. 2. Malta und Gozo. Auch die Geschichte dieser Inseln, von der Zeit phönischer Niederlassungen bis auf die vom Großmeister La Vallette so ritterlich bestandenen Angriffe der Osmanen und herab bis auf die Besetzung von St. Elmo durch Napoleon, dann durch General Pigot, wird mit Genauigkeit an uns vorüber geführt, bey welcher Gelegenheit selbst die Artikel der am 5. September 1800 abgeschlossenen Capitulation abgedruckt sind. Hieran reiht sich eine Auseinandersetzung der zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten gehegten Absicht, den Ritterorden von St. Johann wieder ins Leben zu rufen. Ein Blick auf die höchst sauber ausgeführte Charte zeigt uns Malta mit Festungswerken bedeckt, die,

mit wenigen Ausnahmen, aus den Mitteln des Ordens aufgeführt wurden. Zur Pracht der Hauptstadt La Valette trugen die Beysteuer des Papstes, so wie der Herrscher von Frankreich, Spanien und Portugal das ihrige bey. Paläste, großartige Hospitäler, Quarantänegebäude zieren Gassen, Plätze und Häfen. Dann folgt eine Erörterung über den Kalkfelsen, welcher die Insel bildet, über die climatischen Verhältnisse derselben und über die Sterblichkeit. Wenn irgend wo so ist hier, bey dem starken Verkehre mit den Häfen des Orients, eine möglichst strenge Quarantäne erforderlich. Geht der Vf. dann zu dem Artikel Education über, so frappiert uns der folgende Ausspruch, welcher mit den jetzigen Klagen italiänischer Fürsten, namentlich Neapels, über den Unfug der Presse von Malta einen so schneidenden Contrast bildet: *The press scarcely deserves even naming. There is a single gazette under the controul of government, and all freedom or dissemination of public opinion by means of a newspaper, totally suppressed. This is not as it should be; and it is to be hoped the Maltese will not be much longer permitted to continue in a state which no Englishman, who loves freedom of discussion, would wish to see perpetuated.* Daß auf der Insel herrschende Patois besteht aus einem Gemisch vom Arabischen, Deutschen (?), Italiänischen und anderen Sprachen; doch waltet das arabische Element so entschieden vor, daß sich die Bauern von Malta ohne Schwierigkeit mit den Bewohnern der Barbarey verständigen. Etwas gewagt möchte die Behauptung des Hauptmann Bella seyn, *that the Maltese language, as it is generally spo-*

ken by the mass of the people, is still the original Punic, which has passed unaltered through the changes and revolutions of so many nations, which have successively occupied and oppressed the island of Malta. Für manche Leser wird ein im maltesischen Dialecte hinzu gefügtes Vaterunser nicht unangenehm seyn. Dann folgen Belege über die bekannte Industrie dieser Insulaner. Von den 50,000 Acres urbaren Landes befindet sich die eine Hälfte im Besitze von Privatpersonen, die andere Hälfte gehört dem Staate und der Kirche zu gleichen Theilen. Baumwolle bildet den vorzüglichsten Gegenstand des Landbaues. Der geräumige Hafen der Hauptstadt gibt die bleibende Station für eine Flotte ab, vermöge welcher England seine Interessen auf dem Mittelmeere wahr. Die Besatzung ist zahlreich genug, um jeden Augenblick die erforderliche Mannschaft zu einem rasch auszuführenden Unternehmen abgeben zu können. An der Spitze der Verwaltung und der bewaffneten Macht steht der Lieutenant-Governor mit einem Gehalte von 5000 £. Die gesammte Einfuhr nach der Insel belief sich 1834 auf den Werth von fast 600,000 £. Diese Abhandlung schließt mit einer Auseinandersetzung der politischen Wichtigkeit, welche Malta in Beziehung auf alle Staaten des Mittelmeeres seit frühester Zeit behauptet hat.

Kap. 3. Die Ionischen Inseln. Geschichtlicher Ueberblick. Angabe der im Frieden von Carlowitz auf diese Inselgruppe bezüglichen Artikel und der in Betreff derselben am 21. März 1800 zwischen Rußland und der Pforte getroffenen Uebereinkunft. Dann wendet sich der Verfasser zunächst zu Corfu und erläutert dessen äußere und innere Ver-

hältnisse, wie sich solche unter der Hoheit Englands entwickelt haben. Hierauf folgt die geographische Uebersicht, mit häufigen Rückblicken auf das griechische Alterthum; dann eine gründliche Schilderung der Verfassung, des Lebens, der fortschreitenden Entwicklung dieser merkwürdigen kleinen Staaten. Kap. 4 u. 5. Cephalonia und Zante (il fiore di Levante). Kap. 6 u. 7. St. Maura, Ithaca, Cerigo 2c. Kap. 8. Die Normannischen Inseln Guernsey, Jersey 2c. Kap. 9. Die Insel Man. Den Schluß des Werkes bilden einige Beylagen, unter denen die Constitution der Ionischen Inseln und die Quarantäne-Bestimmungen in Malta als die bedeutendsten hervor treten.

Hav.

H a m b u r g.

Bey F. Perthes, 1833. Beiträge zu den theologischen Wissenschaften von den Professoren der Theologie zu Dorpat. Zweiter Band. 413 Seiten in Octav.

Dieser zweyte Band enthält drey Aufsätze. 1) Ueber den Regierungsantritt des Artaxerxes Longimanus, vom Prof. Dr Kleinert. 2) Ueber die Hiram-Salomonische Schiffahrt nach Ophir und Tarsis, vom Lic. C. F. Keil. 3) Chronologische Untersuchung über die Jahre, welche vom Auszuge der Israeliten aus Aegypten bis zur Erbauung des Salomonischen Tempels verflossen sind. Von demselben Verfasser.

Die Abhandlung vom Dr Kleinert ist wider Dr Hengstenberg gerichtet, welcher sich in seiner Christologie des Alten Testaments bey der Bestimmung der siebenzig Wochen des Daniel er-

laubt hat, die Regierung des Xerxes beynahc um ein Decennium zu verkürzen, und dem Nachfolger desselben, dem Artaxerxes Longimanus, eben so viel Regierungsjahre zuzulegen: die Regierung des letzteren mit dem Jahre 474 vor Chr. beginnen zu lassen, während nach dem fast einstimmigen Zeugnisse der Alten der Tod des Xerxes in das Jahr 465 vor Chr. fällt. Der Verfasser geht die alten Zeugnisse von Ktesias an durch, beseitigt mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit die dagegen vorgebrachten Einwendungen, und da er damit eine chronologische Anordnung der griechisch-perfischen Begebenheiten des in Frage stehenden Zeitraums überhaupt verbindet, so wird dadurch seine Abhandlung um so lehrreicher.

Der zweyte Aufsatz vom Lic. Keil ist unvollendet. In dieser ersten Hälfte handelt er von Ophir, dem viel gesuchten Goldlande der Hebräer. Die verschiedenen Meinungen sind zusammen gestellt und beurtheilt. Der Verfasser theilt die gegenwärtig herrschende Ansicht, welche auch gewiß am meisten für sich hat, daß das Land Ophir im südlichen Arabien zu suchen sey. Seetzen fand in der Provinz Oman am Meere eine Stadt Namens el-Ophir.

Ueber die chronologische Frage, wie viel Jahre von dem Auszuge der Juden aus Aegypten bis zur Erbauung des Salomonischen Tempels verfloßen seyen, die ebenfalls vom Lic. Keil behandelt worden ist, gibt es drey geschichtliche Angaben. Der Verfasser der Bücher der Könige (1. Regg. 6, 1.) setzt 480, Josephus (Antiqq. VIII, 3, 1.) 592 und der Apostel Paulus (Act. 13, 20.) 450 Jahre. Der Apostel Paulus folgte der zu seiner Zeit herrschenden Meinung, und

kann also in diesem Punkte nicht als Autorität gelten. Die Angabe des Josephus beruht theils auf unsicheren Traditionen, theils auf eigener Berechnung der Zeitangaben in der heil. Schrift. Als geschichtlich kann mithin nur die Angabe im ersten Buche der Könige angesehen werden. Der Verfasser vertheidigt zuerst die Integrität der Stelle, und bemüht sich sodann auch die chronologische Bestimmung derselben als richtig zu erweisen. So problematisch die Sache überhaupt immerhin seyn und bleiben mag, so hat er doch unstreitig den rechten Weg betreten, um zu einem der Wahrheit wenigstens nahe kommenden Resultate zu gelangen.

L e i p z i g.

Französisches Lesebuch für Bürger- und Realschulen und für die unteren Classen der Gymnasien, nach einem neuen Plane herausgegeben von Dr Fr. Moriz Trüb- gel. 1838. 8. 286 Seiten.

Wir müssen uns begnügen, die Erscheinung dieses Lesebuches anzuzeigen, da das Publicum, für das es bestimmt ist, schon auf dem Titel angegeben ist. Der Verfasser geht darin vom Leichteren zum Schwereren fort, und setzt in der Vorrede seine Grundsätze auseinander, die einen denkenden Sprachlehrer characterisieren. Wir zweifeln daher nicht, daß es bey dem Gebrauche seiner Bestimmung entsprechen werde.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 20. August 1838.

Freyburg, Heidelberg und Carlsruhe.

1836 bey den Gebrüdern Groos, auf XX u. 145 Seiten gr. 8.: Zur Erinnerung an Dr Kasper Kuef, G.H.R., ordentl. öffentl. Prof. des Kirchen- und Criminal-Rechts, und Oberbibliothecar zu Freiburg. Mit Auszügen aus seinen Schriften. Von Dr Heinr. Amann, G.H. Bad. H.R., ordentl. öff. Prof. des Röm. Civ.- und des Kirchen-R. in Freiburg. . . . Auch mit dem zweyten Titel: Bestrebungen an der Hochschule Freiburg im Kirchen-Recht. Von Dr H. Amann. . . . Zweyter Beytrag. Der erste enthält das Gutachten der theol. Fac. von Fr. über die Amtsverrichtungen der franzöf. kathol. Geistlichen, die den Verfassungseid leisteten (geleistet hatten).

Ein dem Unterz. erst spät zugekommenes einzelnes Hest einer Sammlung für das Kirchenrecht könnte er füglich unterlassen anzuzeigen, wenn er nicht einen Trieb fühlte, die Unterlassungsfünde gut zu machen, die er noch in der dritten jur. gel. Geschichte begangen hat. Da ist S. 574.

nur, wie es in der katholischen Liturgie heißt, in communi martyrum, von Vielen die Rede, die unter Joseph II. die Lehren von Febronius (auch wohl die der Protestanten) wiederholt hätten, und keiner der drey schwäbischen Ritter, wie sie nach den fast gleichzeitig mit dieser Denkschrift erschienenen Erinnerungen von (man könnte sagen: salvo titulo, wenn diese nun auch veraltete Formel nicht mehr auf die Courtoisie, als auf den Titel ginge) Ernst Münch, genannt worden seyn sollen, oder der drey Freunde, wie sie hier heißen, Dannenmayr (der Theologe), und die beiden Juristen Rues und Sauter ist da erwähnt. In älteren Schriften kann das Neuere nicht vorkommen, und was man etwa selbst noch erlebt hat, wo man aber noch zu jung war, viel Antheil daran zu nehmen, prägt sich für das künftige Wissen nicht ein, als wenn man ihm zufälligerweise nahe gestanden hat. So erinnert sich der Unterz. des Streites mehrerer katholischen theologischen Facultäten über die Wiehrlischen Sätze aus der Feaderschen Philosophie nur dadurch, daß sein damaliger Lehrer, Tittel, den Auftrag bekam, etwas zur Vertheidigung dieser Sätze drucken zu lassen, was ohne Namen erschien und wobey sich T. sogar anstellte, als sey er ein Katholik, wenigstens führte er die Bibel nach der Vulgata an. Eine kostbare goldene Uhr, wie jeder der drey Freyburger Professoren nach S. 46. von dem damaligen Markgrafen von Baden, der nachher der Landesherr von Freyburg wurde, erhalten hat, bekam T. wohl nicht, von dessen Antheile hier nichts erwähnt ist.

Ein wichtigerer Umstand, über welchen Herr H. N. A. wohl weniger sagt, als er wußte, ist der Zusammenhang dieser aufgeklärten Katholiken mit den Illuminaten. Nur als Frage ist S. 23.

darauf hingedeutet, daß die gegen Diese getroffenen Maßregeln vielleicht die Veranlassung zu Sauter's Klagen, man sey der Gefahr ausgesetzt, Brot und Ehre zu verlieren, gewesen seyen. Auch nennt der Verf. die Namen, die im Briefwechsel der Freunde vorkamen, wo R u e f Speusippus hieß und bald nach dem ersten, bald nach einem folgenden Paar Buchstaben seine Beyträge unterzeichnete, geradezu Illuminaten-Namen wie man denn bey ihnen fast nothwendig an Spartakus und Philo denken muß.

R u e f's (geb. 1748, gest. 1825) Thätigkeit zeigte sich am meisten in der Herausgabe von Zeitschriften und, wie hier aus seinen Handschriften und dem Zeugnisse des Verlegers bewiesen wird, auch in der Abfassung der meisten Aufsätze. Die erste von diesen war der Freymüthige, bey dessen Namen Mancher gleich an die lange nachher in Berlin unter diesem Titel erschienene Zeitschrift denken möchte, von welcher einmahl Ulrich von Hutten für den Herausgeber gehalten worden ist, weil jede Nummer mit dem Bildnisse von diesem anfängt. Von dem ältern in Ulm in vier Bänden und einem Bändchen Beylagen erschienenen Freymüthigen sagte nun Schlözer, man kann denken zu welcher Freude der Verfasser, er sey allein eine ganze Universität werth. Darauf folgten Freyburger Beyträge, welche nach Joseph's II. Tode das Beywort: Freyburger, ablegten, und einen andern Herausgeber haben sollten. Merkwürdig war dabey ein Aufsatz gegen R., unter dem Namen Katholicus Tolerans, der aber R. selbst war. Eine dritte Zeitschrift war das bloß für Recensionen bestimmte Repertorium der neuesten philos. und theol. Literatur des kathol. Deutschlands.

Nun aber erhob sich gegen R. ein Ungewitter,

welches noch viel gefährlicher schien, als das, welches ihm schon 1781 wegen seines Tadel's der Haenschen Literalmethode gedroht hatte. Man kann sagen, das erste zog vorüber, das zweyte zündete wirklich, das Feuer ward aber noch gelöscht. Leopold II. hatte R. noch gegen die Prälaten, unter welchen der Abt Gerbert von St. Blasien besonders thätig war, geschützt, aber 1793 machte es der französische Convent so arg, daß auch wohlbedenkende und milde Fürsten Allem, was nur irgend Aehnlichkeit mit den Grundsätzen der Revolution hatte, und dafür konnte man gar Vieles ausgeben, sich mit aller Macht widersetzen zu müssen glaubten. So ward denn auch R. von der Stelle eines Bibliothekars entfernt 'weil er in dieser Eigenschaft viele Gelegenheiten habe, mit der studierenden Jugend eine vertrauliche Bekanntschaft zu unterhalten, ihr gefährliche Bücher und schädliche Lehren beizubringen, und da im Stillen mehr Schaden thun, als bey'm öffentlichen Lehramte wirken konnte.' Doch hatten Se Majestät, in Rücksicht, wie es in dem Decrete hieß, auf 'die von mir, dem Landespräsidenten, gemachte Fürsprache' (man möchte doch gern wissen, wer dieser war, ob er es ehrlich meinte oder heuchelte, Beides ist in solchen Fällen möglich, und die Geschichte sollte doch, wenn sie dem Schuldigen sein Recht anthut, den Unschuldigen schonen) 'erwähntem R. seinen genießenden Gehalt allermildest beizulassen geruhet.' Als R. nun vorstellte, er sey ja gar nicht gehört worden, ob er Verfasser oder nur Herausgeber sey, sein 'nun bereits in einundzwanzig Heften bestehendes' ärgerlich genanntes Werk, worin er schädliche Grundsätze äußern solle, habe bis zum neunzehnten die Censur in Wien, passirt, und der Plenar-Senat der Universität sage in seinem Berichte, R. habe ihr durch seine

Schriften in ganz Deutschland Ehre gemacht (was doch wohl dem Plenar=Senate auch zur Ehre gereicht), ward die Dienstentsetzung zurück genommen, und es blieb bey einer, freylich sehr nachdrücklichen, Warnung. Auch eine vierte Zeitschrift, 'das Freyburger Wochenblatt historisch=politisch=moralischen Inhalts', hörte nun R. wieder auf heraus zu geben.

Einige Jahre darauf ward er Professor des römischen Civilrechts, über welches er ein Lehrbuch ankündigte, welches (wie man in manchen Gegenden schon lange sagt und wie es vielleicht jetzt noch mehr als sonst auch in anderen nachgeahmt wird) jene von Hofacker und Madihn (der Zeitfolge nach mußte es, wie man solche Angaben so oft verbessern muß, umgekehrt heißen) noch in gar vieler Rücksicht übertreffen sollte. Vorbereitungen dazu, unter andern auch in deutscher Sprache, was bedenklich scheint, da das Buch lateinisch seyn sollte, also eher eine Uebersetzung ins Lateinische, als etwas lateinisch Gedachtes zu erwarten war, soll R. genug hinterlassen haben, das Werk kam aber nicht zu Stande, und es steht dahin, ob das Fach viel daran verloren hat. Im Jahre 1820 ward R. zur Ruhe gesetzt und 1825 starb er, im Anfange seines 78. Jahres.

Von S. 53. an folgen nun Auszüge aus R.'s Schriften, welche, nach der an unsern ehemahligen Collegen, Herrn G. D. R. Eichhorn in Berlin gerichteten Zuschrift, durch, dem Unterz. nicht näher bekannte, entgegen gesetzte Bestrebungen jetzt vielleicht wieder doppelt nöthig zu werden scheinen.

Hugo.

B r e s l a u.

Typis Grassii, Barthii et sociorum. Eduardi Huschke ad Legem XII Tab. de ti-

gno juncto Commentatio. 1837. 30 Seiten in Quart.

Diese Abhandlung des durch seine Forschungen im Gebiete des röm. Rechts rühmlich bekannten Verfassers, welche zu Ehren unserer Säcularfeier dem Gratulationschreiben der Universität Breslau angehängt ist, beschäftigt sich mit der von Festus referirten Stelle der XII Tafeln:

‘Tignum non solum in aedificiis quo utuntur, appellatur, sed etiam in vineis, ut est in XII: Tignum junctum aedibus vineave et concapue solvito.’
insbesondere zunächst mit der Erklärung der so zweifelhaften Worte: et concapue oder nach der Lesart anderer Codices: et concapit oder et concapet.

Nachdem der Verfasser die vorzüglichsten Versuche, welche zur Lösung der sich darbietenden Schwierigkeit bisher gemacht worden sind, durchgegangen und sie mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit als unhaltbar dargestellt hat, erklärt er sei concapit für die seiner Ueberzeugung zufolge herzustellen- de Lesart, so daß sich diese Worte auf den Eigenthümer des tignum beziehen und concapit, was schon Hugo angenommen hat, die Bedeutung von concipere, wie in dem damit zusammen gestellten furtum conceptum erhalten würde.

Dies führt den Verfasser auf eine andere bekanntlich sehr streitige Frage, ob nämlich der im Gesetze angeordnete doppelte Ersatz des der vindication entzogenen tignum junctum mit Paulus und Gajus als eine ein für alle Mal zu leistende Vergütung und die Klage selbst als eine gegen jeden Besitzer gehende rei persecutoria actio oder mit Ulpianus als eine nur gegen den Thäter anzustellende und die spätere vindication des wieder getrennten tignum nicht ausschließen-

de poenalis actio zu betrachten sey? (§ 7 ff.). Der Verf. verwirft den von den Neuern gewöhnlich gemachten Vereinigungsversuch, und glaubt (§. 15.), daß die ganze Frage sich darum drehe, ob hier die Institutionen, welche die Ansicht von Gajus und Paulus aufgenommen haben, oder die Pandecten, in welchen der Meinung von Ulpian der Vorzug gegeben sey, entscheiden sollen? wobey er sich für das Letztere erklärt. 'Pandectarum enim conditores (sagt der Verf. §. 16.), dum peculiarem titulum de tigno juncto in libris terribilibus ponunt, dum hanc actionem ad tignum furtivum sive a sciente junctum spectare et meram poenam exsequi, expresse definiunt (L. 1. pr. §. 2. L. 2. D. h. t. L. 63. D. de donat. int. vir. et uxor.) dum Gaji et Pauli locos (L. 7. §. 10. D. de acq. rer. dom. L. 63. Dig. cit.) nimis aperte huic sententiae adversantes mutilant, his rebus omnibus se Ulpiani velle sententiam admittere, Gaji Paulique rejicere, quam poterant, clarissime significaverunt.'

Hieran schließt sich die Erörterung der Frage, ob die XII Tafeln ausdrücklich die vindication des tignum aedibus vineave junctum verboten und die des wieder getrennten erlaubt haben? worauf dann als Resultat der eben so den Scharfsinn als die Gelehrsamkeit des Verfs bezeugenden Forschung folgender Restitutionsversuch der hierher gehörigen Stelle der XII Tafeln aufgestellt wird: Tignum junctum aedibus vineave si concapit, ne solvito; neque, vinea sarpta quandoque, donec dempta erunt, tigna vindicito; ast, qui junxit, duplione damnum decidito. Um zu übersehen, wie wesentlich sich dieser Restitutionsversuch von allen früheren

unterscheide, bedarf es nur einer Vergleichung mit Dirksen Uebersicht der bisherigen Versuche zc. S. 433 ff.

N e a p e l.

In der Druckerey der Società tipographica. Memorie sulla storia e notomia degli animali senza vertebre del regno di Napoli di Stefano delle Chiaje. Band 1. 1823. Bd 2. 1825. (zusammen) mit 84 u. 444 Seiten. Bd 3. 1828. 232 S. Bd 4. 1829. 114 S. Mit 73 Kupfertafeln 4.

Obgleich dieses Werk schon seit einer Reihe von Jahren erschienen, und auch hier und da in Deutschland bekannt geworden ist, so haben wir dasselbe doch erst kürzlich erhalten, womit unsere Leser entschuldigen wollen, daß wir ihnen erst jetzt eine Nachricht davon ertheilen. Es enthält dasselbe die Geschichte und Anatomie der wirbellosen Thiere des Königreichs Neapel, jedoch mit Ausnahme einiger Abtheilungen, z. B. der Rankenfüßler, der Insecten zc. Die Krebse fehlen noch und sollen den 5. Band ausmachen. Jedenfalls ist das Werk eins der wichtigsten in neuerer Zeit über diese Thiere erschienenen; jedoch besteht sein großer Werth hauptsächlich in der Anatomie, indem das eigentliche Zoologische nur mittelmäßig zu nennen ist, wofür fast jedes abgehandelte Thier den Beweis liefert. Wir halten es für überflüssig, den Inhalt genauer anzugeben, zumahl da derselbe aus Hn R. Wagner's Mittheilungen über dieses Werk in der Isis bekannt ist, und beschränken uns darauf, zu bemerken, daß die Schrift besonders der anatomischen Darstellungen und Abbildungen wegen für den Zoologen unentbehrlich ist und keiner Bibliothek fehlen darf.

Berthold.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. S t ü c k.

D e n 23. A u g u s t 1 8 3 8.

P a r i s.

Chez J. G. Levrault, imprimeur libraire, rue de la Harpe N^o 81. Expédition scientifique de Morée. Recherches géographiques sur les ruines de la Morée, par M. E. Pailon Boblaye, Capitain d'État-major, Chevalier de la Légion d'honneur et de l'ordre Grèc du Sauveur, membre de la commission scientifique de Morée etc. etc. 1836. 187 Seiten in Quart, nebst einer Karte in großem Format.

Die wissenschaftliche Thätigkeit, welche in dem Depôt général de la Guerre der französischen Regierung seit mehreren Jahren herrscht, verdient gewiß die Anerkennung und den Dank auch von Seiten der Gelehrten, denen die Kenntniß des Alterthums hauptsächlich am Herzen liegt. Wie die Kriegsbehörden in Paris es sich angelegen seyn lassen, neben den Zwecken des Krieges auch die Absichten der Bildung und Humanität zu befördern, um derentwillen doch eigentlich — im besten Falle — der Krieg geführt wird: so fehlt

es nicht an jungen, talentvollen Officieren, meist Böglingen der polytechnischen Schule, die, weit weniger einseitig, als man sie sich bey uns vorzustellen pflegt, mit den mathematischen Studien auch historisch-philologische vereinigt, und sich dadurch befähigt haben, in den Ländern, die sie durchstreifen, die Spuren der Vergangenheit richtig aufzufassen. Wir sehen mit großer Erwartung einer Karte von Kleinasien entgegen, die der vielfach verdiente Oberst Lapie, in vier Blättern, nach den Vermessungen vieler jungen Officiere bearbeitet, welche der Marschall Soult in den Orient geschickt hat, treffliche Zeichner, denen auch das classische Alterthum nicht fremd geblieben, und die sich mit guten topographischen und archäologischen Nachweisungen versehen haben, bis nach Dara und Misibis in Mesopotamien hinaus. Wie schnell den französischen Waffen der forschende Fleiß und wissenschaftliche Unternehmungsgestalt folgt, zeigt jetzt wieder Algier, wie früher Aegypten und Morea, nur daß freylich die Lage der französischen Colonie noch keinesweges so ruhig und glänzend ist, um von da aus, mit Muße und Sicherheit, alle Denkmähler der einst so blühenden Reiche und Provinzen, Mauretania und Numidien, an das Licht des Tages hervor ziehen zu können.

Unter anderen Arbeiten ist in diesem Depôt de la Guerre auch die vorliegende Karte bearbeitet worden, welche in chorographischer Hinsicht als ein Auszug der großen Karte von Morea in sechs Blättern zu betrachten ist, die die Officiere des französischen Armeecorps aufnahmen, welches damahls Ibrahim und seine ägyptischen Truppen aus der Halbinsel trieb. Nur sind noch die cykladischen Inseln von der Karte des Oberst Lapie hinzu gefügt, mit einigen Verände-

rungen nach den Materialien der Englischen Admiralität und den Aufnahmen des Obersten Bory de Saint-Vincent. Dabey ist der Plan befolgt worden, alle Ruinen des Alterthums möglichst genau anzugeben und, so viel thunlich, bestimmt zu benennen; zur Rechtfertigung dieser Benennungen ist ein begleitendes Mémoire verfaßt worden. Mit der Ausarbeitung desselben wurde Herr Puillon Boblaye beauftragt, Hauptmann des Etat-major, der unter andern auch das Schloß von Patrâ erobern half und an der Ausarbeitung jener großen Karte bedeutenden Antheil genommen hat. Herr Puillon Boblaye hat drey Jahre den dazu nöthigen Studien gewidmet, und aus dem Alterthume, Mittelalter und den Werken der neueren Reisenden die Materialien zur comparativen Geographie des Peloponnes gesammelt. Er hat sich auch die Vergleichung der Arbeiten angelegen seyn lassen, in denen dieselbe Aufgabe der comparativen Geographie auf der Basis der englischen Tours und Itineraries zu lösen versucht worden ist, namentlich von deutschen Alterthumsforschern; er fühlt sich, außer Hn Oberst Lapie, besonders unserm trefflichen Landsmanne und Collegen, Hn Hase, und Hn Gyries, für die Unterstützung bey diesen Studien verpflichtet.

Die Einrichtung des Werks ist nun die, daß nach einer Introduction, welche von den Quellen der Arbeit handelt, und namentlich einige treffende Bemerkungen enthält über die von den Alten gebrauchten Längenmaße, und die Methode, welche Pausanias, bey weitem die wichtigste Quelle der speciellen Geographie und Topographie des Peloponnes, bey der Anordnung des Stoffs befolgt hat, und nach einer kleinen Abhandlung über die Hauptdimensionen des Peloponnes, die

einzelnen Länder in der Folge Achaia, Sicyonia, Phliasia, Corinthia, — Argolis, Argia, Epidauria, Troezenia, Iles des golfes d'Argos et d'Aegina, Cynuria — Laconia, Laconia propria, Eleuthero - Laconia — Messenia — Elis seu Elea, Acroria, Pisatis, Triphylia — Arcadia, Orchomenii, Cynuraei, Parrhasii, Aegyptis, Maenalia, durchgegangen und nach einem kurzen Ueberblicke der allgemeinen Umriffe der Landschaft die einzelnen geographischen Punkte, Städte, Heiligthümer, Berge, Flüsse festgesetzt werden. Man sieht aus dieser Anordnung des Textes, daß es nicht in der Absicht des Verfs lag, ein geographisches Bild oder einen wissenschaftlichen Begriff von der Natur und Beschaffenheit des Landes und den Veränderungen derselben in ihren geschichtlichen Durchgängen zu geben, sondern nur eine Grundlage und Rechtfertigung der Karten damit bezweckt wird. Die Karte gewährt eine sehr bestimmte charakteristische Zeichnung des schwierig aufzufassenden, seltsam verwickelten Terrains, in welcher von den neuen Orten die bemerkenswerthen und von den Städten, Burgen, Tempeln des Alterthums alle irgend bedeutenden Spuren eingetragen sind. Besondere Zeichen dienen zur Unterscheidung römischer, griechischer, mittelaltiger Ruinen. Die alten Namen sind mit Parenthesen = Zeichen, die aus dem Mittelalter mit eckigen Klammern eingeschlossen. Auch gibt es illuminierte Exemplare der Karte, wo die verschiedenen Formationen des Terrains nach geognostischen Bestimmungen durch Farben unterschieden werden.

Wir denken die Verdienste dieser Arbeit am besten ans Licht stellen zu können, wenn wir wenigstens in einigen Hauptpunkten, so weit es der

Zweck und Umfang dieser Anzeige erlaubt, nachzuweisen suchen, worüber man nun besser als früher unterrichtet ist, und wo noch weitere Untersuchung, es sey an Ort und Stelle oder in den Werken des Alterthums, Noth thut. Der Unterz. geht dabey von seiner eigenen geographischen Arbeit über den Peloponnes aus, die er vor vierzehn Jahren ausgeführt hat, und wird um so weniger anstehen, die jetzt möglich gewordenen Berichtigungen sich selbst angeeignen zu lassen, da auch Hr Puillon Boblaye manche Rücksicht auf jene Arbeit nimmt, und dem Ref. öfter die Freude bereitet, die mit unvollkommenen Hülfsmitteln gewonnene Combination durch eine vervollständigte Erfahrung bestätigt zu finden.

In Achaia ist die merkwürdige Gegend des alten Helike, welches im J. 373 v. Chr. (Pl. 101, 4.) durch ein Erdbeben ins Meer versank, nebst den benachbarten Städten Keryneia und Bura, ähnlich dargestellt, wie früher angenommen wurde; ein Hauptunterschied ist jedoch der, daß der Fluß, welcher von Kalavryta herab kommt, nicht bey Keryneia, sondern östlich von Bura dem Meere zusießt, und darnach nicht der Kerynetes, sondern der Buraios der Alten seyn muß, wie auch schon aus Peake's Werke zu ersehen ist. Aus dem Gebiete von Korinth heben wir die Bemerkung hervor, daß Strabon Unrecht hat, die Deneischen oder richtiger Dneischen Berge nach Megaris zu setzen und vom Skironischen Felsen bis zum Kitharon auszu dehnen, so daß sie das Meer bey Nisäa vom Alkyonischen trennen — die Historiker und andere Geographen nennen durchaus die Gebirgskette, welche sich durch Megaris zieht, und sich nicht in zwey verschiedene Höhenzüge spalten läßt, Ge-

raneaia; *᾽Ορειὰ ὄρη* oder *᾽Ορειὸν ὄρος* dagegen heißt bey Thukydides IV, 44., Xenophon VII, 1, 41. und Andern die steile Bergkette, welche sich von Kenchreâ nach Akrokorinth zieht, und zu der der mächtige Felsen von Akrokorinth selbst gehört. Der Unterz. stimmt ganz dieser Behauptung bey, und fügt hinzu, daß nun auch das Fragment aus Simonides Elegieen, wonach Geranea sich über dem Skironischen Pässe erhebt (Simonidis Cei Carm. rel. ed. Schneidewin. 64. p. 89) keine Schwierigkeiten mehr machen kann. Doch ist der Gebrauch des Namens *᾽Ορειὰ ὄρη*, wodurch er bis Bdotien ausgedehnt wird, nicht auf Strabon allein zu beschränken; der Unterz. hat eben denselben auch in den Sprichwörter-Sammlungen des Alterthums, Proverb. Vatic. 3, 71. Apostol. 17, 8., nachgewiesen. Größerem Bedenken ausgesetzt ist die Bemerkung des Verfs über den Weg Kontoporeia zwischen Korinth und Mycen. 'Mehrere Geographen und Reisende haben voraus gesetzt, daß diesen Namen derjenige Weg geführt habe, der durch die Schluchten des Hagion-Dri und Berbati nach Argos führte. Wir finden in den Stellen des Polybios und Athenâos nichts, was diese Annahme unterstützen könnte, und glauben, daß dies der Weg war, der in gerader Linie das Gebirge gegen Mycen hin durchschneidet, und den Treton zur rechten Hand läßt.' So nimmt auch Oberst Peake die Kontoporeia für einen Fußpfad von Kleonâ auf Argos über das Gebirge, östlich von dem die Berge trennenden Hohlweg Treton; aber wir haben dagegen schon die Stelle des Polybios XVI, 16, 4. geltend gemacht, wo die Kontoporeia πρὸς δύσεις χειμερινὰς, also etwa WSW., von Korinth gesetzt wird. Offenbar deutet indeß der Name *κοντοπορεία* auf ein

Wandern mit großen Stecken oder Stangen, deren man sich bey der Steilheit und durch viele Spalten und Klüfte zerrissenen Beschaffenheit des Gebirges mit Nutzen bedienen mochte.

Für die Topographie von Argos ist aus dem Werke von Leake Bedeutenderes zu schöpfen, wie überhaupt die Untersuchung des Locals der einzelnen Städte, mit Rücksicht auf die im Alterthume daselbst vorhandenen Denkmähler und Bauwerke weniger im Plane des vorliegenden Werkes liegt, als die Fixirung der antiken Orte überhaupt. Ueber die Verbindung, in welche Herodot die Orneaten und Kynurier setzt, gibt der Verf. S. 45. die Meinung des Unterz. (Aeginet. p. 48.) nicht richtig wieder, indem er sie mit der Ansicht von Mannert vermischt; diese Meinung, welche von den neuesten Bearbeitern der griechischen Alterthümer, K. Fr. Hermann Lehrbuch §. 19, 4. und G. Fr. Schömann, Ant. iur. publ. p. 107, 4., angenommen worden ist, ist von dem lezt genannten Gelehrten am bestimmtesten und vorsichtigsten so ausgedrückt worden: *Quod autem Herodotus VIII, 72. de Cynuriis dicit: ἐκδεσώριενται δὲ ὑπὸ τε Ἀργείων ἀρχόμενοι καὶ τοῦ χρόνου, ἔοντες Ὀρνεῖται καὶ περιόικοι, colligi posse videtur, post devictos Orneatas horum nomen, si non in omnes, tamen in multos ceterorum quoque περιόικων, qui simili cum illis conditione essent, transferri coepisse.* Den neulich in unseren academischen Schriften ausführlich besprochenen argivischen Ort *Ενρκεία*, früher *Ενρκεία* genannt, glaubt man in den Ruinen zu erkennen, die Hr Peytier auf dem linken Ufer des *Ἰναχός*, 11 Kilometer von Argos, bey dem Dorfe *Στέρνα*, aufgefunden hat. 'Ενρκεύς konnte, sagt der Verfasser, in der That von da die

auf der Akropolis Parissa angezündete Fackel erblicken' — und davon, fügen wir hinzu, geht ja die Benennung des Orts und der ganze Mythos von Lynkeus aus. Für die Gegend südlich von Erasinus und Verna, welche man früher nur sehr unvollkommen kannte, hat die Natur selbst uns ein festes Merkmal gesetzt in dem Strudel Deine, in welchem eine starke Quelle von süßem Wasser vom Boden des Meeres aufsteigt; dasselbe Phänomen nennen die Neugriechen Anavolo; es findet sich zwischen Riveri und Astros, in gleicher Breite mit Tegea; die französischen Officiere stimmen darin ganz mit Beake überein. Für das angebliche Phlius bey Nauplia, welches der Verf. nach Larcher, wenn auch mit einigem Zweifel, fest hält und in dem Paläokastro bey dem Hafen Nulon wieder zu erkennen glaubt, findet sich bey Herodot IX, 28. nicht die mindeste Bestätigung; bey Ptolemäos aber muß Φλιὸς wohl in Ἀλικὸς geändert werden, wie der Ref. schon früher bemerkt hat. Die Lage von Asine schwankt, bey dem Mangel einer präcisen Angabe, an dem ganzen Küstenstriche zwischen der Gegend von Nauplia und dem Gebiete von Hermione hin und her; der Verf. bezieht darauf das Paläo-Castro, welches Herr de Boudrimy bey Kandia, unweit vom Hafen Nulon, aufgefunden hat; doch gibt er die Sache keineswegs für sicher aus, und es ließen sich auch noch Zweifelsgründe außer den von ihm erwähnten gegen diese Nähe von Asine und Nauplia beybringen. Midea glaubt der Verf. in den Ruinen einer alten Stadt bey Dendra, östlich und zugleich etwas nördlich von Argos, aufgefunden zu haben; während frühere Reisende die Ruinen von Adriani in der Nähe von Tiryns dafür genommen. Wir bleiben der letztern Aufsehung treu

wegen der mythologischen Verbindung, in welcher wir dies Midea mit Tiryns finden. Pindar sagt (Olymp. 7, 29.), daß der Heraklide Elepolemos den Eikymnios erschlug, da er aus dem Thalamos der Midea trat, welcher ohne Zweifel in der Stadt Midea gedacht wird; zugleich läßt er aber die Begebenheit sich ἐν Τίρυνδι, d. h. im Gebiete von Tiryns, ereignen; nach Olymp. 11, 69. kommt auch Deonos, der Sohn des Eikymnios, von Midea. Eikymnios hat seinen Namen von der Akropolis Eikymna, welche nach Strabon VIII, S. 373. gegen 12 Stadien von Nauplia, und nicht weit von Midea entlegen war; dies paßt auch viel besser zu der Lage von Adriani als Dendra (vgl. diese Anz. 1833. S. 856).

Bei der Insel Megina geht Hr P. Boblane auf die interessante, von Stackelberg angeregte und von Mustoxydes in der ionischen Anthologie 1834. S. 1. (s. auch Kunstblatt 1836. № 11.) näher entwickelte Frage ein, ob der durch seine schöne Architectur und Fronton-Statuen berühmte Tempel das Heiligthum des Zeus Panhellenios gewesen, oder dies auf der Bergkuppe, welche jetzt vorzugsweise Dros heißt, zu suchen und jener Tempel vielmehr der Athena zuzueignen sey. Er entscheidet sich gegen die Stackelberg'sche Meinung, weil auf dem Dros nur Spuren eines kleinen Gebäudes an der Stelle einer neuen Capelle vorhanden seyen, und weil Pausanias ein so stattliches Bauwerk, wie jenen Tempel, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen haben würde, welches doch der Fall seyn würde, wenn nicht eben dieser Tempel das Panhellenion wäre. Allein Pausanias Worte lassen durchaus nicht ahnen, daß er auf dem panhellenischen Berge einen prächtigen Tempel gefunden

habe; er sagt nur, daß Panhellenion=Dros enthalte nichts Merkwürdiges, als das Heiligthum des Zeus, welches Aenkos dem Zeus errichtet haben solle: Worte, die in der That auf ein Hieron mit einer kleinen, alterthümlich einfachen Capelle besser passen, als auf den in Frage stehenden Tempel, bey dem doch wohl, außer der ersten Gründung, der spätere Ausbau der Erwähnung werth gewesen wäre. In der That neigt sich, seit die Unechtheit der angeblich antiken Inschrift ΔΙΟΣ ΠΑΝΕΛΛΗΝΙΟΥ erwiesen ist, die Wahrscheinlichkeit immer entschiedener auf die Seite der Stackelberg'schen Behauptung; besonders seit man nicht weit von dem fraglichen Tempel eine Steinplatte mit der Inschrift gefunden hat: . . . Σ ΤΕΜΕΝΟΣ ΑΘΕΝΑΙΑΣ, d. h. ὄρος τεμένους Ἀθηναίας. S. über beide Punkte die wichtigen Mittheilungen unsers trefflichen Collegen in Athen, Professors E. Ross, in Schorns Kunstblatte 1837. № 78. Die Grenzlandschaft von Argolis und Lakonika, Kynuria genannt, welche vor Leake's Werke und der Expédition de Morée uns sehr unvollkommen bekannt war, erhält durch die genaue Angabe aller Berghöhen, Flüsse, Bäche und Ruinen, wie sie der Verf. liefert, neues Licht; nur sind seine Schlüsse für die alte Geographie in dieser Gegend nicht durchaus probehaltig. Er setzt die Stadt Thyrea in Kynurien südlich von Astros, auf das jetzige Hagios Andreas, an die Mündung eines Flüßchens, welches von SW. aus Lakonika kommt, und auf derselben Höhe des Parnon entspringt, wie der Fluß von Hag. Petros, der nördlich von Astros mündet, an eine Stelle, wo Hr de la Garde nicht unbedeutende Reste des Alterthums gefunden haben soll. Allein Pausanias (II, 38.) sagt, daß

die Landschaft von Thyrea zu seiner Zeit Argivisch war; er sagt ferner, daß nur ein Fluß, der Tanos, vom Gebirge Parnon durch das Land der Argiver fließe; folglich können nicht beide Flüsse, der von Hag. Andreas und Petros, dem Gebiete von Argos, wie es in Pausanias Zeit bestand, angehört haben; da nun aber der Fluß von Hag. Petros, der nördlichere von beiden, sicher durch das Argivische Gebiet floß, so muß der Landstrich an dem Flusse von Hag. Andreas damals nicht Argivisch gewesen seyn; folglich kann Thyrea, welches in Pausanias Zeit Argivisch war, nicht auf der Stelle von Hag. Andreas gelegen haben. Noch ein anderer Beweis kann aus Plutarch Pyrrh. 32. geschöpft werden. Somit bleibt Leake's Meinung, nach der die Ruinen bey dem neuen Orte Luku am Tanos dem alten Thyrea angehören, immer noch die wahrscheinlichere, wenn sie auch zu einer Correction des Textes im Thukydides nöthigt (vergl. diese Anz. 1832. S. 34.).

Von der Geographie Lakonikas machen wir nur auf einige Punkte aufmerksam, die besonders durch die neuen Entdeckungen gewonnen haben. Herr P. B. hat einen Plan Spartas aufgenommen, der in dem großen Werke der Expedition, in der Section der Architectur T. II. pl. 45., erschienen ist, und den er hier, so weit er die Topographie der alten Stadt angeht, rechtfertigt. Wir finden, daß er mit dem Plane, wie er früher aus dem Journale von Fourmont und den Elginischen Papieren entworfen war, in den Hauptpunkten übereinstimmt, aber Mehreres sich jetzt genauer bestimmen läßt, wollen aber lieber dies ganze Kapitel auf sich beruhen lassen, bis Hr. H. Thiersch den verheißenen, wesentlich

verschiedenen, Plan von Sparta heraus gegeben haben wird, dem wir, mit anderen topographischen Arbeiten von seiner Hand, mit großer Erwartung entgegen sehen. Die alte und merkwürdige Stadt Therapie setzt der Verf. gerade Sparta gegenüber auf das linke Ufer des Eurotas; seine Gründe sind, daß hier nach Polybios und Livius das Menelaion lag, und daß damit nichts als das Monument des Menelaos gemeint sey, der, nach Herodot VI, 61. und Isokrates im Entkomion der Helena §. 63., mit der Helena in Therapie verehrt worden sey. Die Sache verbält sich genau aufgefaßt so. Das Menelaion, wahrscheinlich ein Heroon des Menelaos, lag auf den Hügeln über dem linken Ufer des Eurotas, NÖ. von Sparta (κατὰ χειμερινὰς ἀνατολάς, Polyb. V, 22, 3.): womit es vollkommen übereinstimmt, daß man von den Ufern des Eurotas bey Sparta nach Amyklá, im Süden von Sparta, marschierend das Menelaion zur Rechten hatte (Polyb. V, 18, 3.). In dieselbe Gegend trifft nun auch wirklich Therapie mit dem Tempel des Menelaos (Pausan. III, 19, 9.); denn nach Therapie ging Pausanias von Sparta über den Eurotas, und dann wieder von Therapie über das Phóbäon in der Richtung auf das Gebirge Taygeton, und gelangte so an das Flüsschen Phellis bey Amyklá (III, 19, 7. 20, 2.), was nicht möglich gewesen wäre, wenn Therapie ganz so nördlich, als es von dem Verf. gesetzt wird, gelegen hätte. Auch sieht man aus Xenophon Hell. VI, 5, 30., daß das Heiligthum des Poseidon Gáauchos — welches nach Pausan. III, 20, 2. dem Phóbäon nahe lag — sich südlich von Sparta befand. Darin aber stimmen wir Herrn P. B. völlig bey, daß das Menelaion mit

jenem Menelaos = Tempel identisch war; wahrscheinlich hatte die Burg von Therapne wegen des Heiligthums und Grabes dieses Heros diesen besondern Namen erhalten, und auf diese Burg bezieht sich Pindars Ausdruck 'der hoch gelegene Sitz Therapna's', und Alkmans 'das wohl umthürmte Therapna'. Beym Menelaos-Tempel oder wenigstens nicht weit davon, muß das Heiligthum der Helena gelegen haben; Herodot VI, 61. zufolge befand es sich in Therapne, oberhalb des Phöböon. Dies Heiligthum der Dioskuren und ihrer Geliebten Phöbe und Hilaeira, einer eigenthümlichen lakedämonischen Göttergruppe, war auch nach Pausanias nicht in, sondern nahe bey Therapne (Pausan. III, 14, 9. nach richtiger Lesart, 20, 1. vgl. Livius XXXIV, 38.). Von den Opfern des Menelaos und der Helena in Therapne spricht Isokrates a. D., *Θεράπνων Ἑλένας* nennt die Stadt Therapne Euripides in den Troaden 211. Die Pompa zum Heiligthume der Helena, wobey die spartanischen Jungfrauen auf den Wagen *κάρυσσα* genannt fuhren (Hesych. v. *κάρυσσα*), ging offenbar nach Therapne; auf keinen Fall nach Amyklä, wo kein Tempel der Helena erwähnt wird; Hermann hat neulich in der Einleitung zu Eurip. Helena S. X. zwey verschiedene Züge und Feste verwechselt, die Dor. Th. II. S. 282. genau unterschieden worden waren. Therapne ist ohne Zweifel der Ort Lakonikas, der am meisten echte Erinnerungen aus der Zeit der Achäer und der Atridenherrschaft besaß; die unterirdischen Thesauern, dem Mykenäischen ähnlich, welche man zu Bassio (Baphio), südlich von Menelaion entdeckt hat, gehörten gewiß zum Umkreise des alten Therapne; der Unterz. darf anführen, daß er schon vor der

ersten Kunde dieser Entdeckungen nach historischen Gründen, diese Art von Denkmählern in eben dieser Gegend (von Amyklä) voraus gesetzt hatte (Orchom. S. 319.). Herr Puillon Boblaye meldet noch nichts von den neuerdings bey dem Menelaion vorgenommenen Ausgrabungen; welche die Fundamente eines sehr eigenthümlich angelegten Heroen-Denkmahts, und umher eine Anzahl kleiner Bleyfiguren hochbehelmter Männer und enggegürteter Weiber ans Licht gebracht haben, die ohne Zweifel von Spartanern und Spartanerinnen dem Menelaos und der Helena geweiht worden sind. Wir verdanken die ersten interessanten Nachrichten von diesem Funde dem trefflichen Archäologen, Professor Ross in Athen. S. das Intelligenzblatt der Hall. *UZ.* 1837. *N^o* 47.

Im Uebrigen haben die Arbeiten der französischen Officiere und Gelehrten wenigstens über die gegenwärtige Chorographie von Lakonika, dessen Berge und Thäler man bisher zum großen Theile nur in sehr unbestimmten Umrissen zeichnen konnte, neues Licht verbreitet; wenn Gleiches nicht in Beziehung auf die Namen alter Geographie möglich war, liegt der Grund an dem Mangel literarischer Nachrichten über diese von feindlichen Heeren so selten durchzogene Landschaft. Daher selbst Zweifel über die Existenz manches nur einmahl genannten Ortes statt finden. *Biandina*, das man nur aus *Ptolemäos* kannte, und dessen Daseyn im Alterthume der *Verf.* S. 95., wie auch der *Ref.* früher, in Frage stellte, ist indeß durch eine Inschrift von der Vernichtung gerettet worden, s. *Böckh Corp. Inscr. Graec. T. I. p. 654.*

Messenien hat nach den Arbeiten der Eng-

länder weniger neue Aufklärungen erhalten; die ältesten Wohnstätten der Herrscher des Landes vor der spartanischen Herrschaft, Andania und Stenyklaros, sind auch nach dem Geständniß dieses Werks S. 109. noch nicht fixirt. La Messénie, sagt der Verf., est une des provinces de la Grèce où les voyageurs auront à faire les decouvertes les plus intéressantes. . . . Mais on doit se hâter: cette riche province, aussi dépeuplée aujourd'hui qu'au temps de sa conquête par Sparte, ne va pas tarder à se couvrir de constructions nouvelles, où iront s'enfouir les derniers débris de ses monumens historiques. Aber selbst die Gegend, welche die neueren Reisenden, besonders die Theilnehmer militärischer Expeditionen zu Land und Wasser, am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, die Gegend von Navarin, gibt in Beziehung auf ihre Gestalt im Alterthume noch großen Zweifeln Raum. Herr P. Boyblaye behauptet, in Uebereinstimmung mit den Hrn Blouet und Lenormant (Annales de l'Institut archéol. 1832. p. 181.), daß Palæo-Castro oder Alt-Navarin das alte Nestorische Pylos sey, das auf dem Vorgebirge Koryphasion, am nördlichen Eingange zu dem Meerbusen von Sphacteria, seine Stelle gehabt habe. Nun ist es richtig, daß, als der athenische Feldherr Demosthenes im peloponnesischen Kriege sich dieses Plazes bemächtigte, eben dieselbe Stelle von den Athenern Pylos benannt wurde, welche die Spartaner Koryphasion nannten. Dieser Platz war damahls ein wüstes Vorgebirge (*ἀρχαῖον ἔρημος*, Thukyd. IV, 3.), welches erst die Athener mit ihrer gewohnten Raschheit befestigten, aber bestand als bewohnter und befestigter Ort seit je-

ner Zeit bis auf die der Antonine, in denen Pausanias es ganz so beschreibt, als wenn es das alte nestorische Pylos wäre; man kann nicht zweifeln, daß Palao-Navarino jetzt noch dieselbe Stelle einnimmt. Aber wie kann man Strabons (VIII, p. 359.) bestimmte Aussage beseitigen, daß das alte messenische Pylos am Fuße des Berges Megaleos, der sich sieben Stadien von Koryphasion und dem Meere erhob, gestanden habe, und erst nach dessen Zerstörung einige Pylier sich am Koryphasion angesiedelt und den Namen Pylos dahin gebracht haben, wo hernach die Athener ihre Festung Pylos anlegten. Die angeblich cyclopischen Constructionen der Homerischen Stadt, welche der Verf. S. 114. in dem nördlichen Theile der Halbinsel von Koryphasion nachweist, werden wohl nur die Fundamente der athenischen Befestigungswerke seyn; Herr Lenormant, der doch auch das alte Pylos in Palao-Navarino gefunden glaubt, gesteht doch, daß keine älteren Mauern sich hier vorfinden, als der athenischen Zeit zugeschrieben werden können. Die Grotte des Hermes oder Nestor, die zu Pausanias Zeit in der Stadt Pylos bestand, wird nach dem Homerischen Hymnus auf Hermes zwar in die Gegend von Pylos, aber offenbar in eine einsame, von Menschenwohnungen abgelegene, Landschaft gesetzt; damahls kann also die Stadt Pylos noch nicht am Koryphasion gelegen haben. (S. darüber Gerhard's Hyperb. Röm. Studien S. 311.)

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1838.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: *Expédition scientifique de Morée. Par Puillon Boblaye.*

Nach aus der Topographie von Elis und Triphylien nur einige Hauptfragen. Nach der Karte des Verfs lag das alte Elis nicht an einem Nebenflüßchen des Peneios, sondern an diesem Hauptflusse selbst; den Namen *Μήνιος* bey Pausanias erklärt er für einen bloßen Schreibfehler für *Πηνειός*. Allein die Sache ist doch großem Bedenken unterworfen. Bey Theokrit XXV, 15. werden die eleischen Heerden *Μηνιον ἄμ μεγά τῖφος*; nur einige Handschriften haben *Πηνειοῦ*, welches die Critiker in der Form *Πηνειοῦ* aufgenommen haben. Bey Strabon VIII, p. 337. (V. III, p. 32. Dtschucke) heißt der bey dem Gymnasium vorbeý fließende Strom, so viel wir finden, in allen diplomatischen Quellen *Μηνειός*, *Μινειός*, und *Πηνειός* ist bloße Emendation; eben so scheint es S. 338 (V. III. p. 36.) und 339. (p. 44.) zu stehen, wo die Mündung dieses Peneios ins Meer erwähnt wird. Pau-

Pausanias nennt V, 1, 7. den von Herakles durch die Ställe des Augeas geleiteten Fluß nach den bessern Handschriften (Cod. Vind. Mosqu.) Μη-
 νιος, wo nach einer wahrscheinlich sehr wenig be-
 gründeten Lesart Μινωήσιος (ohne Rücksicht auf
 Pausanias Dialect) geschrieben wird. Derselbe
 Topograph setzt VI, 26, 1. nach sicherer Lesart
 der Handschriften das Theater von Elis zwischen
 den Markt der Stadt und den Menios. Nur
 VI, 22, 3. heißt dieser Fluß in den bis jetzt be-
 kannt gewordenen Quellen des Textes Peneios;
 doch wird auch hier vielleicht die vollständigere
 Textbegründung, die wir dem Fleiße trefflicher
 Gelehrten für die ersten Bücher bereits verdanken,
 bald ein anderes Urtheil gestatten. Wenn man
 nun nicht eine wahre Verschwörung unter den
 Abschreibern aller dieser Autoren annimmt, kann
 man nicht zweifeln, daß die Lesart Menios die
 ursprüngliche bey ihnen ist, da weder Zufall noch
 Absicht sie an allen diesen Stellen hervor bringen
 konnten, Zufall nicht, weil sie dann doch nicht
 in sechs Stellen in den besten Quellen sich finden
 würde, und noch weniger Absicht, weil auf diese
 Weise zwar der allbekannte Flußname Peneios
 für den verschollenen Menios, aber nicht umge-
 kehrt Menios für Peneios gesetzt werden konnte.
 Diese Vertauschung des bekannteren Namens mit
 dem unbekannteren hat allerdings im Alterthume
 auch schon statt gefunden, aber schwerlich bey den
 landeskundigen Geographen, sondern bey den My-
 thologen, die den Peneios öfter als den Fluß
 nennen, durch den Herakles jene colossale Stall-
 ausmistung vollbracht habe. Bey Apollodor II,
 5, 5. werden zu diesem Behufe Alpheios und
 Peneios verbunden, und bey Diodor IV, 13. wird
 auch wohl Πηνειδόν der Lesart Ἀλφειδόν, die
 aus IV, 14. herein gekommen ist, vorzuziehen

seyn. Nach Allem wird es gerathen seyn, den Fluß bey Elis Menios zu nennen, obwohl auch Hr Bobrick in einer schätzbaren Arbeit über die Geographie von Elea, in Berghaus Annalen der Erdkunde, Jahrg. IX. 1833. № 97. S. 169., den Namen Peneios für den Fluß von Gastuni fest gehalten, und dann ein Nebenflüßchen Menios unterschieden hat, das die Stadt Elis selbst durchschnitten habe. Die Existenz des triphylischen Pulos bleibt noch unaufgeklärt; dagegen über das alte Poseidons-Heiligthum Samikon und den Lauf des Anigros oder Minyeios ein erwünschtes Licht verbreitet ist.

Das Centralland des Peloponnes, Arkadien, bietet mit seinen sonderbar verschlungenen und in ein Netz mit einem Ausgange verknöteten Bergketten, regellos hingestreueten Bergkuppen, tief eingeschnittenen Thälern und Schluchten, seinen sich in Klüfte verlierenden und anderwärts wieder hervor brechenden Gewässern, vielen Binnenseen, oft mehrnamigen, und zuweilen unter einander gleichnamigen Bächen, endlich mit seinen zahllosen kleinen Völkerschaften und Ansiedlungen einer theils hirtlichen, theils landbauenden Bevölkerung, ein geographisches Labyrinth, das indessen durch die verdienstvollen Arbeiten der Engländer, namentlich W. Gell's, schon so weit aufgeklärt war, daß in der darauf gegründeten Karte des Unterz. auch gegenwärtig nur wenige Hauptfehler zu berichtigen sind. Hauptsächlich gehört dahin der Lauf des Flusses von Methydrion, der nicht nach dem Alpheos, sondern nach dem Tragos geht, und erst nach einem weiten Umwege in den Alpheos gelangt. Dagegen sind die drey von der nördlichen Bergkette Arkadiens herab strömenden Gebirgsbäche in den Thälern von Psophis, Kleitor und Pheneos, welche Pausanias

alle drey Troanos nennt, von Hn P. B. gerade so gezeichnet, wie vom Unterz., und es kann an der Verschiedenheit derselben nicht mehr gezweifelt werden. Der See von Pheneos bedeckt jetzt das ganze Thal und steigt immer höher, wegen einer Verstopfung der unterirdischen Abzüge (πέρεδρα oder ζέρεδρα), die nach dem Verf. S. 153. erst etwa vor 20 Jahren eingetreten ist. Doch kann die Natur auch wieder helfen, und die verstopften Klüfte eröffnen, wie es nach der Bemerkung des Verfs schon mehrere Male geschehen ist. Theophrast erzählt in der Pfl. Gesch. V, 4, 6., daß, als einmahl das Thal der Pheneaten durch die Verstopfung des Berethron unter Wasser gesetzt wurde, man Brücken aus Lannholz (ἐλάτη) über den See baute, eine über die andere, indem die Wasserfläche immer höher stieg; auf einmahl brach das Berethron auf und man fand alle diese Brücken unverfault wieder. Vgl. die Erzählung III, 1. mit Schneider's' Anm.

Der Verf. gesteht mit rühmlicher Bescheidenheit, daß nach allen neueren Bemühungen noch immer manche Partien der Topographie Arkadiens, wie besonders die Grenzgegenden gegen Elis und Lakonika (darunter die früher lakonische, hernach arkadische Landschaft Aegyptis), im Dunkel liegen; er beklagt, daß der Auftrag, an der wissenschaftlichen Expedition nach Morea Theil zu nehmen, ihn getroffen habe, ehe er sich namentlich für die dabey zu lösenden Aufgaben der comparativen Geographie gründlich habe vorbereiten können, und daß ihm daher auch viele Theile und Punkte des Peloponnes nur durch die Nachforschungen seiner Mitarbeiter bekannt seyen; er hofft, diesen Mangel einst gut zu machen, wenn ihm gestattet werde, Griechenland von neuem zu besuchen, 'cette Grèce, si désolée et que l'on

n'a cependant jamais quittée sans désirer la revoir encore'.

R. D. M.

D o r p a t.

Gedruckt bey J. C. Schünemann, 1834: Ueber die Hiram = Salomonische Schiffahrt nach Ophir und Tarsis. Eine biblisch = archäologische Untersuchung von Carl Friedrich Keil, Lic. der Theol., Privatdoc. an der Kaiserl. Universität Dorpat. — Aus den Dorpater theolog. Beiträgen besonders abgedruckt. 106 Seiten in Octav.

Ohne lauter neue Resultate liefern zu wollen, beabsichtigt der Verf. in dieser Schrift nur die bisherigen, so verschiedenen Meinungen über die Lage von Ophir und Tarsis zu sichten, das Gewisse vom Ungewissen, das Wahre von dem bloß Wahrscheinlichen und erweislich Falschen zu scheiden. Im ersten Theile, von der Hiram = Salomonischen Schiffahrt im Allgemeinen, geht er von der Erklärung von 1. Kön. 9 und 10. und 2. Chron. 8 u. 9. aus, und sucht zuerst zu beweisen, daß Hiram nicht bloß Seeleute, sondern auch eine Flotte von Tyrus nach Eziongeber am arabischen Meerbusen geschickt habe und stellt dann die verschiedenen Lösungen der Frage zusammen, wie die Schiffe über die Landenge von Suez gebracht seyen? Einige haben ohne sichern Grund angenommen, daß ein Canal aus dem Nil in den arabischen Meerbusen geführt habe, Andere, daß die Schiffe in einzelnen Stücken über Land durch Kameele dorthin gebracht seyen, wie ähnliche Beispiele von älteren Schriftstellern und neueren Reisebeschreibern berichtet werden; Herr R. findet es aber noch wahrscheinlicher, daß Hiram schon ganz fertige Schiffe über die Landenge

von Suez schaffen ließ, was er mit einigen Parallelen aus den Classikern belegt. Hierauf wird untersucht, ob die angeführten Stellen von einerley Fahrt nach Ophir handeln, oder ob Hiram und Salomo gemeinschaftlich Flotten nach Ophir und nach Tarsis schickten? Der Verf. beweist das letztere, weil Tarsis von Ophir besonders unterschieden werde und Tarsisschiffe nicht überhaupt große Seeschiffe bedeute.

Der zweyte Theil beschäftigt sich mit der Untersuchung über die Lage von Ophir und Tarsis. Die bisherigen Meinungen, wo Ophir zu suchen sey, theilen sich in Indien, Afrika und Arabien; gegen Indien wird vorzüglich bemerkt, daß es an den Küsten kein Gold gehabt habe, sondern nur in den nördlichen Gegenden, von wo es aber zu Lande durch Karawanen in den vorderasiatischen Handelsverkehr kam, und daß eine Reise nach Indien nach der damahligen Weise der langsamen Küstenfahrt nicht in einem Jahre hin und zurück gemacht werden konnte, indem früher bewiesen wurde, daß eine Fahrt nach Ophir nicht drey, sondern nur ein Jahr gedauert habe. Die Meinung für Afrika hat am wenigsten Wahrscheinlichkeit und ist schon von Mehreren widerlegt, es bleibt also nur die Annahme übrig, daß Ophir in Arabien gelegen und hiermit lassen sich alle Angaben vereinigen. Schon Moses erwähnt Ophir Genes. 10, 29. zwischen Scheba und Chawila, also in Semen, und dies muß auch das Salomonische Goldland gewesen seyn. Zwar finden sich jetzt dort keine Goldgruben mehr, aber das ganze Alterthum spricht von dem Goldreichtume Arabiens, so daß es nicht zweifelhaft seyn kann, daß es einst dort in Menge gefunden wurde; Edelsteine dagegen werden noch jetzt dort gegraben. Die Ansicht, daß Ophir nur in Arabien

gelegen, wird zur völligen Gewißheit erhoben durch die Zeit von ungefähr einem Jahre, welche die Salomonische Flotte zur Hin- und Rückreise gebrauchte. So vollkommen auch die Schifffahrt der Phönizier schon in alten Zeiten war, so darf man doch nicht annehmen, daß sie die der Römer im 4. Jahrhundert n. Chr. übertraf. Nach Hieronymus machte aber ein Schiff eine glückliche Fahrt, wenn es in sechs Monaten die Länge des arabischen Meerbusens durchsegelte. Man muß dabey auch nicht vergessen, daß zu Salomos Zeit die Fahrt auf diesem Meerbusen erst unternommen wurde und überhaupt die Küstenschifffahrt auf demselben wegen der vielen Korallriffe eine sehr schwierige ist.' Deshalb kann auch die Stadt el-Dyphir in der Landschaft Oman nicht verstanden werden, weil, die Verschiedenheit der Schreibart in semitischer Schrift ungerechnet, die Umschiffung der ganzen Südküste Arabiens bis zum persischen Meerbusen nicht so schnell von statten gehen konnte, daß die Flotte in einem Jahre zurück kam, sondern Dyphir muß innerhalb des arabischen Meerbusens gelegen haben, am wahrscheinlichsten ein wenig nördlich von Soheia.

Daß unter Tarsis die Stadt Tartessus in Spanien zu verstehen sey, wird jetzt fast allgemein angenommen; aber Hr K. will dies genauer dahin bestimmen, daß darunter nur die Stadt auf der Insel, welche der Fluß Batis damahls durch seine beiden Mündungen bildete, gemeint seyn könne, und Tarsis kein allgemeiner Name für die westlichen Gegenden, besonders Spanien, sey. Von hier holte die aus Toppe oder einem andern Hafen des mittelländischen Meeres aussegelnde phönizisch-hebräische Flotte besonders Silber, woran Spanien nach vielfachen Zeugnissen alter Schriftsteller ehemahls Ueberfluß hatte. Die Tar-

fischflotte brachte aber noch drey andere Gegenstände mit, von denen bewiesen werden muß, daß sie auch aus Spanien oder von einer Reise dorthin mitgebracht werden konnten; zum Unglück kommen jedoch die Namen dieser Dinge nur an dieser Stelle des alten Testaments vor und ihre Bedeutung ist ungewiß. Hr K. zeigt nun zuerst, daß Elfenbein, Affen und Pfauen, wie man gewöhnlich die drey hebräischen Wörter übersetzt, von der benachbarten afrikanischen Küste von den Phöniziern selbst geholt, oder von dort nach Tarsessus, dem großen, allgemeinen Waarenmarkte gebracht seyn konnten, da das Vorhandenseyn jener Gegenstände in Afrika bewiesen werden kann. Dann erhebt er aber Schwierigkeiten gegen diese Uebersetzung der drey Wörter, erklärt sich gegen die neue von Benary vorgetragene und von Gesenius angenommene Ableitung des schenhabbim aus schen Zahn und habbim contrahiert aus dem ha des Artikels und ibbim, verwandt mit dem Sanskrit ibhas Elephant, und läßt die Bedeutung unbestimmt. Eben so ungewiß ist es, was tuckijim waren, Pfauen, oder eine besondere Affenart, oder Perlhühner? Der Name Tuckijim vom Singul. tucki könnte von Tucca, einer Stadt Mauretaniens, die nach Plin. V, 1. am Meere lag, kommen, weil diese Vögel von dort bezogen wurden. Denn ausländisch ist der Name gewiß, und selbst die Form spricht für eine Ableitung von einem Nomen proprium. Die aves numidicae oder gallinae Afrae gehörten bekanntlich bey den Römern zu den ausgesuchtesten Leckerbissen. Und auch Salomo liebte nach 1. Kön. 5, 2. eine gute und reich besetzte Tafel. Unter den verschiedenen Gerichten, welche auf seine Tafel aufgetragen wurden, wird auch gemästetes Geflügel genannt. Darunter waren vielleicht auch

gallinae numidicae, und solche sind wahrscheinlich unter tuckijim zu verstehen. Bey dieser Ansicht würde sich wenigstens gut erklären, wie die tuckijim einen besonderen Handelsartikel der Tarsisflotte bilden konnten. So viel als Vermuthung. Da die anderen Erklärungen im Grunde auch weiter nichts als Vermuthungen sind, so mag auch dieser eine Stelle neben jenen gegönnt werden. — Diese Gegenstände können also wegen der Unsicherheit der Bedeutung weder für, noch gegen Tartessus als Argument gebraucht werden; dagegen entspricht die Dauer der Fahrt von drey Jahren der Entfernung.

Hiermit hat Ref. die Ansichten des Verfassers in der Kürze dargelegt, um diejenigen, welche sich für diesen Gegenstand interessiren, auf diese Schrift aufmerksam zu machen; indeß steht zu bezweifeln, ob sich alle Leser für überzeugt halten werden, so daß die Untersuchungen damit als geschlossen angesehen werden könnten.

F. W.

B e r l i n .

Bey Reimer, 1838. Gregorius, eine Erzählung von Hartmann von Aue, herausgegeben von Karl Lachmann. 112 Seiten in groß Octav.

Wer unsern Hartmann von Aue als einen der edelsten und liebenswürdigsten Männer und als einen der meisterhaftesten Dichter seines Zeitalters zu würdigen und zu schätzen weiß, dem muß alles was zu einer vertrauteren Bekanntschaft mit ihm beitragen kann, von hoher Wichtigkeit seyn. Es konnte daher nicht fehlen, daß der Abdruck der vaticanischen Handschrift des Gregorius, welchen der Herr Pfarrer Greith dem Specilegium

Vaticanum einschaltete, mit allem Danke aufgenommen wurde. Einige Versehen, die sich aus mangelhafter Kenntniß der Sprache des dreyzehnten Jahrhunderts in diesen Abdruck so wie in die Beygaben desselben eingeschlichen hatten, sind bereits von Jac. Grimm in seiner Anzeige des Buches (Götting. gel. Anz. 1838. St. 14. 15.) glimpflich gerügt und gebessert worden. Allein ein Gedicht von Hartman wird jedermann ohne Anstoß und Störung zu lesen wünschen, und dies veranlaßte Hn Prof. Lachmann zu einer einzelnen Ausgabe der lieblichen Erzählung. Lachmann hat es für überflüssig gehalten, auch nur durch ein einziges Wort auf das Verdienst aufmerksam zu machen, daß er sich um die Wiederherstellung des alten Gedichtes erworben hat; kundigen Lesern genügt der Name des vollendeten Critikers, und auf das was ihnen genügt, beschränkte sich auch diese Anzeige.

Da man indeß die Hoffnung nicht aufgeben darf, die Straßburger Handschrift wieder aufzufinden, und da auch die vaticanische eine nochmalige sorgfältige Vergleichung verdient, so scheint es nicht unnütz zu seyn, vorläufig die Stellen anzugeben, welche für einen solchen Fall besonderer Aufmerksamkeit werth zu seyn scheinen. Gegen einen Dichter, der alles sauber und nett haben wollte, ist eine solche Aufmerksamkeit Pflicht. Was übrigens in den folgenden Zeilen den Fragezeichen nachgesetzt wird, bitten wir recht sehr nicht etwa als Vorschläge zu Aenderungen des Textes anzusehen, sondern nur als Anfragen, ob die Handschriften nicht solche oder ähnliche Abweichungen darbieten. — Wir setzen, der Kürze wegen, voraus, daß der Leser das kleine Buch zur Seite habe.

3. 22. dō er ? und er 184 dō ez mit

slâfe was bedaht, dâ ? dô mit slâfe was
 bedaht dâ 238 vreude ? herze 334 irn
 was kein ganziu vreude erkant, diu âne
 trûren wære: dô si was âne swære, daz was
 ir bestiu vreude hie daz sî niwan ir wei-
 nen lie. ? irn was kein ganziu vreude
 erkant: daz ê ir trûren wære dô sî was âne
 swære, daz was ir bestiu vreude hie, daz
 sî niwan ir weinen lie. 376 iemmer und
 niemmer scheinen mehr des Abschreibers als Hart-
 mannes Schreibweise zu seyn. 386 der uns nû
 aller nâhest gât ? (der uns nû aller nâ-
 hest gât), 413 begrift ? begriffe 416 vor
 ? mir vor 453 volgten ? volgeten 478
 daz îs in dem viure ? daz îs dem viure
 511 als ? else 636 iegelîches ? iege-
 lîchez 750 muoz ? muose 1044 gereite
 l. gerâte 1079 genædic in den Besserungen
 S. 112 genendic) swâ er solde, ein zage
 swâ er wolde auf Beesenmeyers Pergament-
 blatte genædec da er wolde, ein zage da er
 solde (wohl vorzuziehen) 1137 mîn kint? sô
 wol sî hie gefriunt sint, ? mîniu kint,
 so wbl sî hie gefriunt sint. 1244 wan deich
 iht ? wand ich niht 1315 dise sache
 ? zwô sache 1325 geslehte . . mehte ? geslâhte
 . . mâhte (vgl. 1107) 1426 sprungen ? sprunge
 1427 liez ich schenkel ? lie ich die schen-
 kel 1704 soldenier ? soldier 1758 da
 er sî an ? dâ er se an 1788 machten
 sîne ? schuofen (vgl. 39. 2906. 3499) 1850
 versuoht erz ? versuoht ers 1856 daz
 ein ? daz, ein (daz als demonstratives Pro-
 nomen, so wie 3037) 1953 wande ir ietwe-
 derre stach daz sîn, daz ez in hundert brach
 ? wande ir ietwederre verstach daz sîn daz
 ez in stücke (? ensunder) brach 1970 ge-

tohtige ? getorstige 2013 noetige ? nõ-
 tige 2028 dà under in ? under in 2141
 mite, dô er aber nâch sînem site in die ke-
 menâten gie, dô ? mite. dô er aber, nâch
 sînem site, in die kemenâten gie, dô 2208
 doch genam ? daz genam 2635 ez ist
 ? ezn ist 2712 unwirdekheit ? unwer-
 dekheit (vgl. 2653) 2748 schenkeln ? füe-
 zen 2770 denne ditz haberbrôt ? dan è
 dô ditze haberbrôt 2792 daz ich der werl-
 de verpflac ? daz ich der werlde mich
 verpflac 2799 wizzt ? wizzet 3003 ze-
 samen ? zesamene ober zesamne 3145 dô
 ? daz 3249 einen dürftigen ? dürftigen
 (vgl. 1165. 2579, wo dürftige, dürftigen auf
 verswige und verzigen reimt: — was die Be-
 deutung des Wortes betrifft, so mag zugleich an
 die Anm. zu Swein 3. 6403, wie sie S. 436
 zu finden ist, erinnert werden —) 3254 erwah-
 sen ? verwahsen 3276 gerlich (gärllich
 Oberl. 472. Karl 28. b.) ? . . . 3312 re-
 gens wîs ? in regens wîs (vergl. 2856 en
 hundes wîse) 3512 morgen ? morgens
 3513 wan dêr (mit scharffsinniger Kunst ist hier
 nach dem Echten geforscht; ob es gefunden ist, muß
 eine gute Handschrift lehren) 3666 houbtmisse-
 tât ? houbetmissetât 3721 nû sagt wie,
 ? nû saget mir, 3722 ob ? daz 3744 daz
 arme wîp, ? daz wîp, 3801 gelten ? ge-
 nesen.

Die hier stehenden Fragezeichen zu erörtern
 würde viel zu weit führen und muß dem auf-
 merksamen und mit Hartmannes Sprache innig
 vertrauten Leser überlassen werden: uns soll es
 freuen, wenn sie dazu dienen, auch nur einzelne
 Stäubchen von dem schönen Kunstwerke abzublâ-
 fen.

Auf das was für Sprache und Wörterbuch aus dem Gregorius zu lernen ist, kann hier nicht eingegangen werden. — Das lateinische 'crede mich' wird in dem Munde des Abtes nicht weiter irren; da wo bey Mone 'des krede ich mich' steht, ist berede zu lesen; 'mich' ist aus michi st. mihi zu erklären.

Jac. Grimm hat in der oben genannten Anzeige auf ein Paar ausgezeichnet vortreffliche Stellen aufmerksam gemacht: aller guten Dinge sind drey, und so werde denn hier auf eine dritte verwiesen, die nicht leicht ihres Gleichen hat. Sie ist zu lang um hier Raum zu finden und steht 3. 3209 bis 3232.

Z ü r i c h.

1837. Druck und Verlag von Orell, Füßli u. Co. Appenzellischer Sprachschatz. Eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Haus- und Witterungsregeln, abergläubischer Dinge, Gebräuche und Spiele, würzender Lieder oder Reime; nebst analogischer, historischer und etymologischer Bearbeitung einer Menge von Landeswörtern, zum Theile nach alteutschen Handschriften der katholischen Kantons-Bibliothek in St. Gallen. Heraus gegeben von Dr Titus Tobler. Einleitung LVIII, Sprachschatz 464 Seiten in zwey Spalten im größten Octav.

Um ein gerechtes Urtheil über dieses Werk zu fällen, muß außer dem Buche selbst auch die Stellung des Verfassers desselben berücksichtigt werden. Herr Dr Tobler ist Arzt, fühlte sich aber stäts durch eifrige Vorliebe für die Mundart so wohl als andere volksmäßige Eigenthümlichkeiten seines Geburtslandes angezogen. Sprachfor-

fchung in strenge wissenschaftlichem Sinne ist ihm nicht Hauptsache, jedoch ist sie ihm nicht fremd. Er beschränkte sich auf eine verhältnißmäßig kleine Strecke Landes; aber in diesem Kreise sind seine Beobachtungen genau; und sein gesammelter Vorrath ist reich, ungleich reicher allerdings als der Vorrath, den Stalder's schweizerisches Idiotikon uns darbietet. Uebersehen dürfen wir bey einer solchen Vergleichung aber nicht, daß Stalder's Idiotikon uns nur in der Gestalt vorliegt, in der es vor mehr als dreyßig Jahren erschien, und daß die Nachträge und Verbesserungen, mit welchen dieser höchst achtungswerthe Mann eine neue, durchaus umgearbeitete Ausgabe seines Buches auszustatten bis an das Ende seines Lebens unablässig bemüht war, bis jetzt noch nicht erschienen sind. Daß sie, von einem sachkundigen Gelehrten besorgt, eine günstige Aufnahme finden würden, leidet kaum einen Zweifel. Auch würde die Arbeit des Hn Dr Tobler dadurch keinesweges beeinträchtigt werden, da diese sich vorzüglich auf Appenzell bezieht, und zugleich bestimmt ist, ein appenzellisches Volksbuch zu werden, und als Lehrbuch in den Schulen zu dienen, um auf die Vermeidung und richtige Uebertragung nicht rein hochdeutscher Wörter und Ausdrücke aufmerksam zu machen: eine Rücksicht, welche dem Stalderschen Idiotikon so wie den meisten Werken dieser Art ganz fern liegt. Hiermit soll jedoch nicht gesagt seyn, daß Herrn Dr Tobler's Sprachschatz nicht verdiente auch dem eigentlichen Sprachforscher empfohlen zu werden. Dieser wird vielmehr nicht nur, wenn er das Buch, wie der Verfasser dieser Anzeige gethan hat, durchlieset, gar manches Belehrende und zu weiterer Vergleichung Unregende finden, sondern auch für die in der Einleitung gegebene Ue-

berücksichtigt, was so wohl in als außer Deutschland für die Mundarten geschehen ist, sich dem Verfasser verpflichtet achten. — Was für Kenntniß des Landes in weiterer Hinsicht aus dem Buche zu lernen ist, gibt der Titel desselben an.

N ü r n b e r g.

Wenn gleich die Anzeige von Landkarten nicht in der Regel in unsern Blättern erwartet werden kann, so können wir doch ein Unternehmen, das der Darstellung unsers eigenen Landes gewidmet ist, schon seines Gegenstandes wegen nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn es sich auch nicht durch seine Ausführung empfähle. Es ist dies die Karte von dem Königreiche Hannover, dem Großherzogthume Oldenburg, dem Herzogthume Braunschweig, den Fürstenthümern Lippe Detmold u. Schaumburg Lippe, der Grafschaft Pyrmont, den freyen Städten Bremen, Hamburg und Lübeck. (Bey Albrecht Siebert.)

Die ganze Karte umfaßt sechs Blätter in drey Lieferungen, wo auf jedes Blatt eine Landdrostey mehr oder minder zu stehen kommt. Diese 6 Landdrosteyen sind dann in Steuerdirectionen, diese in Steuerkreise, diese wieder in Königliche Aemter, Gerichte und Patrimonialgerichte eingetheilt. Die anderen Staaten, welche die Karte enthält, haben die Eintheilung in Aemter, Kreise und Gerichte. Wohl gewählte Zeichen, deren Erklärung beygefügt ist, geben alle die Notizen, die man hier erwarten kann.

Wir haben die beiden ersten Blätter, enthaltend die Landdrosteyen Stade und Aurich, nebst den angrenzenden Ländern, vor uns liegen,

und können nach denselben das ganze Unternehmen auf das wärmste empfehlen, das nur die Frucht mehrjähriger Vorarbeiten seyn konnte. Schon aus der obigen Anzeige erhellt, daß dasselbe ganz für das Bedürfniß und den Gebrauch von Geschäftsmännern berechnet ist, und wir zweifeln daher im mindesten nicht, daß dasselbe eine günstige Aufnahme finden werde, zumahl da auch der Subscriptionspreis (die Lieferung von zwey Blättern 2 Fl. 24 Kr.) im Verhältniß gegen die Schönheit des Stiches und des Papiers, die nichts zu wünschen übrig lassen, äußerst mäßig ist. Hn.

St. Gallen und Bern.

Der Kanton Thurgau historisch, geographisch, statistisch geschildert, ein Hand- u. Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende von B. A. Bupikotes. 1837. 8. 353 Seiten.

Wir haben schon bey der Anzeige mehrerer einzelnen Kantons die Leser mit dem Plane hinreichend bekannt gemacht, um uns darauf beziehen zu können. Wir freuen uns des guten Fortganges dieses Unternehmens, das bald die gesammte Schweiz umfassen wird. Auch dieser Kanton, der bekanntlich zu den neuen gehört, ist nach demselben Plane bearbeitet, so daß eine Uebersicht der Geschichte voran geht, und auf diese die physischen und statistischen Nachrichten folgen. Schon die Seitenzahl lehrt, daß der Band zu den ausführlichern gehört. Der Verf., Diaconus zu Bischofzell, rühmt die Bereitwilligkeit mit der man ihm bey der Einziehung von Nachrichten zu Hülfe gekommen ist. Eine schön gestochene, und ins größte Detail gehende Karte ist auch hier beygefügt. Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 27. August 1838.

G ö t t i n g e n.

Im Verlage der Dieterich'schen Buchhandlung, 1838: Lateinische Gedichte des zehnten und elften Jahrhunderts, herausgegeben von Jacob Grimm und Andreas Schmeller. LII u. 387 Seiten in Octav.

Hier werden drey größere mittellateinische Dichtungen dargeboten, sämmtlich von deutschen Verfassern und sämmtlich aus der frühen Zeit des zehnten Jahrhunderts, dem man in unseren Väterargeschichten bisher wenig oder nichts zutraute. Sie füllen daher eine Lücke selbst in der einheimischen Poesie wesentlich aus, indem sich ihr Inhalt auf die deutsche Heldensage und Thierfabel bezieht. Waltharius entfaltet, auch noch in dieser Durchzeichnung, wahrhaft epische Kraft, und in dem freyer behandelten Ruodlieb läßt sich dennoch die deutsche Grundlage nicht verkennen. Ruodlieb und die Ecbasis captivi erscheinen jetzt zum ersten Mahle, Waltharius war schon von Fischer und Molter heraus gegeben und sogar für ein Werk des sechsten Jahrhunderts erklärt wor-

den. Historischen Werth hat er aber gar keinen, und gehört so wenig als die Nibelungen unter die *Scriptores rerum germanicarum*. Ein oder mehrere St. Galler Mönche, der älteste Eckehard und sein Zeitgenosse Gerald, haben ihn, wahrscheinlich nach einem damals gangbaren deutschen Liede, zur metrischen Uebung ausgearbeitet. Der Text, obgleich ihm mehrere Handschriften zum Grunde gelegt worden sind, behält noch manche Schwierigkeit, zumahl in den Versen 760 — 774 und 810 — 820, wo der Wechsel des Gesprächs unsicher scheint. Dagegen sind andere Fehler der früheren Drucke hoffentlich geheilt. *aspectū hilāres* 216 hätte Vorrede XXII angeführt werden sollen. 1452 ist zu schreiben *ceperit*, nicht *coeperit*, denn *triumphum capere* für *agere* entspricht dem *ahd. sigu neman*. Wie Waltharius durch seinen Inhalt, zieht Ruodlieb vorzüglich an durch die Darstellung. Der Verfasser, vermuthlich Fromund, ein Geistlicher zu Tegernsee, gibt entschiedenes Talent zur Poesie kund, das sich selbst in dem Zwange der lateinischen Form Lust zu machen weiß. Leider ist uns das merkwürdige, für Sprache und Alterthum lehrreiche, Gedicht nur in Bruchstücken, die dennoch 2223 Verse liefern, erhalten, und manche darunter bedurften ergänzender Nachhilfe. VII, 13 ist wohl zu lesen: *populum terrere val[ens tum]*. VIII, 8 wäre der Reim herzustellen, wenn man *subierunt* in *subiere* änderte, doch mangelt er auch sonst, z. B. XVII, 11. 22. *saluere* XIII, 27 für *saliere*. Es ist noch viel aus dem Gedichte zu lernen, V, 15 wird einer hölzernen Trinkschale erwähnt, auf deren Boden die rechte Hand Gottes eingeschnitten war; haben in unseren Kunstsammlungen sich wohl ähnliche Gefäße bewahrt? Die *ecbasis captivi* wird

aus mehreren Gründen, die sich hören lassen, einem Mönch zu Tull oder Senones Namens Malchus zugeschrieben. Mit dem Orte der Abfassung dürfte es seine Richtigkeit haben, gegen den Malchus läßt sich ein Zweifel erheben, der mir erst zu spät aufgestoßen ist. Wenn nämlich 583. 584 die *fortia gesta illustris monachi captivi nomine Malchi* hergesagt werden, so findet sich wirklich in den Leben der Heiligen bey Surius eine *vita Malchi monachi captivi per Hieronymum presbyterum scripta*, welcher Malchus ein syrischer Mönch war, von den Ismaeliten gefangen, zuletzt aber durch die Flucht wieder befreit wurde. Diese mit unserm Gedicht sonst gar nicht zusammen hängende Lebensbeschreibung muß also schon vor dem zehnten Jahrhundert in Umlauf gewesen seyn; man kann sie bey den Bollandisten, weil des Heiligen Todestag unbekannt ist, nicht aufschlagen. Surius schaltet sie hinter Hilarion ein, dessen Leben gleichfalls jenen (sonst unbekanntem) Priester Hieronymus zum Verfasser hat. Da indessen genug Mönche den Klostersnamen Malchus geführt haben mögen, so könnte den Lothring, wenn er eben so hieß, die bekannte Legende des Namensverwandten, oder wenn er nicht so hieß, wenigstens die *captivitas* auf die Anspielung geleitet haben? In dem Texte des Gedichts schweben noch Dunkelheiten. Im Anhange sind kleinere Lieder mitgetheilt und die Vorrede verbreitet sich über die äußere Form aller dieser Poesien, schaltet auch das bey Perg nur unvollständig gedruckte, aus einem althochdeutschen Originale übersehte *carmen de Sancto Gallo* ein. Möge durch solche Bestrebungen das noch verwahrloste Studium der mittellateinischen Dichtkunst angefacht werden. Sie läuft neben unserer einheimischen wie ein Canal zur Seite

eines natürlichen Flußbettes. Diesem entzieht die künstlich gegrabene Rinne wohl einen Theil seines Gewässers, aber sie bleibt ohne eigene Quelle und Mündung, und muß zulezt wieder versumpfen oder versanden. Alle glücklichen, tief erregten Sânger befahren lieber die gewundene Krümmung des alten Ufers, das an Bergen und Wâldern hergeht und seinen unverriegenden Grund behält, während jene neugezogene Richtung oft geradehin sich durch öde Flächen streckt. Doch mag es geschehen, daß auch einzelne Nachen echter Poesie auf sie abgelenkt oder verschlagen unter dem Haufen der Fahrzeuge einher rudern, die bloß das Gewerbe der Schule treibt. Sie müssen dem Strome folgen, allein sie sind noch anders bemannt, anders beladen, und suchen sich eigene Landungsplätze.

Jac. Grimm.

T ü b i n g e n.

Bey Laupp. Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Württemberg von C. J. Hefele, außerord. Professor an der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen. X u. 421 Seiten in 8.

So oft eine Specialbearbeitung aus der Geschichte der Kirche Deutschlands dargeboten wird, eben so oft erneuert sich der Schmerz, daß Deutschland bey allem historischen Fleiße weder in alter noch in neuerer Zeit ein Werk hervor gebracht hat, das als *Germania sacra* einigermaßen sich den Leistungen des Auslandes an die Seite stellen könnte. Während Italien seine einheimische Kirchengeschichte als *Ughelli Italia sacra* darbietet, Frankreich seine *Gallia sacra* der Sammar-

thani hat, England seine *Anglia sacra* von Wharton, seine *annales ecclesiastici* von Ulford u. s. w., während Irland, Spanien, die Niederlande, sogar Polen, diesem Zweige der vaterländischen Geschichte genügt hat; bleibt dasselbe Unternehmen für Deutschland noch immer ebenso sehr Aufgabe als frommer Wunsch. An Bearbeitung der einzelnen geistlichen Institute fehlt es nicht; fast ist wohl kein Bisthum, und kein nur einigermaßen angesehenes Kloster, das nicht eine Specialgeschichte aufzuweisen hätte, und manche davon sind Meisterwerke der Geschichtsforschung, wobey Hontheims Geschichte Triers, Mözfers Geschichte Osnabrücks, Kleinmayrs *Tyrol* obenan zu stellen sind; allein aus der Vereinzelung haben sich die kirchenhistorischen Studien nicht erhoben. Mehrmahls ist wirklich eine *Germania sacra* angelegt; nur kam man dabey über die Specialgeschichte einiger Bisthümer nicht hinaus: der gelehrte Jesuit Hansiz beleuchtete unter diesem Titel mit den Schätzen der Wiener Bibliotheken die Geschichte Salzburgs und Passaus, machte auch den Anfang mit Regensburg: Abt Gerbert von St. Blasien im Schwarzwalde bot unter demselben Titel die großen seiner Congregation zu Gebote stehenden Mittel auf; der sehr erfreuliche Erfolg waren die so gründlichen Bearbeitungen von Constanz, Chur und Würzburg; damit gerieth aber auch Alles wieder in Stocken, so daß noch Eichhorn in seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte sich beklagen durfte, daß statt einer deutschen Kirchengeschichte noch immer andere Werke, etwa Plandts Geschichte der kirchlichen Gesellschaftsverfassung, aushelfen müssen.

Nun freylich wird die Bearbeitung einer Ger-

mania sacra auch eine ganz andere Aufgabe seyn, als die Nachbarländer sie zu lösen hatten; die deutsche Hierarchie ist ja nicht bloß nach ihrer kirchlichen Seite, sondern recht bald auch als Fürsten und Landesherren zu betrachten; wie bald treten Bischöfe und Aebte den übrigen weltlichen Machthabern an die Seite, und gelangen in demselben Maße zur Landeshoheit, als die Kaiserkrone erlischt, und das deutsche Reich in seiner fast tausendjährigen Auflösung fortschreitet. Die Stellung, die ein Erzbischof von Mainz oder Cöln in der deutschen Geschichte einnahm, war weder einem von Rheims oder Canterbury in ihrem Lande beschieden; wo letztere selbst bedeutsam in die Geschichte eingreifen, ist es doch jedesmahl nur der clericalische oder theologische Character, den sie geltend machen können; die volle politische Bedeutung war mit der Hierarchie nur in Deutschland vereinbar. Eben deshalb wird jene Aufgabe, wenn sie etwa von der Gegenwart gelöst werden sollte, auch etwas ganz anderes seyn müssen, als wenn vielleicht vor 100 Jahren eine *Germania sacra* geschrieben wäre. Mit der chronologischen Reihenfolge der Bischöfe und Aebte, mit der Ausgleichung der etwaigen in den Quellen sich darbietenden Schwierigkeiten, mit Zurechtstellung der einzelnen Thatsachen, womit sich die *Gallia sacra* und die übrigen, so wie die Specialbearbeitungen der einzelnen deutschen Bisthümer beschäftigen, ist es jetzt nicht mehr gethan. Zum mindesten wird gefordert, daß der historische Faden da aufgenommen werde, wo ihn *Jac. Grimm's* deutsche Mythologie hat fallen lassen, eine Durchführung der ganzen kirchlichen und religiösen Seite des deutschen Volks vom ersten Auftreten christlicher Boten und Pre-

diger innerhalb der deutschen Grenzen an, und daß derselbe Faden in dem Sinne durch die tiefsten Verhältnisse der Nation durchgeführt werde, als dies etwa in Möser's Geschichte Snabrücks, wenn auch nur durch einen nach Ort und Zeit so beschränkten Raum, geschehen ist. So wenig wir in diesem Sinne, trotz der mannigfachen Versuche, eine wirkliche Geschichte Deutschlands besitzen, eben so wenig dürfte wohl so bald auf eine deutsche Kirchengeschichte zu rechnen seyn.

Unter dem einzelnen Material, was als Vorarbeit dazu dienen muß, ist vorliegende Geschichte der Christianisierung Württembergs als ein sehr erfreulicher Beytrag anzuschlagen, der sich eine zwar ziemlich beschränkte Aufgabe gestellt, dieselbe aber sehr befriedigend gelöst hat. Das Unternehmen war ein so schwieriges, weil ein fortlaufender Faden, an den die Untersuchung hätte geknüpft werden können, sich weder in einem bestimmten einheimischen Bisthume, noch in bestimmten für jene Gegend besonders wirksamen Missionären finden ließ. Württemberg hat vor der ganz neuesten Zeit (1828) keinen bischöflichen Sitz in seinen Grenzen gehabt, und Glaubensboten, die hierher wirkten, waren, um von den legendenhaften abzusehen, theils mehr nördlich, wie Kilian und Bonifaz, theils mehr südlich, wie Columban nebst Gallus, Severin und Rupert, thätig. Der Herr Verfasser hat diese Schwierigkeit nicht anders umgehen können, als daß er seine Untersuchungen, wie der Titel schon ergibt, über das ganze südwestliche Deutschland ausdehnte, also nicht so wohl das jetzige Königreich Württemberg, als vielmehr den ganzen Stamm der Alemannen vor Augen hatte, der, wie längst seit Schöpflin erwiesen ist, theils über den

Rhein westlich das ganze Elsaß, theils südlich die Nordabhänge der Schweiz umfaßt. Die Aufgabe, wie sie der Verfasser sich gewählt hat, ist also als eine völlig abgeschlossene, und einer selbständigen Untersuchung fähige anzuerkennen; man wird mit ihm darüber nicht rechten können, warum er sie nicht erweitert, namentlich nicht auch das südöstliche Deutschland, Bayern, das alte Bindelicien und Noricum mit umfaßt hat. Gewiß würde er bey solcher Ausdehnung seines Planes noch manches Licht auch auf sein Alemannien haben werfen können, wohin wir besonders eine nochmalige Untersuchung über das Zeitalter des heil. Rupert als Apostels Bayerns und Begründer der Kirche Salzburgs rechnen; denn ist derselbe von Worms nach Regensburg gezogen, hat also Alemannien mitten durchkreuzt, so wird selbst seine Durchreise als sehr erheblich für Schwaben in Anschlag gebracht werden müssen, ob sie, darin besteht ja gerade der so vielfach besprochene Fragepunct, in das sechste oder siebente Jahrhundert zu setzen ist. Es gehört bey der gewaltigen Keckheit, womit die Salzburgische Geistlichkeit von jeher die möglichst frühe Ankunft ihres Apostels behauptet, und gleichsam als einen Glaubenssatz vertheidigt hat, schon eine gewisse historische Unbefangenheit, um nicht zu sagen Freymüthigkeit dazu, die so klaren Resultate der Critik eines Mabillon und Hansiz zu vertreten, und den heiligen Rupert auf das Ende des siebenten und den Anfang des achten Jahrhunderts herunter zu setzen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. S t ü c k .

Den 30. August 1838.

T ü b i n g e n .

Fortsetzung der Anzeige: Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland von Hefele.

Auch unser Verfasser, dem sonst die freymüthigste Würdigung der Quellen nachgerühmt werden muß, zeigt sich bey diesem so intricaten Punkte (S. 191.) in den eigennütigen Voraussetzungen der Salzburgischen Benedictiner von St. Peter so befangen, hüpfst über den wunden Punct, wobey selbst Kleinmayer für gerathen hielt, sich hinter ein non liquet zu verstecken, so schnell hinweg, daß wir beynah das Nichteingehen auf eine Frage, die seine Aufgabe so nahe berührte, und sein Verweilen allein im Südwesten für ein absichtliches halten müssen. Wenn indessen eine solche Erweiterung des Planes jedenfalls nur als vortheilhaft für die ganze Untersuchung erklärt werden muß: so mußte es freylich doch ebenfalls dem Verfasser frey stehen, sich engere Grenzen zu stecken, und haben wir auch so die bloß auf Schwaben oder Alemannien beschränkten Untersu-

chungen als eine wirkliche Erweiterung der vaterländischen Geschichtsforschung dankbarst zu rühmen.

Nach einer durch die Sache selbst vorgeschriebenen Eintheilung sind in dieser Geschichte der Christianisierung Alemanniens drey Zeiträume unterschieden, Zeit der römischen Herrschaft, der freyen Alemannen und der fränkischen Herrschaft. Der Beweis, daß unter römischer Herrschaft die *agri decumates* zwischen Rhein und Donau etwa bis an den gewaltigen Pfahlgraben schon Christen zählten, ist nur um weniges schwieriger, als wenn dasselbe für das zweyte und dritte Jahrhundert von den Rhein- und Donauländern behauptet wird. Denn die Anlegung von Colonien und die Heerzüge der Legionen, worin ja doch das erste Mittel der Verbreitung des Evangeliums in Deutschland erblickt werden muß, erstreckten sich ja, bis zur Bewältigung des Rheinhendlandes durch die Alemannen, sicher bis an den Main und Neckar, und wollen wir hierbey gern den Argumenten des Verfassers Recht geben, wenn er nur nicht auf der historischen Evidenz der Glaubensboten um diese Zeit bestände, namentlich der Mainzer Tradition beystimmte, die den 2. Tim. IV, 10. genannten Crescens statt nach Galatien, nach Gallien, und namentlich nach dem alten Römercastell *Moguntiacum* gelangen läßt, sey es nun als ausdrücklich von Paulus gesandt, oder wie Vater Fuchs in seiner Mainzischen Geschichte die Sache gewandt hat, als Soldat der 22sten Legion, die unter Titus bey der Zerstörung Jerusalems thätig, nachher ihre Quartiere hierher verlegt erhalten hat. Das Mögliche, ja Wahrscheinliche, daß sie einzelne Christen zählte, will Ref. keinesweges abstreiten; nur bleibt die Deutung *εις Γαλατίαν επορεύθη*

auf Gallien, immer eine Folge des Wunsches, die Anfänge der Kirche möglichst schnell und möglichst weit sich verbreiten zu lassen. Doch auch zugegeben, daß Gallien darunter verstanden werden könne, so wird die Untersuchung des tüchtigen Critikers Papebroch in den Bollandistischen Actis Sanctorum doch wohl erwiesen haben, wie spät die Ansprüche von Mainz auf den heil. Crescens beginnen, wie dagegen alles Gewicht, wenn ein solches vorhanden ist, nur auf Vienne in Gallien bezogen werden dürfe. Gern hätten wir es deshalb gesehen, wenn der Verfasser eine so mißliche Sache nicht als Beweis für das Christenthum in jenen Ländern unter römischer Herrschaft aufgeführt hätte. Außer der, übrigens allerdings vorhandenen und gern zugestandenen, Wahrscheinlichkeit der Theilnahme einzelner Christen an römischen Handels- und Kriegszügen, dürfte als wirkliche Beweise wohl nur auf die bekannten Stellen des Irenäus und Tertullian über die Verbreitung des Christenthums auch in Germanien (Iren. advers. haer. I, 10. u. Tertull. advers. Judaeos c. 7.) zurück gegangen werden müssen; und dann ist doch immer noch dagegen in Anschlag zu bringen, so wohl die declamatorische Haltung beider, denen es für eine möglichst frühe Verbreitung des Evangeliums selbst über die barbarischen Länder scheint nicht auf ein Wort mehr oder minder angekommen zu seyn, als auch das ausdrückliche Zeugniß des Sulpitius Severus, der auf ein ziemlich spätes Ueberschreiten der Alpen durch die evangelische Predigt hindeutet. Doch möge das Doppelzeugniß des Irenäus und Tertullian in voller Geltung stehen, so wundern wir uns nur darüber, wie der Verf. auf das erstere so viel mehr hat geben können, daß er es im Texte behandelt, und

(S. 51.) das zweyte nur in der Note abfertigt; der Weibbischof Hontheim von Trier will beide nicht anders, als von den Germanen in der Donaugegend verstehen; uns scheint dies wenigstens von der Stelle des Tertullian unerläßlich zu seyn, wie die Zusammenstellung der Germanen mit Sarmaten, Dacern und Scythen fordert, uns hätte auch der Verf. das Eindringen des Christenthums nach Alemannien von der Donau aus sicher durch diese Stelle viel wahrscheinlicher machen können, als durch Irenäus Ausspruch, dessen in Germaniis doch zu offen auf die Germania prima und secunda, also auf cisrhenanische Gegenden (nach römischer Anschauung) hindeutet. Im Ganzen muß man dem Verf. zugestehen, daß er seinen Satz vom Vorhandenseyn des Christenthums in Alemannien unter römischer Herrschaft zu großer Wahrscheinlichkeit erhoben hat: die Aureliencapelle am Zürichersee, der Pfarrer Willimar zu Arbon (arbor felix), den Columban und Gallus um 610 antreffen, wird also nur aus altrömischer Zeit dort herzuleiten seyn; eine Entstehung solcher Beweise eines christlichen Cultus später, als etwa in Constantinischer Zeit, ist völlig undenkbar.

Die zweyte Periode begreift die Zeit der freien Alemannen bis zur Schlacht bey Zülpich 496: sie hatten allmählich die römischen Befestigungen überwältigt, und selbst Donau und Rhein überschritten, dort war Rhätien, die nördliche Schweiz, hier das Elsaß von ihnen dauernd gewonnen. Die Masse derselben erklärt der Verf. für heidnisch, nur mit einzelnen christlichen Erscheinungen durchmischt. Für die erste Behauptung, daß bis zum Zusammentreffen der Alemannen mit den Franken, und selbst noch geraume Zeit darüber hinaus die Masse des Volks heid-

nisch blieb, hätte es kaum einer so sorgfältigen Nachweisung bedurft, da man gar nicht einsieht, wie es hätte anders seyn, wie die vom Norden her eindringenden Alemannischen Stämme hätten eine Bekanntschaft mit dem Christenthume schließen, noch weniger aber von dem im eroberten Lande vorhandenen Christenthume so bald umgesetzt werden können. Deshalb dürften die für das Heidenthum der Masse des Volks beygebrachten Zeugnisse eben so wenig unumgänglich nöthig seyn, als für die schon geschehene Christianisierung derselben im Geringssten etwas folgte, wenn etwa die Zeugnisse nicht zur vollen Evidenz hinreichten. Dies wird wohl gleich von dem ersten Argumente gelten müssen, wo der Verf. aus dem Zusammentreffen Kaiser Constantins mit den Alemannen 354 bey Augusta Rauracorum (Augst unweit Basel) dieselben deshalb für Heiden erklärt, weil der Berichtserstatter, Ammianus Marcellinus, die Muthlosigkeit der Barbaren aus angestellten ungünstigen Auspicien erklärt. Wahrsagerey und Worschau läßt sich selbst bis tief in die Carolingische Zeit bey den christlichen Germanen beobachten, so daß aus dem Vorhandenseyn solcher Paganien wohl schwerlich auf die als nothwendig bestehende heidnische Form unter dem Alemannischen Heere am Oberrheine geschlossen werden dürfte. Völlig evident sind dagegen die weiteren Beweise gelungen, daß einzelne Bekanntschaft mit dem Christenthume schon damahls angenommen werden muß. Dazu wirkte mancher Ueberrest christlicher Form aus römischer Zeit, dazu wirkten die zahllosen Kriegsgefangenen, die ins Alemannenland gebracht wurden: als der Häuptling Rando 367 Mainz überfiel, wählte er gerade den Augenblick, wo er die Bevölkerung in der Kirche mußte, und sie so am leichtesten über-

wältigen zu können hoffte: auch ausdrückliche Zeugnisse, meist byzantinischer Schriftsteller, lassen darüber keinen Zweifel, daß unter dem Volke einzelne Christen lebten. Mehr indessen, als eine Vorbereitung auf die wirkliche Bekehrung will der Verf. hierin nicht erblicken.

Die Christianisierung Schwabens, denn dies ist mit Alemannien völlig gleich zu setzen, war der dritten Periode, oder der Zeit fränkischer Herrschaft nach der Schlacht bey Zülpich vorbehalten. Der Verf. hat nun die Untersuchung so angelegt, daß er elf einzelne Momente aufstellte, die sämtlich auf diesen Punct hingewirkt haben, und zuletzt die christliche Form des Landes zum Resultate hatten. Nach der oben angegebenen Sachlage, daß kein eigentlich fortlaufender Faden, etwa in der Geschichte eines einheimischen Bisthums, sich auffinden ließ, an welchen die Bekehrung des Landes zu knüpfen wäre, muß man mit dieser Anordnung der Untersuchung wohl einverstanden seyn; sonst freylich läßt sich nicht leugnen, daß dieses bloße Hinstellen von wirkenden Momenten noch manches Schwankende und Unbestimmte stehen läßt; schwerlich werden sie alle gleichmäßig gewirkt haben; wahrscheinlich werden sie wieder unter höhere Gesichtspuncte gebracht werden können, wie wir z. B. Einfluß früherer christlicher Gestaltungen, Einfluß des fränkischen Regiments und Wirksamkeit eigener Missionäre vorschlagen könnten, worin ziemlich Alles aufgehen dürfte. Doch kann dies höchstens gegen die formelle Anordnung, nicht gegen die Beweisführung selbst gesagt seyn. Der Verfasser hat bey Aufstellung und Durchführung der einzelnen Momente, von denen er das endliche Resultat ableitet, so scharfe Blicke in den innern Entwicklungsgang der Bekehrung des Volks ge-

than, daß wir gern die etwas aphoristische Nebeneinanderstellung der Momente ihm zu Gute halten, noch weniger aber darüber mit ihm rechten wollen, ob in Manchen derselben nicht besser nur Zeugniß eines schon bestehenden christlichen Zustandes, statt causales Moment für dessen erstes Hervorrufen erblickt werden müsse.

Der Aufzählung mehrerer gleichzeitig und nach einander wirkenden Momente für die Bekehrung des Alemannenlandes liegt zuvörderst die unstreitig sehr richtige Ansicht zum Grunde, daß darin nicht durchaus ein Werk absichtlicher Predigt durch Missionäre gefunden werden darf. Nicht nachdrücklich genug kann darauf gedrungen werden, daß die Glaubensboten aus Erin fast nirgends zuerst den Samen des Evangelii ausgestreut, sondern, daß andere locale Verhältnisse ihnen schon vorgearbeitet haben; mit Recht stellt deshalb der Verfasser die Wirksamkeit derselben erst ganz zu Ende seiner Untersuchung auf; gerade darin liegt sein Verdienst, aus dem Sachverhältnisse selbst Alles das aufgesucht zu haben, was zu jenem Ziele mitwirkte, während frühere Bekehrungsgeschichten Deutschlands nichts wissen, als die Missionäre aufzuzählen, die historisch erhärtet oder fabelhaft hier thätig gewesen seyen. Ausdrücklich unterscheidet der Verf. deshalb zwischen Boten unter Christen an Heiden, und unter bloßen Heiden; von allen Glaubensboten für Süddeutschland ist nur ersteres zuzugestehen: letzteres wendet der Verf. auf die mehr nördlich beschäftigten, Bonifaz, Kilian, an: doch auch hier bedarf es einer Untersuchung, wie weit fränkisches Regiment etwa auch schon in Hessen und Thüringen der Predigt vorgearbeitet hatte. Manche der vom Verf. für Alemannien geltend gemachten Momente, die Anstellung fränkischer duces, der Einfluß

fränkischer Domänen wird doch überall Geltung haben, so weit das Frankenreich sich erstreckte: wenigstens wohin Bonifaz in Hessen und Thüringen gelangt, hat er sofort mit Irrelhern und vagabundierenden Priestern zu kämpfen, die also doch schon vor ihm da gewesen seyn müssen: und selbst Kilians Thätigkeit in der Gegend von Würzburg dürfte kaum die erste Kunde vom Christenthume dorthin gebracht haben: die Erzählung von der heiligen Bilihilt, die von der Burg Weitschochheim als Christin nach Mainz entflieht, setzt, da ihr nach den vorhandenen Quellen doch nicht wohl aller historische Inhalt abgesprochen werden darf, das Vorhandenseyn einzelner Christen am Obermain im jetzigen Franken auch vor Kilians Ankunft, außer Zweifel. Die Untersuchungen des Verfs in Aufzählung der einzelnen für Christianisierung des Landes wirksamen Momente ist deshalb desto dankbarer aufzunehmen, weil er aus der Sachlage selbst alles dasjenige aufgefunden hat, was außer der planmäßigen Mission, und früher als dieselbe, zu dem einen Ziele der Bekehrung wirksam gewesen ist.

Das erste Moment für Christianisierung der Alemannen, worauf indeß der Verf. selbst nicht viel geben will, ist ein temporärer Aufenthalt eines Theils des Volks unter dem Scepter Theodorichs des Ostgothen, der nicht allein für die bey Bülpich Besiegten sich bey Chlodowich verwandte, sondern ihnen auch Wohnsitze in seinen Ländern, in Rhätien, Noricum, dem eigentlichen Italien, gestattete, bis sie nach dem Verfalle des gothischen Reichs unter Theodoberts von Austraßen Herrschaft zurück kehrten. Offenbar hat dies längere Verweilen unter den Ostgothen nicht ohne dauernden Einfluß auf Bekehrung des Volks seyn können. Zwar sollte man in diesem Falle

Arianisches Christenthum unter ihnen vermuthen; doch meint der Verf., daß dies vielleicht auch in den mannigfachen Irrlehrern erblickt werden könne, gegen die besonders Bonifazius bey seinem Auftreten zu kämpfen hatte. Diesem Grunde des Verfs läßt sich noch leicht hinzu fügen, daß wenn auf die Darstellung der Heiligenlegenden aus dem 9. und 10. Jahrhundert etwas gegeben werden darf, dann das Vorhandensfeyn der Arianer den ganzen Rhein hinunter leicht erwiesen werden könnte. Als Mörder der Märtyrer werden hier überall, nachdem die römischen Kaiser die Rolle des Verfolgens niedergelegt hatten, entweder Hunnen oder Arianische Gewalthaber aufgeführt. Das zweyte Moment findet der Verf. in der ganzen Stellung der besiegten Alemannen zum fränkischen Reiche. Chlodowig konnte unmöglich den Plan haben das besiegte Volk recht förmlich in das fränkische Reich aufzunehmen, oder ihre Nationalität in die fränkische aufgehen zu lassen: nur in diesem Falle wäre es angemessen gewesen, durch entschiedene Maßregeln für die möglichst schnelle Bekehrung des Volks zu sorgen. Statt dessen kann das neue Verhältniß der Besiegten durchaus nicht anders als eines tributpflichtigen Stammes aufgefaßt werden, dem weder seine alte Nationalität noch seine väterliche Religion entzogen werden sollte, und so konnte die allmähliche Bekehrung nur erst natürliche Folge der mannigfachen Berührung seyn, in welche das Land mit den fränkischen Siegern gerieth. Der Verf. meint, daß ein Naturvolk sich leicht zum Aufgeben der alten Götter verstehe, wenn es von denselben, wie die Alemannen bey Zülpich in der Schlacht verlassen werde. Dagegen läßt sich freylich erinnern, daß es eben so leicht hartnäckig an den alten Göttern hängen kann, wenn

es Annahme des Gottes der Sieger zugleich als Verlust der eigenen Nationalität betrachtet. Doch hat der Verf. im Ganzen seine Sache gewiß erwiesen, wenn er die Bekehrung der Besiegten als eine allmähliche Folge des Verkehrs mit den Siegern betrachtet. Als drittes und fünftes Moment für denselben Zweck werden nun Umstände aufgezählt, in denen wir nichts wesentlich Neues, sondern nur eine speciellere Ausführung des eben genannten Verkehrs mit den fränkischen Siegern erblicken können. Gestehen wir deshalb dem Verfasser auch zu, daß die alemannischen Herzoge, Grafen und Zehntgrafen, und dann die fränkischen Willen, Kurten und Mallstätten, oder die Domänen und Gerichtsplätze im Alemannlande Canäle wurden, durch welche von Franken aus christlicher Sinn herüber geleitet ward: so geben diese Umstände doch nur eben die Einzelheiten ab, in welchen jener Verkehr mit den Siegern bestand. Der Verf. macht es wahrscheinlich, daß die zunächst über das Volk gesetzten Obrigkeiten keineswegs als Franken ihm aufgedrungen, sondern gewiß mit einer weit umsichtigeren Politik aus dem einheimischen Adel genommen wurden; doch konnte gerade bey solchen an das Interesse der Sieger Gefesselten am wenigsten Widerstand gegen das Christenthum als dauernd gedacht werden. Wie die Obrigkeit, so gaben aber auch recht bald die Mayer und Verwalter auf den königlichen Domänen, das Gerichtsverfahren, sicher unter christlicher Form, eine bleibende Unterstützung für christliche Gestaltungen ab, die sich ansehen wollten. Das vierte Moment bietet das christliche Elsaß dar, das nach Vernichtung der römischen Herrschaft von Alemannen erobert, auch während der fränkischen Zeit in deren Besiß blieb. Elsaß und Alemannien war lange

Zeit demselben Herzoge untergeben, bis etwa unter Chlotar II. oder Dagobert I. die Verwaltung geschieden ward, weil Herzöge mit so ausgedehnter Macht anfangen, den Franken verdächtig zu werden. Gerade im Elsaß hatte sich aber aus römischer Zeit das Christenthum besser erhalten; Straßburg gab dafür einen steten Anknüpfungspunct ab, und die Rückwirkung davon auch auf das rechte Rheinufer darf nicht unerheblich genannt werden. Freylich auf die Fortsetzung geordneter kirchlicher Formen aus römischer Zeit ist auch wohl für Elsaß wenig zu geben, da selbst der Verfasser anerkennt, daß die Reihe der Straßburgischen Bischöfe auf drey Jahrhunderte unterbrochen war; richtiger wird wohl noch mehr einzuräumen seyn, daß nämlich gar keine Bischöfe Straßburgs vor der Organisierung durch die Merovinger erwiesen werden können, wenn man nicht wegen des ersten Bischofs Amandus auf die gewiß falschen Acten des angeblichen Eölnischen Concils, 346, zurück gehen will; der in dem Cataloge des Erkenbald aus dem 10. Jahrhundert genannte Amandus wird von diesem offenbar selbst erst in das 7. Jahrhundert verlegt. Es kann also eben so wenig von einem Beginnen der Reihe Straßburger Bischöfe die Rede seyn, als ja nach Schöpflin's Resultaten nicht einmahl das alemannische oder fränkische Straßburg als wirkliche Fortsetzung des römischen Argentoratus bertachtet werden darf. Jene alemannischen dorfartigen Niederlassungen, die in fränkischer Zeit mit Mauern umgeben wurden, sind ja nicht einmahl durchaus auf den Ruinen der alten Römerstadt errichtet. Doch soll hiermit das Resultat des Verfassers keineswegs angefochten seyn, das Verweilen christlicher Reste im elsassischen Ale-

mannien auch auf die Gegenden zwischen Rhein und Donau hinüber gewirkt haben.

Als sechstes Moment wird die Entstehung des Bisthums Constanz, als siebentes die Bisthümer Augsburg, Speier, Worms aufgeführt, unter deren Sprengel das Alemannenland vertheilt war, so weit es nicht unter Straßburg stand. Rücksichtlich der Entstehung des Bisthums Constanz als Uebertragung hierher von der alten Römerstadt Windonissa, jetzt Windisch, am Zusammenfluß der Aar, Neuß und Limmat, eignet sich der Verf. bey Bestimmung der Chronologie und dergl. ganz die Untersuchungen Neugart's in der Geschichte dieses Bisthums an; zieht aber daraus selbständig die Folgerung, daß sicher die Bekehrung Alemanniens, dem jener Bischofssitz auf diese Art um 20 Stunden näher gerückt wurde, wohl eine hauptsächliche Rücksicht bey dieser Verlegung gewesen seyn möge. War es aber dabey auch nicht Absicht, so bestand doch wenigstens der Erfolg gewiß darin, daß durch Errichtung eines Bischofssitzes im alemannischen Lande selbst (denn die nördliche Schweiz muß dazu gerechnet werden), alle die für Bekehrung des Landes angelegten Keime, wie sie in den bisherigen Momenten enthalten sind, zu immer erfreulicherem Gedeihen gelangten. Dieselbe Bekehrungsthätigkeit, die Constanz bald vom Süden her entfalten mußte, darf aber auch den anderen hierher sich erstreckenden Sprengeln, Augsburg nebst den beiden rheinischen, Worms und Speier, bengelegt werden: letztere mußten namentlich ihre Thätigkeit gerade östlich ausdehnen, da sie westlich so wohl, als dem Rheine entlang durch so viele andere nahe gelegene Bischofssitze eingeengt wurden. Würzburg, dessen Sprengel sich ebenfalls hierher erstreckt, fängt erst um die Mitte des 8. Jahr-

hundertß an seinen Einfluß zu entwickeln. Rückfichtlich Wormß haben wir nur noch aus der Einleitung und Angabe der Quellen nachzuholen, daß der Verfasser mit Unrecht diesem Bisthume eine selbständige Specialgeschichte abspricht: Schannat's Werk, wenn auch, wie ihm längst nachgewiesen ist, unter dem episcopalen Interesse, und gegen die Freyheiten der Stadt Wormß verfaßt, verdient doch so wohl wegen Angabe als Verarbeitung der Quellen, den Geschichten der übrigen Bischofsstze gleich gestellt zu werden. Von allen diesen Bisthümern, die sich gerade im Alemannenlande kreuzen, darf zuverlässig nicht geringer Einfluß auf die Bekehrung des Landes erwartet werden, da schon das eigene Interesse die Bischöfe bewegen mußte, ihre Sprengel durch Christianisierung benachbarter Bezirke zu vergrößern.

Etwas mißlicher wird es mit dem achten Moment werden, der Diöcesaneintheilung durch Dagobert den Großen. Als Friedrich I. 1155 die Grenzen zwischen dem Bisthume Constanz und den benachbarten Sprengeln festsetzte, gibt er an, daß seine Eintheilung ganz dieselbe seyn solle, wie sie einst König Dagobert zur Zeit des Bischofs Marcian getroffen habe. Ist dies Factum richtig, so darf in solcher Diöcesaneintheilung gewiß ein Beweis für das damalige Bestehen christlicher Kirchen in jenen Gegenden erblickt werden; denn es wäre zwecklos gewesen, die Sprengel zu bestimmen, wenn nicht mit einigem Rechte das Gebiet als ein schon christlich Land hätte gelten dürfen; nur ein neues Moment, um die Bekehrung des Landes zu erklären, ist darin nicht zu erblicken, wenigstens kein solches, das von dem vorigen, dem Einfluß der benachbarten Bisthümer verschieden wäre. Wurde auch durch die getroffene Ueberweisung eines bestimmten Be-

zirks an die verschiedenen Bischöfe, deren Befeh-
 rungsseifer vermehrt, so wird dieß doch ganz mit
 dem vorigen Moment zusammen fallen, und ließe
 sich hier besonders ein Einwurf gegen die for-
 melle Anordnung der Untersuchung begründen.
 Indessen die ganze angebliche Diocesaneintheilung
 durch Dagobert erscheint, trotz der Gründe, die
 der Verfasser und die Neugart in der Geschichte
 des Bisthums Constanz aufstellt, noch immer
 ziemlich problematisch. Zweifel gegen die Ech-
 theit der Urkunde Friedrichs I., wie sie Hottinger
 vorgebracht hat, mögen wohl nicht ausreichen;
 allein ist deshalb die Angabe eines Kaisers im
 12. Jahrhundert über einem fünfhundert Jahre
 frühern Vorgänger auch völlig zuverlässig? Der
 Verf. nimmt an, daß der Hohenstaufische Kaiser
 nothwendig das ältere Diplom Dagoberts sich ha-
 be vorlegen lassen, und bedauert nur, daß uns
 dasselbe nicht mehr aufbewahrt sey. Schwerlich
 würde er dann aber versäumt haben, dieses in
 seinem Diplome ausdrücklich zu erwähnen; durch
 ein untergeschobenes Diplom Dagoberts soll er
 nicht geteuscht seyn; allein wie leicht konnte der
 Clerus der verschiedenen Bisthümer, denen an
 der genauern Eintheilung lag, seine Angaben
 über die Grenzen durch das Vorgeben einer ur-
 alten Grenzbestimmung unterstützen, wofür dann
 der ruhmvolle Name Dagoberts am leichtesten
 benutzt werden konnte. Was uns zu dieser An-
 sicht leitet, ist der gänzliche Mangel ähnlicher
 Grenzbestimmung für die Bisthümer aus jener
 Merovingischen Zeit: nicht früher als unter Karl
 dem Großen sind Beispiele dafür zu gewinnen,
 wie etwa Salzburg mit seinen Ansprüchen auf
 die slavischen Bezirke in Pannonien mit Aquileja
 in Streit gerieth, und die Drau als Grenze er-
 hielt, oder eben so unter Ludwig dem Frommen

gegen das Bisthum Passau aus dem darin übergangenen Erzsprenkel des alten Eorch, genauer umgrenzt wurde. Eine ähnliche Genauigkeit um zwey Jahrhunderte früher stände durchaus beispiellos da. Sonst freylich möchten wir eben so wenig Hottingers Einwurf gelten lassen, daß bey dem Namen Dagoberts die Zahlenangabe vermißt werde, ob der erste, zweyte oder dritte dieses Namens hier zu verstehen sey, weil die alten Diplome in der Regel solche Genauigkeit vermissen lassen, als wir die Antwort des Verfassers glücklich nennen können, daß der Name Dagoberts des Ersten so bekannt gewesen sey, wie etwa bey uns Kaiser Joseph oder Friedrich von Preußen ohne weitere Bestimmung sofort den richtigen Regenten erkennen läßt: da ist doch immer noch die Verschiedenheit in Anschlag zu bringen, daß bey uns die längere Regentenreihe mit demselben Namen fehlt; nach fünfhundert Jahren, wo vielleicht mehrere gleichnamige Fürsten gefolgt seyn mögen, dürfte die nähere Bestimmung allerdings nicht mehr ausgelassen werden. Einen weitern Einwurf gegen die Zuverlässigkeit der Angabe Friedrichs I., daß mit Dagobert I. ein Bischof Marcian von Constanz gleichzeitig gewesen sey, womit die hergebrachte Chronologie des heil. Gallus nicht stimmt, weiß der Verf. sehr gewandt durch eine ganz andere Rechnungsart zu beseitigen, die Raum für jenen Bischof verschaffen soll: davon weiter Unten.

Das neunte Moment, Fürsorge der austraischen Könige vor Dagobert, und das zehnte, das alemannische Gesetz werden wieder zweckmäßig vereint werden können, da auch jene Fürsorge nur in der Gesetzgebung durch Capitularien gefunden wird, wodurch die Könige einen christlichen Zustand hervor zu rufen suchten. Es kann

hier eine Critik der Zeit, in welche die Entstehung der *lex alemannica* zu verlegen ist, nicht erwartet werden: der Verfasser hat manche bedeutsame Blicke eröffnet, um wenigstens die Einheit des Gesetzbuches zu erhärten, und so auch die kirchlichen Paragraphen desselben, die 37 od. 38 ersten Kapitel sofort der ersten Entstehungszeit zu vindicieren. Allein eine andere Schwierigkeit bleibt ungelöst, die Zweifel gegen die Echtheit der historischen Einleitung und der chronologischen Angaben der Könige, unter welchen die Gesetzbücher der verschiedenen deutschen Volksstämme verfaßt und redigiert seyen. Darüber hat die Critik doch längst ihre Zweifel ziemlich erheblich begründet, und wird dadurch die Annahme des Verfassers sehr mislich, der einen bedeutenden Einfluß von diesen Gesetzen für Bekehrung des Landes ableitet. Sonst freylich hat er sich hier sehr geschickt gewandt, um der Consequenz zu entgehen, daß diese *leges* schon ein völlig christliches Volk voraus zu setzen scheinen, was er ja selbst für diese Zeit noch nicht verlangt. Er erblickt deshalb in der *lex alemannica* nur eine pädagogische Maßregel der austrasischen Fürsten, die den völlig christlichen Zustand des Landes als den rechtlichen hinstellten, um ihn so erst hervor zu rufen: diese kirchlichen Bestimmungen sollen aus der Absicht hervor gegangen seyn, ein noch nicht völlig christianisiertes Volk immer mehr zum Christenthume zu führen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band
auf das Jahr 1838.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1838

by unknown author

Göttingen; 1838

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 1. September 1838.

L ü b i n g e n.

Beschluß der Anzeige: Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland von Hefele.

Erst nachdem auf diese Art so mannigfache Punkte aufgefunden sind, woraus ein christliches Volksleben hervor wachsen konnte, kommt der Verfasser auf die absichtlichen Bekehrungen durch die irischen Missionäre, von deren Wirksamkeit man sonst wohl allein die Christianisierung des Landes abzuleiten gewohnt war. In ihrer Darstellung finden wir eben nichts wesentlich Neues auszuheben, nur daß der Verf. einige chronologische Zurechtstellungen vornimmt; namentlich in Bezug auf den heil. Gallus. Dessen Todesjahr muß etwa auf 647 nachgewiesen werden, und nicht wie Mabillon angibt 646, wenn der oben im Diplom Friedrichs I. genannte Bischof Marcianus in die Zeit Dagoberts I. gesetzt werden soll. Nach Walafried soll der Bischof Johann von Constanz, der durch St. Gallus Veranlassung 615 auf den Stuhl gelangte, eben diesen seinen

Lehrer noch überlebt haben: stirbt nun St. Gallus erst 646, König Dagobert I. dagegen schon 638: so bleibt für jenen Marcian gar keine Zeit über. Der Verf. hat allerdings seine Sache mit vielem Geschick durchgeführt, um die ausdrückliche Angabe Walafrieds, daß St. Gallus im 90jährigen Alter und daß er um die Mitte des 7. Jahrhunderts gestorben sey, zu entkräften. Doch werden seine Gründe, wenn man ihm nachrechnet, schwerlich überall haltbar bleiben. Bey der Darstellung des Bonifazius haben wir nur noch zu bemerken, daß der Verf. (S. 350.) in dem ältesten Biographen desselben, Willibald, immer noch herkömmlicher Weise jenen ersten Bischof von Eichstädt erblickt, den Bonifaz selbst eingesetzt, nachdem Pagi längst das Unstatthafte dieser Annahme nachgewiesen hat: Willibald, der Autor jener vita, schreibt in Mainz, nennt sich selbst Presbyter, und erklärt, die Biographie nach dem Berichte der unmittelbaren Schüler des Bonifazius, nämlich des Vullus und Megingoz, verfaßt zu haben; so konnte er nicht schreiben, wenn er selbst zu den nächsten Umgebungen des Apostels der Deutschen gehört hätte.

Nachdem so auch der Einfluß der absichtlichen, so wohl südlich als nördlich vom Würtembergischen unternommenen Missionen, so wie des Bisthums Würzburg recht genügend ausgeführt ist, schließt die Untersuchung mit den ältesten Nachrichten über die einzelnen Kirchen und Pfarren Würtemberg's. Beygefügt sind genealogische Tafeln über die so verwickelte Merovingische und Carolingische Dynastie, mit wenigen Zusätzen aus Schöpflin's *Alsatia illustrata* entlehnt, aber zur Uebersicht sehr brauchbar.

Gewiß hat der Verfasser die älteste Kirchengeschichte Deutschlands wesentlich bereichert, beson-

bers indem er seine Forschungen in die Verhältnisse der Zeit selbst eindringen ließ, und dorthin Blicke eröffnete, während früher hier nur die Resultate der absichtlichen Mission anerkannt wurden. Gern möchten wir ihm deshalb recht bald bey ähnlichen Untersuchungen begegnen.

K — g.

Z ü r i c h.

Bey Drell, Fügli u. Co. 1837. Bericht an das englische Parlament über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz von Dr John Bowring. Nach der officiellen Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr H — e. 278 S. in Octav. (1 Rthl. 8 Gr.)

Diese Schrift ist nicht allein für den Politiker und Staatswirth, sondern auch für den Statistiker und Gewerbsmann von hohem Interesse, weil die Schweiz in jeder Beziehung vieles Eigenthümliche und Großartige darbietet, und weil der Verf. des Berichtes, von dem englischen Parla- mente beauftragt, die Schweiz in der Absicht bereiste, um über die gegenwärtigen Verhältnisse der Gewerbe, Fabriken und des Handels die erforderlichen Nachrichten einzusammeln, und vielleicht Handelsverbindungen anzuknüpfen. Da er die Ergebnisse seiner Reise und Forschungen in dem Berichte niederlegt und dieselben stets mit Klarheit, Umsicht und gründlicher Sachkenntniß versieht, so darf man die Uebertragung der Schrift auf deutschen Boden eine willkommene Erscheinung nennen. Finden sich nun gleich bey den Vergleichen mit den Verhältnissen des Handels, der Gewerbe und Fabriken Großbritanniens mancherley partyische Ansichten in der Schrift, welche der Uebersetzer mehrfach hätte berichtigen

sollen, so benehmen dieselben dem Buche doch gar nichts an seinem politischen, staatswirthschaftlichen, statistischen und geographischen Werthe. Es enthält für die Theorie der Volkswirthschaftslehre viele practische Belege, und weist im Besonderen, ohne vom Verf. beabsichtigt worden zu seyn, auf Verhältnisse der Landwirthschaft, zu den Gewerben, Fabriken und dem Handel, also auf die vier großen Quellen des Nationalreichthums hin, woraus hervor geht, daß die Klagen über den allgemeinen Nothstand und über Verarmung in der Schweiz weit weniger gegründet sind, als in irgend einem andern europäischen Staate. Worin die Ursachen liegen, berührt zwar der Vf. nicht direct, aber indirect entnimmt sie der aufmerksame Leser aus manchen Bemerkungen, wenn er seine Gedanken auf den Gegenstand richtet.

Dem Refer. schwebte er bey den einzelnen Vergleichen stäts vor, weswegen er diese häufig auf die Handelsverhältnisse anderer europäischer Staaten, z. B. Frankreichs, Deutschlands, der Niederlande u. a. bezog, und daraus sich für verschiedene Gegenstände Gesichtspuncte ableitete, welche er in vielen volkswirthschaftlichen Schriften nicht berührt findet. Ein Hauptunterschied des gesammten Industriewesens zwischen der Schweiz und England liegt in dem Umstande, daß der Landbau von dem Volke selbständig betrieben wird und dadurch ein ziemlich wohlhabiger Bauernstand sich vorfindet, daß keine Holztheuerung herrscht, welche alle Industriezweige beeinträchtigt und daß darum alle das Holz zur Verarbeitung oder Befuerung bedürfenden Gewerbe durch hohe Holzpreise nicht behindert sind.

Der Bericht zerfällt in einen allgemeinen und besonderen Theil; ersterer bildet die Einleitung S. 1 — 29, in welcher der Verf. eine zwar sehr

kurze, aber doch klare und eben so belehrende als interessante Uebersicht der Handels- und Verkehrsverhältnisse der Schweiz, zugleich aber auch eine kurze Schilderung der eigenthümlichen Gestaltung des politischen Elementes der zu einem Ganzen verbundenen Kantone und endlich eine wohl umfassende, aber nicht umsichtsvolle Vorstellung von den Beziehungen des Handels mit den europäischen Staaten im Allgemeinen und seit der neueren Zeit mit Frankreich im Besonderen darzustellen versucht.

Ref. hat zwar die Erörterungen mit großem Vergnügen und zu mehrseitiger eigener Belehrung gelesen, fand aber dabey den Einfluß des physischen Characters des Landes auf die Bewohner, auf den Handel, auf die Gewerbe und Fabriken, somit auf den volks- und staatswirthschaftlichen Zustand nicht gehörig berücksichtigt, obgleich derselbe höchst wichtig ist und für kein Land übersehen werden darf. Das großen Veränderungen und plötzlichen Uebergängen von Wärme zur Kälte ausgesetzte Klima; der fruchtbare, jedoch unsichere Ernten darbietende Boden; die hohe Stufe des Ackerbaues; die vorzugsweise Beschäftigung der Bewohner mit der Viehzucht, besonders auf der Grenze der Alpenregion, die vielen Waldungen, vielen größeren und kleineren Gewässer und andere Verhältnisse behelligen bekanntlich den Gewerbefleiß und erfordern für eine gründliche und gehaltreiche Schilderung der Verkehrs- und Handelsverhältnisse, der politischen Charactere und Stellungen gegen andere Völker eine ganz besondere Berücksichtigung und Aufmerksamkeit, ohne welche jene nicht gelingen kann. Ref. bricht jedoch von der weiteren Erläuterung dieses auf das intellectuelle, moralische und politische Werden eines Volkes stark einwirkenden Gesichts-

punctes ab und will hiermit nur darauf hingedeutet haben, was mehr hätte berücksichtigt werden sollen.

Die speciellen Darstellungen der Gewerbs-, Fabrik- und Handelsverhältnisse derjenigen Kantone, welche vorzüglich mit der Fabrik-Production und mit dem Handel sich abgeben, nehmen den übrigen Theil des Berichtes ein, und zwar betreffen sie die Kantone Appenzell, S. 30 — 58; Neuenburg, S. 59 — 89; Thurgau, S. 90 — 101; Schaffhausen, S. 102 — 106; Basel, S. 107 — 129; Zürich, S. 130 — 164; Aargau, S. 165 — 175; Genf, S. 176 — 266 und endlich Waadt, S. 267 — 276. Aus dieser Uebersicht entnimmt der Leser zugleich, daß der Kanton Genf die größten Merkwürdigkeiten darbietet, daher die ausgedehnteste Behandlung erhalten hat. Dieses erklärt sich einfach durch den berühmten Kunstfleiß der Genfer, besonders in der Uhrmacherey und in den Goldschmiedearbeiten, und durch den bedeutenden Handel, welchen besonders die Einwohner von Genf treiben, wozu die Lage am Genfersee und Ausflüsse der Rhone aus diesem viel beyträgt.

Mitteltst dieser Angaben ist der Leser im Besitze des Hauptinhaltes des Berichtes, und des Ideenganges, nach welchem die einzelnen und allgemeinen Verhältnisse geschildert werden. Die Schweiz mag wohl den Anhängern der möglichsten Freyheit des Gewerbs- und Handelswesens einen schönen Beweis für die Werththeidigung derselben geben; allein der Versuch, unter mancherley ungünstigen Beziehungen jene Freyheit als politisches System durchzuführen, kostete sie gar manches Opfer und würde nicht gelungen seyn, wenn nicht der Acker- und Waldbau sehr viel hierzu beygetragen hätten, und beide nicht jetzt

demselben eine sichere Grundlage darböten. Wähne man nur nicht, daß der Hauptgrund der seit der letzten 20 Jahre im Wohlstande gemachten Fortschritte in jener Freyheit liege; in den sich wechselseitig unterstützenden Producten des Acker- und Waldbaues und in der dadurch begründeten Lebensweise der Fabrikarbeiter mag er vorzugsweise liegen. In letzterer sucht ihn auch der Vf. in sofern, als er bemerkt, daß die Betriebsamkeit zwischen Landarbeit und Fabrikation getheilt ist, wodurch alle Zeit productiv verwendet wird. Nach vollendeter Feldarbeit widmen die Arbeiter ihre Kräfte den verschiedenen Fabrikationen, welche dem Landmanne manchen Nebengewinn gewähren und den Fabrikarbeiter selbst wegen der Beschäftigung mit dem Ackerbaue in seiner ursprünglichen Einfachheit und Ordnung, seinem Fleiße und seiner Sparsamkeit, seiner Enthalttsamkeit und wahren Haushältigkeit möglichst lang erhalten. Es herrscht in dem Schweizer Industriewesen so ein gewisses Etwas, welches Ref. mit dem Zustande des Mittelalters vergleichen möchte, wo nämlich die Individuen nicht so isoliert standen; bey der großen Freyheit einem gewissen schützenden Einflusse der Höheren unterlagen u. s. w. Es will ihm richtig erscheinen, daß der Schweizer einem eng geschlungenen Kreiße angehört, dessen Mitglieder einen ernstern Antheil an dem Zustande eines Jeden nehmen, der zu ihnen gehört; daß das corporative Element das ganze Volksleben durchdringt und verschlingt; daß das Familienband sein innigstes Verhältniß ist; daß ein gewisser genossenschaftlicher Betrieb des Gewerbeswesens zwischen dem schroff trennenden Egoismus der Einzelnen und dem jeden Sporn des Minderinteresses aufhebenden Systeme der Gewerbsgemeinschaft die Mitte hält; daß die Güter des

Nationalreichthums gleichmäßig und wohlthätig vertheilt, die Production durch angestregten Fleiß erhöhet und die Zahl der Proletarier durch Rücksicht auf Arbeit und Gewinn niedrig gehalten wird; daß überhaupt die geistige und sittliche Kraft auf das Materielle einen überwiegenden Einfluß ausübt und diesem das moralische Element zum Grunde liegt.

Doch Ref. »verläßt diese anziehende Darstellung mit dem Bemerkten, daß diesem günstigen Gewerbs- und Betriebsleben der Schweiz ein großer Feind in dem allmählichen Umsichgreifen des Maschinenwesens heran naht, welcher unfehlbar dieselbe um so verderblicher erschüttern wird, als sehr viele Fabrikate aus der häuslichen Arbeit hervor gehen, die Familie daher am eigenen Herde beysammen ist, in Gemeinschaft arbeitet, unter dem Familienvater steht, und dadurch jene Blüthe der Betriebsamkeit erzeugt, als aber mit dem Einführen des Maschinenwesens diese Familienbande zerrissen werden, dem Landmanne der Nebengewinn entgeht, dem Handwerke sein goldener Boden entzogen, Alles mehr ausgedehnt und an die Stelle des wohlhabenden Mittelstandes zwar der Reichthum Weniger, aber ein Heer von aussichtslosen Proletariern treten wird. Der alte, stabile Geist des Schweizervolkes mit seinen schönen Eigenschaften der Ordnungsliebe, des Fleißes und der Sparsamkeit wird schwinden; das Corporationswesen wird aufhören, und überhaupt werden alle politischen, wirthschaftlichen, intellectuellen, physischen und moralischen Uebel des fabrikmäßigen Betriebes der Industrie den glücklichen Zustand der Schweiz stören. Der Vf. will zwar hiervon nicht viel Nachtheiliges fürchten; allein er ist hier im Irrthume und sieht zu wenig auf die Größe dieser Uebel, besonders auf

die gräßliche Zerrüttung des Familienlebens und auf die verderbliche frühzeitige Verwendung der Kinder in Fabriken und Manufacturen, welche in England so viel Unheil bringt.

Jetzt gehen in der Schweiz Arbeit und Capital von einer Fabrikationsart auf die andere leicht über, wächst der Wohlstand unter fast allen Volksclassen nur allmählich und ziemlich gleichförmig, und hat derselbe darum eine festere Grundlage, als in je einem anderen Lande. Hierin mag auch der Grund liegen, warum die 1833 niedergesetzte Commission die Frage: 'Ob nicht Handelsverträge mit dem Auslande zur Erhaltung und Befestigung des auswärtigen Verkehrs der Schweiz zu suchen seyn möchten' verneinte und dem Lande eine strenge Neutralität erhielt; warum die verschiedenen Industriezweige sich ohne Schutz und Privilegien für die einheimischen und ohne Besteuerung und Zurückweisung der ausländischen Fabrikate entwickelt haben', und warum das Beharren bey freysinniger Gesetzgebung stets mehr politische und commercielle Wohlfahrt bringt.

Die Sachkenntniß des Verfs verschaffte ihm über alle politischen, gewerblichen und commerciellen Verhältnisse der einzelnen Kantone mittelst der Angaben sachkundiger Staatsmänner, Gewerbsleute und Handelsleute ziemlich genaue Einsicht in die verschiedenen Beziehungen und Verzweigungen. Außer Genf behandelt er Appenzell, Basel, Neuenburg und Zürich am Vollkommensten; denn hinsichtlich der Gewerbs- und Handelsverhältnisse Neuenburgs theilt er über den Einfluß der Maschinenarbeit auf die Anzahl der mit den Artikeln beschäftigten Arbeiter, über die besonders aus Uhren, Spigen und gedruckten Cuttonen bestehenden Fabrikate sehr treffende Gedanken mit, woraus man ersieht, daß ein aus über-

häufiger Fabrikation entstandenes Mißbehagen wegen schnellen Anpassens des natürlichen Ganges der Industrie an das Verhalten des Marktes nicht viel verspürt wird; daß der ungeheure Verbrauch von Uhren durch französische Uhrmacher aus den Berggegenden Neuenburgs, Berns und Genfs bestritten und das schweizerische Uhrwerk von französischen Arbeitern bloß geprüft und reguliert wird; daß aus Neuenburg jährlich über 120,000 Uhren im Werthe von mehr als 7 Mill. Frank nach Frankreich und Nordamerika gehen; daß über 18 bis 20,000 Arbeiter sich hiermit beschäftigen, und das jährliche Einkommen eines derselben gegen 1000 bis 1500 Franks beträgt; daß der Volkscharacter und haushälterische Geist der Neuenburger, die Anlegung des Verdienstes in Sparcassen und deren gute Einwirkungen die Blüthe dieses Geschäftes sichern.

Diese so wie die Schilderung ähnlicher Verhältnisse Basels und Genfs muß man in dem Berichte wiederholt nachlesen, um sich z. B. von dem Hauptbestandtheile des Baseler Gewerbswesens, von der Bandfabrikation, eine richtige Vorstellung zu machen; über 4000 Webestühle sind stets thätig; der Bandausfuhrbetrag beläuft sich auf 10 Mill. franz. Frank und der Kanton hat über $\frac{2}{3}$ der franz. Ausfuhr im Besitze. Die Episode, welche der Verf. wegen der Hindernisse des Aufkommens der verbesserten Maschinen einstreuet, gibt zwar einen Beleg, daß der Fortgang und die Ausbildung unserer Betriebsamkeit in dem Egoismus von Gewerbsleuten viele Hindernisse findet; allein er ist hinsichtlich der allgemeinen Wohlfahrt unter der untern und mittlern Volksclasse nicht so sehr hoch anzuschlagen, obgleich das Fortschreiten des Gewerbswesens in Zürich durch kräftiges Auftreten der Regierung gegen

egoistische Verirrungen erzeugt wurde. Vorzüglich war es übrigens die Aufhebung des Stadtmonopols, welche im Kanton Zürich rasche Fortschritte des Fabrikwesens und allgemeinen Wohlstandes hervor rief. Die Arbeiterklasse hat Grundstücke und Wohnungen auf dem Lande; theilt ihre Zeit zwischen Fabrik- und Feldarbeit nützlich und productiv ein; erhält dadurch sicheren Unterhalt und Schutz gegen Mangel oder Armuth, wenn die Geschäfte stocken sollten und genießt einen allgemeinen Wohlstand. Das Geschichtliche der Seidenwebercy, als Hauptartikel des Züricher Fabrikwesens, characterisirt der Verf. recht gut; es und das wirthschaftliche muß man aus den Darstellungen im Berichte kennen lernen.

Ähnlich verhält es sich mit den übrigen Kantonen und mit ihren Gewerbs- und Handelsverhältnissen; der Verf. hebt stets die Hauptartikel heraus und detaillirt dieselben geschichtlich, gewerblich und wirthschaftlich, wie dieses bey der Verfertigung von Uhren und Goldwaaren der Genfer der Fall ist, welche sich durch ihren großen Werth, geringen Umfang und große Reinheit des Goldes auszeichnen. Ueber 210 Meister mit 870 Uhrmacherarbeitern, über 99 Juweliermeister mit 450 Arbeitern sind mit den Artikeln beschäftigt. Die ausführliche Schilderung der Genfer Betriebsamkeit gibt ihren Werth zu erkennen; die errichtete Sparcasse und Gewerbschule erfreuet sich eines besonderen Flores und einer genauen Beschreibung. Alle Beziehungen werden sorgfältig berührt, jedoch bey manchen Kantonen verschiedene Gegenstände entweder zu oberflächlich, oder gar nicht erwähnt. Am Schlusse findet man noch einige Reflexionen über das Zu- und Abnehmen der Consumtion des Getreides während der Preiswechsel desselben. Sie beziehen sich besonders auf

den Kanton Genf und gewähren interessante Resultate, welche das Lesen des Berichtes belehrend und nützlich machen.

π. ρ.

L e i p z i g.

Bey F. G. W. Vogel, 1837. Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit von Wilhelm Wachs muth. Vierter Theil. Das Zeitalter des Verfalls mittelalterlicher Zustände. VIII u. 832 Seiten in Octav.

Der Wunsch des Ref., bey Anzeige des dritten Theils dieses wichtigen Werkes in unseren Blättern geäußert, ist bald erfüllt worden. Wir haben dem Publicum dies Mal die Erscheinung des sechsten und siebenten Buchs dieser Geschichte der europäischen Sitten anzuzeigen, oder die Darstellung des Verfalls mittelalterlicher Zustände bis zur deutschen Reformation. Der verdiente Verf. äußert in der kurzen Vorrede, in welcher wir einige ausführlichere Aeußerungen über manche Eigenthümlichkeiten dieses Bandes gewünscht hätten: 'die Geschichte der drittehalb Jahrhunderte vom Untergange der Hohenstaufen bis zur Reformation als ein für sich bestehendes Hauptstück der allgemeinen Geschichte zu besonderer Behandlung auszuwählen, könne der Historiker nicht leicht versucht werden.' Diese Ansicht kann Ref. nicht theilen. Es gibt gerade in dieser Periode eine äußerst anziehende Eigenthümlichkeit, — zu zeigen, wie die neue Zeit aus dem Mittelalter, die Blume aus der zum Deffnen zeitigen Knospe hervor trat, so schnell, so fertig, so sehr ihrer grünen Hülle vergessend. Ref. will mit den Worten eines sehr geschätzten Kenners des Mittelalters

ausdrücken, was hier gemeint ist. Leopold Ranke sagt in seiner inhaltreichen Vorlesung zur Geschichte der italiänischen Poesie, gehalten in der Berliner Academie (Berlin 1837): 'ich weiß nicht, ob irgend noch ein ander Mahl eine solche Umwandlung eintrat, in einer so kurzen Periode so durchgreifend und vollständig wie diejenige ist, welche das Mittelalter von der modernen Zeit trennt. Ein Gefühl derselben drängt sich bey der ersten Bekanntschaft auf. Je mehr man eingeht, desto deutlicher nimmt man eine andere Welt der Gedanken wahr, eine abweichende Form des Ausdrucks, einen verschiedenen Kreis und Zusammenhang jener geistigen Tendenzen, welche alle Hervorbringung beherrschen, einen andern Himmel, wenn wir so sagen dürfen, und eine andere Erde. Es wäre unstreitig ein sehr würdiges und Ruhm versprechendes Unternehmen, diese Umwandlung allseitig und in ihrem innern Gange zu beobachten; allein in demselben Grade ist es auch schwierig und weit aussehend. Wer will es wagen, das Werden zu beschreiben? wer will den Quellen des geistigen Lebens und den geheimen Zuflüssen seines Stromes, den Lauf desselben entlang, nachforschen?' — Eben dies aber, neben der weitem Verfolgung der Geschichte der Sitten, aus denen eben jene neue Zeit hervor ging, sich wenigstens ohne sie aus dem bloßen Material ganz anders entwickelt haben müßte, — hat W. in seinem vierten Bande theils unmittelbar, theils andeutend dargelegt; er hat den Lorbeer verdient und von der Muse erhalten, ohne ihn mit Freunden für sich zu vindicieren; denn er scheint seiner Arbeit und ihres trefflichen Ergebnisses nicht eben froh geworden zu seyn. Abgesehen aber davon, daß der Geschichtschreiber eine trübe, verwirrte

Zeit nicht minder frisch und anregend finden darf, als eine geordnetere und lichtvollere, da beide Geschehenes, der Menschheit oder dem Volke, dessen Leben er erzählt, Begegnetes enthalten: so ist auch eben jenes dräuende, verwirrte Durcheinanderstürzen der Elemente gewöhnlich die Geburtswehe einer neuen, Richtung gebenden Erscheinung, irgend einer großen Idee; und es kann daher nur vom höchsten Interesse und Bohne für den Geschichtschreiber seyn, 'das Werden zu beschreiben'. Der Hr. Verfasser darf sich daher gewiß nicht über dieses Zeitalter beklagen; und wir beklagen uns auch keinesweges über ihn. Denn wie er dasselbe aufgefaßt hat (wenn gleich mehr in der Gestalt des Grabes der mittelalterlichen Zustände, als der Wiege der neuen Zeit), erkennen wir, wie darin die Keime der großen Ereignisse des 16. und 17. Jahrhunderts allenthalben sich regen.

Wie in den vorher gehenden Theilen, hat der Verf. auch aus der Zeit von 1275 — 1500 auf die Erzählung und Beurtheilung des Allgemeinen der Sittengeschichte die Schilderung der Sitten insbesondere folgen lassen. Er führt uns daher im sechsten Buche zuerst die Begebenheiten in der Kürze vor: 1) bis zum Anfange des großen Schisma, 2) bis etwa um das Jahr 1450 (Concilien von Constanz und Basel), 3) bis zur Reformation; beschreibt dann die gemeinsamen Zustände im innern Staatswesen (Personenstand, Staatsgewalt, Gesetzgebung, Staatsanstalten), und das Volksleben (Sittlichkeit, Literatur und Kunst, Handel und Gewerbe, physisches Leben). Im 7. Buche sehen wir zuerst Frankreich dargestellt: von König Karl V. bis zu Franz I.; dann die wichtigen burgundischen Landschaften, Flandern, Brabant, Limburg, Hennegau, Luxemburg, Namur, Lüttich, Hol-

land, Seeland, Friesland, einzeln und darauf als burgundischer Staat; die britischen Inseln, besonders England und Schottland; Italien im Allgemeinen und darauf besonders Venedig, Genua, Toscana, Kirchenstaat, Neapel, Sicilien, Sardinien; die pyrenäische Halbinsel, nämlich Aragon, Castilien, Granada, Navarra, dann die spanische Monarchie, auch Portugal; Deutschland, Reich und einzelne Territorien; Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz; die nordöstlichen Länder, einschließlich die Tataren; hierauf den skandinavischen Norden; auch Ungarn und die angrenzenden südöstlichen Länder; endlich das griechische Reich und die Osmanen.

Ref. hat das Werk mit größtem Vergnügen gelesen und genossen. Da die Weise des Vf. welche jedoch in diesem Theile dem Ref. vorzugsweise lebensfrisch vorkommt, bekannt ist, wird diese kurze Anzeige genügen. Im Allgemeinen tritt aus der Betrachtung des Zeitraums von 1275 — 1500 das Charakteristische desselben hervor, daß die großen zum Theil edeln aber einseitigen Ideen erschlafften, welche seit den Kreuzzügen das Mittelalter (gegen dessen materielles Interesse) bewegt hatten. Die Herrschaft der geistlichen Macht, die Theilnahme für Palästina, das Ritterthum im edlern Sinne des Wortes ging unter (die 'Blume des Ritterthums im Tempelorden geknickt,' sagt der Verf.). Die für diese so lange hoch gehaltenen Bestrebungen ausgesprochenen Sätze waren bis zur caricaturartigen Grimasse widerlich geworden; ihre Wirkung erschlaffte daher bald in der europäischen Welt und wohin sie sich sonst noch erstreckt hatte. Es war natürlich, daß verdorbene Gemüther, andie Spitze der Geschäfte und der Gewalt gestellt, erst einmahl alle Moral und Religion für Fraße hielten und bloß in Benutzung der Ge-

walt sich gefielen, Bosheit, Unrecht, Grausamkeit für gleichgültig haltend. Nur Männer edlerer Natur hielten sich über dem Strudel empor, und zuletzt war es die siegreiche Gewalt des gesunden Menschenverstandes und beharrlichsten Ernstes, welche die Bahn brach zum neuen Zeitalter, das noch immer nach einer sichern Gestaltung zu ringen scheint.

W. M.

S a l l e.

Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte von Dr. Heinrich Leo. Erster Theil. 1838. Octav.

Wir haben, als wir den ersten Theil des Lehrbuchs der Universalgeschichte desselben Verfassers zum Gebrauch für höhere Unterrichtsanstalten in diesen Blättern anzeigten (1835. St. 162.), über die Methode und die Ansichten des Verfs ausführlich gesprochen. Der vorliegende Theil des neuen Werks umfaßt denselben Zeitraum, nämlich das Alterthum; die darin behandelten Gegenstände können also nur dieselben seyn. Der Vf. hat sich über das Verhältniß dieses neuen Werks zu dem frühern nicht ausgesprochen, das Buch ist ohne Vorrede, die der Verf. überhaupt nicht zu lieben scheint, auch wo sie nicht überflüssig sind. Wir glauben, da das frühere für höhere Lehranstalten, also für Universitäten, bestimmt war, nicht zu irren, wenn wir dieses zum Nachlesen bey dem Gymnasialunterrichte geschrieben glauben. Die sich immer mehrenden Handbücher für die Universalgeschichte geben wenigstens einen Beweis für den allgemeinen Eingang den die Geschichte bey dem Unterrichte bey uns gefunden hat, wenn man auch keine neue Forschungen in denselben erwarten darf.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften..

141. Stück.

Den 3. September 1838.

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst gerubet den Professor Fuchs in Würzburg zum ordentlichen Professor in der medicinischen Faculät alhier zu ernennen, und demselben die Leitung der abgesondert von dem academischen Krankenhause daselbst bestehenden Polyclinik zu übertragen. Derselbe wird zu Michaelis seine Stelle alhier antreten.

B r a u n s c h w e i g.

Bey Dehne u. Müller, 1837. Beiträge zur Kenntniß des norddeutschen Dolithgebildes und dessen Versteinerungen. Von Fr. C. L. Koch, Herzogl. Braunschw. Bergrathe (zu Grünenplan) und W. Dunker (früher zu Obernkirchen in der Grafschaft Schaumburg; jetzt Lehrer der Naturgeschichte an der höheren Gewerbschule zu Cassel). Mit 7 nach der Natur gezeichneten Tafeln. 64 Seiten in gr. Quart.

Dies schöne Werk, welches die Kön. Societät

der Wissenschaften von den Verfassern erhalten hat, liefert einen neuen, schätzbaren Beytrag zur Kunde einer Gebirgsformation, welche in neuerer Zeit in verschiedenen Ländern und Gegenden mit besonderer Aufmerksamkeit untersucht worden. Beide Verff. hatten durch ihren Aufenthalt in Gegenden, wo sich das Dolithgebilde vorzüglich entwickelt zeigt, Gelegenheit, eine große Manigfaltigkeit von Versteinerungen zu sammeln, worunter viele noch nicht beschriebene sich befanden. Sie theilten ihre Vorräthe dem Hn Amtsassessor Römer zu Hildesheim zur Benützung für seine im J. 1836 vollendete Arbeit über die Versteinerungen des norddeutschen Dolithen-Gebirges mit; waren aber im Stande, eine reiche Nachlese zu halten, von welcher sie in obiger Schrift einen Theil bekannt machen. Diese Arbeit erweitert nun nicht bloß die Kunde der Petrefacten durch genaue Characterisierung und treue Abbildung einer bedeutenden Anzahl neuer Arten, sondern sie verbreitet zugleich helleres Licht über die geognostischen Verhältnisse des Dolithgebirges im nordwestlichen Deutschland. Von diesen findet sich in der Einleitung eine zwar nur kurze, aber überaus treffende Schilderung. Was die Verff. bey dieser Gelegenheit über die Parallelisierung von Gebirgsgebilden entlegener Gegenden nach dem Vorkommen der Petrefacten sagen, entspricht ganz den Ansichten des Referenten, und verdient um so mehr Beachtung, da man in dem Bestreben, die fremden und namentlich die in England genau untersuchten und unterschiedenen Flözlagen an benachbarten Orten nachzuweisen, hin und wieder offenbar zu weit gegangen ist. Allerdings zeigen, wie die Verff. bemerken, viele Petrefacten der deutschen und englischen Dolithformation eine große Uebereinstimmung; auch sind die Haupt-

gruppen der Dolithgebilde Englands im nordwestlichen Deutschland entschieden entwickelt; so wie auch die petrographische Aenlichkeit mancher Gesteine aus den englischen Dolithen mit denen aus analogen Flözen unserer Gegenden auffallend ist; dagegen scheinen aber manche untergeordnete Glieder der englischen Flöze den norddeutschen ganz oder theilweis zu fehlen. Die Berff. haben daher auch ihre Darstellung der Petrefacten in den norddeutschen Dolithen selbständig auf diese gegründet und nicht gewagt sie durch aus dem Vorkommen in anderen Ländern anzupassen.

Die Berff. unterscheiden drey Hauptgruppen des Dolithgebirges: den Lias, die eigentlichen Dolithe, und den Wälderthon. Die mittlere Gruppe zerfällt in drey Unterabtheilungen, die sich der in dem classischen Werke von Conybeare und W. Phillips befolgten Eintheilung anschließen. Zu den oberen Theilen des zu den mittleren Dolithen gehörenden Korallenkalkes werden von den Berff. die mächtigen Dolomitmassen gezählt, welche am Kahlenberge unweit Nordheim und an den die Hilsmulde begrenzenden Flözrücken in ausgezeichneten Felsmassen auftreten, und es wird von ihnen bemerkt, daß sie als Stellvertreter vieler der sandigen Kalksteine des Weserthales zu betrachten seyen. Nach den Untersuchungen der Berff. kann man es nunmehr als ganz ausgemacht annehmen, daß die jüngere Steinkohlenformation des nordwestlichen Deutschlands ein Aequivalent von dem Gebilde ist, welches in England jetzt mit dem Namen 'Wealden' bezeichnet wird, wozu als untergeordnete Massen Weald clay, Hastings sand und Purbeck limestone gehören. Was den von den Verfassern nach dem Vorgange mehrerer anderer deutscher Schriftsteller gebrauchten Namen 'Wälderthon'

betrifft, so kann Ref. solchem nicht wohl seinen Beyfall geben. Will man durchaus den nichts sagenden englischen Namen 'Wealden', der nun einmahl bey den englischen Geognosten, mancher wohl begründeter Widerreden ungeachtet, Eingang gefunden hat, in die deutsche Nomenclatur übertragen, so sollte man ihn wenigstens nicht übersehen, wodurch man ihm den Schein gibt, als bedeute er etwas. Zur Bezeichnung der ganzen Formation mag man dann den Ausdruck 'Weald = Gebilde' gebrauchen, und als untergeordnete Massen desselben einen Weald = Thon, Weald = Sandstein unterscheiden, gleich wie man das nachgiebige deutsche Ohr bereits an einen Lias = Schiefer, Lias = Sandstein gewöhnt hat. Ref. kann sich freylich nicht davon überzeugen, daß in der naturwissenschaftlichen Nomenclatur ein nichts sagender Name den Vorzug vor einem andern verdiene, der irgend eine ausgezeichnete Eigenthümlichkeit des betreffenden Gegenstandes bezeichnet, und indem er sogleich eine bestimmte Vorstellung von demselben erweckt, dem übermäßig belasteten Gedächtnisse zu Hülfe kommt. Dies Princip hat der unsterbliche Linné bey der Namengebung beobachtet, und nicht zu berechnen ist der Vortheil, welcher daraus für die systematische Naturkunde hervor gegangen. Daß die Wff. das Weald = Gebilde, so wie es im nordwestlichen Deutschland erscheint, als eine Gruppe des Dolithgebirges betrachten, ist ganz der Natur angemessen. Wo es in unseren Gegenden auftritt, ist es nicht allein so innig mit dem Dolithgebilde verknüpft, daß keine scharfe Grenze zwischen beiden zu finden, sondern auch an manchen Orten von jüngeren Gebirgsmassen unbedeckt. Eine ausgezeichnete Fundgrube war für die Werrff. der wegen seines Petrefacten = Reichthums schon seit Al-

bert Ritter bekannte Elliger Brink bey der Karlshütte. Die Eisenstein führende Ablagerung desselben gehört zu einem Thongebilde, welches in weiterer Forterstreckung die oberen Dolithe von dem Quadersandsteine trennt. Hinsichtlich des petrographischen Verhaltens und mancher darin sich findender Petrefacten hat jene Flözmasse Aehnlichkeit mit dem Kimmeridge clay Englands, von welchem es sich indessen auf der anderen Seite durch das Gesammte seiner Versteinerungen, unter welchen einige der Kreide angehörige Thierformen sich finden, theils durch seine Lage unterscheidet. Die Ansicht der Verf., nach welcher jener Thon als eine den Weald clay gleichsam vertretende Bildung zu betrachten sey, hat gewiß viel für sich.

In das Einzelne der in obigem Werke gelieferten Petrefacten-Beschreibungen einzugehen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht. Ref. muß sich begnügen nur auf das Eine und Andere des Inhaltes aufmerksam zu machen. Von einer jeden Species ist eine lateinische Diagnose gegeben, welcher ausführlichere Bemerkungen über die Kennzeichen, das Unterscheidende von verwandten Arten und das Vorkommen nachfolgen. Unter diesen Angaben bey jeder Species auch die Verhältniszahlen der Dimensionen zu finden, ist dem Referenten — der bey einer frühen, entomologischen Arbeit sich einer ähnlichen Methode bedient hat — besonders erfreulich.

Unter den aus der Lias-Gruppe beschriebenen Versteinerungen befindet sich eine ganze Reihe von Trochus-Arten aus dem Gryphitenkalk am Fuße des Hainberges bey Göttingen. Diese werden indessen an Größe und Schönheit weit übertroffen durch den Trochus princeps aus der Eisensteinablagerung bey Markoldendorf. Aus

den unteren Dolithen zeichnet sich besonders *Chenopus Philippi* aus, der viele Aehnlichkeit mit der in den europäischen Meeren lebenden *Rostellaria pes pelecani* Lam. hat. Aus den mittleren Dolithen verdienen die große *Gervillia Bronnii* und vorzüglich zwey *Clypeaster*-Arten, *Cl. Blumenbachii* und *Cl. Hausmanni* bemerkt zu werden, von denen der erstere in den crystallinischen Dolomit-Quadern am Waltersberge bey Eschershausen, der letztere im oberen Korallenfalte bey Kleinenbremen unsern Bückeburg und an ein Paar Stellen unweit Rinteln gefunden worden. Unter den vielen merkwürdigen Thierüberresten aus den oberen Dolithen, zeichnen sich *Avicula Goldfussii* aus dem Dolomit am Waltersberge und zumahl *Pollicipes Hausmanni* vom Elliger Brink aus. Dieser und der von den Verff. beschriebene *Pollicipes radiatus* aus dem unteren Dolith sind die einzigen bis jetzt bekannten Arten jener seltenen Gattung aus Gebirgsschichten, welche älter sind als die Kreide. Von Versteinerungen des Weald-Gebildes, die bisher am wenigsten bekannt waren, sind folgende neue Arten beschrieben: *Melania harpaeformis* und *M. pygmaea*; *Unio Menkei*, *U. subsinuatus*, *U. Voltzii*; *Cyclas Brongniarti*, *Pisidium Pfeiferi*, *P. pygmaeum*; *Cyrena dispar*.

Die auf den sieben Tafeln enthaltenen vorzelllichen Abbildungen wetteifern mit dem schönen Drucke des Buches. Wenn gleich die Steinzeichnungen aus der lithographischen Anstalt von Dehne und Müller in Braunschweig die unübertrefflich schönen, von Herrn Dunker gefertigten Original-Zeichnungen, welche der Referent zu bewundern Gelegenheit gehabt hat, nicht erreichen, so sind sie doch zu den vorzüglicheren

Leistungen dieser Art zu zählen, und erhöhen den Werth des Werkes ungemein. Möchten die Verfasser sich bald veranlaßt finden eine Fortsetzung ihrer schätzbaren Arbeit zu liefern, wozu es ihnen an interessantem Material nicht fehlen wird.

M a r b u r g.

Gedruckt mit Bayrhoffer'schen Schriften, 1838: Zephanjah. Neu überseht und erläutert von Dr Karl Wilhelm Justi. — Zur Feier des 1. und 6. Mai's 1838. — VIII u. 22 Seiten in Octav.

Zu der Doppelfeyer der vor hundert Jahren vollendeten und eingeweihten evangelisch-lutherischen Kirche zu Cassel und des funfzigjährigen Amtsjubiläums des jetzt an derselben Kirche als erster Prediger angestellten Ober-Consistorialraths Dr Kuppersberg brachte der würdige Herr Verfasser eine schöne Festgabe in dieser Uebertragung des Propheten Zephanja. Seine früheren Bearbeitungen der hebräischen Propheten sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, hier noch etwas zu ihrer Empfehlung zu sagen; wir haben von ihm schon den Joel, Amos, Micha, Nahum, Habakuk, Jona und Maleachi, und den Obadja verspricht er nächstens in einer Zeitschrift erscheinen zu lassen.

In der Einleitung wird der als Ahnherr des Zephanja genannte Hiskia für den König dieses Namens erklärt und das Auftreten des Propheten in die zweyte Regierungsperiode des Königs Josia gesetzt. 'Die Weissagungen des Zephanjah bestehen aus zwey, aus einer Periode herstammenden, Reden. Kap. 1 und 2. machen die erste, und Kap. 3. die zweyte Rede aus.' Hiermit wären wir völlig einverstanden, wenn nicht

die beiden Reden nachher in der Uebersetzung als erstes und zweytes Orakel überschrieben wären. Orakel kann Referent in dem Ganzen nur eins erkennen, es hängt Alles genau zusammen und erst der zweyte Theil, die Verheißung und Aussicht in eine bessere Zukunft im dritten Kapitel, macht das Ganze zu einem vollständigen Orakel.

Indeß soll diese kleine Schrift, welche neben der Uebersetzung nur einige der nöthigsten Anmerkungen enthält, nur als Quintessenz der Untersuchungen und Forschungen des Verfassers zu betrachten seyn, die er aus einem von ihm ausgearbeiteten ausführlichen Commentare ausgezogen hat, und hoffentlich wird derselbe auch das größere Werk der gelehrten Welt nicht lange mehr vorenthalten und uns dadurch eine willkommene Veranlassung zu einer ausführlicheren Anzeige geben.

F. W.

N a c h t r a g

zu S. 1362. nach Z. 17.

indē hätte weder Walth. 324 noch Ecb. 1170 geduldet werden sollen (denn richtig steht indē Walth. 1021 Ecb. 1094), sondern in erster Stelle ist tandem, in der andern aber in te zu lesen. Statt partibus Ecb. 887. 1150 schreibe man lieber patribus, wenn auch die antiquae oder famosae partes örtlich genommen werden könnten nach dem Sprachgebrauche des Mittelalters: partes Slavorum, partes vosaginae Ecb. 71. S. 289 ändere man Vosaginis in vosaginae.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. 143. S t ü c k .

D e n 6 . S e p t e m b e r 1 8 3 8 .

L e i p z i g .

Ueber die kölnische Angelegenheit. Darstellungen, Betrachtungen und Vorschläge von Frenäus. 1838. X u. 204 Seiten in 8.

Ueber diese Schrift ist kurz zu sagen, daß sie unter allen über die Kölnische Tragödie bisher erschienenen bey weitem die beste ist. Eben weil sie mehr, als bloße Tageschrift, — einen bleibenden so gelehrten wie practischen Werth hat, halten wir uns für verpflichtet, sie in diesen Blättern zur Anzeige zu bringen.

Der Verf. hat für gut gefunden, seinen Namen und Ort zu verstecken, um die Schrift rein durch sich wirken zu lassen. Der angenommene Name ist ein patristischer. Aber an den Kirchenvater Frenäus ist dabey nicht zu denken, sondern an die Bedeutung des Namens, der zu Deutsch Friedlich heißt. In diesem Geiste nämlich ist die Schrift geschrieben. Man merkt augenblicklich und durchweg, daß sie von einem einsichtsvollen, kundigen Manne ist, der die Verhältnisse und Begebenheiten zum Theil als Augenzeuge auf-

merksam beobachtet, zum Theil als Historiker vom Fach genau studirt hat. Der Verf. ist ein Protestant und verhehlt dies keinen Augenblick, aber sein Urtheil hat einen höhern Standpunct, als den der Partey.

Die Darstellung fängt mit der Wurzel der Sache an, mit der Schilderung der kirchlichen Verhältnisse in den preussischen Rheinlanden vom Augenblicke der Besitznahme im April 1815.

Wir heben daraus hervor, was bisher weniger bekannt oder beachtet war.

Aus der allgemeinen Unzufriedenheit der Rheinländer über das Preussischwerden, einem Gemisch altgeistlicher und neufranzösischer Erinnerungen und Sehnsuchten, sieht man allmählich bestimmtere Klagen über das Preussischseyn hervor treten. Vieles von dem, was anfangs verstimmte oder wirklich drückte, lag unvermeidlich in dem Uebergange in neue politische Verhältnisse. Der beste Wille der Regierung konnte es augenblicklich nicht ändern; nur Zeit und Gewöhnung bey gutem Willen und Vertrauen von beiden Seiten konnten helfen.

Die bürgerlichen Verhältnisse, die so genannten materiellen Interessen, ordneten sich allmählich leicht genug. Mit der zunehmenden Ordnung, der Neubelebung des Verkehrs entstand nach und nach Zufriedenheit, Achtung, ja Zuneigung gegen die wohlwollende Regierung. Am meisten beruhigte und imponierte die ausnehmende Sorge, womit die Regierung die geistige Bildung des Landes wahrnahm. Allein gerade hier, insbesondere auf dem angrenzenden kirchlichen Gebiete, lauerte im Hintergrunde ein böser Dämon, der schwer zu überwinden war, der römisch-katholische Parteygeist, der nie stirbt. Unter der französischen Zucht zurück gedrängt, oder in welt-

lichem Indifferentismus wie untergegangen, brach derselbe, in der milden Friedensluft, durch die neue geistige Anregung, die von der preussischen Regierung ausging, mittelbar geweckt, in dem Grade heftiger hervor, in welchem bey weiterer Lebensentwicklung die unvermeidlichen Conflictte zwischen der fast ganz katholischen Bevölkerung und der protest. Regierung zur Sprache kamen. Je leichter und gefährlicher derselbe sich mit politischer Verstimmung verbindet, desto nothwendiger schien, ihm diese Verstärkung oder Entschuldigung vor allem abzuschneiden.

Der Verf. berührt hier einen Augenblick die Frage, ob es nicht rathsam gewesen wäre, den Rheinländern die vom Könige allerdings verheißene ständische Verfassung gleich von Anfang an zu geben? In der That wurde die Frage eine Zeitlang sehr lebhaft am Rheine besprochen. Die berühmte Adresse von Görres, nachher sein Buch über Deutschland und die Revolution, beide be-redt geschrieben, gaben der Frage eine gewisse Schärfe, und ich erinnere mich, daß damahls ein berühmter Mann am Rheine den Wunsch äußerte, man möge eilen, dem verstimzten Körper das Fontanell der Constitution bey Zeiten zu applicieren. Unser Verf., ein Freund der ständischen Verfassung, aber ein mehr bedenklicher, ist anderer Meinung. Er glaubt, ein solches Institut sey damahls nicht an der Zeit gewesen und würde bey dem Mangel an aller wahren Vorbildung dem unzufriedenen Geiste eher zur Reizung als zur klaren Verständigung und Beruhigung gedient haben. Es ist schwer jetzt zu sagen, was besser gewesen wäre. So viel ist gewiß, daß erst auf administrativem Wege durch die ungehemmte Kraft der Regierung Grund und Boden für freyere Institutionen gewonnen werden mußte,

wenn sie zum Segen des Landes gereichen sollten. Die wahre Politik ist, den Moment der Reife richtig zu beurtheilen und schnell zu benutzen. Die Rheinländer freylich selbst glaubten, fast überreif zu seyn; der Verf. aber zeigt, daß die spätere Zeit das Verfahren der Regierung in diesem Stücke völlig gerechtfertigt habe. Vollkommen wahr ist, daß der Regierung in der That auf administrativem Wege gelang, die politische Verstimmung in den Rheinlanden je länger je mehr wegzuschaffen. Nur eins schien nicht gelingen zu wollen, die kirchlichen Verhältnisse zu allseitiger Befriedigung, so wohl der protestantischen, als der katholischen Bevölkerung, zu ordnen.

Die Regierung hatte, wie der Verf. sagt, die doppelte Aufgabe, einmahl den Katholiken die beruhigende Ueberzeugung zu geben, daß sie, weit entfernt die Kirche zu beeinträchtigen, derselben eben die Freyheit und Unterstützung zu gewähren bereit sey, wie es sich nur von einer katholischen Regierung erwarten lasse; sodann für die vernachlässigte allgemeine Bildung das Möglichste zu leisten, in der Ueberzeugung, daß eine Menge von Uebelständen in Folge vermehrter Bildung von selbst verschwinden werde. Alles, was die Regierung that, zeigte, daß sie diese doppelte Aufgabe klar erkannt und den ernststen Willen hatte, sie zu lösen. Was den zweyten Punct der Aufgabe betrifft, so gestanden am Ende selbst die Abgeneigtesten, daß der Aufwand und die Kunst, womit die Regierung in kurzer Zeit das Volksschulwesen, so wie die höhere Jugendbildung, aus dem tiefsten Verfall zu einem hohen Grade der Blüthe empor brachte, Bewunderung und Dank verdienen. Auch unmittelbar für die Restauration der kathol. Kirche geschah Außerordent-

liches in kurzer Zeit. Verständige katholische Laien erkannten dies auch dankbar an. Wer recht überlegte, mußte finden, daß die protestant. Regierung für die innere geistige Belebung mehr that, als je selbst das geistliche Churfürstenregiment konnte oder wollte. Allein, wenn auch die Laien zufriedener wurden, der Clerus blieb abgeneigt, und wurde, je zuvorkommender, sorgfamer die Regierung wurde, desto unerkennlicher, desto dreister und kecker in seinen Forderungen. Insbesondere in den gemischten Eheverhältnissen widersezte er sich fast von Anfang an den billigsten Anmuthungen und Friedensordnungen der Regierung, welche doch die Pflicht hatte, auch den Protestanten im Lande ihr natürliches Recht zu gewähren. Die Halsstarrigkeit des Clerus auf diesem Punkte wurde von Jahr zu Jahr unerträglicher; Ref. hörte damahls selbst Katholiken klagen. Der Verf. schildert diese Seite der Rheinischen Zustände, woraus nachher die Eölnischen Wirren entstanden, eben so lebendig als genau. Er vergleicht auf eine interessante Weise die Mittel, welche die preuß. Regierung anwendete, um den Widerstand allmählich zu überwinden, mit den durchschlagenden Maßregeln, welche der französischen Regierung durch die Napoleonische Gesetzgebung und Sitte zu Gebote standen, und von ihr auch vorkommenden Falls in Ausübung gebracht wurden. Napoleon zwang den widerspenstigen Clerus durch Sperrung der Temporalien, welche freylich damahls ganz aus der Staatscasse flossen. Es kam der Fall vor, daß die franz. Regierung einen Geistlichen, der bey einer gemischten Ehe dem katholischen Theile die Sacramente verweigerte, vor das weltliche Tribunal stellte. Die preuß. Regierung wäre berechtigt gewesen, die franz. Praxis fortzusetzen. Wollte sie

daß nicht, so, meint der Verf., stand ihr zu, neue allgemeine organische Gesetze über die gemischten Ehen nach Art der östreichischen Regierung zu geben. Allein sie that weder jenes, noch dieses. Dieses später erst im J. 1825, vielleicht zu spät, und nicht in der rechten Art, wie es scheint. Einstweilen begnügte sie sich mit einzelnen Verordnungen, mit Drohungen. Wurden diese nicht streng und consequent ausgeführt, so machten sie den Clerus nur hartnäckiger.

Der Verf. geht zur anderen Seite der Sache über, zur Darstellung der Art und Weise, wie die Regierung im Verhältniß zur Kirche die neue Universität, namentlich die katholisch theologische Facultät derselben, organisierte. Es lag in dem höheren Styl der preuß. Regierung, in der Facultät, wie auf der Universität, die an sich berechtigten, verschiedenen Richtungen zu vereinigen, und sie frey spielen zu lassen. Aber so etwas hat seine Grenze. Der Verf. bemerkt richtig, daß es zweckmäßig gewesen wäre, die katholisch theologische Facultät vorerst aus solchen Männern zusammen zu setzen, welche durch harmonisches Zusammenwirken im Stande gewesen wären, der jüngeren Geistlichkeit bleibend eine den edlen Zwecken der Regierung und den neuen Verhältnissen entsprechende Richtung zu geben. Gewiß wollte das die Regierung auch, unbeschadet der natürlichen Verschiedenheit und Freyheit. Aber in so etwas hat das Glück sein Spiel, und es kommt sehr auf die individuellen Charactere an, die man findet. In der protestantisch theolog. Facultät gelang ihr vollkommen, das rechte Temperament zu treffen. Allein die kathol. theologische Facultät, bey der es freylich in jeder Hinsicht schwerer war, die rechte Mischung zu finden, wurde fast mit innerem Zwiespalt geboren. Leider ver-

sah man es gleich anfangs darin, daß man in andere Facultäten einige mehr gährende, als bildende Elemente brachte, welche störend auf die kathol. theologische zurück wirkten. Diese aber dachte man durch anerkannt wissenschaftliche Männer aus der süddeutschen, der Münsterschen und Schlefischen Schule zu gegenseitiger Ergänzung trefflich componiert zu haben. Die Wissenschaftlichkeit hat etwas Einigendes, wohl auch in der katholischen Kirche, obgleich hier nicht in dem Grade, wie in der protestantischen. Die Hauptsache aber ist immer, die rechten Persönlichkeiten zu treffen, die zu einander passen; die trennende Macht, die hierin liegt, ist schwer zu überwinden. Das aber gelang der Regierung nicht, zusammenfügbare Charaktere zu finden. Und so geschah es, daß, wie in diesen Blättern schon bemerkt worden, als Hermes 1820 kam, die früheren, Seiber und Graß, aus der süddeutschen Schule, weichen mußten. Erst als Hermes theils durch seine Persönlichkeit, theils durch die höchst günstigen Verhältnisse zu dem neuen Erzbischof von Cöln, dem Grafen Spiegel, der ihm befreundet war, das beherrschende Haupt geworden war, dem sich auch die Schlesier, Scholz und Ritter, gern anschlossen, entstand eine gewisse Einheit und Zusammenwirkung. Aber das Instrument war einmal verstimmt worden. Die Einseitigkeit der Hermesischen Schule und Richtung war unverkennbar. Aber allerdings hätte die Regierung besser gethan, auch nachdem jene Schule von mancher Seite Widerspruch erfahren hatte, die vorhandene Einheit zu stärken und zu schützen, als dieselbe aus Gerechtigkeit wieder zu stören durch Berufung des Prof. Klee, der aus der Mainzer Schule ein ganz anderes Element mitbrachte. Es pflegt nun so zu gehen, eins reizt

das andere. Die Hermefische Schule, nicht ohne bedeutende jüngere Talente, vertheidigte sich nicht bloß gegen die Angriffe in und außer Bonn, sie griff auch wieder an, nicht ohne eine gewisse rationale Derbheit, — und so wurde der Streit immer heftiger und auch für die Kirche bemerkbarer. Dies erklärt, aber entschuldigt nicht, daß Rom den Expostulationen der ultramontanen Par-
 ten anfang Gehör zu geben. So lange indeß Spiegel in anerkannter Ehre und Wirksamkeit stand, durch seine reife und kluge Administration die Kirche der Schule näher brachte und befreundeter machte, wagte die Feindschaft nicht offen heraus zu treten. Was soll man aber zu Rom sagen, wenn es, wie der Verf. erzählt, noch im J. 1832, also ein Jahr nach Hermes Tode, auf einen Bericht des Erzbischofs durch ein eigenes Breve die bestehenden Verhältnisse der Facultät nach ihrem ganzen Umfange gut hieß und bestätigte, so daß in Folge davon die Facultät nun erst befähigt wurde, von ihrem, bis dahin suspendierten, Promotionsrechte Gebrauch zu machen, — drey Jahre darauf aber, im September 1835, freylich erst nach dem Tode des Erzbischofs, aber doch nur einen Monat nachher, in dem Breve dum acerbissimas die Hermefische Theologie, und somit die Facultät, sofern sie Hermefisch war, für gefährlich, für keherisch erklärte. Ist das Consequenz und Weisheit? Rom mag ferner das Recht haben, wirkliche dogmatische Auffassungen in der Kirche für Irrthümer zu erklären und zu verdammen, aber selbst nach katholischen Grundsätzen war, wie der Verf. zeigt, ungerecht und unweise zugleich, die philosophischen Begründungen und Structures einer sonst durchaus orthodoxen Dogmatik, wie die Hermefische wirklich war, zu verdammen. Man hat

wohl Katholiken rühmen hören, daß ihr Dogma durch keinen Wechsel der wissenschaftlichen Construction erreichbar sey, und daß sie deshalb eine größere und unschädlichere Freyheit hätten, als die protestantischen Theologen. Dem Verf. ist es gelungen, selbst dem Laien die Unschuld der Hermetischen Theologie vor dem Forum des Kirchenregiments klar zu machen. Man kann freylich sagen, der Feind lauerte bey Hermes im Hintergrunde; etwas anders gewendet, konnte die Hermetische Philosophie in der Theologie in Ketzerey umschlagen. Allein das kann am Ende jede, die Badersche und jede dem ähnliche auch. Es kam aber eben Rom nicht zu, Ketzerey nur zu wittern oder voraus zu sehen, sondern zu warten, bis wirklich das Gefährliche der Richtung am Tage war, wovon aber nur diejenigen träumten, welche einmahl gegen Hermes eingenommen waren.

Es ist bekannt, was aber hier genauer erzählt wird, daß das Breve gegen die Herm. Schriften weder der geistlichen noch weltlichen Behörde amtlich mitgetheilt, von Belgien aus, wie eine scheue Contrebande ins Land kam, aber vielleicht desto mehr die Gemüther aufregte. Der damalige Generalvicar von Cöln, der vortreffliche Hüßgen, gebot seinen Geistlichen Stillschweigen bis zur amtlichen Mittheilung des Breve. Diese aber erfolgte nie. Gleichwohl nahmen die Hermesianer Notiz davon und erklärten, wie weiland die Jansenisten, daß sie bereit seyen, die im Breve bezeichneten Irrthümer als solche anzuerkennen, aber das Factum, daß Hermes dergleichen gelehret, leugnen müßten. Aber vergebens. Rom hatte einmahl gesprochen. Und wenn auch in Rom das berühmte Wort, welches in den Jansenistischen Streitigkeiten der P. Ubaldo zu einem Abgeordneten der Jansenisten sagte, der Papst

'no e teologo, no e la sua professione, e legista' noch jetzt gilt, so war es wohl eben deshalb vergebens, daß zwey der treuesten und besten Schüler des sel. Hermes, die Professoren Elvenig und Braun, nach Rom gingen, um den heil. Vater eines besseren zu belehren.

Bei der eigenthümlichen Rechtsverkehrung, womit das Breve erschienen war, brauchte die Regierung gar keine Notiz davon zu nehmen. Sie that es aber dennoch, sofern sie milde Maßregeln ergriff, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Vielleicht wäre am Ende Rom ganz zufrieden gewesen, wenn sein Mißgriff nach und nach im Stillen beseitigt worden wäre. Allein gerade jetzt wurde unglückseliger Weise der Freyherr Clemens August von Droste auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben, und mit dem Augenblick verschwand für den Kundigen alle Hoffnung auf eine friedliche Entwirrung der verworrenen Verhältnisse.

Bei diesem Standpunkte des Dramas gibt der Verf. sehr sichtlich in zwey Abschnitten eine äußerst klare Darstellung von der Persönlichkeit des neuen Erzbischofs. Er erzählt des Mannes frühere Lehren und Thaten, und erörtert die Grundsätze desselben über Staat und Kirche, nach der neuerdings erst berühmt gewordenen Schrift desselben über die Religionsfreyheit der Katholiken, welche ominös genug im Reformationsjahre 1817 erschien. Das Unwahre, Verderbliche, ja Entsetzliche der ultramontanen Theorie und Praxis des damaligen Generalvicars von Münster wird hier eben so belehrend als interessant ins Licht gesetzt. Man muß dies selbst lesen. Wir heben daraus nur folgende Thatsachen hervor, die zu den sprechendsten gehören.

Der Freyherr v. Droste, seit 1805 General-

vicar von Münster, — Nachfolger des vortrefflichen Fürstenberg, — antwortete noch im Jahre 1809 der damaligen bergischen Regierung, auf Befragen in einem besonderen Falle, — daß die Pfarrer seiner Diöcese angewiesen seyen, in den Fällen, wo der akatholische Bräutigam das Versprechen nicht geben wolle, alle Kinder in der katholischen Religion erziehen zu lassen, dem Ehecontracte nur passive zu assistieren. So viel milder war er also damals, als die Instruction des Papstes Pius VI. für die cleveschen Länder, welche für alle gemischten Ehen die passive Assistenz vorschrieb. Derselbe Generalvicar gehorchte dem Kaiser Napoleon ohne alle Weigerung, als derselbe im Jahre 1812 an die Stelle des von ihm aufgehobenen Bisthums Münster ein neues Domcapitel errichtete und den Domdechanten Grafen Spiegel zum Bischof ernannte. Spiegel konnte freylich wegen mangelnder und damals auch unmöglicher canonischer Institution durch den Papst das Bisthum nicht wirklich antreten, aber Napoleon befahl dem Capitel, ihm als zweytem Generalvicar die Regierung der Diöcese zu übergeben. Warum widersprach der Herr von Droste nicht, warum wich er ohne alle Protestation, da doch der heil. Vater die vom Kaiser ernannten Bischöfe für unfähig erklärt hatte, vor ihrer Präconisation als Verweser der Diöcesen zu fungieren? Der Verf. stellt damit, bitter genug, die Erklärung zusammen, welche derselbe Prälat im J. 1820 der preuß. Regierung gab, als diese ihm gebot, seine ungerechte Maßregel, wodurch er den Theologen seiner Diöcese den Besuch der Universität Bonn verboten hatte, zurück zu nehmen. Kraft Auftrags vom heil. Geist, erklärte er, habe er jene Maßregel ergriffen, und keine Drohung der weltlichen Macht werde vermögen,

ihn seiner Pflicht abwendig zu machen. Warum hatte er diesen Stolz nicht gegen Napoleon? Aber freylich gleich nachdem die Franzosen verjagt waren, reiste der Herr von Droste nach Rom, stellte hier die an den Grafen Spiegel geschehene Uebertragung der Diöcese als eine bloße Substitution vor, und erwirkte sich vom Papste nebst einem Verweise die Erlaubniß, jene Substitution zu widerrufen. Alsogleich machte er im Merz 1815 seinen Wiederantritt als Generalvicar bekannt, und erklärte, daß er weder das von Napoleon gebildete Capitel, noch die Substitution des Grafen Spiegel anerkennen könne. Spiegel trat zurück. Aber das Domcapitel forderte darüber von dem damaligen Prof. Hermes, dem Canonisten Cordes und dem Franziscanerprovinzial in Münster Gutachten. Die beiden ersteren achteten für gut, daß das von Napoleon eingesetzte Capitel, so wie die Ernennung des Grafen Spiegel zum zweyten Generalvicar vollkommen gültig sey. So erklärt sich, freylich menschlich genug, wie der Hr von Droste, als Nachfolger des Grafen von Spiegel, auf dem erzbischöflichen Stuhle nichts eifriger zu thun hatte, als beiden Männern, dem Grafen und seinem Bertheidiger, Hermes, noch nach ihrem Tode auf alle Weise feindlich entgegen zu wirken.

Nachdem der Verf. den Freyherrn v. Droste geschildert hat, wie derselbe als Generalvicar der preuß. Regierung immer offener und dreister entgegen getreten, findet er es natürlich im höchsten Grade auffallend, daß ein solcher Mann dem Grafen Spiegel zum Nachfolger gegeben wurde. Alles sprach gegen ihn, nichts für ihn. Der Vf. findet weder die gerühmte Frömmigkeit, noch die bekannte Erklärung des Prälaten vor der Wahl genügend, um der Regierung Bürgschaft zu lei-

sten. Er meint, klare und bestimmte Retractationen seiner offen dargelegten gefährlichen Grundsätze über das Verhältniß der Kirche zum Staate wären nothwendig gewesen. Wenn nun nicht bekannt sey, daß diese gefordert wurden, so glaubt der Verf. in der Bescheidenheit seines Urtheils, eher unbekannte Verhältnisse und Verhandlungen annehmen zu müssen, als zugeben zu können, daß eine so weise Regierung, wie die preussische, einem Fanatiker ohne alle Bürgschaften einen so bedeutenden Wirkungskreis eingeräumt habe.

Mit gleichem Interesse folgt man dem Verf. in seinen Erzählungen und Betrachtungen über die bekannten Hergänge bis zu der Abberufung des preuß. Gesandten von Rom. — Er rechtfertigt das Verfahren der Regierung gegen den Erzbischof, von Seiten des Rechts wie der Klugheit. Selbst der Bedenklichste überzeugt sich davon, wenn er die Hauptpunkte der Anklage liest, wie der Verf. sie klar und einfach zusammen gefaßt hat. Der Erzbischof hatte nämlich zuerst eine päpstliche Verordnung (das Breve gegen Hermes) einseitig ohne Genehmigung des Staates geltend zu machen gesucht, und eben so eigenmächtig eigene Verordnungen erlassen; er hatte zweytens durch eigenmächtige Maßregeln bestehende Ordnungen (über die gemischten Eben) umzustürzen, und Anstalten, die unter dem Schutze des Staates standen, wie das theolog. Studium in Bonn und das Seminar in Cöln, zu zerrütten versucht; drittens diese gesetzwidrige Gesinnung unter seinem Clerus verbreitet und endlich, um sich gegen die gerechte Strafe des Staates zu sichern, sich auf eine aufregende Weise an seine Geistlichen und durch diese an das Volk gewendet, und sich so aufrührerische Schritte zu Schulden kommen lassen. Diese Punkte sind rein

factisch. Darauf gestützt, zeigt nun der Verf., daß, weil der Erzbischof sich offenbar gegen die bestehenden Ordnungen und Gesetze des Staates auflehnt, derselbe als Unterthan des Staates allein von diesem, nicht vom Papste, zu richten und zu strafen war. Dieser war ohnehin Partey in der Sache, und der Staat hätte, wenn er denselben zum Richter aufgerufen, in Widerspruch mit den Principien gehandelt, welche er gegen den Erzbischof zu vertheidigen hatte. Nur im Staate, nicht in der Kirche, sey ein unabhängiges Richteramt für Streitfragen zwischen Kirche und Staat. Wenn man aber dem gemäß verlange, der Staat hätte den Erzbischof vor das competente weltliche Gericht stellen müssen, so bedenke man nicht, daß die Staatspolicey verpflichtet war, den fortdauernden Ungehorsam des Prälaten augenblicklich unschädlich zu machen. Die freylich nothwendige gerichtliche Verhandlung, meint der Verfasser, sey wohl nur aus Schonung aufgeschoben, werde aber, wenn diese Schonung nichts helfe, durchaus eintreten müssen. Uebrigens gebe die Geschichte Beyspiele genug aus der ältern und neuern Zeit, daß der Staat ungehorsame Bischöfe und Erzbischöfe suspendiert, gefangen gesetzt habe, und zwar, wie in der Natur der Sache liege, mit vollkommenem Rechte.

Wir übergehen, was der Verf. über die Verhandlungen in Rom nach der Cölner Katastrophe sagt, um so mehr, da es mit dem, was kürzlich darüber in diesen Blättern gesagt ist, wesentlich übereinstimmt, und heben zum Schlusse nur noch aus dem letzten Abschnitte, der Ausichten in die Zukunft enthält, das Wichtigste heraus. Es zeigt sich darin ein ausgezeichnetes organisierendes Talent.

Zuvörderst ist der Verfasser überzeugt, daß

die preußische Regierung von ihrem guten Rechte in der Sache kein Haar breit weichen wolle und könne. Sie würde nur, sagt er mit Recht, ihre moralische Kraft zerstören. Wolle die Regierung Herrin im eigenen Lande bleiben, keine Knechtin des kathol. Clerus werden, so könne sie weder dem Papste nachgeben, noch den Erzbischof anders restituieren, als nachdem er seine Vergehen anerkannt und für die Folge hinreichende Bürgschaften gegeben habe. Nun werde freylich auch Rom nach seiner Art nicht nachgeben. Von dieser Spannung, wenn sie fortdauere, werde freylich ein schwankender Zustand der katholischen Kirche im Lande die betrübende Folge seyn. Aber um die Kirche zu beruhigen, werde, wie man vorgeschlagen, die Feststellung einer gemischten Commission, welche zwischen Rom und der Regierung zu entscheiden habe, nicht helfen. Dieser Vorschlag sey unpraktisch. Ganz und gar unbesonnen aber und thöricht sey der Vorschlag, für den preußischen Staat oder überhaupt für Deutschland ein von Rom unabhängiges Patriarchat zu errichten. Das Einfachste und Ersprießlichste sey, wenn der Staat, ohne alle weitere Verhandlungen mit Rom, die doch zu nichts führen, anfangs, rein für sich sein Verhältniß zur Kirche gerecht und wohlwollend zu organisieren. Die Verhandlungen der protestantischen Regierungen mit Rom seyen eine höchst unglückliche Erfindung von einem neueren Datum; auch die größte diplomatische Kunst scheitere immer an der alten List jenseits der Berge. Der Verfasser spricht dann seine wohl überlegten Wünsche und Vorschläge in Betreff der katholischen Kirchenangelegenheiten in Preußen aus. Sie kommen auf Folgendes hinaus: Zuerst begehrt der Verfasser eine genaue Feststellung aller Verhältnisse und Rechte des

Staates im Verhältniß zur katholischen Kirche durch die bürgerliche Gesetzgebung. Er wünscht ein preußisches Landeskirchenrecht, und schlägt vor, daß schon vorhandene östreichische zu adoptieren. Preußen werde sich gut dabey stehen. Von einem streng katholischen Staate entlehnt, werde dasselbe gegen jeden Vorwurf von Seiten der Katholiken im voraus geschützt seyn. Damit aber müsse man wegen vorkommender Klagen einen eigenen Gerichtshof verbinden, einen einzigen für die ganze Monarchie, der nothwendigen Einheit und Consequenz wegen. Am besten werde derselbe, um jedes Mißtrauen zu entfernen, aus lauter Katholiken bestehen. Endlich werde die Errichtung eines obersten katholischen Kirchenraths wünschenswerth seyn, der, versteht sich, aus lauter Katholiken zusammen gesetzt, in dem geistlichen Staatsministerium das Kirchenrecht des Landes verwalte. Man werde gut thun, dazu erfahrene und bewährte Männer, die das Vertrauen ihrer Landsleute erworben, aus allen katholischen Provinzen zu berufen. Zwentens, in Betreff der gemischten Ehen bringt der Verf. folgende gesetzliche Bestimmungen in Vorschlag: 1) Im Allgemeinen sollen die aus einer gemischten Ehe entspringenden Kinder in der Religion des Vaters erzogen werden; doch bleibt dem Vater überlassen, innerhalb einer bestimmten Frist auch anders zu verfügen. 2) Ein jedes Versprechen, welches vom Vater vor dem Eingehen einer gemischten Ehe oder nachher in dieser Beziehung angenommen wird, ist ungültig, und Geistliche, welche ein solches fordern oder annehmen, machen sich dadurch strafbar.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 8. September 1838.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Ueber die kölnische An-
gelegenheit. Von Trenäus.

3) Das erste in einer gemischten Ehe gebore-
ne Kind wird von dem Pfarrer des Vaters ge-
tauft. Will der Vater seine Kinder in dem Re-
ligionsbekenntnisse der Mutter erziehen, so muß
er desfalls vor seiner Ortsobrigkeit eine Erklärung
abgeben, kann dies aber nicht früher, als nach-
dem das älteste Kind ein halbes Jahr alt gewor-
den ist. 4) Wenn der Vater zu diesem Zwecke
vor der Obrigkeit erscheint, so ist er zuerst eidlich
zu befragen, ob er durch irgend ein gegebenes
Versprechen zu dieser Erklärung veranlaßt sey.
5) Wenn sich ein solches Versprechen ergibt, wel-
ches er anderen Personen als seiner Gattin gege-
ben, so müssen diese vor der Obrigkeit dasselbe
förmlich zurück geben. Im Fall sie sich dessen
weigern, wird das Versprechen als dem Gesetze
widersprechend von Seiten der Obrigkeit für un-
gültig erklärt. 6) Erst nachdem der Vater als
vollkommen frey erkannt worden ist, wird seine

Erklärung angenommen. 7) Er kann dieselbe vor der Obrigkeit wieder zurück nehmen, bis das erste Kind das fünfte Jahr erreicht hat und die Schule zu besuchen anfängt. Von da an aber bleibt es unabänderlich bey der letzten Bestimmung des Vaters.

Durch diese Bestimmungen wird in der That die Freyheit des Vaters, dem die Dispositions- befugniß von Gottes und Rechtswegen vorzugs- weise zukommt, rechtlich vollkommen gesichert und geschützt gegen eigene Leichsinnigkeit und fremde Einwirkungen. Auch ist dadurch die Rechtsgleich- heit der Confessionen auf jede Weise gewahrt, die unbefugte Einmischeren des Clerus abgehalten. Die weltliche Obrigkeit erscheint dabey nur als Schützerin der kirchlichen Gewissensfreyheit jedes Unterthans. Es liegt darin freylich eine äußere Zucht, die hier und da etwas Unbequemes haben wird. Aber eine solche ist immer nöthig, wenn Ordnung und Frieden unter den Menschen seyn soll, und immer heilsam, wenn sie in eine der heiligsten Angelegenheiten den gehörigen Ernst bringt. Die Praxis wird manches modificieren, schärfen oder mildern, aber sie wird die Vorschlä- ge gewiß im Ganzen practisch finden. Und so haben wir zu des Verfs Wünschen nichts hinzu zu fügen, als daß seine Schrift überhaupt zur Belehrung und Verständigung über eine der wich- tigsten Begebenheiten und Angelegenheiten der Zeit recht viel beytragen, insbesondere aber bey Männern der Gesetzgebung in Kirche und Staat die verdiente Beachtung und Befolgung finden möge.

E b e n d a s e l b s t.

Sumtibus Friderici Fleischeri: Fritzschorum opuscula academica. Ediderunt Dr. Christ. Fritzsche theologus Halensis, Dr. Carol. Frid. Aug. Fritzsche theologus Rostochiensis, Otto Fridolinus Fritzsche theologus Turicensis. 1838. X. u. 333 S. in Octav.

Es hat etwas Ehrwürdiges, wenn uns ein Familienname mehrere Generationen hindurch in derselben Wissenschaft glänzend entgegen tritt. Man trägt hier gern die Verdienste der Vorfahren auf den jedesmaligen Träger des Namens über, und huldigt unbewußt einer Aristocratie, aber gewiß der edelsten, die es geben kann, da sie durch alle Glieder des Stammbaumes hindurch auf die Macht und Kraft des Geistes basirt ist. Ein ähnliches Interesse, wo nicht noch mehr, muß es aber erregen, zu gleicher Zeit einen Vater mit zwey Söhnen in weiten Fernen denselben Lehrstuhl auf den höchsten Bildungsanstalten einnehmen, und, worüber Kundige nicht zweifeln mögen, würdig einnehmen zu sehen. Schon deswegen hat die Erscheinung vorliegenden Werkes, in welchem die Verfasser ihre bisherigen opuscula academica zusammengestellt und dem Drucke wieder übergeben haben, ein eigenthümliches Interesse. Aber der Gedanke ist um so glücklicher zu nennen, als diese opuscula wohl unbestritten wirklichen Werth haben, und dem theologischen Gebrauche theils zugänglicher gemacht, theils erhalten zu werden verdienen, da es sonst allerdings leicht geschieht, daß auch die bessern academischen Abhandlungen unter der Fluth anderer ganz übersehen, oder zu früh unverdienter Vergessenheit übergeben werden, oder auch kaum zu erlangen sind. Es sind aber in dieser Ausgabe,

in welcher man nun 10 frühere academische Commentationen, die zum Theil auch schon in diesen Blättern angezeigt sind, zusammen findet, noch 3 neue beigegeben, und enthält die ganze Sammlung nun folgende Abhandlungen:

1) Chr. Frid. Fritzsche commentatio quâ illustratur locus de Jesu Januâ ovium eodemque pastore Joh. X, 1 sqq.

Diese Abhandlung erschien zuerst 1834 zur Feyer des Geburtstages Sr Majestät des Königs von Preußen am 3. August, für welche der Reihe nach von den Facultäten, und zwar den jedesmaligen Decanen Programme geschrieben werden. Der locus, den der Verf. behandelt, ist in der That so wichtig, als von den ältesten Zeiten der Kirche an vielfach und ganz verschieden commentirt: daß auch die neuesten Ausleger die Schwierigkeiten nicht alle gelöst haben, wenn auch Vieles besser erklärt ist, als früher, daß in der That die Behandlung des Verf. trotz der vielen neueren Auslegungen noch keine Ilias post Homerum sey, beweist die Abhandlung dem Kundigen selbst. Es handelt sich in der Stelle Joh. X, 1—18. darum, einmal den Zusammenhang der ganzen Gleichnißrede mit dem Vorhergehenden festzustellen, und dann, zu zeigen, nicht nur, was Jesus mit dem Ganzen habe sagen wollen, sondern wie nun auch die einzelnen Züge des Bildes an sich, wie in ihrer Bedeutung für das Ganze zu verstehen seyen. Man hat zuerst den Zusammenhang ganz geleugnet. Der Verf. weist aber denselben so entschieden als scharfsinnig nach, und gibt dabey zugleich eine sehr gründliche Erklärung des Vorhergehenden. Nun haben zwar die meisten neueren Ausleger richtig anerkannt, daß ein Zusammenhang mit dem Vorhergehenden Statt finde, aber es bezeugt die Gründlichkeit

und die Schärfe der grammatisch-historischen Exegese des Verfs, daß er nachweist, daß man die richtige Ansicht mit auf falsche Gründe gebaut habe. Ref. läßt beyspielsweise zur Veranschaulichung des Gesagten den Verf. selbst reden: 'Kuinoelius, Lückius, Tholuckius et Meyerus — quum orationem, quae coram Pharisaeis cap. IX, 40. diceretur, cap. X, 1. continuari e formula ἀμὴν ἀμὴν λέγω ὑμῖν, quae in orationis exordio poni nequeat, sed non nisi ante dicta continuetur et accuratius explicetur, patere contenderunt, haud dubie errant. Videntur enim illius formulae vim non satis perpendisse, quae hoc absolvitur, ut rem, quae deinceps afferatur, graviter asseveret: sanctissime vobis affirmo, profecto ita me Deus amet, ut etc. Licuerat ergo Jesu, novam quandam orationem his verbis ordiri: ἀμὴν ἀμὴν λέγω ὑμῖν. — Quid quod Christus ab hominibus interrogatus colloquia sua identidem his verbis exorsus est, cf. Joh. III, 3. cap. VI, 26. Quare non assentior Ven. Tholuckio, qui ad nostrum locum haec annotavit: daß doppelte ἀμὴν läßt schon darauf schließen (arcte cohaerere cap. X. cum antecedentibus), welches immer einen Gegensatz zu etwas Vorhergehenden ausdrückt.' Aehnlich sind die Berichtigungen über den Ort, wo das Ganze gesprochen sey, p. 3., über das ἐβάλλειν p. 4., gegen Dr Tholuck und Dr Olshausen, κρίμα n. s. w.

Für den Gesamtsinn von X, 1—18. haben nun die meisten neueren Ausleger angenommen, daß Christus von der wahren Führung und Leitung des Volks in der neuen Theokratie spreche, in dem Sinne, daß wer nicht von ihm zum Lehrer verordnet sey, ein falscher Lehrer (nach dem

ganzen Gegensatz der Erklärung also im Christenthume) sey. Dabey wird nicht nur angenommen, daß Jesus schon B. 1. unter der *ὑπό* sich selbst verstehe, sondern man findet eben in dem gleichen Ausdrücke *ὑπό* B. 1. u. B. 7. u. 9. den Hauptgrund für diese Annahme. So erklärt Meyer: 'Wer nicht durch mich zum Lehrer der neuen Theokratie verordnet ist, sondern auf andere Weise zum Lehrer sich aufwirft, der wirkt nur zu seinem eigenen unrechtmäßigen Vortheile und zum Verderben der Gemüther (B. 1.). Wer aber durch mich verordnet ist, der ist ein rechtmäßiger Lehrer des idealen Gottesvolks (B. 2.). Dieser tritt ungehindert und willkommen in seinen Wirkungskreis, und die Mitglieder dieses Gottesvolkes erkennen ihn als ihren Lehrer an; um alle Einzelnen, welche seiner Pflege angehören, bekümmert er sich mit liebevoller Sorgfalt und leitet sie zu geistiger Nahrung (B. 3.), bleibt dann fortwährend ihr geistlicher Führer und findet Folgsamkeit bey ihnen, weil er ihnen als ihr rechter Lehrer bekannt ist (B. 4.)'. Aehnlich Dr Tholuck: 'Der Zweck des Gleichnisses ist, das Verhältniß des wahren Hirten der Gemeinde Gottes zu dem falschen zu schildern, mit der nächsten Beziehung auf die pharisäischen Volksleiter, zugleich aber auch in Hinblick auf die vereinstigen Hirten der Gemeinde Christi. — Schon hier (B. 1—5.) denkt Christus bey dem wahren Hirten vorzugsweise an sich selbst u. s. w.' Der Verf. sucht nun, von fast allen neueren Auslegern abweichend, wie zugleich von den meisten älteren, 'da allerdings jene Erklärung fast immer die gewöhnliche gewesen ist, zu zeigen, daß Christus unter *ὑπό* B. 1. nicht sich selbst verstehe, sondern sich vielmehr dem (*τῷ*) *εἰσερχομένῳ* *διὰ* *τῆς* *ὑπό*, dem *ποιμῆν* vergleiche, daß über-

haupt aber das Bild gar nicht auf eine Weise durchgeführt werde, daß B. 7—10. eine neue Wendung des Bildes eintrete, daß schon B. 1—5. den ganzen Hauptgedanken enthalten, der nur von 7—18. weiter ausgeführt und in neuer bildlicher Rede nach mehreren Seiten fruchtbar gemacht werde, daß aber nun gar kein Gegensatz zwischen wahren und falschen Lehrern im Christenthume selbst Statt finde, sondern Christus sich selbst, oder vielmehr die ganze neue Theokratie, in seiner Person repräsentirt, der Verkehrtheit der Pharisäer entgegenstelle, und darum auch keinesweges nur sein Amt als Lehrer, sondern sein ganzes Verdienst als Heiland der Menschheit meine. Ref. hält die Ansicht des Verf. über die Stelle im Ganzen für die allein richtige, obwohl er in der Durchführung der durchaus gründlichen Erklärung nicht überall beystimmt. Er glaubt, daß jene Ansicht sich kürzer und schlagender durchzuführen lasse, darf aber hier nicht weiter auf Einzelnes eingehen. Nur eine Bemerkung mag er sich noch erlauben, daß der Herr Verf. sich ganz mit Recht gegen die doch zuweilen wohl ganz ungegründete Ausdeutung, die in unserer Zeit oft unter dem Namen einer geistreichen und tieferen Exegese geboten wird, erklärt, und Ref. kann nicht umhin, hiervon Gelegenheit zu nehmen, auf manche nicht genug beachtete Punkte in den zeitigen Gegensätzen der Theologie überhaupt und der Exegese insbesondere, beyspielsweise hinzuweisen. Hr Dr Olshausen hat über die Art und Durchführung der Gleichnißrede Jesu bemerkt: 'Das Auffallende dieser doppelten Beziehung (nämlich, daß der Herr sich einmal als die Thüre und dann wieder als den durch die Thüre eingehenden Hirten darstellt) verliert sich sofort, wenn man nur die doppelte Bezie-

hung, die in der Person Jesu lag, fest hält. Zuvörderst nämlich konnte ja Christus sich als einen Lehrer neben Andern nach seiner menschlichen Natur auffassen; dann aber auch die unvergleichliche Seite seines Wesens hervorheben, nach der er der Mittler zwischen Gott und den Menschen ist und der allgemeine Weg des Heils auch für die Lehrer'. Ref. kann bey aller Achtung vor dem Geiste und den Verdiensten des Hn Dr Olshausen doch nur so urtheilen: Einmal ruht die ganze Erklärung nur auf einer Uebertragung der *doctrina de duabus naturis*, aber doch nur in etwas unbestimmter und unklar gehaltener Weise. 2) Erklärt diese *applicatio* hier doch wohl schwerlich etwas: sie leistet wohl gar nicht das, was Hr Dr Olshausen dabey beabsichtigt. Denn offenbar soll nach seiner Erklärung die *ὑπό* Christum als Lehrer bezeichnen und Christus sich so nennen nach seiner menschlichen Natur, und umgekehrt — da nach unvermeidlicher Consequenz des Gegensatzes Hr Dr Olshausen unter der unvergleichlichen Seite des Wesens nur die göttliche Natur verstehen kann — soll Jesus sich unter dem Ausdrucke 'Hirt' als Mittler bezeichnen, nach seiner göttlichen Natur. Aber es ist durchaus nicht einzusehen, warum *ὑπό* nur die Lehre und nicht zugleich die ganze erlösende Thätigkeit Christi bezeichnen solle, so wie umgekehrt der Ausdruck *ποιμὴν* an sich doch auf keinen Fall die Lehrerthätigkeit ausschließt, und offenbar beides von beiden Naturen Christi gesagt werden kann. Also gehörte doch wohl jene *doctrina de duabus naturis* schwerlich hierher: sie erklärt wohl nichts: denn man kann ja gerade das Umgekehrte von Hn Dr Olshausens Erklärung mit gleichem Rechte sagen: Christus nenne sich *ὑπό* nach seiner göttlichen Natur und als

Heiland überhaupt, und ποιμὴν nach seiner menschlichen. Aber, was nun das Wichtigste ist, es wird jetzt von gar vielen, namentlich jüngeren Theologen, nicht nur ungerechterweise das Verdienst anderer Ausleger verkannt, sondern es herrscht entschiedener Irrthum über den kirchlichen Standpunct der Ausleger. Wenn obige Betrachtung der Erklärung von Hn Dr Olshausen nicht ganz irrig ist, worüber Ref. das Urtheil Kundigen anheim stellt, so dürfte hier wenigstens die Erklärung des Hn Dr Olshausen nicht nur — nicht sehr fördern, sondern in entschiedener Abweichung vom kirchlichen Dogma seyn. Denn nach lutherischer Orthodorie thut Christus alles, was er als Erlöser thut (s. d. deutsche Codb. ed. princ. f. 309) nach beiden Naturen, und wirkte nie noch einer allein. Es erhellt dies auch ganz klar aus der symbolischen Lehre de communicatione idiomatum, worüber m. vgl. d. Symb. d. luth. Kirche des Ref. S. 641 ff. Ausdrücklich aber ist die Meinung des Hn Dr Olshausen in der Concordienformel im 3. Artikel Namens der Kirche verdammt, in der Entscheidung des Streites zwischen Osiander und Stancarus. Ist denn nun aber so, so ist Ref. zwar weit entfernt, Hn Dr Olshausen wegen seiner Abweichung von dem symbolischen Lehrbegriffe einen Vorwurf zu machen, denn er weiß recht gut, daß Hr Dr Olshausen nicht an den Worten der Symbole hängen will, und auch Ref. möchte für sich nur den Namen eines biblischen Theologen in Anspruch nehmen, — aber bemerkt werden muß die vorgeführte Erklärung zur Sichtung des Urtheiles über das wahre Verhältniß der theologischen Parteyen. Es muß wiederholt darauf hingewiesen werden, daß gar Vieles, was jetzt als orthodox geboten, oder wenigstens von

jüngeren Theologen und vielen anderen, die weder die Lehre der Kirche, noch des N. T. zu übersehen vermögen, so angenommen wird, wirklich nicht orthodox ist. Gar sehr oft ist es nur Wortklang, meistens aber nur eine andere Modification des kirchlichen Lehrbegriffs, als sie von denen gegeben wird, die offen bekennen, daß sie die Lehre der Symbole nicht buchstäblich nehmen, und die man mit Recht als biblische Theologen oder auch als rationale Supernaturalisten bezeichnet. Darum ist es aber auch um so ungebührlicher — hier sieht Ref. (wie auch schon oben) ganz von Hn Dr Olshausen ab, dessen wahres Verdienst Ref. so gut zu würdigen weiß, wie Andere und den Ref. nicht mit der Schuld seiner Nachbeter belasten will —, wenn so mancher Eiferer für Orthodorie sich einen Ton erlaubt, der das *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ* so ganz aus den Augen setzt. Namentlich muß dies aber von jüngeren Theologen gelten, wie sie jetzt zuweilen aus gänzlicher Unbekanntheit mit dem Kezer schwerd hervorbrechen. Psychologisch scheint dies nur aus Ignoranz erklärbar, und Ref. könnte wohl einen Beweis dafür aus einer Verleherung führen, die ihn selbst ganz ohne Noth betroffen hat. — Ganz orthodox ist aber die Erklärung der beiden Fris'sche, in ob. Schrift, p. 16: — in N. T. nunquam divina Christi natura et humana ita discernuntur, ut quidam servator aut fecerit ut Deus, aut egerit et passus fuerit ut homo, constituatur und ad Marc. p. 584. Es folgen:

2) Ejusdem de *Ἀναμαρτησίᾳ* Jesu Christi commentatio I, p. 48 (Hallisches Pfingstprogramm von 1835.).

3) Ejusdem de eâdem re commentatio II, p. 72 (Programm von Ostern 1836).

4) Ejusdem de eadem re commentatio III, (Programm von Weihnachten 1836), p. 93.

5) — — commentatio IV, (Programm von Weihnachten 1837), p. 119.

Es sind die beiden ersten dieser werthvollen Abhandlungen über einen sehr wichtigen Gegenstand bereits von uns in diesen Blättern ausführlich angezeigt und beurtheilt: vgl. Gött. gel. Anz. 1836, St. 172. und St. 185, S. 1841. Es bedarf nur der Bemerkung, daß auch in den zwey anderen Commentationen die Beleuchtung der trefflichen Schrift von Dr Ullmann (Ueber die Sündlosigkeit Jesu) in ihrer Beweisführung in gleich bedeutender und würdiger Weise fortgesetzt ist.

6) Carol. Fridr. Aug. Fritzsche commentatio, quâ, utrum Pauli argumentatio Rom. VIII, 17. et Gal. IV, 7. hebraeo, an romano jure aestimanda sit, quaeritur. p. 143.

Der Verf. nimmt in dieser hier zuerst gedruckten Abhandlung eine Frage auf, die von älteren Exegeten (Grot. zu beiden Stellen, Selden.: de successionibus in bona defunctorum, p. 57 ed. Leid. 12.) genauer behandelt, von neueren aber entweder kaum angedeutet, oder ganz übergangen ist. Indessen sie hat wirklich ein eigenthümliches Interesse, und der Hr Verf. erwirbt sich nicht nur durch die neue Anregung, sondern auch durch die gründliche Behandlung, die nun die Frage vollkommen erledigt, ein Verdienst um die Exegese obiger Stellen. Das Interesse jener Frage ist aber dieses. Hat Paulus vom Standpuncte des hebräischen Erbrechtes gesprochen, so empfängt darnach der Erstgeborne um das Doppelte mehr, als die jüngeren Brüder, die Töchter aber sind gänzlich vom Erbe ausgeschlossen, ausgenommen wenn gar keine

männliche Nachkommenschaft vorhanden ist. Nach römischem Rechte dagegen: ‘pertinent intestatorum hereditates primum ad suos heredes.’ ‘Sui autem heredes existimantur liberi, qui in potestate morientis fuerint, veluti filius filiae; — — nec interest, utrum naturales sint an adoptivi.’ Nach der Lehre des N. T. sind die Christen nun liberi Dei adoptivi, Rom. VIII, 15. und es leuchtet nun gewiß ein, daß schon ein großer Unterschied für das Verhältniß der Christen zu Gott und Christus entstehe, je nachdem Paulus vom hebräischen oder römischen Rechte aus spricht. Nach jenem wären ja die christlichen Frauen ganz ausgeschlossen, was man, so sonderbar es klingt, allen Ernstes als Meinung des Apostels behauptet hat, und zwar, doppelt falsch, sogar nach ganz falscher Ansicht des römischen Rechts. Ferner würden die Christen auch in ihrer bereinstigen Vollendung und Seligkeit, keinen vollen Theil haben an der durch Christus vermittelten *ἰοθεσία*, als Verhältniß zu Gott gefaßt (wobey die Verschiedenheit des Wesens von Christo, die schon vor Grundlegung der Welt Statt hatte, nicht in Rechnung gebracht werden darf), sondern es trennte sie eine weite Kluft in dem Rechte und der *ἰοθεσία* von Christo und darnach auch von Gott. Noch mehr tritt nun aber die Bedeutsamkeit jener Frage, und damit zugleich das Verdienst der Lösung durch den Verf. hervor, wenn man das nach seiner Erklärung (d. h. aus der Anerkennung des Principis des römischen Rechts) hervorgehende Verhältniß der Christen in der *ἰοθεσία* zu Gott und Christus mit der Fassung vergleicht, die neuere Theologen gegeben haben, ohne sich weder um das hebräische, noch um das römische Recht zu kümmern, vom Verf.

aber auch, freylich wohl zu hart, so bezeichnet: Qui se romani juris aequae ignaros praebuerunt, ac rei, de qua h. l. disputatur. Rückert und Dr. Dlschausen haben die Worte und den Schluß des Apostels: *Εἰ δὲ τέκνα, καὶ κληρονόμοι κληρονόμοι μὲν Θεοῦ, συγκληρονόμοι δὲ Χριστοῦ* so erklärt: 'Christum, quia Dei filius primogenitus sit (Rom. VIII, 29.) eum dici, cui jure ventura sit Dei hereditas, nos, Dei filios natu minores, non nisi Christi coheredes i. e. eos, quibuscum Christus suam hereditatem benigne communicet, appellari'. Darnach erlangte ja der Christ durch die *υἰοθεσία* an sich noch gar kein Recht auf die Wohlthaten und Gnade Gottes, während diese doch durchaus nach der constanten Lehre des N. T. als ein integrierender, und wenn der Christ sich ihrer nicht durch eigene Schuld verlustig macht, als ein nothwendig bleibender Theil der *υἰοθεσία* gedacht werden. Scharfsinnig und gründlich zeigt der Verf., daß, mit seiner Erklärung übereinstimmend, nach der Lehre des N. T. Christus nur als *justus factorum nostrorum iudex*, quicumque pie vixerint, fidemque sibi adjunctam morum integritate probaverint als Dei liberos erklären werde, qui Dei hereditatem jure adeant, ferner (geg. Rückert), daß *συγκληρονόμος τινός* der sey, qui jure cum aliquo hereditatem adit, non is, cui legitimus heres — partem benigne donat. Ref. muß abbrechen, so gern er noch erwähnen möchte, wie gründlich der Hr Verf. in der Darlegung und Feststellung der Grundsätze des römischen Rechts über die vorliegende Frage verfahren ist, so wie namentlich auch, wie scharfsinnig die Behandlung der von vielen Auslegern gar nicht beachteten kritischen Frage in der Stelle

Galat. IV, 4. *εἰ δὲ υἱὸς, καὶ κληρονόμος θεοῦ διὰ Χριστοῦ*, wirklich ist. Der Verf. nimmt obige *lectio vulgaris*, die Knapp gibt, gegen die verschiedenen Gestaltungen des Textes von Griesbach, Lachmann u. Schott, Usteri und Rindl aufs glücklichste in Schutz. Ref. ist bey dieser kleinen Abhandlung, die ihm ein großes Interesse abgezwungen hat, recht lebhaft vor die Seele getreten, wie es doch wirklich auch in unserer Zeit noch etwas um eine wahrhaft historische philologische Exegese sey, als deren Repräsentant der Verf. vorzugsweise bezeichnet werden muß, und daß der Verf. darin eine gute Probe der Leistung gebe, die man in dem hoffentlich bald erscheinenden zweyten Theile seines Commentars zu dem Briefe an die Römer erwarten darf.

7) *Ejusdem de potestate vocabulorum ἀποκαταδοκεῖν, ἀποκαταδοκία et ἀπεκδέχεσθαι commentatio.* p. 150.

Auch diese Abhandlung ist neu beygegeben. Aber hier kann sich Ref. durch das Resultat nicht befriedigt finden. In der Stelle, Brief an die Römer VIII, 19.: *Ἡ γὰρ ἀποκαταδοκία τῆς κτίσεως τὴν ἀποκάλυψιν τῶν υἱῶν τοῦ θεοῦ ἀπεκδέχεται*, ist *ἀποκαταδοκία* gewöhnlich entweder so erklärt, daß man den einfachen Begriff der Erwartung, des Harrens, darin findet, indem man dem *ἀπό* kein besonderes Moment zuschreibt, sondern *ἀποκαταδοκεῖν* und *ἀποκαταδοκίαν* für gleich hält mit den *simplicibus καταδοκεῖν* und *καταδοκία*, oder so, daß die Composition mit *ἀπό* ein vehemens desiderium, eine *attenta* und *sollicita expectatio* bezeichne — Luther 'das ängstliche Harren' —, wie es auch Ref. erklärt hat. Der Verf. geht nun die Etymologie, die *notio primaria* der *simplicium*, wie den Gebrauch der *compositorum*

durch, und will beweisen, daß ἀποκαραδοκία nicht den Begriff eines ängstlichen Harrens ausdrücke, sondern den einer beharrlichen Erwartung. Der Hr Verf. argumentiert so: ‘Nullum est enim in totâ linguâ graecâ verbum compositum, in quo ἀπό omni vi et ratione destitutum sit. — Sane ἀπό in ἀποκαραδοκεῖν, ἀπεκδέχεσθαι, ἀποτηρεῖν, ἀποβλέπειν, ἀποσκοπεύειν, ἀπανγύομαι locum aut tempus declarat, unde actio verbo enuntiata profisciscatur. Sed quoniam non unum idemque καραδοκεῖν ubique significat, pro diversâ hujus verbi potestate ἀποκαραδοκεῖν diversa significet necesse est. Esse nonnunquam καραδοκεῖν τι diligenter aliquid observare supra monuimus. Hâc igitur vi καραδοκεῖν praeverbio ἀπό locupletatum e loco, ubi constitutus sis, attente aliquid observare notat. — Tum καραδοκεῖν captare valet. Est igitur ἀποκαραδοκεῖν e loco, in quo constitutus sis, et tanquam ex insidiis aucupari et captare, ablauern, ut ἀπό providae et callidae circumspeditionis notionem afferat. — Sequitur expectandi significatus, quem καραδοκεῖν habet. Quâ vi retentâ ἀπό in ἀποκαραδοκεῖν tria maxime designat: primo simpliciter locum, unde aliquid opperiari deinde constantiam, perseverantiam, securitatem et similes notiones, quae e cogitatione, exspectari rem aut rei eventum ex aliquo loco facile fluunt (cf. vern. abwarten), postremo locum, unde rem praestoleris, sed ita ut haec notio delitescat. Quidquid enim exspectes, alicunde te id exspectare oportet. Potest igitur ἡ ἀποκαραδοκία de unaquaque spe et exspectatione collocari. Der Verfasser

rechnet nun die Stelle Röm. VIII, 19. ad secundam classem, ubi expectationis constantia et perseverantia vocabulis compositis exprimitur. Ref. erkennt gern die Fülle der Gelehrsamkeit, die dem Hn Verf. stäts auf dem grammatisch-philologischen Gebiete zur Seite steht, an, eben so das Gründliche und Rationelle seines Verfahrens, von dem wohl auch Philologen ex professo lernen können, aber da der Herr Verf. selbst deduciert, daß ἀποκαταδοξεῖν bedeute, attente aliquid observare, und daß in anderem Zusammenhange die Bedeutung des ἀπό ganz zurück trete, so scheint das attente observare (expectare) durch den Zusammenhang doch ganz leicht zu einer attenta expectatio werden zu können, und das entschiedene Urigieren der möglichen Bedeutung abwarten scheint Ref. etwas willkürlich. Nach dem wirklichen Zusammenhange in der fraglichen Stelle hält Ref. die gewöhnliche Erklärung, die er auch befolgt hat, für sogar nothwendig, und fürchtet, daß das Resultat des Herrn Verfs einen gar zu matten Sinn gebe, so gewiß die ganze Erörterung gleichwohl philologisch Werth hat.

Die folgenden drey Abhandlungen sind bereits in diesen Blättern beurtheilt und in ihrer Bedeutung anerkannt, als:

8) Ejusdem de nonnullis Pauli ad Galatas epistolae locis commentatio I, p. 158. vergl. Gött. gel. Anz. 1835. St. 138. S. 1381.

9) — — — commentatio II, p. 201. vergl. a. a. D. 1835. St. 183.

10) — — — commentatio III, p. 231. f. ebendas. St. 184.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stück.

Den 10. September 1838.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Fritzschorum opuscula academica.

Neu dagegen ist wiederum hinzu gekommen:
11) Ejusdem de loquutione Petrinâ (ep. I. c. V. vs. 5.) τὴν ταπεινοφροσύνην ἐγκομβώσασθε commentatio, p. 259.

Dieser Abhandlung glaubt Ref. wieder einen größeren Werth beylegen zu müssen. Der Herr Verf. weist zuerst übersichtlich nach, von wem und mit welchem Verdienste bisher über die Worte κόμβωμα, ἐγκόμβωμα und ἐγκομβοῦσθαι gehandelt sey, und führt dann selbst die Untersuchung wieder auf das Gründlichste nach etymon, notio primaria, und den verschiedenen Wendungen der Grundbedeutung im Gebrauche, je nach den verschiedenen Verhältnissen und Gegenständen durch. Referent darf dem Verfasser nicht ins Einzelne folgen: doch kann er nicht unerwähnt lassen, daß der Verf. hier nicht nur die sprachliche Seite seiner philologischen Bildung bewährt, sondern insbesondere auch in realibus das Ent-

sprechende leistet. Das Resultat der Untersuchung ist aber ein positives, und, wie Refer. glaubt, einräumen zu müssen, ein sicheres. Es besteht aber vornehmlich darin, daß, außer der gegebenen Uebersicht der ganzen Sphäre des Gebrauchs jener Worte, auch die ganze Anschauungsweise jener Stelle eine andere wird. Man hat meistens in (τὴν ταπεινοφροσύνην) ἐγκομβώσασθε die Andeutung eines Schmuckes gefunden, wie es unserer ethischen Ausdrucksweise entsprechen würde: aber nach der Deduction des Verfs ist der Ausdruck eine ernstere Hinweisung auf die unerlässliche Pflicht der gegenseitigen Dienstfertigkeit und Unterwürfigkeit, in der Weise: 'omnes autem lubenter alter alteri cedentes modestiam vobis pro servorum encombomate incingite'. — 'Vestrum, quos ut homines christianos vobis mutuo servire oportet, encombomate sit modestia! — Insbesondere vielen Werth legt Ref. aber auch hier auf die critische Bemerkung des Verfs über die lectio vulgata. Der Verf. nimmt sie gegen Mill., Griesbach und Lachmann in Schutz, und Refer. sieht darin nicht nur eine wirkliche Wahrheit, sondern auch den Beweis, daß namentlich die critischen Grundsätze der sonst gewiß sehr verdienstlichen Arbeit von Lachmann nicht ausreichen. Lachmann's Lesart ist ganz gegen die Gesetze der griech. Grammatik, und es wäre zu wünschen, daß der Herr Verf. nach seiner Gründlichkeit und Genauigkeit und dem Umfange seiner Sprach- und Sachkenntnisse einmahl eine zusammenhängende Prüfung der Ausgabe Lachmann's vornähme: vielleicht, daß schon die argumenta interna, wie hier, manchen Beitrag zur Berichtigung des Textes lieferten.

12) Ottonis Fridolini Fritzsche de epistolarum Johannearum locis difficilioribus commentatio I, p. 276.

Der Hr Verf., dem theologischen Publico schon rühmlich bekannt durch seine Schrift: de Theodori Mopsvesteni vita et scriptis, Hal. 1836, behandelt in dieser exegetischen Commentation, welche zuerst als Einladung zur Anhörung der Antrittsrede einer theologischen Professur an der Universität Zürich (12. Aug. 1837) erschien und hier paullo auctior et emendatior wieder abgedruckt ist, die so schwierigen als interessanten Stellen 1. Johann. 1, 1—4. und 2, 7 u. 8. In der ersteren Stelle geht der Hr Verf. zuerst die verschiedenen Erklärungen beurtheilend durch, und, wie Ref. einräumen muß, so gründlich als glücklich. Es wird sodann die alt orthodoxe Ansicht, daß unter "O ($\eta\nu\ \acute{\alpha}\pi'\ \acute{\alpha}\rho\chi\eta\varsigma$ u.) der $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$ selbst, in sofern er in der Person Christi erschienen sey, als die allein richtige vertheidigt, und dem gemäß $\acute{\alpha}\pi'\ \acute{\alpha}\rho\chi\eta\varsigma$ auf das vorweltliche Daseyn bezogen. Ganz verwirft der Verf. die besonders von Socinianern gegebene Erklärung, daß $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$ die christliche Lehre und $\acute{\alpha}\rho\chi\eta$ initium rerum christianarum sey, und seine gründliche Deduction dürfte auch die Schwierigkeiten genügend ins Licht setzen, die bey einer neuern vermittelnden Ansicht bleiben, nach welcher man "O u. f. w. auf Person, Geschichte und Lehre Jesu zugleich bezieht. Ref. bedauert, des Raumes wegen nicht genauer auf das Einzelne eingehen zu dürfen: er mag nur nicht unerwähnt lassen, daß auch der lateinische Ausdruck eines Fritzsche würdig sey.

13) Chr. Frid. Fritzsche narratio de Michaele Webero, primo nuper Halensi Theologo, p. 309.

Ein Nachruf der Liebe und Anerkennung, den

der Verf., selbst ein ehrwürdiger, in würdigem theologischem und kirchlichem Streben ergrauter Greis, an einen der achtungswerthesten Gottesgelehrten aus neuerer Zeit richtet. Dr Michael Weber, Senior der theologischen Facultät zu Halle, geboren den 8. Dec. 1754, gestorben den 1. August 1833, ist eine gar ehrwürdige Erscheinung in der Geschichte der neueren Theologie. Seiner theologischen Bildung nach, noch in der Zeit guten alten Glaubens wurzelnd, ausgerüstet und geschmückt mit der classischen Bildung der Schule Ernesti's, steht er gleichsam auf der Grenze zwischen der alten und neuen Theologie, jener innig zugethan, aber dieser nicht fremd, und eben in seiner Bekanntschaft mit dem Neueren gar oft ein glücklicher Kämpfer für die wichtigsten Güter der alten Zeit. Sein System ruhte auf der Ueberzeugung, daß das Christenthum aus wunderthätiger Offenbarung stamme; dieser blieb er unerschütterlich treu sein Vebelang, und es bezeugt nur seine Selbständigkeit und seinen echt evangelischen Sinn, daß er, treu jenem Grundsatz, doch fähig war, späterhin die Lehre der Schrift den symbolischen Dogmen de trinitate und de eucharistia vorzuziehen. Ein Muster aber für alle Zeit ist die Milde und Klarheit seines Urtheils, auch über anders Denkende, wodurch seine Orthodorie, mit jetzigen Zuständen verglichen, nur um so herrlicher in die neuere Zeit herüberragt. Ref. kann sich nicht versagen, einige Aeußerungen des ehrwürdigen Biographen, die eben so den trefflichen Weber, als Zustände der alten und neuen Zeit characterisieren, mitzutheilen, als eine beachtungswerthe Stimme aus der alten Zeit: *Tenuit igitur Weberus priscam illam scholae consuetudinem, et quum memoriâ esset admirabili, libris sacris quotidie legendis mox id assequutus est, ut totum fere No-*

vum Testamentum mente complecteretur, magnam etiam partem Veteris. Neque senem memoria defecit. Nam in praelectionibus, disputationibus, examinibus perraro libros sacros evolvebat, quippe cui non solum sententiae, sed ipsa adeo verba ultro occurrerent. Postremo etiam illud in more positum erat, ut praecipua Theologiae capita in supremis Gymnasiorum classibus tractarentur, et in Saxoniae quidem Gymnasiis praeunte Huttero, non redivivo illo, qui in vestris est manibus, hunc enim Hutterus ex inferis revocatus sui dissimilimum judicaret: sed antiquo illo et vero Huttero, cujus finitiones quum e libris nostrae ecclesiae symbolicis ductae sint, haud absurde scholarum doctores etiam hoc libro ediscendo alumnorum memoriam confirmari volebant. Sic enim ad usum cum sacris literis contractum notitia addebatur doctrinae ecclesiasticae, quam hodie, ut re ipsâ expertus sum, permulti non solum alumni Gymnasiorum, sed etiam doctores planissime ignorant.

Söflner.

F l o r e n z.

Coi tipi di Federigo Bencini all' insegna di Dante. Quadro di Geografia numismatica da servire alla classificazione geografica delle collezioni, con un catalogo generale delle città, delle quali si conoscono le monete non solo autonome, quanto dei re, e degli imperatori, arricchito di parecchie nuove sedi e nuove teste, e corredato di alcune notizie geografiche da Carlo Strozzi. 1836. 104 Seiten in Quart, nebst einer Karte.

Der Verfasser dieses nützlichen Werkes, von der Ueberzeugung ausgehend, daß die Archäologie im Fache der alten Münzen eben so wenig bey dem Sammeln, Anordnen und Registriren der antiken Münzschatze stehen bleiben dürfe, wie die Naturgeschichte bey den Naturaliensammlungen, sondern die historischen Ergebnisse über Staaten-, Cultur- und Kunstgeschichte als das rechte Ziel und der eigentliche Lohn aller der mühsamen numismatischen Arbeiten anzusehen seyen, hat versucht in diesem Werke, das sich zunächst an *Cesfini's Geographia numismatica* anschließt, alle Attributionen antiker Münzen in ein geographisches Bild zu vereinigen. Seine mühsame Arbeit, welche eben so auf dem Studium der numismatischen, wie der geographischen Werke über das Alterthum, bis auf die neuesten Leistungen in beiden Fächern, gebaut ist, hat diese Einrichtung. Der Text zählt nach der Folge der Länder Europas, Asiens und Afrikas, in denen antike Münzen geschlagen worden sind, alle Städte auf, von denen numismatische Denkmähler bekannt sind, so daß den antiken Namen die entsprechenden modernen, wo diese sich ausmitteln lassen, gegenüberstehen und die Angabe der Münzen, ob sie autonom oder, im entgegen gesetzten Falle, in welches Fürsten Namen sie geprägt sind; dann folgt eine Chiffer, wodurch der Name des Orts auf der Karte aufzufinden ist. Drey Register enthalten in alphabetischer Ordnung die im Texte genannten Namen der alten Geographie, der neueren Orte, und der Könige und Kaiser. Die Karte enthält alle Länder der alten Welt von Hispanien bis zu den Grenzen Parthiens, von Phanagoria bis Ombos, so daß von den Heimatländern der alten Münzen nur Baktrien und die benachbarten Striche von Indien und Afganistan fehlen, nach der Provinzialeintheilung des

römischen Reichs mit sorgfältiger Angabe der darin vorkommenden Münzstätten.

Es ist nicht zu leugnen, daß das auf diese Weise gewonnene Bild zu interessanten Betrachtungen über die Ausdehnung und Grenzen der griechischen und römischen Cultur führt, und, auch abgesehen von dem eigentlichen Numismatiker, jedem Geschichtsfreunde willkommen seyn muß. Jedoch würde der wissenschaftliche Nutzen noch größer seyn, wenn das Zweifelhafte in diesen Attributionen, die sich bekanntlich mit dem Stande der numismatischen Forschung oft verändern, von dem Sichern geschieden, und zu eben diesem Zwecke die numismatischen Werke, auf deren Autorität diese oder jene Münzstätte angenommen worden ist, wenn auch nur mit einer Chiffer, ohne alle umständlichere Nachweisung angegeben wäre. So ist schon in Griechenland vieles Verdächtige aufgenommen: Anaphlystos in Attika ist jetzt mit Recht aus der sicher viel zu sehr ausgedehnten Reihe der Demen Attikas gestrichen, welche Münzen geprägt haben; die Miner in Thessalien haben ihre Münzen an Mende (MINA) in Chalkidike überlassen müssen; für Chalkis auf dieser Halbinsel muß die Conföderation der Chalkidischen Städte gesetzt werden, u. m. d. U.

R. D. M.

F r a n k f u r t a. M.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer: Mal und Damajanti. Eine indische Geschichte von Friedrich Rückert. Zweite verbesserte Auflage. 1838. 303 Seiten in 8.

Das Urtheil des Publikums hat über dieses Werk entschieden. Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage zeigt, daß es sich schon in seiner frü-

heren Gestalt Freunde zu erwerben mußte; dieselbe Geneigtheit wird auch dieser verbesserten Auflage entgegen kommen. Vom Standpuncte des Originals — bekanntlich ist es die Bearbeitung einer Episode des indischen Heldengedichts Mahabharata — würde es zwar eine morosere Critik nicht billigen, daß durch die im Deutschen, so wohl in sprachlicher, als poetischer Hinsicht, sehr gekünstelt scheinende Diction — oft klingt sie ganz wie des Hn Verfs Uebertragung der Metamen von Hariri — der überaus ungekünstelte, einfache, natürliche und wahrhaft naive Ton des Originals vermischt wird; allein es ist nicht wenig fraglich, ob, was der Kenner des Originals ungern vermißt, den harmlos sich an dem Gedichte, unbekümmert, woher es entlehnt sey, erfreuenden eben so sehr anziehen würde. Dennoch kann Ref. nicht umhin, beyläufig zu bemerken; daß er schon manchen Laien sprach, welchen die ganz einfache, dem Originale auch in Nachbildung des Metrums folgende Weise, wie Hirzel die Episode Sakuntala aus dem Mahabharata übertrug (in seiner Uebersetzung des Dramas: Sakuntala), gerade ihrer Einfachheit wegen mehr ansprach, als die von Hn Rückert hier versuchte Nachbildungsweise. Wie man aber auch darüber urtheilen möge, auf jeden Fall wird Hn R.'s schöne Bearbeitung eines der zartesten und lieblichsten Stoffe immer mehr dazu beytragen, in dem deutschen Volke, welchem seine bildsame Sprache vergönnt, sich alles bedeutende, auf noch so entlegenem Boden erzeugte, geistig anzueignen, auch die Liebe zu den indischen Poesien zu steigern, so daß auch dieser östlichstn Pflanze ein freundliches Plätzchen gegönnt werde.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. 147. S t ü c k.

Den 13. September 1838.

D r e s d e n.

Ch. F. Grimmsche Buchhandlung: Historische Entwicklung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. Zu näherer Verständigung des wissenschaftlichen Publicums mit der neuesten Schule dargestellt von Heinr. Moriz Chalybäus, Doctor der Philos. und Professor an der Königl. Militärbildungsanstalt zu Dresden. 1837. VIII u. 340 Seiten in 8.

Die vorliegende Schrift hat sich wahrscheinlich schon einem ziemlich großen Kreise von Lesern empfohlen, und verdient dies auch durch das nicht unbedeutende Talent, welches der Verf. zeigt, die Untersuchungen der neuesten Philosophie auf eine leicht faßliche und ansprechende Weise darzustellen. Sie entspricht daher in einem nicht geringen Grade dem Zwecke, welchen sie sich vorgesetzt hat und welcher nach der Vorrede dahin geht, für ältere Freunde der Wissenschaft eine Ergänzung ihrer früher abgebrochenen Studien der Philosophie einzuleiten und für jüngere eine Einleitung in das Studium der neuern Philosophie abzugeben, in-

dem es sie vorläufig über die Richtungen und den Inhalt derselben orientiert. Der Ref. hegt von dem Verf., der ihm in dieser Schrift zuerst begegnet, die besten Erwartungen für die Zukunft; wenn er auch manche wichtige Ausstellungen an dem Inhalte des vorliegenden Werkes zu machen hat, so entschuldigt er doch die Fehler, welche er nicht übergehen darf, zum Theil durch die Schwierigkeit des Gegenstandes, zum Theil durch die Flüchtigkeit der Arbeit, welche zunächst nicht für den Druck bestimmt war, und wünscht dem Vf., welcher sich bescheiden genug über seine Leistungen ausspricht, durch seine Bemerkungen einige Punkte anzugeben, welche in einer zweyten Auflage benutzt werden könnten.

Das Werk ist aus Vorlesungen hervor gegangen, welche der Verf. vor einem gemischten Publicum gehalten hat, mit einigen Abänderungen für den Druck, namentlich in den Abschnitten. Dennoch sind die Abschnitte noch nicht überall passend getroffen, und die beschränkte Zeit für die Vorlesungen scheint den Verf. gehindert zu haben, seinen Gegenstand in der ganzen Ausführlichkeit abzuhandeln, welche er verlangen würde, wenn nicht manches gar zu summarisch, wie es jetzt geschehen ist, abgemacht werden sollte. Dem Ref. ist es sehr erklärlich, daß es dem Verf. zuwider seyn konnte, die Gestalt, in welcher er den Zusammenhang des Ganzen einmahl gefaßt hatte, völlig umzuarbeiten; aber es läßt sich wohl hoffen, daß eine zweyte Uebearbeitung von der ursprünglichen Form, welche für die Mittheilung durch den Druck unbequem ist, sich mehr los machen werde.

Zunächst müssen wir einiges über den Titel bemerken. Er verspricht eine Geschichte der neuesten speculativen Philosophie. Unter speculativer

Philosophie aber versteht der Vf. nur die so genannte theoretische Philosophie; er setzt dieselbe S. 107. der practischen Philosophie entgegen. Dieser Sprachgebrauch ist nicht allgemein anerkannt und schwerlich zu rechtfertigen. Wie dem aber auch sey, so haben wir denn doch nur die Geschichte eines Theils der neuesten Philosophie vor uns und dabey fragt es sich, ob es passend sey, die Geschichte der theoretischen Philosophie von der Geschichte der practischen abzusondern. Der Verf. selbst ist in dieser Absonderung sich nicht ganz treu geblieben. Einmahl a. a. D., wo er Herbart's practische Philosophie in der Kürze schildert, entschuldigt er sich über diese Abschweifung, aber er kann sich auch an anderen Orten nicht enthalten einen Blick auf die practische Seite der Philosophie zu werfen. Er gedenkt, wie natürlich, S. 45 ff. der practischen Lehren Kant's und meint sogar, daß sie besonders seinem Systeme Beyfall und Anhang in der gebildeten Welt erworben hätten. Bey den Bemerkungen über die Theologie Fichte's S. 132 ff. kann er natürlich eben so wenig vermeiden, auf seine Grundsätze über das sittliche Leben zu blicken. Aus Schelling's transcendentalem Idealismus hebt er zwar S. 220 ff. nur einige sehr kurz angedeutete Gedanken aus, ohne zu bemerken, daß diese eben ethischen Gehalts sind, aber verborgen kann es ihm doch nicht geblieben seyn, daß hier nur in einer andern als der gewöhnlichen Form ein Theil der practischen Philosophie zur Sprache gebracht wird. Dasselbe ist der Fall, wenn er S. 313 ff. von Hegel's Philosophie des Geistes und zwar ausführlicher handelt. Wir können es dem Verf. nicht zum Tadel anrechnen, daß er in allen diesen Puncten durch die Natur seines Gegenstandes fort gerissen über die Gren-

zen seines ursprünglichen Planes hinaus ging; aber, daß er den Plan, welchen er faßte, sich so eng steckte, und nicht sogleich darauf ausging, die Geschichte der ganzen neuesten Philosophie in seinem Werke zu umfassen, finden wir durchaus tadelnswerth. Tennemann hat etwas Aehnliches in seiner Geschichte der neuern Philosophie durchzuführen gesucht, was aber auch keinesweges mit Beyfall aufgenommen worden ist, und dennoch war es leichter durchzusetzen in der Periode von Bacon bis auf Kant, als in der Periode, welche unser Bf. bearbeitet hat. Es gehört nur eine geringe Einsicht in die Bewegungen unserer neuesten Philosophie dazu, um zu bemerken, daß die ethische Ansicht der Welt das eigentlich bewegende Princip in ihnen abgegeben hat. Daraus ist der neuere Idealismus hervor gegangen. Kant's Critik hat zu ihrer Grundlage eine sittliche Ueberzeugung. Die Voraussetzung eines Gebietes, welches jenseits unserer Erfahrung von der Natur liegt, einer Welt der Dinge an sich oder einer intellectuellen, übersinnlichen Welt, ohne welche man seine Critik der reinen Vernunft nicht begreifen kann, wurzelt in seiner unerschütterlichen Ueberzeugung, daß es ein Gebiet der Freyheit gibt, in welchem das Ding an sich zu suchen ist; daher spielt das noumenon in seiner practischen Philosophie eine sehr bedeutende Rolle, und wer wissen will, was ihm der Begriff des Dinges an sich bedeute, der darf von dieser Seite der Philosophie das Auge nicht abwenden. Die große Aehnlichkeit, welche zwischen der Reform der Philosophie durch Kant und der frühern Reform derselben Wissenschaft durch Socrates statt findet, ist großentheils darin gegründet, daß beide die Sicherheit ihrer Forschungen, da sonst alles durch die schwankenden Ergebnisse einer ein-

seitigen Naturforschung in Bewegung gesetzt war, in dem sittlichen Bewußtseyn, im Gewissen, wiederfanden. Nur hierdurch war es für den Gründer der neuesten deutschen Philosophie möglich in den Postulaten der practischen Vernunft etwas Positives zu finden, durch welches er gegen den Scepticismus sich gesichert wußte, während er das Feld der Erfahrung über die Natur critisch durchmusterte. Diese Postulate der practischen Vernunft sind allerdings später nicht völlig in demselben Sinne festgehalten worden, weil die Einseitigkeit in ihrer Durchführung von ihnen zurück schreckte; aber in verwandten Begriffen, in veränderter Gestalt treten sie doch immer wieder von Neuem in unserer deutschen Philosophie auf und jeder weiß sie wieder zu erkennen, welchem nur überhaupt ein Auge für die Verwandlungen der philosophischen Begriffe gegeben ist. Fichte's Idealismus ist noch ganz in dieser Richtung, alle Natur für Erscheinung anzusehen und nur im Gebiete der Freyheit, der ihrer selbst bewußten Sittlichkeit, das Wahre der übersinnlichen Welt zu suchen. Nur unterscheidet er nicht mehr in der starren Weise Kant's Wissen und Wollen wie zwey auseinander liegende Theile des menschlichen Wesens, sondern der wissende Wille und das wollende Wissen ist ihm das Wahre; nur geht er auch weiter als Kant darauf ein, die Welt der Zwecke als ein Allgemeines zu begreifen, welches in den Individuen als in seinen Erzeugnissen zum Bewußtseyn und zum Handeln gelangt. Und ist dieses Dringen auf Freyheit, wir möchten sagen, dies Geschrey nach Freyheit, als nach dem Wahren nicht eben so durch die Schellingische und Hegelsche Philosophie hindurch gegangen? Nur nicht mehr in jenem absoluten Gegensatze gegen die Natur, welchen die übertrei-

bende Polemik gegen den alten Dogmatismus hervor gerufen hatte, hat man die Entwicklung der Vernunft als den wahren Inhalt alles Werdens zu begreifen gesucht, sondern auch in der Natur eine verborgene Vernunft nachzuweisen und das Durchgeborenwerden der Ideen durch die Natur von ihrem Abfalle an bis zu ihrer Rückkehr zu Gott als das Wahre und Wesentliche aller Geschichte zu erkennen gestrebt. Es ist dies offenbar vorherrschend eine ethische Ansicht der Welt, welches sich auf der einen Seite in der Naturphilosophie ausspricht, indem diese die Endursache in Schutz genommen und die Teleologie in einem höheren Sinne auszubilden gesucht hat, von der andern Seite in dem seit Fichte stehend gewordenen Bestreben sich äußert, die Geschichte, wie man sich ausdrückt zu construieren, d. h. aus ethischem Standpuncte zu begreifen. Ausgehend von dieser Ansicht über die Systeme der neuesten Philosophie, welche bisher den größten Einfluß auf unsere wissenschaftlichen Begriffe gehabt haben, muß man es als ein Hauptgebrechen der vorliegenden Schrift ansehen, daß sie nur beiläufig auf die practische Philosophie Rücksicht genommen hat.

Noch einen zweyten Punct, der sogleich im Titel heraus tritt, können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Der Verf. verspricht eine historische Entwicklung der neuesten Philosophie. Zu einer solchen scheint uns aber jetzt noch nicht die Zeit eingetreten zu seyn. Es ist wohl heutiges Tages ziemlich allgemein anerkannt, daß es sehr bedenklich ist, die Geschichte der nächst vergangenen Zeit zu schreiben. Man unterscheidet Geschichte und Memoiren oder Chroniken über das nächst vergangene. Das Beyspiel der Alten, welche die Geschichte ihrer Zeit schrieben, kann

gegen unsere Weise zu unterscheiden nichts beweisen; denn sie faßten die Geschichte in einem andern und beschränktern Sinne auf als wir. Wir machen an den Geschichtschreiber die Forderung, daß er ein Urtheil über die Bedeutung der Begebenheiten habe, welche er erzählt, und dies Urtheil soll sich ihm als einem Kenner der Geschichte ergeben haben, d. h. es soll den Begebenheiten selbst entnommen seyn und nicht als ein Urtheil des Geschichtschreibers, sondern der Geschichte sich darstellen. So etwas ist aber erst alsdann möglich, wenn die Geschichte einen bestimmten Abschluß erreicht oder ein fest stehendes Ergebnis zurück gelassen hat. Ein solches Urtheil kann am wenigsten dem Geschichtschreiber der Philosophie erlassen werden; denn schon in seiner Auswahl des Bemerkenswerthen, welches er hervor zieht, und des Unwichtigen, welches er unterdrückt, übt er es aus. Wer philosophische Systeme nicht zu beurtheilen weiß, kann auch ihre Bedeutung für die Philosophie nicht anerkennen. Sollte nun also eine Geschichte der neuesten Philosophie gegeben werden, so würde dies voraus setzen, daß die Systeme, welche von ihr zu umfassen wären, schon ein fest stehendes Ergebnis zurück gelassen und ihre Beurtheilung durch ihren Erfolg geschichtlich erfahren hätten. Der Verfasser verkennt die Richtigkeit dieser Anforderung nicht. Er nimmt S. 321. an, daß in der Reihe der vorher gehenden Systeme allemahl das später erscheinende die Critik des vorher gegangenen sey, welches eben die geschichtliche Beurtheilung seyn würde, welche wir verlangen. Allein dies gilt nur unter der Bedingung, daß jedes System eine Art der Forschung in irgend einer Richtung abschliesse. U. a. D. sagt der Verf. auch, 'wir befinden uns jetzt noch in der Mitte des Kampfes'

und daraus würden wir schließen müssen, daß noch keinesweges ein solches fest stehendes Ergebnis gewonnen worden, von welchem aus wir die Bedeutung des frühern Kampfes zu beurtheilen vermöchten. Vielmehr indem der Verf. S. 10. auch meint, daß die Entwicklung der Philosophie durch Gegensätze geschehe, so wie die Entwicklung der Natur und daß deswegen ein jedes System sich einseitig ausbilden müsse, scheint er auch zuzugeben, daß wir aus dem letzten Systeme keinesweges im Stande sind alle früheren genügend zu beurtheilen. Dies spricht er auch in seinen Schlußbetrachtungen über den Gang der neuern Philosophie aus, nach welchen derselbe so anzusehen wäre, als hätten sich in ihm zwey entgegen gesetzte Richtungen in der Auffassung des Wahren ausgebildet, deren Vermittlung unter einander noch zu erwarten wäre. Angenommen, es wäre so und es sollte nun dennoch auf ein Urtheil über die neueste Philosophie nicht verzichtet werden, so würde dies nur zu schöpfen seyn, aus jener noch zu erwartenden Vermittlung, welche allein in den Gedanken des Geschichtschreibers gesucht werden dürfte. Da würde sich aber das Urtheil nicht als ein geschichtliches, sondern nur als ein kritisches ergeben, und der Ref. muß demnach auch der Meinung seyn, daß nach den eigenen Ansichten des Verfs es gerathener gewesen wäre, auf dem Titel nicht eine reine Geschichte, sondern eine Mischung aus Critik und Geschichte der neuesten Philosophie zu versprechen. Auch abgesehen von der Annahme des Verfs ergibt sich wohl dasselbe, daß wir, so lange die Bewegungen noch fort dauern, welche durch die Kantische Reform der Philosophie angeregt worden sind, zu wenig unparteyisch gegen dieselbe uns verhalten können, um eine reine Geschichte

derselben zu geben. Einiges mag wohl jetzt schon zur Ruhe gekommen seyn aus diesen Bewegungen heraus und das werden wir in geschichtlicher Haltung darzustellen im Stande seyn; anderes dagegen, was noch mitten in der Bewegung des Streitens sich befindet, läßt sich nur von critischem Standpuncte aus zur Darstellung bringen. Der Verf. hat sich auch wirklich in einer solchen Art der gemischten Darstellung gehalten.

Wir können daher eine doppelte Seite an dieser Schrift unterscheiden, eine geschichtliche und eine critische, welche freylich nicht als abgesonderte Theile heraus treten, aber doch wohl zu unterscheiden sind und eine gesonderte Beurtheilung verlangen. Beide vollständig zu beleuchten, finden wir nicht Raum genug, doch können wir über eine jede derselben einige Bemerkungen nicht unterdrücken. Was zuerst die historische Seite betrifft, so finden wir es sehr zweckmäßig, daß der Verf. sich auf die bedeutendsten der neuern Philosophen beschränkt hat, auf Kant, Fichte, Schelling, Hegel, F. H. Jacobi und Herbart. Denn wenn auch noch einige andere bemerkenswerth seyn sollten, so liegt doch ihre Bedeutsamkeit entweder außerhalb des Gebietes, auf welches er seine Untersuchungen beschränkt hat, oder das, was sie leisteten, ist noch zu sehr in Gährung, als daß es als Gegenstand der Geschichte angesehen werden könnte. Freylich, wenn der Verf. auch die praktische Philosophie in seinen Plan aufgenommen hätte, so würde der Einfluß nicht haben umgangen werden dürfen, welchen namentlich die Kantische Philosophie auf andere Wissenschaften, wie auf Theologie und Jurisprudenz, ausgeübt hat. In der Ausführung der Systeme aber, welche der Verf. geschildert hat, fällt es nicht selten auf, daß er von dem beschränkten Raume seiner Vor-

lesungen verhindert worden ist, genauer in das Einzelne einzugehen, wo dies zum Verständniß des Zusammenhanges nothwendig war; so z. B. bey der Kantischen Lehre von den Kategorien, bey Herbart's mathematischer Construction des Raumes, bey Schelling's Idealismus, bey Hegel's Logik. Nicht weniger finden wir die historische Grundlage, aus welcher der Verf. die Entwicklung der neuesten deutschen Philosophie begreiflich machen will, zu eng abgerissen. Er leitet dieselbe allein von dem Sensualismus her, welcher in der Lockeschen Schule sich ausgebildet hatte; es ist aber klar, daß nicht allein diese sensualistische Richtung der neuern Philosophie für Kant den Anstoß zu seinem reformatorischen Unternehmen abgab, sondern die ganze Lage, in welcher er zu seiner Zeit den Zustand der Philosophie in Deutschland fand. In diesem standen mancherley Elemente der Philosophie im Widerspruche unter einander, oder waren nur in einer lockern und ungenügenden, eklektischen Weise unter einander verbunden. Zu diesem eklektischen Treiben gaben der englische Sensualismus, die schottische Gefühlstheorie, der Materialismus der Franzosen und der Dogmatismus der Wolfischen Schule ihre Beysteuer fast zu gleichen Theilen, und gegen alle diese Elemente des Eklekticismus war die Critik Kant's gerichtet. Daher kann man diese ihrer geschichtlichen Bedeutung nach nur verstehen, wenn man weiß, welche Vorstellungsweisen in jener Zeit bunt durch einander sich mischten. Aber auch, wenn man weiter von Kant zu seinen Nachfolgern, zu Fichte und besonders zu Schelling, fortschreitet, bemerkt man bald, daß überdies aus der früheren Philosophie noch ein anderes Element in den Gang unserer neuesten Philosophie sehr mächtig eingegriffen hat, welches

auf Kant selbst noch keinen bemerkbaren Einfluß ausübte, nämlich die Lehre Spinoza's. Bey der geschichtlichen Auseinandersetzung der Grundlage unserer neuesten Philosophie hätte daher der Vf. auch nicht vergessen sollen darauf hinzuweisen, wie die Lehre Spinoza's von Neuem bey uns in Umlauf kam, besonders durch die Anregungen, welche Lessing und Herder in dieser Beziehung abgaben, zwey Männer, welche auch noch in andern Rücksichten für die Geschichte der neuesten Philosophie von Bedeutung sind. Sie gehören beide ihrer philosophischen Bildung nach der vor-kantischen Periode an, aber ihre Wirksamkeit in der späteren Zeit gehört zu den Beweisen, daß man eben nicht von Kant allein die Gestalt ableiten kann, welche unsere neueste Philosophie angenommen hat.

Findet sich nun in den angeführten Punkten, daß der Verf. nicht sorgsam genug dahin gestrebt hat, alle die Fäden zusammen zu fassen, welche in der geschichtlichen Verwickelung unserer neuesten Philosophie beachtet werden müssen, so kann der Ref. ihm auch nicht zugestehen, daß die Anordnung, in welcher er die einzelnen Theile seiner Erzählung zusammen gestellt hat, für die Auffassung des geschichtlichen Fortganges passend gewählt sey. Er läßt auf Kant Jacobi und Herbart folgen, und erst nachher setzt er die Systeme Fichte's, Schelling's und Hegel's auseinander. Dadurch wird der natürliche Fortschritt von Kant auf Fichte u. unterbrochen, und die Bedeutung, welche Jacobi für die neueste Philosophie gehabt hat, kann dabey nicht genugsam heraus treten. Sie ist wesentlich polemischer Art und hat ihr Gewicht in ihrer Beziehung auf die Einseitigkeiten der neuesten Philosophie, welche eine volle und einstimmige Ueberzeugung in keinem Momente

ihrer Entwicklung heraus treten ließen. Dies erkennt auch der Verf. an, und es hat ihn daher wohl nur die Verlegenheit um die passende Stelle, wo die positiven Gedanken Jacobi's eingeschaltet werden könnten, zu der von ihm gewählten Stellung verleitet. Noch auffallender aber ist es, daß Herbart sogleich nach Jacobi und vor Fichte, Schelling und Hegel gestellt wird. Wenn der Verf. auf einen rein geschichtlichen Gang in seiner Darstellung ausgegangen wäre, so würde ihn vor diesem Mißgriffe schon der Umstand bewahrt haben, daß Herbart's Philosophie erst in der neuesten Zeit Ausbreitung gewonnen hat. Aber auch vom critischen Standpuncte ist diese Stellung nicht zu rechtfertigen; denn sie thut dem Systeme Herbart's Unrecht, indem sie es hinter andere ältere Erzeugnisse der Philosophie zurück treten läßt, welches doch selbst gegen die Meinung des Verfs ist, da dieser vielmehr, wie wir später sehen werden, die Gedanken, welche theilweise Jacobi, noch entschiedener aber Herbart geleitet haben, als einer Richtung des Denkens angehörig ansieht, welche noch nicht gehörig zur Sprache gekommen sey, und neben der entgegen gesetzten Richtung Fichte's, Schelling's und Hegel's sich geltend machen mußte, um gleichsam das verlorene Gleichgewicht in unserer Philosophie wieder herzustellen.

In das Einzelne der geschichtlichen Darstellung darf Refer. nicht zu tief sich einlassen, um noch für einige Bemerkungen über die Critik des Verfs Raum zu behalten. Doch sollen einige Punkte angegeben werden, in welchen eine zweyte Auflage nachzuhelfen Grund haben möchte. S. 19 ist das Verhältniß zwischen Hume und Kant nicht richtig dargestellt. Kant wollte allerdings den Satz Hume's widerlegen, daß es eine bloße

Angewöhnung unsers Denkens sey, wenn wir in der Natur ursachlichen Zusammenhang annähmen. S. 22 sind nicht richtig nach Kantischer Lehre Substanz und Accidens wie Wesen und Eigenschaft zusammen gestellt. S. 35 ff., und an anderen Orten wird dies wiederholt, ist es doch nur eine schiefe Darstellung der Sache, wenn die Vernunft nach Kantischer Lehre nur als Verstand in einer höhern Potenz betrachtet wird; denn die Vernunft im theoretischen Gebiete ist nach Kant's Lehre vielmehr das Vermögen, welches die vollständige Durchführung der Erfahrung verlangt, während der Verstand seine Begriffe nur als Bestandtheile der Erfahrung abgibt. Wichtiger als diese Punkte ist das Mißverständniß in der Lehre von den Antinomien. S. 41 wird die Lösung, welche Kant für diese scheinbaren Widersprüche gefunden zu haben glaubte, nicht angegeben; sie werden sogar S. 43 im Sinne Kant's unauflösbliche Widersprüche genannt, und dies führt nachher zu einer sehr harten und ungegründeten Critik der Kantischen Lehre, als erschüttere sie durch die Antinomien den Glauben an die Ideen. Vielmehr durch seine Lehre von den Antinomien und durch die Lösung, welche er für die nur scheinbaren Widersprüche gefunden zu haben glaubte, wollte Kant einen der kräftigsten Beweise geben, daß ein der theoretischen Philosophie unerreichbares Gebiet der intelligibeln Welt angenommen werden müsse, in dessen Erkenntniß wir erst durch die practische Vernunft eingeführt würden. Noch muß der Ref. bemerken, daß der Verf. ein Paar wesentliche Punkte der Kantischen Lehre ganz ausgelassen hat, nämlich die Critik der Urtheilskraft und die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Wesentlich nennen wir sie für die geschichtliche Auffassung besonders deswegen

gen, weil in diesen beiden Schriften die Keime der Schelling'schen Naturphilosophie liegen. Da wo der Verf. auf Fichte zu sprechen kommt, hat er es sehr richtig hervor gehoben, daß in seiner Philosophie der Schlüssel zu dem Verständniß der Neueren liege, so wie dabey auch mit vollem Rechte die weit verbreitete Meinung widerlegt wird, als habe Fichte die Wahrheit der äußern Welt geleugnet. Wenn aber der Verf. S. 115 hinzu setzt, die reale Welt bestehe ihm fort, aber außerhalb seines Systems, im Glauben, so gilt dies allein von dem theoretischen Theile der Fichte'schen Lehre, und es hätte auch wohl hinzu gesetzt werden sollen, daß diese Auffassungsweise einer früheren Form, in welcher Fichte seine Philosophie vortrug, entnommen sey, daß er aber schon in dieser Form keinesweges den Glauben als etwas ansah, was nur eine schwächere Ueberzeugung gewähre, als das Wissen, und daher auch in späteren Darstellungen diesen Ausdruck beseitigte. Es muß hierbey bemerkt werden, daß der Verf. nach S. 146 das ältere System Fichte's als die eigentliche Aufgabe, welche er hatte und auflöste, anzusehen geneigt ist, von den neueren Formen seiner Darstellung aber nur einen kurzen Ueberblick gibt und es nach S. 152 dahin gestellt seyn läßt, ob an der spätern realistischen Wendung seiner Ansicht die unterdeß hervor getretene Naturphilosophie Schelling's Antheil hatte oder nicht. Ueber einen so wichtigen Punct in der Entwicklung der neuesten Philosophie hätte man wohl eine entschiedenere Erklärung erwartet. Der Ansicht des Ref. nach ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Fichte beständig seinem alten Systeme getreu geblieben ist, daß er nur in den Formen der Darstellung wechselte, weil er an keinen festen Sprachgebrauch sich fesseln wollte,

und nur von seiner frühern, allzu heftigen und einseitigen Polemik gegen den Begriff des Seyns sich los machte. Die Keime hierzu lagen schon in seinen älteren Darstellungsweisen, namentlich in der Art, wie er das Sittengesetz, die moralische Weltordnung, die Vorsehung zc. als das Wahre betrachtete, welches in der Entwicklung des Lebens zu unserer Erkenntniß kommen sollte. Ref. kann es daher auch nicht billigen, daß der Verf. die Lehre Fichte's von Gott hauptsächlich nur nach dem bekannten Aussage im philosophischen Journale gegeben hat, wogegen die späteren Darstellungen, welche viel deutlicher die Denkart Fichte's bezeichnen, z. B. in seinen Thatsachen des Bewußtseyns, wohl den Vorzug verdient hätten. Ueberdies wären wohl noch zwey Punkte in der Lehre Fichte's stärker hervorzuheben gewesen, nemlich die Richtung seiner Lehre auf das Allgemeine, nach welchem das individuelle Ich nur als eine Form des Lebens erscheint, und sein Begriff von der Freyheit, nach welchem diese nur als die Erhebung aus dem sinnlichen in das sittliche Leben gedacht werden soll. Beide Punkte hängen genau zusammen und führen zu dem absoluten Gegensatz zwischen Natur und Vernunft, welcher der Fichtischen Lehre eigen ist und ihre Stellung zwischen Kant und Schelling charakterisirt. Denn jenen absoluten Gegensatz hat Fichte aus dem Kantischen absoluten Gegensatz zwischen Erscheinung und intellectueller Welt zur Entwicklung gebracht; darauf beruht seine Verachtung der Natur, während er doch selbst nicht leugnen konnte, daß die Natur die Grundlage der Vernunft sey und dadurch die Naturphilosophie Schelling's hervor rief. Diese hatte nun den absoluten Gegensatz zu mäßigen durch die eingeführten Stufenunterschiede. In der Darstellung der Schellingschen

Lehre kann man einen durchgeführten Zusammenhang vermissen. Der Verf. hebt mehrmals von Neuem an und gibt mehr einzelne Theile der Schellingschen Lehre, als ein Ganzes derselben. Dies ist allerdings erklärlich aus der Beschaffenheit der Schriften Schelling's, welche nach den eigenen Erklärungen ihres Verf. bisher nur einzelne Seiten seiner Philosophie an das Licht gestellt haben, während der verbindende Faden weniger ausgeführt als angedeutet worden ist. Es hätte aber dabey aufmerksam gemacht werden sollen auf die beständig und viel versprechende Natur Schelling's, welche bisher im Erfüllen sich säumig gezeigt hat, ja öfters das, was schon erfüllt zu seyn schien, wieder zurück nahm. Daraus ließ sich die Unbestimmtheit erklären, in welche eine Zeit lang die deutsche Philosophie hinein gerathen ist, und welche nicht verfehlt hat wichtige, wenn auch nicht sehr erfreuliche Früchte zu tragen. Ref. möchte hierzu auch die Mühe rechnen, welche der Verf. sich genommen hat, aus den bisherigen Andeutungen Schelling's über sein neuestes System einen Zusammenhang der Lehre heraus zu finden, eine Mühe, deren Erfolg zweifelhaft bleibt und welche auf jeden Fall etwas gibt, was noch nicht geschichtlich ist. Dagegen hätte ein anderes, geschichtliches Moment bey der Betrachtung der Schellingschen Philosophie in ein hervor tretendes Licht gesetzt werden sollen, daß nämlich alle Arbeiten Schelling's, welche einen entscheidenden Einfluß auf die Philosophie unserer Zeit ausgeübt haben, nur Jugendarbeiten sind.

(Der Beschluß in einem der nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 15. September 1838.

G ö t t i n g e n .

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und von den Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst voraus geschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 22. October beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 18. März beginnenden Woche geschlossen werden.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem Universitäts-Gebäude, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemählde-

sammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften trägt Hr Prof. Liebner Dinst. und Donnerst. um 3 Uhr vor.

Eine Einleitung in die canonischen so wohl als die apocryphischen Bücher des Alten Testaments gibt Hr Assessor Dr Wüstenfeld um 3 Uhr; Hr Dr Bertheau um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr Lic. Matthäi erklärt die Psalmen 5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Lic. Holzhausen, den Hiob, die Propheten Joel, Micha, Nahum, Habakuk um 10 Uhr; Hr Licent. Klener, den Jesaias 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Assess. Dr Wüstenfeld, die Psalmen, um 2 Uhr; Hr Dr Bertheau, den Jesaias um 10 Uhr.

Eine historisch = critische Einleitung in die canonischen Bücher des Neuen Testaments, nebst einer Uebersicht der Grundsätze der neutestamentlichen Critik und Hermeneutik, gibt Hr Prof. Reiche 5 St. wöch. um 11 Uhr. Hr Lic. Duncker trägt eine critische und hermeneutische Einleitung in die Bücher des N. T. 5 St. wöch. um 11 Uhr vor; Hr Rep. Wieseler um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist. R. Lücke erklärt 6 St. wöch. um 9 Uhr die Briefe an die Corinthen und den Brief an die Hebräer; Hr Prof. Reiche, 6 St. wöch. um 9 Uhr die drey ersten Evangelien, und um 2 Uhr die kleineren Briefe des Apostels Paulus; Hr Prof. Köllner, Mont., Mittw., Donnerst. öffentlich um 3 Uhr die catholischen Briefe, und 5 St. wöch. um 9 Uhr das Evangelium des Johannes und die Apostelgeschichte; Hr Lic. Matthäi, 6 St. wöch. um 9 Uhr die Briefe an die Corinthen und den Brief an die Hebräer.

Die biblische Religions = Lehre des A. und N. Testaments trägt Hr Prof. Köllner um 2 Uhr vor.

Die Geschichte der christlichen Dogmen handelt Hr. Consist. R. Gieseler 5 St. wöch. um 4 Uhr ab.

Die christliche Dogmatik lehrt Hr. Consist. R. Lücke 5 St. wöch. um 11 Uhr.

Zu einem Repetitorium über die Dogmatik in latein. Sprache ist Hr. Lic. Klener um 6 Uhr Ab. erbötig; zu ähnlichen Uebungen über Schleiermacher's System der Dogmatik, Hr. Rep. Wieseler privatissime.

Vorlesungen über Kirchengeschichte. Hr. Consist. R. Gieseler trägt den ersten Theil seiner Vorlesung 6 St. wöch. um 8 Uhr vor, und öffentlich 5 St. wöch. um 5 Uhr den dritten Theil derselben; Hr. Licent. Holzhausen, die allgemeine Kirchengeschichte, um 8 Uhr; Hr. Lic. Duncker, die Kirchengeschichte vom Ende des ersten Jahrh. 6 St. wöch. um 8 Uhr.

Die Pastoral-Theologie, nebst einem Abrisse des allgem. protestantischen Kirchenrechtes, trägt der Hr. Prof. Honor. Gen. Sup. Dr. Tresfurt, nach seinem 'Leitfaden zc. Gött. 1825' in einer am schwarzen Brete anzuzeigenden Stunde privatissime vor.

Die Homiletik wird Hr. Ober-Consist. R. Pott um 2 Uhr abhandeln, und außerdem Sonnab. um 11 Uhr die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen. — Die Uebungen der homiletischen und catechetischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Liebner werden fernerhin statt finden.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr. Prof. Honor. Gen. Superint. Dr. Tresfurt, nach seinem 'Leitfaden zc. Götting. 1825' 4 St. wöch. um 1 Uhr vor, und verbindet damit die ersten practischen Uebungen.

Practische Uebungen im catechetischen Seminar stellt derselbe fernerhin Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr öffentlich an.

Die exegetischen und dogmatischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Consist. R. Lücke werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Hr. Consist. R. Gieseler bestimmt für die von ihm errichtete theologische Gesellschaft die Abendstunde des Montags um 8 Uhr.

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Köllner; Die lateinische theologische Gesellschaft des Hn Licent. Klener, Mittw. Ab. von 8 bis 10 Uhr;

Die lateinische exegetische Gesellschaft des Hn Rep. Wiefeler werden gleichfalls ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Rep. Wiefeler Dinst. und Freyt. um 3 Uhr die Apocalypse erklären.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der achten Ausg. seines Lehrb., um 9 Uhr vor; Encyclopädie und Methodologie des Rechts, Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Möbius 5 St. wöch. um 9 Uhr; Encyclopädie, Hr Dr Schumacher um 3 Uhr; Hr Dr Erxleben um 10 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Hofr. Bauer, nach der dritten Ausg. seines Lehrbuches, Mnt., Dinst., Donnerst., Freyt. um 2 Uhr; Hr Dr Schumacher, um 8 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der einzelnen Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut um 11 Uhr; Hr Prof. Zachariä 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Deutsches Staats- und Bundesrecht Hr Assess. Dr Valett um 3 Uhr, und Staats-Deconomie-Recht in einer am schwarzen Brete anzuzeigenden, für die Zuhörer der Vorlesung über das Staatsrecht unentgeltlichen Stunde;

Das Criminal-Recht, Hr Hofr. Bauer, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches, um 9 Uhr; Hr Prof. Zachariä, nach Feuerbach's Lehrb. hg. von Mittermaier, 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Die Geschichte des Civil-Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der 11. Ausg. seines Lehrb. um 8 Uhr vor; Hr Dr Erxleben, um 8 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Röm. Rechtes, Hr Prof. Ribbentrop, um 9 Uhr; Hr Dr Benzey, um 8 Uhr;

Die Institutionen des Römischen Rechtes Hr Prof. Ribbentrop um 11 Uhr; Hr Assess. Dr Valett, der die Geschichte des Röm. Privatrechtes damit verbindet, um 8 Uhr; Hr Dr Möbius, um 10 Uhr;

Die Pandecten, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, nach seinem Handbuche, 12 St. wöch. um 10 und 11 Uhr; Hr Dr Rothamel, privatissime; Hr Assessor Dr Valett, nach s. 'Lehrbuch', um 9 und 11 Uhr; Hr Dr Erxleben, privatissime;

Das Erbrecht, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch 5 St. wöch. um 4 Uhr (für diejenigen, welche seine Vorlesung über die Pandecten besuchen, als Theil jener Vorlesung); Hr Prof. Ribbentrop, 5 St. wöch. um 8 Uhr (für diejenigen, welche seine Vorlesung über die Pandecten besucht haben, als Fortsetzung jener Vorlesung);

Das Rotherbenrecht, desgleichen die Lehre von der Usucapion, und den Präscriptionen, und die Lehre von der Ordnung der Gläubiger im Concurse, Hr Dr Grefe, Mittw. u. Sonnab. um 11 Uhr.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, hält Hr Prof. Thöl 3 St. wöch. um 5 Uhr; Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 3 Uhr.

Das Kirchenrecht der Catholiken so wohl als der Protestanten trägt Hr Prof. Kraut 5 St. wöch. um 3 Uhr vor; Hr Dr Rothamel um 11 Uhr; Hr Dr Möbius, 6 St. wöchentlich.

Eine historisch-philosophische Vorlesung über das Kirchenrecht wird Hr Dr Böhmer, nach Planck's Grundriß und Geschichte der kirchlichen Verfassung und des canonischen Rechtes, mit Hinweisung auf seines Vaters, von Schönemann heraus gegebene *Principia juris canonici*, 5 St. wöch. um 8 Uhr halten.

Das deutsche Privat-Recht, nebst dem Lehen- u. Handels-Rechte, trägt, nach Eichhorn's Handbuche, Hr Prof. Thöl, 10 St. wöch. um 11 und 2 Uhr vor;

Das Lehenrecht, Hr Dr Rothamel um 2 Uhr;

Die Geschichte des Hannoverschen Staates und Rechtes, Hr Dr Grefe 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Das Preussische Landrecht lehrt Hr Dr Quentin 5 St. wöch. um 9 Uhr.

Den Criminal-Proceß trägt Hr Prof. Zachariä nach seinen 'Grundlinien des gemeinen deutschen Criminalprocesses. Göttingen 1837' 5 St. wöch. um 2 Uhr vor, verbunden mit practischen Uebungen;

Die Theorie des bürgerlichen Processus, Hr Hofr. Bergmann 6 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Assessor Dr Balett, nach Martin, um 2 Uhr, verbunden mit pract. Uebungen;

Den Hannoverschen Proceß, Hr Dr Quentin, unentgeltlich, 3 St. wöch. um 1 Uhr;

Die Lehre von Klagen und Einreden, Hr Dr Benzey, in Verbindung mit pract. Uebungen, 4 St. wöch. um 3 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß

hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beyträge zur Einleit. in die Praxis', und seine 'Anleit. zum Referieren'.

Die Extrajudicial = Jurisprudenz, d. h. die so genannte willkürliche Gerichtsbarkeit, das Notariats = Wesen, die Cautelar = Jurisprudenz, handelt Hr Stadt = Synd. Dr Desterley, nach s. 'Grundriß zu Vorlesungen über Extraj. = Jurisprudenz', der in Deuerlich's Buchhandlung unentgeltlich zu haben ist, 4 St. wöch. um 4 Uhr ab.

General = Examinatoria über alle Rechtstheile, so wie auch Special = Examinatoria, und Repetitoria in deutscher oder lateinischer Sprache, hält Hr Dr Rothamel, Hr Dr Möbius, Hr Ob Zimmermann.

H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Ueber vorzüglich wichtige Abschnitte der Litterär = Geschichte der Medicin hält Hr Prof. Marx eine öffentliche Vorlesung Sonnab. um 8 Uhr.

Die Litterär = Geschichte der Medicin trägt Hr Dr Herbst 4 St. wöch. um 4 Uhr vor.

Anatomische Demonstrationen gibt Hr Hofr. Langenbeck mit Hinweisung auf seine anatomischen Kupfertafeln um 1 Uhr; über Osteologie und Syndesmologie Mont., Mittw. und Freyt. um 11 Uhr. — Practischen Unterricht im Berggliedern gibt Hr Hofr. Langenbeck und Hr Professor Pauli von 10 bis 12 und von 2 bis 4 Uhr.

Die vergleichende Anatomie, handelt Hr Ober = Med. R. Blumenbach Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 9 Uhr ab; Hr Prof. Berthold, 5 St. wöchentlich um 11 Uhr;

Die pathologische Anatomie, Hr Dr Langenbeck um 10 Uhr.

Die Physiologie trägt Hr Prof. Berthold, nach seinem 'Lehrbuch d. Physiologie des Menschen u. d. Thiere' (Ausfl. 2. 1837), 6 St. wöch. um 10 Uhr vor; Hr Dr Herbst, 6 St. wöch. um 8 Uhr: beide mit mannigfachen Erläuterungen durch anatomische Demonstrationen u. Versuche; Hr Dr Langenbeck, 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Allgemeine Pathologie, nach der fünften Ausg. seines Handbuche, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, Hr Hofr. Conradi um 3 Uhr;

Allgemeine Pathologie, Symptomatologie, und allgemeine Therapie, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Prof. Fuchs um 3 Uhr;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche, in 2 wöchentlichen von den Theilnehmern zu wählenden Stunden, unentgeltlich;

Practische Arzneymittel-Lehre, Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche, mit Vorzeigung von Arzneyproben und vergleichenden Abbildungen, 5 St. wöch. nebst einer besondern Wiederholungsstunde am Sonnabende; Hr Dr Conradi, 5 St. wöch. um 4 Uhr, nebst einer für die Vorlegung von Arzneyen und von Abbildungen der medicinalen Pflanzen und Thiere bestimmten Stunde Mittw. um 2 Uhr; Hr Dr Rüete, Arzneymittel-Lehre und Receptier-Kunde, 5 St. wöch. um 4 Uhr, so wie auch privatissime;

Pharmacologie, Hr Dr Stromeyer 4 St. wöch. um 2 Uhr.

Ueber die Heilquellen, vorzüglich in Deutschland und der Schweiz, hält Hr Dr Conradi eine Vorlesung 4 St. wöch. um 2 Uhr.

Die Pharmacie lehrt Hr Dr Stromeyer 5 Stund. wöch. um 8 Uhr; die chemische Untersuchung der pharmaceutischen Präparate, derselbe, Dinst. und Freyt. um 10 Uhr; auch ist er zu Privatissimis üb. Pharmacologie so wohl als Pharmacie erbötig.

Für practische Uebungen in der Pharmacie bestimmt Hr Prof. Wöhler die Stunden von 11 bis 1 Uhr Mittw. u. Donnerstages.

Zu Repetitorien u. Examinatorien über Pharmacie erbiethet sich Hr Dr Stromeyer, Hr Dr Wiggers.

Die Receptier-Kunde lehrt Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche, mit Uebungen nach gedruckten Formularen, 3 St. wöch.; Hr Dr Conradi; Hr Dr Rüete.

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fehler der Ausleerungen, Cachexien, Nervenkrankheiten, Seelenkrankheiten zc. enthaltend, trägt Hr Hofr. Conradi, nach der vierten Ausgabe seines Handbuche, um 5 Uhr vor;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, oder die Lehre von den Nervenkrankhei-

ten, Entzündungen und Fiebern, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Die specielle Pathologie und Therapie, Hr Prof. Fuchs um 2 Uhr.

Die Nosologie und Therapie der Fieber, der fieberhaften Ausschläge und Entzündungen handelt Hr Dr Kraus 6 St. wöch. nach Dictaten ab;

Die Krankheiten der Lungen, des Herzens, mit besonderer Rücksicht auf die Anwendung des Stethoscops, die Ausschläge, die Syphilis, Hr Dr Rüete 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Die Krankheiten der Augen und der Ohren, nebst Anleitung zu den erforderlichen Operationen, Hr Dr Rüete 6 St. wöch. um 11 Uhr oder in einer andern gelegenen Stunde.

Zu Repetitorien und Examinatorien über die practische Medicin ist Hr Dr Conrabi, so wie auch Hr Dr Rüete erbötig.

Die zweyte Hälfte der Chirurgie trägt Hr Hofr. Langenbeck um 6 Uhr Ab. vor;

Die Manual-Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck privatissime.

Uebungen in Operationen bey den Krankheiten der Augen stellt Hr Hofr. Langenbeck, so wie auch Hr Dr Rüete privatissime an.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbannde handelt Hr Dr Pauli Abends um 7 Uhr ab, und gibt zugleich eine Anleitung zu practischen Uebungen;

Die Zahnkrankheiten und die dabey vorkommenden Operationen, so wie auch die Verfertigung und Einsetzung einzelner Zähne, und ganzer Gebisse, aus Email, derselbe, privatissime.

Die Lehre der Geburtshülfe trägt Hr Prof. von Siebold 5 St. wöch. um 8 Uhr vor, und gestattet seinen Zuhörern zugleich die clinischen Stunden zu besuchen und den im Entbindungshause vorkommenden Geburten beyzuwohnen; zu den geburtshülfflichen Operationen am Fantome gibt er 4 St. wöch. um 2 oder 5 Uhr Anleitung; die practischen Uebungen setzt er in den clinischen Stunden um 3 Uhr wie bisher fort; auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshülfe zu geben. — Hr Prof. Oslander lehrt die Theorie und Praxis der Entbindungskunst 5 St. wöchentlich um 9 Uhr, nach Anleitung seines Buches 'die Ursachen und Hülfsanzeigen der unregelmäßigen Geburten

Ausg. 2. Tübingen 1833'. — Hr Dr Drefurt trägt die Theorie der Entbindungskunst 5 Stunden wöch. um 8 Uhr vor, und unterrichtet 6 St. wöch. nm 5 Uhr in den geburtshülfflichen Operationen.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor; Hr Dr Drefurt ist zu Repetitorien und Examinatorien über gerichtliche Medicin erbötig.

Für die chirurgischen und augenärztlichen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Hofr. Langenbeck die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Praxis in dem academischen Hospitale und der damit verbundenen ambulatorischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi täglich um 10 Uhr.

Für die clinischen Uebungen unter der Aufsicht des Hn Prof. Fuchs ist die Stunde von 11 bis 12 angesetzt.

Die Anatomie und Physiologie der landwirthschaftlichen Hausthiere trägt Hr Director Dr Lappe 5 St. wöch. um 1 Uhr vor; die Pathologie der Hausthiere, derselbe 4 St. wöch. um 2 Uhr. Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hn Director Dr Lappe untergebenen Kön. Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Neußere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister, Hr Rittmeister Kuwers, 2 St. wöch. eine Vorlesung. — Der Unterricht und die Uebungen auf der Königl. Reitbahn werden wie bisher unter seiner Aufsicht fortgesetzt werden.

Philosophische Wissenschaften.

Ueber Encyclopädie und Methodologie der Philosophie hält Hr Hofr. Ritter 5 St. wöch. um 5 Uhr eine Vorlesung;

Ueber Cicero's academica, Hr Dr Krische 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Logik und allgemeine Einleitung in die Philosophie trägt Hr Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Logik und Metaphysik, Hr Hofr. Ritter, nach der zweiten Ausg. seines Lehrbuches, 5 St. wöch. um 8 Uhr; Psychologie, Hr Hofr. Herbart, nach seinem Lehr-

1474 Göttingische gel. Anzeigen

buche, 5 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Prof. Bohß 4 St. wöch. um 8 Uhr;

Pädagogik, Hr Hofrath Herbart Dinst., Mittw., Donnerst. um 5 Uhr.

Die Lehre von dem Ackerbau handelt Hr Hofr. Hausmann Dinst., Donnerst., Freyt. um 8 Uhr ab;

Die Forstwissenschaft, d. h. nach vorher gegangener so wohl geschichtlicher als literarischer Einleitung, erstens Forst-Bodenkunde, zweytens Forst-Climatologie, Hr Hofr. Meyer 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Die Lehre von der Forsteinrichtung und Forst-Taxation, derselbe Dinst. und Donnerst. um 9 Uhr;

Die Metallurgie, Hr Hofr. Hausmann, Mont., Mittw., Sonnab. um 8 Uhr;

Die Technologie, Hr Dr Köhler Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 2 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 5 Uhr vor; Hr Dr Köhler, nach Lorenz, um 3 Uhr; Hr Dr Stern, um 3 Uhr;

Die Theorie der Auflösung der Zahlengleichungen, Hr Dr Stern 4 St. wöch. um 11 Uhr;

Wahrscheinlichkeitsrechnung, Hr Dr Goldschmidt Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 10 Uhr;

Die ebene und sphärische Trigonometrie, die Polygonometrie und die Stereometrie, Hr Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 4 Uhr;

Die Methode der kleinsten Quadrate, und die Anwendung derselben in der Astronomie, höhern Geodäsie, und Naturwissenschaft, Hr Hofr. Gauß um 10 Uhr;

Die höhere Mechanik, Hr Dr Stern privatissime;

Die Mathesis forensis, Hr Dr Köhler Mittw. u. Sonnab. um 10 Uhr.

Populäre Astronomie handelt Hr Dr Stern, nach seiner 'Darstell. der popul. Astronomie', Mont. u. Dinst. um 1 Uhr, oder in einer bequemern Stunde ab.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime;

Die practische Arithmetik, Hr Dr Schrader in bequemern Stunden;

Die mathematische Geographie, Hr Dr Goldschmidt, nach dem 'Lehrbuche der mathem. und physischen

Geographie von F. C. E. Schmidt', Mont., Dinst. Donnerst., Freyt. um 2 Uhr.

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst trägt Hr Dr Schrader, mit besonderer Rücksicht auf Cameralisten, um 11 Uhr vor; die bürgerliche Baukunst, verbunden mit architectonischem Zeichnen, Hr Dr Köhler, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der theoretischen so wohl als practischen Mathematik erbiethet sich Hr Dr Schrader, Hr Dr Focke, Hr Dr Köhler.

N a t u r l e h r e.

Eine Einleitung in die Naturgeschichte gibt Hr Dr Grisebach in einer unentgeltlichen Vorlesung Sonnab. um 9 Uhr.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor.

Ueber die polypetalischen Pflanzen-Familien hält Hr. Prof. Bartling Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr eine öffentliche Vorlesung. Zur Kenntniß der seltenen in den Gewächshäusern des botanischen Gartens befindlichen Pflanzen gibt derselbe gleichfalls öffentlich Mittw. um 11 Uhr Anleitung. Die Organographie und Physiologie der Pflanzen handelt Hr Prof. Bartling, Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 11 Uhr ab; die cryptogamischen Pflanzen an denselben Tagen um 2 Uhr. — Botanische Excursionen werden von ihm wie bisher angestellt werden. — Hr Dr Grisebach trägt, nach allgemeiner physiologischer Darstellung der Kräfte der Pflanzen, die medicinische Botanik um 8 Uhr vor; die landwirthschaftliche Botanik Dinst., Donnerst., Freyt. um 9 Uhr. Auch ist er bereit privatissime Unterricht in der Botanik zu geben.

Ueber die Geschichte und Theorie der Vulcane hält Hr Hofrath Hausmann eine öffentliche Vorlesung Sonnab. um 11 Uhr.

Die Mineralogie trägt Hr Hofr. Hausmann, nach der 2. Ausg. seines Handbuches, 6 St. wöch. um 10 Uhr vor.

Die Experimental-Physik lehrt Hr Prof. Ulrich in dem öffentlichen physicalischen Hörsale um 2 Uhr; Hr Dr Himly gleichfalls um 2 Uhr.

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erläutert, handelt Hr Prof. Wöhler 6 St. wöch. um 9 Uhr ab; für die practischen Uebungen in dem academischen Laboratorium bestimmt er die Stunden von 11 bis 1 Uhr des Mont. und Dinstags.

Hr Dr Himly wird in seinem Laboratorium Dinst. u. Freyt. um 4 Uhr theils practische Uebungen anstellen, theils die Theorie der Erscheinungen aus der Physik und Mathematik erläutern.

Zu Repetitorien und Examinatorien der theoretischen Chemie erbiethet sich Hr Dr Stromeyer so wie auch Hr Dr Wiggers.

Historische Wissenschaften.

Die Geschichte der alten Geographie entwickelt Hr Dr Lion in seiner Vorlesung über Dionysius Perieg. um 11 Uhr.

Die Geschichte der alten Welt trägt Hr Geh. J. N. Heeren, nach seinem Handbuche, in einer den Zuhörern gelegenen Stunde vor; Hr Prof. Hoëck, 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Geschichte von Europa im elften u. zwölften Jahrhundert, Hr Dr Thospann Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 2 Uhr;

Die Geschichte der vorzüglichsten Europäischen Staaten vom sechzehnten Jahrhundert an bis auf unsere Zeiten, Hr Prof. Havemann 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Römische Geschichte nach der Schlacht bey Actium, Hr Prof. Hoëck Mittw. u. Sonnab um 1 Uhr, öffentlich;

Die Geschichte der Deutschen von der ältesten bis auf die heutige Zeit, Hr Dr Böhmer, nach Dictaten, 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Braunschweig-Lüneburgische Geschichte, Hr Prof. Havemann Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 8 Uhr;

Die Geschichte des Königr. Hannover, verbunden mit der Geschichte des Hannoverischen Rechtes, Hr Dr Gröfe 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Statistik, sowohl die allgemeine, als die besondere von Großbritannien, Frankreich, Rußland und den

Nord-Americanischen Freystaaten, Hr Geh. S. R. Heeren um 11 Uhr;

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau hält Hr Hofr. Bauer für die hier studierenden Nassauer eine Vorlesung 4 St. wöchentlich um 10 Uhr.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär = Geschichte.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik, oder Philosophie des Schönen und der Kunst trägt Hr Prof. Bohß Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr vor. Auch wird derselbe in Verbindung mit der Aesthetik Lessing's, Göthe's und Schiller's Dramen Mittw. um 3 Uhr erläutern.

Die Geschichte der französischen tragischen Poesie von der frühesten bis auf die heutige Zeit wird Hr Prof. César 4 Stunden wöch. vortragen und mit Proben aus den ausgezeichnetsten Dichtern der ältern so wohl als neuern, so genannten romantischen, Schule erläutern.

Eine Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren, von Johnson bis W. Scott, wird Hr Rector Melford 3 St. wöch. geben, und sodann mit Geübtern W. Scott's Lay of the last minstrel lesen.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w., von der Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit trägt Hr Prof. Desterley, mit Benutzung der hiesigen Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 4 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen, so wie auch Mont. u. Donnerst. von 6 bis 8 Uhr Ab., zur Leitung academischer Uebungen erbötig. Hr Eberlein wird fortfahren Unterricht im Landschafts-Zeichnen zu geben.

Unterricht im Gesange, Clavierspiele u. Generalbasse ertheilt Hr Musik-Director Dr Heinroth. Für die Sing-Academie ist der Abend jedes Montags von 8 Uhr an bestimmt.

Alt er t h u m s k u n d e.

Die griechischen Alterthümer, d. h. eine geschichtliche Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Griechen trägt Hr Hofr. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr vor.

Orientalische und alte Sprachen.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr Lic. Klesner, nach der dritten Ausgabe der Ewaldischen kleinern Grammatik, privatissime 4 St. wöch. um 2 Uhr.

Zur Förderung der Kenntniß der Arabischen Sprache wird Hr Assess. Dr Wüstenfeld Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich einige Abschnitte des Corans und die Gedichte der Hamasa erläutern. Auch wird Hr Dr Bertheau 2 St. wöch. eine Vorlesung über die Hamasa halten.

Die Grammatik des Sanskrit lehrt Hr Dr Benzey Mont. und Dinst. um 1 Uhr, und erklärt Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr eine Auswahl mehrerer Stellen indischer Schriften; auch ist er zum Privat-Unterrichte im Sanskrit erbötig. Hr Dr Bertheau wird 2 St. wöch. eine Vorlesung über die Bhagavad-Gita halten.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theolog. Wissenschaften.

Encyclopädie und Methodologie der griechischen und römischen Alterthumswissenschaft trägt Hr Prof. Schneidewin 5 St. wöch. um 3 Uhr vor;

Die Metrik, Hr Prof. von Leutsch, nach seinem im Verlage der Dieterichschen Buchhandlung nächstens erscheinenden 'Grundriß zu Vorlesungen über Metrik', 4 St. wöch. um 2 Uhr.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und über Griechische Schriftsteller. Hr Geh. Just. R. Mitscherlich erläutert die Hymnen des Callimachus und der Homeriden um 2 Uhr. Hr Hofrath Müller übt die

Mitglieder des philologischen Seminars in der Erläuterung der Attica des Pausanias Mont. und Dinst. um 11 Uhr, und erklärt den Thukydides 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Prof. Schneidewin erklärt die vorzüglichern Ueberreste der melischen Dichter Mittw. um 2 Uhr öffentlich, und, nach einer Einleitung in die Gedichte Homers, die Odyssee 4 St. wöch. um 2 Uhr; auch wird er fortfahren die Uebungen der philologischen Gesellschaft zu leiten. Hr Prof. von Leutsch setzt die Aufsicht über die Uebungen der griechischen Gesellschaft fort. Hr Assessor Dr Bode erklärt Dinst., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr unentgeltlich den Sophocleischen Oedipus auf Kolonos. Hr Dr Lion erläutert um 11 Uhr das Gedicht des Dionysius Perieg. und gibt zugleich eine Geschichte der alten Geographie. Hr Dr Benfey lehrt die Grammatik der griechischen Sprache um 3 Uhr. Hr Dr Krische erklärt Xenophons Denkwürdigkeiten des Socrates um 3 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Benfey.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller. Die Disputations-Uebungen der Mitglieder des philologischen Seminars leitet Sonnabend um 11 Uhr Hr Geh. Just. R. Mitscherlich, Mittw. um 11 Uhr, Hr Prof. Schneidewin. Hr Prof. v. Leutsch bestimmt für die Uebungen derselben Dinst. und Freyt. um 11 Uhr das zweyte Buch der Georgica des Virgilius, und hält 5 St. wöch. um 4 Uhr eine Vorlesung über die Adelphi des Terentius, die Dirae des Cato, und ausgewählte Gedichte des Catullus und Propertius. Hr Assessor Dr Bode erklärt 5 St. wöch. um 4 Uhr Cicero's Bücher de oratore; Hr Dr Lion, um 1 Uhr, Virgilius Aeneide. Hr Dr Benfey gibt um 2 Uhr Anleitung zum lateinischen Stile. Hr Dr Krische erklärt 5 St. wöch. um 2 Uhr Cicero's Academica. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen ist Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Benfey erbötig.

Ausgewählte Stücke mittelhochdeutscher Dichter erläutert Hr Hofr. Benecke 4 St. wöch. um 7 Uhr Abends.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr Prof. César in 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr, welche für

das Schreiben, und 5 St. um 7 Uhr Abends, welche für das Sprechen bestimmt sind. Auch wird er außerdem seinen Privat-Unterricht fortsetzen. Seine Vorlesung über die Geschichte der französischen tragischen Poesie ist bereits oben S. 1477. erwähnt. — Unterricht im Französischen geben ferner Hr Dr Lion, Hr Rector Melford.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt, in Verbindung mit practischen Uebungen, Hr Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. Weiter gehenden Wünschen wird er entsprechen, so viel seine Zeit es erlaubt. — Zum Privat-Unterricht im Englischen er bietet sich Hr Dr Lion, Hr Rector Melford; der letztere bestimmt, wie bereits S. 1477. angeführt ist, für geübtere Zuhörer Scott's Lay of the last minstrel.

Die Italiänische, so wie die Spanische Sprache lehrt Hr Dr Lion, Hr Rector Melford.

Die Fechtkunst lehrt der Universitäts-Fechtmeister, Hr Castrop; die Tanzkunst, der Universitäts-Tanzmeister, Hr Hölzke.

Bei dem Logis-Commissär, Pabell Dierking, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, so wohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und auch durch ihn im voraus Bestellungen machen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. Stück.

Den 17. September 1838.

D r e s d e n.

Beschluß der Anzeige: Historische Entwicklung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. Von H. M. Chalzbäus.

Schelling hatte eine Periode sehr lebhafter Hervorbringung vom 20. bis in das 31. Jahr seines Lebens; nachher ist er bedenklich in seinen Mittheilungen geworden. Wenn dagegen von Hegel's Philosophie S. 262 gesagt wird, daß sie nicht viel wesentlich Neues und von Schelling's früheren Entdeckungen Abweichendes gebracht habe, so ist dies im strengsten Sinne der Worte wohl nicht zu nehmen. Außer dem Bestreben nach einer streng wissenschaftlichen Methode, hat Hegel vor Schelling voraus einen Reichthum an allgemein wissenschaftlichen Begriffen, der in der Logik heraus tritt, während Schelling diesen Theil der Philosophie fast ganz vernachlässigt hat, und in der Philosophie des Geistes eine eben so sorgfältige Untersuchung der Einzelheiten, welche in der Entwicklung der Vernunft bemerkenswerth

sind. Schelling hat zwar die meisten dieser Punkte auch berührt, aber gewöhnlich flüchtig, und was Hegel darüber fest gestellt hat, weicht nicht selten von den Annahmen Schelling's bedeutend ab. Der Verf. gesteht S. 263 selbst, daß seine Darstellung des Hegelschen Systems lückenhaft seyn werde, daß er nur theils die Methode Hegel's im Allgemeinen beleuchten, theils beyspielweis einige Stücke aus dem Systeme Hegel's zur Erläuterung der Terminologie und der Anordnung heraus heben könne. Man sieht, daß, je näher der Verf. der neuesten Zeit kommt, um so schwerer der geschichtliche Gang sich fest halten läßt. Was nun den ersten Punct seines Unternehmens betrifft, die Bezeichnung der Hegelschen Methode, so ist sie im Ganzen passend und genügend, nur hätte der Ref. gewünscht, daß dabey mehr Rücksicht auf die eigenthümliche Weise genommen wäre, in welcher die drey Momente der dialectischen Bewegung als das Abstract-Allgemeine, als das Besondere und als das Concret-Allgemeine genommen werden. Fene Bewegung hat zwar mehrere Formen der Darstellung, aber die hier bezeichnete führt vielleicht am meisten in den Sinn des Systems ein, oder hebt wenigstens eine Seite des Systems am entschiedensten hervor. Der zweyte Punct des Unternehmens aber scheint von einer Art zu seyn, welche kaum ein genügendes Ergebnis gewähren kann. Es ist dabey nicht zu verkennen, daß ein solches Herausheben einzelner Punkte schon eine Art der Critik ist, indem man natürlich nur die Stücke aussuchen wird, welchen von dem Auswählenden eine größere Bedeutung beygelegt wird. Eine solche Critik übt die Geschichte mit vollem Rechte, indem sie Gedanken fallen läßt und Gedanken verherrlicht;

aber der Einzelne übt sie stillschweigend nicht mit demselben Rechte.

Nun noch Einiges über die Critik des Verf. Sie geht nur wenig in das Einzelne ein, und dennoch ist das critische Geschäft wesentlich ein sonderndes und beruht auf Vergleichung des Einzelnen, wenn nicht ein nur äußerlicher Maßstab an die philosophischen Systeme angelegt werden soll. Anstatt daß der Verf. zuletzt einige Gedanken über die Systeme abgibt, hätte der Ref. gewünscht, es wäre bey der Zusammenstellung der einzelnen Lehren unter einander und mit ihren Beweisen gezeigt worden, was in ihnen fest gestellt und gesund, und was dagegen unsicher und krankhaft sey. Dies ist zuweilen, jedoch nur selten geschehen. Auch eine andere Art der Critik, nämlich die Zusammenstellung der neueren philosophischen Systeme mit den ältern hat der Verf. fast gar nicht versucht. Er scheint sich auf seinen Grundsatz zu sehr verlassen zu haben, daß in dem spätern Systeme immer die vollständige Critik des vorher gehenden enthalten sey; dieser Grundsatz hat jedoch nur eine einseitige Wahrheit und aus den schon früher angeführten Sätzen des Verf. müssen wir annehmen, daß er auch vom Verf. selbst nicht mit völliger Ueberzeugung angenommen wird. Am wenigsten darf er in der Art angewendet werden, wie der Verf. es thut, indem er die nächste Gegenwart oder gar nur eine Parthey aus ihr zum Urtheil über ein früheres System aufruft. So sagt er S. 321: 'die Unzulänglichkeit des Hegelschen Systems wird fast allgemein gefühlt' und S. 322: Am wichtigsten scheint uns — — daß zu fast entschiedener Aner-

Fenntniß hindurch brechende Bewußtseyn, daß die Grundgebrehen des Hegelschen Systems in einer Verwechslung der Form mit dem Inhalte und in einer gänzlichen Aufhebung, d. i. Vernichtung des Inhalts in leeren Formen, bestehe. Hierin ist man unter den Nicht-Hegelianern so gut wie einverstanden'. Der Ref. findet beide Aussprüche parteyisch. Was den ersten betrifft, so scheint ihm der Streit zwischen der Hegelschen Philosophie und ihren Gegnern noch keinesweges entschieden zu seyn; was aber den zweyten, so glaubt der Ref., der nicht zu den Hegelianern sich zählen darf, daß der Eindruck, welchen das Hegelsche System gemacht hat, viel weniger in seinem Formalismus gegründet ist, als in den Gedanken, welche es über den Inhalt der Wissenschaften, über Geschichte, sittliches Leben, Politik und Religion verbreitet hat. Jenem Formalismus hängen wohl slavische Schüler an, deren Wirkung jedoch nicht groß ist, diese Gedanken aber haben sich weit über den Kreis der eigentlichen Schule hinaus Eingang verschafft.

Die Grundansicht, von welcher die Kritik des Verfs ausgeht, stellt er zu Ende seiner Schrift auf. Sie läuft darauf hinaus, daß in unserer neuesten Philosophie zwey entgegen gesetzte Richtungen herrschten, welche in der Kantischen Philosophie noch auf inconsequente Weise verbunden gewesen wären, in der weitem Entwicklung aber sich deutlich abgesondert hätten, und auf der einen Seite von Jacobi und Herbart, auf der andern Seite von Fichte, Schelling und Hegel vertreten würden. Die eine Richtung ginge darauf aus, alles Wahre in der Substanz (dem Blei-

benden), die andere alles Wahre in der Thätigkeit zu suchen. Beide Richtungen wären einseitig und das Bestreben müßte darauf ausgehen, sie mit einander zu einem Systeme zu verschmelzen. Es liegt allerdings hierin etwas Wahres, welches aus einem richtigen geschichtlichen Blicke in die Bedeutung der neuesten Systeme hervor gegangen ist. Aber eben so wenig hat auch der Verfasser übersehen können, daß die neuesten Systeme keinesweges schlechthin in den angegebenen einseitigen Richtungen waren. Um dies nur von der einen Seite auszuführen, so ist doch die Weise, wie Fichte Gott als das schlechthinnige Seyn und das Wissen nur als Bild desselben betrachtet, wie Schelling die absolute Identität des Subjectiven und Objectiven als das Wahre, und die ewige Totalität alles Wahren voraus setzt, wie Hegel von einer ewigen Bewegung und einer ewigen Dialectik spricht, als Beweis anzusehen, daß alle diese Philosophen auch dahin strebten, eine Ausgleichung des Gegensatzes zwischen dem Werden und dem Bleibenden zu suchen. Es kann daher nur davon gesprochen werden, daß der Streit unserer Systeme darin besteht, daß einige von der Seite des Werdens oder der Thätigkeit, andere von der Seite des Bleibenden ausgehend, dahin trachten, zu dem Entgegengesetzten zu gelangen, und daß ihnen dies nicht in genügender Weise gelingen wolle. Uebrigens aber ist der Streit zwischen dem absoluten Werden oder Leben und dem absoluten Seyn oder der absoluten Substanz uralte, und kann daher wohl nicht dazu gebraucht werden, die neuesten Entwicklungen der Philosophie ihren wesentlichen Bestrebungen nach zu characterisiren.

Der Verf. verkennt nicht, daß darin noch andere Momente sich einmischen. So deutet er S. 335 an, daß mit dem Begriffe des absoluten Werdens die Individualität des Endlichen sich nicht vereinigen lasse. Er berührt hiermit allerdings einen der wichtigsten Streitpunkte der neuesten Systeme. Die Reihe der Philosophen, welche von Fichte anhebt, kehrte von dem früher allgemein herrschenden Nominalismus zu der Lehre von der Realität des Allgemeinen zurück, und warf sich in diese auch sogleich mit einer Uebergewalt, welche die Wahrheit des Individuellen gefährdete. Daher die Beschuldigungen des Pantheismus, welche gegen diese Richtung erhoben wurden. Allein, wenn es nun nach der Darstellung des Verfassers scheint, als wollte er dies daraus ableiten, daß dieselben Systeme vorherrschend die Wahrheit des Lebens oder der Thätigkeit hervor zu heben bemüht waren, so kann der Ref. ihm nicht beystimmen. Denn wir wissen ja, daß die Wahrheit des Allgemeinen auf Kosten der Wahrheit des Individuellen auch von anderen Systemen erhoben worden ist, welche nicht die Wahrheit des Lebens, sondern der Substanz oder des Seyenden auf einseitige Weise suchten. Die Beispiele der Eleaten und des Spinoza sind zu bekannt, als daß darüber weiter etwas zu sagen wäre. Es würde also dem Verf. obgelegen haben, dem Grunde genauer nachzuforschen, warum die neuesten Systeme des Lebens zur Realität des Allgemeinen, die entgegen gesetzten zur Realität des Individuellen sich vorherrschend hingewendet haben, und hieraus würde dann gewiß der Gegensatz zwischen diesen beiden Richtungen in der neuesten Philosophie auf eine characteristi-

schere Weise hervor gegangen seyn. Noch ein dritter Punct, welcher hiermit in Verbindung steht, wird vom Verf. S. 336 nur so kurz angedeutet, daß der Ref. in Zweifel ist, ob er seine Meinung richtig versteht. Er sagt: 'Man hat diesen einfachen Satz bloß deshalb mit so vielen Schwierigkeiten umgeben, weil man das Wesen durchaus als das Wirken gedacht wissen wollte'; welcher einfache Satz aber gemeint sey, sieht man aus dem Vorigen nicht ganz deutlich; es ist nur vorher von der Wahrheit und Ewigkeit eines substantiellen, freyen und selbständigen Wesens in uns, so wie von der Wahrheit einer göttlichen Ursubstanz die Rede gewesen, und daß beide Wahrheiten mit einander vereinigt werden müßten, angedeutet worden. Wahrscheinlich meint also der Verf., die Schwierigkeiten, welche man hierin finde, stammten nur daher, daß man die Gottheit als ein Wirken, und zwar als ein unendliches Wirken sich denken wolle, ein solches unendliches Wirken aber nicht zu vereinigen wisse mit der Selbständigkeit anderer Wesen. Allein auch dieser Punct der Polemik hängt nicht unmittelbar mit der oben angeführten, entgegen gesetzten Richtung der neuesten Philosophie zusammen; denn zuerst Thätigkeit und Wirken sind doch nicht einerley, und eine unendliche Thätigkeit Gottes, z. B. ein unendliches Erkennen Gottes ließe sich wohl denken ohne dadurch die Selbständigkeit anderer Wesen zu gefährden; überdies aber berührt die angedeutete Schwierigkeit auch noch den Begriff der Unendlichkeit, dessen verschiedenartige Auffassung vom Verf. nicht genug in das Licht gesetzt worden ist. Kant hat den Unterschied zwischen infinitum und indefinitum

verworfen; seine Nachfolger sind ihm hierin dem Wesen nach gefolgt, oder haben wenigstens den Rückweg zu dieser Unterscheidung noch nicht auf eine fruchtbare Weise finden können, welches auch wieder mit ihrem Begriffe vom Allgemeinen zusammen hängt, denn sie setzten das Allgemeine als das Unendliche; allen diesen Lehren hat sich Jacobi entgegen gesetzt, welcher der Lehre der Alten sich anschloß, indem er darauf drang, daß Gott als ein Maßhaltiges gedacht werden müsse. Also auch dieser Punct des Gegensatzes zwischen den beiden Richtungen der neuesten Philosophie hätte wohl eine sorgfältigere Berücksichtigung verdient theils an sich, theils in seiner Durchkreuzung mit den übrigen Streitpuncten, welche schon früher bemerkt wurden. Der Referent will zwar das Bestreben des Verfassers nicht tadeln, die Gegensätze unserer neuesten Philosophie auf eine einfache Formel zurück zu bringen; er kann sich aber nicht verleugnen, daß die aufgestellte Formel zu abstract ist, um characteristisch zu seyn. Dadurch hat er sich denn verleiten lassen, aus seiner Formel Folgerungen zu ziehen, welche in ihr nicht liegen, und etwas als Nebensache nur kurz anzudeuten, was eine ausführliche Beachtung verdient hätte. Dies ist das gewöhnliche Schicksal derer, welche historische Personen oder gar Zeiträume auf allgemeine und abstracte Begriffe zurück zu führen streben.

H. R.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. 151. S t ü c k.

D e n 20. S e p t e m b e r 1838.

P a r i s.

Bey Baillièrè. Raspail Nouveau Système de Physiologie végétale et de Botanique, accompagné d'un Atlas de 60 Planches d'Analyses. Zwey Bände. 1837. XXXII 599 und 658 Seiten in 8.

Der durch seine eigenthümliche Richtung bekannte Verfasser bezeichnet das vorliegende Werk als das Resultat von zwölf der Beobachtung und dem Nachdenken gewidmeten Jahren, deren Tage, wie er sich bildlich ausdrückt, für ihn größtentheils mehr als 24 Stunden gehabt hätten. Wenn man nach diesen mehrfach wiederholten Aeußerungen das Buch mit großen Erwartungen zur Hand nimmt, so findet man sich bald durch die feindliche Tendenz verletzt, mit welcher, wie im Leben so in der Wissenschaft, alles Bestehende und Geltende anzutasten und zu erniedrigen versucht wird. In der Naturwissenschaft, in welcher keine andere Autorität gilt, als der Vertrauen erweckende Character des Beobachters, kann ein solches Bestreben zuweilen verdienstlich seyn.

Wenn neue Thatsachen entdeckt werden, wenn unrichtige Folgerungen in der bisherigen Theorie zum Vorschein kommen: wird auch die angegriffene Partey sich willig der Wahrheit beugen. Um zu erkennen, in wie weit Raspail seinen Angriffen und seinem neuen Gebäude der Botanik eine solche Basis unterzulegen gewußt hat, genügt es, einige seiner Grundbeobachtungen mitzutheilen und auf die Schlüsse, welche er aus ihnen zieht, aufmerksam zu machen. Wenn Ref. nicht irrt, wird sich hieraus das Verhältniß dieses neuen Systems zur bestehenden Wissenschaft von selbst ergeben.

Ein wesentlicher Punct ist zunächst die Methode des Verfassers, die er, um jeder günstigen Critik durch eigene Empfehlung vorzugreifen, eine mathematische nennt. Sie hat in der Form allerdings die Aehnlichkeit mit einer geometrischen Ableitung, daß sie Theorem und Demonstration strenger als gewöhnlich von einander absondert: aber da die letztere hier nicht auf Schlüssen aus früheren Sätzen, sondern auf Beobachtungen einer mannigfaltigen, geheimnißvollen Natur beruht, so unterscheidet sie sich dem Wesen nach durchaus nicht von der allgemein befolgten Methode in der Physiologie und theilt auch ihre unvermeidlichen Fehler, welche nur ein allmähliches Fortschreiten der Wissenschaft zuläßt: denn man weiß niemahls, ob die Beobachtung schon vielseitig genug war, um das Verhältniß der Thatsachen, welches die Theorie ausspricht, mit völliger Schärfe zu begründen. Dies zeigt sogleich das erste Theorem (I. S. 119.), welches in einem unscheinbaren Gewande den Keim der ganzen Polemik gegen die Organologie trägt, indem es bestimmt ist, auf die Erklärung der Identität von Stengel und Blatt vorzubereiten. Von den

Gräsern geht Raspail aus, zu deren Studium er sich besonders hingezogen fühlte und, wie er es liebt, die Verhältnisse seiner Person in die wissenschaftliche Erörterung einzuführen, so erläutert er seine Wahlverwandtschaft zu den Gräsern dadurch, daß er sich selbst einen Ausgestoßenen aus der Wissenschaft nennt, die Gräser aber (L. S. 113.) *ces parias de la végétation, que l'on fauche, que l'on scie, que l'on dépique, mais à qui on accorde à peine une place dans l'herbier*: eine Vergleichung, welche die Darstellungsweise des Verfassers beyläufig bezeichnet. In der Grasblüthe also, behauptet der erste Lehrsatz, trennen sich die Mittelnerven der blattartigen Organe von ihrem Parenchym und bilden durch diese Absonderung (*déviations*) theils die Grannen, theils in den mehrblüthigen Aehren den über den untern Blüthen fortlaufenden Blüthenstiel oder in den einblüthigen dessen Rudiment. Nur der zweyte Theil dieser Hypothese ist so einflußreich für das ganze organologische System des Verfassers. Aus einem Blatte, der *Palea superior*, soll hier durch Isolierung ihres Nerven ein blüthentragendes Aehrengebilde entstehen. Wie das Blatt am Stengel sich bildet, soll auch aus dem Blatte ein Stengel hervor gehen und damit wären beide nur verschiedene Entwicklungsweisen oder Gestalten desselben Organs. Die Demonstration geht von der richtigen Beobachtung aus, daß die *Palea superior* immer zwey oder paarige Nerven habe, daß sie in der Mitte nervenlos sey, wie die *Gluma* und *Palea inferior* über der Insertion der Granne ihren Mittelnerb verliere. Hieran reiht sich folgende Schlussfolge: das Fehlen der Mittelrippe kann von zwey Ursachen herrühren, entweder von einer Compression des Organs, welche die Entwicklung derselben

hemmt, oder davon, daß der Nerv eine Stellung außerhalb des Organs eingenommen hat. Die Hemmungsbildung wird leicht und glücklich widerlegt: also muß der Pedicellus, der von der Basis der Palea nach oben wächst, in Stellung und Form der Granne gleich kommt, als ein durch Déviation isolierter Blattnerve betrachtet werden. Dieser Beweis gründet sich auf die Nothwendigkeit einer Mittelrippe, eine Voraussetzung, die durch eine Vergleichung mit der Blüthe der Synanthereen nicht unterstützt wird, die aber ganz grundlos erscheint, wenn es sich nicht um ein eigenes Blatt, sondern um zwey verwachsene Blätter handelt, deren Sutura freylich keinen Nerven besitzen kann. Diese Entstehung der Palea super. aus zwey an den Rändern verwachsenen Blättern ist durch directe Beobachtung nachgewiesen (vgl. Schleiden in Wiegmanns Archiv 1837. S. 294.) und mit dieser einzigen Thatsache stürzt das ganze Gebäude der Theorie Raspail's zusammen. Freylich konnte er jene Entdeckung noch nicht kennen, aber sie liefert ein lehrreiches Beyspiel, wie den Thatsachen gegenüber sich Theorien verhalten, welche der Verf. für unumstößlich hält, weil sie auf logische Schlüsse aus der Beobachtung gebaut seyn. Die Beobachtung kann richtig seyn und doch nicht das ganze Verhältniß umfassen, welches erst durch die Entwicklung des Organs aufgeschlossen wird.

Es ist nun kurz nachzuweisen, wie der Fortgang des neuen Systems aus jener Deutung der Grasblüthe sich entwickelt. Wie aus der Palea die Axe des Aehren's wird, so entsteht bey Lolium die Rhachis der ganzen Aehre aus der innern Gluma, deren Substanz hier nicht etwa fehl schlägt, sondern unmittelbar zum Stengel wird, wobey die Structur von Triticum be-

greifliche Schwierigkeiten macht, welche durch eine umständliche Hypothese (I. S. 142.) gehoben werden. Die übrigen Organe werden fernerhin diesem Systeme der *Déviation* angepaßt: das Stengelblatt entspricht der äußern Gluma; das Internodium ist der frey gewordene Nerv des untersten, deshalb zweynervigen Blattes einer voraus gesetzten Axillarknospe; der Limbus des Blattes ist die Granne; die Ligula ist die eigentliche Blattfläche. Eben so wird mit der Granne der *Cotyledo*, mit der *Palea superior* die *Plumula* identificiert u. c.: wobey die Zahl der Nerven den einzigen triegerischen Anhaltspunct für dieses willkürliche Spiel von Annahmen gewährt. So wie es nun gewiß ist, daß die Deutung einer einzigen Familie eine Anwendung auf den Typus aller phanerogamischen Pflanzenformen gestattet, so ergibt sich aus diesen wenigen Angaben von selbst, wie bedeutend der Umsturz sey, welchen die Theorie Raspail's in der ganzen Botanik beabsichtigt. Kann man indessen den Hauptstößen dieses Angriffs nur wenig Erfolg versprechen, so wird man doch gern einräumen, daß sich in dem Ideenkreise des Verfs einige geistreiche, anregende Gesichtspuncte finden, welche auf die Richtung botanischer Forschung einen glücklichen Einfluß äußern mögen. In dieser Rücksicht verdient namentlich seine Lehre von den Austerblättern eine Erwähnung.

In Uebereinstimmung mit Meneghini wird die Beobachtung mitgetheilt, daß das Blatt der Gräser ursprünglich als ein trichterförmiges Organ auf der Spitze des Halms entstehe, daß dies sich späterhin seitlich spalte, und so die Blattscheide bilde, wobey die gegenüber stehende Stellung der

Spaltungslinien die genau alternierende Blattstellung der Gräser bedingt. Aus jener Blattstellung nun, stellt der Verf. auf der 18. Tafel dar, wachse die Blattfläche erst späterhin seitlich hervor, so daß der oberste Theil der Blattscheide die Ligula bilde. Diese Darstellung, deren Einzelheiten wir hier nicht verfolgen können, deren Bestätigung indessen von einleuchtender Wichtigkeit seyn würde, bleibt nicht bey den Gräsern, nicht einmahl bey den Monocotyledonen stehen, sondern dehnt ihre Folgerungen auf die Stipularbildung aller Gewächse aus. Man nenne die Ligula ein Paar von Asterblättern, wenn sie sich spalte und die Blattfläche an dem untersten Theile der Scheide hervorwachse, wobey die Stipula axillaris ein verbindendes Uebergangsglied bildet. So wie ferner der Insertionspunct der Blattfläche an die Blattscheide mannigfaltig sey, so werde der Mangel oder das Vorhandenseyn der Asterblätter nur von der Höhe jenes Punctes abhängig. Es ist nun zwar gewiß, daß die Entstehung des Blattes bey den Dicotyledonen sich ganz anders verhält, daß man die Asterblätter der Leguminosen als seitliche Ausbreitungen des Blattstiels in der Knospe gebildet findet und daß scheidende Blätter keine hinfällige Stipulae tragen; es ist ferner zwar zu erinnern, daß Raspail's Theorie die Axillarknospen ganz vernachlässigt, welche auf die Bildung so genannter axillarer Asterblätter, ein helles Licht werfen, daß die angenommene Spaltung der Stipulae nur durch die Analogie der Ochrea mit Asterblättern und nicht durch Beobachtung begründet erscheint: aber jeder beobachtende Botaniker wird nicht ohne Gewinn ein solches System abweichender Ansichten überblicken, welches in manchem für abge-

schlossen erachteten Theile der Morphologie wenigstens nützliche Zweifel zu erregen im Stande ist. Uebrigens sind in den bisher beleuchteten Sätzen keineswegs etwa die Extreme des neuen Systems aufgesucht, wie eine Vergleichung der Blüthen- und besonders der Embryo- Theorie leicht ergeben wird. Zum Beispiele diene folgender Satz (I. S. 193.): la nervure médiane du périsperme (!), qui, d'après la théorie, doit être alterne avec celle du péricarpe, cette nervure, dira-t-on, n'est pas apparente sur le périsperme; sans doute, mais elle y existe; car l'embryon tient à sa paroi comme l'ovule tient à celle de l'ovaire. Dieser Satz muß denjenigen Botanikern sehr fremdartig erscheinen, die nicht (tab. 55. fig. 10.) eine den Embryo von *Pinus sylvestris* an die Testa befestigende Schnur abgebildet gesehen haben.

Indem uns die angeführten Punkte einer weitern Darstellung des organologischen Systems überheben, die übrigen Theile des Werks aber derselben Richtung getreu bleiben: so wird eine allgemeinere Angabe des Inhalts für diejenigen genügen, die wenigstens den Umfang von Raspail's Polemik kennen zu lernen wünschen. So beginnt denn das 17. Theorem mit der Pflanzenanatomie, indem die erste Entwicklungsstufe jedes Organs mit dem Baue einer Drüse, welche auch nur ein Zellenaggregat ist, in Vergleichung gestellt wird. Das Organ entfaltet sich aus der Drüse, indem die Amidonkörner zu Zellen auswachsen (!), eine Meinung, welche der Verfasser schon in seiner *Chimie organique* ausgesprochen hatte. Hierauf folgt die Structur der Zelle selbst, welche durch eine Schnur an ihrer Mutterzelle

angeheftet seyn soll. Während aber die Tochterzelle in der Höhle der letztern entsteht, wächst das Gefäß von der Außenfläche derselben hervor. Solche neue Bildungen aber sind dem Verfasser nicht ohne Befruchtung denkbar, weshalb er je zwey Zellen eine polare Thätigkeit zuschreibt, die man eben so gut eine Geschlechtsverschiedenheit nennen könne, deren Product erst die Knospe sey. Diese Idee erscheint ihm so bedeutend, daß er erfreut hinzu fügt: or dans cet énoncé une lecture superficielle ne verrait qu'un aperçu; une méditation approfondie y trouvera une vérité démontrée. Die Conjugation von Zyg-nema soll diese Ansicht unterstützen. Aehnlichen Resultaten des Nachdenkens begegnet man in der Lehre von den Lüpfeln, die theils durch Luftblasen, theils dadurch erklärt werden, daß die Spiralfasern sich in gewisse Ausstülpungen der Zellmembran nicht hinein legen, aber dennoch darüber fortgehen. Er geht so weit, diese Annahme auch auf die Löcher der Pollenkörner auszudehnen und Ref. kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit den den Character des Verfassers zeichnenden Angriff zu erwähnen, welchen er sich hier gegen Sn Purkinje erlaubt. Er nennt dessen berühmte Arbeit über die Smerzellen der Antheren (I. S. 302.) ein début d'amateur qui met pour la première fois l'oeil au microscope: und dies ist fast der einzige Fall, wo von ihm fremde Forschungen angeführt werden, und zwar aus keinem andern Grunde, als um die Belohnung der Arbeiten jenes Gelehrten von Seiten des Institut zu schmähern. Wie er selbst hingegen des Microscops sich zu bedienen weiß, davon gibt es kein klareres Zeugniß, als die dritte und vierte Tafel darbieten, welche eine neue Theorie der Spaltöff-

nungen zu begründen bestimmt sind. Den Beschluß der Zellenlehre macht endlich eine umständlichere Auseinandersetzung der schon erwähnten Zellenbefruchtungstheorie, die der Verf. in Verbindung mit ähnlichen Sätzen als sein bestes Resultat mit dem Namen der *Théorie spiro - vésiculaire* bezeichnet.

Die folgende Abtheilung enthält die Anwendung dieser Theorie auf die einzelnen Organe der Pflanze. Man findet darin größtentheils nur weitere Ausführungen der schon mitgetheilten Ansichten.

Der zweyte Band beschäftigt sich mit den äußeren Potenzen, die auf das Pflanzenleben wirken, mit der Systematik und mit der angewendeten Botanik. Die Eintheilung des ersten dieser Abschnitte zeigt eine Eigenthümlichkeit, welche Nachahmung zu verdienen scheint. Es werden nämlich die Einflüsse auf die ganze Pflanze von den Modificationen der einzelnen Organe getrennt, welche von der Lebensart der Pflanze abhängen. Augenscheinlich bewegt sich der Verf. hier überhaupt auf einem Gebiete, welches seiner Persönlichkeit mehr entspricht, als ein Gegenstand, in dem exacte Untersuchung der Thatsachen größere Schwierigkeiten darbietet. Die Physiologie im engern Sinne, die auf gewissen Experimenten beruht und Vieles unentschieden läßt, ist ein günstiges Feld für Speculationen, welche sich mehr auf Theorien als auf Thatsachen beziehen, während es im ersten Theile das Princip war, die Thatsachen in Zweifel zu ziehen, deren Ermittelung hier freylich von der Kunst microscopisch zu beobachten, und von der Güte der optischen Instrumente, die dem Beobachter zu Gebote stehen,

abhängig bleiben muß. Die physiologischen Lehren, welche der Verf. den Abschnitten über das Reizverhältniß der Pflanzen einordnet, finden sich so weit sie originell sind, mehrentheils schon in früheren Schriften desselben ausgesprochen, und wir beschließen deshalb diese Anzeige mit einer Bemerkung über das neue Pflanzensystem des Verfassers, welches er als auf die physiologische Structur der Pflanzen gegründet bezeichnet. Alle Gewächse zerfallen in *Plantae nocturnes* und *diurnes*. Jene sind ohne Chlorophyll und enthalten deshalb die Pilze und Parasiten, aber auch die Lichenen. Alle diese Pflanzen sollen nur des Nachts wachsen und bey Tage schlafen. Die erste Classe der grünen Gewächse begreift diejenigen, welche keine Blüthen, sondern Früchte an den vegetativen Organen tragen: dahin gehören außer den Algen die Lemnaceen, von denen der Verf. meint, seit Micheli habe Niemand die Befruchtungsorgane gesehen. Der verschiedene Typus der *Monocotyledonen* und *Dicotyledonen* wird geleugnet und durch ein weitläufiges Raisonnement nachzuweisen gesucht, daß die Holzbündel der erstern sich verästeln müssen. Da also dem Systeme dieses Haupteintheilungsprincip verloren geht, so sucht der Verf. ein anderes aus seiner ursprünglichen morphologischen Theorie herzuleiten. Die Blüthen entstehen entweder in den Axillen (*Plantae à fleurs gemmaires*) oder an der Articulation zwischen Blattstiel und Blattfläche (*Plantae à fleurs pétiolaires*). Die natürlichen Ordnungen werden diesen beiden Classen ohne weitere Nachweisung in einer Reihenfolge zugezählt, die sich von dem Jussieu'schen Systeme so weit als möglich entfernt, und für welche Referent nicht im Stande gewesen ist,

weder in der Structur der Pflanzen, noch in den Meinungen Raspail's ein Princip aufzufinden. Den Beschluß des Werks macht eine Critik der Anstalten, die in Paris zur Pflege der Wissenschaften bestehen.

P a r i s.

Bey Lechener. Les grandes chroniques de France, selon que elles sont conservées en l'église de Saint-Denis en France. Publiées par M. Paulin. 1836. Tome I. XXXV u. 384 S. T. II. XVII u. 410 Seiten in 8.

Durch die Bemühungen des bekannten Abtes Suger wurde die handschriftliche Bibliothek der Abtey von St. Denis auf eine Weise vergrößert, daß bald kein Kloster Frankreichs sich ähnlicher Schätze rühmen konnte. Doch war die Benutzung dieser zum Theil wichtigsten Quellen für die ältere Geschichte Frankreichs lange Zeit nur wenigen verstattet, bis man mit dem Anfange des 13. Jahrhunderts einzelne Chroniken in die Landessprache zu übersetzen begann, die sich bald unter dem Namen der chroniques de France und chroniques de Saint-Denis in einer Menge von Abschriften verbreiteten. Wurde dadurch ein allgemeines Interesse für die Geschichte der Vorzeit rege gemacht, so konnte nicht fehlen, daß man sich bald nicht mehr mit der getreuen Uebersetzung eines lateinischen Codex begnügte, sondern aus mehreren derselben eine Geschichte compilierte, die zwischen der historischen Treue eines Gregor und Einhard und der Chronik des s. g. Erzbischofs Turpin eine merkwürdige Mitte einnahm. Dieses gilt von dem oben bezeichneten Werke,

dessen erster Theil sich bis auf die Zeit von Chlodwig II. verbreitet. In Betreff dieses Abschnittes der Geschichte folgen die *grandes chroniques de France* fast wörtlich den Erzählungen von Aimoin, welcher bekanntlich vornehmlich aus Gregor, Fredegar und Paulus Diaconus schöpfte, ohne gleichwohl die durch Volksgesänge verbreitete romantische Ausschmückung einzelner Begebenheiten zu verschmähen. Doch ist die Uebersetzung mit Sagen und Legenden mancher Art bereichert und behauptet eben dadurch in einer Zeit, die nicht mehr mit vornehmer Ignoranz die Tradition zurück weist, sondern aus ihr die ausgebrochenen Bausteine der Geschichte zu ergänzen versucht, einen doppelten Werth. Jene Erzählungen von der Abkunft der Franken von Francio, dem Sohne Hector's, von ihren Wanderungen, der Einnahme von Trina, jener in den älteren deutschen Sagen so vielfach wiederzühnenden Stadt, dann von Pharamund, von dem auch deutsche Chronisten so gern berichten, finden wir in den vorliegenden Chroniken mit nicht geringerer Umständlichkeit behandelt, als die Thaten von Chlodwig, die Frömmigkeit seiner Clotilde, das Auftreten des heiligen Remigius, die Scheußlichkeiten einer Brunhild und Fredegunde und die wiederholten Theilungen des fränkischen Reichs. Zugleich aber schweift der Compiler weit über diesen Schauplatz hinaus und die Erscheinungen von Belisarius und Marses, die Gestalt der langobardischen Herrschaft, die Regierung des Kaisers Heraclius und das Vordringen saracenischer Horden gegen Ostrom werden mit der Haupterzählung verwebt.

Im Anfange des zweyten Theils, welcher

sich bis auf den Tod von Ludwig den Frommen erstreckt, folgt der Compiler vornehmlich den *gestis regum Francorum*, die er hin und wieder aus der bunten Chronik des Sigebert von Gemblours ergänzt, so wie den Fortsetzern des Fredegar. Sodann erkennen wir als Grundlage die trefflichen Arbeiten Einhard's, an welche sich die aus den Romanen Turpins geschöpften Sagen und die in alten Volksgefängen fortlaufenden Berichte über Karl und seine Pairs, über des erstern Pilgerfahrt nach Jerusalem zc. anschließen. Eben dafür und daß diese Bilder nicht in die Mittheilungen des Biographen des großen Kaisers eingeflochten sind, fühlen wir uns dem Verfasser dieser Chroniken zu doppeltem Danke verpflichtet. Die Wunder, welche dem Kaiser Karl im gelobten Lande begegnet, die Art und Weise, wie er das heilige Grab von den Heiden befreit und mit dem Kaiser Constantin verkehrt, ergeben durch ihre naive Darstellung. Aber die Blüthe dieser Erzählungen bilden die Kämpfe Karls mit den spanischen Arabern, ein unerschöpflicher Gegenstand der christlichen Dichtung für alle Jahrhunderte. Wie in dem später durch den Stricker umgebildeten Liede des Pfaffen Konrad (Schiller Tom. I. II.) sind die Erzählungen von der LoDESTREUE Rolands und Turpins, der Verrätherey des 'schlimmen Ganelon', der Trauer Karls um die Gefallenen mit der kindlichen Anmuth des 12. und 13. Jahrhunderts vorgetragen. Aus ihnen schöpfte Ariost einen Theil seiner Gesänge, aus ihnen Ludwig Uhland den Stoff zu einer Reihe seiner vollendetsten Dichtungen. Nicht minder sind diese Sagen in eine Menge deutscher Chroniken übergegangen, wenn sie schon häufig, ihrer Natur gemäß, Farbe und Gewand ver-

tauschten. Es möchte schwer halten, zu entscheiden, ob der S. 220 ff. mitgetheilte Kampf Karls mit Agoulant, oder die in dem s. g. chronicon lüneburgicum (Eccardi corp. hist. med. aevi. Tom. I. pag. 1321.) gebotene Erzählung desselben Gegenstandes den Vorzug der größeren Frische und Poesie verdiene.

In Betreff der erläuternden, zum größeren Theile geographischen Noten, welche der Herausgeber dem Texte beygefügt hat, vermißt Refer. durchgehends jene Gründlichkeit der Forschungen, deren sich der Deutsche rühmen darf. Man hätte wenigstens, ohne unbillig zu seyn, voraussehen dürfen, daß der Herausg. sich mit den Erklärungen, welche in den monumentis germanicis enthalten sind, befreundet hätte. Statt dessen begnügt sich Paulin Paris mit vagen, mitunter selbst unbegreiflichen Erörterungen, hin und wieder mit einer nicht immer gelungenen Widerlegung der leicht hingeworfenen Interpretation von Guizot. Als Beleg dieser Behauptungen möge es dem Refer. verstattet seyn, nur nachfolgende Stellen des zweyten Bandes namhaft zu machen. S. 39. Hocseburg. 'Sans doute Hochberg, dans le cercle de Souabe'. Und doch heißt es im Texte: Charlemaines alla tout seul astoier en Sassaingne, un chastiau prist, qui est nommé Hobseabour. In den annal. Lauriss. (Verk I. S. 134.) aus denen dieser Passus wörtlich entnommen ist, heißt es ad annum 743: Carlomannus per se in Saxoniam ambulabat in eodem anno et cepit castrum, quod dicitur Hochseoburg. Dasselbe sagen die annal. Mettens. bey dem angeführten Jahre und benennen das Schloß Ocsioburg.

Nach den Noten Bedekinds (Heft VI.) möchte hierunter mit größerem Rechte die Uffeburg, als, wie Perz angibt, das mansfeldische Seeburg, bey welchem schon das Hoch nicht passend seyn würde, verstanden werden dürfen. Aber die Erklärung von Hochberg in Schwaben konnte nur von einem Franzosen ausgehen. — S. 79: Buqui. 'C'est sans doute la ville impériale de Buckau dans la Souabe'. Der Zusammenhang der Erzählung verweist aber ausschließlich auf Sachsen und zwar auf das Land nördlich von der kurz zuvor genannten Oker. Jedermann begreift, daß unter Buqui nur das bey Einhard und in den annal. Fuldens. bezeichnete Hohbuoki verstanden wird, welches Perz (nach Gebhardi) in dem lauenburgischen Büchen, Bedekind wohl richtiger in dem Hohbecker Berge bey Penzen wieder erkennt. S. 95: La nativité célébra en ses heberges sur le fleuve d'Ambre, en un pais qui est appelé Huettagore, près d'un chastel qui est appelé. Sequidirbourg. D'illec s'en alla en un lieu, qui a nom Rim etc. Si est ce lieu là où le fleuve de Wisaire et cil de Waharne assemblent. Während wir hier (cf. monum. germ. T. I. S. 167. Note 92 ff.) unter Ambra die Emmer verstehen, den Huettagoe in der Graffschaft Schwalenberg, Skidrobürg als Schider wieder erkennen, beschenkt uns der Herausg. mit folgender originellen Anmerkung: 'L'Ambra, c'est l'Ambre, qui sort du Tyrol, arrose la Bavière et va se jeter dans l'Iser, près de Mosbourg. Le confluent dont il est question est celui du Weser et de la Wehra. M. Guizot à fait ici un contre-sens, dont notre chronique ne lui avoit pas

donné l'exemple. «Je célébra, dit-il, dans son camp le jour de la naissance du Seigneur, et marcha en le dévastant, dans le canton Huellagoge, près du fleuve de l'Ems, non loin du fort saxon, qui porte le nom Dekidrobürg, au confluent du Weser et de la Werne.» Il seroit précieux de retrouver un lieu situé près du fleuve de l'Ems, au confluent du Weser et de la Werne'. S. 112 begnügt sich der Herausg. ad vocem Sinotfeld mit dem Zusatz: 'Dom Bouquet, dans sa table géographique, dit, que ce lieu s'appelle aujourd'hui Sende. J'ignore sa position.' Billig hätte diese paderbornische Haidelandschaft nicht so unbekannt seyn sollen. Noch auffallender ist, wenn S. 119 der Text statt Nordeliude, durch Vertauschung des u mit dem im Außern ihm völlig entsprechenden v, Nordelinde liest, und der Herausgeber hinzu setzt: 'Ce doit être une faute, pour Nordmanni. Wie einfach war hier das Verständnis! Es sind die Bewohner von Nordalbingien, die Nordleudi Einhard's (ad annum 780).

Schon nach diesen wenigen Bemerkungen, die mit Leichtigkeit vervielfacht werden könnten, wird man mit dem Ref. den Wunsch theilen, daß der Herausg. lieber alle geographischen Erörterungen gespart und statt ihrer einigen Fleiß auf Nachweisung des Urtextes gewandt haben möchte.

Hav.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 22. September 1838.

G ö t t i n g e n.

Aus einer der Königl. Societät der Wissenschaften unter dem 8. d. M. übergebenen Abhandlung über das Schilfgläserz, deren mineralogischer Theil vom Hofrath Hausmann und deren chemischer vom Professor Wöhler bearbeitet worden, theilen wir im Folgenden den Hauptinhalt mit.

Das Erz, welches den Gegenstand dieser Arbeit ausmacht, gehört zu den seltensten Erzeugnissen der reichen Gänge des sächsischen Erzgebirges. Es ist schon seit langer Zeit bekannt, aber eine chemische Analyse desselben mangelte bisher gänzlich. Das Material zu den nachfolgenden Untersuchungen lieferten hauptsächlich zwey Stücke in der Sammlung des Hofr. Hausmann. Auf dem einen derselben befinden sich mehrere, bis zu $\frac{1}{2}$ Par. Zoll große, aber nicht vollkommen ausgebildete Krystalle jenes Erzes, in Verbindung mit Bleyglanz, Schwefelkies, Manganspath, Kalkspath, Bergkrystall; das andere Stück, welches aus dem Nachlasse des Hofr. Stromeyer

stammt, und diesem von dem Herrn Bergrath Freiesleben mitgetheilt worden war, enthält das Schilfgläserz theils verb, theils in kleinen, größtentheils unvollkommenen Krystallen, mit Rothgiltigerz, Schwefelkies, Bergkrystall. Ein Paar Krystalle des ersten Stückes dienten zur Untersuchung der Structur, zur Bestimmung des specifischen Gewichtes und zur chemischen Analyse. Von dem zweyten Stücke wurde ein Theil ebenfalls zur chemischen Analyse verwandt; und ein kleiner von demselben abgelöster Krystall mit ausgezeichnet glatten und glänzenden Flächen, zur Messung der Winkel benützt.

Ob das in Cronstedt's Mineralogie als *Argentum Antimonio sulphurato mineralisatum* aufgeführte Mineral von Bräunsdorf in Sachsen jenes Erz war, läßt sich wohl nicht mit völliger Gewißheit ausmachen; doch ist es nicht ganz unwahrscheinlich. Die von Romé de l'Isle gegebene Beschreibung des mit dem Namen *mine d'argent grise antimoniale* bezeichneten Erzes, wobey Cronstedt citiert worden, paßt so gut auf das Schilfgläserz, daß es nicht zweifelhaft zu seyn scheint, daß jener genaue Forscher dies Mineral vor sich hatte. Hr Bergrath Freiesleben hat zuerst eine vollständige äußere Beschreibung von diesem Erze, und genauere Nachrichten über sein Vorkommen mitgetheilt (vgl. dessen Beyträge zur mineralogischen Kenntniß von Sachsen. 2e Pief. S. 97 u. f.). Auch ist von ihm der auf die schilffartige Reifung der Krystalle sich beziehende Name 'Schilfgläserz' demselben bengelegt worden. Ueber die Structur und die Winkel an den Krystallen dieses Minerals hat William Phillips in seiner Mineralogie die erste genauere Kunde erteilt. Auch in der Charakteristik des Mineralsystems von Hn Prof.

Breithaupt finden sich einige, von dem Hn von Weissenbach herrührende Winkelangaben. Diese von jenen Messungen etwas abweichenden Bestimmungen gründeten sich indessen nur auf Messungen mit dem Anlege = Goniometer. Philipps bestimmte dagegen die Seitenkanten = Winkel des von ihm als Grundform angenommenen, geschobenen vierseitigen Prisma, mit dem Reflexions = Goniometer, wobey von ihm aber ein Spaltungsstück angewandt wurde. Die übrigen Neigungen der von ihm beobachteten Flächen scheinen mit dem Anlege = Goniometer gemessen zu seyn, und entfernen sich offenbar von der Wahrheit mehr und weniger, indem bey dem Versuche, sie durch Rechnung von einer Grundform abzuleiten, sich bedeutende Unterschiede ergeben haben, und bey einer Fläche die Angaben der Winkel sogar von der Art sind, daß sie gar nicht mit einander bestehen können. Aus diesen Gründen war eine genauere Bestimmung der Krystallformen des Schilfgläserzes wünschenswerth.

Die Combinationen zeigen, daß das Krystallisationssystem ein trimetrisches und als Grundform ein Rhomben octaëder anzunehmen ist, dessen Flächen aber bis jetzt nicht beobachtet worden. Die Krystallisation, welche zur Fundamental = Bestimmung diente, indem die Neigungen der Flächen mit dem Reflexions = Goniometer gemessen werden konnten, ist ein geschobenes vierseitiges Prisma, dessen Seitenflächen mit n bezeichnet werden mögen, an den scharfen Seitenkanten durch Flächen B abgestumpft und an den Enden durch gegen letztere gesetzte Flächen o zugespitzt. Die gegenseitige Neigung der Flächen n wurde $= 91^\circ$ und 89° , und die Größe der durch die Flächen o gebildeten Zuschärfungskanten $= 68^\circ$ gefunden. Werden nun die von

Phillips mit M bezeichneten Flächen, denen Blätterdurchgänge entsprechen, als diejenigen angenommen, welche die Grundkanten des primären Rhombenoctaëders vertical abstumpfen, und die Flächen n darauf bezogen, so kommt diesen das Zeichen $BB'_{\frac{7}{6}}$ zu und die gegenseitige Neigung der Flächen M (E) ergibt sich zu $99^{\circ} 48'$ und $80^{\circ} 12'$, welches von der Bestimmung durch Phillips nur um $0^{\circ} 12'$ abweicht.

Das Krystallisationensystem des Schilfgläserzes hat im allgemeinen Habitus Aenlichkeit mit dem des Graubraunsteins oder Manganits, und ist besonders reich an Flächen in der horizontalen Zone und in der zweyten verticalen Diagonalzone. Die ersteren, welche in der Richtung der Hauptachse mehr und weniger verlängert zu seyn pflegen, kommen entweder allein mit den horizontalen Flächen (A), oder in Verbindung mit Flächen der zweyten verticalen Diagonalzone, seltner mit Flächen aus der ersten verticalen Diagonalzone oder anderen Zonen vor. Von der horizontalen Zone sind außer den bereits erwähnten Grenzflächen B und den Flächen $BB'_{\frac{7}{6}}$ von dem Hofr. H. die Flächen $B'B_2$ beobachtet worden, deren gegenseitige Neigung = $134^{\circ} 20'$ und $45^{\circ} 40'$. Der Versuch einige andere von Phillips und Breithaupt angeführte Flächen derselben Zone von dem Neigungsverhältnisse der Flächen E oder dem Verhältnisse unter dem Horizontalachsen abzuleiten, hat Folgendes ergeben:

den von Phillips angegebenen		kommen am nächsten	
Flächen mit		Flächen mit	
dem Zei-	der gegenseitigen	dem Zei-	der gegenseitigen
chen	Neigung	chen	Neigung
g^1	119° 40' u. 60° 20'	$B'B\frac{5}{2}$	121° 22' u. 58° 38'
g^2	139° u. 41°	$B'B\frac{7}{3}$	140° 18' u. 39° 42'
g^3	167° u. 13°	$B'B7$	166° 16' u. 13° 44'

Der von Breithaupt angegebenen Fläche mit der Neigung von 113° und 67° kommt am nächsten die Fläche mit dem Zeichen $B'B\frac{5}{2}$ und der Neigung von 112° 4' und 67° 56'.

Auß der zweyten verticalen Diagonalzone ist von dem Hofr. H. nur die eine, oben bereits angeführte Fläche beobachtet worden. Bey dem Versuche, die von Phillips angegebenen Flächen nebst jener auf ein einfacheres Neigungsverhältniß zu beziehen, hat es sich ergeben, daß die einfachsten Ausdrücke erlangt werden, wenn das Neigungsverhältniß der von Phillips mit c^3 bezeichneten Fläche als Grundverhältniß angenommen wird. Um von dieser Fläche die übrigen abzuleiten zu können, mußte zuvörderst ihre Neigung durch die der Fläche o corrigiert werden. Nach Phillips ist die gegenseitige Neigung der Flächen $c^3 = 57^\circ 45'$ und $122^\circ 15'$; wogegen ihre corrigierte Neigung $= 56^\circ 42'$ und $123^\circ 18'$. Wird nun diese Fläche als diejenige angesehen, wodurch die kleineren Seitenkanten des primären Rhombenocäeders abgestumpft werden (D), so kommt der Fläche o das Zeichen $AB\frac{5}{2}$ zu. Die Flächen c^2 bey Phillips, deren gegenseitige Neigung von ihm zu $60^\circ 56'$ und $119^\circ 4'$ angegeben worden, sind alsdann $AB\frac{11}{2}$, mit der Neigung von $60^\circ 58'$ und $119^\circ 2'$. Die Flächen c^1 bey Phillips, deren gegenseitige Neigung nach seiner Angabe

= $130^{\circ} 8'$ und $49^{\circ} 52'$ und nach Breithaupt = 130° und 50° , erhalten das Zeichen AB4 und ihre Neigung = $130^{\circ} 16'$ und $49^{\circ} 44'$.

Von der ersten verticalen Diagonalzone hat Phillips eine Fläche beobachtet, die von ihm mit a bezeichnet worden. Die von ihm zugleich angegebenen Neigungen stehen aber unter einander so sehr im Widerspruche, daß nicht mit Sicherheit ausgemittelt werden kann, welchem Verhältnisse sie entspricht. Der einen Angabe kommt die Fläche AB'2 am nächsten, deren Neigung = $66^{\circ} 44'$ und $113^{\circ} 16'$, wogegen nach Phillips Neigung = $67^{\circ} 22'$ und $112^{\circ} 38'$ seyn soll.

Die Flächen der horizontalen Zone sind sehr gewöhnlich in die Länge gereiſt, oft tief gefurcht, selten vollkommen eben und spiegelnd. Die übrigen Flächen sind häufiger eben oder glatt. Durch die oft sehr stumpfwinkliche Verbindung der Flächen der horizontalen Zone erscheinen diese nicht selten gekrümmt. In ihrer Furchung gibt sich eine Anlage zur Bildung zusammen gesetzter Krystallisationen zu erkennen. Außerdem kommen aber auch, wie Hr Breithaupt bereits angeführt hat, kreuzförmige Zwillinge-Krystallisationen, so wohl mit rechtwinkliger als auch mit schiefwinkliger Verwachsung, wie bey dem Staurolith, vor.

Nach den Flächen E (M bey Phillips) läßt sich das Schilfgläserz ziemlich leicht und vollkommen spalten. Der von Breithaupt angegebene basische Blätterdurchgang, wurde von dem Hofr. H. nicht bemerkt.

In Krystallen zeigt das Schilfgläserz theils einen muscheligen, theils einen unebenen Bruch; derbe Massen haben nur den letzteren.

Das specifische Gewicht eines Krystalls wurde bey der Temperatur des Wassers von $23^{\circ} \text{C.} = 6,194$ gefunden.

Die Härte ist nach der von Mohs angenommenen Scala = 2 . . . 2,5.

Das Erz ist wenig spröde ;

undurchsichtig ;

von einer Farbe, die zwischen stahl- und schwärzlich bleigrau das Mittel hält, stahlgrau anlau- fend ;

metallisch glänzend ; auf den Krystallflächen von verschiedenen Graden der Stärke nach ihrer ver- schiedenen Glätte ; auf den gereiften Flächen zu- weilen mit einem Schiller ; auf dem muscheligen Bruch von stärkerem Glanz als auf dem uneben- nen ; der Strich nicht merklich verändert.

Vor dem Löthrohre auf der Kohle entwickelt das Schilfglas Erz Schwefelgeruch, setzt Antimon- oxyd- und Bleioxyd- Beschlag ab und hinterläßt ein Silberkorn, welches, mit Borax behandelt, zuweilen eine Kupferreaction wahrnehmen läßt.

Die Analyse dieses Minerals, welches sich durch das Verhalten vor dem Löthrohre und durch eine vorläufige nähere Untersuchung als ein Dop- pel- Sulfantimonit von Silber und Bley zu er- kennen gab, veranlaßte den Prof. Wöhler, zu- nächst einige Versuche über das Verhalten solcher Verbindungen in Wasserstoffgas, bey Glühhitze, anzustellen, um, wo möglich, eine einfachere Be- stimmungs- methode des Schwefels darauf gründen zu können. Da Schwefelantimon und Schwefel- silber, für sich in einem Ströme von Wasserstoff- gas erhitzt, nach der Beobachtung von H. Rose, ihren ganzen Schwefelgehalt verlieren, so war, zumahl bey der bestehenden Affinität zwischen Silber und Antimon, zu erwarten, daß sie sich eben so verhalten würden, wenn sie mit einander verbunden sind. In der That ist dies, wie der Versuch zeigte, mit dem dunkeln Rothgiltigerz

($3\text{AgS} + \text{Sb}^2\text{S}^3$) der Fall, dessen Analyse auf diese Weise sehr leicht und sicher auszuführen ist. Sein Schwefelgehalt wird als Schwefelwasserstoffgas vollständig weggeführt. Der Gewichtsverlust des Apparats gibt unmittelbar den Schwefelgehalt. Wollte man ihn controlieren, so könnte man das Gas durch eine zweyte Röhre leiten, worin durch Wasserstoffgas reduciertes schwammiges Kupfer glühend erhalten wird, dessen Gewichtszunahme nachher die Schwefelmenge geben würde.

Das Rothgiltigerz auf diese Weise in einer Glaskugel über der großen Spirituslampe in einem Strome von getrocknetem Wasserstoffgas erhitzt, schmilzt sehr leicht, und veranlaßt sogleich die Bildung von Schwefelwasserstoffgas. Wenn fast aller Schwefel weggeführt ist, entsteht zuletzt eine Art von Silberblick, die Metallkugel wird vollkommen blank, adhärirt nicht mehr am Glase, sondern ist beweglich wie ein Quecksilbertropfen. Das so gebildete Antimonsilber (Ag^3Sb^2) ist fast silberweiß, spröde und krystallinisch. Unterbricht man die Operation, bevor die Bildung von Schwefelwasserstoffgas aufgehört hat, und nimmt nach dem Erkalten die Kugel heraus, so findet man, daß sie aus einer leicht abspringenden, dunkeln Schale von noch unverändertem Rothgiltigerz und einem sich vollkommen blank ablösenden, silberweißen Kerne von ganz schwefelfreyem Antimonsilber besteht, welches letztere also in der unzersehten Masse, in dem Grade als es sich bildet, untersinkt, ohne sich mit ihr zu vermischen. Das erhaltene Antimonsilber kann nach dem Wägen in derselben Kugel durch trocknes Chlorgas in abdestillierendes Antimonchlorid und zurück bleibendes Chlorsilber weiter zerlegt werden.

Reiches Rothgiltigerz, die Verbindung des Schwefelsilbers mit Schwefelarsenik, scheint in Wasserstoffgas so wohl den Schwefel als den ganzen Arsenikgehalt zu verlieren, also auf diese Weise direct den Silbergehalt geben zu können. Zu dem Versuche wurde die Verbindung künstlich durch Zusammenschmelzen der Bestandtheile, nach der Formel $3\text{AgS} + \text{As}^2\text{S}^3$, in einem Glasrohr dargestellt. Die Vereinigung geschah sehr leicht und unter Feuer-Entwicklung, und das vollkommen geschmolzene Product war dem Mineral sehr ähnlich, dunkel cochenillroth, durchscheinend. In Wasserstoffgas geschmolzen, entwich zuerst Schwefelarsenik und nachher Arsenikmetall. In einer gewissen Periode blähte sich die geschmolzene Masse plötzlich zu einer voluminösen, erstarrenden Blase auf. Von nun an, offenbar weil die Masse nicht mehr geschmolzen war, ging die Wegführung des Arseniks nur langsam von staten, und am schwierigsten da, wo die Masse das Glas berührte. Der Versuch wurde unterbrochen, ehe noch das Gas ganz aufgehört hatte, Arsenik wegzuführen, und als im Silber, wie das Gewicht auswies, noch 1 Procent Arsenik enthalten war. Das Silber bildete ein dünnes, weißes Blech, welches vor dem Löthrohre noch Arsenikdampf gab. Indessen ist nicht zu zweifeln, daß bey länger anhaltender und namentlich stärkerer Hitze, alles Arsenik ausgetrieben werden könne.

In Beziehung auf die Analyse des Schilfgläserzes, welches außer Schwefelsilber noch Schwefelbley enthält, war es nun wichtig zu wissen, ob letzteres, in Verbindung mit Schwefelantimon, durch Wasserstoffgas seinen Schwefelgehalt vollständig verliere, da es, für sich in diesem Gase erhitzt, keinen Schwefel verliert. Es wurde da-

her Zinkenit ($\text{PbS} + \text{Sb}^2\text{S}^3$) in einem Strome von Wasserstoffgas geschmolzen erhalten. Es bildete sich sogleich Schwefelwasserstoffgas, und es blieb, wie der Gewichtsverlust auswies, zuletzt schwefelfreies Antimonbley (PbSb^2) als eine spröde Masse von der weißen Farbe des reinen Antimons zurück. Zuletzt schmolz sie nicht mehr, und dies war offenbar auch hier die Ursache, warum die letzten Antheile von Schwefel nur sehr schwierig und langsam weggingen. Der Versuch zeigte also, daß Schwefelbley, in Verbindung mit Schwefelantimon, bey höherer Temperatur in Wasserstoffgas den Schwefel verliert, weil an dessen Stelle Antimon tritt. Die Analyse des Schilfgläserzes konnte also mit aller Zuversicht nach dieser Methode begonnen werden, um so mehr, als sich diese Verbindung, wie der Versuch zeigte, selbst noch nach Austreibung alles Schwefels flüssig erhält. Bey der Analyse wurde noch die, bey allen solchen Antimonverbindungen wohl nicht überflüssige Vorsicht gebraucht, eine zweyte Stelle der Röhre beständig glühend zu erhalten, um dadurch die Absehung von Antimon aus dem, stäts in geringer Menge sich bildenden Antimonwasserstoffgas zu bewirken.

0,791 Gramm Schilfgläserz, in trockenem Wasserstoffgas geschmolzen, bis keine Spur von Schwefelwasserstoffgas mehr entstand, wogen nachher = 0,643. Gewichtsverlust oder Schwefelgehalt also $0,148 = 18,71$ Procent. In einer gewissen Periode der Zersetzung erstarrte die Masse fast ganz, wurde aber nachher, bey derselben Temperatur, wieder vollkommen und rund fließend. Von Arsenik zeigte sich keine Spur.

1,901 Gramm Schilfgläserz von der zweyten Stufe eben so behandelt, wogen nachher 1,543.

Gewichtsverlust oder Schwefelgehalt also 0,358 oder 18,77 Procent.

Die zurück gebliebene Metallkugel von Antimon Silber und Antimonbley, nebst dem sublimirten Antimonspiegel, wurde in einem Gemische von Salpetersäure und Weinsäure aufgelöst, was ohne allen Rückstand geschah. Aus der sehr verdünnten und heißen Lösung wurde das Silber durch Salzsäure gefällt. Die vom Chlorsilber abfiltrirte Flüssigkeit wurde mit Ammoniak neutralisirt und mit Ammoniumsulfhydrat im Uebermaße versetzt und damit digerirt. Das zurückbleibende schwarze Schwefelbley wurde abfiltrirt und durch Salpetersäure in schwefelsaures Salz verwandelt. Aus der ammoniakalischen Schwefelsalzlösung wurde das Schwefelantimon durch verdünnte Schwefelsäure gefällt, und sein Antimongehalt durch Reduction in Wasserstoffgas bestimmt.

0,791 Grm. Schilfgläserz gaben auf diese Art 0,250 geschmolzenes Chlorsilber = 0,188 Silber = 23,76 Procent.

1,901 Grm. gaben 0,554 Chlorsilber = 0,417 Silber = 22,18 Procent.

0,791 Schilfgläserz gaben 0,35 schwefelsaures Bleyoxyd = 0,238 Bley = 30,08 Procent, und 0,214 Antimon = 27,05 Procent.

1,901 Schilfgläserz gaben 0,580 Bley = 30,0 Proc. Diese gaben außerdem 0,003 Eisenoxyd und 0,029 Kupferoxyd. Der Antimongehalt wurde hier nicht direct bestimmt, sondern aus dem Verluste berechnet.

Eine dritte Analyse von 0,458 Grm. Schilfgläserz durch Chlorgas, nach der gewöhnlichen Methode, gab 22,85 Proc. Silber und 31,74 Proc. Bley.

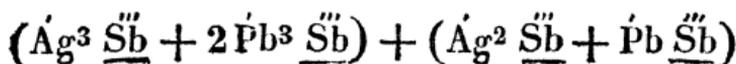
Die Resultate dieser drey Analysen sind folgende :

	I.	II.	III.
Silber	23,76	22,18	22,85
Bley	30,08	30,00	31,74.
Antimon	27,05	27,72	
Schwefel	18,71	18,77	
Eisen	» »	0,11	
Kupfer	» »	1,22	
	<hr/>	<hr/>	
	99,60	100,00.	

Die Schwefelmenge der basischen Metalle verhält sich bey der ersten Analyse zur Schwefelmenge des Antimons = 8,32 : 10,12. Bey der zweyten Analyse ist das Verhältniß = 8,33 : 10,37. Offenbar ist also das Verhältniß wie 8 : 10 oder wie 12 : 15. Hieraus geht folgende empirische Atom-Zusammensetzung hervor: $\text{Ag} + 7\text{Pb} + 10\text{Sb} + 27\text{S}$, was, mit Uebergehung der zufälligen Einmischungen von Eisen und Kupfer in der zweyten Stufe, folgende berechnete Zusammensetzung gibt:

	Berechnet.	Gefunden (als Mittelzahlen)
Silber	23,05	22,93
Bley	30,91	30,27
Antimon	27,50	27,38
Schwefel	18,52	18,74

Die wahrscheinlichste Zusammensetzungsformel, welche sich hieraus ableiten läßt, ist folgende:



Das Schilfgläserz ist hiernach eine Verbindung von mehreren Subantimoniten von Silber und Bley in verschiedenen Graden der Sättigung.

Diese Formel scheint um so mehr der wahre Ausdruck der Zusammensetzung zu seyn, als sie mit Ausnahme von $2\text{AgS} + \text{Sb}^2\text{S}^3$, lauter bekannte, als Mineralien vorkommende Verbindungen enthalten würde. Das erste Glied ist Rothgiltigerz, das zweite das von Boulanger und von Chaulow untersuchte Erz, für welches von letzterem der Name Boulangerit in Vorschlag gebracht worden, und das vierte Zinkenit. Die Verbindung des dritten Gliedes ist die einzige, welche noch nicht natürlich vorkommend beobachtet worden ist.

P a r i s.

Bey Crochard. Leçons d'Anatomie comparée de Georges Cuvier, recueillies et publiées par M. Duméril. Seconde Edition, corrigée et augmentée. Tome I. contenant les généralités, et les organes du mouvement des animaux vertébrés; revu par M. G. Cuvier. 1835. XXXIII u. 587. Tome II. contenant les organes du mouvement des animaux sans vertèbres, et l'ostéologie de la tête; revu par MM. F. G. Cuvier et Laurillard. 1837. VIII u. 726.— Tome IV. Première partie. contenant les organes de Mastication, d'insalivation et de déglutition des animaux vertébrés; revu par G. L. Duvernoy. 1835. XXII u. 628. Deuxième partie. contenant la suite de l'appareil de chyfication des animaux vertébrés, revu par G. L. Duvernoy. 1835. 691.— Tome V. contenant les organes d'alimentation des mollusques, des animaux articulés et des Zoophytes; re-

vu par G. L. Duvernoy. 1837. VIII und 503 Seiten in 8. — (Die übrigen Bände sind noch nicht erschienen).

Zur Zeit als Cuvier seine Vorlesungen über die vergleichende Anatomie heraus zu geben anfing (1799), existierten wohl viele und manigfaltige vergleichend anatomische Beobachtungen und Untersuchungen, aber an einem Werke, welches diesen wichtigen Zweig der Naturkunde allseitig umfaßt, fehlte es noch. Um so mehr muß man staunen, daß das erste umfassende Werk dieser Art in einem so trefflichen Gewande, enthaltend die wichtigsten Ergebnisse der Forschungen Anderer, und einen noch bey weitem reichern Schatz eigener Untersuchung, hervor trat. Man hat zwar mit Recht mancherley an diesem Werke auszusetzen gewußt, manchen Irrthum in demselben nachgewiesen, aber oft sehr mit Unrecht den Verf. deshalb getadelt, denselben des Irrthums beschuldigt; — denn wenn dergleichen in neuerer Zeit geschah, so hätte man doch wohl bedenken sollen, daß der berühmte Verfasser, unermülich in vergleichend anatomischen und zoologischen Forschungen, durch größere Werke und monographische Abhandlungen, so zu sagen täglich, die Wissenschaft weiter brachte, und zur Beseitigung vieler, der früheren Zeit angehörender, eigener und fremder, Irrthümer beytrug. Nach der Vorrede der Hrn Herausgeber war eine neue Auflage das letzte Werk womit Cuvier sich beschäftigte, an dessen Vollendung ihn aber der Tod verhinderte. Er betrachtete jedoch dieses Werk nur als Entwurf zu einem umfassendern; es sollte sich zu einem Werke, welches er oft seine 'grande anatomie comparée' zu nennen pflegte, verhalten wie seine Elementarübersicht

der Thiere zu seinem größeren Werke 'le regne animal'. Auch hatte er seit mehr als 30 Jahren in seiner Sammlung und in seinen Papieren die Materialien zu diesem bedeutenden Unternehmen gesammelt. Allein der Umstand, daß mehrere Vorarbeiten noch nicht vollendet, die Zeit der Ausführung seines Planes noch entlegen, die erste Auflage der Vorlesungen aber unverändert wieder abdrucken zu lassen, unzweckmäßig war, bestimmte ihn dem Wunsche des Publicums, welches eine neue Ausgabe sehnlichst erwartete, zu entsprechen, und das Resultat seiner vielen Arbeiten zu dieser Ausgabe zu benutzen.

Der Plan ist der frühere geblieben; was die einzelnen Bände enthalten, haben wir oben im Titelverzeichniß angegeben. Die allgemeinen Betrachtungen im ersten Bande, und zum Theil auch die Beschreibung der Bewegungsorgane der Wirbelthiere, hat Cuvier selbst revidirt; das Fehlende ist von Hn Laurillard (dem ausgezeichneten Professor Cuviers, und Conservator des Cabinets der vergleichenden Anatomie zu Paris) zugefügt. Hr Duvernoy (Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Straßburg) ist derselbe, welcher schon bey der ersten Auflage so vorzüglich thätig mitwirkte; der Mitherausgeber, Doctor F. G. Cuvier zu Paris, ist der Nefte des Verfassers. Der Stoff zu den Zusätzen ist größtentheils aus Cuvier's Sammlung und seinen Papieren, so wie aus den Werken und Abhandlungen hergenommen, welche derselbe seit dem Erscheinen der ersten Auflage heraus gegeben hat. Damit man alten und neuen Text unterscheiden könne, sind die Zusätze und Verbesserungen in Klammern eingeschlossen. — Ähnlich wie die

frühere möge auch diese Ausgabe großen Nutzen für eine Wissenschaft stiften, welche zwar noch jung, aber mit einer Kraft und Schnelligkeit sich entwickelt hat, wovon kaum eine andere Wissenschaft das Beyspiel liefert. Zieht zwar Ref. dem Cuvierschen Werke das Meckelsche vor, so gibt er doch zu bedenken, daß das letztere in der ursprünglichen Ausgabe dasselbe Schicksal gehabt hat, welches ersteres in der vorliegenden hatte, daß nämlich der Verfasser leider vor Vollendung der Arbeit und viel zu früh der Wissenschaft durch den Tod entrißen wurde, — nur mit dem Unterschiede, daß Cuviers Werk von Anderen vollendet wird, während von einer Beendigung des Meckelschen noch nichts verlautet.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß Hr G. Duvernoy, pract. Arzt in Stuttgart, eine deutsche Uebersetzung von der vorstehenden neuen Auflage unternommen hat. Des ersten Bandes erste Hälfte, welche den ganzen ersten Band des Originals umfaßt, ist bereits erschienen. Von der Treue der Uebersetzung haben wir uns überzeugt, und dürfte dieselbe schon wegen des geringern Preises (etwa die Hälfte von dem, was das Original kostet) sehr zur Verbreitung des Werkes — und dadurch auch der Wissenschaft — beitragen.

Berthold.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 24. September 1838.

G ö t t i n g e n.

Das der historischen Classe der Kön. Societät übertragene Urtheil über die Echtheit oder Unechtheit des Chronicon Corbejense (G. g. A. 1837. St. 101.), wozu drey Preißschriften eingelaufen sind, muß aus bewegenden Ursachen noch bis gegen Ende dieses Jahrs aufgeschoben bleiben.

B e r l i n.

Bey F. H. Morin. Nationalökonomie oder Volkswirthschaft, dargestellt von Dr. A. F. Riedel, Kön. geheim. Archivvorstande, Hofrath und außerord. Prof. an der Universität zu Berlin u. Erster Band. 1838. XVI u. 410 Seiten in 8. (3 Fl. 18 Kr.)

In einer Wissenschaft, welche neu aus dem Leben hervor gerufen wird und durch dieses ihre allmähliche Festigkeit erhalten muß, ist jeder Beytrag und jede Bearbeitung, welche auf Selbständigkeit Anspruch macht, willkommen. Dieses ist mit der vorliegenden Schrift der Fall, da sie die

Entwicklung der erst kurze Zeit zur Wissenschaft erhobenen Volkswirtschaftslehre zum Gegenstande hat und mit Benutzung der trefflichen Leistungen Anderer einen von der gewöhnlichen Bahn in mehreren Puncten abbeugenden Weg betrat. Ihr Verf., belehrt und unterrichtet durch die Forschungen der bisherigen Schriftsteller, ließ sich von seinem eigenen Urtheile leiten, und suchte der ersten aller Forderungen, welche man an eine neue Behandlung einer Wissenschaft machen könne, nämlich, daß der Bearbeiter die Disciplin aus seinem eigenen Geiste, welcher durch die Leistungen Anderer dazu gleichsam nur befruchtet werde, wieder entwickle, und daß er unabhängig von der Macht der Gewohnheit und der Auctorität Anderer die Wissenschaft gleichsam aus eigener Kraft neu wieder erzeuge, zu entsprechen.

Dieses Streben, verbunden mit der Ansicht, daß Alles, was aus dem Leben entspringt und eines Wachsthums fähig ist, sich nur allmählich durch seine Manigfaltigkeit von unvollkommenen Formen zu höherer Vollendung hinauf ringt und daß das Gepräge hoher Ausbildung und einer gewissen Art von Vollendung der Volkswirtschaft noch lange abgehen und mangeln wird, leiteten den Verf. bey seinen Darstellungen, in welchen er die Verdienste Anderer, ohne die nach seiner Meinung irrigen Ansichten speciell zu bekämpfen oder zu widerlegen, lobend anerkennt. Die Sucht nach Rechthaberey, Streit und Verkleinerung, welche in dieser neuen Wissenschaft besondere Ausdehnung erhalten hat, ist ihm ziemlich fremd; friedfertige Gesinnungen und bloße Beziehungen auf Sachen zeichnen seine Erörterungen aus. Einzelne Ansichten hat er nie aus ihrem Zusammenhange heraus gerissen und mit spitzigen Bemerkungen begleitet, sondern dieselben unabhängig

von aller Persönlichkeit nach seinen eigenen Ideen bearbeitet, wobey man selten angegeben findet, wer die eine oder die andere unhaltbare Ansicht geäußert oder vertheidigt habe, wenn man nicht mit den Forschungen Anderer bekannt ist.

Die Schwächen Anderer findet man daher selten hervor gehoben, und der Leser läuft manchemahl Gefahr, den Verf. nicht klar zu verstehen und dessen einzelne Ansichten nicht zureichend begründet zu sehen, wenn er nicht streng auf den Zusammenhang sieht und sich von allen fremden Ansichten entfernt hält. Uebrigens stellt dieser das Ganze so dar, wie es ihm für den Unbefangenen hinlänglich begründet zu seyn schien; er citirt weder fremde Ansichten, noch bekämpft und widerlegt er sie, um seinen Ansichten mehr Eingang und Anerkennung zu verschaffen, oder seine Erfindungen ruhmredig anzupreisen. Vieles, was bey Befolgung dieser Absicht hätte aufgenommen, umständlicher entwickelt und vielseitiger begründet werden müssen, hat er für mündliche Darstellungen vorbehalten. Nur aus dem Zusammenhange kann der Vorurtheilsfreye und mit dem Stande der Wissenschaft bekannte Leser die Vertheidigungsgründe des Verfs gegen fremde Ansichten heraus finden und das Verdienstliche seiner Leistungen unparteyisch und richtig abwägen. Diese allgemeinen Vorzüge der Schrift erzeugten bey dem Ref. eine besondere Achtung vor dem Verf. und während des Studiums derselben um so mehr Vergnügen an den Darstellungen, je sorgfältiger er sie beobachtet fand und je unbefangener der Verf. die einzelnen Materien bearbeitet hat.

Obgleich Referent alle Ansichten des Verfassers nicht unbedingt unterschreiben kann, und hier und da abweichende Meinungen zu begründen veranlaßt seyn mußte, wenn er bey dieser criti-

schen Anzeige mehr in das Einzelne eingehen könnte, so gesteht er doch schon vorn herein, daß er noch wenige gleich ruhige und besonnene Bearbeitungen der Volkswirtschaftslehre gelesen und einen einfacheren Zusammenhang der Materien beobachtet gefunden hat, als in der vorliegenden Schrift geschehen ist. Manche beachtungswerthe Gegenstände, z. B. die Lehre über die Production des Volkseinkommens, die Productivität der Vertheilung desselben, die Trennung und Sonderung des Antheils der verschiedenen Factoren und Quellen jener Production, die Berücksichtigung der hauswirthschaftlichen Production u. dgl. findet man ausführlicher und gründlicher als bisher erörtert; den inneren Zusammenhang der Volkswirtschaftslehre vollständiger und klarer ans Licht gestellt und das System derselben den Bedürfnissen gründlicher Forschung und folgerechter Entwicklung besser angepaßt.

Zur Bearbeitung dieses neuen Lehrbuches bestimmten ihn einige Beweggründe, welche in dem eigenen Bedürfnisse des Universitäts-Unterrichtes, oder in dem Wunsche, bey dem Vortrage der Volkswirtschaftslehre sich von der unbehaglichen Last dictierender Langsamkeit zu befreien, seine Zuhörer aber, statt sie durch mechanisches Nachschreiben zu ermüden, zu größerer Theilnahme an der eigenen freyen Entwicklung des Gedankens anzuregen, zu einer lebendigeren geistigen Bearbeitung der Gegenstände während des Vortrages selbst desto mehr aufzumuntern und so ein unmittelbares fruchtbares Wirken von Geist zu Geist zwischen sich und den Zuhörern möglich zu machen. Hierzu bedurfte er eines Handbuchs, das dem Gange seiner mündlichen Vorträge genau entspricht, und worin dem Zuhörer die Hauptsätze zur Rück Erinnerung an den Inhalt der münd-

lichen Verhandlung aufbewahrt werden. Ein solches Handbuch wollte er sich geben; dasselbe soll jedoch auch Anderen zu demselben Zwecke oder zum Selbstunterrichte dienen. Der erste und Haupttheil der Bestimmung ist völlig gegründet; der zweyte aber möchte bey den vielen individuellen Ansichten des Verf. und anderer Bearbeiter nicht leicht, oder höchstens bey Schülern des ersten erfolgen; der dritte endlich, nämlich der Gebrauch zum Selbstunterrichte, findet wenigere Hindernisse, fordert aber schon einige Kenntniß über den Stand der Volkswirthschaft, über ihren Character und über ihre einzelnen Theile. Uebrigens dürfte das Buch der Absicht einer Selbstbelehrung durch eigenes Studium mehr entsprechen, als manche andere nicht unbedeutende Bearbeitung der Volkswirthschaftslehre, woraus für den unbefangenen Leser ein wesentlicher Vorzug entspringt.

Die nationalwirthschaftliche Literatur besitz zwar manche sehr gehaltvolle Bearbeitungen, und der Verf. scheint unter besonderem Bezuge auf die neuen Untersuchungen von Schön (im Jan. d. J. in diesen Anzeigen beurtheilt) seine Studien betrieben, daher diese vor Augen gehabt zu haben, ohne dieses im Besonderen zu berühren; allein so wohl jene als diese erschienen ihm unzulänglich und mangelhaft, weswegen er das wissenschaftliche Gebäude neu zu bearbeiten und mancherley Hemmnisse zu beseitigen suchte. Ob das Systematische der Darstellungen dem Wesen der Volkswirthschaftslehre, als Grundlage der Staatswirthschaftslehre, genau entspreche, will Referent nicht positiv entscheiden; aber einen Hauptpunct hebt er hervor, welcher ihm vom Verf. übersehen, oder nicht nach Gebühr behandelt, oder gehörig angeordnet zu seyn scheint, nämlich die selbstän-

dige Behandlung der immateriellen Güter im Systeme der Nationalöconomie.

Man wird zwar entgegenen, diese sey eine reine Güterlehre, habe es daher vorzüglich und fast ausschließlich mit den Sachen, mit ihrer Nützlichkeith, mit ihrem Werthe und mit den sachlichen Gütern, zu thun und sich um die immateriellen Güter höchstens nach Befriedigung des Lebens, worauf erst die Bildungs- Bedürfnisse dringend hervor träten, zu bekümmern, wie der Verf. auch in §. 20. hinsichtlich der Nothwendigkeit der Culturbedürfnisse sich auszusprechen scheint. Allein die Trennung der beiderley Güter in einem Systeme der wissenschaftlichen Bearbeitung der Volkswirthschaftslehre kann sich durch nichts rechtfertigen lassen, weil der Staat nach gewissen Grundsätzen, so wohl bey der Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung der öconomischen Güter, als auch bey der Pflege derselben nach denselben Momenten thätig sich zu zeigen und auf alle Beziehungen mit demselben Geiste einzuwirken hat. Fordern auch jene Grundsätze der reinen Güterlehre, daß den Betheiligten das Meiste überlassen bleibe, so muß doch die Sorge des Staates dahin gehen, die Volksglieder so heran zu bilden, daß sie die Güter am zweckmäßigsten erzeugen, wahrhaft productiv benutzen und so den allgemeinen Wohlstand begründen helfen. Ohne geistige und sittliche Bildung, deren Kraft auf die materiellen Güter gerade jetzt höchst entschieden hervor tritt, ist weder eine richtige Kenntniß der Güter selbst, noch viel weniger eine wahrhaft ergiebige Production, oder productive Consumtion, oder weise Capitalisation möglich. Die immateriellen Güter, oder die Sorge des Staates für die körperliche, sittliche und geistige Kraft des Volkes, machen daher ein wesentliches

Glied des Systems der Volkswirtschaftslehre aus; mit ihnen hat so wohl der Staat, als die Nation zu wirtschaften, sie müssen den Betrachtungen der reinen Güterlehre zum Grunde liegen und Ref. hat aus dem Studium der Schriften über Volkswirtschaftslehre die feste Ueberzeugung gewonnen, daß diese nur dann als Wissenschaft erscheinen und begründet werden kann, wenn in ihrem Systeme die immateriellen Güter eben so behandelt und gewürdigt werden, wie die materiellen.

Ohne auf den starken und innigen Zusammenhang, auf die schöne und einflußreiche Wechselwirkung zwischen beiderley Gütern hinzuweisen, und daraus seine Ansicht zu begründen, bemerkt Ref. bloß, daß ihre Trennung dem wissenschaftlichen Character der Volkswirtschaftslehre sehr geschadet hat und ihren wissenschaftlichen Höhepunct zurück hält; daß ihre Untersuchungen sich im Materiellen ganz verlieren und das Immaterielle hintansetzen, das Niedere über das Höhere erheben und den aus der Geschichte aller Zeiten erwiesenen Spruch: 'Mens agit mollem', vernachlässigen, also ihren Zweck in jedem Haupttheile der Wissenschaft verfehlen. Die entschiedene und starke Nachwirkung des Immateriellen auf die Güterverhältnisse, des Verstandes und Gemüthes auf Erzeugung, Verzehrung und Vertheilung der öconomischen Güter, kann wohl kein Sachverständiger leugnen; aber man will jenes nicht selbständig hervor heben, nicht als Gut gelten lassen, und entzieht dadurch der Volkswirtschaftslehre ihren wissenschaftlichen Character, welcher erst dann in seinem wahren Adel erscheint, wenn jene sich nicht mehr bloß mit den reinen, eigentlich sachlichen, Gütern und mit der Bereicherung des Volkes mit ihnen, sondern mit der

Ausstattung der Volksglieder mit physischen, geistigen und sittlichen Kräften, mit Fähigkeiten, Fertigkeiten und Hülfsmitteln befaßt.

Da diese Ansicht die Bearbeitung der Volkswirtschaftslehre durchdringen muß und die immateriellen Güter eine selbständige Stelle einnehmen müssen, aber in dem Lehrbuche des Verfs hiervon Umgang genommen ist, so hielt es Ref. für nothwendig, diesen Differenzpunct kurz zu berühren, und den Leser auf denjenigen Standpunct zu erheben, von welchem aus er den Character der Darstellungen leicht übersehen kann. Er findet die ganze Durchführung materialistisch und nur hier und da eine Verschmelzung des Immateriellen, wie die Inhaltsanzeige des ersten Bandes kund gibt, dem bald der zweyte als Schlußband folgen und der die Fortsetzung des in dem ersten abgebrochenen ersten Buches, dann als zweytes und drittes Buch das Gewerbswesen, die Lehre von der Vertheilung des Volkseinkommens und die Lehre von der Consumption desselben enthalten soll. Diese Idee stimmt mit der von Schön in der Hauptsache überein, und bietet selbst in der Durchführung vieles Gleichförmige dar, wovon sich jeder Leser durch einfache Vergleiche bald überzeugen wird. Als Anhang zu dem ganzen Werke beabsichtigt der Verfasser eine Darstellung der Geschichte der Volkswirtschaftslehre dem zweyten Bande beizugeben.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. 155. S t ü c k .

Den 27. September 1838.

G ö t t i n g e n .

Von der Königl. Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist unter dem 16. September Folgendes publiciert worden:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Winter-Semester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 22. bis 27. October ihren Anfang nehmen, und daß die Immatriculation der etwa später ankommenden Studierenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, späterhin also nicht mehr statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Zeugnisse ist vorgeschrieben, daß:

1) die, welche das academische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestelltes Zeugniß ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben und ihres sittlichen Betragens;

2) die, welche von einer anderen Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität

ein öffentliches Zeugniß ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes;

3) die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugniß über ihr sittliches Betragen bezubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber auf die hiesige Universität zurück kehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Eltern oder Vormünder darüber bezubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

B e r l i n .

Fortsetzung der Anzeige: Nationalökonomie oder Volkswirtschaft dargestellt von A. F. N i e d e l .

Nach einer allgemeinen Einleitung über Begriff der Wirtschaft, Privat-, Staats- und Volkswirtschaft, über Ausführung der Grundverhältnisse der Wirtschaft, insbesondere der Volkswirtschaft und deren Aufgaben S. 1—56. folgen die Darstellungen der Volkswirtschaftslehre selbst, welche in drey Bücher zerfällt, deren erstes die Lehre von der Hervorbringung des Volkseinkommens handelt, diese aber nicht vollendet, indem nur zwey Abschnitte vorkommen. Der erste spricht von den Gründen der Entstehung des Volkseinkommens hinsichtlich seiner Entstehungsarten, seiner Production, der Produc-

tionskosten, der Werthvergleichen des Products mit diesen Kosten, des Volkseinkommens und des Ideales der Production S. 57 — 97. Der zweyte Abschnitt handelt von den einzelnen Factoren und Quellen der Production unter drey Titeln; wovon der erste über die Natur, ihren Begriff und ihre Bestandtheile, über Naturproduction und deren Bedingungen S. 98 — 125.; der zweyte über die Arbeit, ihren Begriff und ihre Productivität, über Hauptarten aller productiven Arbeiten und Bedingungen der Arbeitsproduction S. 125 — 281. und endlich der dritte über das Capital, seinen Begriff und Productivität, über die Hauptarten und Bedingungen der Capitalproduction S. 281 — 410. sich verbreitet.

Aus den einleitenden Bemerkungen des ersten Abschnittes (§. 1 — 13.) ersieht man, daß der Verf. die Volkswirtschaft als aus Thätigkeiten der öffentlichen Gewalt im Staate und aus Privatthätigkeiten zusammen gesetzt betrachtet, ohne der öconomischen Politik eine Stelle in der Volkswirtschaftslehre einzuräumen, wogegen Andere dieselbe als bloßen Inbegriff von Privatthätigkeiten ansehen. Diese Ausdehnung des Begriffs der Volkswirtschaftslehre als Wissenschaft der natürlichen Geseze, nach welchen die öconomischen Thätigkeiten der Einzelnen und der sie leitenden Behörden sich richten, mußte den Verfasser auf die Sorge der Regierungen für die körperliche, geistige und sittliche Kraft, mithin auf die immateriellen Güter hinführen und ihn nothwendig bestimmen, dieselben selbständig zu behandeln. Denn statuiert er einen Einfluß des Staates auf öconomische Thätigkeiten und Güter, so kann die Trennung des Geistigen nicht statt finden, weil der Geist, in welchem er auf beide Elemente ein-

wirken soll, stäts derselbe ist und bleiben wird; weil die Art und Weise, wie sich beide Thätigkeiten bey den Behörden des practischen Lebens offenbaren, auf eine innige Verwandtschaft hindeutet und in vielen Hinsichten der innigste Zusammenhang zwischen Leben und öconomischen Verhältnissen der Menschen sich kund gibt.

Von Personen und Sachen, welche die Hauptbestandtheile der uns umgebenden äußeren Welt ausmachen, zur Wirthschaft übergehend, gibt der Verf. seinen Darstellungen eine rein materialistische Richtung, unterscheidet Privat- und Staatswirthschaft von Volkswirthschaft und ordnet diese jenen unter, wodurch er einer Ansicht huldigt, die Ref. nicht billigen kann, da er die Volkswirtschaftslehre als Fundament der Staatswirthschaftslehre betrachtet, von dieser die wissenschaftliche Begründung und Darstellung der Mittel fordert, durch welche die Zwecke der Staatswirthschaft, als Thätigkeit des Staates für Erhaltung und Vermehrung des Volksvermögens an materiellen und immateriellen Gütern, erreicht werden und hiernach die wissenschaftliche Begründung der Staatswirthschaft auf die Nationalöconomie bauet. Der Umfang, Inhalt und Zweck der letzteren ist daher weder einfach noch bestimmt bezeichnet; zugleich fehlt dem Begriffe zur gehörigen Orientierung eine genaue Entwicklung der Bedeutung des Begriffes 'Öconomie' und ihrer verschiedenen Arten, weil die Volkswirtschaftslehre theils aus der Speculation, theils aus der Erfahrung ihre Entstehung ableiten muß, wogegen sie der Verf. unrichtig in der Verbindung von staats- und privatwirthschaftlichen Thätigkeiten, in deren Zusammenwirken mit und unter einander, oder in der Betrachtung derselben als Ganzes in Bezug auf gewisse gemeinsame Zwecke sucht und die Staats-

und Privatwirthschaft mehr auf Abstraction und speculativem Zusammenfassen der durch die Individualität des Lebens getrennten Elemente bezieht. Dieser Ansicht widerspricht der einfache Umstand, daß die Geseze, nach welchen die öconomischen Thätigkeiten der Einzelnen und der sie leitenden Behörden bloß auf dem Wege philosophischer Abstractionen und aus Erscheinungen des Gewerbeswesens, aus Thatsachen des Volks- und Staatslebens und aus Erfahrungen der Geschichte genommen werden können.

Aus der Privatwirthschaft geht die Volkswirthschaft und aus beiden die Staatswirthschaft hervor, da der einzelne Mensch und viele Individuen das Volk bilden, und erst im Staate ein Gemeingeist lebendig und wirksam als Gesetz und Gewalt hervor tritt, welcher sich einerseits in der Beförderung, andererseits in der Beschränkung der Privatthätigkeiten ankündigt, wofür die Regierung durch die Staatswirthschaft die materiellen Mittel sich verschafft. Der Verf. unterscheidet die isolierte, gesellige und staatsgesellschaftliche Deconomie nicht gehörig, und bezeichnet eben darum den Character der Volkswirthschaft nicht ganz richtig. Seinen Ansichten gehen hier Einfachheit und Klarheit, Bestimmtheit und zureichende Begründung ab. In der Verfolgung derselben liegen die meisten Abweichungen von den Darstellungen anderer Schriftsteller, weswegen Referent hierbey etwas länger verweilte, als er an und für sich beabsichtigte.

Die Nothwendigkeit der Bedürfnisse der Menschen nach sachlichen Gegenständen, ihren Begriff und ihre Verschiedenheit nebst der Anwendung der Sachen zu verschiedenen Zwecken; den Einfluß der Bildung auf Dringlichkeit und Umfang nebst Verschiedenheit der Bedürfnisse nach dem

Umfange der Theilnahme und den Bedarf ver-
sinnlicht der Verf. wohl recht gut; allein es fehlt
die Berücksichtigung des sittlichen und geistigen
Elements, welches eben so nothwendige Bedürf-
nisse darbietet und eben so umfassende Befriedi-
gung fordert, als das physische. Freylich befrie-
digt der Mensch zuerst den Hunger, bevor er sich
mit anderen Dingen beschäftigt; allein diese ma-
terielle Ansicht kann der Verf. nicht zu Grunde
legen, weil er die Volkswirtschaft auf die Staats-
wirtschaft zurück führt und diese ohne das gei-
stige und sittliche Element nicht bestehen kann.
Die Darstellungen an und für sich sind recht gut,
aber ihre Begründung ist es nicht; der Mensch
hat nicht bloß sachlichen, sondern auch geistigen
Bedarf und erhebt er letzteren nicht über ersteren,
so reißt er seiner wahren Verbollkommnung nie-
mahls entgegen, wie der Verf. in §. 20. selbst
anzunehmen scheint, indem er die Bedürfnisse
der Bildung im Allgemeinen als die dringlichsten
nach denen des Lebens bezeichnet.

Die Sachen theilt er in nützliche und werth-
lose, woraus ihre Werthe sich ergeben, aber er
hebt den Character der wirtschaftlichen Güter
nicht klar hervor, worauf die wirtschaftliche Thä-
tigkeit, Arbeit der Menschen, direct gerichtet ist;
man findet den Unterschied zwischen wirtschaftli-
chen und nicht wirtschaftlichen Gütern oder Sa-
chen nicht hervor gehoben und vermißt daher
eine wahre Grundlage für die richtige Einsicht
in den Nationalwohlstand und für eine klare Vor-
stellung vom Ertrage der Wirtschaften. So ha-
ben Licht, Wärme, Electricität, Luft und dergl.
gewiß einen außerordentlichen Nutzen; aber doch
keine wirtschaftliche Schätzung, weder einen Ge-
brauchs-, noch einen Tauschwerth; ferner haben
die immateriellen Güter einen unberechenbaren

Werth, sind aber nicht bloß Zwecke und Mittel für materielle, sondern wahre Güter, mit welchen die höchste und edelste Wirthschaft, die geistige Production, getrieben wird. So wohl jene freyen, als diese immateriellen Güter schließt der Verf. von seinen Sachen aus, weswegen er sein System der Volkswirtschaftslehre nicht gehörig begründet. Mögen auch die meisten Schriftsteller die Ansicht vertheidigen, die immateriellen Güter könnten keine eigentliche Besigobjecte seyn (und doch sagen sie, der Mensch sey im Besitze von diesen oder jenen Kenntnissen, Wissenschaften u. dgl.) weswegen man auf ihre Einführung in das Volksvermögen verzichten müsse, so kann Ref. doch nicht umhin, zu bemerken, daß in dieser Annahme der Grund liegt, warum die Volkswirtschaftslehre nicht als Wissenschaft zu begründen ist, und warum des Verfs System keine wissenschaftliche Basis erhält. Die immateriellen Güter entziehen die Theorie der Production dem Nebel und hellen die Lehre von der Sparsamkeit und Capitalisation erst recht auf.

Alles, was der Verf. über den Gebrauch- und Tauschwerth sagt, würde durch die Aufnahme der immateriellen Güter in das Inventar des Vermögens einen ganz anderen Character und eine wahre wissenschaftliche Begründung erhalten haben. Werth ist dem Verf. der wissenschaftliche Ausdruck für den Grad der Nützlichkeit verschiedener Sachgegenstände, dem Refer. aber bloß die Geltung, worin noch gar nichts Wissenschaftliches liegt. Uehnliche Unbestimmtheiten liegen in den Begriffserklärungen des Gebrauch- und Tauschwerthes, welcher keinesweges mit dem Preise zusammenfällt; denn Tauschwerth ist bloß das Maß der Kauf- und Zahlungsfähigkeit, welche ein Gut dem Besizer verleiht, Preis aber ist

der bestimmte Ausdruck des Tauschwerthes, den eine Sache in concreten Verhältnissen hat. Die Bestimmungsgründe des Gebrauchs- und Tauschwerthes und den Gegensatz von sachlichen und persönlichen, materiellen und immateriellen Gütern erläutert er wohl recht gut, aber den letzteren wird nicht gleiche Aufmerksamkeit gewidmet, wie den ersteren. Auch ist der Ideengang der Betrachtungen in sofern nicht wissenschaftlich und consequent, als man erst das Gut kennen muß, welches einen Gebrauchs- oder Tauschwerth haben soll, bevor von letzterem die Rede seyn kann. Der Ideengang des Verfs entspricht daher dem rein wissenschaftlichen Character nicht, macht mancherley Wiederholungen nothwendig und läßt den Leser anfangs im Dunkeln. Das Volksvermögen und Volkseinkommen nebst dem Verhältnisse zwischen beiden ist gut erläutert und macht einen belehrenden Uebergang zu den Aufgaben der Volkswirtschaft, welche in der Production, Vertheilung und Consumtion bestehen.

Diese Aufgaben werden wohl gut characterisirt, allein das Wesen der Gütererzeugung wird nicht hinreichend erläutert; auch vermißt man die Systeme der Volkswirtschaftslehre, aus denen der Verf. die Nothwendigkeit und den Character seiner Darstellungen abgeleitet und näher versinnlicht hätte; daß das Industriesystem manche Mängel an sich hat, und einer näheren Begründung bedarf, ist bekannt; aus den Gebrechen und Vorzügen desselben, welche in der Einleitung eine Stelle finden sollten, würde er seiner Arbeit eine bessere Grundlage verschafft und sie genauer idealisirt haben.

Das Volkseinkommen hält der Verfasser für gleichbedeutend mit den wirthschaftlichen Gütern; diese Ansicht billigt Ref. in sofern nicht, als sie

den Angaben des ersteren nicht entspricht; denn das Volkseinkommen erwächst aus dem Ertrage der Güter, mithin sind zuerst die Güterquellen, nämlich Natur, Arbeit und Capital nebst ihren Entstehungsarten zu betrachten und aus ihnen die Entstehungsarten des Volkseinkommens abzuleiten. Uebrigens geht der Verf. seinen eigenen Gang in sofern, als er nach jenen von der Production und ihren Kosten spricht, den Werth des Capital-, Kraft- und Naturaufwandes berührt und hiermit die Güterquellen bezeichnet. Der Ideengang selbst ist nicht genetisch, wie der Capital- und Kraftaufwand erst bey Stoffen möglich ist, welche die Natur gibt; mithin ist von dieser auf die Arbeit, also auf die menschliche Thätigkeit, auf die Bevölkerung überzugehen und erst dann der Capitalaufwand zu betrachten.

Den Erörterungen der Werthvergleichungen des Products mit den Productionskosten läßt er sogleich das Wesen und die Bestandtheile des Volkseinkommens, den rohen und Nettoertrag folgen und fügt am Schlusse ein Ideal der Production bey, welches ihm darin besteht, das größtmögliche reine Volkseinkommen mit dem verhältnißmäßig geringsten Aufwande von Kosten irgend einer Art, besonders von menschlichen Kräften dem Volke zu erwirken. Nach des Refer. Ansicht ist dieses Ideal zu frühzeitig aufgestellt und mangelt demselben noch mancherley Erörterungen, z. B. von der Arbeitsvertheilung, vom Wirthschaftsorganismus der Bevölkerung, von der Bildung und dem Betriebe der Gewerbe, von dem Ertrage und seinen Beziehungen zu den Einzelnen und zur Gesamtheit, woraus sich der Nationalertrag, die Productivität der Menschen und Geschäfte, der Nationalwohlstand als Erfolg jenes Ertrages bestimmen und aus der Gesamtheit

aller gewonnenen Resultate ein Ideal aufstellen läßt. Dieses muß gewisse Eigenschaften haben, welche keiner Nationalindustrie fehlen dürfen, um allgemeines Wohlfeyn zu begründen. Diese Eigenschaften erkennt man in den Erörterungen des Verfs nicht, weswegen sein Ideal zu frühzeitig erscheint, so einfach und klar es ausgesprochen ist.

Da es so wohl auf den einzelnen Factoren und Quellen der Production, als auch auf den Unternehmungen und dem Ertrage beruht, jene aber erst im zweyten Abschnitte betrachtet werden, so kann Ref. dem Verfahren des Verfs noch weniger beystimmen; denn er geht von der Ueberzeugung aus, daß man dasjenige, worauf Gegenstände beruhen, zuerst kennen müsse, bevor man diese kennen lernen soll; hierin liegt ein offener Verstoß gegen die wissenschaftliche Consequenz in Darstellungen, welche auf eine neue Begründung Anspruch machen und wesentliche Fehler verbessern sollen.

Den Begriff und die Bestandtheile der Natur holt der Verf. wohl etwas weit her; aber die productiven Naturkräfte bezeichnet er nicht gehörig, weil der Leser nicht wahrnimmt, wie der Boden, die in den Bodenarten liegenden Bestandtheile und nährenden Kräfte, das Wasser und die atmosphärischen Agentien, als Licht, Wärme, Electricität, Regen und Luft zc. wirken und wie das Gesamtgebiet aller dieser Wirkungen in dem Begriffe 'Land', mittelst des Land- und Waldbaues, die erste Güterquelle ausmacht, welche einen sehr großen und eigenthümlichen Vorzug darin hat, daß manche productive Kräfte, als Luft, Licht, Wärme, Electricität zc. allen Erdbewohnern frey angeboten werden. Was der Verf. so wohl hinsichtlich des Erdbodens und der künstlich und wesentlich auf Production gerichtete-

ten Kräfte, als auch hinsichtlich der Naturproduction und ihren Bedingungen, nämlich wegen der Beschaffenheit des Erdbodens, wegen des Klimas und der äußeren Verhältnisse sagt, ist eigentlicher Gegenstand der Landwirthschaft, namentlich der Bodenlehre und der Climatologie, womit es die Volkswirthschaft speciell nicht zu thun hat: diese weist bloß nach, daß die Natur und ihre Kräfte die erste Güterquelle ausmachen, und stäts eine starke Mithülfe der Menschen erfordern; denn ihre Wirksamkeit ist keinesweges stäts wohlthätig und wohlfeil, weil dieselben Kräfte, welche dem Menschen die wesentlichsten Dienste leisten, ihm auch oft viel Verderben bringen. Der Verf. scheint ein etwas starker Anhänger des physiocratischen Systems zu seyn. Seine Mittheilungen verdienen Aufmerksamkeit und Nachdenken und liefern Beweise von Sachkenntniß und Klarheit, womit er die Gegenstände betrachtet.

Zu den Bestandtheilen der Arbeit rechnet der Verf. den Willen und die Anstrengung menschlicher Kraft, Ref. aber die physische Kraft, jenen Willen bethätigen zu können, und die geistige Thätigkeit, die Kraft mit Vortheil anzuwenden, da er gar viele Menschen kennen lernte, welche den besten Willen, aber keine Kraft hatten, etwas auszuführen, und da er wieder eben so viele Menschen beobachtete, welche im Besitze jener Kraft bey dem Mangel an Geisteskraft mehr verdarben als gut machten. Die Beziehungen der Arbeit selbst und die Hauptarten productiver Arbeiten hinsichtlich der Erfindung und Entdeckung, der Gewinnung, Erzeugung, Bereitung, Bearbeitung und Vertheilung bespricht der Verf. ausführlich und klar, so daß man kein Moment unberührt findet. Unter allen Gesichtspuncten zeich-

nen sich die Erörterungen über die Vertheilung der Arbeit aus; diese ist bekanntlich die Grundlage für das jetzige Industriesystem und mit den Fortschritten des Gewerbs- und Industriewesens so eng verbunden, daß diese ohne sie nicht möglich sind: daher bespricht sie der Verf. in Bezug auf alle diejenigen menschlichen Thätigkeiten, welche durch räumliche, zeitliche oder rechtliche Uebertragung sachlicher Güter den volkswirthschaftlichen Werth derselben erhöhen.

Nachdem er die Productivität der Gütervertheilung im Allgemeinen erläutert hat, spricht er von den Uebertragungsarten in jener dreifachen Rücksicht und bringt manche Verhältnisse zur Klarheit, welche von anderen Schriftstellern entweder gar nicht berührt, oder nur oberflächlich besprochen wurden. Dahin gehört besonders die Productivität der Gütervertheilung des Volkseinkommens, welche er auf einige eigene Ansichten über den Werth der Sachen und auf die aus seinen Betrachtungen abgeleitete Ueberzeugung begründet, daß der Maßstab der Größe des Einkommens und Vermögens der Völker nicht bloß der Tauschwerth oder der Preis, sondern in den meisten Fällen der Gebrauchswerth sey. Die Ansicht vertheidigt er in der Vorrede, und die Untersuchungen selbst beruhen auf ihr. Ref. stimmt ihr wohl bey, kann aber der Meinung nicht huldigen, daß Preis und Tauschwerth einerley seyen, wenn gleich der erstere nur bey tauschwerthen Gütern denkbar ist, und dasjenige, was Tauschwerth besitzt, eben so gut einen Preis hat, wie dasjenige, was Preis hat, auch einen Tauschwerth hat. Unter Berücksichtigung des Unterschiedes, daß der Tauschwerth die abstracte Preiswürdigkeit, der Grad der äußeren Achtung der Güter, der Preis aber der concret abgemessene Werth

zweyer Hauptobjecte ist, würde die Durchführung der Ansicht des Verf. eine mehrfach veränderte Gestalt und größere Gründlichkeit erhalten. Ref. kann jedoch hier in das Einzelne nicht näher eingehen, ohne die Anzeige der Schrift zu sehr auszu dehnen, weswegen er im Allgemeinen bemerkt, daß des Vfs. Erörterungen aufmerksam und wiederholt zu lesen sind, um in das Wesen derselben einzudringen und die sie characterisirenden Vorzüge oder Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Man wird wohl öfters abweichende Ansichten finden, wenn man das Ganze mit den Erörterungen Rau's, Schön's und Anderer sorgfältig vergleicht; allein man wird, wenn man von aller Einkleidung abstrahirt und die Darstellungen auf einfache Grundsätze der Nationalöconomie zurück führt, stets viel Uebereinstimmendes wahrnehmen. Die Differenzen bestehen meistens in Nebensachen, deren der Verf. jedoch manche zu Hauptsachen gemacht und in einen gewissen Wortreichthum eingekleidet hat, der nicht immer zu billigen ist, da er die Hauptidee verdunkelt.

Die besondern Ueberschriften eines jeden Paragraphs führen zwar den Leser stets auf den Hauptgedanken; allein dieser ist es oft nicht, welcher näher erläutert ist, wodurch jener, wenn er nicht geübt und mit den Gegenständen vertraut ist, leicht irre geführt und zu schiefen Ansichten verleitet wird. Den unproductiven Gütervertheilungen widmet der Verf. zu wenig Aufmerksamkeit; sie gehören besonders zu jenen Gegenständen, worüber er mehrfaches Dunkel bestehen läßt, obgleich sie so höchst wichtig sind und welche Ref. zu ergänzen für nothwendig hält. Daß eine vollkommene Gütervertheilung ein unerreichtbares Ideal ist, und die Größe ihrer Production sich nicht genau bestimmen läßt, erörtert

der Verf. recht gut; denn er führt die Gründe an, welche auf Wahrnehmungen und privat- oder volkswirthschaftlichen Erfahrungen über diese Arbeitsart beruhen, und bespricht mit Umsicht den Einfluß derselben auf Geselligkeit und intellectuelle Bildung, auf Sittlichkeit und Staat.

Mit gleicher Gewandtheit erörtert er die Bedingungen der Arbeitsproduction, worunter er alle Umstände, Verhältnisse und Einrichtungen versteht, welche auf die Größe der Arbeitsproduction eines Volkes näher oder entfernter eine günstige oder ungünstige Einwirkung ausüben. Zuerst betrachtet er die Naturverhältnisse und ihren Einfluß im Allgemeinen; dann den des Clima auf das Arbeitsvermögen, auf die Gesundheit und auf die zur Arbeit antreibenden Bedürfnisse und die Einwirkungen der Naturproduction, welche den Menschen zur Arbeit nöthigt, der Arbeit des Volkes einen bestimmten Character gibt und im Uebermaße wirkend der Arbeit oft Nachtheile bringt. Diesen Untersuchungen folgen Betrachtungen über die Lage des Landes, über die Verhältnisse des Volkslebens hinsichtlich der Vermögenslage und ihres Einflusses, hinsichtlich der Bevölkerung, welche, wenn sie dicht gedrängt ist, eine hohe Productivität der Arbeit bedingt, in ihrer Ab- und Zunahme auf die Arbeitsproduction einwirkt und oft sehr verschieden ist, hinsichtlich der mittelbar productiven Arbeiten, welche entweder zur Erhaltung und Stärkung des Lebens, oder zur Unterweisung und Belehrung, oder für die öffentliche Gewalt im Staate dienen; hinsichtlich der Bildung, welche entweder intellectuell, oder sittlich, oder religiös ist und endlich hinsichtlich der öffentlichen, bürgerlichen und persönlichen Freyheit. Alle Gegenstände behandelt der Verf., mit Ausnahme der Bevölke-

rungsfrage und der Bildungsarten, recht gut; er gibt viel Stoff zum Nachdenken und übersieht für kein Element irgend einen Gesichtspunct.

In Ansehung der Bevölkerung und ihres Verhältnisses zur Production vermißt Ref. mehrere höchst wichtige Momente, welche für die gegenwärtige Frage über den Nothstand und die ziemlich allgemein herrschende Armuth entschieden hervor treten und welche eben darum zur Schattenseite des Industriesystems gehören. Auch wegen des Einflusses der individuellen Freyheit auf den Arbeitsfleiß und wegen anderer Gegenstände erwartete Ref. nähere und gründlichere Erörterungen, welche hinsichtlich der verschiedenen Bildungsarten einige Mängel ergänzen würden, welche sich in den früheren Betrachtungen finden. Mit Wärme erklärt sich wohl der Verf. für den Einfluß der Bildung auf die Arbeit und ihre Betriebsart, allein er würdigt denselben nicht mit derjenigen Aufmerksamkeit, welche sie erfordert. Zugleich ist mit der Anerkennung der Einwirkungen des Immateriellen auf die Production mittelst der Arbeit die Sache nicht abgethan; sie fordern eine eigene und selbständige Behandlung, welche ein Durchdringen der Volkswirthschaft möglich macht. Diese Nothwendigkeit gibt sich recht deutlich bey den Untersuchungen über die Betriebsart der Arbeit hinsichtlich der allgemeinen und besonderen Arbeitstheilung, hinsichtlich ihrer Anwendbarkeit und Wirkungen nebst deren Resultat zu erkennen. Obgleich man gegen die Arbeitsvertheilung manchen Tadel erhob, so nimmt sie der Verf. doch mittelst interessanter und belehrender Bemerkungen in Schutz, worauf er zur Betrachtung der Association der Arbeiter übergeht, und dieselbe nach allen möglichen Gesichtspuncten beleuchtet.

Da in diesem Puncte das Industriesystem wieder manchen Blößen ausgesetzt ist, so verdient der Verf. darum besonderen Dank, weil er die Wirkungen der allgemeinen Associationen der Arbeiterclassen in Betreff der Anregung der Arbeitsproduction durch Absatz der Producte, der zweckmäßigen Richtung der productiven Arbeit durch Begehrt und der Anleitung zu vollkommenerem Geschäftsbetriebe durch Vorbilder, dann die der besonderen, in wie fern sie ihre Mitglieder entweder in ein ungleiches oder gleiches Verhältniß zu einander stellen, wobey des Compagniehandels und der Handelscompagnien, der Handwerksinnungen und der wirthschaftlichen Vortheile, welche sie gewähren, endlich des Zunftwesens und anderer Associationen gedacht wird, mit Gründlichkeit beleuchtet. So gut er alle Gegenstände erörtert, so wenig kann Ref. mit der Anordnung selbst einverstanden seyn, da sich das Zunftwesen vorzugsweise auf die Gewerbe bezieht, und der Verf. die Bildungsweise derselben nicht näher nachgewiesen hat. Auch vermißt er eine Rücksichtnahme auf den genossenschaftlichen Betrieb des Gewerbswesens, eine Idee, welche Bülow in seinem Handbuche der Staatswirthschaft zwar kurz, aber treffend bezeichnet hat, und welche in ihrer Verwirklichung viel Gutes verspricht, weil sie auf eine gleichere und wohlthätigere Vertheilung des Eigenthums, auf eine Erhöhung der Production durch angestregteren, geistvolleren Fleiß; auf Gewinnung von Aussichten für den Proletarier, auf einen kräftigen Sporn zu Aneignung von Kenntnissen, zum Fleiße, zur Sparsamkeit und zur Sittlichkeit zc. hinzielt, und überhaupt vielen Uebeln der gegenwärtigen Zeit zu begegnen geeignet ist.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 29. September 1838.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Nationalökonomie oder Volkswirtschaft dargestellt von A. F. Niesel.

Zugleich ist das Für und Gegen das Kunstwesen weder in politischem und wirthschaftlichem, noch in intellectueller und moralischer Betreff gehörig gewürdigt und das Bestehen desselben sinnreich bekämpft. Man vermißt viele einzelne Erörterungen, welche aus dem Character des Gewerkswesens und dem Handel entnommen werden sollten; allein diese beiden Quellen des Nationalvermögens hat der Verf. nicht gehörig entwickelt, weswegen die besprochenen Darstellungen mehrfach mangelhaft ausfallen mußten. Wahrscheinlich werden im zweyten Bande diese Lücken ergänzt und weitere Forderungen befriedigt.

Unter den öffentlichen Arbeitseinrichtungen und Anstalten, welche sich auf die Gütervertheilung beziehen; zeichnen sich die Speculations- und Transporteneinrichtungen, dann die Tausch- und Zahlungseinrichtungen aus; sie werden klar erörtert und nach ihrem Wesen kurz geschildert. Am

Schlusse fügt der Verf. über das Zusammentreffen aller in der Natur, in dem Volksleben und in der Betriebsart productiver Arbeit beruhenden Bedingungen der Arbeitsproduction einige sehr gehaltvolle Bemerkungen bey und versinnlicht alsdann den Uebergang zu der Capitalproduction.

Nachdem er die Verschiedenheit des Begriffes 'Capital' besprochen und nachgewiesen hat, daß derselbe nicht auf Natur und Arbeit ausgedehnt werden kann und auch nicht bloß auf das, was es als Quelle des Volkseinkommens ist, zu beschränken ist, bestimmt er denselben allgemein dahin, daß 'Capital jeden Vorrath von Producten oder Einkommensobjecten' bedeute. Hiervon ist das geistige Capital ausgeschlossen, was keine Billigung verdient; die Wichtigkeit der immateriellen Güter gebietet eine umfassendere Erklärung des Begriffes, welchen der Verf. in Bezug auf die vielerley Ansichten, welche man darüber hat, etwas oberflächlich behandelt. Wegen des Ursprungs des Capitals, welchen es der Production und der Sparsamkeit verdanken soll, sagt er wohl viel Schönes, aber nicht dasjenige, was zum Wesen desselben erforderlich ist. Denn außer jenen zwey Erfordernissen ist noch die Vermeidung der Verschwendung, die Anlegung der Vorräthe, nebst Vermeidung des Verbrauchs derselben und endlich die Vermehrung und Erhaltung des productiven Nationalcapitals nothwendig, um das Wesen der Capitalkraft genau zu erkennen.

Mit Recht legt er viel Gewicht auf die Sparsamkeit, ohne jedoch ihren Character gehörig zu schildern und ihre Eigenthümlichkeiten als eine solche Tugend darzustellen, welche die edelsten Genüsse sichert, indem sie die Verschwendung beseitigt, die gute Anwendung der Einkünfte befördert, indem sie schlechte Anwendung derselben

verhindert und endlich den Verdienst der nützlichen Menschen befördert, indem sie den unnützen Menschen weniger zu verdienen gibt. Weder die Kraft der Sparsamkeit, noch ihre Eintheilung in gewerbliche und häusliche, noch den Character einer jeden hebt er mit derjenigen Aufmerksamkeit hervor, welche der Gegenstand verdient. Aus der Verschiedenheit der Anwendung des Capitals leitet er die Unterhaltungsmittel als unproductive Anwendung ab, womit Ref. in sofern nicht einverstanden ist, als die auf Entwicklung des Körpers und Geistes verwendeten Capitalien zu den am meisten productiven gehören, das aus der tüchtigen physischen, geistigen und sittlichen Bildung gewonnene Capital die höchsten Zinsen trägt und überhaupt jede Arbeit, jedes materielle Capital erst recht productiv macht.

Lieber den Begriff 'Capital' im engeren Sinne als eine Quelle des Volkseinkommens, sagt der Verf. das Geeignete, wodurch die Verschiedenheit des mittelbar productiven und des werbenden Capitals, die Bedeutung der Capitalanwendung für die Production, der Betrag der Capitalproduction und die Productivität des Capitals im Sinne des Verfs dem Leser erst recht klar und verständlich wird. Ref. empfiehlt das sorgfältige Nachlesen der einzelnen Darstellungen, und das Zusammenhalten mit den Ansichten anderer Schriftsteller, um das Eigenthümliche des Verfs genauer kennen zu lernen und die größere oder geringere Haltbarkeit derselben zu prüfen.

Zu den Hauptarten des productiven Capitals rechnet er das Verwandlungscapital hinsichtlich der Samenstoffe und Pflanzen, der Bearbeitungs- und Hülfsstoffe; die Capitalvorrichtungen hinsichtlich der Bauwerke und Bodeneinrichtungen aller Art; hinsichtlich der Vortheile, welche die

Begeinrichtungen in Ersparungen an Arbeits- und Kraftaufwand der Volkswirthschaft gewähren; endlich hinsichtlich der Geräthe, bestehend in Werkzeugen und Maschinen, welche letztere der Verf. etwas ausführlich betrachtet und endlich hinsichtlich der Thiere; ferner das Umlaufscapital hinsichtlich der Transportkosten, der Aufbewahrungs- und Tauschgegenstände und des Geldes, welches er nach seiner Bedeutung als allgemeines Tauschmittel, nach seiner allgemeinen und besonderen Beschaffenheit, nach den körperlichen Eigenschaften des edlen Metalls und dessen Werthverhältnisses, nach den Einrichtungen der Münzen, nach Berechnung, Kosten und überhaupt nach allen wichtigen Beziehungen betrachtet. Die Darstellungen tragen das Gepräge der Eigenthümlichkeit und Klarheit an sich und würden bloß in einzelnen Nebenverhältnissen abweichende Ansichten vertheidigen lassen, wenn mehr in die besonderen Erörterungen eingegangen werden könnte.

Die Bedingungen der Capitalproduction, der eigentlichen Capitalisation, sucht er im Umfange des Productivcapitals und den Gelegenheiten zur Capitalanwendung; in der zweckmäßigen Auswahl dieser Gelegenheiten und in der Sparsamkeit in der Capitalanwendung. Nach den allgemeinen Gesichtspuncten für diese Elemente der Capitalisation führt er stets besondere an; denn hinsichtlich des letzten Punctes spricht er von Ersparungen im Verwandlungscapital, bey stehend angewendetem Capitale und endlich bey dem Umlaufscapitale im Allgemeinen und Besonderen, z. B. bey Transportgegenständen, bey Aufbewahrungs- und Tauschgegenständen und bey dem Gelde, wofür im Besonderen noch der Einfluß des Credits auf den Geldbedarf, die Creditanstalten, die Abrechnungen und Ueberweisungen, das Papier-

geld und seine Verschiedenheiten, nämlich das Staatspapiergeld und die Zettelbanken, erörtert werden. Ein kurzer und belehrender Rückblick auf die verschiedenen Arten der Capitalersparung beschließt den ersten Band.

Aus diesen Mittheilungen dürfte der Leser den Inhalt und wissenschaftlichen Werth des Buches kennen lernen; es enthält viel Vortreffliches und Eigenthümliches, aber auch vieles, worüber mit dem Verf. zu streiten wäre, wozu anderwärts die Gelegenheit sich geben wird. Ref. hat die Darstellungen mit hohem Interesse gelesen und das Buch mit besonderer Achtung für die Kenntnisse und Studien des Verfassers beurtheilt. Möge er den zweyten Band recht bald folgen lassen, aber für etwas besseres Papier sorgen.

π. ρ.

P a r i s.

Bey Joubert u. Guillemot. Monumens inédits de l'histoire de France 1400 — 1600. Par Adhelm Bernier, avocat à la cour royale d'Amiens. XXX u. 531 Seiten in 8.

Diese vornehmlich einen Theil der Einzelheiten des Kampfes der Ligue beleuchtenden, gleichzeitig erfolgten Aufzeichnungen sind bisher der Kunde des Publicums noch vorenthalten gewesen. Selbst Anquetil, in seinem *Esprit de la ligue*, hat sich damit begnügt, die sogleich näher zu erörternden Memoiren und Tagebücher flüchtig zu citieren, anstatt durch ihre Kenntniß sein Werk zu bereichern und zu erweitern. Für einen Parteyenkampf so verwickelter Art, wie der der Ligue, der ganz Frankreich auf die nämliche Weise ergriff und den verschiedensten Factionen abwechselnd die verschiedensten Farben lieh, muß jeder,

auch der kleinste, Beytrag erwünscht seyn. Wie viel mehr, wenn uns, wie durch Bernier geschehen, historische Monumente mitgetheilt werden, welche mit ungewöhnlicher Treue eine bunte, dem Anscheine nach häufig characterlose Zeit abspiegeln. Mögen sie immerhin nur auf Senlis zunächst Bezug haben: wir können nicht leugnen, daß die frische Schilderung der dort vorherrschenden Stimmung und der aus dieser sich ergebenden Bewegung, abgesehen von den Ereignissen, welche die Stadt trafen und deren Folgen nicht immer ohne Bedeutung waren, einen erfreulichen Beytrag zum Verständniß des öffentlichen Lebens in Frankreich zu dieser Zeit und der von den Parteyhäuptern befolgten Politik uns bietet.

Zuerst erhalten wir einen *Extrait en bref de ce qui s'est passé en la ville de Senlis et ès environs d'icelle, depuis l'an 1400 jusqu' en 1594*, par Jehan Mallet. Den Anfang dieser städtischen Chronik bilden die Mißhelligkeiten zwischen den Königen und ihren stolzen Vasallen, den Herzögen von Burgund; dann der Streit Ludwigs XI. um Flandern, der Zwiespalt im Lande während der vormundschaftlichen Regierung Karls VIII., die Zeiten von Ludwig XII. bis Karl IX. Es folgen (S. 55 ff.) die Erzählungen von der Verfolgung, welche 1562 über die protestantischen Bewohner von Senlis verhängt wurde, wie jeder, der sich zu der neuen Lehre bekenne, mit seiner Familie und Habe, jedoch mit Zurücklassung aller Waffen, die Stadt verlassen, wer evangelische Prediger nur besucht, vor dem Bischöfe von Senlis von neuem sein Glaubensbekenntniß ablegen solle. Viele der Ungeseheneren fielen durch die Hand des Henkers. Nun folgen die Kämpfe der Hugenotten und deren Rückwirkung auf Senlis. Die furchtbare

Bartholomäusnacht ließ die zum Theil zurück gekehrten, zum Theil im Weichbilde gebliebenen Evangelischen unverletzt. So nahte das für die Stadt so verhängnißvolle Jahr 1589. Zwischen Paris und Beauvais, den Herden des Krieges, in der Mitte gelegen, glaubte die Bürgerschaft gleichwohl durch glückliche Neutralität sich zu retten. Bald zeigte sich Zwiespalt im Innern. Die Leaguisten (ligueurs) warben um Anhang; ein Theil der angesehensten Hugenotten und Anhänger des Königs wurden auf Geheiß Karls von Bourbon verhaftet, der in dem Bischofe einen Gleichgesinnten gefunden hatte. Dennoch gelang es dem Könige, durch Hülfe der ihm zugethanen Bürger sich der Stadt zu bemächtigen. Deshalb beschloß man in Paris, sich der Gewalt gegen die Stadt zu bedienen, deren Belagerung am 30. April 1589 begann. Einige dem Könige treu ergebene Herren der Nachbarschaft schlugen sich glücklich mit ihrem Gefolge durch das Heer des Herzogs von Nemours und erreichten das Thor. Aber auch der Feinde Macht wuchs stündlich und seitdem Balagny de Cambray, homme cruel, sans religion ni foy, déloyal fils de moin et évêque, et d'autant plus méchant qu'il à été instruit ès bonnes lettres; élevé et fait grand par les bienfaits du défunt roy Charles IX., sich mit ihm vereinigt hatte, begann das Beschießen von Senlis. Als schon die Mauer große Lücken bot, einzelne Thürme erstiegen waren und man durch Abschließung eines Vergleichs Habe und Leben zu retten beflissen war, nahte der Herzog von Longueville mit einem Theile des königlichen Heeres und schlug die Widersacher mit einem Verluste von 2000 Mann. Bald neue Gefahr durch das Nahen des Herzogs von Mayenne. Der Mord Heinrichs III. endete bekanntlich die

Unruhen in Frankreich nicht; es bedurfte der ganzen Kraft und Einsicht eines Heinrich von Navarra, um sich zum Herrn des Königreichs zu machen, und die Bürger von Senlis bewährten sich auch 1590 der königlichen Sache ergeben.

An diese Erzählung reihen sich von S. 137 bis 409: *Histoires et discours d'une partie des choses faites et passées en ce royaume, qui ont eu cours depuis le 13. May 1588 jusqu'au 16 juin 1598; par Jehan Vaultier de Senlis.* Wie schon der Titel besagt, verbreitet sich Vaultier in seinen Erzählungen über die Ereignisse, welche ganz Frankreich betrafen, während Mallet ihrer nur vorübergehend und in so weit Erwähnung that, als sie mehr oder weniger sein Senlis berührten. Gleich der Anfang führt uns mitten in das zerrissene Leben von Paris, wo Geistlichkeit, Adel und Bürger misstrauisch jeden Schritt des Hofes beobachteten, und bey dem leisen Verdachte, daß eine plötzliche Bewaffnung der königlich Gesinnten ihren Gütern und Freyheiten drohe, mit derselben Raschheit des Entschlusses, den die Bewohner der neuesten Zeit an den Tag legten, die Thore schlossen, das Pflaster aufrissen und mit Ketten und Barricaden die Gassen sperren. In derber, kräftiger Sprache wird uns die Flucht des Königs, die Versammlung der Stände zu Blois (16. October 1588), der Mord des Herzogs von Guise und seines Bruders, des Cardinals Ludwig, der heftiger als vorher glühende Aufstand gegen Heinrich III. verkündet. Dann geht der Chronist auf die oben genannte Belagerung von Senlis über. Wie bündig sein Stil, wie glücklich die Auffassung der einzelnen Momente, wie gesund und bürgerstolz seine Denkungsart, zeige die nachfolgende Stelle. Während des Sturmes fle-

hen mit den Geistlichen die Wehrlosen und Feigen zu Gott (S. 161.). Dans l'église de Saint Rieul, le seigneur de Wart, quittant son quartier, y entra et, étant à genoux, cria tout haut: 'Priez bien Dieu! l'ennemi est à la brèche, qui donne l'assaut!' où plusieurs en firent de même, tant capitaines, soldats que autres et des plus feudans de la ville, à qui les rues n'étaient, auparavant le siège, assez grandes pour faire la piasse et promenades avec leurs belles paroles, arrogantes menaces, armes, casques et chausses d'écarlate des corsets de leurs femmes; desquels, aux fort et défenses des assauts, il n'y avait plus personne; et néanmoins, après le siège levé, l'on ne pouvait contenter à leur gré et, au contraire, ceux qui n'avaient jamais manié les armes s'y montrèrent vaillans, au grand contentement de ceux, qui défendaient la brèche. Das glückliche Gefecht des Herzogs von Longueville wird mit Lebendigkeit vorgetragen. In Betreff des angehängten Chanson über diese Begebenheit steht nur zu bedauern, daß der Herausgeber uns nicht die sämtlichen Couplets mitgetheilt hat. Wie so manches deutsche Volkslied in seiner letzten Strophe sich auf die Persönlichkeit des Dichters bezieht, als: 'Wer ist's, der uns dies Liedlein sang?' so heißt es hier (S. 184):

Qui fit cette chanson?
 Un gentil compaignon,
 Qui exposait sa vie
 Au service de Dieu, du roi,
 De ceux à qui la loi
 De l'honneur est commise.

und weiterhin:

Ceux qui ont fait la chanson,
 Ce fut de bons compagnons,
 En buvant et faisant grand chère,
 En attendant l'armée étrangère.

Ce fut à Chateau - Thierry,
 Environ sur le midi,
 Que les enfans de Meaux en Bric
 Firent la chanson jolie.

Dann wendet der Verf. sich wieder den Erzählungen des Kampfes zu, dessen Gräuel, wie er auch unter Heinrich IV. fortgesetzt wurde, S. 197. auf eine ähnliche Weise geschildert werden, wie uns Philander von Sittewald in seinem 'Soldatenleben' einzelne Scenen aus dem 30 jährigen Kriege ausmählt. Begnügt sich der Verf. mit einer nur kurzen Erwähnung der großen Siege, welche Heinrich IV. über seine Gegner erfocht, so verweilt er um so umständlicher (1590) bey der Belagerung von Paris. So groß war drinnen die Noth, daß Lambours vom Heere des Königs, die ins Thor geschickt wurden, um die Auswechslung von Gefangenen zu bewirken, die in ihren Trommeln versteckten Stücke Hammelfleisch für 6, 7, auch 8 Thaler verkauften; ein Pfund Butter wurde mit 9 Livres, ein Ey mit 18 Sous bezahlt; ja es trieb die Noth zum Genusse von Menschenfleisch; et principalement au quartier des lansquenets, y fut derobé et mangé un jeune fils de seize ou dix-sept ans. Der Entsatz durch Parma, der im Louvre abstieg und sich der dort vorgefundenen königlichen Schätze bemächtigte, brachte nur vorübergehende Hülfe. Seitdem gab Senlis häufig den Aufenthaltsort des Königs und großer Heeresabtheilungen desselben ab. Die zweyte Hälfte der Chronik von Baultier gewinnt mehr die Ge-

stalt eines Diariums. Indem er sich vorzugsweise auf seine Vaterstadt beschränkt, berichtet er häufig von Tage zu Tage die in derselben oder in deren Nachbarschaft vorgefallenen Begebenheiten. Frankreich verlangte den Frieden; was seinen Abschluß verhindert, mußte der allezeit reimefertige Franzose sehr treffend in

'Qui empêche qu'on ne s'accorde?

L'ambition, les doublons et la corde, zusammen zu fassen. Das meiste gute Geld Frankreichs ging durch die Fremden ins Ausland; man mußte sich zum Theil mit den dicken kupfernen Doppelern begnügen, die in Paris geschlagen wurden. Deshalb lag im ganzen Lande der Handel darnieder und in manchen Gegenden erwuchs bittere Noth. Endlich gelang dem Könige die Einnahme von Paris. Am 22. Merz 1594 drang er fast ohne Blutvergießen ins Thor. 'Nur Gott kann mich verhindern, daß ich dieses Mahl Paris gewinne!' hatte er den Umstehenden zugerufen, als er St. Denis verließ. Jetzt dankte er dem Herrn gerührt in der Kirche von Notre-Dame für einen Sieg, der kein französisches Blut gekostet hatte. Durch alle Gassen zogen königliche Herolde und verkündeten Gnade, und verboten bey Todesstrafe Plünderung oder Mißhandlung der Bewohner der Stadt. Spanier, Italiäner, Albaneser und Wallonen aber zogen unter dem Klange ihrer Trompeten und dem Wirbel der Trommeln, mit geschmückten Fahnen, geführt vom Herzoge Feria und dem päpstlichen Legaten, unter sicherem Geleite nach Soissons. Qui sont ceux, ruft bey dieser Gelegenheit der Chronist, qui ne diraient, que tel monarque ne fût courtois et humain, usant de telle voie à ses ennemis, qu'il tenait en sa merci? Dasmahls fragte man wohl die Pariser: 'Was habt

ihr mit eurer Empörung gegen den König anders gewonnen, als das gänzliche Verderben des Volks?' Worauf jene antworteten, sie seyen mindestens die Ursache seiner Befehrung und daß er zur Messe gehe und gleich einem guten Christen lebe, und sprachen dann zu den Anhängern der neuen Lehre: 'Wenn sich nun der König befehrt hat und zur Messe geht, warum thut ihr nicht gleich ihm?' Worauf diese entgegneten, Frankreich sey wenig werth, falls man nicht eine Messe um seinen willen hören wolle. — Man weiß, mit welcher Erbitterung der Kampf von Seiten der durch die Spanier unterstützten Häupter der Ligue fortgesetzt wurde. Am 24. April 1596 wurde Calais von den Spaniern erstiegen; in Paris wüthete eine pestartige Seuche, Horden von Räubern durchstreiften mit schweren Geschützen Burgund; gegen den König trieben die Jesuiten ihr verdecktes Spiel; es war eine trübe Zeit für Frankreich! — S. 353. wird die Verschlagenheit beschrieben, mit welcher am 11. März 1597 die Spanier sich der Stadt Amiens bemächtigten. Die Belagerung dieser wichtigen Festung durch ein königliches Heer ist mit großer Weitläufigkeit abgehandelt. Erst am 25. September konnte Heinrich IV. in Amiens einziehen, und vor dem Hochaltare der dortigen Marienkirche das Grab des kühnen Spaniers (Fernando Teillo Portocarrero) betrachten, durch welchen die Stadt für lange Zeit ihm entrisen gewesen war. — Der Erzählung schließt sich eine Beschreibung von Senlis an.

Die dritte Mittheilung des vorliegenden Werkes enthält einen *Récit véritable de la surprise de Senlis par la ligue, réduction d'icelle en l'obéissance du roi*; écrit par un auteur contemporain. Abgesehen von den Spe:

cialitäten, welche diese Erzählung uns bietet, wird sie uns durch den hohen Ernst lieb, mit welchem der Verf. derselben sich über den Jammer seiner Zeit ausspricht. *Ceux qui ont entrepris, heißt es im Eingange, de révolter les peuples, l'ont exécuté de tout tems avec l'erreur et le meusonge, le vrai appât du peuple, qui aime mieux être déçu qu'enseigné; ce qui à été pratiqué de ce tems en la révolte de la France, où l'on à vu l'impudence des chefs de la rebellion proposer si effrontément leurs calomnies aux yeux de la France même, que le menu populaire, à qui le visage de la verité semble trop austère, s'est volontairement detourné de son chemin après l'erreur; dont il porte aujourd'hui la peine et la fait porter, par un secret jugement de Dieu, au reste des bons Français.* 'Das Andenken der Vertheidigung von Senlis, heißt es später, muß der Nachwelt bleiben als denkwürdiges Beyspiel vom Gehorsam der Unterthanen gegen ihren König und alle besseren Franzosen von der Anschuldigung der Empörung gegen ihren König frey zu sprechen, die von Männern verübt wurde, welche, weil sie die Treue gegen ihren Herrn fahren ließen, des schönen Namens der Franzosen sich unwürdig gezeigt haben.' Dann folgt die ausführliche Erzählung der vorüber gehenden Besetzung der Stadt durch die Liguisten, der Einnahme durch die königlich Gesinnten und der mannhaften Vertheidigung der Bürgerschaft gegen das überlegene Heer des Herzogs von Aumale.

Die vierte Mittheilung endlich, *Histoire de l'escalade de Senlis par les ligueurs de dehors (1590)*, von einem gleichzeitigen Verfasser, umfaßt nur wenige Seiten, zeichnet sich aber durch mahlerische Darstellung aus. Was den

Pariscrn im Jahre zuvor durch Gewalt nicht gelungen war, wollten sie 1590 durch List erreichen. Es gelang ihnen, mit einigen Bürgern, Priestern und Mönchen sich zu verständigen, und zwölf als Bierverkäufer verkleidete Officiere heimlich in das Thor von Senlis zu bringen. 'Die Bierhändler da haben gar weiße Hände', sagte das Volk; doch schöpfte man keinen Verdacht. Es sollten aber die Verkleideten die Wache des einen Thores in der Nacht überrumpeln, um den draußen harrenden Liguisten den Eingang zu verschaffen. Nun wohnte ein Brauer in der Stadt, der hatte von den Barfüßern einen Kornboden inne, um dort sein Getreide aufzuschütten, und hatte in seinem Dienste einen gewissen Flammänder. Als der zum Boden ging, sich Korn zum Braue zu holen, am Abend vor der besprochenen Ueberrumpelung, sagte ihm der Guardian heimlich: 'Wenn du die Nacht mit uns seyn wolltest, so möchte für dich was zu gewinnen stehen!' Der Bursche wollte wissen, was es gebe; da erzählte ihm der Guardian die ganze Geschichte und bat ihn, wacker mit zu helfen; worauf jener versprach, sich zur rechten Zeit und gewaffnet dort einzustellen. Dann aber ging er in sich, bedachte sich die Sache und ging alsbald zum Herrn von Thoré, der für den König der Stadt vorstand, und sprach: 'Herr, ich rathe euch, auf eurer Huth zu seyn, denn Schlag Mitternacht will man hinter der Wache von Saint-Santin die Stadt ersteigen und der Vater Guardian, der Barfüßer, wird sich 11½ Uhr mit einigen bewaffneten Mönchen seines Klosters auch dorthin begeben, ich habe ihm gleichfalls versprochen, da zu seyn, aber ich weiß, wer nicht kommt.' Des dankte Herr von Thoré dem Burschen und bat ihn, sich gegen niemand etwas merken zu lassen. Alsdann gab

er Befehl, gute Wacht zu halten, und begab sich um 11½ Uhr mit seinem Diener und einigen andern ganz still zu einem Holzhaufen, der nächst der Mauer des Klosters der Barsüßer aufgeschichtet war. Wie nun aber der letzte Glockenschlag durch die klare, winterkalte Nacht tönte, that sich die Pforte des Klosters ganz leise auf. Rasch war Thoré mit den Seinigen bey der Hand. Richtig war es der Guardian, der mit einem Mönche heraus trat und Thoré sprach zu ihm, indem er ihm mit der Hand die Brust befühlte: 'Wohin so spät, ehrwürdiger Vater? Soll es zum Schätzchen gehen? Ist es schön, so nehmt mich mit! Aber, ich glaube fast, würdiger Vater, daß ihr einen Panzer unter dem Rocke tragt.' Und wie er während dessen ihn näher befühlt und befunden hatte, daß dem so sey, sprach er: 'Was wollt ihr mit dem Dinge, guter Vater? das taugt nicht für euch; fort, folgt mir!' So führte man die beiden in den Thurm, und kaum hatte Thoré sie dahin gebracht, als er zum Walle von St.=Saintin zurück lief, denn es war hohe Zeit. Und wie er den Wall eben hinauf stieg, da thaten die zwölf Bierverkäufer die Thür des Hauses auf, wo sie verborgen gelegen hatte, und wie sie Thoré mit seinen Begleitern sahen, traten sie schnell zurück und sagten: 'Still, eine Stunde, die müssen wir passieren lassen!' So haben sie später selbst erzählt. Thoré aber ging weiter und gebot der Wache von Saint-Santin, frisch und munter zu seyn. Et, après avoir dit cela, il se coula le long du mur de la ville, et, à quelques vingt pas dudit corps de-garde, il trouva sur les murailles un homme, qui y avait monté par le dehors avec des échelles de bois, qui avaient été faites dans le parc de Plessier de Rasse; il y avait de gros pi-

cots de fer au bout d'en bas, et, pas le haut, des agrafes qui embrassaient la muraille. Cet homme croyant que M. de Thoré était des siens, lui dit : Amis, la main ! Sitôt M. de Thoré fut surpris et lui dit : Ça ! ça ! ça ! et sitôt le poussa avec sa pertuisane dans le fossé et le chaperon du mur avec lui. Sitôt il cria : Aux armes ! aux armes ! et un homme (le grandpère de celui qui rapporte l'histoire) qui était de garde pour lors dans le corps-de-garde de Saint-Santin, prit son mousquet au plus vite et le posa sur une petite fenêtre dudit corps-de-garde, qui donnait dans le fossé vers la porte Bellon. Il versa beaucoup de poudre avec sa poire dans le bassinet du mousquet et y mit le feu avec un tison, qu'il prit au feu. Cela lui fit une grande lumière, si bien qu'à la faveur de cette lumière il vit tout le fossé plein de monde. Sitôt le tocsin de Notre-Dame sonna ; et l'alarme fut par toute la ville et tout le monde courut sur les remparts. Aussitôt les ennemis, voyant leur coup manqué, se retirèrent en diligence et laissèrent leurs échelles à la même place, et cet homme, que M. de Thoré avait jeté dans le fossé du haut des murailles. Sitôt que M. de Thoré n'entendit plus de bruit, il fit jeter de la paille allumée dans le fossé, à ce même endroit, et il n'aperçut que cet homme, qui avait la cuisse cassée, qui se mit à crier : Messieurs, sauvez moi la vie, je vous dirai toute la vérité ! M. de Thoré lui fit réponse : Foi de gentilhomme, la vie t'est sauve, si tu veux dire la vérité. etc.

Hay.

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. Stück.

Den 1. October 1838.

Stuttgart und Tübingen.

Von der in der Cotta'schen Buchhandlung erschienenen fünften und letzten Lieferung der sämtlichen Werke Spittler's muß schon um deswillen wenigstens einige Nachricht gegeben werden, weil die vorher gehenden Bände im vorigen Jahrgange S. 667 u. flg. angezeigt worden sind. Der zwölfte und dreizehnte Band enthalten Aufsätze, zum Theil ungedruckte, und einige Recensionen, zur württembergischen Geschichte. Unter den ungedruckten ist eine anderthalbhundert Seiten lange, aber nicht vollendete, Geschichte des württembergischen Geheimen Rathes, wohl auch für diejenigen Leser, für welche Württemberg nicht so wichtig ist, wie es für den Verf., als sein eigentliches Vaterland und das Land seiner Bildung bis zu seiner Volljährigkeit, und als das Land seiner Geschäftsthätigkeit vom fünf- und vierzigsten bis zum achtundfunfzigsten, dem letzten, Jahre seines Lebens, war, sehr anziehend. Auch in größeren Staaten, in denen, die man nun einmahl ausschließend zur europäischen Staa-

tengeschichte rechnet, hat es wohl öfters vorkommen müssen, daß die höchste Leitung der Regierung, bald aus dieser, bald aus jener Veranlassung, einem ganzen Collegium, einem Conseil entzogen und in die Hände eines einzelnen Premierministers, oder Cabinetsministers gelegt worden ist, neben welchem sich denn doch über kurz oder lang wieder ein Collegium bildete. Aber eine solche Ebbe und Fluth eines Geheimen-Raths-Collegiums und eines Cabinetsministers, ist wohl noch nie so anschaulich zusammen gestellt worden, wie hier. Der unmittelbar vorher gehende Aufsatz, nur 24 Seiten, also bey weitem nicht das Ganze, der Geschichte des württembergischen Erbvergleichs, gibt denn aber auch an der letzten der hier geschilderten Veränderungen dieser Art ein warnendes Beyspiel, was der Herzog Carl mit seinem Grafen Montmartin zum Verderben des ganzen Landes ausgeführt haben würde, wenn damahls nicht noch ein Kaiser über Deutschland gewesen, und dieser von dem Könige von Preußen gedrängt worden wäre, trotz des Versprechens, wenn der Herzog im siebenjährigen Kriege Oestreich recht nachdrücklich unterstützte, so wolle man es ihm in den Streitigkeiten mit seinen Ständen genießen lassen, um nach geschlossenem Frieden sich der Stände anzunehmen. Der Herzog hatte in seinen Geldverlegenheiten, da er ein verfassungswidriges Militär nicht bezahlen, und doch eben deswegen nicht entlassen konnte, aus seinen Waldungen in einem einzigen Jahre für 300,000 Fl. Holz schlagen wollen. Darüber mußte denn der, welchen er nach Wien geschickt hatte, um seine Sache da zu betreiben, gar unangenehme Dinge hören, und sogar solche reichshofrätbliche Verfügungen bey Hofe in so weit

entschuldigen, er wenigstens habe alles Mögliche gethan, sie abzuwenden.

Der vierzehnte Band enthält eine strenge Auswahl von Aufsätzen und Anzeigen, die in die, wie schon erwähnt ist, s. g. europäische Staaten-geschichte einschlagen. Ersterer werden gewiß nicht viele Leser sich aus dem historischen Magazine so deutlich erinnern, wie der Unterzeichnete. Von Letzteren hebt der Herausg. die von Müller's Geschichte der Schweiz und von Schiller's Abfall der vereinigten Niederlande, aus. Bey mancher anderen möchte man wohl Anmerkungen wünschen, so z. B. würde Sp. nach der Erscheinung der Memoiren von St. Simon gewiß nicht so viel Gutes von Villars gesagt haben, als hier zu lesen ist.

Endlich ist die schon vor Jahren aus den Hefen des Verfs heraus gegebene Politik als der funfzehnte Band in diese sämtlichen Werke eingereiht. Worauf aber gewiß nicht der Unterz. allein begierig gewesen ist, die Biographie des Verfs, belegt mit einer Auswahl von Briefen, ist nicht erschienen, und zur Rechtfertigung des Herausgebers sey hier bemerkt, daß er ausdrücklich B. 1. S. XXI. nur 'nach Umständen, nämlich je nachdem ihm die dazu nöthige Unterstützung und Muße werde', diese Zugabe versprochen hat. Der Unterz. freut sich, daß wenigstens er von seiner Seite schon bald nach dem Tode seines Lehrers und Freundes Etwas hat drucken lassen, was einigermassen hierher gehört *).

Hugo.

*) So auch der Herausgeber dieser Blätter: Historische Werke B. 6.

L i b e r.

1838. Das heilige Geist Hospital und das St. Clemens Kaland zu Lübeck, nach ihren früheren und jetzigen Verhältnissen, aus den Urkunden und Acten beider Stiftungen dargestellt von G. W. Dittmer, b. R. Dr. Zweiter vermehrter und verbesserter Abdruck. 204 Seiten in 8.

Der Verfasser, welcher schon früher eine Geschichte des St. Johannis Klosters zu Lübeck heraus gegeben hat, liefert hier eine umfassende Monographie über das heil. Geist Hospital und den St. Clemens Kaland in jener Stadt. Durch den Zutritt zu den Archiven dieser Stiftungen ist er in den Stand gesetzt, manche Belehrungen mitzutheilen über den Ursprung und den Güterbesitz derselben, deren jetzige Verwaltung, das Verhältniß der Bauern in ihren Ländern, so wie die ältere und gegenwärtige Justizverwaltung. Diese nicht unverdienstlichen Arbeiten sind nicht nur für die Geschichte Lübeck's, sondern auch für diejenigen anderen benachbarten Städte, bey denen sich nicht so viele geschichtliche Nachrichten erhalten haben, von erheblichem Interesse. Die Gründung der größeren milden Stiftungen verliert sich gewöhnlich in die älteste Zeit der Städte und sind sie in denselben aus denselben Bedürfnissen, nach denselben Vorbildern und häufig beynah gleichzeitig entstanden und gleichmäßig entwickelt. Die authentische Geschichte einer solchen Stiftung in einer bedeutenden Stadt, liefert daher stets wohlbegründete Muthmaßungen für ähnliche in anderen verwandten Städten und vorzüglich dürfen wir in der Geschichte von solchen Stiftungen in Lübeck, als der Quelle des vielverbreiteten Lübschen Rechtes und dem Haupte der in weiten Kreisen eng verbündeten, fernhin wirkenden deut-

schen Hansa, wohl das Vorbild solcher Anstalten in anderen Hanse- oder kleineren norddeutschen Städten suchen.

Die Geschichte der heil. Geist Hospitäler, deren sich in sehr vielen Städten in ganz Europa finden — dasjenige der Sachsen zu Rom (di santo Spirito in Sassia) ist eins der ältesten, — ist überall sehr dunkel. Auch die Entstehung desselben zu Lübeck ist noch unklar, wenn es gleich deutlich wird, daß es, wie auch das gleichfalls durch nicht unbeträchtlichen, seit der Kirchenreformation durch ein angesehenes bürgerliches Collegium verwalteten Grundbesitz ausgezeichnete heil. Geist Hospital zu Hamburg, so wie dasjenige zu Kiel, nicht lediglich auf die Verpflegung kranker und durchaus dürftiger Bürger beschränkt war. Aus einer von Hn Dr Everkus, welcher mit der Herausgabe der Urkunden des ehemahligen Bisthums Lübeck beschäftigt ist, dem Verf. leider jedoch nur unvollständig mitgetheilten Urkunde geht hervor, daß für das heil. Geist Haus zu Lübeck die Regel des St. Johannis Hospitals zu Jerusalem angenommen war. Diese Nachricht zieht uns um so mehr an, da wir nicht umhin können, uns bey derselben der alten Verbindung der norddeutschen Städte mit dem Morgenlande zu erinnern, namentlich der von achtungswerthen Geschichtschreibern behaupteten Stiftung des Ordens durch die Lübecker und Bremer. Zu Lübeck mußte strenger Gehorsam, Armuth und Keuschheit von den Brüdern und Schwestern gelobt werden; die dem Gelübde vorher gehende Prüfungszeit von Jahr und Tag ist gleich derjenigen mehrerer Ritterorden; den Hospitalitern gleich war ihr weißes Kleid, auf dem sie vermuthlich, wie die Brüder des heil. Geist Hauses zu Hamburg, ein abgerundetes Kreuz trugen.

Beachtungswerth sind jene alten Hospitalordnungen, da sie uns in eine Zeit zurück führen, wo der Bürger von dem Ritter wenig — in dem reichsfreyen Lübeck der begüterte Bürger nur durch größere persönliche Unabhängigkeit, — getrennt war, und diese Periode des Bürgerthums sich in manchen Spuren derselben in Gesetzen und Einrichtungen zu erkennen gibt. Nicht minder beachtungswerth ist nach einer anderen Seite hin, daß jenes Hospital nur durch den Rath der Stadt gegründet war, unabhängig von der Geistlichkeit, welche erst später den ihr hier gebührenden Einfluß erhielt.

Die Abhandlung über die St. Clemens Kalands Bruderschaft ist durch sehr richtige Bemerkungen über die würdigen Zwecke solcher Verbindungen eingeleitet und mit willkommener Ausführlichkeit auf die neueren Zeiten fortgeführt. Die Entstehung jenes Kalands hat der Verf. zu ermitteln nicht vermocht. Hoffentlich werden Forschungen in den Lübecker Stadterbe- und Stadtbüchern dereinst zu bestimmten Resultaten führen. Doch läßt sich schon jetzt erkennen, daß der Verfasser den Autoritäten zu viel traut, welche Kalande in Holstein und Schleswig im zwölften Jahrhunderte suchen; es scheint uns keiner vor dem folgenden vorhanden gewesen zu seyn. So sehr der Lübecker Behörde der Ruhm genauer Haushaltung gebührt, so bemerkt man doch bey dieser Stiftung, daß ihre Capitalien in verwichenen Jahrhunderten verringert sind. Wir wollen nicht anstehen unsere Ueberzeugung auszusprechen, daß, so löblich die Kirchenreformation im nördlichen Deutschland in Erhaltung frommer Stiftungen gehandelt hat, schon ihre nächsten Nachfolger die geistlichen Zwecke derselben, wenn sie auch keinesweges mit denen der Klöster zu-

sammen zu stellen waren, zu sehr aus den Augen setzten. Man hat unbefugt den Willen frommer Testatoren verlehrt; es sind Pfünden für die Indolenz und Trägheit entstanden, man hat, wo auch die Benutzung der Einkünfte durch Vertheilung an Dürftige fest gehalten ist, durch die Einziehung der Stellen der Seelensorger und das Eingehen aller gemeinschaftlichen Erbauungen, den Behörden das wichtigste Mittel geraubt einen heilsamen geistlichen Einfluß auf die durch Alter, Leiden, Kränklichkeit empfänglichsten Gemüther auszuüben und ihnen größeren Segen als die vergänglichen Spenden gewähren, zu vermitteln.

Bereinigten wir also hier beym Abschiede die Wünsche, daß die Geschichte der frommen Stiftungen unserer Gegenden mehr fleißige Forscher finden möge, als bisher, und daß ihre Arbeiten die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Zurückführung auf die Grundsätze und Absichten der Stifter verbreiten mögen.

J. M. E.

N a c h t r a g

zu der im vorigen Jahrgange S. 575. aus Fontanier (Voyages en Orient) abgedruckten Inschrift.

Ein auswärtiger Rechtsgelehrter theilt uns über diese Trapezunter Inschrift mit, daß es, zwey am Ende hinzu gekommene Zeilen ausgenommen, dieselbe ist, welche Montfaucon in seiner Palaeogr. Graeca S. 174., als von Tournefort entdeckt, hat abdrucken lassen, und welche bey den Civilisten wegen ihrer Uebereinstimmung

der Titel von Justinian, wie sie an gar vielen Stellen des Corpus Juris, z. B. über dem Eingange der Institutionen, vorkommt, bey einer kleinen Verschiedenheit, so berühmt ist, wie man aus Otto's und Schrader's Anmerkung bey letzterer Stelle sieht. In den erwähnten Stellen heißt er nämlich Anticus, von einem wenig bekannten Volke an der Donau, das aber doch bey den Byzantinern, als ein slavisches Volk, gar oft erwähnt wird; bey Montfaucon heißt er dagegen παρτικός. Fontanier liest ΑΝΤΙΚΟΣ, und da er von der Lesart des Corpus Juris wohl nichts gewußt hat, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er nur um deswillen mit ihr zusammen trifft, weil die Inschrift wirklich so liest, und also Tournefort aus dem ihm unbekanntem, richtigen, Namen einen bekannten, aber nicht hierher gehörigen, gemacht hat, und so wären denn alle Bedenklichkeiten, die gegen das anticus der Handschriften, wegen dieser Inschrift, wie sie bisher lautete, gemacht worden sind, gehoben. Daß bey Fontanier ein m statt des n steht, wird wohl niemand irre machen, um so weniger, als dieser Buchstabe das Ende einer Zeile, der achten, nach der von Fontanier zuerst angegebenen Abtheilung derselben, ist, macht und das s, welches, wenn die Parther gemeint wären, am Anfange der folgenden stehen müßte, erst Bach (4. S. 1. N. e) hinein corrigiert hat. Zum Ueberflusse sey noch bemerkt, daß Herr F., der, wie schon in der vorigen Anzeige gesagt ist, nicht als Durchreisender, sondern als Consul, in Trapezunt war, nur diese einzige Inschrift liefert.

Hugo.

S t r i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. 159. S t ü c k.

Den 4. October 1838.

Breslau und Bonn.

In der Weberschen Buchhandlung: Nova acta physico-medica academiae caesareae leopoldino-carolinae naturae curiosorum. Tom. XVII. 1835. XXVI u. 1113 S. nebst vielen Abbildungen in 4.

Refer. freuet sich, wie von dem Inhalte der früheren Bände (s. unsere Anz. 1834. St. 175.) so auch von dem vorliegenden siebenzehnten in diesen Blättern eine Kunde geben zu können, um so mehr, je wichtiger die Abhandlungen sind und je größere Ehre selbige der deutschen gründlichen Naturforschung gewähren.

Die Abhandlungen des ersten Theils sind:
S. 1. Die Eriocaulae, als selbständige Pflanzenfamilie, aufgestellt und erläutert von C. F. Ph. von Martius. Tab. 1 — 5. Der Hr Verf. hat Gelegenheit gehabt eine beträchtliche Anzahl von Eriocaulon-Arten zu beobachten, welche durch ihn in Brasilien gesammelt oder von Hn Wallich aus Ostindien nach England gebracht und von diesem dem Verf. mitgetheilt waren.

Das Resultat der Untersuchungen bestätigt die Ansicht Richard's, daß der Typus von *Eriocaulon* mit dem, welcher den eigentlichen *Resliaceen* zum Grunde liegt, nicht füglich in eine Familie zu vereinigen sey. Es wird hier zunächst die Charakteristik dieser Pflanzenfamilie und ihrer Gattungen aufgestellt, worauf dann einige allgemeinere, zum Theil vergleichende, Bemerkungen folgen. — S. 73. *Neesia*, genus plantarum javanicum, repertum, descriptum et figura illustratum a C. L. Blume. Tab. 6. Dieser Baum, *Neesia altissima*, gehört zunächst zur natürlichen Classe der *Malvaceen*. — S. 85. C. G. Carus Beobachtung über einen merkwürdigen, schön gefärbten Eingeweidewurm, *Leucochloridium paradoxum*, und dessen parasitische Erzeugung in einer Landschnecke, *Succinea amphibia* Drop., *Helix patris* Lin. Tab. 7. Im Innern der genannten Schnecke entdeckte der Verf. kleine, gewissen Insectenlarven ähnliche, schlauchförmige, undulierend sich bewegende, aber mit dem dünnen Schwanzende angewachsene Würmer. An denselben waren weder Nahrungsschlauch, noch Nerven, noch Gefäße und dgl. zu erkennen; aus ihnen drangen aber beym Öffnen etwa 300 Eyzkörper hervor. In jedem dieser Eyer war ein Embryo (in den verschiedenen Eyern von verschiedenem Entwicklungsgrade) vorhanden, welcher sich deutlich als *Distoma* auswies, der mit der Eyhülle in einem Zusammenhange stand. Hinsichtlich der Entstehung dieser merkwürdigen Parasitenbildung nimmt der Hr Verf. an, daß wahrscheinlich in der Parasiten erzeugenden Schnecke sich zuerst jene angewachsenen Würmer, welche man etwa den Eyeröhren des Spulwurms vergleichen könnte, als Röhren entwickeln, daß sodann als Folge einer

zweyten parasitischen Zeugung, innerhalb dieser Röhren jene Distomen sich bilden, daß aber unter gewissen Umständen diese Distomen enthaltenden Schläuche selbst zu einem individuellen, durch entwickeltere äußere Form und Farbe, so wie durch eine gewisse willkürliche Bewegung ausgezeichneten, Thierleben sich hinauf bilden können, während nichts desto weniger noch fort und fort in ihrem Innern aus besonderen Keimstellen das zweyte Glied der parasitischen Zeugung (der Distomen) sich fortsetzt. — S. 101. Ueber fossile Reste von Dachsen, deren Arten und das Vorkommen derselben, von H. von Meyer. Tab. VIII—XII. Der Hr Verf. unterscheidet hauptsächlich nach der Schädelform zweyerley Dachsen, nämlich solche mit platter, oder gar concaver, und solche mit gewölbter Stirn: ersterm Typus entspricht unser gemeiner Dachs, letzterm der Bison. Von beiden Abtheilungen gibt es auch fossile Arten, und zwar gehört zu der erstern der *Bos primigenius* Boj. und der *B. trochocerus*, Meyer, zu der letztern aber *B. priscus* Boj. und der *B. bombifrons* Harl. Fossile Reste büffelartiger Thiere hat man noch nicht gefunden. Der S. 152. genannte, in der Seine gefundene Schädel, welcher sich in des Ref. Sammlung befindet, ist allerdings von einem *B. primigenius*. — S. 171. Die zwey urweltlichen pferdeartigen Thiere, welche im tertiären Sande bey Eppelsheim gefunden werden, bilden eine eigene Unterabtheilung der Gattung Pferd, welche in der Zahl der Fingerglieder den Uebergang zur Gattung *Palaeotherium* macht, und zwischen diese und Pferd zu stellen ist, von F. S. Kaup. Tab. XII. B. *Hippotherium* nennt der Verf. eine Mittelform zwischen Pferd und *Palaeotherium* und charakterisiert dieselbe: Pferde, deren

Griffelfortsätze mit Gelenken versehen sind, an welche Zehenglieder der Afterklauen sich anschlossen, und mit einem äußern, griffelförmigen Ansatz an den Vorderfüßen, als viertem Fingerglied, wie bey *Palaeotherium*. Die zwey Arten sind *Hipp. gracile* Karp. (*Equus Caballus primigenius* et *Eq. Mulus primig.* Meyer), und *H. nanum* K. (*E. Asinus primig.*, Meyer). Der Fundort dieser beiden Arten ist Expeßheim bey Worms, wo tausende von Thieren ihre Knochen abgelagert haben; denn die Darmstädter Sammlung besitzt von da viele 100 einzelne Backenzähne. — S. 183. Beiträge zur Zoologie, gesammelt auf einer Reise um die Erde von F. G. F. Meyen. Siebente Abhandlung. Amphibien. Bearbeitet von A. F. A. Wiegmann. Tab. XII—XXII. Ueber des Hn Meyen's Reise haben wir schon früher berichtet; wie die bereits von uns erwähnte ornithologische Ausbeute groß war, so auch die amphibologische. Die Zahl der Individuen beträgt 49, welche 31 Arten angehören, von denen wenigstens 18 neu, 3 fraglich sind, und nur 9 früher bekannt waren. — S. 269. Beschreibung einiger neuen oder weniger bekannten Schmarotzerkrebse, nebst allgemeinen Betrachtungen über die Gruppe, welcher sie angehören. Von Hermann Burmeister. Tab. XXIII—XXV. Diese Krebse haben im Allgemeinen den Hauptcharacter, daß sie an Fischen und Krebsen, besonders an den Lippen und Kiemen, schmarotzend leben. Sie bilden den Anfangspunct derjenigen Thiergruppe, welche in dem Flußkrebs ihren typischen allbekanntesten Gewährsmann besitzt. Vielfältige Beobachtungen hat der Verf. über den Bau dieser Thiere angestellt, mehrere neue Arten entdeckt, eine treffliche systematische Einthei-

lung in 5 Familien (Pexellina, Lernaecoda, Ergasilina, Caligina, Argulina) aufgestellt, und die dahin gehörenden Gattungen, mit Aufzählung der Arten, erörtert. — S. 337. Beitrag zur nähern Kenntniß des Auges der Cephalopoden. Von U. D. Krohn. Tab. XXVI. Eine genaue Zergliederung des Sepienauges war trotz Cuvier's, Sömmerring's, Blainville's, Treviranus u. A. Bemühungen noch sehr erwünscht. Der Verf. hat das Auge des *Loligo vulgaris*, der *Sepia officinalis*, so wie des *Actopus vulgaris* und der *Eledone moscheta* anatomiert, und dessen große Verwandtschaft zum Fischeuge, so wohl als auch die nicht unbedeutende Abweichung von demselben angegeben. Hinsichtlich des feinern Baues einiger Theile, namentlich der Retina, bleibt noch manches zu wünschen übrig, wozu aber immer ganz frische, nicht in Spiritus gelegen habende Thiere gehören. Der beygefügte ideale Durchschnitt gewährt eine treffliche Uebersicht der Häute und Feuchtigkeiten des Auges. — S. 367. Beobachtung einer sehr eigenthümlichen Schimmelvegetation (*Pyronema Marianum*, Car.) auf Kohlenboden. Von C. G. Carus. Tab. XXVII. *Pyronema* (Feuerfaden) ist eine von dem Hn H. R. Carus, oder vielmehr von dessen Fräulein Tochter, Mariane, bey Karlsbad auf ausgebrannten Kohlermeilern entdeckte, feuerroth gefärbte Schimmeligattung, welche nach den gelehrten Zusätzen des Hn Präsidenten Nees von Esenbeck in die Nachbarschaft von *Thelephora* gehört, und als zweyte Art das *P. sulphureum* (*Thelephora sulphurea* Fr.) enthält. Hr C. spricht sich über die Geschichte des Gewächses so aus: Auf einem an sich schon eigenthümlichen, hier aber noch mit Resten lange durchglüheter, zu Kohlen verbrannter Vegetation

stark durchmischem Boden, entwickelt sich unter den atmosphärischen Einflüssen von Sonnenwärme, Luft und Feuchtigkeit jener Urschleim, welcher in jetziger Periode des Erdlebens nur noch die Erzeugung niederster Organismen bedingen kann. Die erste Form seiner weitem Bildung, die kugelichen Bläschen reihen sich an einander und bewirken das gegliederte, verästete, Conserven ähnliche Wurzelgewebe, welches die Matrix weiterer Entwicklung wird, indem einzelne Zellen alsbald sich sonnenwärts ausdehnen, um die Urform des Ganzen, das Keimbläschen, in Form der Spone wieder darzubilden. Hier, vielleicht vermöge einer höhern Potenzierung der Bildung, welche gerade aus diesem früher durchglüheten Kohlenboden wohl erklärlich wird, entwickelt sich ein polares Verhältniß der sich sonnenwärts ausdehnenden Zellen, von welchen die einen der Reproduction farbloser, kuglicher Urbläschen bestimmt bleiben, während die andern die farbigen, verstäubenden Körner erzeugen, welche dem Ganzen die eigenthümlich rothe Färbung mittheilen, wodurch wir aber an das den Boden dieser Vegetation vorbereitende Feuer auf so sonderbare Weise erinnert werden. — S. 384. Zwey neue fossile Corallenarten. Erläutert vom Prof. Senker zu Jena. Tab. XXVIII. — Unser, leider der Wissenschaft durch den Tod zu früh entrissene, Freund macht uns mit zwey neuen fossilen Corallen bekannt, von denen das eine *Lithodendron stellariae formae*, Zenk., ein Viaskalk vom Speckbrink am Deister (nicht Dniesler, wie in der Abhandlung steht) bey Hannover, das andere aber *Syringites imbricatae*, Zenk. (wahrscheinlich aus der Kreideformation), unter dem Gerölle bey Havre de Grace am Meerestade gefunden wurde. — S. 393. Ueber das

Gefäßsystem des Braunfisches. Von K. E. von Bär. Tab. XXIX. Das Gefäßsystem des Braunfisches, so wie überhaupt der Cetaceen (und wohl aller im Wasser lebenden Säugethiere, z. B. auch der Seehunde. Ref.) ist characterisirt durch viele Gefäßneze und sehr bedeutende Weite der Gefäße, entsprechend der verhältnißmäßig sehr großen Blutquantität dieser Thiere. Diese Gefäße formieren große aus weiten Kanälen bestehende Geflechte, — so wohl des Arterien- als auch des Venensystems. Bey den genannten Thieren stellt sich vorzüglich deutlich heraus, daß die aus einem Stamme entspringenden Aeste denselben an Weite sehr übertreffen. Hierdurch scheint die Möglichkeit eines längern Verweilens der Cetaceen unter dem Wasser bezweckt zu werden, indem sich, während die Lungen ruhen, das Blut in den Geflechten des Körpers mehr ansammeln kann. Bey keinem andern Säugethiere finden wohl so manigfaltige Abweichungen von der normalen Vertheilung der Gefäße statt. Die Venen besitzen keine Klappen. Das Lymphgefäßsystem ist sehr entwickelt. Eine treffliche Darstellung von Venengeflechten in der Bauchhöhle hat Hr v. Bär auf der 29. Tafel mitgetheilt. — S. 409. Merkwürdiger Fall von Elephantiasis. Mitgetheilt von J. Bluff. Tab. XXX. XXXI. Bey einem dem Trunke ergebenden, auch mehrere Male an apoplectischen Anfällen gelitten habenden 40 jährigen Fabrikarbeiter brach die Elephantiasis nach einer, in Folge eines Schreckes eingetretenen und 24 Stunden anhaltenden Ohnmacht, unter Kurzathmigkeit, Schmerz, Gefühl von Taubheit im rechten Beine, und Anschwellen der Inguinaldrüsen, aus. Eine Radicalheilung wurde nicht bezweckt (?), aber Antiscorbutica und Antiseptica gewährten hinsicht-

lich der Schmerzen, des Zuckens ic. die größte Linderung. — S. 421. Entomologische Beyträge von J. E. C. Rakeberg. Tab. XXXII. XXXIII. Der Hr Verf. handelt 1) Ueber die Lebensweise der Käfer, welche der Kiefer (*Pinus sylvestris*), besonders der jungen, in der Mark Brandenburg schädlich werden, und 2) Ueber das Abändern der wichtigsten Kennzeichen bey einigen Borkenkäfern. — Die Verwüster der Kieferwäldungen in der Mark Brandenburg waren *Curculionen*, *Bostrichen* und *Hylesinen*, — besonders aber die ersten, namentlich der *Curculio pini* und *C. notatus*; minder gefährlich war *C. indigenus*, *C. violaceus* und *C. inconus*. Um der Zerstörung durch diese Insecten vorzubauen rath der Hr Verf. auf Kräftigkeit und Gesundheit der Stämme zu achten, die Kieferstöcke nicht lange ungeordnet, und die von den gefällten Bäumen entfernten Aeste nicht lange auf den Schlägen liegen zu lassen, — weil sich unter der Rinde derselben der Käfer ansiedelt. Hat aber das Uebel einmahl um sich gegriffen, so vernichte man so schnell als möglich die afficierten Pflanzen, und zwar alsdann, wenn die alten Käfer die Eyer abgelegt haben, oder die Larven und Puppen hülflos im Holze liegen. Die Stämme müssen verbrannt werden ehe die Puppen auskriechen. Besonders empfiehlt der Verf. auch das Belegen von Fangbäumen, welche zur rechten Zeit, vor dem Ausfliegen der Brut, verbrannt werden müssen. — S. 477. Lebens- und Verteilungsweise einiger dem Landwirthe schädlicher Insecten, nebst Angabe einer neuen Fangmethode für mehrere Nachtschmetterlinge. Nach eigenen Erscheinungen zusammen gestellt von F. J. Schmidt. Tab. XXXIV. Zur Ausrottung des *Botys silacealis*, welcher besonders den Hirsean-

pflanzungen schädlich ist, schlägt der Verf. vor, so bald die abgeschnittene Hirse eingeerntet ist, die stehen gebliebenen Stoppeln auszuraufen, auf dem Felde aufzuhäufen und zu verbrennen, weil die Raupen zur Ueberwinterung an die Wurzeln dieser Stoppeln sich begeben. — Um eine große Zahl schädlicher Insecten zu vertilgen, soll man im ersten Frühjahre Abends zwischen 8 und 9 Uhr Betttücher oder dgl. unter blühende Weidenbäume legen und diese Bäume stark schütteln. So soll man vorzüglich den für die Obstbäume sehr schädlichen *Polydrusus oblongus* und den *Falci-ger arquatus* vernichten können. — S. 492. Beyträge zu Insectenkunde von P. Fr. Bouché. Dieselben enthalten 1) Bemerkungen über die Larven der Zweyflügler, und 2) Bemerkungen über die Gattung *Pulex*. Die bis jetzt vom Herrn Verf. beobachteten verschiedenen Floharten sind *Pulex irritans*, am Menschen, *P. Canis*, besonders an Hunden und Füchsen, *P. Gallinae*, an Hühnern, besonders in den Nestern, *P. Felis*, an der Hauskatze, *P. Martis*, an Mardern und Hunden, *P. Sciurorum*, an Eichhörnchen, *P. Erinaces*, am Igel, *P. Talpae*, am Maulwurf, *P. Musculi*, an der Hausmaus, und *P. Vespertilionis*, an der Ohrfledermaus. Es wäre interessant gewesen, wenn der Verf. über das Verhalten dieser verschiedenen Floharten zum Menschen einigen Aufschluß mitgetheilt hätte. — Angehängt ist das 81 Sciten lange meteorologische Jahrbuch der Großherzoglichen Sternwarte zu Jena, vom Inspector der Sternwarte, Prof. Adw=Schrön, Jahrg. 1833.

Der zweyte Theil enthält folgende Abhandlungen: S. 513. Untersuchungen über das Nabelbläschen und die Allantois bey Embryo-

nen vom Menschen und von den Säugethieren, vom Prof. Mayer. Tab. XXXV—XL. Das Nabelbläschen sey bey Menschen und Säugethieren nicht eigentlich das Organ der primären und unmittelbaren Assimilation, sondern der secundären oder der hämatosen, d. i. der Umwandlung des Dotterstoffs in Blut, das Organ, welches die erste Nahrung dem Blutsysteme selbst liefert. Die Allantois diene dazu, um dem Fötus freyen Spielraum zur Entwicklung zu verschaffen und die Expansion des Uterus zu bewirken. — S. 569. Eine von Dr Gussone auf europäischem Boden entdeckte Stapelia, als neue Gattung aufgestellt und beschrieben von J. Ch. Mikon. Tab. XLI. Bisher kannte man keine europäische Stapelia; die meisten derselben sind am Vorgebirge der g. H. einheimisch; Hr Gussone, Director des Königl. Gartens zu Bocca di falco bey Palermo, hat aber eine neue Art auf der Sicilianischen Lampedusa entdeckt, welche von Hn Mikon als eine neue Gattung, *Apteranthes Gussonea*, aufgestellt und beschrieben ist. — S. 599. Beyträge zur Lehre von der Befruchtung der Pflanzen, von A. J. C. Corda. Tab. XLII—XLIV. Der Herr Verf. stellt nach genauen Beobachtungen folgende Sätze über den Hergang der Befruchtung bey den Nadelhölzern auf: 1) der Pollenschlauch dringt in die Microspyle (Exostom) und bey Pinus gelangen die Pollenkörner unmittelbar dahin, daher ist auch hier die Befruchtung unmittelbar. 2) Der Pollenschlauch steigt durch das Exostom in das Endostom, und gelangt 3) zu der Nucula, durch deren Embryostom er in ihren Raum tritt, und 4) durch Entleerung der Pollenseuchtigkeit am Grunde der Nucula den ersten Keim zur Bildung des Embryo gibt. 5) Mit der Bildung

und Entwicklung des Embryo verwandelt sich der Inhalt der Parenchymzellen der Nicula, wird flüssig, und scheint Bildungstoffe für den Embryo zu geben. 6) Die Pollenschläuche haften noch lange nach der Befruchtung und im Anfange der Bildung des Embryo an dem letztern. — S. 615. V. Batka, *Lauri Malabathri Lamarckii adumbratio*. Tab. XLV. Von diesem *Cinnamomum Malabathrum* ist hier die erste Abbildung und eine genaue Beschreibung geliefert. — S. 623. Beitrag zu einer Anatomie des *Pentastoma taenioides* R. von C. E. v. Miram. Tab. XLVI. Aus einer genauern anatomischen Untersuchung dieses Wurmes beweist der Verf., daß derselbe nach dem Baue des Darmcanals und der Geschlechtstheile an die Fadenwürmer, hinsichtlich des Saugapparates an die Hakenwürmer, hinsichtlich des Nervensystems an die Saugwürmer, und endlich hinsichtlich der äußern Bildung, besonders der Falten wegen, an die Bandwürmer grenzt, demnach also ein Mittelglied zwischen allen diesen Ordnungen bildet, und sie mit einander verbindet. — S. 647. Einige Bemerkungen über die Identität der Flöckformation in der alten und in der neuen Welt, von F. J. F. Meyen. Tab. XLVII. Diese Abhandlung bezweckt einige Mittheilungen über die Verbreitung der jüngern Glieder der Flöckformation in den südlichen Theilen von Südamerika. Eine kleine Sammlung von Versteinerungen, welche der Hr Verf. im Jurakalke, am Gipfel des Feuerberges von Maipú, gemacht hat, gab hierzu besondern Stoff; denn eine Vergleichung dieser Versteinerungen mit denen aus den jüngsten Schichten des Jurakalkes der alten Welt gab das interessante Resultat, daß die Thiere zu jener Zeit in der alten und neuen Welt dieselben

gewesen seyn müssen, und daß auch diese Formation bey ihrer Entstehung wohl allgemein über den Erdball ausgebreitet seyn möchte. — S. 657. Zur pathologischen Anatomie von P. Phoebus. Tab. XLVIII—L. Hier finden wir 1) über ursprüngliche Knochenverschmelzung, wofür der Hr Verf. den Namen Synostosis congenialis vorschlägt, und 2) über ein merkwürdiges Darm-Divertikel gehandelt, welches 3' 4" über der Grimmdarmklappe am Darm saß, und mit einer doppelten Mündung in letztere sich einfügte; zwischen den beiden Mündungen ist eine Art Beücker, und die engere obere Mündung wird von einer cirkelförmigen Klappe umgeben. — S. 675. De pecorum et pachydermorum reliquiis fossilibus, in Lithuania, Volhynia et Podolia repertis commentatio. Scripsit Ed. Eichwald. Tab. LI—LXIV. Fossile Reste von Wirbelthieren sind in den genannten Gegenden selten; die daselbst gefundenen werden größtentheils im Museum zu Wilna aufbewahrt, und gehören einem Pferde, dem Edelhirsch und Rennthier, mehrere Elephanten-, Mastodon- und Rhinocerosarten, dem Dicottherium proavum an; noch bey weitem seltener sind die Knochen von Katzen, Schweinen, Fröschen und Fischen. — S. 761. Commentarius in Remberti Dodonaci Pemptodes, auctore Richardo Courtois. Der berühmte Arzt und Botaniker Dodonäus aus Mecheln († 1585) schrieb nebst vielen anderen Werken: *Stirpium historiae pemptades sex, sive libri triginta*. Antverp. 1583. fol. Die darin aufgeführten Pflanzen hat Hr Courtois versucht nach dem Linnischen Systeme zu deuten. — S. 825. Commentarius secundus in Remberti Dodonaei Pemptades, nec non in plantas in-

eunte Saeculo decimo septimo in Belgii hortis admissas et excultas. Von demselben. Diese letztern Pflanzen hatte der Herr Verf. Gelegenheit nach einem Herbarium vivum vom J. 1833 zu bestimmen. — S. 841. De motu vibratorio animalium vertebratorum Observationes recentissimas explicant Joh. Ev. Purkinje et G. Valentin. Tab. LXV — LXVI. In einer eigenen (von uns besonders angezeigten) Schrift haben die Hn Verf. von der Flimmerbewegung als einem weit in der Thierreihe herrschenden Phänomen gehandelt; in diesen Zusätzen haben sie diese Bewegung auch bey Fischen dargethan, besonders die das Flimmern bewirkenden Wimpern untersucht, welche im Allgemeinen bey den Wirbelthieren als platte, kegel förmige Erhabenheiten, bey den wirbellosen als Cilice erscheinen, und die Natur der durch die Wimper veranlaßte Wellenbewegung untersucht. — S. 855. Bemerkungen über die climatischen Verhältnisse des südlichen Chinas von F. J. F. Meyen. China, einst das Land der Wunder und der sonderbaren Gebräuche, rückt unserer Erkenntniß immer näher. Bald wird es auch dahin kommen, daß wir die climatischen Verhältnisse des südlichen China eben so genau kennen werden, als die der cultiviertesten Gegenden Europas. Der Hr Verf. bezieht sich specielle meteorologische Beobachtungen von Canton und Macao bekannt zu machen, da in neuester Zeit durch die englischen Zeitschriften von Canton einer Reihe von so genannten mittlern Temperaturen der Monate mehrerer Jahre für die genannten Städte bekannt gemacht worden sind, welche sehr falsche Resultate liefern, und er hofft dadurch zu verhindern, daß diese nicht in die meteorologischen

Werke übergehen, und dann eine Reihe von Jahren hindurch in denselben ihr unverdientes Recht in Anspruch nehmen können. Canton und Macao liegen in einer Zone, worin die tropischen Palmen wachsen; aber daselbst fällt die Temperatur der Atmosphäre mit eintretendem Nordostwinde zu einem so niedern Grade, daß man oft des Morgens, besonders nach sternhellen Nächten, die Blätter der Pisange gebräunt und welk herab hängen sieht. Doch diese niedere Temperatur, welche die tropischen Gewächse tödten würde, hält zum Glück nur wenige Stunden an; so bald die Sonne wieder erscheint, kehrt auch die Wärme bis zu $12 - 15^{\circ}$ R. zurück, und schon zur Mittagzeit, stehen die vom Frost berührten Pisange wieder in voller Pracht; die gesenkten Blätter haben sich gehoben, und selbst das schöne Grün dieser Pflanze kehrt zum Theil wieder zurück. Das Erscheinen von Eis auf den Gewässern in der Umgegend von Canton gehört gerade nicht zu den Seltenheiten; oft ist dieses in den sternhellen Nächten schon im November der Fall. Zu Macao sinkt die Temperatur im Februar und Merz noch tiefer als zu Canton, was der Verf. durch die häufigen Nebel erklärt, welche sich daselbst um diese Zeit zeigen. Auch in dortiger Gegend ist, wie bey uns das Maximum der täglichen Wärme, zwischen $2^{\text{h}} 20'$ und $2^{\text{h}} 30'$. Eine große Anzahl von Tabellen thermometrischer, barometrischer und psychrometrischer Beobachtungen, so wie über Wolkenzug und Windstand sind angehängt. Die mittlere jährliche Temperatur für Canton ist $17,56^{\circ}$ R. — S. 909. Bemerkungen über die Lebermoose, vorzüglich aus den Gruppen der Marchantieen und Riccieen, nebst Beschreibung mehrerer theils critischer, theils neuer

Arten, von G. W. Bischoff. Tab. LXVII—LXXI. Der Hr Verf. versucht durch aufmerksame Verfolgung des Ganges der Metamorphose dieser Pflanzen die bisherige schwankende Terminologie auf eine festere Basis zurück zu führen, und darnach eine Anordnung derselben zu treffen. — S. 1089. Ueber die *Viverra hermaphrodita Pallasii*; oder die *Platyschista Pallasii*, Otto. Von U. W. Otto. Tab. LXXII—LXXIII. Die von Pallas beschriebene und von Schreber (Säugethiere Bd 3. S. 426) mitgetheilte *Viverra hermaphrodita* hat der Herr Verf. aus van Ufen's Menagerie erhalten, und der äußern Gestalt nach als ein Mittelthier zwischen der Genette und Zibethkatze erkannt. Als das wichtigste Kennzeichen dieses Thiers gilt die sonderbare zwischen dem After und der Mündung der Geschlechtstheile gelegene Spalte, welche die Veranlassung zu dem von Pallas gewählten Namen gab. Diese Spalte ist etwa 1" 3''' lang und $\frac{1}{2}$ " breit: in der Mitte derselben findet sich ein vorspringender Längendamm. Die ganze Gegend ist mit vielen kleinen Drüsen versehen, welche eine Ohrenschmalz ähnliche, bisamartig riechende Materie absondern. Das Vaterland des Thiers ist unbekannt. Herr G. R. Otto hat es zu einer besondern Gattung erhoben, und ihm den obigen Namen beygelegt.

Diesem Theile ist ein sehr genaues Register des 17. Bandes angehängt; auch finden wir die meteorologischen Betrachtungen des Hn Professor Schrön auf der Großherzogl. Sternwarte zu Jena vom J. 1834 angeheftet.

Berthold.

Hamburg und Leipzig.

Die Kunst Baumwollen und Leinen Garn und Zeuge zu färben. Aus dem Artikel *L'art de teindre* im *Dictionnaire technologique* theils übersezt, theils ausgezogen und auch zweckmäßiger geordnet und mit erläuternden Anmerkungen versehen von G. Fr. Peterson, K. Hannoverscher Obercommissär. 1838. Octav. 180 Seiten. (Bey Berendson.)

Wir glauben auf diese Schrift aufmerksam machen zu müssen wegen ihrer practischen Wichtigkeit für Deutschland. Der französische Verfasser, Herr Laugier, der alle nöthigen Kenntnisse der Chemie mit der Praxis verband, war selber mehrere Jahre Dirigent einer Färberey. Er schrieb für Arbeiter, die gern schnell bey der Hand haben was sie brauchen, und mit Studien und Nachforschungen sich nicht abgeben können. Man sieht daran den rein practischen Zweck der Schrift, aber auch, daß ein Auszug aus derselben nicht erwartet werden kann, da er für den Gebrauch nicht ausreichen kann. Es wird darin zuerst von den einzelnen Farben, und demnächst von dem Verfahren bey der Färbung nach alphabetischer Ordnung der Farben gehandelt, so daß sie dem Publicum, wofür sie bestimmt ist, Alles dasjenige darbietet, was es für seine Zwecke erwarten kann.

Hn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

Den 6. October 1838.

M a n n h e i m.

Bey H. Hoff. Andeutungen über die Grenzen der Civilisation von M. v. Prittwitz, Major im kön. preuß. Ingenieur-Corps und Festungsbau-Director in Posen. 1838. gr. 8. VI und 327 Seiten. (2 Fl. 42 Kr.)

Durch eine Reihe von Aufsätzen über volks- und staatswirthschaftliche Gegenstände, nämlich über die Deconomie der mechanischen Kräfte; über das Verhältniß der menschlichen Arbeit zu den übrigen der Industrie dienstbaren Kräften; über Nahrungs- und Arbeitslosigkeit als Folge eines hoch gesteigerten Fabrikwesens; über die Frage: kann zu viel producirt werden? und über die zunehmende Wohlfeilheit der Producte in dem Nationalöconomen, welcher aber im vorigen Jahre einging, ist der Verf. dem Publicum als fleißiger Beobachter der Erscheinungen unserer Zeit auf dem Gebiete der Nationalöconomie und Staatswirthschaft bekannt. Seine vorliegende Schrift ist das Resultat 20jährigen Sammelns, Beobachtens und Nachdenkens und bildet eigentlich den

Schluß jener Aufsätze, jedoch auch ein in sich geschlossenes, ohne diese Arbeiten verständliches Ganze. Sie verdient in vielen Beziehungen besondere Beachtung, weil sie Gegenstände zu erläutern sucht, welche mit der Begründung des in unserer Zeit herrschenden Industriesystems, zugleich aber auch mit den einzelnen Schattenseiten desselben eng verbunden sind. Ref. deutet bloß auf die verschiedenen Gegenstände der Gewerbepolitik und auf die umfassende Frage wegen des Pauperismus hin, und entnimmt daraus Gründe für das verdienstliche und allgemein nützliche Streben des Verfassers.

Das allmähliche Vorwärtsschreiten der Industrie und der Civilisation, oder die fortschreitende Vervollkommnung der materiellen und immateriellen Interessen der Völker nach ziemlich allgemeinen Gesetzen, welche die Natur der Dinge und die Menschen herbey führen, erfordert zwar ein fleißiges und gründliches Nachdenken, um mittelst einer logischen Schlußfolge und Zugrundlegung der durch positive Wissenschaften gelieferten Materialien wenigstens einiges Licht auf die möglichen Fortschritte des Menschengeschlechts und dessen Zukunft überhaupt zu werfen; allein bey aufmerksamem Zusammenstellen der Hauptergebnisse volks- und staatswirthschaftlicher Untersuchungen der neueren Zeit wird es nicht unmöglich erscheinen, solche bestimmte und nothwendige Gesetze aufzufinden, nach welchen und bis zu welchen Grenzen sich Industrie und Civilisation entwickeln. Mittelt dieser Andeutungen macht der Verfasser den Versuch hierzu und erwirbt sich unfehlbar eben so viel Verdienst um die Wissenschaft, als Dank vom betheiligten Publicum, welches daher die etwaigen Mängel und unhaltbaren An-

sichten in den Darstellungen gern entschuldigen wird.

Ohne sich in eine Prüfung der Glückseligkeitstheorie einzulassen, behauptet er, daß dasjenige Volk das civilisirteste sey, bey dem die größte Zahl seiner Bürger, der größten Menge und darunter wieder der edelsten dieser Güter theilhaftig ist, und abstrahirt mit Recht von der Trennung der materiellen Güter von den immateriellen und geistigen (der Begriff 'immateriell' enthält die geistigen Güter), weil eine Sonderung beider schwerlich je zu begründen seyn dürfte, da selbst die Befriedigung der ersten und nothwendigsten Bedürfnisse nur durch Vermittlung der Seelenkräfte zum selbstbewußten Gefühle des Genusses oder Wohlbefindens wird und auch die verfeinertesten und edelsten Genüsse nur auf ähnlichem Wege zum Selbstbewußtseyn gelangen. Die Wahrheit dieser Behauptung wird von manchen Notabeln der Nationalöconomie und Staatswirthschaft nicht anerkannt; allein sie ist so richtig, als der Unterschied zwischen den beiderley Gütern und die Thatsache, daß ohne die immateriellen Gütern die materiellen nicht bestehen und fortschreiten können. Ref. ist von der Richtigkeit dieser Ansicht zu vollkommen überzeugt, als daß er eine weitere Beweisführung für nöthig halten sollte. Er stellte sie in der Absicht voraus, um den Leser auf denjenigen Standpunct zu erheben, von welchem aus es demselben möglich wird, mit klarem Bewußtseyn in die Darstellungen des Vf. einzudringen und dieselben richtig aufzufassen.

In der Anlage der Untersuchungen selbst stimmt Ref. jedoch mit dem Verf. darum nicht überein, weil er die Zerlegung der Hauptfrage, welche Grenzen der Civilisation durch die Natur der Dinge und des Menschen gesteckt sind, in die

zwey Nebenfragen, wie weit läßt sich die Erzeugung dieser Güter ausdehnen, und wie weit können und sollen dieselben genossen werden, also die Grenzen der Production und die der Consumption nicht billigen kann, und dabey eine Vernachlässigung der Grenzen der Vertheilung der Güter wahrnimmt, welche noch wichtiger ist als jede der genannten Unterfragen, indem aus der ungleichen Vertheilung der öconomischen Güter viele Uebel unserer Zeit hervor gehen. Hiernach hätte die Schrift drey Haupttheile erhalten sollen. Die Grenzen der Production, Vertheilung und Consumption sollten nach den einer jeden Materie zugehörigen Gesichtspuncten behandelt und auf die Erscheinungen im practischen Leben zurück bezogen seyn. Ob es nicht zweckmäßiger erscheinen möge, die Grenzen der Entwicklung der materiellen und immateriellen Interessen der Völker zu untersuchen, will Ref. nicht direct entscheiden.

Damit die Leser mit dem Inhalte der Schrift genau bekannt werden, theilt Ref. eine Uebersicht derselben mit. Die Grenzen der Civilisation erörtert der Verf. in Bezug auf die Güterquellen und auf die Art der Production, jene hinsichtlich der nicht angeeigneten, der wirklich bereits angeeigneten, der gesammelten Capitalien und der menschlichen Arbeit; diese hinsichtlich der materiellen und geistigen Production. Die nicht angeeigneten Güterquellen sind organische und chemische, z. B. Kräfte, Wind, Klima, Wärme zc. und die noch nicht ins Eigenthum Einzelner übergegangenen, z. B. Ackerland, Wasserstraßen, Wassergefälle, Wallfischfang u. dgl. Zu den bereits angeeigneten rechnet der Verf. den Grund und Boden, die Bergwerke, die Wind- und Wasserkraft, die Zugthiere und die günstige Lage nebst schöner Natur. Die gesammelten Capitalien

bestehen ihm in materiellen und immateriellen Dingen, und die menschliche Arbeit umfaßt entweder die des Individuums, oder die Unternehmungen Einzelner und des Staates. Die materielle Production betrifft entweder die Umformung nach ihren unzähligen Arten, oder die Ortsveränderung nach den verschiedenen Verzweigungen der gesammten Güterbewegung.

Die Grenzen der Consumtion behandelt er nach drey Gesichtspuncten: 1) die des Individuums hinsichtlich der wesentlichen Bedürfnisse, als Nahrung, Kleidung, Wohnung und Kosten der Gesundheit und Erziehung, und hinsichtlich der weniger wesentlichen Bedürfnisse, nämlich persönliche Dienste, Reisen und andere Genüsse verschiedener Art; 2) die Consumtionen der Gesellschaft und Vereine zum eigenen Wohle und Vergnügen und zum Wohle Anderer rücksichtlich des Associationsgeistes und 3) Consumtionen des Staates mit besonderem Bezuge auf die Abgaben. Am Schlusse stellt er 14 allgemeine Behauptungen als Ergebnisse seiner Untersuchungen auf, welche den Zweck der Schrift bezeichnen, und dem aufmerksamen Beobachter fruchtbaren Stoff zu besonderen Bearbeitungen darbieten, wenn er Lust und Eifer dafür hat. Die Uebersicht selbst gibt jedem Sachkenner die vom Refer. berührte Lücke wegen der Vertheilung der Güter zu erkennen.

Nach den Ansichten der bewährtesten Schriftsteller unterscheidet der Verf. drey Hauptquellen, nämlich die Kräfte der Natur mit Ausschluß des Grund und Bodens, die gesammelten Capitalien und die menschliche Arbeit, und zerlegt letztere in die geistige und körperliche. Ref. würde die geistige und sittliche Kraft selbständig aufgeführt und als eine Hauptgüterquelle dargestellt haben, was

nicht allein die Wichtigkeit der Sache selbst, sondern der Character der Civilisation und Production erfordert. Da sich die Betrachtungen der unentgeltlich dargebotenen Güterquellen zu sehr ins Hypothetische verlieren, so bespricht sie der Verf. nur sehr kurz (S. 5—10.) und versteht es dabei in so fern, daß er bloß organische und chemische Kräfte unterscheidet, zu denen weder das Sonnenlicht, noch die Wärme zc. gehört; übrigens spricht er sich klar und zweckmäßig über das Einzelne aus.

Wichtiger sind die angeeigneten natürlichen Güterquellen, S. 10—65.; unter ihnen tritt natürlich für die Erhaltung des Menschengeschlechtes der Grund und Boden als der wichtigste Theil hervor hinsichtlich der Frage, wie weit der Ertrag desselben an Nahrungsmitteln gesteigert werden könne, wofür es zwey Wege gebe, die Vergrößerung der Fläche und die Erhöhung des Ertrages auf gleicher Fläche. Unter den Mitteln für die Ertragserrhöhung vermißt der Ref. die sorgfältige Bearbeitung des Bodens und die Berücksichtigung der dem Boden entsprechenden Gewächse nebst Kulturart, und findet überhaupt den Gegenstand nicht gut behandelt: der Verf. kennt die Sache nicht recht, und verliert sich mittelst seiner Betrachtungen in Nebensachen. Er spricht wohl über die möglichste Erweiterung der nutzbaren Fläche, und des Ertrages durch Düngung, Bewässerung, Fruchtwechsel und größere Wärme vielerley, erörtert aber die Bearbeitung, die Zeit derselben und andere Hauptsachen nicht, und berücksichtigt das Geseß Virgil's 'nicht jeder Boden vermag Jegliches zu tragen' zu wenig, als daß Ref. die Darstellungen genügend finden sollte. Diese Materie ist daher mangelhaft und ungründlich behandelt.

Hinsichtlich der Grenzen der Production stellt er manche Sätze auf, welche eine sorgfältigere Begründung erfordern; denn daß es dereinst weniger auf's Quantum, als auf die Beschaffenheit der gewonnenen Nahrungsstoffe ankommen werde, ist nur theilweise gültig, weil immer eine Volksclasse vorhanden seyn wird, welche auf das Quantum sehen muß, und je mehr sich diese Berücksichtigung der Beschaffenheit erhebt, desto höher steigt der Luxus, desto größer wird das Verderben unter dem Volke und desto mehr nähern sich die Staaten dem Verderben oder gänzlichen Untergange. Je weniger sich die niedrigste Arbeiterclasse mit der bloßen Stillung des Hungers begnügt, desto weiter greift die Verschwendung um sich, desto größer wird die Zahl der Proletarier und desto mehr Gefahren sind die Familienverhältnisse und Staaten ausgesetzt. Der Luxus und die Mode ergreifen jetzt schon den schlichten Landmann und der leichtere Verdienst in Fabriken und Manufacturen, wodurch die Befriedigung der sinnlichen Genüsse mit jedem Jahre heftiger wird, entzieht dem Ackerbaue stäts mehr Hände, wodurch zwischen Bevölkerung und Ertrag des Bodens ein stäts größeres Mißverhältnis entsteht, das dem Satze des Verfs, daß nicht einmahl alles schlechte Land dereinst cultiviert werde, wohl einige Richtigkeit geben, aber denselben nicht im Sinne des Verfs bewähren wird. Die verweichlichten Hände des Fabrikarbeiters und der allmählich größere Bequemlichkeiten suchende Ackerbauer cultiviert dieselben freylich nicht; der Werth der Nahrungsmittel wird steigen, der allgemeine Wohlstand abnehmen und der Pauperismus fortwährend um sich greifen, woraus dem Mittelstande sehr viele Nachtheile erwachsen.

Wenn der Verf. ferner behauptet, daß, je höher die Civilisation gesteigert sey, mit je mehr Bedürfnissen und Genüssen sie den Menschen bekannt gemacht habe, er auch um so mehr Abwechslung und Verfeinerung in seinen Nahrungsmitteln verlangen werde, und daß ihm die Industrie das, was er verlange, stets aufs Bereitwilligste schaffe, wenn sie sich frey entwickeln könne, so spricht er eben so viel Falsches als Wahres aus, wie ihn die verderblichen Folgen des Luxus und die materielle Richtung unserer Zeit in ihren bedenklichen Verhältnissen hinreichend belehren werden, wenn er mit Unbefangenheit die Erscheinungen beobachtet und ihre Ursachen und Wirkungen beurtheilt. Gewinnt der Gartenbau dereinst über den Ackerbau die Oberhand, so erwachsen hieraus nur scheinbare Vortheile und um so größere Nachtheile, wie sich leicht erweisen ließe, wenn der Raum hierzu gestattet wäre, und besondere Beispiele aufgezählt werden sollten.

Hinsichtlich der Gegenstände der Bergwerke, nämlich der Gold- und Silberminen, der Eisengruben, der Kohlen- und Torflager fragt der Verf., wie lange die letztern ausdauern würden und wie dereinst dem Mangel an Brennstoffen abgeholfen wird, und bringt zur Beantwortung Mancherley zum Vorscheine, was die Steinkohlen, die Verbesserung der Maschinen, die Anpflanzung von Waldungen, chemische Versuche für Erregung von Wärme ohne Brennmaterial, die innere Erdwärme und andere Verhältnisse betrifft, worüber sich nichts Zuverlässiges sagen läßt, da die meisten Gegenstände nur hypothetisch erörtert sind. Ueber Wind- und Wasserkraft wird zu wenig Gediegenes gesagt, obgleich dieselbe für den menschlichen Verkehr und für das gesellschaft-

liche Leben höchst wichtig ist. In Betreff der in ihrer Kindheit begriffenen Locomotive und Eisenbahnen sagt er: Wenn dereinst ein Netz von Eisenbahnen die ganze feste Erdoberfläche überziehen; wenn man in Windeslauf binnen wenigen Tagen den alten Continent vom atlantischen Meere bis zur äußersten Ostspitze, und in derselben Zeit den neuen von Quebeck bis zum Cap Horn wird durchfliegen können; dann wird die Erde ein großer öffentlicher Park seyn, in dem die verschiedenen Länder nur die einzelnen Gebiete von verschiedenartigem Character bilden, in welche nach den geistreichen Ideen unsers neuesten berühmten vaterländischen Landschaftsgärtners jeder Park eingetheilt werden sollte. Refer. hält diese Bemerkung weder für gründlich, noch für zweckmäßig, sondern eher für eine unverdaute Schwindeley.

Die aus der menschlichen Arbeit und den Naturkräften gesammelten Capitalien behandelt der Verf. S. 65—121. und zerlegt sie in die bereits zum Genusse geeigneten Güter oder zum Verzehre fertigen Stoffe; in die rohen Stoffe und Materialien, welche wohl verändert, aber noch nicht gebrauchsfähig und verzehrfähig sind, und endlich in die dauernden Hülfsmittel, um die rohen Stoffe und Materialien nutzbar zu machen, auch Erwerbssamm genannt. Da er aber diese Eintheilung nicht für zweckmäßig hält, so verläßt er sie und betrachtet die gesammelten Capitalien nach zwey Classen, deren eine die materiellen, die andere die immateriellen enthält, worin ihm Ref. völlig beystimmt, obgleich die meisten Lehrer der Staatswirthschaft die letzteren in das System dieser Wissenschaft nicht aufnehmen und nicht selbständig behandeln, sondern als bloße Mittel zum Zwecke ansehen wollen, und obgleich die

Lehrer der Volkswirthschaft sie völlig aus dem Gebiete derselben ausschließen.

Nachdem er einen allgemeinen Begriff von materiellen Capitalien gegeben, und sich über die Sparcassen sachkundig verbreitet hat, theilt er eine statistische Uebersicht über die Capitalien verschiedener Sparcassen hinsichtlich der Zahl ihrer Theilnehmer und dessen, was auf einen derselben kommt, zur Vergleichung mit, bespricht den Grund und Boden, die Wohnungen und Gebäude, die Kanäle, Straßen und Eisenbahnen, und berührt mit besonderer Vorliebe das Fallen des Zinsfußes, worüber er jedoch nicht gründlich belehrt; es scheinen ihm die Schriften von Rebenius über öffentlichen Credit und Herabsetzung der Zinsen nicht bekannt zu seyn, da sie gar nicht erwähnt, unfehlbar aber sehr gediegen sind. Besonders umfassend ist das Werthverhältniß der Capitalien behandelt, welches so wohl auf der Menge, als auf dem Verhältnisse des Zinsfußes derselben beruht. Er hat stets den relativen Werth der Capitalien im Auge, erforscht die Gründe des schwankenden und abnehmenden Werthes derselben, und geht zur Bodenrente und zu Zinseszinsen über, welche noch kurz berührt und mit Bezug auf die Forschungen von Say erläutert werden.

Die Behauptung, daß die Lehren der Vergangenheit für Individuen und Völker oft ganz verloren seyen, ist nicht allgemein gültig und verräth ein Verkennen der Erfahrungsweisheit und Geschichte, welche unsere größten Lehrerinnen sind. Das geistige Capital eines Volkes läßt er einerseits durch das Wissen und die Erfahrungen der Generationen, andererseits durch die Lehrmethoden und endlich durch Unterricht vermehrt und gesteigert werden. Hier vermißt Ref. die eigent-

liche Erziehung durch Familie, Schule und Leben, welche vom Unterrichte wohl zu unterscheiden, wenn auch mit ihm verbunden ist. Die geistigen Capitalien der civilisirten Nationen bestehen vorzugsweise in der Ausbildung des höhern geistigen Princips durch Wissenschaften, praktische Kenntnisse und Künste und durch Moralität. Den Bibliotheken, Conservatorien und populären Schriften nebst Lehrmethoden widmet er nur theilweise diejenige Aufmerksamkeit, welche namentlich die letzteren erfordern. In Betreff der Lehrobjecte bemerkt er, das Bedürfniß der Zeit müsse immer mehr dahin führen: 'den Jüngling zu lehren, was der Mann brauche', trotz alles Widerspruches unserer nur classisch gebildeten Gelehrten, Schulmänner und Studierten, auf die man bey ihren Declamationen gegen den Realunterricht in vielen Fällen das Molièresche 'Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!' anwenden könne; Ref. glaubt, der Verf. habe sich hier auf ein Feld gewagt, in dem er nicht einheimisch sey, und in welchem er nichts Ersprießliches bauen könne; er will jedoch das Oberflächliche der Darstellungen nicht weiter berühren und nur im Allgemeinen bemerken, daß in Betreff der Erziehung und des Unterrichtes, hinsichtlich der dafür erforderlichen Anstalten und Lehrmittel, hinsichtlich des moralischen Elementes, so warm dasselbe auch besprochen wird, nicht viel Gediegenes zu finden ist, ja daß die wesentlichsten Gesichtspuncte ganz übergangen sind. Ref. empfiehlt daher dem Vf. das sorgfältige Studium des Handbuches der Staatswirthschaftslehre von Bülow, Leipzig bey Göschen, worin er die immateriellen Güter als selbständigen Theil der Staatswirthschaft behandelt und Ansichten niedergelegt findet, die zu seiner

eigenen Belehrung dienen und ihm seine Lücken bekannt machen dürften.

Als die letzte und wichtigste Güterquelle sieht der Verf. die menschliche Arbeit an, (S. 121 — 143.), allein er betrachtet sie nicht in diesem Sinne, weil er weder ihren Character, noch ihren Einfluß auf die Production, auf Ernährung und Steigerung aller anderen Kräfte klar hervor hebt, sondern nur in Einseitigkeiten sich bewegt. Besondere Aufmerksamkeit richtet er auf die Möglichkeit, in wie weit jeder Einzelne und selbst der niedrigste Arbeiter durch seine persönlichen Leistungen und seine Arbeit seinen Wohlstand erhöhen könne, und fügt dann einige Bemerkungen über die productiven Leistungen gesellschaftlicher Vereine hinzu, zu denen er auch den Staat als den ausgedehntesten Verein von allen rechnet. Mit Zugrundlegung der Darstellungen Say's, der überhaupt sein Geleitsmann ist und ihn auch manchmahl in Irrthümer führt, bespricht er kurz die Arbeit des Einzelnen und beweist die Sätze, daß das Tagelohn sich nach der Bildungsstufe und Gewohnheit der Arbeitet richtet; ihr Wohlbefinden in ihrer eigenen Gewalt liegt und sie nur elend sind, wenn sie es seyn wollen, oder zu seyn gewohnt sind. Leider bietet die Erfahrung viele Ausnahmen von diesen Annahmen dar und erschüttert dieselben als Regeln gewaltig, wie sich namentlich aus den Betrachtungen über den Zustand der Fabrikarbeiter in England klar zu erkennen gibt, indem sie in Folge der Concurrnz der Handarbeit und der Einführung der Maschinen in den Fabriken und Manufacturen trotz ihres angestregten Fleißes oft mit großen Entbehrungen kämpfen müssen. Refer. verweist den Verf. auf das Nachlesen der Berichte hierüber und macht ihn namentlich auf den elenden

wirthschaftlichen Zustand der Arbeiter aufmerksam, welche sich kaum so viel verdienen können, um mehr als Einmahl in der Woche Fleisch zu genießen, wofür sie sich durch den Genuß des Branntweins einen Ersatz suchen wollen, wodurch sie aber ihren Körper frühzeitig zu Grunde richten u. s. w. Möge der Verf. aus dem fleißigen Studium der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften entnehmen, daß seine Behauptungen nur theilweise Gültigkeit haben und nicht einmahl bey dem Landvolke allgemein statt finden, sondern auch hier vielen Ausnahmen begegnen.

Die gesellschaftlichen und Staats-Unternehmungen fertigt er kurz ab, was Ref. um so weniger billigen kann, als dieselben in der Gestalt von Actiengesellschaften, welche wohl meistens von großem Nutzen, aber bey manchen Unternehmungen auch nicht ganz schadlos sind, in der neuesten Zeit eine große Ausdehnung und besonderes Gewicht erreicht haben. Mit Bezug auf eine Bemerkung Ancillon's hinsichtlich der Grenzen der Wirksamkeit des Staates in seiner Schrift 'Ueber Vermittelung der Extreme' bemerkt der Verf., daß die fortschreitende Civilisation und Entwicklung einer vernünftigen Freyheit immer mehr die Bildung von Vereinen und Genossenschaften der verschiedensten Art und in den verschiedensten Richtungen veranlassen, und dem Menschen dadurch Gelegenheit geben werde und müsse, mit vereinter Kraft die Zwecke seines Daseyns zu erfüllen. Sind es Zwecke des Erwerbs, dann werden diese Vereine als Actiengesellschaften erscheinen; sind es andere bürgerliche Zwecke, dann werden sie als Familie, Gemeinde, Bezirk, Provinz wirksam, und betrifft es höhere moralische Zwecke, dann werden sie als wohlthätige,

gemeinnützige Gesellschaften zusammen treten, die als die höchste Potenz des Associationsgeistes anzusehen sind. Wegen der Durchführung der Idee einer solchen Genossenschaft verweist Ref. auf obiges Lehrbuch von Bülow.

Nach allgemeinen Bemerkungen über die Productionsarten geht der Verf. zur materiellen Production über, S. 146—226., und verweilt etwas länger bey der Kunst, mit verhältnißmäßig sehr geringen Kosten von einem Originale viele gleiche oder ähnliche Copien zu machen, woben er auf die Vertheilung der Arbeit und auf das Fabrikwesen wiederholt zurück kommt, ohne jedoch etwas Neues zu sagen. Die Nachtheile desselben übergeht er fast ganz, dagegen verbreitet er sich möglichst ausführlich über die Communicationsmittel aller Art, über Eisenbahnen, ihre mögliche Verbesserung und ihre Wirkungen und über Ortsveränderungen auf kurze Entfernungen; über die Fortschritte der neueren Zeit gegen das Alterthum in mäßiger Benutzung der menschlichen Kräfte; über Beyspiele der möglichen Ersparung, über Vertheilung der Producte unter die Menschen und über einige besondere Zweige des Verkehrs, z. B. Lustreisen, Nachrichtenbeförderung, Zinszettel, literarischer Verkehr, Stenographie und allgemeine Sprache. Diese Gegenstände machen den Leser mit den Hauptideen dieses allerdings inhaltsreichen Abschnittes bekannt und geben zugleich die Gesichtspuncte an, nach welchen sie behandelt sind. Der Verf. bewegt sich in Materien, die ihm völlig bekannt sind, die er theils durch Lebenserfahrungen, theils durch Studien kennen lernte, und die er daher nach ihrem Wesen erläutert, ohne die Hauptsachen zu Nebensachen zu machen.

Ob aber der Nutzen der Eisenbahnen für das allgemeine Wohl so groß ist, wie ihn der Verf. gleichsam phantastisch schildert, bezweifelt Ref., wenn er auf die Folgen sieht, welche die vorzugsweise materielle Richtung in Staaten brachte und bringt. Die Herrschaft der materiellen Interessen endigte bey den früheren freyen Völkern mit Despotismus; sie führt zur allmählichen Entfittlichung, befördert den Luxus und die Mode auf die verderblichste Weise, verscheucht alle gründliche Bildung und führt jene Halbbildung mit ihren Verderbtheiten herbey; sie opfert diesem halben Wissen das geistige Leben, untergräbt die Wissenschaften und führt Einseitigkeit und Oberflächlichkeit herbey; sie führt die Völker zu den bedenklichsten politischen Krisen, welche nicht selten mit Verfall und Untergang sich endigen. Von diesen und anderen Nachtheilen des Uebergewichtes der materiellen Interessen liefert uns die im Hintergrunde stehende Geschichte höchst warnende Beyspiele; möge sie der Verfasser und mit ihm jeder Leser wegen der alten Staaten vor und nach unserer Zeitrechnung befragen, um sich von obigen Wahrheiten zu überzeugen; möge er auf Spanien und Frankreich hinsehen und möge er aus dem vorzüglichen Befördern des Materialismus unserer Zeit und aus den bedenklichen Handelskrisen in Nordamerika die Ueberzeugung gewinnen, daß er mit seinen Lobpreisungen der großen Vortheile der Eisenbahnen sich mehrfach auf Irrwegen befindet, und daß hier der Wahlspruch anwendbar ist: 'Nicht alles, was glänzt, ist Gold'. Doch Ref. bricht ab mit der Bemerkung, daß der Verf. den materiellen Interessen zu sehr huldigt, und die immateriellen zu sehr vernachlässigt; denn von ihrem Einflusse sagt er

nur wenig, obgleich dieser für das dies- und jenseitige Wohl der Menschen weit größer ist, als der durch den Materialismus beförderte Vortheil, der übrigens aus jenem nicht einmahl hervor gehen kann, wenn ihn der Geist nicht durchdringt und beherrscht.

Nachdem der Verfasser die Kennzeichen einer zweckmäßigen Consumtion, bestehend in der Befriedigung wesentlicher Bedürfnisse und in dem Unterschiede, ob der durch die Ausgaben erkaufte Genuß vorüber gehend oder dauernd ist, entwickelt hat, geht er zur Erläuterung der Consumtionen des Individuums über, S. 226 — 289., und betrachtet dessen wesentliche oder weniger wesentliche Bedürfnisse. Sieht man auf des Verfs Beantwortung der Frage: Kann zu viel produziert werden im Nationalöconom von Moser, und auf deren Beantwortung, daß die Bedürfnisse und Genüsse des Menschen unbegrenzt seyen und daher eine unbeschränkte Zunahme und Ausdehnung der Production möglich sey, so sollte man glauben, die gegenwärtigen Untersuchungen über die Grenzen der Consumtion müßten mit genannter Beantwortung in Widerspruch gerathen. Im Allgemeinen ist dieses nicht der Fall, aber in besonderen Verhältnissen geräth er oft in die Enge, in welcher er sich wahrhaft widerspricht; er huldigt den Ansichten Say's unbedingt, und sieht das Unrichtige mancher Behauptungen nicht ein.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. Stück.

Den 8. October 1838.

M a n n h e i m.

Beschluß der Anzeige: Andeutungen über die Grenzen der Civilisation von M. v. Prittwitz.

Als jährliche Ausgaben einer Familie des höheren Mittelstandes, bestehend aus 3 erwachsenen Personen und 4 Kindern, setzt er 2000 Thaler = 3500 Fl. an; nun bilden aber in allen Staaten die Angestellten aller Staatsstellen die größte Mehrzahl der höheren Stände, es bezieht jedoch unter 100 kaum einer einen solchen Gehalt, und ist das Privatvermögen von mehr als 50 derselben nicht so groß, um einigen Beytrag zu liefern; wie sollen also diese Individuen den Forderungen des Berufs entsprechen und die mehr oder weniger wesentlichen Bedürfnisse bestreiten? Die Preise der Producte steigen; die Gehalte bleiben unvermehrt; ja werden nicht selten noch erniedrigt, man sehe nur auf Bayern hin; die leichteren Arbeiten bieten leicht abnutzbare Producte dar; die Mode wechselt, die Verweichlichung der Menschen nimmt zu; die Menge der Bedürfnisse steigert sich und der Haushalt fordert stets größere Summen u.

wie soll nun in den Einnahmen und Ausgaben das Gleichgewicht erhalten werden; wie soll sich der Angestellte etwas ersparen, um für die Zukunft, für Unglücksfälle u. dgl. zu sorgen? Dem Ref. scheint es, als habe der Verf. die Rechnung oft ohne den Wirth gemacht, wovon ihm Beispiele genug dargeboten werden könnten. Sieht er sich im öffentlichen Leben um, abstrahiert er vom Großhändler, reichen Kaufmanne und vielen Gewerbetreibenden, wird er gar viele Fälle entdecken, in welchen das Gegentheil von dem statt findet, was er sagt. Die Bemerkungen über den Antheil der Mitmentschen an den verschiedenen Genüssen des Lebens; über das Maß des Reichthums, über Mäßigkeitsvereine, über Antheil der arbeitenden Classen am Gewerbsgewinne, über Förderung der St. Simonisten und über Armengesetze enthalten wohl manche beherzigenswerthe, aber auch gleich viele mit dem practischen Leben im Widerspruche stehende Wünsche, welche nicht selten in einem Verkennen der volks- und staatswirthschaftlichen Sachlage beruhen. Die Förderung des St. Simonismus möchte Ref. nicht unbedingt empfehlen; dem Verf. wäre hier eben so viel zu entgegenen, als er darüber gesagt hat, und wegen der Armengesetze gehen ihm mancherley Materialien von deutschen Verhältnissen ab, die Say nicht kannte, oder nicht berücksichtigen wollte.

Die Ausbildung des Körpers, Geistes und Herzens in Familie, Schule und Leben hält Ref. für das wichtigste und höchste Bedürfnis; der Verf. hat es kaum berührt; das, was er bey den Kosten für Erziehung der Kinder sagt, verdient kaum Erwähnung; mithin zeigt er wiederholt, daß er die Fürsorge für die materiellen Interessen weit höher schätzt als die für die imma-

teriellen, und daß er in dem Anhängen der Ideen jenes westeuropäischen Volkes dem deutschen Volke eben so wenige Dienste leistet, als in dem Anpreisen der industriellen Verhältnisse Nordamerica's, welches bey seinem materiellen Aufschwunge hinter der europäischen Bildung weit zurück steht, durch seine Handelscrifen die wichtigsten europäischen Märkte sehr gefährdete und noch jetzt an Großbritannien die bedeutende Summe von mehr als 500 Mill. Guld. zu bezahlen hat, wodurch es auf die europäischen Handelsplätze zerstörend einwirkte.

Die Consumtionen der Gesellschaften, Vereine und des Staates entwickelt er S. 289 — 321. zwar kurz, aber doch nach ihrem Wesen. Wenn er aber Englands Schulen im Ernste rühmt, so irrt er gewaltig, da bekanntlich der Volksunterricht noch tief darnieder liegt, und der Mangel an Fürsorge der Staatsverwaltung für das Erziehungs- und Unterrichtswesen sich höchst verderblich rächet. Auch hier verräth der Verf. Unkenntniß der Sache, wovon sich jeder Leser leicht überzeugen wird. Der sich mehr und mehr verbreitende Associationsgeist Englands wird sehr hoch angerechnet; seine Wirkungen werden lobend hervor gehoben, aber seine Schattenseite wird nicht berührt; daß er diese hat, kann dem Verf. nicht fremd seyn; ihre nähere Erläuterung wurde schon öfters versucht. Hinsichtlich der Consumtionen des Staates berührt er besonders die Abgaben, deren gerechte und gleichförmige Vertheilung er für ein Unding hält. Er theilt manche beherzigenswerthe Ansichten mit und deutet auf Gesichtspuncte hin, welche tiefe Blicke in das Finanzwesen werfen, aber in der Praxis nicht leicht zu realisieren seyn dürften. So wohl die Größe als Erhebungsart der verschiedenen Steuern wird

berührt, so daß man über diesen Gegenstand die wichtigsten Grundsätze zusammen gestellt findet.

Einen höchst interessanten Theil der Schrift bilden die im Schlußworte mitgetheilten Hauptgedanken, welche sich aus den Untersuchungen ergeben. Da nun diese mancherley Zweifeln ausgesetzt sind, so leuchtet von selbst ein, daß auch gegen manche derselben viel einzuwenden ist, was jedoch einem andern Orte überlassen bleiben muß. Schönes Papier, guter Druck und verständliche Schreibart tragen zur Empfehlung der Schrift bey.

π. ρ.

H a n n o v e r.

Geschichte der Königl. Deutschen Legion von N. Ludlow Beamish, Mitglied d. Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, und Königl. Gr. Britanisch. Major a. D. Zweyter Theil, mit 5 Schlachtplänen, einer Lithographie und mehreren Tabellen. 1837. 8. 580 u. 208 Seiten. (Hahn's Hofbuchhandlung.)

Dem Verdienste seine Kronen! Mit diesen Worten begrüßen wir billig den Schluß eines Werkes, dessen ersten Theil wir bereits in diesen Blättern 1835. St. 38. 39. mit der ihm gebührenden Auszeichnung anzeigten. Es ist das Werk eines Briten, von einem Deutschen, dem Hn Lieutenant Nagel, deutsch bearbeitet. Wir haben damahls schon die wesentlichen Vorzüge desselben, Wahrheit und Einfachheit der Erzählung, bemerklich gemacht. Die erstere wird durch die jedesmahlige am Rande bemerkte Angabe der Quellen verbürgt, die andere wird sich jedem Leser von selber darbieten. Der zweyte Band beginnt mit dem May 1811, der ersten, vergeblichen, Belagerung von Badajoz, und geht bis

zum December 1815, der Auflösung der Legion. Er umfaßt also den ehrenvollen, mehr als fünfjährigen Zeitraum wo Lord Wellington den Oberbefehl führte, während die ersten französischen Feldherrn, Soult, Marmont, Suchet und andere, und zuletzt Napoleon selber bey Waterloo ihm gegenüber standen. Den größern Theil nimmt indeß der Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel ein. Der Verf. hatte eine nicht leichte Aufgabe zu lösen, den Antheil der Legion an den Begebenheiten des Krieges zu schildern, ohne sich in eine allgemeine Geschichte desselben zu verlieren, die doch nicht ganz ausgeschlossen werden konnte. Dies ist mit großer Geschicklichkeit von ihm geschehen, so daß eine hinreichende Klarheit über die Erzählung verbreitet bleibt. Daraus, und aus dem stets sichtbaren Streben die Verdienste eines jeden ins Licht zu stellen, nicht bloß der Theile der Legion nach den verschiedenen Waffenarten, auch nicht bloß der Officiere jeden Ranges, sondern auch, wo sich die Gelegenheit darbot, einzelner Unterofficiere und Soldaten geht das fortdauernde Interesse hervor, das bloß allgemeine Lobeserhebungen nicht zu erhalten vermögen. Wir müssen uns, da wir nicht in das Einzelne eingehen können, mit einigen Bemerkungen begnügen. Auffallend ist es, wie es den Franzosen fast nie gelang mit ihrer zahlreichen Reiterrey die deutschen Quarrés zu durchbrechen, welches nur durch die ruhige Tapferkeit, welche diese als Hauptzüge des deutschen Nationalcharacters den Angriffen entgegen setzten, möglich war. Von den einzelnen Truppenarten sind es die leichten Truppen, besonders die Reiterrey, welche die meisten Kämpfe zu bestehen hatte, die am öftersten erwähnt werden, zumahl da bey dieser Truppenart der Muth des Einzelnen am meisten Gelegen-

heit hat sich bemerklich zu machen. In der That, wenn man die zahllosen Gefechte der Husarenregimenter gelesen hat, wundert man sich, wie noch Einzelne aus ihnen übrig blieben. Als eine neue Waffe zum Angriffe finden wir gegen das Ende des spanischen Krieges noch die Congreve'schen Raketen angewandt. Sollten diese in künftigen Kriegen in allgemeinen Gebrauch kommen, so müßte, scheint es, bey den furchtbaren Wirkungen, die keinen Widerstand möglich machen, unsere Kriegskunst wesentliche Veränderungen erleiden. 'Als die Raketenschützen, heißt es S. 300., ihre verderblichen Geschosse unter die dichten Colonnen der Franzosen warfen, war die Wirkung dieser Waffe so schlagend, daß diese von Schrecken ergriffen augenblicklich in der größten Verwirrung den Rückzug antraten. Die Schützen verfolgten den Feind, und nun bot sich den Zeugen dieser Scene das außerordentliche Schauspiel dar, daß starke und kriegsgeübte Infanteriemassen vor einem Duzend unbedeutender Gegner ohne Widerstand zurück wichen. Ja so tief war der schreckende Eindruck, welchen diese neue und furchtbare Waffe auf die Gemüther der feindlichen Truppen gemacht hatte, daß die Colonne nicht eher wieder zum Stehen zu bringen war, bis sie die Citadelle erreicht hatte.' Sollte man nicht glauben die Kriege würden endlich fast ohne Soldaten, nur mit Maschinen geführt werden? Die Geschichte des Krieges schließt mit der Erzählung des Antheils, den die deutschen Truppen an der Schlacht von Waterloo, besonders durch die heldenmüthige Vertheidigung der Ferme la Haye Sainte, nahmen.

Die letzte kleinere Hälfte des Bandes enthält einen doppelten Anhang mit Belegen, Berichten und Listen jeder Art. Wir erwähnen daraus

besonders S. 341 ff. das Verzeichniß der Unterofficiere und Soldaten, welche durch außerordentliche Dienstleistungen die Guelphen-Medaille mit der daran geknüpften Pension erhielten, mit den aus dem Archive des Guelphen-Ordens geschöpften Memorialen. Gewiß nicht ohne Theilnahme wird man die Thaten dieser verwegenen Krieger hier erzählt lesen, die selbst den Feinden Achtung einflößten.

Wohl mit vollstem Rechte dürfen wir dies Werk als ein Volksbuch empfehlen. Mag dasselbe auch bey der Erinnerung an so viele edle Männer die, durch Verwandtschaft oder Freundschaft den Lesern verbunden, der Sache des Vaterlandes ihr Leben zum Opfer brachten, manche stille Thräne entlocken, so gewährt es doch zugleich den hohen Trost, daß ihre Namen nicht ohne Ruhm auf die Nachwelt gehen. Auch waren die Opfer, die sie brachten, nicht umsonst dargebracht, nicht bloß durch den Erfolg für die Sache für welche sie kämpften, sondern auch, weil die Beispiele, die sie gaben, als Muster der Nachahmung den kommenden Geschlechtern dienen werden.

Hn.

G o t h a.

Von dem geographisch-historischen Atlas des Herrn von Spruner, Königl. Bayerischem Lieutenant, verlegt und herausgegeben von Justus Perthes. Fol. (G. g. U. 1837. St. 53.) ist uns bereits der zweyten Lieferung erste Abtheilung zu Händen gekommen. Sie enthält sieben Blätter in folgender Ordnung:

N^o 9. Altgermanien und die Südbonauländer um die Mitte des V. Jahrhunderts, als Uebergangsblatt der alten Geo-

graphie zu jener des Mittelalters. Als Nebenblatt: die Reiche der Franken von 550 n. Chr.

№ 10. Europa zur Zeit Karls des Großen. Ohne Nebenblatt.

№ 11. Deutschlands kirchliche Einteilung bis in das XVI. Jahrhundert. Mit Angabe der ältesten und vorzüglichsten Klöster.

№ 12. Reiche der Karolinger, nach dem Vertrage zu Verdun von 843. Nebenkarten: Schlachtfeld von Fontenai den 25. Junius 841. Lotharingen.

№ 13. Deutschland unter den Sächsischen und Fränkischen Kaisern bis zu den Hohenstaufen.

№ 14. Deutschland unter den Hohenstaufen und bis zu 1273. Nebenkarten: die großen Häuser nach ihren Besitzungen. Das Stammgebiet der Hohenstaufen.

№ 15. Die Herzogthümer Francia, Alemannia, Bavaria, Lotharingia Superior und Burgundia Minor, nach dem Untergange der Gauverfassung. Nebenkarten: Habsburgische Stammlande. Schlachtfeld von Gößheim zwischen Adolph und Albrecht am 2. Nov. 1296.

Wir haben den hohen Werth dieses Atlas bereits bey der Anzeige der ersten Lieferung angegeben, als eines ganz neu aus den Quellen geschöpften Werkes, die in den Vorerinnerungen für jedes Blatt sorgfältig angegeben werden. Besonders ist aber diese zweyte Lieferung wichtig, da sie fast ganz Deutschland gewidmet ist, und die Geographie desselben bis ans Ende des 13. Jahrhunderts darstellt. Unter den einzelnen Blättern wird besonders das die kirchliche Geographie Deutschlands darstellend die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als eine der wichtigsten Bereicherungen der Geographie unsers Vaterlandes im Mittelalter.

Ln.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. 163. S t ü c k.

Den 11. October 1838.

B r e m e n.

Wilhelm Stokes: Abhandlung über die Diagnose und Behandlung der Brust-Krankheiten. — Krankheiten der Lunge und Luftröhre. — Aus dem Englischen von Gerhard von dem Busch. 1838. XXIV u. 844 S. in 8.

Französische und englische Aerzte haben Laennec's wichtige Forschungen im Gebiete der anatomischen Pathologie und Diagnose der Brustkrankheiten vielfach benutzt, erweitert und fester begründet. Wichtig sind diese Forschungen; sie gehören zu den größten Bereicherungen der Medicin in diesem Jahrhunderte. Dennoch haben sie in Deutschland bis jetzt keine allgemeinere thätige Theilnahme gefunden. — Vielleicht weil die deutsche Medicin, tiefer forschend und weiter strebend als die englische und französische, mit weniger Interesse und Ausdauer bey den Thatsachen der sinnlichen Wahrnehmung verweilt, welche vorzugsweise der Gegenstand jener Forschungen sind? — Aber unsere Kenntnisse in der Medicin werden immer um so sicherer und nützlicher seyn, je

mehr die unmittelbaren Erfahrungen der Sinne ihnen zur Basis und Stütze dienen.

Vorzüglich mit scheinbar aus der Praxis hergenommenen Gründen erklärten deutsche Aerzte sich gegen die Anwendung der Stethoscopie und namentlich der Auscultation, — Gründe, die erledigt werden müssen, wenn eine Schrift wie die vorliegende, und der Gegenstand dem sie gewidmet ist, Eingang finden sollen. Diese Gründe sind: Man könne die Auscultation für die Praxis entbehren; — ihre Anwendung sey lästig und mühevoll für Kranken und Arzt; ihre Resultate seyen unsicher; — die Heilung der Krankheiten werde durch sie nicht gefördert. — Aber dem Kundigen kann jene Entbehrlichkeit nur für die leichteren, nicht für die schwierigsten und wichtigsten Fälle gelten; — auch wenn die Anwendung der Auscultation noch weit lästiger und mühevoller erschiene, würden Aerzte und Kranke deshalb wichtige Vortheile nicht entbehren wollen; — die Resultate der Auscultation gewinnen für den Einzelnen an Sicherheit durch Übung, — und die Sicherheit der Diagnose vermittelst derselben ist jetzt so groß, wie sie vor Erfindung jener, noch vor wenigen Decennien, kaum als möglich gedacht wurde. — Und endlich hat nicht dadurch auch die Behandlung der wichtigsten Krankheiten der Brustorgane an Bestimmtheit gewonnen? Sind nicht viele dadurch heilbarer geworden, daß man sie früher und bestimmter erkennt? — Auch will jedenfalls der wissenschaftliche und gewissenhafte Arzt so genau als möglich wissen, warum die Heilung so vieler anderen ihm nicht gelingen kann, — und welche neuen und wichtigen Aufschlüsse gibt uns nicht in dieser Beziehung die Stethoscopie, im ganzen Umfange des Wortes?

Das vorliegende Werk enthält, vorzüglich über

pathologische Anatomie und physicalische Diagnose der Krankheiten der Respirationswerkzeuge, theils eine vortreffliche Zusammenstellung und Benutzung des bisher Bekannten, theils neue und wichtige vom Verf. gemachte Erfahrungen. — Dasselbe ist ganz für die Bedürfnisse des practischen Arztes bestimmt; der Verf. setzt voraus, daß die Leser mit den Anfangsgründen der physicalischen Diagnose bekannt sind, und will vorzüglich die Casuistik derselben lehren, d. h. die Kunst über die physicalischen Zeichen ein richtiges Urtheil zu fällen; der dieses richtigen Urtheils nicht fähige thue besser, jene Zeichen unbeachtet zu lassen, und an die sonstigen Symptome allein sich zu halten.

Uebrigens nicht ganz entsprechend dem Titel des Werkes schließt der Verf. mehrere wichtige Krankheiten der Lungen hier aus, so namentlich die kramphhaften Affectionen und die Lungenblutungen. Zu rügen ist auch die discursive Darstellungsweise, welche wohl Ursache ist, daß die Definitionen nicht immer strenge, die Eintheilungen häufig nicht geordnet und unconsequent erscheinen, auch an der oft übersießenden Weitläufigkeit und manchen Wiederholungen des Verfs den größten Antheil hat.

Die vielen Vorzüge dieses ausgezeichneten Buches können freylich nur durch aufmerksames Lesen des Werkes selbst erkannt werden; — der Raum dieser Blätter gestattet kaum die Andeutung der wichtigsten Einzelheiten, und erst im Zusammenhange erhalten diese ihren vollen großen Werth.

Erster Abschnitt. Allgemeine Principien der Diagnose der Brustkrankheiten (S. 1—66.).

Die Diagnose der Krankheiten ist um so genauer, je mehr wir die Zeichen (d. h. nach dem Verf. die sinnlich wahrnehmbaren physicali-

schen Veränderungen eines Theiles) mit den Symptomen (d. h. Veränderungen in den vielen Functionen des leidenden Theiles und des übrigen Organismus) verbinden können. — Die Organe der Brusthöhle sind der Wahrnehmung jener physicalischen Zeichen vorzüglich günstig, dagegen die Diagnose ihrer verschiedenen Krankheiten durch die Symptome allein, wegen allgemeiner Ähnlichkeit vorzüglich schwierig und unsicher ist. — Die Verbindung der Zeichen und Symptome macht aber die Diagnose der Brustkrankheiten leichter als die aller übrigen. — Für die physicalische Diagnose zu benutzende Zeichen sind: die akustischen Zeichen der Auscultation und Percussion, Veränderungen in Form und Volumen des Thorax, — für das Gefühl wahrnehmbare Zeichen, — die Respirationsbewegungen des Thorax, — Zeichen der Thätigkeit des Herzens und der großen Gefäße, — Zeichen einer äußern Collateral-Circulation in Folge von Verstopfung in den größern innern Venenstämmen, — Verschiebungen der Brust- und Unterleibs-Eingeweide. (Sind aber alle diese Zeichen, — einige nicht vielmehr Symptome nach des Wfs Bestimmung? Ref.) — Die akustischen Zeichen theilt der Wf. (ohne Nutzen und nicht streng durchgeführt) in die passiven, die unabhängig von Bewegung und Leben sind, und in die activen, nur im Leben wahrnehmbare Zeichen der Respiration, Stimme, Herzthätigkeit zc. — Leitende Grundsätze für die physicalische Diagnose sind: Vergleichung der Zeichen an einer Stelle der Brust mit denen einer andern, — Benutzung und Verbindung möglichst vieler Zeichen, — Berücksichtigung der Dauer der Zeichen und des Stadiums der Krankheit, in welcher sie entstehen, — Verbindung der Zeichen und frühern und jetzigen Krankheitsymp-

tomé. — Schließlich bemerkt der Verf., man dürfe die Krankheit der einzelnen Gewebe der Brustorgane, wie der Schleimhaut des Parenchyms und serösen Ueberzuges sich nicht zu trennen von einander denken. — Im Ganzen enthält dieser Abschnitt viel Treffliches und Wahres, wenn gleich auch viel Bekanntes mit überfließender Weitläufigkeit vorgetragen ist.

Zweyter Abschnitt. Bronchitis (S. 66 — 309.).

Die Bronchitis (wie der Verfasser mit vielen französischen Schriftstellern unrichtig auch jeden Catarrh bezeichnet), ist wegen ihrer Häufigkeit und Verbindung mit den meisten Brustkrankheiten von der größten Wichtigkeit. Schon im Kindesalter sehen wir sie theils angeboren (Billard), theils in Folge der Atelektasis pulmonum (Förg), theils ex dentitione in verschiedenen Formen, — bey der letztern zuweilen fast croupartig. Im Allgemeinen kann man die Krankheit eintheilen in die primäre, secundäre und complicierte.

Acute primäre Bronchitis. Von dieser gibt es sehr gelinde und sehr heftige Formen. In der heftigern Form bedeutendes Fieber, Dyspnoe, erschwerter, oft blutiger Auswurf, unvollständige Arterialisirung des Blutes, Congestionen zum Gehirn und Unterleibe, Oedema &c., — im zweyten Stadium zuweilen ein dem heftigen ähnlicher Zustand, auch schneller Tod durch profuse Bronchial-Secretion und Verstopfung eines größern Bronchialastes(?) und durch Hydrothorax. Die heftigern Grade der primären Bronchitis ohne Complication kommen meistens nur bey Kindern vor (nicht auch im höhern Alter? Ref.).

Chronische primäre Bronchitis. Diese entsteht ursprünglich als solche, oder entwickelt sich aus der acuten; sie remittirt anfangs in

der wärmern Jahreszeit, ist später anhaltend. — Ausdehnung der Bronchialäste, Emphysem, Phtisis, besonders nach der Mitte des Lebens, Hydrothorax können die Folge seyn. — Die verschiedenen (episodisch hier betrachteten) qualitativen und quantitativen Veränderungen krankhafter Bronchial= Secretion gestatten zum Theil wohl eine genauere Unterscheidung nach chemischen und anderen Merkmalen als sich hier findet; an den in einzelnen Fällen vorkommenden plastischen Exsudaten der Bronchien, scheint nach dem Verf. die Structur der Schleimhaut in den feinem Verzweigungen, und eine der tuberculösen Beschaffenheit verwandte lymphatische Constitution (?) der Lungen, Theil zu haben. (Aber müßten denn jene allerdings merkwürdigen Exsudate nicht weit häufiger seyn? Ref.) Mit Recht wird bemerkt, daß Auswurf von reinem Eiter selbst bey Suppuration und Ulceration der Lungen und noch mehr in der Bronchitis selten ist; aber ob und wie Eiter und Schleim unter allen Verhältnissen sich unterscheiden ist nicht bemerkt.

Physicalische Zeichen der Bronchitis. Die Percussion gibt hier nur selten, bey sehr bedeutender Schleimansammlung an den Bronchien, dumpfen Ton; diese Hohligkeit ist also wichtig als negatives Zeichen, daß keine Complication mit Pneumonie, Tuberkeln u. dgl. vorhanden ist. Die durch Bewegung des Schleimes bewirkten, für die Hand wahrnehmbaren, Vibrationen des Thorax sind wohl von keinem practischen Interesse. — Das Respirations= Geräusch wird in Bronch. durch Anschwellung der Schleimhaut, durch die Schleim= Secretion, auch wohl durch Krampf in die verschiedenen Arten von sonorem pfeifenden und Schleimrasseln umgeändert. — In bössartigen, vielleicht tödtlichen Catarrhalfebern

wird zuweilen anfangs durch starke Anschwellung der Schleimhaut jeder Rhonchus verhindert, der erst bey abnehmender Krankheit als günstiges Zeichen eintritt. Das feine, schleimig-knisternde Rasseln in der Bronchit., ähnlich dem in der Phtisis häufig vorkommenden, unterscheidet sich von diesem durch fehlende Dumpsheit bey der Percussion, oder dadurch, daß die zuweilen vorhandene Dumpsheit bey jener im untern Theile der Lunge sich findet. — Vorübergehend oder bleibend, kann durch Anschwellung Schleim- oder Krampf, die Respiration in einem Theile der Lunge sich vermindern oder verschwinden, und selbst schneller Tod durch schnelle Verstopfung entstehen, wie Fälle von Andral beweisen (?) Die fehlende Respiration bey hellem Tone, läßt unter solchen Umständen die Ursache der Dyspnoe erkennen.

Secundäre Bronchitis. Zu dieser zählt der Vf. jene Arten acuter oder chronischer Bronchitis, welche durch ein specifisches Gift (Typhus, Erantheme, Sict u. dgl.) oder durch sympathische Reizung von den Verdauungsorganen aus entstehen. — (Secundär drückt indeß in den ersten Fällen nicht das Verhältniß jener Arten von Bronchitis zu ihren angedeuteten Ursachen aus, — und sympathische und secundäre Affection der Schleimhäute sind logisch verschiedene Begriffe, Ref.). — Bronchitis im Typhus zuweilen unbedeutend, zuweilen tödtlich durch übermäßige Schleimabsonderung schnell tödtlich; — häufig verbindet sie sich, wozu selbst die Lage des Kranken beiträgt, mit Congestion oder Entzündung des Parenchyms, wodurch denn die physicalischen Zeichen der Bronchitis modificiert werden. — Auffallend aber ist hier der Mangel an Uebereinstimmung zwischen Zeichen und Sympto-

men. — Die secundäre Bronchitis der acuten Exantheme, zu welchen der Verf. auch das Erysipelas rechnet, veranlaßt denselben vorzüglich zu allgemeinen Betrachtungen über die Exantheme, welche für deutsche Aerzte nur Bekanntes enthalten.

Die specifischen Cachexien, Sicht, Scropheln, Syphilis, Scorbut bringen Formen der Bronchitis hervor, welche durch Verlauf Symptome und Resultate der Behandlung ihren specifischen Character bekrunden; zunächst wird nur von der gichtischen, noch mehr von der syphilitischen Form dieses hier nachgewiesen; so zeigen des Verfassers und anderer Aerzte Erfahrung, wie syphilitische Bronchitis bald in der Art wie bey acuten Exanthemen dem Ausbruche syphilitischer Exantheme vorher geht, bald auf deren Unterdrückung folgt, oder der Phthisis ähnliche Symptome hervor bringt, welche durch Quecksilber geheilt werden. — Die physicalischen Zeichen weisen in solchen Fällen keine mit den hectischen Symptomen im Verhältniß stehende Zerstörung in den Lungen nach.

Sympathischer Husten (sympathische Bronchitis? Ref.). Mit Recht bemerkt der Verf., daß vorzüglich auch in solchen Fällen sich der practische Nutzen der Stethoscopie zeige. So längst bekannt sind ja die vielen Brustleiden, welche, ex abdomine, anfangs nur functionelle Störungen, später so häufig zu den schwersten organischen Brustkrankheiten sich ausbilden. Die Erforschung der verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung, deren Gefahr und Behandlung so verschieden sind, müßte vorzüglich durch directe stethoscopische Untersuchung gesichert seyn. Um so mehr ist zu verwundern und zu bedauern, daß der Verfasser nur den sympathischen Husten von Gastritis und Wurmleiden einseitig hervor gehoz

ben, und in der Weise des von ihm zu hoch gestellten Broussais darüber sich äußert. Man könne annehmen, wenn die Symptome eines Brustleidens bedeutender und quälender sind als die physicalischen Zeichen erklären können, daß eine sympathische Reizung vorhanden sey. (Wird hiernach nicht auch der Reichhusten ein sympathisches Brustleiden seyn? Ref.). — Beginnende Tuberkeln, Krankheit der Luftröhre, Erschlaffung der uvula, Hysterie dürfen freylich nicht übersehen werden, und fälschlich zur Annahme eines sympathischen Hustens verleiten.

Behandlung der Bronchitis. Der Vf. beginnt mit der Behandlung der Bronch. ex dentitione; — seine Methode ist die bekannte englische mit den wohl zu heroischen Mitteln, dem Durchschneiden des Zahnfleisches, bey stärkerer Entzündung selbst allgemeine vor der örtlichen Blutentziehung, Tart. emetic., Calomel und Ipecac. im ersten Stadium. — Die heftigere Bronchitis der Erwachsenen erfordert oft Aderlaß, als Vorbereitung für die übrigen Mittel, dann Ausleerung des Darmcanales, damit das Diaphragma ferner herabsteigen könne, örtliche Blutentziehung, besonders am obern Theile der Brust, Tart. emet. in größern Gaben, durch welchen die Krankheit schnell gehoben, oder bald das zweyte Stadium der Absonderung herbey geführt wird mit großer Abspannung, welches nun um so besser durch Reizmittel gehoben wird. — In diesem zweyten Stadium sind Reizmittel oft eben so nothwendig als antiphlogistische im ersten; ihre Anwendung wird noch genauer bestimmt durch die Dauer der Krankheit, die Constitution des Kranken und die frühere Behandlung. — Zu diesen Reizmitteln zählt der Verf. Vesicatoria (deren Applicationstelle durch die physicalischen

Zeichen ermittelt wird) — und Haarfeil (letzteres bey Affection der feineren Bronchialäste, mit Dumpfheit der Percussion und Hinneigung zur Hectik;) außerdem stärkende Diät, wozu auch Luftveränderung gehört, allgemeine und specifische Tonica und Reizmittel, vorzüglich Decoct. rad. Seneg. mit Ammon. carbon. — Elix. paregor. und Th. Squillae; außerdem die bekannten Balsame, Gummata &c.; — bey anhaltender profuser Secretion ist neben den übrigen Mitteln Luftveränderung vortreflich. — Die fieberlose primäre chronische Bronch. widersteht oft allen Mitteln, besonders bey organischen Umänderungen der Lunge oder des Herzens; diese werden durch die physicalischen Zeichen erkannt; hier ist dann nur palliative Behandlung möglich, Terpenthin-Einreibungen auf die Brust und die bekannten reizenden, tonischen und beruhigenden Mittel, Bleyzucker, vielleicht auch, nach Gründen a priori, Strychnin, wovon später. — Bey sehr profusen Schleimsecretion wirken Brechmittel vortreflich, gleichsam wie ein Laxans für den Darmcanal. — Je mehr Leiden des Parenchyms vorhanden ist, der feinem Bronchial-Endungen, mit schleimig rasselnder Crepitation und Dumpfheit der Percussion, um so mehr nützen anti-phlogistica; dagegen je mehr die größern Bronchialäste ergriffen sind, um so besser wirkt das reizende Heilverfahren. — Von den secundären Formen der Bronch. wird nur die Behandlung der typhösen Form erwähnt; bey dieser muß die Antiphlogosis beschränkter, reizendes Verfahren früher angewandt, oft beide mit einander verbunden werden, örtliche Blutentziehungen zuweilen gleichzeitig mit Wein; bey dem Catarrhus suffocativus waren Brechmittel oft ohne Nutzen; — ob die von Graves hier empfohlenen Clystiere aus

Chinin. sulfur. mit Laudanum nützen können, bedarf noch der Bestätigung.

Mehrere organische Umänderungen der Bronchialröhren und Luftzellen rühren meistens, wenn auch nicht ausschließlich, von Bronchitis her, und verdienen deshalb hier eine genauere Betrachtung. Dahin gehören:

Verengerung und Obliteration der Bronchien durch Anschwellung der Schleimhaut oder plastische Entzündung, abgesehen von andern Ursachen; Folgen der Obliteration sind Atrophie des Lungengewebes, in welches keine Luft mehr eindringt, und Erweiterung benachbarter Bronchien und Lungenzellen, welche um so mehr von Luft ausgedehnt werden. — Die Obliteration kann von den größeren oder feineren Zweigen ausgehen, acuten oder chronischen Ursprung haben, und ist für die Entstehung der Tuberkeln von Einfluß. — Die physicalischen Zeichen derselben hängen von der Menge der obliterierten Bronchien und Luftzellen ab; bey großer Ausdehnung der Obliteration wird Schwäche des Respiration's = Geräusches und dumpfe Percussion, wie bey Tuberkeln, wahrzunehmen seyn.

Ausdehnung der Bronchialröhren. Diese findet gleichmäßig im ganzen Bronchus statt oder bildet mehrere Ausweitungen oder eine größere Höhlenentzündung der Bronchien, welche das elastische Gewebe derselben nachgiebiger macht, ihre musculösen Fasern lähmt, vielleicht auch die Cilien der Schleimhaut unthätig macht, — außerdem stärkere Ausdehnung wegen Obliteration benachbarter Bronchien, auch Verdünnung und Erweichung derselben können die Ursache seyn. — Diese Ausdehnung kann angeboren seyn (?) oder später entstanden und viele Jahre hindurch dauern; — sehr häufig ist sie mit Lungentuberkeln

verbunden, findet sich, wie diese, vorzüglich im obern Theile der Lunge, — oder auch mit Lungen-Emphysem. — Die Diagnose dieser Krankheit, namentlich ihre Unterscheidung von Tuberkelhöhlen ist oft sehr schwierig, oft nur bey längerer Beobachtung des Kranken möglich; die Erwägung der Symptome, die Gleichzeitigkeit und Folge der physicalischen Zeichen, der Percussion und Auscultation im Verlaufe der Krankheit, reichen kaum in allen Fällen hin zur sichern Unterscheidung (!).

Ulceration der Bronchien ist nur wichtig bey gleichzeitiger Zerstörung des Lungengewebes und anderer benachbarter Theile, und bedarf hier keiner ausführlicheren Erwähnung.

Ausdehnung der Luftzellen (Emphysem der Lunge von Laennec). Diese Ausdehnung der Luftzellen findet sich mit oder ohne Zerreißung derselben, zuweilen mit Austritt von Luft in das umgebende Zellgewebe. Bronchialreizung bewirkt diese Krankheit durch anhaltenden Husten, durch Ausdehnung der Lungenzellen von Schleim, auch wohl durch Krampf der Muskelfasern, welcher die Expiration hindert. Im Winter und vorüber gehend durch Anfälle von Bronchitis verschlimmert sich die Dyspnoe, welche das Leiden dieser Kranken ausmacht; häufig entsteht durch dieselbe auch Hypertrophie des rechten Herzens. Die physicalischen Zeichen der Krankheit sind vermehrte Helligkeit des Tones bey der Percussion, und trotz der starken Anstrengung zum Athmen, sehr schwaches Respirationsgeräusch. — Durch die vergrößerte Lunge wird das mediastinum seitwärts und das diaphragma abwärts gedrängt, auch das Herz und die Leber, wenn der untere Theil der Lunge vergrößert ist; in Folge davon bleibt die epigastrische Gegend bey der Respiration

unbeweglich, während der obere Thorax und die untere Bauchgegend sich bewegen. — Heilung ist nur möglich, wenn nicht durch lange Dauer der Krankheit die Structur schon bleibend umgeändert ist; die Behandlung erfordert Mittel, welche die Bronchialreizung, die Verstopfung der Lungenzellen und den Husten mindern, also Blutentziehungen, Gegenreize, Tart. emet. — Laennec's Mittel gegen trocknen Catarrh und beruhigende Mittel; vielleicht auch ist Strychnin nützlich um die Contractilität der Muskelfasern anzuregen.

Atrophie der Lunge entsteht, wie schon angegeben, häufig durch Obliteration der Bronchialröhren in Folge von Bronchitis.

Dritter Abschnitt. Krankheiten des Larynx und der Trachea (S. 310 — 473.).

Acute Entzündung des Larynx und der Trachea. Vortrefflich gibt der Verf. die Unterscheidung zwischen dem echten Croup und der Diphtheritis (eine Unterscheidung, die um so wichtiger ist als sie selbst von großen Autoritäten nicht immer gehörig beachtet wird, Ref.). Beachtungswerth erscheint (nicht übereinstimmend mit anderen Erfahrungen oder gewöhnlich übersehen), daß Entzündung der Lunge beym Croup so häufig seyn, oft derselben voraus gehen, beynah immer sie begleiten soll, wie die physicalischen Zeichen und Sectionen dem Verf. zeigten. — Trotz der Schwierigkeiten der Auscultation beym Croup, welche Laennec so groß schienen, daß er diese hier für unnütz hielt, erklärt der Verf. sie dennoch für nützlich und anwendbar. — In der Behandlung sind ihm die (bey Kindern meistens wohl unnöthigen. Ref.) allgemeinen außer den örtlichen Blutentziehungen besonders als vorbereitend für das Hauptmittel wichtig. Dieses Haupt-

mittel ist Tart. emet. wiederholt in Brechen erregender Gabe; vom Calomel urtheilt er im Vergleich mit jenem sehr ungünstig; gegen die Tracheotomie in dieser Krankheit erklärt der Verf. sich mit gewichtigen Gründen und Autoritäten. (Möchte nicht dieser Gebrauch des Tart. emet. statt des langsamer und nachtheiliger wirkenden Calomels, im Group mehr Zutrauen verdienen als man ihm in Deutschland gewöhnlich schenkt? Ref.).

Die Laryngitis, welche bey Kindern sich als plastische Entzündung artet, äußert sich bey Erwachsenen in jeder Hinsicht verschieden; der echte Group bey Erwachsenen ist äußerst selten und wird meistens mit Diphtheritis, Angina putrida und ähnlichen Leiden im Verlaufe anderer Krankheiten verwechselt. (Nur möchte auch die Diphth. bey Kindern verhältnißmäßig häufiger seyn als der Verfasser hier gelten läßt. Ref.) — Häufig ist das Oedema glottidis elne Folge der Laryngitis, welches außerdem aber auch unter sehr vielen anderen im Werke genauer angegebene Umständen sich bilden kann. — Verschiedene idiopathische und sympathische Affectionen des Larynx, welche mit der Laryngitis größere oder geringere Aehnlichkeit haben, sind im Werke bezeichnet und ihre Unterscheidung angegeben.

Behandlung der acuten Laryngitis Erwachsener. Die Krankheit übt hier so bald eine deprimierende Wirkung auf den Körper, daß in keiner andern entzündlichen Krankheit die Antiphlogosis so kurze Zeit anwendbar bleibt; in den gelinden Formen sind Blutegel nützlich, am besten auf die Schleimhaut und der Glottis so nahe als möglich. (Diese Anwendungsart möchte indeß häufig theils schwierig, theils mit anderen Uebelständen verbunden seyn, Ref.). — Der

Nutzen der Blasenpflaster ist hier noch nicht bewiesen (?). Wenn frühe und kräftige Antiphlogose die Entzündung nicht hebt, muß die Tracheotomie ohne Aufschub verrichtet werden, wovon ein sehr merkwürdiges Beyspiel glücklichen Erfolges angeführt wird. — Auch bey Oedema glottidis von acuter primärer Entzündung (nicht bey dem von anderen Ursachen entstandenen) können Blutentziehungen nützen. In gelinden Fällen der Laryngitis Stillschweigen, größte Ruhe, wiederholt wenige Bluteigel, Diaphoretica und Quecksilber bis zu gelindem Ptyalismus bey milder Diät; — aber ja nicht zu absolute Entziehung von Spirituosis bey daran Gewöhnten, um nicht das hier wegen der Schwachhaftigkeit besonders nachtheilige Delirium tremens herbey zu führen.

Chronische Krankheiten des Larynx und der Trachea. Diese sind primär oder secundär, z. B. von Syphilis Scropheln entstanden. Alle einzelnen Theile und Gewebe des Larynx können mehr oder weniger, einzeln oder mehrere gleichzeitig krankhaft verändert seyn durch vermehrte Vascularität und Verdickung, bis zu völliger Desorganisation durch Eiterung und Verschwärung. — Sehr richtig bemerkt der Verf., daß die s. g. Phtisis laryngea meistens mit Lungentuberkeln compliciert ist, und daß allgemeinere Anerkennung dieser Wahrheit dem Kranken manches Leiden und dem Arzte manche Beschämung ersparen würde. — Die auscultatorische Diagnose dieser Krankheit, wie der Vf. sie empfiehlt, möchte weder nothwendig noch sicher seyn. Wichtig ist, daß diese Krankheiten des Larynx die Geräusche der Respiration und Stimme so sehr beeinträchtigen, — mithin auch die Diagnose mancher Lungenkrankheiten, vorzüglich der Phtisis. —

Zum Glück gibt der Verlauf der Krankheit und die Percussion dann noch Anhaltspuncte.

Behandlung der chronischen Laryngitis. Außer den bekannten Mitteln, Blutentziehungen, Gegenreizen zc. örtlich salpetersaures Silber, auch Jodine in Solution, Jodine-Diagnose mit narcoticis; später als tonica Rad. Sassaparillae mit Acid. nitricum, auch Tinct. Fowleri. — Bey hinzu kommendem Krampf des Larynx Antispasmodica, — sehr gut oft Belladonnapflaster. — Verlängerung der Uvula kann die Symptome der Reizung des Larynx mit allen ihren Folgen hervor bringen; — in der Schilderung dieser Folgen scheint der Verf. indeß zu weit zu gehen.

Die specifischen Reizungen des Larynx durch Dyscrasien und acute Krankheiten, hätten eine ausführlichere Betrachtung finden können.

Krampfhaft Affectionen des Larynx. Die Behauptung des Verfs, daß der Krampf der Glottis bey Kindern in allen Fällen von primärer oder secundärer Hirnreizung herrühre, dürfte wohl zu absolut seyn. — Mehrere der genannten nervösen Affectionen des Larynx möchten wohl nicht vom Larynx vorzugsweise ausgehen.

Fremde Körper im Larynx, in der Trachea und den Luftröhren. Dieser Abschnitt, in dem reichhaltigen Werke vielleicht der bedeutendste, gestattet bey der Menge wichtiger Einzelheiten hier keinen Auszug. Er gibt eben so wohl ein Zeugniß von dem Fleiße, dem practischen Sinne und scharfem Urtheile des Verfs, als er für die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der Auscultation beweisend ist.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 13. October 1838.

B r e m e n.

Beschluß der Anzeige: W. Stokes' Abhandlung über die Diagnose und Behandlung der Brustkrankheiten.

Geschwülste außerhalb der Luftröhre, welche diese zusammen drücken. Diese Geschwülste haben auf die Luftröhre und die umgebenden Nerven und Blutgefäße einen nachtheiligen Druck zur Folge, wenn sie von unnachgiebigen Theilen umgeben sind, also im Thorax unterhalb der Clavicula ihren Sitz haben. Stethoscopische und sichtbare Zeichen sichern die Diagnose von Laryngitis, mit welcher sie nach mehreren Symptomen verwechselt werden könnte. — Die vergrößerte und entartete Thymus bewirkt durch mechanischen Druck nach dem Vf. Krampf der Glottis, welchen er früher, als er von dieser Krankheit sprach, nicht berücksichtigte. (Sind nun aber Spasmus glottidis, Asthma thymicum, Hugh Ley's Crowing inspiration von einander verschiedene Krankheiten? Der Verf. scheint Asthma thymic. und A. Millari für identisch

zu halten. — Daß aber eine vergrößerte Thy-
mus keine plötzliche Erstickung bewirken könne,
weil sie nicht zum erectilen Gewebe gehöre, strei-
tet gegen die vielen Beweise von kommenden und
verschwindenden Zufällen bey anderen organischen
Krankheiten. Der Verf. selbst läßt ja krampfige
Symptome durch chronische Laryngitis bewirkt
werden. (Ref.)

Vierter Abschnitt. Pneumonie (S. 474
— 544.).

Pneumonie ist gleichsam die Bronchitis der
Bronchialendungen; jene unterscheidet sich nur
durch die Ausgänge der parenchymatösen Entzündung
(Verdichtung, Eiterung &c.), welche durch ver-
schiedene anatomische Structur, aber durch keine
wesentliche sonstige Verschiedenheit bewirkt werden.
(Aber gerade jene Ausgänge beweisen die Eigen-
thümlichkeit der Entzündung; des Verfs Bron-
chitis, wie die Gastro-enteritis von Broussais,
ist meistens gar keine Entzündung. Ref.) — Vor
Laennec's erstem Stadium der Pneum. (Stad. der
Crepitation), gibt es noch ein früheres der Reiz-
ung, welches Stethoscop und Sectionen erken-
nen lassen; dagegen Hepatisation und Eiterung
sich zuweilen schon in 24 Stunden ohne vorheri-
ge Crepitation ausbilden. Die Hepatisation be-
ruht auf Blutcongestion, nicht auf Ablagerung
von Lymphe; deshalb auch ihr schnelles Entstehen
und Verschwinden (dieses aber doch nicht in allen
Fällen; kann von Congestion allein jede Art der
Eiterung entstehen? Ref.). — Es gibt chronische
Abscesse der Lunge ohne Tuberkeln; der Verfasser
sah sie bey Eiterung die vom Unterleibe aus sich
in die Lunge öffnete und als Folge von Pneu-
monie. — Nicht die Symptome, sondern nur
die physicalischen Zeichen in bestimmter charac-
teristischer Aufeinanderfolge und Verbindung sichern

unter allen Umständen die Diagnose der Pneumonie. — Die verschiedenen Arten typhoser (asthenischer, Ref.) Pneumonie im Typhus, bey geschwächten Individuen, in Folge von Phlebitis etc., zeichnen sich übereinstimmend aus durch ihren verborgenen Character wegen Mangels mehrerer oder aller characteristischen Symptome, durch ihre physicalischen Zeichen, durch die Indicationen für die Behandlung, und durch ihre Ausgänge.

Behandlung der Pneumonie. In der asthenischen Pneumonie wird Aderlaß zu stark in Anwendung gezogen; dadurch wird die Pn. nur latent und zu weiteren Desorganisationen der Grund gelegt; man soll fast nie mehr als ein oder zwey Mahl Ader lassen; die VS. ist nur Vorbereitung für örtliche Blutentziehung, an Stellen, welche das Stethoscop ermittelt; außerdem Tart. emet. in großen Gaben oder Calomel nach bestimmten Anzeigen. — Bey zurückgebliebener Hepatisation ist auch die Lage des Kranken nach der entgegen gesetzten Seite hin von Einfluß auf die Heilung. — Die typhose Pn. wird wie die typhose Bronchitis behandelt (s. oben).

Die chronische Pneumonie, deren Ausgang meistens Verhärtung, ist gewöhnlich eine unvollkommen aufgelöste oder complicierte Entzündung; sie verläuft langsam ohne örtliche Aufregung, und ist, wenn sie in Atrophie der Lunge übergeht, mit Contraction des Thorax verbunden.

In den drey folgenden Abschnitten handelt der Verf. vom Lungenbrand, vom (uneigentlich so genannten) perforierenden Lungenabsceß und vom Lungenkrebs. Vorzüglich die anatomische Pathologie und physicalische Diagnose dieser Krankheiten wird berücksichtigt (S. 545 — 565.).

Achter Abschnitt. Lungentuberkeln (S. 592 — 704.).

Durch die Symptome allein ohne die physicalischen Zeichen ist die Diagnose der Tuberkeln gerade in den wichtigsten Fällen unsicher. — Die Beurtheilung der Zeichen ist aber durchaus casuistisch; keines derselben ist den Tuberkeln eigenthümlich. — Wenn gleich vieles Bekannte in seinen Bemerkungen über die physicalische Diagnose enthalten ist, so übertrifft doch der Verf. gewiß alle seine Vorgänger durch die ausführliche und genaue Schilderung der verschiedenen Zeichen, durch die Umsicht, mit welcher er die einzelnen, Ungeübte leicht irre führenden, Schwierigkeiten hervor hebt, und durch die vortreffliche Methode, diese schwierigen Aufgaben der Diagnose zu lösen. — Nach der verschiedenen Art ihrer Entstehung nach ihrem Verlaufe und anderen ähnlichen Verhältnissen, unterscheidet der Verf. 12 so genannte Varietäten der Phthisis, von denen aber mehrere ohne hinreichenden Grund als solche bezeichnet werden, da sie gleichzeitig oder nach einander in einem und demselben Falle sich finden können. Unrichtig übrigens werden Tuberkeln und Phthisis als identische Begriffe gebraucht. Symptome und physicalische Zeichen sind in den einzelnen Varietäten verschieden; — die genaue Unterscheidung der letzten wird hier auch als practisch wichtig erkannt.

Behandlung der Phthisis. Weitere Fortschritte werden dazu beitragen, die Phthisis besser ihrem Wesen nach kennen zu lernen, und sichere Diagnose, sie nicht bis zur unheilbaren Zerstörung ungehindert sich ausbilden zu lassen. — Der wichtigste Punct in der Behandlung ist genaue Kenntniß von Reizung in der Phthisis. (Der Vf. schreibt hier aber dieser Reizung einen größern

Antheil an der Krankheit zu als die Erfahrung rechtfertigt.) — Für den Curplan muß erwogen werden, ob radicale Heilung möglich; unter den hierbey zu berücksichtigenden Momenten wird der gesunde Zustand der Verdauungsorgane als eins der günstigsten und wichtigsten bezeichnet. (Es leitet den Verf. hier mehr seine eigenthümliche (der von Broussais ähnliche) Ansicht über die Complication mit Gastro-enteritis, als jene ältere und bewährtere Erfahrung, nach welcher Brustleiden ex abdomine, wenn es nicht bis zur Vereiterung und Zerstörung vorgeschritten ist, im Gegentheile eine günstigere Prognose zuläßt. Ref.)

Die anfangende scheinbare Phthisis kann unter einer von vier Formen auftreten, für welche es einer entsprechenden Behandlung bedarf; — als beschränkte Bronchitis (um welche Broussais sich besonders verdient gemacht), — als Phthisis laryngea (bey tuberculöser Anlage wird die empfohlene Anwendung des Quecksilbers beschränkt werden müssen), — als Haemoptysis (aber nur die sthenische Form der Haemoptysis wird hier berücksichtigt), — als Pneumonie. (Es ließen sich aber mit gleichem Rechte auch noch andere solche Formen aufstellen. Ref.)

Die von ihm und Anderen versuchte Behandlung der Phthisis mit Quecksilber nennt der Vf. wohl mit Recht ein zweyschneidiges Schwert. — Heilung erfolgte, nachdem schon Cavernen sich gebildet hatten, bey Anwendung von Haarfeil, Luftveränderung and Seereisen, bey sorgfältiger milder wie bey reizender Diät und jeder Lebensweise.

Bey der palliativen Behandlung der lästigen Symptome des Fiebers, Schmerzes, Hustens, Auswurfes, Blutspenens, Durchfalls, im Allgemeinen die bekannten Mittel englischer Aerzte;

nur besorgt der Verf. auch hier zum Theil zu sehr nachtheilige Reizung (so möchte wohl der Durchfall hier nur sehr selten von Enteritis herühren).

Bei dieser Behandlung der Phthisis vermißt man eine tiefere pathogenetische Begründung, auf welche allein der rationelle Heilplan sich stützen kann. Bis auf wenige allgemeine diätetische Vorschriften werden nur die örtlichen Vorgänge in der Lunge allein berücksichtigt. Ref.

Neunter Abschnitt. Krankheiten der Pleura (S. 705.).

Die trockene Pleuritis, bey welcher nur (?) plastisches Exsudat, kein flüssiger Erguß sich bildet, wird hier fast allein in Beziehung auf das Reibungsgeräusch erörtert; wo dieses sich findet, zeigt es an, daß an dieser Stelle keine Flüssigkeit ergossen ist; es hört auf, so bald Verwachsung der einander reibenden Flächen zu Stande kommt, deshalb auch schneller im jugendlichen als im alten Körper.

Pleuritis mit Erguß von Flüssigkeit. Diese kann sthenischen oder asthenischen Character haben, für sich allein bestehen, oder mit anderen Krankheiten sich verbinden. — Der Erguß kann rasch zunehmen bis zum tödtlichen Ausgange, — oder auch bey dem Fortbestehen desselben ein hectisches oder auch fieberloses Leiden sich ausbilden, das sehr leicht verkannt und unrichtig behandelt wird.

Die physicalischen Zeichen allein können die Diagnose der Pleur. völlig sichern; alle übrigen Symptome können zuweilen fehlen oder ungewiß seyn. Die Dumpfheit bey der Percussion entsteht hier rasch; dieses kann zwar auch bey der typhösen Pneumonie der Fall seyn, aber die übrigen Symptome und physicalischen Zeichen sichern

die Diagnose. Die Respiration ist schwach oder fehlt an den dumpfen Stellen, während sie an anderen zunimmt, zuweilen auch bronchial ist, wie in der Pneumonie, aber die Verbindung und Folge der Zeichen ist in beiden Krankheiten verschieden. Die viel besprochene Megaphonie ist sehr unsicheres und leicht täuschendes Zeichen. Verschiebung des Herzens wird theils durch die Flüssigkeit unmittelbar bewirkt, theils später mittelbar, nach Absorption derselben, durch Zusammenziehung der Brust. — Die Obliteration der Intercostal-Räume soll durch Paralyse der Intercostal-Muskeln bewirkt werden (die Gründe des Verfs für diese Meinung scheinen aber durchaus nicht streng beweisend). Durch diese Obliteration wird die kranke Seite des Thorax auffallend glatt. — Die Zusammenziehung der Brust nach der Genesung findet nicht nothwendig, aber um so wahrscheinlicher statt, je heftiger die Entzündung war. — Eine Dumpfheit bleibt oft zurück und könnte bey späteren Brustkrankheiten Irrthümer in der Diagnose veranlassen. — Die asthenische Pleurit. gehört zu den occulten Krankheiten, und äußert sich, abgesehen von den physicalischen Zeichen, vorzüglich durch Sinken der Lebenskräfte.

Die Behandlung der Pleuritis enthält fast nur Bekanntes; wenn das Fieber aufgehört, ist Jodine zur Beseitigung des Ergusses sehr empfehlenswerth; Electricität bey Paralyse der Intercostalmuskeln; die Paracentese bey dem Empyem soll höher am Thorax angestellt werden als gewöhnlich geschieht.

Passive oder mechanische Ergießungen. Der Hydrothorax entsteht fast niemahls idiopathisch, sondern nur in Folge anderer Krankheiten. — Die physicalischen Zeichen sind die des

Empyems ohne Ausdehnung der Intercosträume (jedoch kann dieses für des Verfs Ansicht von der Paralyse dieser Muskeln nichts beweisen. Referent).

Ulceration der Pleura. Secundär wird die Pleura durchbohrt in Folge von Tuberkeln, Gangrän, Abscessen der Lunge zc. — Daß dadurch hervor gebrachte Empyem und Hydrothorax können sicher nur durch die physicalischen Zeichen erkannt werden.

Die Uebersetzung ist fließend; Druck und Papier ausgezeichnet gut, — die Zahl der verbesserten und nicht verbesserten Druckfehler sehr groß.

Dr Cohen.

H a l l e.

Typis Gebauerii, 1836: Amrilkaisi Carmen (quartum) e Codd. Mss. primus edidit interpretatione latina instruxit commentarios adjecit Dr. Fr. Aug. Arnold. 48 S. in Quart.

P a r i s.

Imprimerie royale, 1837: Le Diwan d' Amro'lkaïs précédé de la vie de ce poète par l' auteur du Kitab el-aghani accompagné d'une traduction et de notes par le Baron Mac Guckin de Slane membre du Conseil de la Société de Paris. XXV, 128 und o* (50) Seiten gr. Quart. (Preis 20 Fr.)

Die sieben Moallaka = Dichter und ihre gekrönten Preisgedichte sind durch vielfache Bearbeitungen bekannt geworden, aber man wußte bisher kaum, daß von ihnen, außer einigen Frag-

menten, die als Citate bey anderen Schriftstellern vorkommen, auch noch andere Geistesproducte vorhanden waren. Es sind indeß mehrere Arabische Gelehrte bemüht gewesen, von viereu derselben, Amrul Kais, Zohair, Tarafa und Antara, und von zwey anderen vormuhammedanischen Dichtern, el Nabiga und Alkama, alle bekannte Lieder und Bruchstücke in einem Diwan zu sammeln und diese Sammlung ist unter dem Namen »Gedichte der Sechs« berühmt geworden. Eine Handschrift davon führt Casiri in seiner Biblioth. arab. hispan. Escorial. № 299. auf und nennt als den Sammler den berühmten Philologen Abd el-Malik el-Afmai (lebte von 123 bis 216 d. H. vergl. Ibn Challikan № 389). Zu Paris befinden sich zwey vollständige Handschriften dieser sechs Dichter und eine andere, welche bloß die Gedichte des Amrul Kais enthält; den ersteren ganz gleich scheint der Gothaer Codex № 547. zu seyn, welcher ebenfalls die Gedichte der Sechs in Afrikanischen Schriftzügen enthält, denen aber die Moallakas der drey anderen Dichter, Lebid, Harith und Amr Ben Kulthum, mit Nischischrift vorauf gestellt sind. Hr Arnold hatte die Absicht, alle Gedichte des Amrul Kais heraus zu geben und lieferte als ein sehr gelungenes und empfehlendes Specimen das oben angezeigte vierte Gedicht aus der Gothaer Handschrift und einer Abschrift eines der Pariser Codices. Zu gleicher Zeit faßte Herr de Slane den Plan, die ganze Sammlung zu edieren und tritt nun gleich mit der Herausgabe sämtlicher Gedichte des Amrul Kais hervor, so daß Hr Arn. nun wahrscheinlich leider! seine Absicht aufgegeben haben wird.

Die Lebensbeschreibung des Amrul Kais aus der Liedersammlung Kitab el-agani von Abul-

Farabſch el = Iſſpahani (vergl. dieſe Anz. Jahrg. 1837 S. 1097) verbreitet ſich ſehr ausführlich über ſeine Vorfahren, beſonders ſeinen Vater Hodschr, Fürſten der Aſaditen, über deſſen Graufamkeit und Ermordung, worauf der biß dahin vom väterlichen Hauſe vertriebene Amrul Kaiß ſich der Regierung bemächtigte, aber bald flüchten mußte. Er irrte unter mehreren Arabiſchen Stämmen umher, da er aber nirgends eine ſichere Zuflucht, und noch viel weniger Hülfe fand, begab er ſich nach Syrien und von da nach Conſtantinopel zum Griechiſchen Kaiſer. Hier fand er eine ehrenvolle Aufnahme und erhielt nach einiger Zeit ein Heer, um ſein Reich wieder zu erobern, er fand aber ſchon auf dem Zuge ſeinen Tod in der Nähe von Ancyra durch ein vergiftetes Gewand, welches ihm der erzürnte Kaiſer nachgeſchickt hatte, als er erfuhr, daß Amrul Kaiß mit ſeiner Tochter ein Liebesverſtändniß gehabt habe. — Leider! findet ſich hier nirgends eine beſtimmte Zeitangabe und ſeit Herbelot, welcher aus Dauleſchah ſchöpfte, iſt die Meinung allgemein verbreitet geweſen, daß Amrul Kaiß ein Zeitgenoffe Muhammeds geweſen ſey und gegen ihn Satyren geſchrieben habe. Auch Hr. Ar. tritt dieſer Anſicht noch bey, allein Hr. Cl. widmet einen großen Theil der Vorrede der Widerlegung derſelben aus inneren Gründen, die wir hier kurz anführen wollen, um dann ein hiſtoriſches Zeugniß hinzu zu fügen, welches dem Ref. ſchon längere Zeit bekannt war, zu deſſen Veröffentlichung ſich aber bißher keine paſſende Gelegenheit darbot.

Amrul Kaiß ſoll nämlich Satyren auf Muhammed geſchrieben und der andere Moallafa Dichter Lebid, welcher zu Muhammed übertrat, dieſen durch Repliken vertheidigt haben. Die ge-

dachte Liedersammlung des Abul-Faradsch erwähnt hiervon weder bey Amrul Kais, noch bey Lebid etwas, vielmehr wird ausdrücklich bemerkt, daß Lebid nach seiner Bekehrung zum Islam keine Gedichte mehr gemacht habe; auch andere Biographen, wie Chalawaih (Ibn Chalikán Nr 193) zu Ibn Doraid, schweigen davon. Ebenso wird bey der 26. Sure des Korans, worin Muhammed am Schlusse sich über die Dichter beklagt, welche auf ihn spotteten, von keinem der Commentatoren unter ihnen Amrul Kais genannt. Da die Gegner und Vertheidiger Muhammeds unter den Dichtern von Hrn Gl. aus den Commentaren zum Koran nur dem Namen nach verzeichnet sind, so mögen hier einige Notizen über sie aus Abu Zakarja el-Nawawi zur Bervollständigung hinzugefügt werden. Die Dichter, welche gegen Muhammed Satyren schrieben, waren Abdalla Ben el-Ziba'ri (der Arabische Name ist bey Gl. falsch geschrieben *الزيبيري* statt *الزيبعي*) Ben Kais Ben Abi Ben Sa'd Ben Sahn Ben Umr Ben Hafis Ben Ka'b Ben Lwai Ben Galib el-Koraischi al-Sahmi, einer der heftigsten Gegner Muhammeds und seiner Anhänger durch seine Zunge und seinen Verstand; er trat nach der Eroberung von Mekka zum Islam über und wurde ein eifriger Bekenner, nachdem er sich bei Muhammed wegen seines früheren Irrthums entschuldigt hatte; Hobaira Ben Abu Wahib; Mosâfi' Ben Abd Menâf; Abu 'Azza (so nach der ausdrücklich beygefügten Vocalisation und Aufzählung der Einzelnen Consonanten und ihrer Vocale, nicht Izza nach Gl.), sein eigentlicher Name war Umr Ben Abdalla el-Dschomahi; nach der Schlacht bey Bedr floh

er nach Mekka, allein in der Schlacht bei Dhob, wo er seine Kameraden durch seine Lieder zum Kampfe anfeuerte, wurde er von Muhammed selbst getödtet; Ommajja Ben Abul-Salat

(الصَّالِتُ so zweymal vocalisirt); Abul-Salat hieß Abdalla Ben Rebia Ben Auf Ben 'Okda Ben Gira Ben Auf Ben Kosai el-Thafisi; seine Lieder hatten Muhammeds Beyfall und dieser suchte vergebens ihn für sich zu gewinnen; hiermit kann man in Ersch und Grubers allgem. Encyclop. den Artikel Ommajjah vergleichen. — Dagegen fand Muhammed Vertheidiger in den Dichtern: Abdalla Ben Rewaha Ben Tha'leba Ben Amrul Kais Ben Amr el-Ansari el-Harithi el-Medini; er begleitete den Mohammed auf allen seinen Zügen, bis er in der Schlacht bey Muta, wo er eine Truppenabtheilung anführte, seinen Tod fand; Hassân Ben Thâbit Ben el-Mundir Ben Hizam; jeder aus dieser Familie wurde 120 Jahre alt und zwar lebte Hassan 60 Jahre im Heidenthume und 60 Jahre im Islâm, da er schon sechs Jahre vor Muhammeds Flucht sich zu dessen Lehre bekannte und im J. 54 d. H. zu Medina gestorben ist; der Prophet schenkte ihm eine Sklavin, Namens Schirin, eine Schwester seiner Frau Maria, von welcher er einen Sohn Abd el-Rahman bekam; Ka'b Ben Malik Ben Amr Ben el-Kain Ben Sowad Ben Ganam Ben Ka'b Ben Salima Ben Sa'd Ben Ali el-Ansari war in allen Treffen, außer bei Bedr und Tabuk und erhielt bey Dhob elf Wunden. Er überlieferte achtzig Traditionen von Muhammed und starb zu Medina unter der Regierung des Moawia im J. 50 oder 53 d. H.; Ka'b Ben Zohair Ben Abi Solma Rebia — ist bekannt —, auch sein Bruder Bo-

dschair und seine beiden Söhne Dfba und el-'Awz
wam waren gute Dichter; der beste war der Va-
ter Zohair (der Moallakadichter), dann Ka'b. —
So weit Abu Zakarja.

Also von den Commentatoren werden Lebidi
und Amrul Kais nicht genannt; aber auch in der
ausführlichen Lebensbeschreibung Muhammeds von
Ibn Hisham werden beide in der fraglichen Be-
ziehung nicht erwähnt. Hr S. sucht nun aus
anderen Angaben das Zeitalter des Amrul Kais
zu bestimmen: Der Mondhir, König von Hira,
welcher dem Amrul Kais als er flüchtig gewor-
den war, ebenfalls nachstellte, muß Mondhir III.
gewesen seyn, der im J. 531 durch Anuschirwan
wieder in sein Reich eingesetzt wurde und im J.
564 starb. Sein Sohn Amr wollte ihn bereden,
sich des flüchtigen Dichters anzunehmen, aber er
fand kein Gehör und war deshalb dem Amrul
Kais zu seiner weitem Flucht behülflich; mithin
muß dieser vor Mondhir's Tode, vor 564, Ara-
bien verlassen haben, da er sonst bey dessen Soh-
ne Amr eine sichere Zuflucht gefunden haben wür-
de. Amrul Kais kam also wahrscheinlich im letz-
ten Jahre Justinians des Großen, gest. im J.
565, nach Constantinopel und wenn er auch ei-
nige Jahre warten mußte, ehe er die erbetenen
Hülfsstruppen zu einem Zuge nach Arabien von
Justin II. bekam, so kann er doch, da er auf
diesem Zuge umkam, nicht ein Zeitgenosse Mu-
hammeds bey seinem Auftreten als Prophet ge-
wesen seyn, da dieser erst im J. 571 geboren
wurde. Hier hätte Hr S. noch auf die Stelle
bey Pocock, Specim. histor. Arab. p. 87. ed.
White Rücksicht nehmen können, wo auch er
schon die Vermuthung ausspricht, daß Amrul
Kais zu Justinians Zeit gelebt habe.

Wir können nun das diese Deductionen unter-
stützende Zeugniß des Abu Zakarja el-'Awami

folgen lassen; er berichtet über unsern Dichter Folgendes: 'Amrul Kais Ben Hodschr Ben el-Harith Ben Omar Ben Hodschr Ben Omar Ben Moawia Ben el-Harith Ben Jaguth Ben Thaur Ben Moratti' (so ist der Name nicht bloß vocalisirt, sondern mit allen Consonanten und Vocalen auch buchstabirt, deshalb ist die richtige, und Morti' bey El. eine falsche Aussprache) Ben Moawia Ben Kinda. Muhammed Ben Sellam (aus Bochara, gest. im J. 225; vgl. Dabhi, Class. VIII, 9.) sagt:

كان امرء الغيس بن حاجر الكندي بعد
مهلهل ومهلهل خاله وطرفة وعبيدة
بفتح العين ابن الابرص وعمرو بن
قبيّة بفتح القاف وكسر الميم وبعدها
همزة والبتليس كلهم في عصر واحد

Amrul Kais Ben Hodschr el-Kindi gehört zu Mohalhil, der sein Oheim mütterlicher Seite war, Tarafa, Ubida Ibn el-Ubraß, Umr Ben Kamijja (dieser Name steht richtig so bey Haitzuma zum Ibn Doraid und ist von Hn Ar. mit Unrecht geändert) und el-Motalammis, alle zu einer Zeit.' Es kommt hier alles darauf an, wie man بعد erklären will; es könnte heißen: er lebte nach Mohalhil; aber wegen des Zusatzes 'alle zu einer Zeit' wird man بعد mit Beschdid, was freylich in unserer Handschrift des Nawawi fehlt und doch sonst darin äußerst selten ausgelassen ist, verstehen müssen: er gehörte unter die Zahl des Mohalhil, war dessen und der Uebrigen Zeitgenosse. El-Nawawi fährt noch fort: 'Er (Muhammed Ben Sellam) sagt auch: Er (Amrul Kais) war der erste, welcher Kasiden

dichtete, und Satyren machte el-Mohalhil, dessen eigentlicher Name Udi war; er wurde el-Mohalhil, d. i. der Subtile genannt, wegen der Subtilität seiner Gedichte, d. h. wegen ihrer Beweglichkeit u. Zweydeutigkeit *لهلله شعره وهو اضطرابه واختلافه*. Amr Ben Kamijja war der Lehrer des Amrul Kais, welchem ihn sein Vater zur Erziehung übergab und welcher ihn nach Griechenland begleitete. Es ist nun keinem Zweifel unterworfen, daß Mohalhil, Tarafa und Motalaminiß kurz vor der Geburt Muhammeds gelebt haben, mithin muß auch Amrul Kais in diese Zeit gehören.

Was nun die Gedichte selbst betrifft, so sind deren, außer der Moallaka, welche Hr. Gl. nicht wieder hat abdrucken lassen, dreyunddreyßig, das längste von 55, zwey andere von 54 Versen, darunter das von Hr. Ar. edierte; mehrere bestehen dagegen nur aus zwey, drey oder vier Versen und diese und auch einige noch längere sind gewiß nur Bruchstücke. Die Handschriften waren vollständig vocalisirt und Hr. Ar. hat auch alle Vocale hinzu gesetzt, Hr. Gl. dagegen nur die nöthigsten. Dieser hat auch geglaubt, da er sich so genau als möglich an das Original halten wollte, daß die Lateinische Sprache sich besser an das Arabische anschließe, als die Französische, während daher die Vorrede, die Lebensbeschreibung und die Noten französisch geschrieben sind, ist die Uebersetzung lateinisch. Der Inhalt der meisten Gedichte bezieht sich offenbar auf das unstätige, flüchtige Leben des Dichters, auf die Rache, welche er an diesem und jenem Stamme wegen der Ermordung seines Vaters nehmen will, auf die Treulosigkeit, womit ihn einige Stämme verlassen haben, auf seine Flucht nach Griechenland — aber ohne Commentar ist doch Vieles ganz unverständlich, besonders

kennt man ja so viele Namen erst aus diesen Gedichten, und die historischen und anderen Beziehungen derselben sind nur von den älteren Arabischen Commentatoren zu lernen. Von großem Nutzen sind hierbey auch die topographischen Lexica von Zamachhari und Sojuthi, welche Auskunft geben über die kleineren Dörfer, Weideplätze, Brunnen und Thäler der nomadischen Araber und vom Hn St. überall zu Rathe gezogen und excerpiert sind. Allein er hat so wohl von diesen Excerpten, als auch von jenen Commentaren und Randglossen fast immer nur den Arabischen Text gegeben, selten eine Uebersetzung oder weitere Erklärung beygefügt, so daß die Noten und mithin die ganze Herausgabe der Gedichte nur für Orientalisten berechnet sind. Ganz anders verhält es sich mit der Arbeit des Hn Ar., er gibt den Inhalt und Zusammenhang eines größeren Abschnittes und dann jedes einzelnen Verses an, übersetzt die ebenfalls zuweilen aus Sojuthi's Lexicon und anderen Schriftstellern beygefügte Citate überall, wo es zum genaueren Verständniß nöthig ist, führt Parallelstellen an, erläutert einzelne Wörter und Wortformen, so daß man wünschen möchte, die ganze Sammlung auf diese Weise bearbeitet zu sehen. Die Vergleichung der beiden Ausgaben des vierten, oder bey St. nach Weglassung der Moallaka des dritten Gedichtes würde uns noch zu manchen Bemerkungen Veranlassung geben, wenn der häufigere Gebrauch der Arabischen Lettern, deren wir uns dabey bedienen müßten, in diesen Blättern gestattet wäre; deshalb müssen wir uns auf dies Wenige beschränken. Die abweichenden Lesarten sind von keiner großen Bedeutung, und Hr Ar. hat die meisten derselben in seinem Commentare besprochen, da sie ihm aus der Abschrift des Pariser Codex bekannt waren: nichts desto weniger weichen die beiden Interpreten in der Uebersetzung und Erklärung einige Male wesentlich von einander ab; indeß wird man sie, wenn auch für möglich, doch nicht immer für gleich passend halten, sondern sich leicht für die eine oder die andere als dem Zusammenhange entsprechender entscheiden. — Von Citaten aus Amrul Kais sind uns auch zwey bey Ibn Challikan vorgekommen, das eine in N^o 557. aus dem zweyten Gedichte Vers 3 mit der Variante *نراير* für *طارقا* und das andere in N^o 169. aus dem zehnten Gedichte B. 3 u. 4, wo Ibn Challikan den Endreim statt auf *ب*, auf *بي* ausgehen läßt.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 15. October 1838.

İ ü b e r.

Bey Fr. Aschenfeldt, 1835. Geschichte des Bisthums Naheburg von G. M. L. Masch, Rector der Bürgerschule in Schönberg zc. XVI u. 780 Seiten in 8.

Mit ausdauerndem Fleiße und rühmlicher Sorgfalt hat Hr Rector Masch die vorliegende Arbeit verfaßt, die er bescheiden, und ich möchte sagen anspruchlos, den Freunden der norddeutschen Geschichte vorlegt. Daß das Buch eine dankenswerthe Bereicherung derselben bildet, unterliegt keinem Zweifel; ein vollständiger und treuer Bericht von Allem, was auf die Geschichte des Bisthums Naheburg von seiner Stiftung bis zur Auflösung Bezug hat, ist hier gegeben, eine quellenmäßige, schlichte Darstellung der Thatsachen, wie sie der Verf. wünschte und sich als Aufgabe vorhielt, d. h. eine Zusammenstellung desjenigen, was ältere und neuere Geschichtschreiber, Urkunden und sonstige Quellen überliefert haben. — Eine wesentliche Bereicherung unserer historischen Kenntniß überhaupt findet sich aber nicht in dem Buche;

die Begebenheiten und Verhältnisse sind kleinlich und werden nur einzeln, jede für sich, betrachtet, ohne daß durch eine Zusammenfassung unsere Einsicht in die ältere Geschichte der norddeutschen Lande wesentlich gefördert würde. Bey jedem Bischof finden wir die Angaben der Quellen über Wahl und Abgang, die zerstreuten Nachrichten über sein Leben zusammen gestellt; dazu kommt eine registernartige Angabe aller Urkunden, die unter seiner Regierung von ihm oder für das Bisthum erlassen worden sind. Daß aus diesen über die Verhältnisse dieser Gegenden sich wichtige Aufschlüsse gewinnen lassen, wird niemand bezweifeln wollen. Das Zusammentreffen der Deutschen und Slaven, in den älteren Zeiten der Christen und Heiden, die Grenzberührungen mit den Transalbingiern und den Dänen geben dem Lande eine nicht geringe Wichtigkeit. Freylich sind die Zeugnisse hier dürftig und unzureichend, aber es wird sich mehr heraus stellen lassen, als der Verf. ermittelt hat. Er scheint eine solche Aufgabe von sich zu weisen, wenn er sagt, er habe sich entschieden, seiner Arbeit, wie er sich ausdrückt, keine pragmatische Form zu geben; allein wir vermiffen darum nicht minder was mangelt, einerley warum es nicht gegeben wurde. Denn Urkundenauszüge bilden an sich noch keine Geschichte; ihr Werth ist unendlich geringer als der einer Urkundensammlung, deren Studium freylich oft besser belehrt als manche so genannte pragmatische Arbeit.

Jedem Bischof ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, und ziemlich in jedem wird in einem eigenen Paragraphen von des Bischofs Zeit gehandelt. Hier sollen wir nichts anders erblicken, als ein Mittel, die Rakeburgische Geschichte mit der der Nachbarstaaten in Verbindung zu setzen;

wie die Arbeit aber vorliegt, finde ich nichts, als neben der Rakeburgischen Geschichte eine kurze Uebersicht über die Begebenheiten der benachbarten Staaten, die oft nicht im Entferntesten mit Rakeburg in Verbindung stehen. Und wo dies der Fall ist, wird der Zusammenhang der Geschichte meist gerade durch diese Trennung auf unangenehmste zerrissen. Hätte der Verf. in seine Geschichte des Bisthums alle die Begebenheiten verwebt, an denen dies wirklich Theil nahm, auf eine ansprechende Weise die besonderen Verhältnisse des Stiftes und seiner Beziehungen zu den allgemeineren politischen Bewegungen dieser Provinzen verbunden, so hätte gewiß, ohne daß der schlichten Treue Eintrag geschah, das Werk für die deutsche Geschichte einen bedeutend höheren Werth erlangt. Einzelne Regententafeln hätten dann passend alles Uebrige ersetzt was in diesen besonderen Abschnitten geboten wird.

Ich habe das, was ich für einen wesentlichen Mangel des Werkes halte, bestimmt hervor heben wollen; gibt man dem Verf. zu, daß das Buch so seyn müsse, wie er es angelegt hat, so wird man nur Geringeres daran zu tadeln finden. Jedemahl, wenn die Regierung eines Bischofs sich durch irgend einen besonderen Umstand auszeichnet, ist der Erörterung desselben ein eigener Paragraph gewidmet; nach ruhiger Prüfung ist überall geurtheilt; eine nüchterne, gesunde Critik herrscht überhaupt in dem Buche vor; nur scharf darf man sie nicht nennen, und Einzelnes wird sich immer noch bestreiten lassen. Ich enthalte mich aber Punkte der Art hervor zu heben: meine Studien berechtigen mich nicht, auf diesem Felde, mit dem seit vielen Jahren fleißig forschenden Verf. in nähere Erörterungen einzugehen. Dagegen kann ich einen Beytrag zur al-

tern Geschichte der Bischöfe liefern, der einige vielleicht nicht unwillkommene Ergänzungen der bisher spärlich überlieferten Nachrichten gibt.

Es ist keine ältere Chronik des Bisthums bekannt; nur gelegentlich melden uns Helmold, Arnold, Albert, Detmer die Regierungszeit und Todesjahre der einzelnen Bischöfe; außer ihnen und dem späteren Albert Kranz hat nur eine handschriftliche *Lista episcoporum ecclesiae Racheburgensis* aus dem Ende des 16. Jahrhunderts als Quelle benutzt werden können, die aber ihres geringen Alters wegen kaum als entscheidendes Zeugniß angeführt werden darf. Daher ist nicht selten die Zeit der früheren Bischöfe bisher nicht mit Sicherheit zu bestimmen gewesen. In einer Handschrift zu Copenhagen aber, Tollsche Sammlung Fol. № 63., fand ich auf dem Einbände von einer Hand aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts ein Verzeichniß der Racheburger Bischöfe mit genauer Angabe ihres Todesjahrs und =Tages, das in vielen Fällen als das älteste Zeugniß angesehen werden muß, und entweder andere Angaben bestätigt oder bisher zweifelhafte Fragen entscheidet. — Die Nachrichten über den Tod des Evermodus, den 17. Februar 1178 (s. S. 80.), Isfridus, 15. Junius 1204 (S. 92.) und Philippus, 15. Nov. 1215 (S. 113.) finden sich auch hier. Vom Heinrich war nichts als das Jahr 1228 überliefert (S. 122.), über seinen Nachfolger nur die unsichere Angabe der *Lista*, er sey am 6. Nov. desselben Jahrs gestorben. Unser Verzeichniß aber nennt als seinen Todestag den 25. Oct. und als den seines Vorgängers den 29. April, so daß jener nicht 3, sondern fast 7 Monate den bischöflichen Sitz eingenommen hat. Godescalcus starb am 8. Dec. 1235, was mit der Nachricht des Albert von

Staden und der Urkunde vom 2. desselben Monats (S. 129.) treffend zusammen stimmt. Auch bey dem Petrus erhalten wir erst hier eine genaue Zeitbestimmung, die die Resultate des Verfs (S. 139.), er sey zwischen dem 27. Mar und 26. Dec. gestorben, völlig bestätigt; der 29. August wird hier genannt. Bey dem Rudolf trifft das Verzeichniß mit dem Gedächtnistage der katholischen Kirche (S. 147.) zusammen. Schwieriger und in mancher Beziehung von größerem Interesse war die Frage nach dem Tode des Bischofs Friedrich; der Verf. zeigt (S. 156.), er habe noch am 15. Julius 1257 gelebt. Das ist richtig; aber schon am 24. desselben Monats ist er gestorben. Dagegen findet die Annahme, die Regierung Ulrichs habe bis zum Jahre 1284 gedauert (S. 169.), hier nicht ihre Bestätigung; auch hier ist, wie in den übrigen Quellen, das vorher gehende Jahr genannt, und da diese Aufzeichnung kaum 50 Jahre nach seinem Tode gemacht ist, verdient sie eine besondere Beachtung und muß zu einer wiederholten Prüfung der entgegen stehenden Urkunde auffordern. Konrad starb nicht den 28. August (V Kal. Sept.), sondern den 28. Jul. (V Kal. Aug.) 1291; über Hermann wird nichts Neues geboten. Die letzte Notiz über Marquard scheint eben so wie der Name des folgenden, Bolradus, von einer andern gleichzeitigen Hand hinzu gefügt; sein Todestag war der 4. April, nicht der 3., wie S. 233. aus der Lista angegeben wird.

In der spätern Zeit fließen die Quellen der Geschichte reichlicher; daher wird auch die Darstellung des Verfs ausführlicher und geht näher ein auf die Verhältnisse des Bisthums. Besonders seit dem Ende des Mittelalters sind hier manche nicht unbedeutende Aufschlüsse gegeben,

die durch eine umfassende Benutzung des Mecklenburgischen geheimen Archives möglich wurden. Der Verf. hat schon früher mit großer Sorgfalt bey jeder Urkunde angezeigt, wenn sie dort im Originale erhalten ist; er hat in diesem spätern Theile die mühsame Arbeit nicht gescheut, den ganzen ihm zugänglichen Vorrath archivalischer Nachrichten über die Geschichte Rakeburgs durchzuarbeiten und aus ihnen manche Theile derselben neu zu begründen. Ich mache z. B. aufmerksam auf die Behandlung der Streitigkeiten des Bischofs Heinrich mit dem Herzoge von Sachsen zu Anfang des 16. Jahrhunderts (S. 423 — 448. vgl. 474 ff.). Auch über die Reformation sind hier manche Notizen zusammen gestellt; doch sind es mehr die Folgen als das Ereigniß selbst, die in Betracht gezogen werden, und ein allgemeineres Interesse knüpft sich an diese Ueberlieferungen nicht. Im höhern Grade möchte dies bey dem der Fall seyn, was der Verf. zur Geschichte Rakeburgs in der Zeit des 30jährigen Krieges beygebracht hat (S. 616 ff.); doch scheinen mir die Angaben über Einquartierungskosten und sonstige Schakungen in zu großer Ausführlichkeit und zu registerartig aufgenommen zu seyn; zu einem lebendigen Bilde von dem Zustande des Landes gelangen wir auch hier nicht.

Dieser Krieg aber machte dem Bisthum selbst ein Ende, es wurde als Entschädigung an Mecklenburg gegeben und blieb als eigenes Fürstenthum hinfort mit diesem Lande vereinigt. Und so schließt mit dieser Begebenheit die Geschichte des Bisthums Rakeburg, nachdem sie gerade 5 Jahrhunderte durchmessen hat, eine kurze Zeit im Vergleich zu vielen der älteren Bischofsitze des christlichen Europa, aber von dem durchgreifendsten Einflusse auf die Umgestaltung und Bildung

aller Verhältnisse im Nordosten von Deutschland. Es sind diese slavisch = deutschen Provinzen in ihrer Geschichte gewissermaßen gekürzt. Um Jahrhunderte später als dem Südwesten kommen ihnen christliche Lehre, geistliche Bildung und germanische Institute zu; aber in kurzer Zeit treten sie den übrigen Theilen des Reichs gleich an die Seite, und weniger die Erinnerungen der Vergangenheit und die Folgen des verspäteten Ueberganges zu einer neuen Bildung, als die sonstigen Verhältnisse des Landes bedingen die folgende Geschichte. Es zeigt sich dies auch im Ragerburger Bisthume: die Anfänge, die allmähliche Christianisierung erinnern an die erste Hälfte des Mittelalters; aber in wenigen Jahren stehen wir hier inmitten der Interessen einer schon ganz andern Zeit, und gehen jetzt mit den Jahrhunderten abwärts, ohne einen merklichen Unterschied zu gewahren zwischen dem was sich hier zuträgt, und den Entwicklungen der übrigen deutschen Lande.

G. Waig.

B e r n.

Bey Jenni, 1836. Ueber die Endigungsweise der Nerven in den Muskeln, nach eigenen Untersuchungen. Von Fr. C. Emmert. VI u. 35 Seiten, nebst 2 Steindrucktafeln in 4.

Die Endigungsweise der Nerven überhaupt, so wie in den Muskeln besonders, war bis vor wenigen Jahren unbekannt. Prevozt und Du-
mas, so wie Rudolphi leugneten ein Verschmelzen der Nervenfasern mit den Muskelfasern, und nahmen vielmehr an, daß letztere von jenen schlingenförmig umstrickt würden. Diese Annah-

me, welche nicht durch die gehörigen microscopischen Beobachtungen unterstützt war, ist nun durch die von einander ganz unabhängig angestellten Untersuchungen von Valentin, Schwann und vom Verfasser außer allem Zweifel gestellt. Hr Emmert fand, daß einzelne Primitivfasern von den übrigen Primitivfasern, in der Richtung gegen die weitere Verbreitung der Nervenstränge, also gegen die Peripherie hin, abgehen, geschlängelt über die Muskelfibern weglaufen und, nachdem sie auf denselben einen bald größeren, bald kleinern Bogen beschrieben haben, wieder in einen andern Nervenstrang oder in ein anderes Nervenbündel zurück kehren, oder sich auch mit einer andern einzelnen Primitivfaser, welche so eben einen ähnlichen Weg zurück gelegt hat, vereinigen, und mit dieser, neben ihr liegend einem Nervenstrange zu laufen, an welchen sie sich anlegen, und in welchem sie dann rückwärts gegen die größeren Nervenstämme zu gehen. Die Convexität dieser Bogen ist gegen das peripherische Ende der Nervenaußbreitung hin gelegen. Die Bogen sind bald größer, bald kleiner; die von ihnen umschlossenen Räume aber größer als die von den Capillargefäßen gebildeten Maschen. — Auf der ersten Tafel dieser schätzenswerthen Schrift ist die Verbreitung der Nerven in einem Stücke eines Bauchmuskels vom Frosch sehr deutlich dargestellt.

Berthold.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

166. 167. S t ü c k.

Den 18. October 1838.

H a l l e.

Bey Ed. Anton. Zwölf Bücher Niederländischer Geschichten von Dr. Heinrich Leo. Erster Theil, 1832. XVIII u. 951 S. Zweyter Theil, 1835. XXXII u. 1021 Seiten in 8.

Wir sind gewohnt, den Verf. vorliegenden Werkes überall mit Bestimmtheit und einer keinerley Einwirkung von außen unterliegenden Offenheit über Zweck und Begründung seiner Arbeit sich aussprechen zu hören. Er thut es auch dieses Mal, indem er uns die Motive der Abfassung dieser Geschichte vor Augen stellt; sie sind ein Mal bestimmt, die frühere Zeit der Niederlande zu beleuchten, sodann durch dieselbe für manche Erscheinung des deutschen Rechts die Erklärung zu bieten, endlich in den letzten Büchern 'gut zu machen, so viel an ihm läge, die Ungerechtigkeiten, zu welchen der protestantische Sinn gegen die Zeiten der herrschenden so wohl, als der um ihre Herrschaft in den Niederlanden kämpfenden katholischen Kirche vermocht hat'. Es kann so-

nach nicht fehlen, daß uns der Verfasser auf ein Feld der Polemik führt, wo er nicht weniger mit den begründeten Ansichten seiner Leser, als mit der Färbung der vorzüglichsten Quellen der Begebenheiten zu ringen haben wird, die er an uns vorüber führt. Es kann sich unsere Aufgabe nur darauf beschränken, die Ansichten des Verfs, wo sie mit den geltenden in besonderen Conflict gerathen, in der Kürze namhaft zu machen. Nur die nachfolgende Bemerkung möge uns bey dieser Gelegenheit noch vergönnt seyn. Die flämischen Städte, heißt es in der Vorrede, haben vorzugsweise den Gegenstand historischer Untersuchungen abgegeben, 'weil der öde Liberalismus unserer Zeit, ehe er sich in der wirklichen Welt so breit aufthun konnte, als gegenwärtig der Fall ist, die ganze Historie durchbotanisierte und jedes Unkräutchen, was einen Revolutionsgeruch hatte, sorgsam in sein Herbarium einlegte'. Wir erwidern hierauf: Aus Gründen, die der Verf. im Laufe seiner Erzählung erörtert, und die in neuerer Zeit vornehmlich durch die glückliche Zusammenstellung städtischer Berichte in dem Werke Barante's an Anschaulichkeit gewonnen haben, hatten die drey großen Städte Flanderns für längere Zeit eine Bedeutung erlangt, die sie, abgesehen von angrenzenden kleinen Herrschaften, in die Geschichte von Frankreich, England und Deutschland auf eine gebietende Weise eingreifen läßt. Diese weit verzweigten Handelsverbindungen, diese Kühnheit der Gewerbetreibenden, wenn sie die Waffen trugen, dieser Nachdruck, wenn sie im Rathe saßen, häufig ein über alle billige Grenzen hinaus greifendes Streben nach Unabhängigkeit, immer ein Hochgefühl als freye Bürger — gewiß, diese grandiose Art der Entwicklung städtischen Lebens mußte die allgemeine

Aufmerksamkeit auf sich ziehen, ohne daß man den Grund derselben in der Richtung moderner Wortführer sucht. Ueberdies, wer verkehrt nicht gern mit einer, wenn auch muthwilligen, doch zu allem Großen begeisterten Jugend? Eine übersprudelnde Kraft, auch wenn sie zu Verirrungen führt, wird ewig eine größere Anziehungskraft auf die Gemüther ausüben, als ein in abgestandener Gewohnheit sich fortschleppendes Leben.

Das erste Buch zerfällt in vier Kapitel, von denen sich das erste mit der Geschichte Flanderns bis auf den Markgrafen Gui de Dampierre beschäftigt. Daß in diesen Erzählungen vor allen Dingen die Entwicklung des freyständischen Wesens vorwalten muß, ergibt sich daraus, daß eben dieses das Grundelement der politischen Ausbildung Flanderns bildete. Unter Karl dem Kahlen sehen wir diese, wegen der wiederholten Einfälle der Normannen eines kräftigen Schutzes bedürftige Provinz unter der Hoheit eines Markgrafen. Seitdem traten in Ostflandern Vizegrafen und Castellane (Burgwarte) an die Stelle der fränkischen Gaugrafen, während in Westflandern einzelne Grafen ihre Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. In den erst genannten Landestheilen hatten sich die Schöffengerichte erhalten, aus den größeren Städten verschwanden nach und nach die letzten Zeichen der Hörigkeit; es wurden die Kuren der freyen Bürger von den Herren des Landes bestätigt. Fortwährende Fehden mit Brabant und Namur, dann mit Frankreich, schwächten die Markgrafen; die Blüthe des Adels fiel in Grenzkämpfen oder im gelobten Lande; Graf Ferrante büßte seit der Schlacht bey Bouvines seinen Bund mit dem Welfen Otto in französische Gefangenschaft. Unter Bedingungen, welche Flandern in ein abhängiges Verhältniß zu

dem größern Nachbarlande bringen mußten, erlangte die thätige Johanna endlich die Freyheit ihres Gemahls. Das Kapitel schließt mit einer Schilderung der erblich gewordenen Castellaneyen, der zu immer größerer Freyheit sich entwickelnden Städte, in welchen schon jetzt der Stoff zu bürgerlichen Parteyungen hervor tritt. Das zweyte Kapitel umfaßt die Geschichte des Hennegaus bis auf dessen im Jahre 1191 erfolgte Vereinigung mit Flandern. Seit dem neunten Jahrhundert stoßen wir auf Grafen von Hennegau, in alle jene Streitigkeiten verflochten, die zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche wegen des Besizes von Lotharingen geführt wurden. Für kurze Jahre wurde der Hennegau gewaltsam mit Flandern vereinigt, nach dessen Trennung es unter die Lehensbarkeit des Bischofs von Lüttich gerieth. Kap. 3. Hennegau und Flandern, von der Regierung des Markgrafen Gui de Dampierre bis auf die Herrschaft der Herzöge von Burgund in Flandern. Von 1280 bis 1383. Unter Gui de Dampierre, dem Neffen der oben genannten Johanna, sehen wir bey den reichen, von ihrem Herrn zu Gunsten der unteren Stände beschränkten Bürgern der Städte das erste Streben, durch Hinneigung zu Frankreich eine Opposition gegen die landesherrliche Gewalt hervor zu rufen. Nur Gewalt konnte den Ausbruch des Hasses der Bewohner von Gent und Brügge gegen Gui unterdrücken; doch vermochte der Graf nicht, die geforderte Rechnungsablage der patricischen Schöffen zu erreichen. Gui's Verbindung mit England (1294) hatte dessen Gefangenschaft bey dem Könige Philipp von Frankreich zur Folge. Nach seiner Befreyung rüstete er; umsonst suchten seine deutschen Knechte das große Heer des Königs aufzuhalten; unter den Seini-

gen wirkte in den Flianiern eine starke Parthey für Frankreich. So unterlag Gui vor Karl von Valois, warf sich dem Könige in Paris zu Füßen und wurde nach Compiègne abgeführt. In ganz Flandern geschah an Philipp die Huldigung. Bald seufzte das Volk unter französischem Drucke, bis es sich von diesem kühn befreiete. In der Schlacht bey Courtray erlagen die französischen Ritter vor den Morgensternen und Nordärten der flämischen Bürger und Graf Gui kehrte in seine freye Grafschaft zurück. Unter dem Grafen Robert stieg die Uneinigkeit mit Gent, Ypern und Brügge; nicht minder unter dem Grafen Ludwig de Nevers. Gegen den Herrn und dessen adlige Genossen stritten die Zünfte nicht ohne Glück; ihre Freyheiten mehrten sich mit dem durch Handel erworbenen Reichthume, vornehmlich in Brügge, wo der schlaue, energische Jacob Artevelde die Gemeinde durch die Gilde der Wolleweben leitete. Lange Zeit hindurch gehorchte ganz Flandern seinem Worte, bis er auf eine Weise endete, wie sie ähnlichen Volksführern fast immer zu Theil geworden ist. Unter dem Grafen Ludwig II. ruhte die Regierung von ganz Flandern fast ausschließlich in den Händen der drey großen Städte, deren Zunftwesen S. 273 ff. entwickelt wird. Sie waren einerseits die Verfechter des Interesses von England, an welches sie sich durch die Richtung ihres Handels geknüpft fühlten, andererseits die unversöhnlichen Feinde eines hochmüthigen, kriegerischen Adels, der seinen Lehensherrscher zu Fehden und Grausamkeiten mit sich fortriß. Selbst als es dem Grafen gelungen war, Brügge für sich zu gewinnen, konnte er des festen Gent nicht Herr werden. Hier gebot Philipp Artevelde, Jacobs Sohn; durch ihn hatte ein strenges Volksregiment den Einfluß

der Reichen gestürzt. Aber den Lanzen der geordneten Ritterschaft Frankreichs konnte er nicht widerstehen. Aus der reichen flämischen Landschaft schleppten Engländer, Franzosen und deutsche Soldknechte die Beute nach ihrer Heimath. Am 9. Januar 1384 starb Ludwig II.; der Erbe Flanderns war sein Schwiegersohn, Philipp der Kühne, Herzog von Burgund. Das 4. Kapitel enthält die Geschichte Hennegaus bis zur Vereinigung der Grafschaft mit den burgundischen Herrschaften.

Zweytes Buch. Die Geschichte von Lüttich, Luxemburg und Namur bis zu den Zeiten Karls des Kühnen von Burgund. Das 1. Kap. dieses Buches umfaßt die Geschichte Lüttichs bis zu dem angegebenen Zeitraume. Von den Tagen des heiligen Lambert an bis zu dem raschen Aufblühen des Hochstifts unter dem für Wissenschaften strebenden Notker und herab bis zu den Zeiten der Hohenstaufen führt der Verf. die Reihe der Bischöfe an uns vorüber, die durch Kauf, Gewalt und die kirchliche Richtung der Zeit die Grenzen ihres Gebiets zu erweitern wußten. Ritterliche Familien bischöflicher Ministerialen, welche im Laufe der Zeit einen abgeschlossenen Stand von Patriciern abgeben, handhabten als Schöffen das Recht und die Verwaltung der Stadt Lüttich. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts nahmen auch die nicht zu den Geschlechtern gehörenden Familien am Regimente Theil. Die Streitigkeiten mit dem geistlichen Oberherrn wuchsen, und mehr als ein Mahl mußten die Bewohner der Stadt durch Geldbuße das über sie verhängte Interdict ablaufen. Bischof Engelbert, aus dem Geschlechte der Grafen von der Mark (seit 1345), kämpfte in offener Schlacht mit seinen Bürgern. Der Hochmuth der Chorherren von St. Lambert

bot zu mehr als einem Zwiste mit der Stadt die Veranlassung. 1384 begab sich der Stadttadel seines letzten Vorrechts hinsichtlich der Bekleidung der Rathsstellen; jeder Unterschied der Geburt war somit innerhalb des Reichbildes aufgehoben. Seit 1430 finden wir Lüttich in fast stäten Feindseligkeiten mit Burgund. Mit den Junkern zogen die Stiftsherren in den Streit; mancher Bischof, wie jener 1456 gewählte Louis de Bourbon, zeigte sich mehr mit Helm und Harnisch, als mit der Infula. In seinen Zwistigkeiten mit den Städten wandten sich letztere nicht ohne Erfolg an Ludwig XI. von Frankreich; sie wollten nichts anderes als eine völlige Unabhängigkeit vom Bischofe. Erst das Einschreiten des jungen Karls von Burgund konnte 1466 die Bürger zur Einigung mit dem verjagten Bischofe bewegen. Das 2. Kapitel enthält die Geschichte der Grafschaften Namur und Luxemburg bis auf deren Vereinigung mit den burgundischen Territorien. Seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts nennt die Geschichte Grafen von Namur; gegen Ende des zwölften Jahrhunderts wurde das in eine Markgrafschaft verwandelte Land zum Hennegau geschlagen. Dann folgt eine Aufzählung der Gaue der Grafschaft Luxemburg, deren Hauptstadt bis zum Jahre 963 unter der Hoheit der Abten von St. Maximin stand. Seitdem die Grafen, häufig in Fehde mit Trier und Brabant verwickelt, den Kaiserthron inne hatten, trat das Land in ein näheres Verhältniß zu Frankreich. Seit 1444 bildete die Grafschaft einen Theil der umfangreichen Besitzungen Philipps des Guten von Burgund. — Drittes Buch. Die Geschichte von Brabant und Limburg bis auf die Verschmelzung mit den burgundischen Herrschaften. Dieser Abschnitt zerfällt in Kap. 1., welches

die Geschichte von Brabant bis auf die Erwerbung von Limburg, und in Kap. 2., welches die Geschichte beider Länder bis zu deren Vereinigung mit den burgundischen Territorien enthält. Uehnlicher Zwiespalt zwischen Adel und Bürgern, wie er oben in den flandrischen Städten bezeichnet ist, brach 1306 auch in Brüssel aus. Doch gelang es der Macht des Herzogs Johann II., die Städter zu dem Gelübde zu zwingen, daß nach wie vor die sieben Schöffen nur aus den Geschlechtern erkoren werden sollten. Aber 54 Jahre später erreichte Löwen, daß die Hälfte des Rathes aus Gilden gewählt wurde. — Das vierte Buch erzählt in zwey Kapiteln die Geschichte der Grafschaften Holland und Zeeland und der Herrschaft Friesland bis zu deren Vereinigung mit den herzoglich burgundischen Territorien. 'Kaum ist, beginnt hier der Verf., ein Stamm in Europa, gewiß keiner in Deutschland, der sich bey bestimmten, eigenthümlichen Einrichtungen in einem so bornierten Kreise mit wahrhaft eisernem Muth so fest gehalten hat, wie die Friesen. Es ist einer solchen Natur analog, ihrem Wesen einen uralten Ursprung beyzumessen, und die frühere Entwicklung und Vertheidigung derselben an Heldennamen zu knüpfen, die bloß in der Phantasie ihre Quellen haben; denn Borniertheit und historischer Hochmuth gehen Hand in Hand'. Nun folgen die verschiedenen, von Chronisten aufgenommenen Sagen über Abstammung und Wanderung der Friesen. Aber sind es etwa die Friesen allein, die sich an diesen dichtungreichen Geschichten ihrer Altvordern ergehen? Sind die Erzählungen nicht völlig analog, welche uns Paul Warnefrid, Gregor von Tours und Wittichind in dieser Hinsicht über andere Stämme mittheilen? Es war nicht Folge der Borniertheit, son-

bern eines tiefen Nationalgeföhls, des lebendigen Bewußtseyns der Kraft, was diese Völker ihren Ursprung aus bunten Mythen zusammen weben ließ. Jedenfalls bot die nüchterne Klugheit der spätern Zeit eben so wenig sichere Resultate über Bildung und Wanderung dieser Völkerfamilien, wie die Riesengebilde kindlicher Erzählungen. Die Kriege des Hauses Bayern um den Besiß der Grafschaft Holland, die Parteykämpfe der Hoeks und Kabbelaus, der Schieringer und Betkoper hat der Verf. mit besonderer Vorliebe geschildert. — Das fünfte Buch umfaßt in drey Kapiteln die Geschichte von Geldern und Zutphen bis zu des ersten 1473 erfolgten Besißnahme durch Karl den Kühnen von Burgund. Wie bey der Gauverfassung Hollands, so bey der ältesten Eintheilung dieser Territorien, stüzt sich der Verf. vornehmlich auf die scharfsinnigen Untersuchungen des H. von Ledebur. Die Geschichte des Hochstifts Utrecht handelt das sechste Buch in zwey Kapiteln ab.

Zweyter Theil. Buch 7. Die niederländischen Herrschaften unter den Herzögen von Burgund. Kap. 1. Von der Erwerbung Flanderns durch Erbschaft bis auf die Erwerbung Gelderns durch Pfandschaft. Von 1384 bis 1472. Durch seine Gemahlin Margaretha, des letzten Grafen von Flandern Erbtochter, hatte Philipp der Kühne das genannte Land erworben. Seitdem sah man die drey großen Städte, zur Wahrung ihrer Gerechtsame, sich enger an einander anschließen. Aber der Herzog dachte klüger als sein kampflustiger Adel; versöhnend bot er den mächtigen Bürgern die Hand, und erst jetzt konnte er ein Land sein nennen, dessen Handelsstand bey den darauf folgenden Kriegen zwischen England und Frankreich eine glückliche Neutralität

zu behaupten wußte. Johann, Philipps Sohn und seit 1404 dessen Erbe, willfahrte gern der Bitte seiner Flammänder, in ihrer Mitte zu residieren, und schlug seinen Hof in Dubenarde auf. Sein gespanntes Verhältniß zu Frankreich gebot ihm, mit hoher Nachsicht die Bewohner Flanderns zu behandeln. Unter der Regierung Philipps des Guten wurde die Unzufriedenheit der großen Städte zunächst durch den vermöge der Verschlechterung der Münze erlittenen Schaden geweckt. Dennoch zeigte man sich bereit, dem Landesherrn in seinem Kampfe wider England zuzueilen; 9000 trefflich gerüstete Bürger zogen damahls aus den Thoren von Gent; der Herzog musterte 30,000 streitfähige Flammänder. Dennoch widerstand Calais. Unmuthig kehrten die Bürger heim; in Brügge wurde der herzogliche Voigt durch sie gemordet; kaum daß Philipp aus der Stadt entran, zu deren Züchtigung er mit dem Adel erschienen war. Erst nach harter Noth beugte sich Brügge (1438). Der Druck der Abgaben rief auch die Genter in die Waffen, bis sie, gleich ihren Brüdern in Brügge, sich gezwungen sahen, um Frieden zu flehen. Hatten die Flammänder über die Prachtliebe Philips geklagt, so erheischte die königliche Hofhaltung und stäte Kriegsbereitschaft seines Sohnes Karl noch eine Erhöhung der Abgaben. Die Geschichte dieses merkwürdigen Fürsten gewinnt durch die detaillierten und geistreichen Mittheilungen von Comines an Interesse. Von dem Tage des Antritts seiner Regierung bis zu seinem Tode auf dem Felde von Nancy, sehen wir eine einzige große Handlung sich vor unsern Augen entwickeln, die freylich der Verf. durch die Erzählung von gleichzeitigen Ereignissen in den einzelnen Landestheilen häufig zu spalten gezwungen war. Daß Herzog Karl,

sofort als er das Erbe des Vaters antrat, zur Nachgiebigkeit gegen die Bürger sich gezwungen sah, begründete seine unvertilgbare Abneigung gegen die freyen Gemeinden eben so gewiß, als diese der Erfolg ihres Beginns zum Widerstande reizte. Der durch Frankreich geschürte Aufstand in Lüttich, der Einzug Ludwigs XI. in Peronne, Begebenheiten, deren Schilderung zu den gelungensten Theilen der Memoiren des Sieur d'Argenson gehören, mußte der Verf. rasch beseitigen, falls er dem Zuschnitte seiner Arbeit nicht untreu werden wollte. Das 2. Kap. erstreckt sich bis auf das mit Maria 1482 erfolgte Aussterben der niederländischen Fürsten aus dem Hause Burgund. Mit dem Tode Karls des Kühnen zerfiel der unter dem Namen eines Parlamentes für sämtliche burgundische Staaten eingesetzte oberste Gerichtshof. Heimlich verlockt von dem triegerischen Ludwig XI. strebten die Städte und der Adel nach der so lange eingebüßten Unabhängigkeit. Inmitten der immer heftiger sich gestaltenden Bewegungen stand die burgundische Erbtöchter ohne sichere Stütze, seitdem ihre treuesten Rätthe durch die Hände der Henker gefallen waren. Nur rascher Entschluß konnte sie retten; so bot sie dem ritterlichen Maximilian die Hand. Diese und die zunächst folgenden Begebenheiten sind in dem Ehrensiegel des Erzhauses Oestreich so klar und zugleich so anmuthig geschildert, daß Ref. nur beklagen kann, daß der Verf. die für diese Zeit zuverlässigen Erzählungen für seine Darstellung nicht benutzt hat. Die wieder ausgebrochenen Kämpfe der Hoeks und Kabbelaums in Holland, dann der Krieg mit dem lauernden Ludwig werden hierauf an uns vorüber geführt.

Achtes Buch. Die niederländischen Herrschaften unter dem habzburgischen Hause bis auf

den Tod Karls V. Kap. 1. Von dem Tode Marias bis auf den Regierungsantritt Karls V. (1482 bis 1515). Nicht Maximilian, sondern sein und der Maria Sohn, Philipp, galt als der Erbe der burgundischen Herrschaften, und ersterer bemühte sich umsonst, die ihm von Nord-Niederland zugestandene vormundschaftliche Regierung auch über Flandern auszudehnen. Für den von den Bürgern zu Gent zurück gehaltenen Philipp wurde ein Regentschaftsrath bestellt. Nachdem Maximilian sich mit Frankreich befriedet, die Streitigkeiten der Hoeks und Kabbelaers ausgeglichen, in dem durch Parteyungen zerrissenen Hochstift Lüttich die Ruhe wieder hergestellt hatte, gelang ihm auch die Unterwerfung der drey großen flämischen Städte. Dann abermahls Aufstand; der römische König sah sich von den Bürgern überwältigt, gefangen; es bedurfte des Aufgebots des Reichs, um ihn zu befreien. Hieran reihen sich die Kämpfe Albrechts von Sachsen gegen die Westfriesen, die Bemühungen Maximilians, den Karl von Egmont, Herzog von Geldern, der Herrschaft seines Sohnes zu unterwerfen. Nach dem schnellen Tode Philipps (1506) trat Maximilian abermahls, für seinen Enkel Karl handelnd, in den Niederlanden auf. Bey Gelegenheit des Krieges von Herzog Georg von Sachsen gegen Gröningen bemerken wir, daß Heinrich der Aeltere von Braunschweig-Wolfenbüttel nicht am 13., sondern am 23. Junius 1514 vor Leerort seinen Tod fand; ein eben so leicht zu erklärender Druckfehler findet sich später (S. 309.), wo der ostfriesische Reformator Aparitanus statt Aportanus genannt wird. Das 2. Kapitel erzählt die Ereignisse, welche die Niederlande unter der Regierung Karls V. trafen.

Hier wird unsere Aufmerksamkeit zunächst durch die von Wittenberg ausgehende große Reformation der Kirche in Anspruch genommen. Es versteht sich von selbst, daß der Verf. auf diesen hochwichtigen Gegenstand seine ganze Thätigkeit wenden mußte; es ließ sich dieses um so sicherer voraus sehen, als man den Ernst kennt, mit welchem derselbe die bedeutendsten Erscheinungen der Kirchengeschichte zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hat. Doch bezweifeln wir fast, daß die gewonnenen Resultate von dem größeren Theile der Leser als die richtigen anerkannt werden werden. Es würde unzeitig seyn, die in der neuern Zeit besonders durch Voigt erregten Streitfragen hinsichtlich Gregors VII. hier zu berühren. Ref. bemerkt nur, daß er die Willenskraft und Consequenz dieses Fürsten der Kirche, theilweise auch sein edles Streben, wahrlich so wenig in Abrede stellen mag, als er ähnliche Eigenschaften bey dem großen Innocenz anerkennt. Doch möchte er sich nicht bewogen fühlen, die nachfolgenden Ansichten zu unterschreiben. 'Um ein historisches Urtheil, heißt es S. 310., über die Bewegungen jener Zeit zu gewinnen, dürfte es nöthig seyn, daß, was sie eigentlich und ursprünglich bedeuteten, näher in das Auge zu fassen. Die römische Kirche, schon vor dem Zusammentreffen derselben mit den Reichen des deutschen Stammes bis auf einen hohen Grad gebildet, hatte sich durch den Einfluß germanischer Rechtsverhältnisse zu einem herrlichen, politischen Baue entwickelt; und wenn es einige Zeit geschiene hatte, als solle sie diese politisch Blüthe dadurch erkaufen, daß sie ihrer geistlichen Segnungen beraubt und einer sehr roh geübten weltlichen Gewalt unterthänig würde, hatte doch ihr

Geist eine so hohe Seele, wie die Gregors VII. war, in der Art erfüllt, daß ihm unter Leiden und Quälungen der verschiedensten Art, die er bis an sein Ende zu tragen hatte, endlich doch die Befreyung der Kirche gelang. Siegend hatte sich ihr Panier über die Gewalt roher Lebenskö-nige erhoben und diese in Schranken gewiesen, als ihr ein neues Verderben erwachsen war durch den Einfluß der Fülle weltlicher Gewalt, die sie eben zu ihrem Schutze hatte selbst erwerben müssen. Und nicht bloß der Weltlichkeit nachgegeben hatten die Päpste, nein! seit in Italien die höhere Bildung der Nation sich wieder so innig mit antik = heidnischem Wesen vermählt hatte, waren Päpste die Reigenführer geworden bey der Wiederbelebung heidnischer Lebensmotive.' Dann S. 312. : 'Wie Gregor VII. die verirrte Heerde von den Hirten erlöste, die um äußere Güter und nicht durch die innere Berufung ihre Aemter hatten, und dies wenigstens so weit durchsetzte, daß die äußeren Formen dem, was der christlichen Gemeinde eigenstes Recht war, nicht mehr Hohn sprachen, so versuchte Luther die ganze Gemeinde, und nicht bloß hinsichtlich der äußeren Formen, sondern in ihrem innersten Leben, dem obersten und einzigen wahren Hirten, dessen Stellvertreter alle andere nur sind, wieder zu gewinnen'.

Wenn dann der Verf. sich über die Mängel ausspricht, welche bald an der neuen Kirche haften, so möchte es schwer halten, dieselben wegzuleugnen; nur die Klage über die Beraubung der Kirche in ihrem äußeren Besizstande können wir so wenig theilen, als die Behauptung, daß die Geistlichkeit durch den Verlust des größten Theiles der Disciplinargewalt an vielen Orten zu

einer Art vom Staate besoldeter und controlirter Policengewalt herab gesunken sey. Der Vf. redet sodann von dem Aufschwunge, welchen die alte Kirche in Folge der Reformation genommen. Wer müßte ihn nicht zugeben, selbst ohne durch Ranke mit dem plötzlich verjüngten Streben der Anhänger Roms vertraut zu seyn? Nur Wahrheit, treues, unparteyisches Abwägen der Verhältnisse kann hier die Aufgabe des Historikers seyn. In dem Ringen hiernach hat der Verf., so scheint es, die Gefahr, sich zu entschieden von der geltenden Ansicht protestantischer Geschichtsschreiber abzuwenden, nicht vermieden, indem er in den reformatorischen Bewegungen der Niederlande zu sehr den Abglanz des Frevels von Münster erblickt, und dem zu folge die Gräuel der Inquisitionsgerichte nicht als solche zu bezeichnen wagt. Wir würden, meint derselbe, manchen, den wir jetzt einen Märtyrer des reinen Lichts nennen, nur als einen Pöbelführer erkennen, wenn wir ihn, gleich jenen Inquisitoren, Auge zu Auge vor uns hätten. Der Satz ist vielleicht wahr; aber er ist es vielleicht nicht minder, wenn wir ihn umdrehen und behaupten, daß mancher, der als Pöbelführer blutete, und den die Geschichte als solchen bezeichnet, als Märtyrer des Lichts da stehen würde, wenn wir ihn lebend vor uns erblickten. — Neuntes Buch. Die Geschichte der niederländischen Herrschaften unter dem habsburgischen Hause und in der Empörung gegen das habsburgische Haus bis zu dem Waffenstillstande von 1609. Das Kap. 1. erstreckt sich bis auf die 1567 erfolgte Ankunft Albas in den Niederlanden. Die von nun überall hervortretende Ansicht des Verfs von dem Aufstande der Niederländer gegen Philipp II. spricht sich

(S. 389 ff.) in den Raisonnements aus, daß, wie sich kein gesellschaftlicher Zustand der Menschen denken lasse, der nicht eine ihm analoge religiöse Fassung hätte, so sey es klar, daß jede Aenderung in Hinsicht auf diese Erfüllung auch Aenderungen zur Folge haben müsse hinsichtlich der rechtlichen Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die als der äußere Ausdruck dieser Erfüllung anzusehen seyen. Ein Angriff auf die alten kirchlichen Verhältnisse sey demnach als Attentat auf die Rechtsgestaltung überhaupt als eine sträfliche Handlung anzusehen. Den Einwurf, daß die Niederländer durch die geistlichen Tribunäle zum Ergreifen der Waffen gezwungen gewesen seyen, sucht der Verf. (S. 428.) zu entkräften, indem er sagt: 'In der That war von der spanischen Inquisition so wenig die Rede wie früher, und geistliche Gerichte hatten durch das ganze Mittelalter existiert und neue Behörden dieser Art waren unter Karl V. ohne Widerrede in Gang gekommen.' Aber handelt es sich hier nicht endlich um Namen? und waren geistliche Gerichte der Art dem Mittelalter nicht unbekannt, so war es gerade jetzt das gebieterische Verlangen, der Zeit, dieses Institut zu abolieren. Selbst wenn seit dem 13. Jahrhundert diese Reherunterfuchungen — was unstreitig nie in der Strenge und Ausdehnung geschah — ihre Thätigkeit beurkundet hätten, so sprach sich in der ganzen Umgestaltung der Bildung und der politischen Verhältnisse die Forderung der Abstellung derselben aus.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 20. October 1838.

H a l l e.

Beschluß der Anzeige: Zwölf Bücher Niederländischer Geschichten von H. Leo.

Sonach wird uns in dem großen Dranier durchweg nur der Revolutionär geschildert, der schleichende Schweiger, der die kirchliche Aufregung des gemeinsten Pöbels betrieb, lediglich um seiner Ehrsucht zu genügen, der sich nicht scheute Briefe unterzuschieben — zu einer solchen Annahme hätte es doch in der That eines Beweises bedurft — um eine mächtige Parthey dem Könige noch entschiedener zu entziehen und an sich zu fetten. Seine zugleich mit Egmont bewiesenen Anstrengungen die Bilderstürmer zu unterdrücken, beweisen dagegen nichts. Philipp II. hat in seiner Nachgiebigkeit das Aeußerste gethan, was man von ihm erwarten kann. Allein so hat sich in neuerer Zeit der Sinn für Recht und königliche Würde verloren, und so ist die Ansicht der Menschen in liberalen Abgeschmacktheiten verdorben worden, daß man auch solche Beschlüsse des Königs für unzuweckmäßig hält,

weil sie der Stimmung in den Niederlanden nicht genug gethan hätten! Als wenn Könige nur politische Thermometer wären, die durch ihre Entschlüsse nichts zu erreichen, als den Stand der öffentlichen Meinung anzudeuten hätten.' Das 2. Kap., welches die Geschichte der Niederlande von Albas Ankunft bis zum Frieden von Gent (1576) erzählt, fährt fort, das Benehmen Philipps und seiner Rätthe hinsichtlich der Niederlande als den allein richtigen Weg zu bezeichnen. Umsonst bittet Margarethe den König, durch Absendung des Herzogs die Unterthanen nicht zur Verzweiflung zu treiben. 'Der König durfte nicht auf halbem Wege stehen bleiben, nicht den erschrockenen Gemüthern Zeit lassen, sich wieder zu besinnen, nicht einem schwachen Weibe fernerhin Provinzen überlassen, die so viel Stoffe der Aufregung gezeigt hatten. Alba kam also dennoch.' Albas Blutspruch war keine Lieblosigkeit; er ist ein edles, für die Strenge des Rechts und des Dienstes begeistertes Gemüth. Es wird sich niemand bewogen fühlen, das Neue in dieser Auffassung des Characters von Hernandez di Toledo in Abrede zu stellen. 'In unserer Zeit freylich, wo so viele Menschen von dem göttlichen Rechte der Obrigkeit nichts wissen, sondern deren Recht auf menschliches Raisonement gründen, wo dann jeder Begründung eine andere Begründung, und dem obrigkeitlichen Verfahren ein anderes, nicht obrigkeitliches Verfahren, auf derselben Basis endlicher Reflexion, und also mit demselben Rechte entgegen treten kann — in unserer Zeit ist es kein Wunder, wenn selbst Obrigkeiten an ihren Rechten und Pflichten zweifelhaft werden, und in diesem Zweifel, von dem Geschrey des gebildeten und ungebildeten Pöbels übertäubt, Leute mit Nachsicht, mit Bärtlichkeit, ja mit geiz-

stiger Achtung behandeln, die nirgends ihren verdienten Standpunct haben, als am Galgen. Allein im 16. Jahrhundert war man zu dieser innern Zerkhörung des Bewußtseyns vom Rechte und von der Pflicht der Obrigkeit im Allgemeinen noch gar nicht gekommen; nur einzelne Individuen eilten dem Jahrhundert in dieser Niederträchtigkeit voran, und im Uebrigen wußte man und glaubte man noch fest, daß die principgemäße Gestaltung der vorhandenen und festgestellten politischen und kirchlichen Corporationen eine Sache von so hohem Werthe sey, daß ihr alle absichtlich sie störenden, in ihrem eigensten Leben sie bedrohenden Individuen, wenn die Störung auf einem andern Wege nicht beseitigt werden konnte, zum Opfer fallen mußten.' Uehnlich läßt sich der Verf. S. 500. über den Spanier Vargas, Besizer des consejo de las altercaciones, aus: 'In unserer sittlich verzerrten Zeit, wo man gegen jeden, der sich als Thersites gebärdet, von Humanitätswegen eine ebenso lächerliche, als kindische Zärtlichkeit und Blutscheu entwickelt, wird man es freylich mit Tarte ziemlich allgemein barbarisch finden, daß Vargas in seinem aparten Latein den Grundsatz aufstellt: Haeretici fraxerunt templa: catholici nihil fecerunt contra: ergo omnes debent patibulari; allein so lange Infamien zusehen und sie geschehen lassen, nicht der positiven Theilnahme an Infamien wenigstens für alle in öffentlichen Aemtern befindende Individuen identisch ist, wird nie ein Rechtszustand in Zeiten unruhiger Volksbewegungen gesichert seyn; und Vargas, wenn auch verb und dadurch Anstoß gebend, sprach doch ganz richtig die Tonart aus, in welcher er die Handlungsweise des Gerichts, dessen Vicepräsident er war, zu modulieren hatte.'

Gewiß, der Verf. läßt sich mitunter in den Aussprüchen seiner politischen Ueberzeugung von einer Heftigkeit hinreißen, die sich in derben Bezeichnungen gefällt. Er hätte sonst nicht (S. 511) von der Zärtlichkeit neuerer Schriftsteller für allen revolutionären Janhagel u. reden können.

Bis zum Jahre 1572 hat der Verfasser aus Quellen geschöpft, dann sich auf Auszüge der Werke von Wagenaer und Kampen beschränkt. Es wird daher um so eher genügen, diese Anzeige mit dem Inhaltsverzeichnisse der folgenden Abschnitte zu beschließen, als die neueste Geschichte der Niederlande auf eine äußerst dürftige Weise zusammen gestellt ist. Kapitel 3. Vom Genter Frieden bis zum Tode Oraniens (1584). Kap. 4. Bis zum Waffenstillstande von 1609. Das zehnte Buch, die Geschichte der vereinigten Niederlande bis zum Jahre 1787, zerfällt in 2 Kapitel, deren erstes bis zum Absterben der Nachkommenschaft Wilhelm I. von Oranien (1702) reicht. Die vier Kapitel der beiden letzten Bücher (78 Seiten) erstrecken sich bis auf das verhängnißvolle Jahr 1830.

Hay.

P a r i s.

Bey Baillièrè, 1837: Mémoires pour servir à l'histoire anatomique et physiologique des végétaux et des animaux; par M. H. Dutrochet, Membre de l'Institut et de la Légion d'Honneur. Zwey Bände mit einem Atlas von 30 Kupfertafeln. 576 und 569 Seiten in Octav.

Dieses Werk bildet eine vollständige Sammlung von des Verfs Arbeiten im Gebiete der Physiologie: denn auch seine anatomischen Untersu-

chungen über die Structur der Pflanzen haben stets die Function der Organe im Auge. Was sich hier von Hn Dutrochet's einzelnen Aufsätzen nicht wieder abgedruckt findet, nimmt er in dem Motto ausdrücklich zurück. Indessen nicht bloß die früheren Leistungen desselben, die sich fast über das ganze Gebiet der Pflanzenphysiologie und über einige wichtige Gegenstände in dem Lebensproceß und in der Entwicklungsgeschichte der Thiere erstreckten, finden wir hier zu einem übersichtlich geordneten Ganzen vereinigt, sondern es reiht sich daran eine bedeutende Menge neuer Untersuchungen, die nur zum Theil oder nur im Auszuge der Académie des sciences vorgelesen und daher bekannt geworden sind. Der ungeheuren große Reichthum an neuen Thatsachen, welche die Wissenschaft der Beobachtungsgabe des Verfassers und seinem Talente zu comparativen Versuchen verdankt, muß diese Anzeige auf eine Beurtheilung der Ansichten beschränken, die hier zum ersten Male von ihm ausgesprochen worden.

Zunächst wird die Aufmerksamkeit der Physiologen durch den bedeutenden Fortschritt in Anspruch genommen, den die Lehre von der Endosmose durch die neuen Forschungen ihres Entdeckers gewonnen hat. Die Theorie dieses Phänomens wird in dem ersten Aufsätze (Bd I. S. 1—99.) auf das Vielseitigste erörtert, Anwendungen auf die Proceß der lebenden Pflanze kommen fast in allen folgenden Aufsätzen vor. Die Erscheinung wird im Allgemeinen so bestimmt, daß, wenn zwey mischbare Flüssigkeiten von verschiedenem specifischen Gewichte durch eine organische Membran oder durch eine dünne Schicht gewisser poröser Mineralien getrennt werden, zwey antagonistische Strömungen von verschiedener Inten-

sität durch jene Scheidewand erfolgen. Diese quantitative Verschiedenheit beider Strömungen, wodurch eine Verschiedenheit des endlichen Niveaus bedingt wird, unterscheidet die Endosmose von der gewöhnlichen Permeabilität organischer Membranen für Flüssigkeiten. Da die Ausdrücke, mit denen Dutrochet diese Erscheinungen bezeichnet, häufig unrichtig gebraucht sind, so ist zu bemerken wichtig, daß er die stärkere Strömung (courant fort) stets Endosmose, die schwächere (courant faible) Exosmose nennt, das Steigen oder Sinken der Flüssigkeit im Endosmometer aber, das von der Richtung des courant fort abhängt, als Endosmose implétive und déplétive unterscheidet. Die Untersuchungen über die Natur dieser Erscheinungen beziehen sich zuerst auf die Geschwindigkeit und auf die Kraft der Endosmose. Die Messungen wurden mit Zuckerswasser von verschiedenem Zuckergehalt angestellt, während in dem Gefäße des Endosmometers sich destillirtes Wasser befand. Es ergab sich, daß die Niveauveränderung in einer gegebenen Zeit weder mit der Concentration der Zuckerlösungen, noch mit deren specifischen Gewichten im Verhältnis stand, sondern in einer geraden Proportion mit einer Reihe, deren Werthe aus den Differenzen zwischen dem specifischen Gewichte des Wassers und der jedesmahligen Zuckerlösung gebildet werden. Von demselben Dichtigkeitsunterschiede zeigte sich auch die Kraft der Endosmose selbst abhängig, die durch gebogene, mit Quecksilber gefüllte Glasröhren gemessen wurde, welche mit der Röhre des Endosmometers communicierten. Die specifischen Gewichte von drey Zuckerlösungen waren = 1,025; 1,053; 1,110. Das Wasser, welches durch die organische Membran in dieselben einströmte, trieb das Quecksilber

der communicirenden Röhre bis zu der Höhe von 286; 606; 1258 Millimetern. Nun verhalten sich aber $(1,025 - 1) : (1,053 - 1) : (1,110 - 1) = 286 : 606 : 1258$. Hiernach würde das Wasser in einen Syrup = 1,3 spec. Gew. mit einer Kraft einströmen, die ungefähr $4\frac{1}{2}$ Atmosphären das Gleichgewicht hielte. Diejenigen irren daher, welche den Einfluß der Endosmose auf die Bewegung des Nahrungsaftes in der Pflanze deshalb bezweifeln, weil die Kraft mit der der Frühlingsaft aufsteigt zu bedeutend sey.

Hierauf wendet sich der Verf. zu den Fällen, in denen die Richtung der Endosmose eine entgegen gesetzte ist, d. h. von der schwereren zu der leichteren Flüssigkeit, z. B. vom Wasser zum Alkohol, von den Säuren zum Wasser: Ausnahmen, die bisher keine Theorie völlig unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct zu bringen gewußt hat. Es wird gezeigt, daß die Höhe, zu der Lösungen von verschiedener Concentration in Capillarröhren aufsteigen, sich eben so verhält wie die Höhen, die sie im Endosmometer erreichen, daß hingegen diese Abhängigkeit von den specifischen Gewichten für Flüssigkeiten von verschiedener chemischen Zusammensetzung nicht allgemein gilt. Während das Wasser durch die Capillarattraction einer Glasröhre höher gehoben wird, als Salzlösungen, steigt es zugleich auch höher als Alkohol, obgleich hier das Verhältniß der specifischen Gewichte entgegen gesetzt ist. Die weitere Entwicklung dieser Analogie führt zu dem Grundgesetze der Endosmose, daß die Richtung derselben in dem Sinne der stärkern Capillarattraction erfolgt, also des Wassers zum Alkohol, weil es in Capillarröhren höher steigt, und aus gleichem Grunde zur Zuckertlösung. Dies ist allerdings nur eine geringe Modification von Poisson's Theo-

rie, die sich indessen weder auf so mannigfaltige Versuche stützte, noch die Existenz von zwey antagonistischen Strömungen zuläßt, die sich doch bey jedem Versuche mit dem Endosmometer durch chemische Reactionen nachweisen lassen. So glücklich sich die Theorie Dutrochet's an alle Erscheinungen bey der Endosmose liquider Flüssigkeiten anzuschließen scheint, so genügt sie dem Verf. dennoch nicht ganz, weil durch Lamellen von Sandstein keine Endosmose erfolgte, in denen man doch Capillarröhren annehmen müsse. Seine weitern Ansichten sind indessen weniger klar: nachdem er nach Becquerel's Vorgange Verschiedenes über electriche Ursachen geredet hat, drückt er zuletzt seine Theorie in folgenden Worten aus: Le courant fort n'appartient ni au liquide le moins dense, ni au liquide le moins ascendant dans les tubes capillaires: il appartient toujours au liquide qui a le plus d'affinité pour la substance de la cloison séparatrice. Zu bemerken ist, daß sich die Untersuchungen des Verfs nur auf die Endosmose liquider Flüssigkeiten beziehen — und diese haben in der That nun zu bedeutenderen Resultaten geführt, als alle frühern —, daß hingegen das Verhalten der Gase zu organischen Membranen ganz unberücksichtigt bleibt, obgleich in einem spätern Theile des Werks die Bewegungen bey den Pflanzen theils von der Endosmose, theils von einer Sauerstoffentwicklung (oxygénation du système fibreux) abgeleitet werden. Ein anderer Punct, den des Verfassers Versuche nicht vollkommen scheinen abgeschlossen zu haben, ist die von ihm durchaus behauptete Identität des Verhaltens von organischen Membranen und von Pfeifenthonlamellen. Bey den Versuchen über die Geschwindigkeit der Endosmose wird nur die

Höhe angegeben, bis zu welcher die Flüssigkeit in einer gewissen Zeit steigt; was aber erfolgt, nachdem beide Flüssigkeiten durch ihren gegenseitigen Austausch zu gleichen specifischen Gewichten gelangt sind, ob alsdann die Schwere wieder allmählich den Niveauunterschied aufhebt, oder ob, wie es einigermassen wahrscheinlich ist, sich gerade hierin Thierhäute und Thonscheiben verschieden verhalten: alles dies wird unbeantwortet gelassen.

Die unmittelbarste Anwendung findet die Endosmose auf die Theorie der Saftbewegung von den Wurzeln zu den Blättern, wovon der achte Aufsatz handelt, dessen Grundzüge zwar schon 1826 erschienen sind, der aber hier auf eine andere Weise bearbeitet und durch neue Beobachtungen bereichert ist. Der zweyte Paragraph desselben entwickelt die Analogien zwischen diesen Erscheinungen und der Endosmose auf eine klare und überzeugende Weise. Zwey Momente müssen hier unterschieden werden: einmahl die Endosmose der Wurzelzellen, welche durch das Verhältniß der specifischen Gewichte des in ihnen schon vorhandenen Saftes und der Bodenfeuchtigkeit bedingt wird, und, indem sie eine Turgescenz des ganzen Zellgewebes bewirkt, in dieser die Grenze ihrer Wirksamkeit finden müßte; zweitens die stäte Verminderung dieser Turgescenz durch die Transpiration, die zugleich die ganze Masse des Nahrungssaftes concentrirt, also theils die Kraft der Wurzelendosmose erhöht, theils ihren Strömungen Raum verschafft. So sehr solche anscheinend zu mechanische Ansichten mancher Freunde geheimer Lebenskraft widerstehen, so werden sie doch so lange gelten müssen, bis man Phänomene entdeckt, die sich nicht mehr durch sie erklären lassen. Uebrigens kann leicht ein Mißverständnis über die Beyhülfe entstehen, welche

die Verdunstung auf die eben angeführte Art auf die Endosmose der Wurzel äußert, wenn der Vf. (I. S. 403.) die Transpiration eine force attractive, qui appelle la sève nennt: in der That redet ein berühmter Pflanzenphysiolog, der die Ansichten Dutrochet's über die Ursachen der Saftbewegung theilt, neuerlich von einem durch die Verdunstung in der Zellenhöhle entstehenden luftleeren Raume, der den Saft dahin lockt, während die Zellenmembran doch für die Atmosphäre eben so permeabel seyn wird, wie für den Wasserdampf.

Die zweyte Anwendung der Endosmose macht der Verf. auf die Bewegungen der Pflanzenorgane, um deren wissenschaftliche Erkenntniß er sich schon früher so große Verdienste erworben hat. Der neunte bis dreizehnte Aufsatz enthält eine vollständige Physiologie aller Ortsbewegungen, die im Pflanzenreiche beobachtet sind. Ganz oder größtentheils neu sind darunter die Abhandlungen über Krümmung und Drehung der Organe im Allgemeinen (Mém. IX.), über den Schlaf der Pflanzen (Mém. X.) und über die Richtung der Pflanzen gegen das Licht (Mém. XIII). Die frühere Theorie der Ortsbewegungen im engeren Sinne, namentlich bey Mimosa, ist im elften Aufsatze wesentlich verändert worden. Endlich ist die Abhandlung über die entgegen gesetzte Richtung von Stengel und Wurzel das zusammen gestellte Ergebnis früher publicirter Arbeiten. Durch die Anzahl der einzelnen Versuche, aber auch durch die ermüdende Breite der Darstellung nehmen diese Aufsätze einen Raum von mehr als 15 Bogen ein, aber der leitenden Gedanken sind nur wenige, und die Manigfaltigkeit hierher gehöriger Erscheinungen wird häufig nicht ohne Zwang auf sie bezogen. Den Hauptge-

sichtspunct bietet die verschiedene Größe der Parenchymzellen dar. Ein Aggregat kleiner Zellen soll durch Turgescenz sein Volumen relativ weniger vergrößern, als ein weitmaschiges Parenchym; die Turgescenz selbst ist Folge der Endosmose und daher periodischen Schwankungen unterworfen. Sehr schön wird dies Verhältniß durch einen sinnreichen Versuch nachgewiesen, in dem Dutrochet durch Capselklappen und Blumenblätter vor ihrer normalen Krümmung nach außen abwechselnd Wasser und concentrirte Zuckertösungen absorbieren ließ. Im erstern Falle, in dem der Endosmose die Richtung von dem Wasser nach dem Zellsafte zukam, erfolgte eine Krümmung nach innen, z. B. bey den isolirten Blumenkronennerven einer Knospe von *Mirabilis Jalappa*; im zweyten Falle, wo man den Zellsaft für specifisch leichter als den Syrup halten mußte, eine Krümmung nach außen. Diesen Erfolgen aber entsprach die anatomische Structur dieser Gewebe, in denen ein engmaschiges Zellgewebe an der Innenseite, große Zellen an der Außenseite sich finden. So ist die Capseldehiscenz eine Folge der Exosmose und so erklärt sich zugleich der Umstand, daß die Capsel ihren Zellsaft verliert. So vertritt bey *Momordica Elaterium* der die Höhle des Pericarpium ausfüllende Schleim die concentrirte Zuckertlösung des Experiments und bewirkt, indem er den Carpellblättern ihren Saft entzieht, das elastische Aufspringen derselben nach außen. Aber unglücklicher Weise lassen sich viele Fälle der Entfaltung und Dehiscenz aus dieser so einfachen Theorie nicht genügend erklären. Wie viel entgegen gesetzte Strömungen müßten bey periodisch schlaffenden Blüthen supponiert werden, deren Blätter sich bey Tage nach außen, des Nachts nach in-

nen kehren! Der Verf. fühlt diese Schwierigkeit, ohne sie hervor zu heben, und er fügt deshalb eine zweyte Hypothese hinzu, gegen deren experimentelle Begründung sich indessen Mehreres einwenden ließe, so wie sie überhaupt durch keinerley Analogie unterstüzt werden kann. Die Holzbündel nämlich sollen durch die Aufnahme von Sauerstoff (oxygenation) gekrümmt werden: in Wasser, welches atmosphärische Luft aufgelöst enthielt, krümmten sich isolierte Holzbündel, in ausgekochtem Wasser blieben sie gerade. Ehe dergleichen vieldeutige Versuche nicht schärfer bestimmt und unter manigfacheren äußeren Umständen wiederholt werden, finden hierauf gegründete Hypothesen keinen Eingang in die Wissenschaft, und sie verdienen hier nur deshalb eine Erwähnung, weil sie einen wesentlichen Bestandtheil von des Verfs Theorie über die Bewegungen der Pflanzen bilden. Hiernach gestaltet nämlich der Verf. auch seine frühere Ansicht über die Reizbarkeit der Mimosa um, und nimmt seine Angaben über die Resultate von künstlichen Verletzungen der Anschwellung am Blattstiel förmlich zurück. Es seyen dies Störungen, sagt er, die ein naturgemäßes Ergebnis nicht erwarten ließen: dennoch wendet er eine ähnliche Methode an, um die Fortpflanzungsweise des Reizes durch den Holzkörper des Internodium zu beweisen. Er vergleicht den nächtlichen Schlaf der Mimosenblätter, den der Wechsel der vegetativen Prozesse hervor rufe, mit der plötzlichen Contraction, die der mechanische Reiz bedingt und nennt diese daher sehr bezeichnend einen *sommeil momentané*. Aber er geht ohne Zweifel in seinem Streben nach allgemeinen Appercüs, oder wenn man will, in seiner Bildersprache sehr weit, wenn er (I. S. 538.) in jenen Schlaf und Wachen bestim-

menden Processen des Organismus eine catalytische Kraft zu erkennen glaubt; welche die Turgescenz und die Oxidation gewisser anatomischer Systeme bedinge, und er könnte, wenn in der Wissenschaft zu träumen gestattet wäre, eben so wohl den Finger, dessen Berührung die Contraction der Blättchen bewirkt, mit dem Platinschwamm vergleichen, dessen Contact die Verbrennung des Wasserstoffs veranlaßt. Ueberzeugen wir uns daher, daß, so Vertrauen erweckend und einflußreich die Versuche des Berfs sind, so oft sie anfangs bezweifelt, späterhin von anderen Forschern bestätigt und anerkannt sind, man sich doch nicht ohne Vorsicht seinen Folgerungen hingeben dürfe: so können wir doch andererseits nicht verkennen, daß seine Darstellungen weit glücklicher sind, wenn es gilt, eine herrschende Meinung zu widerlegen und durch widersprechende Erfahrung aus der Wissenschaft zu verbannen. Namentlich machen diesen Eindruck die bedeutenden Gründe, die der geistreichen De Candolle'schen Theorie über das Verhältniß des Wachsthum zum Lichte entgegen gesetzt werden. Sie stützt sich bekanntlich darauf, daß die Zellen im Schatten größer werden, wie im Lichte, daß daher die von der Sonne abgewendete Hälfte des Stengels stärker wächst als die Lichtseite, was durch eine Biegung der Pflanze nach der Sonne in Erscheinung tritt. Dutrochet spaltet die Pflanze in ihre beleuchtete und dunkle Hälfte (tab. 18. fig. 1. 2.), und findet, daß darauf die Incurvation der erstern zunimmt: also liegt in dieser, nicht in der Schattenhälfte, die Ursache der Krümmung. Aber eben so wenig befriedigt der Versuch einer neuen, viel complicierteren Erklärung, die ihre Begründung in einer Annahme sucht, der Ref. nicht beypflichten kann. Bey geraden, d. h. dem

Lichte entgegen wachsenden, Stengeln sollen die Zellen Durchmesser vom Mark- und Rinden-Parenchym gegen den Holzbündelkreis abnehmen, bey kriechenden, d. h. das Licht fliehenden, Stengeln sollen sie von der Epidermis nach den Holzbündeln zu größer werden. Dies zu begründen, werden nur sehr einzelne Beobachtungen mitgetheilt. Die Vergleichung dieser Verhältnisse in der Natur ist zu leicht, als daß sich irgend ein Naturforscher ohne Prüfung zu jener Ansicht bekennen wird. Und so drängt sich nach dem Studium dieser neuen Bearbeitung eines schwierigen Theils der Pflanzen-Physiologie die allgemeinere Betrachtung auf, daß zwar die Anzahl beobachteter Thatsachen wesentlich durch dieselbe bereichert sey, daß aber die Theorie Vieles, wo nicht das Meiste, unerklärt läßt, und daß auch gründliche Untersuchung in diesen Gebieten selten ihren Gegenstand abschließt, selbst wenn der Verf. sich hinreichend klar zu seyn glaubt.

Eine andere Reihe von Aufsätzen enthält eine Monographie der vegetativen Prozesse der Pflanze im engern Sinne. Als Einleitung dazu kann der zweyte Aufsatz gelten, der dasjenige von des Verfs früherem Aufsätze 'sur la structure intime des végétaux' enthält, was er noch jetzt für wahr ansieht. Da er keine neue Beobachtungen gibt, so wenden wir uns zu denjenigen, die in Bezug auf das Wachsthum der Pflanzen mitgetheilt werden (Mém. III et IV.). Der Raum verbietet, näher auf die neuen Thatsachen einzugehen, durch welche die neue Redaction ältere Memoiren des Verfs erweitert hat. Dahin gehören insbesondere die Untersuchungen über das Wachsthum der äußeren Bedeckungen, wobey die Entwicklungsgeschichte des Korkes bey *Ulmus suberosa* und *Quercus suber* mit den Ergeb-

nissen der gleichzeitigen Mohl'schen Arbeit im Wesentlichen überein stimmt. Wiewohl sich diese über ein größeres Material erstreckt, so erwähnt Mohl gerade die Rindenbildung der Ulme nicht. Der Kork entsteht hier, wie bey der Korkeiche, aus dem Tégument cellulaire (Mohl's Korkschicht), aber es fehlen darin die tafelförmigen Zellen, und die Korkentwicklung gehört nur den ersten 6 — 8 Jahren der Stammbildung an, während sie bey der Korkeiche erst an ältern Rinden beginnt. Mit dem Korne identificiert Dutrochet die Stacheln der Rose und diese wieder mit gegliederten Haaren: aber es findet hier der wesentliche Unterschied statt, daß das Haar Production der Epidermiß, Stachel und Kork aber Productionen der äußern Rindenschicht sind. Die interessanten Beobachtungen über die Bildung der Adventivknospen von *Nymphaea* und *Sparganium* in deren Rhizom, verdienen eine genauere Berücksichtigung, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Die Ansichten über die Natur der Asterblätter, die freylich vor den analogen Behauptungen Raspail's eine bedeutende Priorität in Anspruch nehmen können (vom Jahre 1820), wären indessen wohl besser bis zu umfassenderen Untersuchungen nicht von Neuem abgedruckt worden. Sehr folgenreich sind die Beobachtungen über abnorme Bildungerscheinungen, die an abgehauenen Stämmen von *Pinus Picea* gemacht sind, an denen sich neue Jahresringe entwickeln, ohne daß blatttragende Zweige vorhanden sind.

Der fünfte Aufsatz, der von der Blattstellung handelt, kann, wiewohl er vom J. 1834 ist, nur ein historisches Interesse in Anspruch nehmen. Indem der Verf. die Ansicht hinstellt, daß die Spiralstellung in der Knospe noch nicht vorhanden sey, entzieht er zugleich diesem Satze die

Möglichkeit eines Beweises, wenn er hinzu fügt: ce fait que l'observation visuelle n'aurait jamais pu démontrer et qui est ici prouvé de la manière la plus incontestable par l'observation rationnelle, est d'une grande importance (I. p. 269.).

Der sechste Aufsatz ist ein Abdruck des 1835 in den Annalen des Museums erschienenen Mémoire sur la forme et la structure primitives des embryons végétaux, welcher bekanntlich nicht vom Embryo im gewöhnlichen Sinne, sondern von der Entwicklung des *Tamus communis* und von krankhaften Holzwucherungen dicotyledonischer Bäume handelt. Auf seinem physiologischen Gebiete aber ist der Verf. wieder in dem folgenden Aufsatze, der vor anderthalb Jahren der Academie vorgelesen ward aber noch nicht publiciert war; er enthält eine höchst gründliche Untersuchung über die Respiration der Gewächse. Hatte man bisher nur indirecte Gründe für die Communication der Lufthöhlen des Blatts mit den Lufthöhlen des Stengels, und damit eine freye Mündung derselben nach der Atmosphäre in den Spaltöffnungen, so liefert der Verf. für diese wichtige Thatsache experimentelle Beweise. Er injicierte durch ein künstliches Verfahren unter der Luftpumpe Lufthöhlen des Blatts und Blattstiels von *Nymphaea* durch die Spaltöffnungen, die sich bey dieser Pflanze unter Wasser nicht schließen, wie *Amici* allgemein behauptet hatte. Einigen bedeutenden Bemerkungen begegnen wir auch in der Theorie der Respiration.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stück.

Den 22. October 1838.

G ö t t i n g e n.

Bey Dieterich. Nouveau Recueil de Traités d'Alliance, de Paix, de Trêves, de Neutralité, de Commerce, de Limites, d'Echange etc. des Puissances et Etats de l'Europe, tant dans leur Rapport mutuel, que dans celui envers les puissances et états dans d'autres parties du Globe depuis 1808 jusqu'à présent, par George Frédéric de Martens, continué par Frédéric Murhard. Tom. X. 1826 — 1823. 643 Seiten. Tom. XI. 1827. 838 S. Tom. XII. 1835. 878 S. Auch unter dem Titel: Supplément au Recueil de principaux traités etc. Tom. XIV. XV. XVI. 8. 1836. 1837.

Es sind nun bereits 47 Jahre als der um die Staatswissenschaften so vielseitig verdiente von Martens im J. 1791 die Sammlung anfang, welche auch in den höheren und höchsten Kreisen so oft an Göttingen erinnerte, die nach seinem im Jahre 1821 erfolgten Tode anfangs durch seinen Neffen, dann aber seit 1825 durch den auch be-

reits verstorbenen Professor Saalfeld fortgesetzt ward. Wohl nicht leicht ist ein Unternehmen zeitgemäßer gewesen, da das Bedürfniß desselben durch die Zeitumstände bey den vielen Staatsumwälzungen von Europa mit jedem Jahre fühlbarer ward. Das europäische Staatensystem ward ein Weltstaatensystem, seitdem in Amerika eine Reihe freyer Staaten sich bildete, und der Orient in Asien und Africa in die europäische Diplomatie gezogen wurde. Die Sammlung konnte also nicht mehr bloß auf die europäischen Staaten sich beschränken, ihr mußte ein größerer Umfang gegeben werden. Da unterdeß im December 1833 auch der Professor Saalfeld gestorben war, mußte die Verlags-handlung sich nach einem neuen Redacteur umsehen, und sie war so glücklich, diesen in dem Hn Friedrich Murrhard in Cassel zu finden, von dem jetzt die bereits oben bemerkten drey Bände vor uns liegen, und die getroffene Wahl vollkommen rechtfertigen. Der neue Herausgeber gibt in der Vorrede über den Plan der Fortsetzung genaue Auskunft. Er bleibt im Ganzen dem ursprünglichen Plane von Martens treu, und hat nur zu größerer Bequemlichkeit der Leser einige Veränderungen gemacht, wovon er in der Vorrede Nachricht gibt. Dahin gehört zuerst, daß er, wenn er gleich der chronologischen Ordnung folgt, doch die auf denselben Gegenstand sich beziehenden Stücke, wenn die Zahl von diesen beträchtlich ist, zusammen stellt, wie es gleich in dem ersten der vorliegenden Theile mit den zahlreichen Verhandlungen über die belgisch-holländische Trennung der Fall ist, die fast die Hälfte dieses Bandes anfüllt. Wenn ferner gleich die Acten, welche sich auf die Verfassung und Verwaltung der einzelnen Staaten beziehen, ausgeschlossen bleiben,

so treten auch hier Ausnahmen ein, bey Gegenständen, welche sich auf die Verhältnisse der Staaten beziehen. Wenn gleich gänzliche Vollständigkeit nicht zu erhalten steht, so hat der Herausgeber doch keine Mühe gespart, um sich diesem Ziele möglichst zu nähern. So finden wir hier nicht bloß die Tractate der amerikanischen Staaten mit den europäischen, sondern auch ihre wechselseitigen Verhandlungen; ja selbst auch die Verträge der süd- und nordamerikanischen Staaten mit den indianischen Stämmen sind aufgenommen.

Der dreyzehnte Theil des von Saalfeld besorgten Supplément etc. der bis Ende 1831 reicht, ward von uns G. g. N. 1833. St. 204. angezeigt. Die vorliegende Fortsetzung geht bis 1834 (inclusive). Sie konnte wohl in keine bessere Hände fallen, und wir haben nichts hinzu zu setzen, als den Wunsch, daß sie ohne Unterbrechung möge fortgesetzt werden, und der Herausgeber auf seiner mühevollen Laufbahn nicht ermüde. Die Schwierigkeiten, mit denen er dabey zu kämpfen hat, sind in der Vorrede auseinander gesetzt, und werden ihn um so mehr der Nachsicht empfehlen, da sie bey weiterer Fortsetzung eher zunehmen als abnehmen werden. Ungeknüpfte Verbindungen, besonders in England, lassen noch ungedruckte Actenstücke erwarten; nur aber solche, deren Echtheit unbezweifelt ist, werden ihren Platz finden.

Hn.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Mémoires pour servir à l'histoire anatom. et physiol. des végétaux et des animaux, par M. H. Dutrochet.

So macht der Verf. vielleicht zuerst darauf aufmerksam, daß die quantitative Verschiedenheit der Gase in den Lufthöhlen der Pflanze von dem Verhältnisse der Gase in der Atmosphäre sich vermöge der Diffusion beständig ausgleichen müsse, und daß sich daraus Gasentwickelungen und Gasabsorptionen erklären lassen, ohne eine unmittelbare Thätigkeit der Zellen annehmen zu müssen. Aber dazu sind geöffnete Spaltöffnungen erforderlich, und diese öffnen und schließen sich nach uns unbekanntem Gesetze und Zeiten.

Der folgende Aufsatz, von dem oben schon der auf die Endosmose bezügliche Theil erwähnt ward, handelt von der Saftbewegung. Als die Organe derselben werden vom Verf., wie jetzt überhaupt von den bedeutendsten Physiologen, z. B. Link, Meyen, die Holzbündel angesehen, und der Beweis dafür kurz und klar aus der directen Beobachtung des ausströmenden Frühlingssaftes und gegen De Candolle aus dem Mangel der Intercellulargänge in den Holzbündeln geführt. Wichtig ist ferner die Wiederholung und Bestätigung der zu wenig bekannten, aber von Meyen wohl gewürdigten Versuche Knight's über die Bedingungen der Knollenbildung von *Solanum*, die gültige Beweise für die rückkehrende Bewegung des Bildungsstoffes enthalten. Die Milchsaftbewegung wird hingegen nur kurz berührt. Es ist auffallend, daß der Verf. die gewöhnlichen Einwürfe gegen die Erscheinung bey *Chelidonium* macht, während er sie für die *Stipulae* von *Ficus elastica* mit wenigen Worten bestätigt. Es war ihm nämlich nicht gelungen, die Milchsaftbewegung von *Chelidonium* ohne Hülfe directen Sonnenlichts zu sehen, so wie denn die Franzosen manche deutsche Beobachtungen nur deshalb in Zweifel ziehen, weil sie sich weniger guter

Microscope zu bedienen scheinen. Herr Meyen zeigt diese Erscheinungen bey Lampenlicht jedem Freunde der Wissenschaft, der sich deshalb an ihn wendet.

Unter den noch übrigen Aufsätzen des Werfs finden sich fast nur ältere Arbeiten desselben. Um zu einer Uebersicht über das ganze Gebiet derselben zu gelangen, mag eine Angabe über die Gegenstände mit denen sie sich beschäftigen, diese Anzeige beschließen. In chronologischer Reihfolge umfassen sie folgende Untersuchungen: 1806. Theorie der menschlichen Stimme. — 1812. Ueber die Räderthiere. — 1814. Ueber die Häute des Fötus. Hier werden neue Beobachtungen über die Entwicklung des Wassersalamanders hinzu gefügt. — 1818. Ueber die Metamorphose des Speisecanals bey den Insecten. — 1819. Ueber Structur und Wiedererzeugung der Federn nebst allgemeinen Bemerkungen über die Haut der Wirbelthiere. — 1820. Ueber Zeugung der Pflanzen nebst Beobachtungen über die Euentwicklung von 9 Pflanzenarten. — 1822. Ueber die Entstehung der Knochen. — 1828. Ueber *Spongilla ramosa* Lam. — 1829. Ueber die Bewegung von Flüssigkeiten in vertical gestellten Glaschylindern. — 1832. Ueber die physiologische Bedeutung des Sauerstoffs. — 1833. Ueber die Respiration der Insecten. In demselben Jahre eine Notiz über die Wirkung der Diastase auf das Stärkemehl. Ueber die Fortpflanzung der Blattläuse, schon 1818 vorgelesen, aber erst 1833 gedruckt. — 1834. Beobachtungen über die Entwicklung der größern Pilze aus ihrem Stroma, das der Werf. für einen Byssus erklärt. — Ueber die Bedingungen der Schimmelbildung. — Endlich sind noch zwey ungedruckte Abhandlungen zu erwähnen; die erste enthält nur wenige Bemerkungen

über Misbildungen bey den Pflanzen, wobey eines Peloriums von *Cytisus Laburnum* gedacht wird, in dem der Verf. auf eine wenig überzeugende Weise 6 Blumenblätter und 4 Kelchblätter annimmt, und noch dazu den Abort von 2 Blumenblättern voraus setzt (tab. 19. fig. 3.), während die Theorie von zwey fünfgliedrigen Wirteln den Fall vollständig zu erklären scheint. Der andere Aufsatz beschäftigt sich mit der Structur thierischer Gewebe, und enthält schon Spuren der täglich mehr begründeten Ansicht, die die Kügelchen der animalischen Substanz mit den Pflanzenzellen zusammen stellt. Der Verf. findet diese Analogie in der Structur der Speicheldrüsen von *Helix*, und äußert sich, da ihm die Entdeckungen der neuesten Zeit noch nicht bekannt seyn konnten, darüber auf eine bemerkenswerthe Art: *on voit par là que la nature possède un plan uniforme pour la structure intime des êtres organisés animaux et végétaux* (II. p. 470.).

L o n d o n.

Effingham Wilson junior. *Coins of the Romans relating to Britain described and illustrated by John Yonge Akerman F. S. A.* 1836. 84 Seiten und 6 Kupfertafeln in Octav.

Der Zweck dieses kleinen Buches ist, die sämtlichen Münzen des römischen Reichs, welche sich auf Britannien beziehen, unter eine Uebersicht zu bringen. Die fleißige Zusammenstellung ist das einzige Verdienst, welches der Verf. in Anspruch nimmt, die erklärenden Bemerkungen sind meist von Andern genommen. Zweifelhafte und noch unerklärte Münzen sind ausgeschlossen. Die

Reihe, welche der Verf. aufstellt, beginnt mit den bekannten Gold- und Silbermünzen des Kaisers Claudius TI. CLAUD. CAESAR. AUG. P. M. TR. P. VIII. IMP. XVI. mit dem Triumphbogen DE BRITANN. auf dem Revers, und enthält Münzen von folgenden Kaisern und kaiserlichen Personen: Claudius, Britannicus, Hadrian, Antoninus Pius, Commodus, Severus, Caracalla, Geta — hier werden die in Formen gegossenen schlechten Denare aus der Zeit nach Severus eingeschoben, die in verschiedenen Gegenden von England gefunden werden, und nach dem Verf. möglicherweise Producte einer mit kaiserlicher Autorität geübten Falschmünzerey waren — Carausius, Allectus, Constantinus, Fausta, Crispus, Constantinus der jüngere. Für den Numismatiker werden die localen Nachrichten über Fundorte von Münzen in England, so wie über seltene Exemplare in den Cabineten englischer Sammler das meiste Interesse haben. Eine Anzahl Münzen, theils aus dem britischen Museum, theils dem Münzcabinet des Königs von Frankreich, theils aus Privatsammlungen in England, ist auf den beygegebenen Tafeln von H. U. Dgg gezeichnet und gestochen, mit etwas mehr Geschick als in dem in diesen Blättern 1835 S. 1039. angezeigten Werke desselben Verfassers, aber noch keineswegs befriedigend.

Auf die innere Geschichte der Provinz Britannien läßt sich der Verf. wenig ein, aber behandelt in der Einleitung die Verwaltung der Römer in allen Jahrhunderten ihrer Herrschaft auf der Insel als eine lange Scene von Grausamkeit und Erpressung: From the first landing of Julius Caesar to the final abandonment of the island by the Romans the hi-

story of Britain presents, with few intervals, one long scene of cruelty and extortion. Wie wäre aber dabey die so schnell aufblühende Cultur Britanniens unter den Römern denkbar, von der die Steine reden, wenn auch die Geschichte davon schweigt, (und die außer Industrie und Handel auch großen Eifer für Geistesbildung, namentlich für die damals alle Studien verschlingende Rhetorik, mit sich führte? Es müssen doch wohl unter den Statthaltern Roms die Agricola's nicht so selten gewesen seyn, welche den Provinzialen die Knechtschaft durch Ordnung in der Verwaltung und Beförderung aller Friedenskünste zu versüßen verstanden.

K. D. M.

V e r b e s s e r u n g e n .

Seite 1570. Zeile 18. ließ Drap. und putris
 S. 1571. Z. 25. l. Keine S. 1572. Z. 6. l.
 Kaup. S. 1573. Z. 11. l. Octopus Z. 12.
 l. moschata S. 1574. Z. 13. l. Sporen Z. 31.
 l. forme u. im Z. 34. imbricata, S. 1575.
 Z. 4. l. Wasser S. 1576. Z. 1. l. Tuckens Z.
 14. l. incanus. Z. 35. l. Erfahrungen S. 1577.
 Z. 13. l. arcuatus Z. 24. l. Erinacei, Z. 34.
 l. Ludw. S. 1578. Z. 21. l. Nisan S. 1580.
 Z. 23. l. mehreren Z. 24. l. Dinotherium Z.
 28. l. Pemptades S. 1531. Z. 5. l. 1633 Z.
 18. l. Cilien Z. 31. l. ganze Reihen

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

170. 171. S t ü c k .

D e n 25. O c t o b e r 1838.

G ö t t i n g e n .

In der Dieterichschen Buchhandlung, 1838 :
Commentatio de usu experientiarum metal-
lurgicarum ad disquisitiones geologicas ad-
juvandas, auctore Jo. Frid. Lud. Haus-
mann. 34 Seiten in Quart.

Da der Inhalt dieser, in der Versammlung
der Königl. Societät der Wissenschaften am 24.
December 1836 vorgelesenen Abhandlung in die-
sen Blättern (Jahrg. 1837. S. 50 — 87.) bereits
mitgetheilt worden, so reicht die Anzeige hin, daß
sie jetzt gedruckt erschienen ist. Die einzige Be-
merkung möge hier gestattet seyn, daß so wohl
die von dem Verfasser auf Beobachtungen über
die Bildungsweise des Graphites bey dem Eisen-
hohofen-Processe und die Art seines Vorkommens
in Producten desselben gegründete Meinung, daß
der Kohlenstoff flüchtig sey und bey der Tempe-
ratur im Gestelle der Eisenhohöfen in Dampf-
form sich befinden und in andere Körper eindrin-
gen könne, als auch die von ihm geäußerte Ver-

muthung, daß das Eisenoxyd in hoher Temperatur ebenfalls flüchtig sey und in Dampfform andere Körper durchdringen könne, durch die von Laurent angestellten und zuerst in den Annales de Chimie et de Physique vom vorigen Jahre beschriebenen, aber auch durch deutsche Zeitschriften bekannt gewordenen Versuche, Bestätigung erlangt haben.

L e i p z i g.

Bey G. J. Göschen. Das Leben in seiner Blüte. Oder Sittlichkeit, Christenthum und Erziehung in ihrer Einheit von F. H. Ch. Schwarz, Dr der Theol. u. Philos. Großherzogl. Bad. geh. Kirchenrath u. Command. des Zähr. Löwenord. ord. Prof. der Theol. zu Heidelberg. Schluß der Erziehungslehre. 1837. gr. 8. XXX und 467 Seiten. (4 Fl. 30 Kr.)

Der Verf. ist als pädagogischer Schriftsteller, als Vater und Nestor der Pädagogik hinlänglich bekannt, und sein ehrwürdiger Name läßt unfehlbar jeden Leser dieser Anzeige etwas Gediegenes und Vortreffliches erwarten. Zu seiner Erziehungslehre in 3 Bänden hatte er im Jahre 1832 mittelst der wichtigen Schrift 'die Schulen' die Beendigung des Ganzen der pädagogischen Belehrungen beygefügt; allein er sah doch bald, daß noch der Schluß fehle, welcher die Erziehungslehre in ihrer Einheit zu zeigen habe. Die nachträglichen Berichte und Erweiterungen, welche er unter dem Titel: 'Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik' in 2 Bden 1833 und 1834 heraus gab, konnten diesen Schluß nicht bilden und die Erziehungslehre als ein Ganzes darstellen. Das Studium anthropologischer, psychologischer und pädagogischer Schriften und seine ei-

genen Bearbeitungen befestigten die Idee einer tieferen Einheit, worin die bildende Kraft wirken will immer mehr, und überzeugten ihn von ihr aufs vollkommenste. Die Aufzeichnung dieser Einheit des sittlichen und christlichen Lebens mit der Erziehung als Schluß seiner Erziehungslehre legt er mit dieser Schrift dem Publicum vor, welches es zum großen Glücke zu rechnen hat, daß sie der Verf. noch kurz vor seinem Tode veröffentlichten konnte, indem er kurz nach der Vollendung am 3. April in ein besseres Leben überging.

Er betrachtete das Leben als einen Organismus, worin die Menschen nicht nur im Raume, sondern auch in der Zeit mit einander verbunden sind und läßt das Geistesleben in der Menschenkraft zu einer durch das ganze irdische Daseyn hindurch zum himmlischen sich erhebenden Bildung bestimmt seyn. Da nun in der Pflanze die Blüthe ihr Höchstes ist, so ist auch in dem Menschen jene Bildung seine Lebensblüthe, die ihr Unvergängliches in sich trägt, das sich mit jedem Jahre vollkommner entfalten soll. Hierin liegt ihm die Bestimmung des Menschen; dahin muß seine Erziehung wirken; Alles, worin das ewige Leben des Menschen sich offenbart, ist seine Blüthe, und von der Wiege bis zum Grabe und bis jenseits soll sich seine Persönlichkeit erklären. Auf den Grund des Zieles der Sittlichkeit, des Christenthums und der Erziehung in dieser Einheit gab er seiner Schrift obigen Titel.

Der gemüthliche, mit fein treffendem Tacte und mit practischer Wärme fühlende Verf. hat fast ein halbes Jahrhundert die pädagogische Betriebsamkeit, die im Erziehungs- und Unterrichtsfache sich widersprechenden Ansichten und die mancherley Versuche und Systeme beobachtet und wurde bey seiner Erziehungsidee, am stärksten noch

in der neuesten Zeit, zu einer gewissen Niedergeschlagenheit versucht. 'Wie, fragte er sich öfters, die Menschheit wäre in einer Fortentwicklung von Geschlecht zu Geschlecht begriffen? Wo sind aber die Fortschritte der Erziehung? In der Verstandesbildung, in den Gewerben 2c., auch in dem Schulwesen erscheinen sie allerdings groß, als Einzelnes in dem Erziehungsganzen; aber können wir denn dieses Ganze, können wir die Hauptsache rühmen? Die zunehmende Verweichlichung, die zunehmende Gewissenlosigkeit, die zunehmende Selbstsucht — und das Alles, worüber alle Welt mit jedem Tage mehr jammert, zeugt das für solche Fortschritte?'

Durch diese und manche andere Klagen und Ergebnisse, die nicht gerade erfreulich sind, ließ sich der Verf. in seinen Ansichten nicht irre machen und von seiner Wärme für pädagogisches Arbeiten nicht abhalten; der Glaube, ohne welchen es gar keine Erziehung, ohne welchen es kein wahres Leben für uns gäbe, richtete ihn auf; die Hand der ewig waltenden Vorsehung ließ ihn auf eine Verbesserung des Menschengeschlechtes mittelst der Erziehung hoffen, welche aber einer Verbesserung bedürfte, um zu den erhabenen Zwecken derselben führen zu können. Schon die verschiedenen, oft völlig begründeten, Klagen beweisen, daß die bisherige Erziehung nicht die rechte war; den eigentlichen Grund hiervon und zugleich das Bedürfniß einer gewissen Reform, entwickelt er in vorliegendem Buche. Wegen der vielen Halbheiten, welche gerade in der Erziehung oft schlimmer sind, als gänzliche Unthätigkeit, und wegen des Mangels an demjenigen, was zur Vollständigkeit jener gehört, mußte sie bald mehr bald weniger gelingen: 'Soll sie nun nichts Halbes und Zerstückeltes seyn,

so muß sie das Lebensganze umfassen, d. h. Alles im Innern des Menschen, Alles in seinem Verkehre mit der Außenwelt, darf also keine Lebensperiode von der andern los reißen. Aus einer schlechten Jugend geht keine Volkskraft hervor, und auf ein auch durch das mittlere Alter schlecht geführtes Leben kann nur Dämmerheit und Armut der Seele im Greisenalter erfolgen. Dagegen erscheint im heitern Abend das Dämmerlicht der Kindheit wieder als Ankündigung von einem höheren Morgen. Hat dieses Ganze die Erziehung nicht beachtet, so bleibt sie auch in einzelnen Puncten mangelhaft und leidet an Gebrechen, die das Gute, welches sie bezweckt, nicht aufkommen lassen. Diese Gebrechen und Mängel zu erkennen, daran steht jetzt die Entwicklung der Erziehungsidee und darauf soll dieses Buch hinweisen.

Auf eine würdige und kräftige Weise begegnet der Verf. denen, die mit vornehmer oder verbrießlicher Miene gegen die Erziehung ab sprechen, und veröffentlicht seine in höheren und niederen Kreisen gemachte Erfahrung, daß unter den vielen Vätern, Müttern und Lehrern, die doch auf Bildung Anspruch machen, nur wenige gefunden werden, welche sich nach Belehrung über ihre große Aufgabe umsehen. Es sey Gewissenssache, und daß diese besser wie bisher als solche erkannt werde, daß sey das Nächste, was dringend zur Verbesserung der Erziehung gefordert werde. — Der Zeitgeist habe dafür freylich kein Ohr. Gegen diesen kämpfte der Verf. in allen seinen Schriften. Ohne das Gute zu verkennen, daß er auch hat, hielt er ihn zu jeder Zeit für einen schlechten, in sofern er nur das habe, was heute komme und morgen gehe; was jetzt glänze und in einer Stunde verglommen sey; was am

Abend schmücke und bald mit allen Flittern der Eitelkeit dahin fliege.

Dieser Kampf erschien ihm in unseren Tagen um so wichtiger für das Ganze der Erziehung, je mehr Zeitblätter in dem Frohndienste jenes Geistes der Zeit stehen, und je frecher man nach einer gewissen politischen Farbe über die Schriften derjenigen aburtheilt, welche das Gute, das sich in unserer Zeit weiter entwickeln will, gegen den verpestenden Hauch nach Kräften zu schützen, jenes Gute mehr zu befördern und das heranwachsende Geschlecht, welches dem Schwindelgeiste preis gegeben wird, ja, welcher nahe daran ist, schon die Schulknaben zu emancipieren, gegen Unglück zu schützen streben. Zu diesen gehörte vorzüglich der Verf., der, vom Standpunkte des Christenthums ausgehend, dieses als eine lebendige Kraft, nicht als ein todttes Lehrsystem, betrachtete und von dieser Lebenskraft die wahre Erziehung ausgehen ließ. Diese Ansicht wurde zwar hier und da bekämpft; man bemerkte, der Verf. bleibe unbeweglich auf seinem Punkte stehen, sey altgläubig u. dgl.; allein Ref. kann solche Schwächer nur belächeln und in ihren Schwindeleien nur bedauern, da sie ihre Kurzsichtigkeit und Unkenntniß zur Schau tragen und an ihrem eigenen Innern, an ihren religiösen Gesinnungen nicht selten zu Verräthern werden. Richtig sagt der Verf., daß man jetzt mehr reche und weniger bete, woraus Ref. die meisten üblen Folgen der heutigen Erziehung und des Unterrichtes ableitet.

Erziehung strebte dem Verf. zur Bildung der Menschheit wie in der Gesammtheit, so im Individuum; das Christenthum galt ihm als das

einziges Heilmittel der Menschheit; die göttliche Vorsehung sah er als Erziehung des Menschengeschlechts an, und dehnte ihren Begriff auf die in uns eingehende, bildende Wirksamkeit bis zum Ziele der Lebensbahn aus, woraus sich ihm zwey einerseits als einander entgegen gesetzte, andererseits als einander zur vollständigen Erziehungs-idee ergänzenden, in der Theorie und Praxis genau zu betrachtenden Begriffe, die Fremderziehung und die Selbsterziehung ergaben. Die erstere läßt sich wohl nicht angemessener bezeichnen, und letztere ist so alt als jeder Gedanke an Weisheits- oder Klugheitslehren. Alle Darstellungen von der frühesten bis auf unsere Zeit, vor Allem die in der Erziehungsgeschichte vom Verf. ausgeführte Idee der Erziehung als 'die durch ihre Individuen hindurch aus sich selbst ihr Göttliches und unter Gottes Wahrung entwickelnde Menschheit' beweisen eine Selbsterziehung. Der Verf. hielt den Begriff einer durch das ganze Leben fortgehenden Erziehung stets vor Augen, und hat denselben besonders schön in zwey französischen Werken, in dem von Madame Necker v. Saussane, wovon nach des Refer. Wissen erst 2 Bde erschienen, die bis zum 14. Lebensjahre gehen, also die Selbsterziehung noch nicht berühren, und in dem von Degerando, der bloß die Selbsterziehung bespricht, berücksichtigt gefunden.

Da er die Selbsterziehung nur als einen ergänzenden Theil seiner obigen Hauptidee betrachtete, und keine für sich bestehende Belehrung über die Lebenskunst geben wollte, so würde er die letztere französische Schrift nur in so weit benutzt haben, als er ihren Verf. über den Gegenstand selbst hätte sprechen lassen; allein sie kam ihm

erst nach Beendigung seiner Arbeit zur Hand, weswegen er bedauert, sie nicht vorher gelesen zu haben. Er trifft mit dem ehrwürdigen französischen Gelehrten in den meisten Punkten zusammen und weicht nur in einigen unbedeutenden Punkten von ihm ab. In der Vorrede hebt er einige schöne Gedanken der Schrift aus, welche auf ihr Princip, 'Vereinigung der Liebe zum Guten mit der Herrschaft über sich selbst', auf die hieraus sich entwickelnde Größe und Reinheit der Seele, Würde des Characters und innerer Friede, hiermit Harmonie aller Kräfte und eines wohl geordneten innern Lebens, welche im Aeußeren gleich wie der Umriss in dem Gemählde darstelle, und auf das Streben des Menschen nach dieser Vollkommenheit, wozu das Gewissen antreibe, welche die Religion steigern und wodurch diese gesteigert werde, sich beziehen. Man muß die Gedanken im Buche lesen, den gemüthlichen Character von Schwarz gekannt haben und sich in die Lage desselben versetzen, um sie nach ihrem ganzen Gewichte beurtheilen zu können.

Der gelehrte Abbé geht ganz in des Verfs Idee ein; er schildert die ganze Lebensweise als solche, die zugleich Selbsterziehung ist; das ganze Werk durchdringt der schöne Gedanke, daß die Religion die große Erzieherin der Menschheit sey, indem sie in die innersten Seelenkräfte eindringe, sie ernähre, entwickle, regele und übe, somit sie alle zugleich und harmonisch cultiviere; sie sey es, welche jene beiden großen moralischen Kräfte, die Liebe zum Guten und die Herrschaft über sich selbst, so wie auch alle untergeordnete Mittel mächtig unterstütze, welche so wohl die Gesellschaft als das Individuum erziehe, ohne welche

das Leben kein Ziel hätte, und es also keine Erziehung gäbe. Aufgabe unserer Zeit im Besonderen sey es, die völlige Uebereinstimmung der wahren Religion mit der wahren Philosophie ins Licht zu setzen. Diese und viele andere Gedanken stimmen mit denen von Schwarz völlig überein; sie finden sich daher auch in seiner Schrift nur mit anderen Worten. Durch das Gefühl der zärtlichen Jugendliebe entsteht ihr der wahre Bildner; durch den Einfluß Anderer auf die Morgenröthe unseres Lebens läßt sie auf die ganze Folgezeit wirken, wenn wir mitzuwirken verstehen, und die im Alter erworbenen Tugenden den Keim einer neuen Jugend seyn; ihr gibt es eine Jugend des Herzens, die sich bis zum Grabe erhält; sie läßt den Egoismus erfahren, wie sich das, was er gesammelt, mit den Jahren aufzehrt, und wie das hinschwindet, was er gehofft und veranschaulicht, wie die Liebe zum Guten, von Lebensunschuld und Seelenreinheit geschützt, auch unter dem Eise des Alters ihre Wärme wieder findet, von dem Reichthume, den sie gewonnen, noch bis zuletzt ausgießt und so die Vorbereitung zu ihrer neuen und herrlichen Stufe, wie durch einen Triumph feyert.

In dieser Schrift veröffentlicht der Verf. fast sein ganzes inneres Leben, seine Seelenruhe, seine Frömmigkeit, seinen ganzen edlen und erhabenen Character; an ihm erkennt man aus ihr, wie jeder Mensch auch in der letzten Lebensperiode, in jedem Momente, sich bereichern und verbessern kann; wie die Erziehung so lange fortgeht, als es noch eine Zukunft für den Menschen gibt; wie auf der Bahn der Vervollkommnung als Ende ihm nur die Zeit, nicht aber das Ziel gesetzt ist; wie es Menschen gibt, welchen der

letzte Tag ihres Lebens ihr schönster wird. Er zeigt, wie die Menschen in allen Lebensverhältnissen so wenig wissen, was zu ihrem Frieden dient, wie es im Leben fast immer nur auf eine trübende Stimmung hinaus geht, die dann immer bitterer macht, wie das Leben der meisten Menschen von außen gedrückt ist und gar viele sich selbst es verkümmern; wie dieses aber nicht der Fall wäre, wenn die Erziehung eine christliche wäre, weil sie die tiefste Lebenskraft erweckt: Gerade dieses möchte er allen Eltern eben so warm und ernst als möglichst tief ins Herz legen; er möchte allen denen, welche suchen und nicht finden, auf den rechten Weg helfen, und sie an den weisen Erzieher der Menschheit, zu Gott, hinführen.

Diese Gefühle und Gedanken mußte Refer. voraus schicken, um den Leser dieser Anzeige auf den rechten Standpunct zu erheben, von welchem es ihm leichter möglich wird, den Geist der Schrift zu erkennen, die Ideen, welche durchgeführt sind, zu erfassen, und den Werth jener richtig und genau zu beurtheilen; um das Leben, nicht als ein durch Abstraction und Reflection erfonnenes, sondern in seiner Wahrheit so zu begreifen, wie es der Erziehung vorliegen soll, und um denselben recht begreiflich zu machen, unter welchen besonderen Ideen und Gedanken die Selbsterziehung, das Leben in der Blüthe, von dem Verf. dargestellt und versinnlicht ist.

Zugleich ersieht man aus diesen Mittheilungen, daß es der Verf. auf keine systematische Anordnung abgesehen hatte, aber doch das Ganze in einem solchen Ideengange den Lesern vor die Seele führt, daß er leicht in den Stand gesetzt

wird, das Einzelne, das aus dem Leben entnommen wurde, zu einem Ganzen, worin das Ziel deutlich erscheine, zweckmäßig zusammen zu stellen. Zur Erreichung dieses Zweckes und dieser umfassenden Belehrung wählte er vier Abtheilungen und die Form von Gesprächen zwischen greisen Männern und Jünglingen, welche ihre Ansichten von dem Leben mittheilen und dafür allseitige Belehrungen von den alten Freunden empfangen, wie sich aus der Schlußstelle der Schrift kurz ergibt, welche heißt: 'Da (bey den Freuden des gemüthlichen Kindes am Christfeste), Freunde, sehen wir die schönste Lebensblüthe in der Kindheit; da spricht dann etwas in unserer Seele: Werdet wie die Kinder! und da fühlen auch wir uns selig, denn wir leben ja schon im Himmelreiche, und die Sehnsucht blickt in die höhere Lichtwelt hinauf. — Nun so sey es uns jungen Leuten denn vergönnt, fiel der jüngste ein, das Wort zu wiederholen, das einst der Oheim zu uns sprach, als er uns die Meinung benahm, daß in uns Jünglingen das Leben in seiner vollsten Blüthe sey. Wir haben es wohl bedacht, verehrter Oheim, und sind nun eines Besseren belehrt, wahrhaft eines Besseren, denn wir sehen es ja in den ehrwürdigen Männern, die dem Greisenalter nahen, in einer herrlickern Blüthe vor uns. Ja, wir wollen sie auch in uns verschließen nach Eurem Vorbilde.' — Wohl denn! 'erwiderten die Alten; und alle fühlten, daß ein solches Leben nicht bloß der Erde angehöre.'

Wegen der Gesprächsform lassen sich nicht wohl einzelne Gedanken als vorzüglich wichtig heraus heben; Ref. versucht es daher, nach des Verfs, meistens eigenen, Worten die in den vier Ab-

theilungen besprochenen und meistens in philosophischen oder theologischen Darstellungen mitgetheilten Ideen zu verständlichen und aus dem Ganzen heraus zu heben. Die erste Abtheilung (S. 3 — 114) hat im Allgemeinen das sittliche Leben zum Gegenstande und zerfällt in drey Hauptgedanken; in dem ersten (S. 3 — 37) besprechen jugendliche Freunde das Leben in seiner sittlichen Gestalt, machen aber gar manche Extreme jugendlicher und sonst einseitiger Ansichten, besonders aus unsrerer Zeit, geltend, und werden von den alten Freunden auf das wahre Princip zurück gewiesen, indem manche Grundsätze aufgestellt, ihrer Seele vorgeführt und ihnen veranschaulicht werden, woraus sie unter andern ersehen, daß z. B. ein System ein wahres Begriffsgespinnst ist, wenn es nicht aus dem sittlichen Leben hervor gegangen; daß da kein Philosoph helfen kann, wo kein Gottesmann half; daß die heilige Religion selbst ein todter Buchstabe ist, wenn der Geist fehlt, der des Menschen Herz zur Anbetung Gottes erhebt, und die frommen Sentenzen es nicht ausmachen; daß, wenn der Lebenshauch, der den ganzen innern Menschen durchdringen soll, nicht von Oben kommt und nach Oben geht, auch die Andacht erheuchelt ist, und noch nie die Form einen wahren Glaubensjünger geschaffen hat.

‘Wollt Ihr’, heißt es S. 33, die Menschen kennen lernen, so lernt Euch selbst kennen; ich sage nicht: Euch selbst vorerst, denn das geht nicht, weil der Blick erst nach Außen geht, ehe er in das Innere einkehrt, und die Kenntniß unserer selbst mit der Kenntniß Anderer gegenseitig bedingt ist; und je mehr Ihr Euch selbst kennen lernt, desto tiefer durchschaut ihr Andere.

Wer sich selbst nicht kennt, kennt auch seinen Nächsten nicht. Wer Mißfallen an einem Andern hat, frage vorerst bey sich nach, ob er mit sich zufrieden sey, und dann wird er den rechten Grund in dem Andern auffinden können. Nur durch die Selbstverläugnung geht der Weg zur Menschenfreundschaft. Je reichere Schätze Ihr in Euch selbst besitzet, desto neidloser laßt Ihr sie auch anderen zufließen; ist Eure Seele gereinigt, so wird sie ein Spiegel, worin Ihr das Gute aller der Seelen erklicket, welche in Eure Nähe kommen. Seht, liebe Jünglinge, das sind so Regeln in Euer Wanderbüchlein für Euer Eintreten in die menschliche Gesellschaft. Fast wäre ich versucht, Euch noch eine ganze Reihe hinein zu schreiben, aber hiermit genug, denn wir wollen von unserm Hauptpuncte nicht abkommen. Also Eure verschiedenen Ansichten über das Sittliche und doch das Gemeinsame darin, das war es ja, worüber ich Euch noch meine Meinung sagen sollte.' Diese Erörterung geschieht mittelst Hinweisung auf den Standpunct eines jeden der jungen Freunde, und auf den höchsten Standpunct, der nicht in den abstracten Begriffen, Freyheit, Erkenntniß und Glaube, sondern in ihrem Lebenspuncte, in dem Gewissen, gegeben sey; weil, wenn dieses nicht der Fall wäre, es nirgends Vereinigung in der Wahrheit gäbe; diese gibt es aber gewiß.

Im zwoyten Abschnitte (S. 44 — 72) kommen drey alte Freunde zusammen, der Oheim, ein Deutscher, ein französischer Abbé, der sich durch alle Revolutionen in seiner Freyheit erhalten hatte, aber oft in Trauer versunken war über seine Nation wegen der schrecklichen Ausbrüche der Leidenschaften und verfehlten Richtun-

gen, der in ungestörter Abendstille die classischen Schriften alter und neuer Zeit las; in den Geschichtsbüchern lebte; als wohlhabender Mann verständig wohlthätig war; durch Fenelons Geist seine Frömmigkeit unter allen Anfechtungen des Zeitgeistes und seine Zuversicht für ein Besserwerden der Menschheit fest erhalten hatte, und dem geistlosen Bigotismus eben so gram war, als den Bestrebungen, durch den Jesuitismus und andere unzweckmäßige Maßregeln die entschwundene Religion wieder herbey zu rufen; dann ein Engländer, der viele Länder und Menschen gesehen, sich als Menschenfreund bewährt, Afrika von mehreren Seiten her besucht, die Länder der Turkey, Hochasien, Persien, Nord- und Südamerika bereist, die Völker nach ihren Sitten kennenn gelernt hatte und aus den vereinigten Staaten unmittelbar nach Deutschland gekommen war, wo er nun die Schätze seiner Völkerkenntniß Menschenfreunden mittheilen, und auf seiner reichen Insel zu heilsamen Vorschlägen verarbeiten wollte. Er hatte unter allen Völkern, die er besucht, das Characteristische mit geübtem Blicke heraus zu finden gewußt, sein Augenmerk besonders auf den tieferen Grund des Religiösen und Sittlichen gerichtet und den Grundsatz, sich nach den Sitten der Bewohner, zu welchen seine Reisen ihn führten, zu verhalten, verständig und wohlwollend befolgt.

Diese Männer läßt nun der Verf. das Ethische, Politische und Christliche in seiner Verbindung betrachten, und zur besseren Einsicht von mehreren Seiten zugleich einige Lehrer aus verschiedenen gebildeten Nationen, z. B. Montesquieu, Ferguson und einige Andere, ihre Ansichten mittheilen. Der Abbé theilt in einer Ue-

berficht das Moralifche mit, welches die Gefezgebung mit zu ihrer Aufgabe haben mülfe, in feiner Verflechtung mit dem Ganzen; dem Engländer legt der Verf. Fergufon's Grundsätze der Moral und Politik zc. in den Mund, und den Dheim läßt er feine Grundsätze als Deutschen über den Gegenstand ausfprechen, d. h. der Vf. veranschaulicht die Verbindung des Ethischen, Politischen und Christlichen; läßt die drey Nationen, welche die alten Männer repräsentieren, darin überein stimmen, daß das Heil einer jeden im sittlichen Leben bestehe, daß jede dieses Heil nach der Eigenthümlichkeit ihres Volkes möglichst zu bezwecken sucht, daß wohl Verschiedenheiten vorkommen, daß Frankreich das eheliche und elterliche Verhältniß nicht heilig genug halte; England zu wenig für die Bildung der Jugend thue, daß aber von den Gesezgebern beider aufgeklärten Nationen gerade das verfügt sey, und fortwährend verfügt werde, was an der Zeit sey und was der Genius des Volkes in dieser Zeitentwicklung verlange, um die Versittlichung zu fördern; daß die Deutschen, mehr an ein abstractes Denken gewöhnt, ihre Urtheile gern an allgemeine Formen, als Richtung zu einem sittlichen Leben befestigen, und auf diesem ruhigen Denkwege das Bedürfniß einer von der Ideologie in die Lebensweisheit hinüber führende Brücke einsehen; daß die feste Naturart des Briten auch an dem Bestehenden festhält, und daher dem Conservatismus zugethan ist; daß die lebhafteste Naturart des Franzosen auch einen Wechsel in den Lebensreizen liebt und in der Bewegung ihr Heil sucht, und die ruhige Naturart des Deutschen lebenvolle Empfänglichkeit mit tiefem Ernst vereinigt, wohl leicht aufgereggt, aber ihr

Eifer erst durch ein Bedenken zum Handeln gebracht wird, und ihr Gedeihen ein gemüthliches Leben ist: Daß endlich Alle von einer vom heiligen Willen kommenden innern Stimme aufgerufen sich in der sittlichen Triebfeder vereinigen sollten. Man muß die Darstellungen wiederholt lesen, um sich in das Wesen derselben so recht hinein zu denken und in denselben Gedanken zu fühlen.

Im dritten Abschnitte (S. 74 — 109) bestimmt der Verf. den Begriff der Sittlichkeit für das Leben des Einzelnen in der Gesamtheit. Er beherrscht als Oheim auch hier die Darstellungen, indem er das zusammen stellt, was bisher besprochen wurde, und den jungen Freunden seine Idee über das sittliche Leben vorträgt. Da er die positive Christusreligion zur Grundlage aller theologischen und pädagogischen Studien gemacht hatte, so entwickelt er schöne in die Sittenlehre eingehende Gedanken; läßt diese das sittliche Leben in allen seinen Beziehungen begreifen, das Sittliche durch das Gesammtleben der Menschheit hindurch sich bewegen und keine Sittlichkeit bestehen, worin irgend ein Mensch sich so erkennen oder fühlen dürfe, als sey er bloß für sich da, sondern fordert, daß derselbe in jedem Puncte, in jeder Pflicht, worin er sich selbst zum Gegenstande haben solle, sich selbst zugleich als der Gesamtheit angehörig betrachten und bestimmen müsse, welches der Gemeingeist in höherem Sinne sey.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

E s t t i n g s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 27. October 1838.

L e i p z i g.

Fortsetzung der Anzeige: Das Leben in seiner
Blüte. Von F. H. Ch. Schwarz.

Ref. hebt nur die Grundsätze heraus, worauf
sich nach seiner Ansicht die Erörterungen zurück
führen lassen, und bemerkt, daß der Verf. für
den Gesetzgeber und Volksbildner eine tiefe Kennt-
niß des sittlichen Lebens nothwendig macht; die
Geistesbahn keine Eisenbahn seyn und das Gei-
stesleben nicht durch Dämpfe treiben läßt; daß
ihm das Gesamtleben ein Leben in der Sitte
und im Gemeinfinne ist, und für die Sittlichkeit
des einzelnen Menschen mehr auf sich hat, als
die Lehrer der Moral zu bedenken scheinen; daß
ihm keiner, der sich als vom Ganzen los gerissen
für sich hinstellt, ein sittlicher Mensch ist und das
Sittliche des Menschen weder in der einen noch
in der anderen der beiden Richtungen, wornach
man in dunkelhaftem Pietismus oder verstandes-
stolzem Rationalismus zc. das Sittliche sucht,
einseitig, sondern vielmehr in der Vereinigung
des Einzelnen mit dem Gesamtleben und zwar

in einer solchen, in welcher jeder sein wahres Selbst gewinnt, bestehen läßt; daß ohne Gewissenhaftigkeit keine wahre Klugheit und umgekehrt besteht; daß die Sittlichkeit ihm weit mehr ist, als das, was man so gewöhnlich Moral nennt, und so wenig wie letztere mit der bloßen Rechtlichkeit und Rechtschaffenheit sich begnügt, sondern auch in jener Gesinnung besteht, welche alles innere und äußere Seyn durchdringt und als Tugendkraft sich fortwährend dem Urbilde anzunähern strebt, hierin aber das Leben des Einzelnen ganz in das Reich der Liebe erhebt.

Den jungen Theologen, Philosophen und Politikern, in deren Ansichten er die verschiedenen Richtungen sich aussprechen ließ, die er hier in Eins zusammen zieht und auf unantastbare Grundsätze zurück führt, belehrt er als welterfahrener Mann: denn den Philosophen läßt er fragen, wie man den ersten Grund begreife, aus welchem sich die Denkhätigkeit für die Reinigung des Geschmacks, für die Erhebung des Gemüthes, für die Berklärung des Geistes und für die Versittlichung des ganzen innern Menschen begreifen lasse, aus welcher sich der Geist hierzu angetrieben fühle; den Theologen läßt er dieses, d. h. den Grund des wahrhaft Sittlichen, in dem Worte Gottes, das vorerst in dem Gewissen spricht, aber zu jener reineren Quelle alles Wahren und Guten hintreibt, in der Liebe zum Lichte, welche dann das Licht von Oben empfängt, und in der Wirkung des heiligen Geistes in dem ganzen innern Leben des Menschen, also auch in seiner Denkhätigkeit finden und dem Politiker, der sich am wenigsten in den Ideengang finden konnte, und voreilig meinte, das mache sich alles von selbst, wenn man nur den Menschen in seine Freyheit setze, bringt er von letzterer einen

besseren Begriff bey, führt ihn von der äußern zur innern Freyheit zurück und läßt ihn das Un-
sittliche und Unvernünftige in dem demagogischen
Treiben einsehen. Er legt ihm den Unterschied
einer idealisierten von der wirklichen Menschen-
welt warnend vor, belehrt ihn über den rechten
Nutzen der Ideale, und läßt ihn weit tiefer als
früher begreifen, wie die wahre Theorie mit der
Praxis sich vereinige, ihn daher tiefer über das
bürgerliche Leben nachdenken, als daß er noch sei-
nem früheren Schwindelgeiste huldigen konnte.

Durch die Art der Darstellung bezweckt der
Verfasser zugleich, wie man den Jüngling leiten
müsse; wobey die Freundschaft hauptsächlich wir-
ken muß; wie er mittelst der Beyspiele zu besse-
ren Gedanken und Ansichten gebracht wird, also
von seinen Verirrungen zurück kommen kann,
wenn die geschickte Hand des bedächtigen Freun-
des ihn leitet, ohne die Eigenthümlichkeit zu ver-
lieren. Durch den geheimen Unwillen, womit
jeder der jungen Freunde nach seiner Art in sei-
nen Meinungen erschüttert wurde, und sich viel-
leicht hätte widersetzen mögen, wenn die Festig-
keit der Charactere nicht durch etwas Besseres
als die Selbstsucht wäre geleitet worden, wenn
sie nicht vielmehr ihren Sinn für das Gute und
Wahre verstärkt hätten, und durch diese Einsicht
läßt er Alles in die Selbsterziehung übergehen
und sie erkennen, wie es die Lebensaufgabe eines
jeden Menschen seyn müsse, daß er seine beson-
dere Bestimmung, die ihm Gott zugleich in dem
Gesamtleben und in seiner Persönlichkeit ange-
wiesen, erfülle, und hierin auf seiner Lebensbahn
fortschreite, woraus ein deutlicher und umfassen-
der Begriff von dem sittlichen Leben als schönster
Gewinn für den Jüngling hervor geht. Durch
diese Führung läßt er den Jünglingen es klar

werden, was sie von Kindheit auf im Herzen getragen; läßt sie reiner von dem überzeugt werden, was ihnen die göttliche Stimme in ihrem Gewissen sagte, und was bisher zu sehr durch ihre selbstischen Meinungen theils verdunkelt, theils irre geleitet war. In dieser Einsicht der Jünglinge läßt er die Knospen von jener höhern Lebensblüthe liegen, in deren Geist sich entfalten und sie selbst tiefer in die christliche Erkenntniß eingeweiht werden. Er entläßt seine Jünglinge, nachdem er sie bey dem Abschiedstage auf eine Anhöhe, wo die Landschaft in den ersten Strahlen der Sonne offen vor ihnen lag, begleitet hatte, mit den Worten:

‘Hier scheiden wir, aber wir trennen uns nicht. Es waren schöne Frühlingstage, die uns Gott gewährte. Da seht ihr, wie die Natur noch in ihrer Jugendfülle uns umgibt; wenn Ihr wieder kommt, dann sind die Früchte der Felder geerntet, und dann bietet noch der Baum und Weinstock seine köstlichen Gaben dar; aber auch durch den Winter geht das Leben zum neuen Frühling hindurch: Lebt wohl, meine Söhne! Auf frohes Wiedersehen!’

In der zweyten Abtheilung wird das sittliche Leben in das christliche herauf gezogen, und diese Idee in fünf Hauptgedanken durchgeführt. Der Verf. bringt durch eine göttliche Fügung die drey alten und die drey jungen Freunde wieder zusammen, läßt den Philosophen an dem Lebensworte ‘Wahrheit in Liebe’ sich freuen; den Politiker wünschen, noch weiter die Anwendung der früher entwickelten ethischen Grundsätze auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu hören, und den Theologen bitten, die Betrachtungen nun da fortzusetzen, wohin sie geführt, über das Heiligste der Menschheit, über die Blüthe des Lebens im

Christenthume. Den Dheim selbst läßt er die alten Freunde mit Erfrischungen aus seinem Garten empfangen, den Abbé gut gestimmt über den in Frankreich jüngst erwachenden frommen Geist und den Engländer mit frohen Hoffnungen zur Unterhaltung kommen, in welcher weder Tories noch Whigs waren; weder Reden der Eitelkeit statt hatten, noch rechthaberisch und zankend gesprochen wurde, sondern einer für die Erkenntniß der anderen und jeder Christ war.

Die erste Nebenidee (S. 115—132) betrifft natürlich die Kirche, als göttliche Anstalt und ihre Verwirklichung in der menschlichen Geschichte, mithin auch die Reformen und Parteyungen in derselben. Die Aufgabe, welche dieser Erörterung zum Grunde liegt, läßt er den Abbé lösen, welcher seinem Vortrage die Bitte voraus schickt, ihn da unbedenklich zu unterbrechen, wo man etwas unmittelbar zu berichtigen fände, indem sein Herz voll sey und er vielleicht zu lange von seinem Vaterlande rede. Er geht geschichtlich zu Werke, zeigt, daß kein Voltaire vermochte, die Glaubenskraft ganz zu überwältigen; daß sie Fenelon und Pascal noch fortwährend stärken, daß da, wo Fanatismus ausbreche, doch ein tieferes Gefühl zum Grunde liege; daß religiöses Gefühl in der lebhaften französischen Nation immer in warmer Bewegung vorhanden gewesen, wie das Mittelalter mit seiner Ritterzeit, die Ausbreitung der Benedictiner, die Höhenpunkte der theologischen Studien an der Universität zu Paris, als Mutter der deutschen Universitäten, beweisen, und daß in ihr ein heiliger Fonds christlicher Frömmigkeit vorhanden sey. Den Grund des Unheiles, der Abnahme und Verfälschung dieses heiligen Gutes läßt der Verf. den jungen Theologen darin finden, daß Frankreich

die Reformation nicht angenommen, und ihn den Abbé hiermit unterbrechen, welcher jenem theilweise beystimmt, und namentlich in der Bigoterie, im St. Simonismus und anderen traurigen Zerrbildern einer verrückten Sehnsucht manches findet, was Tadel verdient und eine Richtung zum evangelischen Christenthume bedurft hätte, das auch in der katholischen Kirche leben sollte; aber er gibt ihm auch nicht ganz recht und fährt in seiner Relation fort, bis ihn der junge Philosoph und Politiker unterbrechen. Er beseitigt die Einwände und bemerkt, daß allen Menschen geholfen werden solle, allen die Erkenntniß der Wahrheit offen stehen möge, daß die Kirche der von Gott für alle Erdenvölker erlaubte Tempel, ihnen ein Welterlöser, ein Opfer für die Sünden der Welt geworden sey.

Offen und fromm läßt ihn der Verf. bekennen, daß Ein Geist der Heiligung, welcher in seiner Kirche fortwirke, um die Menschen zu Kindern unsers himmlischen Vaters umzubilden, und dieses Glaubensbekenntniß es sey, in welchem Alle sich vereinigen, die sich mit vollem Rechte Christen nennen, und mit wahren Bekenntnisse der Kirche angehören, und daß Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit — eben jenes Bekenntniß kurz gefaßt es sey, in welchem sich Alle vereinigen, welche die Kirche Christi als die Ihrigen anerkennen muß; daß dieser Glaube der Kirche ihre Gestalt gebe, die sie von allen anderen Religionsgesellschaften unterscheide, und so wie das Vernunftwesen auf der Erde nur in der Menschengestalt erscheinen konnte, so gebe jenes Grundwesen der Kirche ihr auch die bleibende Grundform; nur sey sie als ein Geistesleben in ihrem Werden und Wachsen begriffen; in beiden Kirchen seyen noch manche Mängel auszu-

bessern, vielleicht hier und da ein Grundübel aus-
 zutilgen, und manches Hemmniß aus dem Wege
 zu schaffen. Der Geist sey das Bleibende unter
 allen Veränderungen der Kirche; dieser leuchte
 durch ihre verschiedenen Formen hindurch, wes-
 wegen alle Zungen fort und fort bekennen müß-
 ten, daß Jesus Christus der Herr sey, und die-
 ser Christenglaube gewinne in der Betrachtung
 der Kirchengeschichte täglich mehr an Festigkeit.
 So müsse sich der Geist des Christenthums in der
 Kirche aussprechen.

Dieses Zugestehen eines strengen Katholiken
 wird allerdings manchen Anstoß finden, und selbst
 einen der jungen Freunde läßt der Verf. dem
 Katholicismus des Abbé nicht recht trauen, den
 andern läßt er ein verstecktes Hinüberziehen zur
 katholischen Kirche darin finden, aber den rein
 bewährten Character des Greises jeden Argwohn
 unterdrücken und den Philosophen Erläuterung
 über das Verhältniß der Idealität der Kirche zu
 ihrer Realität wünschen, weil er, obwohl sie rich-
 tig gefaßt sey, nicht klar ersehe, wie sie in dem
 Staate bestehe und in der Volksitte lebe. Aus
 dem christfreundlichen und offenen Aussprechen
 des Abbé und jungen evangelischen Theologen,
 wobey die historischen Momente zum deutlicheren
 Erkennen jener Identität dienen, geht eine neue
 Richtschnur für die Selbsterziehung und ein neuer
 Beweis hervor für die Kraft der freundschaftlichen
 Leitung während jener. Wird auch ein sorgfäl-
 tiges und angestregtes Studium der Darstellun-
 gen und eine genaue Kenntniß der Kirchenges-
 chichte erfordert, so wird der Leser doch bald in
 den Character des Ganzen eindringen, und nur
 als strenger Katholik oder als wegwerfender Pro-
 testant wird er gegen die Ansichten viele Einwen-

dungen machen und sie in philosophische Speculationen verwickeln; allein ruhig und besonnen erwogen bleibt stets die Wahrheit in Liebe die schöne Idee der Darstellungen.

Im zweyten Abschnitte (S. 133—154) läßt der Verf. den britischen Freund den Staat in seinem Verhältnisse zur Kirche, als einen christlichen gedacht, darstellen, ihn zeigen, wie sehr im britischen Reiche Clerus und Laien getrennt sind, der Volksunterricht vernachlässigt ist, das meiste Kirchengut dem Clerus so zugetheilt ist, daß nur Er darüber verfügen kann, wodurch jede Aenderung um so mehr erschwert wird, als der Brite zu fest bey dem Gesetze stehen bleibt, und gegen den Radicalismus überhaupt der Conservatismus zu sehr in seiner Natur liegt, und wie gewiß der Clerus später manche Rechte hingeben wird, um manche Besserungen in der Kirche, in Volksschulen u. dgl. zu erzeugen. Er läßt ihn erörtern, wie schwer es der Regierung sey, Volksschulen zu errichten, weil, wenn etwas von Religion einfließe, auch das Kirchliche nicht ganz davon zu trennen sey, und dann bey den verschiedenen Religionsparteyen Streitigkeiten entstünden, weshalb ein Unterricht in der allgemeinen Sittenlehre zc. sehr schwer anzuordnen sey. Ohne Religion könne aber keine Jugend- und Volksbildung gedeihen, mithin habe der englische Staat eine schwere Aufgabe. Kein Staat könne lange bestehen, wenn er nicht auf die Religion des Volkes rechne, daher sey die Verfassung Englands um so mehr zu loben, je enger sich der Staat mit der Kirche verbunden habe, gegen die nordamerikanischen Freystaaten, wo Staat und Kirche einander nichts angehen, außer daß die

Kirchenvereine, wie jede erlaubte Societät, in seinem Schutze stehen &c.

Die Grundsätze, ein Staat ohne Religion sey ein Blendwerk; Gottesfurcht, Geseßlichkeit, gute Sitte und Sittlichkeit seyen die Grundlage des Staates; ohne Gewissen sey der Mensch in der Gesellschaft nur schädlich; die Volkssouveränität sey eine Idee ohne Wirklichkeit; eine Garantie der Geseße, welche außerhalb der Gewissenhaftigkeit, d. h. der Religiosität, gesucht werde, eine in übersfliegenden Bildern poetisierte Gewalt des Volkes und andere philanthropische Ansichten seyen verderbliche Verblendungen; eine Emancipation der Juden schneide dem Staate die Möglichkeit ab, ein christlicher zu seyn, oder noch mehr zu werden; ein Bestehen eines Staates auf die Dauer, der als solcher keine Religion habe, sey ein Unding; das Bestehen des Rechtes in der Gesellschaft bedürfe einer inneren Macht, welche höher sey, als alle Tschelten, nämlich der Macht des Gewissens, in welcher der Mensch die Stimme des unsichtbaren Geseßgebers und Richters vernehme; diese werde aber erst dem eine heilige Macht, der ein höchstes Wesen in ihr vernehme, das sein Gott sey, und so wie sie es ihm durch seine Religion werde, so werde durch sie ihm nun auch weiter die äußere Macht geheiligt, welche zur Erhaltung und Verwaltung der Rechte diene, also die Religion den Staat heilige; in ethisch-politischer Bedeutung erscheine unter den Religionen ein großer Unterschied; die christliche sey die Religion der Wahrheit und Liebe, schliesse den Tempel der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit allen Völkern der Erde und die Herzen zur gegenseitigen Bruderliebe unter allen Menschenkindern auf; heilige die obrigkeitliche

Ordnung als Gottesverehrung, das äußere Recht durch das innere, schärfe die Gewissenhaftigkeit, rufe alle Tugenden für das gesellige Leben hervor, und mache wahrhaft frey und froh; von christlichen Völkern seyen Aufklärung, Bildung, Gesittung und Wohlstand auch auf diejenigen Völker übergegangen, die nur irgend in Berührung mit ihnen gekommen; die heilige Macht dieses Sonnenlichtes sey so groß, daß es auch schon durch die Dämmerung hindurch Leben hervor rufe; diese ihre Macht leuchte in den Herzen in jedem christlichen Staate auch darin hervor, daß in demselben die Gesetze mittelst der obrigkeitlichen Ordnung und die rechten Bürgertugenden wahrhaft leben und wirken; ein christlicher Staat sey ein ruhiger, friedlicher und wohlstehender, ein Abbild des Himmels, eine unbefiegbare Sicherung gegen Ruhestörer u. dgl. — zielen auf eine Besserung von Jünglingen, auf eine Läuterung ihrer Ansichten, auf eine Befestigung des moralischen Characters und auf eine sichere Grundlage der Selbsterziehung, und sind möglichst aufmerksam zu lesen.

Wenn der Verf. junge Leute, welche erst in das Leben hinein sehen, früher anders urtheilen ließ, als die älteren Männer, welche sich gegen sie darüber aussprechen, so leitet er den Leserblick mitunter auf das menschliche Treiben hin, um daraus selbst zu entnehmen, was die Entfremdung von der Religion und was dagegen die Wirksamkeit der christlichen in unseren Staaten für Folgen gehabt habe und menschlichem Ansehen nach künftig haben werde; und besonders auf die Einsicht hin, daß es der Natur des Jünglings nicht widersprechend ist, wenn er seiner Zeit

vom Freyheitschwindel ergriffen, nunmehr zur Vernunft und Erkenntniß des Besseren gelangt.

Eine schöne Stelle über die Kraft der Belehrung kann Ref. nicht unberührt lassen; nachdem der Verf. dem Briten die Vortheile des christlichen Staates hatte bemerklich machen lassen, läßt er ihn also fortfahren: 'Wenn man jetzt das Schreyen junger Leute vernimmt, in das sich selbst die heiseren Stimmen mancher Alten einzumischen: 'mit der christlichen Religion ist es aus, ihre Zeit ist vorbey, sie hemmt nur die Freyheit der Fortschritte — weg mit ihr' — so möchte man mit dem Erlöser beten: 'Vater vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun'; obgleich diejenigen wohl wissen, was sie wollen, die mit dem Plane einer allgemeinen Umwälzung umgehen. Denn es ist ganz folgerichtig in dem Plane des jungen Europa, zu welcher Verschwörung sich leider auch ein junges Deutschland gesellt hat, die Grundfeste des Staatenwohles, die christliche Religion, zu untergraben, damit sie untergehe, wie die Ungläubigen wähen! Mit ihr wollen sie die ganze Vergangenheit in den Abgrund stoßen, damit die neue organische Epoche beginne und' — wobey der Verf. einen der Jünglinge mit glühendem Angesichte vor die alten Männer hintreten und von dem Vortrage tief ergriffen und zur Erkenntniß gebracht, sagen läßt: 'Ich bin nicht mehr Republikaner! Es ist mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Was sich seit vorigem Frühlinge in mir bewegte, was ich schon früher in den politischen Clubs ahnete, das liegt mir jetzt hell und klar vor. Jetzt verstehe ich, worauf Aeußerungen mancher Leute hindeuteten, als sie so entfernter Weise von einem

giovine Italia sprachen — und schon halb war ich in ihren demagogischen Stricken — Väter, Brüder, verzeiht dem verirrten Jünglinge! — Hier gelobe ich Euch feyerlich, diesem Beginnen zu entsagen; ja ich würde es laut, und hätte ich das Schicksal jenes versehmten Lessing's zu fürchten, das ich nicht zu fürchten habe, denn Gott hat mich noch bewahrt, daß ich nicht in die Verbindung eingetreten bin. Aber ich gelobe Euch und mir selbst, das Recht und die Wahrheit zu lieben, der obrigkeitlichen Ordnung treu zu bleiben, ihre heilige Macht zu ehren, als Christ vor Gott zu wandeln und meiner Väter würdig zu werden, auch wo ich kann, verirrte Jünglinge zu warnen — ja ich will es!

Der Rhein sagt: 'braver junger Mann, Du hast ein Wort der edlen Ritterschaft gesprochen; wir wünschen Dir Glück. So, liebe Jugend, steigt bey Dir das Leben in seine Blüthe.' Dann läßt er den Briten die Nothwendigkeit des Christenthums zum Bestehen des Staates erörtern, ihn als ein Muster darstellen, welches auch alle nichtchristlichen anziehe, wie ja jetzt schon die muhamedanischen bemerken ließen und er auch für sie ein Segen des Friedens und Wohlstandes sey, den sie dankbar anerkennen, und ihm die irrige Meinung beseitigen, daß eine allgemeine Religion zu einer kirchlichen Verbindung fähig sey; zugleich aber diejenige begründen, wornach ein kirchlicher Verein nur in einer historisch begründeten, bestimmten Religion Bestand und Leben, und unter allen hierzu die christliche den nicht bloß relativen Vorzug habe, sie die wesentliche Religion sey, der Bestimmung des Menschen durchaus entspreche, und sie allein es auch

sey, welche die Gewissens- und Religionsfreyheit jedermann zugestehet, und allein die Religion der vollständigen Menschenliebe sey. Er läßt ihn weiter versinnlichen, daß diejenigen, welche eine Emancipation der Juden wünschten, von der Idee ausgingen, als könne der Staat auch ohne Religion bestehen; daß in deren Seele die Idee eines christlichen Staates gar nicht gekommen sey, wiewohl in ihr ein hohes Ziel der Menschheit, eine heilige Aufgabe der christlichen Religion, die Möglichkeit der Verwirklichung liege; daß die Juden hierzu noch nicht gereift seyen; daß sie, um es kurz zu bemerken, eine der christlichen Religionen annehmen müßten. Er läßt die jungen Freunde über diesen Gegenstand manche Ansichten äußern und vertheidigen und gegen ihn sprechen, und legt einem derselben zwischen den beiden anderen hitzig streitenden Jünglingen begütigende Worte in den Mund, welche damit schließen: 'Zeigen wir ihnen (den Juden) die guten Werke, das göttliche Leben, wozu wir Christen berufen sind, das ist der beste Weg auch sie zur rechten Erkenntnis zu bringen, in welcher sie den Herrn des Lebens preisen würden.'

Die Darstellungen selbst läßt er mit einem Lobe für jene begütigende Erinnerung von dem Geheimenrathe also schließen: die Erfahrung habe schon längst entschieden, wie die Fortschritte der Humanität in diesem merkwürdigen Volke allerdings von der Liebe abhingen, welche die Christen mit Recht auch diesen ihren Vaterlandsgegnossen zuwendeten, daß aber eine völlige Emancipation der Juden der Idee eines christlichen Staates widerspreche. Aus gleichen Gründen könnten unsere Staaten dann auch Muhameda-

ner, Bramaisien 2c. unter ihre gesetzgebenden und regierenden Bürger aufnehmen, und was dieses nach sich zöge, bedürfe keiner Erläuterung. Man denke nur an die Verwirrung im bürgerlichen Leben; wenn da z. B. noch der Freytag und Sonnabend als Feiertage zum Sonntage kämen; wenn da die Vielweiberey neben unseren Ehen gelten sollte! Das Christenthum werde ja von uns als das einzige Heil aller Nationen anerkannt, und wir lebten der frohen Hoffnung, daß im Verlaufe der Zeiten alle Völker der Erde in diesem Lichte ihr Heil finden würden. Die christliche Kirche verbreite dieses Licht und ihr Einfluß bilde die Staaten zu ihrer Vollkommenheit.

Im dritten Abschnitte (S. 155 — 169) läßt der Verf. den Dheim als Vorsitzer das, was bisher über Kirche und Staat besprochen worden, in Eins vereinigen, also die Idee der Einheit des kirchlichen, bürgerlichen und sittlichen Lebens in ihrer christlichen Gesammtheit durchführen. Dieses geschieht kurz und in kernhaftem Vortrage, wobey alles, was jenem Gesammtleben entgegen wirkt, z. B. mancherley Associationen, als durch das christliche Element bedingt, erörtert, und nebenbey ein Blick auf einen Abraham, wie er glaubensvoll hoffte, dann aber auf das Evangelium, wie es sich verbreitete, und auf die Christengemeinden und den Werth ihrer gottesdienstlichen Versammlungen auch für unsere Zeit geworfen wird. Am Schlusse der Erörterung findet sich der Hauptgedanke, daß die Vereinigung von Sitte und Gesetz, die aus dem Christenthume erwächst, und nur sie es ist, in welcher das erwünschte Gesammtleben für den Einzelnen, wie für das Volksganze besteht; denn das Christen-

thum und nur es allein, verbinde die Menschen in ihrem Tiefsten und Heiligsten; gewährleiste ihnen fortschreitende Bildung und beselige sie mit dem Gefühle einer über die Sichtbarkeit hinaus reichenden Gemeinschaft.' Ref. unterläßt das Herausheben besonderer Stellen über die Verbesserungen innerhalb der Kirche und Volksſitte, und bemerkt bloß, daß die Hauptgedanken der Darstellungen, gleich deutscher Treue und Anhänglichkeit an Religion und Kirche fest stehen, und in den Nebengedanken, z. B. über eine Freyheit des Gewissens und der Religionsübung; über Nothwendigkeit einer äußern Gemeinschaft, einer äußern Kirche u. dgl., noch Manches zu erörtern übrig bleibt, was theilweise in den späteren Vorträgen noch näher veranschaulicht wird.

Der vierte Abschnitt (S. 169 — 184) hat die Verwirklichung der Idee, wie ein geheiligtes Leben in dem christlichen ſtatt finden könne, zum besondern Gegenstande. Der Verfasser läßt den Dheim als Commissarius von Seiten der Staatsregierung eine Reise zu einigen kirchlichen Synoden in der Umgegend machen, in diesen die verschiedensten, oft sich widersprechenden Ansichten, aber auch gehaltvolle und wohlbegründete Meinungen ihn kennen lernen, und daraus für seine weiteren Darstellungen der Selbsterziehung, aber vorzugsweise für die Lösung seiner Aufgabe sehr zweckmäßige Erfahrungen machen. In der einen Synode vernimmt er Klagen über den Verfall des kirchlichen Lebens, weil das Pfarramt zu wenig von dem Staate unterstützt, vielmehr sein Ansehen bey jeder Gelegenheit herab gesetzt, in seinen Einkünften nicht hoch genug gestellt und dazu noch mit anderen Arbeiten überladen werde;

der Schullehrer wolle über seinen Pfarrer sehn, dem man sogar den Religionsunterricht in der Schule zumuthe zc.; aber auch gegründete Beschwerden, daß das geistliche Amt mehr zum Geschäftsmanne als zum Seelsorger gemacht werde; daß sich dieses zu wenig in die Gemeinde hinein lebe; die Gemeinde zu wenig mit vollstem Herzen für das Christenthum gewinne; zu wenig in dem Garten Gottes pflanze und um Segen von Oben bete; daß man die Schule von der Kirche zu sehr zu trennen strebe, also dem Eingange des Christenthums die Bahn trübe u. dgl. Die andere Synode sieht er würdig mit einem zum Herzen dringenden Gebete eröffnen, hört vom Pfaffenthume, Priesterthume und Papstthume sprechen, die Mutterliebe und das geistliche Amt als die beiden Elemente darstellen, durch deren Zusammenwirken das Leben der Kirche erwache; das Prophetenthum als das kirchliche Lehramt erklären, weil es dazu bestimmt sey, das kirchliche Gemeinwesen durch das göttliche Wort in der Gemeinschaft des Geistes zu erhalten. In der dritten läßt ihn der Verf. Ansichten über das rechte Verhalten des Pfarrers bey den Gefahren, die der Kirche durch separatistische Bewegungen drohen u. s. w. vernehmen. Auch eine separatistische Gemeinde läßt er ihn besuchen, und bey ihr christliche Grundsätze, Ordnungsliebe, gute Sitten und Arbeitsamkeit finden.

(Der Beschluß in einem der nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. Stück.

Den 29. October 1838.

G ö t t i n g e n.

Am 18. October entschlief an Entkräftung der ehrwürdige Senior unserer theologischen Facultät, der Oberconsistorialrath und Abt Dr David Julius Pott, Ritter des Guelfen = Ordens, in dem so eben angetretenen 79. Lebensjahre, und dem 52. seines öffentlichen Lehramtes, von denen die letzten 28. Jahre unserer Universität gewidmet waren, auf welche er 1810, nach der Aufhebung von Helmstädt, versetzt ward. Sie verliert an ihm nicht nur einen ihrer treuesten und berühmtesten Lehrer, sondern auch einen Geschäftsmann, der den ihm übertragenen Instituten mit gleichem Eifer und Geschicklichkeit vorstand.

B r e m e n.

Verlag von C. Schünemann, 1838: Geburtshülfsliche Beobachtungen und Ergebnisse gesammelt in der obstetricischen Klinik zu Halle, nebst Beschreibung der Niemeyer'schen Kopfzange und eines Kephalopelycometer von Dr D. E. Meier, Assistenten am Königl. Entbindungs = Institute d.

Universität Halle. Mit 2 Steintafeln. XVI u. 169 Seiten in Octav.

Der Verf. vorliegender Schrift hat auf eine recht verständige Art den Beweis geführt, daß zum gründlichen Studium der practischen Geburtshülfe gar nicht immer die Benützung großer, recht viele Fälle darbietender Anstalten erforderlich sey, sondern daß kleinere Institute mit mäßiger Anzahl von vorkommenden Geburten (der Vf. beobachtete in Halle in 2 Jahren 160 Geburten) vollkommen jene großen Anstalten ersetzen, so bald nur das Vorkommende auf eine so zweckmäßige und gründliche Weise benützt wird, wie es von unserm Verf. auch geschehen, dem freylich sein Verhältniß als Assistent des Instituts die beste Gelegenheit dazu geboten hat. Die Früchte seiner Beobachtungen legt er hier seinen Lesern vor, und beginnt zuerst mit der Erörterung des Mechanismus partus bey vorliegendem Kopfe. In der Mehrzahl der Fälle trat der Kopf in einer schiefen Stellung zur Geburt, wobey eins der beiden Scheitelbeine am tiefsten stand. Die schiefe Stellung behielt der Kopf bis zum Durchschneiden bey, nur ward sie, je tiefer der Kopf kam, um so geringer. In den meisten Fällen entsprach im Beckeneingange der gerade Durchmesser des Kopfs dem ersten schrägen Durchmesser des Beckens: selten schwankte er zwischen diesem und dem queren, von letzterem weiter entfernt, als von ersterem. Der Verf. fand den Kopf in dieser Stellung meistens auch schon da, wo es während der Schwangerschaft möglich war, sich Auskunft zu verschaffen. Die Lage mit dem Hinterhaupte an der linken Pfanne (erste Lage) kam am häufigsten vor; der Verf. hat auch hier das Verharren des geraden Kopfdurchmessers in den schrägen Durchmessern der Beckenhöhle und des Ausgangs beobachtet, wie auch nach der Geburt des

Kopfes die Schultern in dem schrägen Durchmesser des Ausgangs sich befanden. Abweichungen kamen wohl vor, unter diesen einmahl Stand des Kopfes im Querdurchmesser der Beckenhöhle, der sich aber noch in den schrägen drehte; auch fiel bey fünf anderen Geburten der gerade Durchmesser des Kopfes in den gleichnamigen des Ausgangs. — Nach dieser ersten Scheitellage war die so genannte dritte bey weitem die häufigste. Es stand mithin auch hier der gerade Durchmesser des Kopfes im ersten schrägen Beckendurchmesser, nur das Hinterhaupt nach rechts und hinten: im Verlaufe der Geburt erfolgte aber die Drehung desselben nach rechts vorne (zweyte Lage). — Unter 124 Kopflagen stellte sich der Kopf 115 Mahl im ersten schrägen Durchmesser zur Geburt, und darunter nur 31 Mahl mit nach hinten und rechts gerichtetem Hinterhaupte. Zu Beginn der Geburt war 8 Mahl der gerade Durchmesser des Kopfes im zweyten schrägen Durchmesser und 1 Mahl in der Conjugata. Unter den 8 Scheitellagen im zweyten schrägen Durchmesser war nur eine, wo das Hinterhaupt nach vorn und rechts lag. Der Verf. macht dabey auf Nägele's und Mamppe's Verdienste um die Darstellung des Mechanism. part. aufmerksam. Von den 31 Lagern dritter Art verwandelten sich 29 in die zweyte Lage, 2 Mahl ward aber der Kopf in der dritten Scheitellage geboren, was aber bey frühzeitigen Früchten statt fand. Dabey bestätigt der Verf. den Satz, daß die zweyte (Nägele'sche) Schädellage nicht ungünstiger sey, als die erste. Bey 7 Geburten, wo sich der Kopf in der vierten Scheitellage eingestellt hatte, erfolgte 4 Mahl die Drehung des Hinterhauptes nach vorn und links: ein Mahl fand aber auch das Gegentheil statt, nämlich der Uebergang der ersten Lage in die vierte. Dage-

gen sah der Verf. nur eine ursprünglich zweyte Scheitellage. — Diese Ergebnisse stimmen genau mit den Beobachtungen, welche auch andere über den Geburtsmechanismus bey vorliegendem Kopfe gemacht haben, überein: möchten sie dazu beitragen, daß doch endlich eine Lehre in ihrer geläuterten Form Eingang fände, eine Lehre, deren Wahrheit sich immer mehr bestätigt, und es daher wohl verdient, das ältere Fehlerhafte zu verdrängen. — II. Beckenenge bey vorliegendem Kopfe. Der Verf. hat 9 Fälle dieser Art, wo die Naturkräfte die Geburt beendigten, beobachtet. In einem Falle trat der Kopf mit seinem geraden Durchmesser in die Conjugata, und verharrte bis zur völligen Geburt in derselben, was noch dazu bey einem rhachitischen Becken von $3\frac{3}{4}$ " Conjug. geschah, mithin der allgemeinen Annahme widersprach, nur da trete der Kopf in die Conjugata, wo diese auch ein günstiges Raumverhältniß habe. Von den acht anderen Fällen stellte sich nur in einem bey Beginn der Geburt der Kopf in den Querdurchmesser des Einganges, und ward in dieser Richtung durch denselben bewegt. In vier Fällen stand er vom Anfange an im ersten schrägen Durchmesser, bey den übrigen dreym konnte nichts Genaueres ermittelt werden. Aus einer beygegebenen Tabelle geht hervor, daß bey der größten Beckenenge ($3\frac{1}{8}$ ") die Geburt am schnellsten verlief (7 Stunden). Die Geburten endeten für die Mutter alle glücklich, desto unglücklicher aber für die Kinder; drey kamen frisch und lebend zur Welt, ein Kind war schon während der Geburt abgestorben, fünf wurden scheinod geboren, und davon ward nur eins wieder belebt. Noch ist in med. forens. Hinsicht zu bemerken, daß 6 Kinder Zeichen von erlittener Gewaltthätigkeit an ihren Köpfen trugen, Quetschungen, Depressionen und Fissuren. — III.

Dynamische Störungen der Geburtsthätigkeit. Der Verf. beobachtete Uebereilungen des Gebärgeschäftes, was meistens bey kräftigen, blühenden Personen, doch auch bey leucophlegmatischen Subjecten unerwartet vorkam. Böse Folgen sah der Verf. nach diesen zu schnellen Geburten nicht; nur ein Mahl kam ein bedeutender Blutfluß vor. Häufiger kamen freylich solche Geburten vor, welche durch zu schwache oder zu seltene Wehenthätigkeit sich in die Länge zogen. Zwey Mahl wurden Gasentwickelungen aus der Gebärmutter nach erfolgter Geburt des Kindes beobachtet. In beiden Fällen schien diese Anhäufung von Gasarten einen nachtheiligen Einfluß auf den Geburtsbergang zu haben, der sich bey der einen Person in den ersten vier Geburtsperioden, bey der andern in der fünften aussprach. Beide Kinder kamen scheinend zur Welt, das eine starb. Geringe Blutflüsse vor der Ausschließung des Kindes zeigten keinen nachtheiligen Einfluß: stärkere kamen nicht vor. In einem Falle hemmte eine krampfhafte Zusammenschnürung im untern Theile des Gebärmutterkörpers die Geburt völlig. Ein Klystier von Engelb., Chamillen und Tinct. op. croc. gtt. x. wirkte günstig. Ueberhaupt wurde viel Gebrauch vom Opium gemacht, um die Wehenthätigkeit zu erregen, meist in Verbindung mit Ipecac. und Zucker zu gleichen Theilen; bey Plethora statt des Zuckers Nitrum. Die Dose des Op. $\frac{3}{8}$ — $\frac{1}{4}$ gr. alle 1 — 2 Stunden; auch erprobte es sich als ein Specific. gegen Wehenschwäche, welche in krampfhafte und rheumatischen Zuständen, oder in ererbter Anlage, oder zufälliger eigentlicher Schwäche ihren Grund hatte. Bey krampfhafte Zuständen in der fünften Geburtsperiode ward das Opium in größeren Dosen gereicht zu gr. 1 — 2. — IV. Instrumental-Operationen. Bey 21 Geburten

ward die Zange angewendet, darunter 2 Mahl bey zuletzt folgendem Kopfe. Bey drey Entbindungen lag neben dem Kopfe noch ein anderer Theil vor. Sonst waren Indicationen: räumliches Misverhältniß und Behenschwäche oder gänzlichcs Darniederliegen der Lebenskräfte. Von jenem Misverhältniß lag die Schuld 5 Mahl auf Seiten des Beckens, 1 Mahl am zu großen Kopfe und 2 Mahl an den im Becken liegenden Weichtheilen. In einem dieser Fälle machte ein in der Beckenhöhle liegender Tumor cysticus die Geburt unmöglich, sein Daseyn ward nicht erkannt, die Gebärende starb unentbunden. Bey einer andern machten Beckenenge und eine große Unnachgiebigkeit der weichen Geburtswege die Geburt zu einer der schwierigsten, welche durch die Perforation und nachmahlige Zange erst zu Ende gebracht wurde. Von den 21 Müttern starben 7, 1 an Pleuro-pneumonie, 1 an Icterus acutus, 2 an Putrescentia uteri, 1 an Peritonitis exsudativa, 1 apoplectisch an Eclampsia parturientium, 1 unentbunden an durch Perforation der Harnblase entstandener brandiger Peritonitis bey gleichzeitiger Putrescenz der Scheide und Gebärmutter. Von den Kindern wurden 12 gerettet. — V. Von den Fuß-, Steiß-, Querlagen und den gemischten Lagen. Unter den vier beobachteten Fußgeburten erfolgte nur eine am regelmäßigen Ende der Schwangerschaft. Behenpause und Zuckungen des halb gebornen Kindes machten das Lösen des einen Arms und Entwickeln des Kopfes mit der Zange nothwendig. Von 8 Steißlagen wurden nur 3 Kinder lebend erhalten. Es kamen aber auch 6 dieser Geburten in der Polyclinik vor, wo die Hebammen bis zum letzten Augenblicke warteten, wenn sie den Kopf nicht heraus befördern konnten. Drey dieser 8 Kinder waren Zwillinge Wider Erwar-

ten günstig verlief eine Steißgeburt bey einer Conjugata von $3\frac{1}{2}$ ". Die Person war schon 2 Mahl durch die Zange entbunden worden (von lebenden Kindern?). Unter den mit dem Steiße voran geborenen Kindern war nur eins nicht ausgetragen, ein 7 monatlicher, schon früher abgestorbener, Fötus. Die Mutter, 22 Jahre alt, wohl und schön gebildet, mannbar seit dem 11. Jahre, hatte innerhalb 37 Monaten vier Mahl concipiert. Sämmtliche Kinder, weiblichen Geschlechts, starben im 7. Monate ab, und wurden dann noch mehrere Wochen getragen. Bey der vierten Niederkunft ging dem Eintritte der Wehen ein mäßig starker Blutfluß vorher. Die innere Untersuchung gab in der 2. Periode kein sicheres Resultat. Wahrscheinlich lag der untere Theil des Brustkastens mit dem Ellenbogen vor. Im Muttermunde fühlte man außerdem einen scharfrandigen, weichen und völlig ebenen Körper, ein großes Stück coaguliertes Blut. Nach dem Blasensprunge lag die rechte Hüfte vor, von kleinen Theilen war nichts zu entdecken. Der Steiß kam rasch herab, jenes Blutcoagulum und die Placenta folgten schnell nach. Auch zum 5. Mahle kam die Frau wieder mit einem 7 monatlichen, abgestorbenen Kinde in der Steißlage nieder. Die übrigen 13 Querlagen wurden durch die Wendung und theilweise durch Extraction der Kinder beendigt. Nur 1 Mahl ward die Wendung auf den Kopf vorgenommen. Als Hauptursache der Querlage fand der Wf. eine zu große Menge von Fruchtwasser. In den bey weitem meisten Fällen lag eine Schulter vor, und meistens zugleich ein Arm: 1 Mahl erkannte der Wrf. den bis tief in die Beckenhöhle, ja beynahe bis zum Ausgange herab getretenen Theil für die linke untere Brustseite, was wohl in Bezug auf die Meinungen derjenigen wichtig ist, welche glauben, die Schulterlage

sey bey ausgetragenen Kindern die einzige Querlage. Im Uebrigen war der Ausgang der Wendung bey den 13 Querlagen für die Kinder ungünstig, es wurden nur 2 Kinder gerettet, beide Zwillingskinder, von denen das eine auf die Füße, das andere auf den Kopf gewendet ward, meistens waren es aber auch verspätete Fälle, wie sie freylich nicht in Gebäranstalten, wohl aber in der Privat- und Landpraxis desto häufiger vorkommen. Für die Mütter war das Resultat durchaus günstig, nur 1 starb, wahrscheinlich an Peritonitis (der Fall kam auf dem Lande vor, und der Verf. sah die Wöchnerin nicht weiter). Gemischte Lagen kamen 5 vor, bey 4 mußte künstliche Hülfe eintreten. Zwey Mahl wurden die im Muttermunde fühlbaren Füße angezogen, und der Kopf in die Höhe gedrückt. Bey den 3 übrigen Lagen hatte sich der Kopf in der ersten Scheitellage gestellt, und der rechte Arm nebst Nabelschnur war vorgefallen. — VI. Störungen der 5. Geburtsperiode. Blutflüsse nach der Geburt wurden, wenn die Placenta schon gelöst war, schnell durch *Tinct. cinnam.* gehoben. Kalte Umschläge wurden nie gemacht. Sehr häufig war aber wegen des die Nachgeburtverzögerung begleitenden Blutflusses die künstliche Lösung der Placenta nöthig. Wo kein Blutfluß oder sonst ein bedenklicher Umstand obwaltete, ließ man die Placenta 8—10 Stunden sitzen: dann ward sie künstlich getrennt, um das Einwirken einer so leicht in Fäulniß übergehenden Masse zu vermeiden. Sechs Mahl ward die an einer kleinen Stelle nicht gelöste Placenta durch eine Stricture zurück gehalten, und 3 Mahl fand eine zu feste Adhärenz mit der Gebärmutter statt. Noch bemerkt der Verf., daß die Placenta sehr häufig an der linken Seite an der vordern Wand des Uterus ihren Sitz hatte, und daß sie durchaus nicht immer der Stelle entsprechend angeheftet war, wo Placentargeräusch wahrgenommen worden. — Hierauf folgen die zur nähern Erläuterung mitgetheilten 12 wichtigsten Geburtsfälle. — Am Ende der Schrift macht der Verf. ein neues Instrument bekannt, einen veränderten Stein'schen Kephalometer, der durch eine kleine Vorrichtung mit Leichtigkeit so vergrößert werden kann, daß er auch als äußerer Beckenmesser, *Compas d'épaisseur*, gebraucht werden kann. Der Verf. nennt das Instrument *Kephalopelycometer*. Außerdem ist die *Riemeyer'sche* Kopfszange beschrieben und nebst dem eben genannten Werkzeuge abgebildet.

Ed. Kasp. Jac. v. Siebold.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. 175. S t ü c k.

Den 1. November 1838.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Das Leben in seiner Blüte. Von F. H. Ch. Schwarz.

Die ganze Darstellung der Idee von einer vereinigten Wirkksamkeit des Staates mit der Kirche zur Verbesserung des Volks dient dazu, die Rechte und Pflichten des Staates gegen die Kirche, und die Forderung des Christenthums für das Volksleben und hiermit zugleich die wahre Stellung des Geistlichen und seine innere und äußere Wirkksamkeit genau zu erwägen und zu verständlichen, und im Besonderen die Idee zu veranschaulichen, daß eben so, wie von der Frömmigkeit der Mütter, die als eine Art Priesterthum in dem Volke wirke, das christliche Leben schon in den Kindern beinhalten sollte, dasselbe durch die Lehrer der Kirche, wenn sie vom Geiste des Christenthums erfüllt seyen, zu einem allgemeinen Aufblühen gefördert werden müsse. Aus der Würdigung der Wirkksamkeit, welche dem geistlichen Amte zukomme, ergebe sich die Art und Weise, wie das öffentliche und häusliche Leben in dem Volke durch

das kirchliche versittlicht und fortgebildet werde, die Kinder in das christliche Leben einzuweihen vermöge, die Familien in demselben zu fördern, und so ganze Gemeinden durch fromme Gesittung in einen glücklichen Zustand zu versetzen.

Im fünften Abschnitte (S. 185 — 210) herrscht die Idee der Geistesentwicklung in dem Christenthume; mittelst einer kurzen Uebersicht derjenigen neuesten deutschen, englischen und französischen Literatur, welche den Geist der Zeit und das Streben der Verbesserung darlegte, wird dargethan, wie sich der menschliche Geist im Christenthume entwickelt hat und in wie fern von diesem höchsten Einflusse nur allein die harmonische Vollkommenheit der Menschenwelt zu erwarten sey. Hierbey wird recht klar, wie der Glaube ein Leben, und zwar das lebendigste Leben, immer in einem Thun, in einem innern und äußern, begriffen; die Religion eine innerlichst bestimmte Lebensweise und die christliche gerade diejenige ist, deren Allgemeines alle Bestimmtheiten der Individualitäten so in sich faßt, wie die schöpferischen Ideen in den Arten und Einzelwesen verwirklicht werden. Das eben sey das Eigenthümliche und Göttliche dieser Religion, daß in ihr das Ideal menschlicher Vollkommenheit so dastehe, wie es sich in jedem Menschen gestalten könne, und daß sie jeden Menschen so gestalte, wie er in seiner Natur das göttliche Ebenbild darstelle.

In den folgenden Mittheilungen faßt sich Ref. mit der Bemerkung sehr kurz, daß in der dritten Abtheilung alles bisher Gesagte auf die Erziehung angewendet wird. Die Einleitung hierzu entnimmt der Verf. von einem Gutsbefizer, der Pändereyen in einem schlechten Zustande übernommen hatte und alle Sorge und Anstrengung zu ihrer Verbesserung verwendete, aber bey allen sei-

nen einzelnen Aenderungen und Verbesserungen sich nach einer gewissen Reihe von Jahren ohne Brot und Holz, und sein schönes Besizthum zu einer Einöde herab sinken sah. Ein alter Freund habe ihm Rath und Geld angeboten, ihm gerathen, nicht bald da, bald dort etwas zu verbessern, während er anderwärts etwas vernachlässige, sondern alle Dinge einzeln zu beachten und alles in gehöriger Ordnung und Zusammenstimmung zu betreiben: Wald und Feld, Sicherung und Behandlung, Arbeit und Lohn, Boden und Gewächse, Alles für einander und mit einander würdigen Gewinn bringen. Diesem Rathe folgte der Gutsbesizer und konnte dem weisen Freunde bald Zinsen und selbst Capital zurück zahlen.

Mit der Erziehung ist es nicht anders; überall Klagen und wenige Früchte; es fehlt ihr die Harmonie des Ganzen, wovon ihr Gelingen abhängt; sie ist das Landgut und der Verf. der rathende Freund für den Besizer. Eine durchgreifende Reform in dem Erziehungswesen findet jener für nöthig, welche eben darum, damit sie durchgreifend sey, in keiner einseitig frey gelassenen Entwicklung bestehen dürfe, sondern durch die Geseze, durch die Sitte und durch die Religion bedingt werde. Dieser Gedanke macht den Anfang in der Reform im Erziehungswesen und wird mit Umsicht und Klarheit erörtert, woraus sich ergibt, daß die Worte: 'Freye Entwicklung der Kräfte und Anlagen, ohne ein Eingehen auf Ziel und Weg der Humanität' nichts sagen, ohne dieses bloße Laute sind, die in die Luft gesprochen, in den Ohren des großen Haufens als Zauberworte wirken, daß also die unbedingte Freyheit der Entwicklung im Widerspruche mit der Menschheit steht (S. 211—223).

Der zweynte Gedanke jener Reform besteht in

der Frage: Welches sind die nächsten Bedingungen der Reform? Zur Beantwortung derselben (S. 223 — 229) betrachtet der Verf. die bürgerlichen Gesetze, die Sitte, die Religion und Jugendbildung als Beziehungen, nach welchen gewisse Beschränkungen statt finden müßten, wenn eine Reform erfolgen sollte; hebt die jedesmahligen inneren Widersprüche und geheimen Vorbehalte hervor und findet die nächsten Bedingungen einer Entwicklung darin, daß allerdings die Gesetze dabey einschreiten müssen, daß eine Entwicklung bey Nichtbeschränkung unmöglich, also eine absichtliche Leitung im Ganzen, d. h. eine Volkserziehung, nothwendig sey, und daß somit eine Reform die Erziehung des Einzelnen mit der Volkserziehung einigen müßte.

Der dritte Gedanke (S. 229 — 247) dreht sich um die Frage, wie Eins durch das Andere bedingt werde, und berührt zuerst die vier Punkte: Wechselseitiger Einfluß des Ganzen und Einzelnen; die Gegenwirkung; die Regierung und das Princip derselben. Die Wechselwirkung in der Volkserziehung ist der höhere Organismus, woraus die Lebensblüthe erwächst. Nach des Vfs Erörterungen ist die Leitung des Kindes und des ganzen Volkes dann eine weise, wenn sie zur Erreichung ihres Zweckes Wirkung und Gegenwirkung berechnet, und liegen die Hauptursachen von den bisher gefühlten Mängeln der Erziehung darin, daß das einzelne Gute, was darin geschehen, noch immer von dem Ganzen los gerissen; daß wohl im Einzelnen vieles geschehen, manches bis fast zur Vollendung ausgebildet ist, aber es noch an dem organischen Zusammenhange fehlt, ohne welchen auch das Einzelne unvollkommen bleibt. Die Grundzüge dieser Verbesserung (S. 247 — 257) machen den vierten Gedanken der

Reform aus; der Vf. leitet sie aus dem Standpuncte der Erziehung, bis zu welchem ihre Idee sich entwickelt hat, ab; bezeichnet die Bemühungen nebst irrigen Ansichten der Methodiker bis zu Pestalozzi und stellt zwey Wege auf; entweder müsse man das bisherige Treiben fortsetzen, und ohne einen höheren Plan für die Menschenbildung hier und da, wie es sich gerade machen lasse, verbessern, oder in diesen Plan eingehen, und darnach die Jugend bilden; indem man in dem einzelnen Zweige auf den ganzen Organismus einzuwirken suche, als ein von der Vorsehung dazu berufenes organisches Mitglied.

Für diese Wirksamkeit findet er die Grundzüge in der organischen Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen, woraus die Bildung zu einem stets vollkommnern Leben sich entwickelt; er stellt folgende drey dar: 1) Alles das, was bisher im Erziehungswesen gewonnen worden, muß erhalten und dem Ganzen als die einzelnen Theile angeeignet werden; 2) alles Einzelne muß in dem Ganzen seine Stelle und seine Belebung finden und 3) ein himmlischer Quell muß den Gang vorzeigen, welchen das Leben der Bildung nimmt, und das Einzelne mit dem Ganzen vereinigen: das Lebensganze muß sich fortwährend ausbilden; weil Kindheit, mittleres und höheres Alter nur dann sich gut entwickeln, wenn die Lebensidee des einzelnen Menschen vollständig aus ihrem Keime hervor wächst. Dieses könne nur der christlichen Erziehung gelingen; sie allein sey die wahre; auf ein besseres Ausleben derselben müsse man in unserm Culturzustande sehen.

Die zweyte Hauptidee der dritten Abtheilung betrifft die Frage, wie der christliche Staat in unserer Zeit für die Erziehung mittelst Verfügungen, die ins Allgemeine gehen und mittelst be-

sonderer Anstalten Sorge? (S. 258 — 284). Der Verf. erörtert dabey, wie jeder Mensch in die Selbstbildung und in die Mitwirkung für das Gemeinwohl eingeführt werde, wie viel dabey im Besonderen auf den geistlichen Stand ankomme, und wie sich also die Blüte der Humanität, dann vollständig entwickele, wenn jener Quell überall hin seine Kraft ergieße. Jeder im Volke soll zu seiner Selbstbildung gelangen, um hierdurch seine Bestimmung an sich, so wie seine Stelle und Wirksamkeit im Gemeinwesen richtig zu finden; hierzu sind Verordnungen erforderlich; dann ist die Vorbereitung zu den Aemtern im Staate und ihre unparteyische Besetzung das Bestimmtere in dem Erreichen der Staatszwecke. Der Staat darf keine Anstalt fehlen lassen, damit jeder Culturzweig seine Stelle findet, und alle zusammen auch alle edlen Kräfte zur Gesamtwirkung ins volle Leben rufen. Hierbey spricht der Verf. besonders von der Erhebung und Leitung der Intelligenz zur Volksbildung mittelst des Gelehrtenstandes, weswegen er von den Gelehrten-schulen, besonders von den Einrichtungen und Freyheiten der Universitäten möglichst umfassend und von den Volksschulen weniger spricht; in seiner Schrift 'die Schulen' Leipzig bey Göschen 1832, hat er Alles weiter ausgeführt. Diese Anstalten sind ihm die nächsten und wesentlichsten Mittel für Entwicklung des Volkslebens nach allen Seiten zur Blüte der Humanität.

Die dritte Idee, welche der Verf. realisiert, liegt in der Frage. Was verlangt eine bessere Erziehung von Seiten der Eltern im Besonderen (S. 285 — 295) und worin ist die Erziehung der Kinder zu verbessern, während der Kindheit (S. 295 — 310); während des Alters zwischen 3 bis 7 Jahren. (S. 310 — 324); hinsichtlich

der Fehler der Erziehung zwischen 7 — 14 Jahren (S. 324 — 344); worauf eine Uebersicht der Gebrechen folgt, gegen welche die Erziehung in dieser ganzen Periode bis zum Jüngsalter einer Verbesserung bedarf (S. 345 — 355) und endlich für die Gebrechen während der Uebergangsperiode zur Mündigkeit (S. 355 — 382).

Das, was die Eltern zu thun haben für die gewünschte Verbesserung, gibt der Verf. nur in so weit an, als es an seine Erziehungslehre sich entweder ergänzend, oder die Einheit zusammenfassend sich anschließt. Auf Väter und Mütter sieht er es besonders ab, weil jeder Mensch sein Erstes in Anlagen und Eindrücken von ihnen erhält und dieses sein ganzes Leben hindurch bildend ist. Von den Müttern redet er zuerst, weil durch sie zunächst die Natur auf das Kind wirkt, weil ihr Einfluß unberechenbar ist, und ein christliches Volk aus christlichen Müttern auflebt; wie das weibliche Geschlecht durch Bewahrung der Sitte in der ganzen Erziehung des Volks sehr stark wirkt, durch lebendigen Sinn für Religion daran großen Antheil nimmt und sein Einfluß auf die Männer sehr groß ist. Mit scharfem Blicke und tiefer Kenntniß des Familienlebens betrachtet er die einzelnen Jugendperioden, hebt das vorher Versehene, die erforderliche Pflege und Alles heraus, worin Verbesserungen zu wünschen sind, und stellt in zehn besonderen Gesichtspuncten die Gebrechen der bisherigen Erziehung zusammen. Ref. empfiehlt ihr sorgsames Nachlesen allen Eltern oder ihre Stelle Vertretenden, allen Erziehern und Lehrern, überhaupt jedem, der sich für die Erziehung auch nur wenig interessiert.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Gebrechen der Erziehung während der Uebergangsperiode zur

Mündigkeit, denn der 14-jährige Knabe wird zum Jüngling, das 12-jährige Mädchen zur Jungfrau. Wie viel hier versehen wird, weiß jeder aufmerksame Beobachter; das Zuviel und Zuwenig in dem Schulunterrichte bey den verschiedenen Ständen; die geringe Bedachtnahme auf die Zukunft, und auf Erziehen für die Zeit und jedes erhebliche Moment berücksichtigt der Verf. und zeichnet mit gewandter Feder alles das, was der Erziehung noch fehlt, um in jedem Jugendalter die wahre zu seyn und die Lücken, welche sie so wohl bey dem kleinen Kinde, als bey dem Knaben und Mädchen und bey der zur Reise heran wachsenden Jugend gelassen hat. Er legt die Ursachen klar vor, warum jene bisher das nicht geleistet, was man von ihr erwartete. Und da sie, wenn sie zur Heilung und zum gesunden Gedeihen Großes bewirken soll, an innere und äußere Bedingungen geknüpft ist, so wiederholt er dieselben und findet erstere in der Aufnahme des Christenthums, diese in der Volkssitte nach jedesmahligen verschiedenen Beziehungen.

Die ganze Darstellung führt er auf eine Grundbedingung zurück und beschließt sie mit den Worten: 'Das sittliche Leben entquillt aus der Religion, sie selbst aber bildet sich nur in sittlicher Gestalt. Ein Geist ist es, der Beides in dem Menschen zum höheren Leben einigt, das aber vermag nur die Erziehung, welche das Kind wie das Volk zur Sittlichkeit und Frömmigkeit bildet, aber zugleich aus der Vereinigung aus diesen beiden erwächst. So besteht eins in dem andern und durch das andere und so ist die Erziehung eine fortschreitende Entwicklung der Menschheit. Ein herrlicher Organismus, eine geheiligte Gesamtwirkung, worin sich das Leben zur fortwährenden und höchsten Blüte entfaltet.

Diese Einheit nun ist es auch, was die Erziehung zu einem Ganzen macht, indem sie der heran gereifte Mensch für sich selbst übernimmt.

Die vierte Abtheilung hat die Idee der Selbsterziehung zu ihrem Gegenstande; der Verf. läßt seine Freunde noch ein Mahl zusammen kommen, und jene durch drey Unterhaltungen von diesen in einzelnen Gedanken verwirklichen. Die erste Unterhaltung dreht sich um den Gedanken: Wie der Mensch sich selbst erziehe bey dem Erzogenwerden von der Kindheit an, hinsichtlich des Anfangspunctes dieser Erziehung und des in der Jugenderziehung fortschreitenden Selbsterziehens (S. 383 — 396) und bey der frey gewordenen Selbsterziehung (S. 396 — 412). Die zweyte hat die Selbsterziehung durch den Einfluß des gesellschaftlichen Lebens, der Freundschaft, der Familie, der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinschaft, so wie den Umgang zum Gedanken (S. 412 — 443) und endlich die dritte redet vom Privatleben, was man darin zu seiner Ausbildung und guten Stimmung thun könne (S. 443 — 460). Zum Schlusse wird unter der Ueberschrift 'Einheit' alles Besprochene in seiner Vereinigung zur Fülle und Blüte des Lebens zusammen gefaßt (S. 461 — 467).

Wenn der Seherblick schon in dem Kinde den Greis sieht, so muß er in diesem noch jenes zu erkennen vermögen, und der Scharfblick sieht auch, was das Kind selbst zur Entwicklung thut, welches mehr ist, als die Väter glauben, die Mütter wohl eher beobachten, läßt der Verf. sagen und dieses einen der jungen Freunde, welcher Schulmann geworden, näher erörtern. Er läßt ihn die Probe einer guten Erziehung vom Kinde bis zum Erwachsenen in der vollkommen hervor getretenen Selbsterziehung und deren Wur-

zel in dem Christenthume finden, und die Idee für den Knaben und das Mädchen verfolgen; läßt ihn den Unterschied zwischen der bisherigen und frey gewordenen Selbsterziehung und den Gang der letzteren hinsichtlich des inneren Lebens und äußeren Verhaltens nebst den Mitteln, wodurch man auf sein Inneres bildend einwirkt, und den äußeren Lagenverhältnissen, welche man sich verschaffen und mit jenen Mitteln in Zusammenhang bringen soll, unter Bemerkungen der alten Freunde vorzeichnen, und das Hauptmittel in dem Christenthume finden.

Den Abbé, der zu Paris in den geistreicheren Salons gern gesehen, aber von der Eitelkeit nicht hingerissen wurde, ermunterte, unterstützte, belehrte; manches Gemüth in Zweifeln leitete zc., läßt er die Selbsterziehung in den gesellschaftlichen Verhältnissen mittelst der wahren und heiligen Kraft der Freundschaft unter besonderem Bezuge auf das innige Verhältniß der erwachsenen Kinder und Eltern, welches der Verf. denselben in einer solchen gemüthlichen Weise schildern läßt, daß es jeden Leser im Innersten des Herzens ergreift; den Engländer aber die in der größeren Gesellschaft als theilnehmendes Mitglied mittelst der Pflichten gegen Obrigkeit und Geseze, mittelst treuer Gesinnung, aus welcher allein jede Lebensblüte erwächst, und mittelst des Einflusses des weiblichen Geschlechts und endlich den Abbé wieder die Selbsterziehung durch Theilnahme an den Anstalten für das Schöne, Nützliche und Menschenfreundliche mittelst der Wahl derer, mit welchen und der Art, wie man mit ihnen umgeht, mit großer Gewandtheit im Leben schildern.

Die Selbsterziehung im Privatleben läßt er den Dheim hinsichtlich der drey Hauptpuncte be-

sprechen: 1) es möge jeder in seinen Fähigkeiten, Kenntnissen, Geschicklichkeiten eher zu- als abnehmen, sich also fortwährend ausbilden; 2) er möge aber dabey in seinem Gemüthe reinen Sinn und guten Muth unterhalten und 3) im Ganzen möge sein Leben jene Einfachheit der höchsten Blüte in allem seinem Vielfältigen entwickeln. Die Ausbildung wird in Bezug auf den gemeinen Mann, auf die Studienjahre und auf den guten Geschmack; die Stimmung hinsichtlich des Ertragens der Uebel mit Starkmuth und Klugheit, hinsichtlich der Seelenruhe und Harmonie, hinsichtlich des Glaubens, der Hoffnung und Liebe in der Vereinigung in dem Christenthume, welches den Grundton für alle Lebensverhältnisse gibt und in unserer Seele die freundliche Stimmung durch alle Zustände hindurch fest hält, und endlich die Einheit in sofern charakteristisch dargestellt, als jeder sein höchstes Gut wohl in sich, aber häufig unbewußt in seiner Gesinnung, trägt, seinem Leben ein Ziel gesteckt hat, wornach er seine Maximen einrichtet; als jeder in dem Leben, welches unverwelklich fortblüht und unserm Daseyn Werth, unserm ganzen Thun Einheit gibt, seine Fortbildung gibt, also seinem Berufe wahrhaft lebt und in der Liebe den wahren Bildungstrieb und die Selbsterziehung durch das ganze Leben suchet. Entweder, sagt der Verf., gibt es gar keine Erziehung, oder es ist diese: wenn in dem Kinde jene Kraft, durch die das Leben sich zu immer höherer Bildung entfaltet, hervorgerufen, wenn sie die Jugendperiode hindurch fortwährend gestärkt und ernährt wird, dann erst wird wahrhaft erzogen, und dann gewinnt das Leben seine Fülle und der Character seinen Einklang.' Die Hinweisung auf das Kind, wie es

in seinen schönsten Stunden bey uns Deutschen am Christfeste fühlt, beschließt das Werk.

Refer. hat die Grenzen des für die gelehrten Anzeigen bestimmten Raumes weit überschritten; er fühlt dieses selbst mehr als jeder andere Leser; allein wenn er auf die ganze Darstellung, auf die Wichtigkeit, auf die Heiligkeit des Gegenstandes, wenn er auf die Umfassendheit und Gemüthlichkeit der Erörterungen zurück blickt, so findet er hinlängliche Entschuldigungsgründe; er darf alsdann getrost erwarten, daß jeder Leser, welcher es mit der Erziehung aufrichtig meint (und wer sollte dieses nicht, da das Wohl der Einzelnen, der Gemeinden, aller Stände und des Staates, da das dies- und jenseitige Lebensglück von ihr abhängt?) mit der genauen Mittheilung der Hauptidee und der ihnen untergeordneten Nebenideen einverstanden und den eigentlichen Gehalt und inneren Werth des Buches kennen lernen wird. Er wird finden, daß sich in dem Ganzen das Letzte auf das Erste und dieses wieder auf jenes und so überhaupt das Einzelne, auch in den abwechselnden Formen der Darstellung, auf das Ganze bezieht, welches zu der vollständigen Erziehungslehre des Verfs ein wohl durchdachtes, wohl bemessenes und gediegenes Schlußwerk bildet, das der Geist der Zeit eben so wenig erschüttern oder zerstören wird, als die Wahrheit, worauf das ganze Erziehungswerk beruht, welche er mit folgenden Worten als allgemeine Uebersicht darstellt.

‘Die Erziehungslehre geht von der Grundidee aus, daß die Menschheit in einer fortschreitenden Entwicklung sich fortwährend auszubilden von Gott bestimmt ist, und so unter der Vorsehung ihrem herrlichen Ziele allmählich näher kommt. Sie zeigt die Natur des Menschen in ihrer Ent-

wickelung auf, um zu sehen, was die Erziehung in ihrer zusammen hängenden, stätigen Wirksamkeit zu thun habe; führt als den von den ältesten Zeiten her bis jetzt bekannten Belehrungen die bewährten Grundsätze und Regeln einerseits auf das Princip zurück, und wendet sie andererseits auf das Leben an, wie sie sich erfolgreich beweisen werden; sie geht in den Geist der Erziehung ein, durch welchen sie ihre Weihe erhält, um in allen ihren einzelnen Thätigkeiten das Rechte zu treffen, und betrachtet endlich die Erziehung des Kindes mit der Entwicklung seines ganzen Menschenlebens, die Bildung des Individuums mit den Fortschritten der Menschheit in ihrer tiefen Vereinigung, weist also die jetzt lebenden Erzieher auf das hin, was sie zu thun haben, um wahre Bildner des nachlebenden Geschlechts zu seyn.'

Der Verf. wollte in der Entwicklung seiner Erziehungsidee, nicht bey dem stehen bleiben, was geworden ist, sondern auf das hinwirken, was werden soll; sie erwarte daher von der Zukunft ihr Urtheil; er habe ausgesäet, manche Saat sey bald hervor gesproßt; manche habe lange gekeimt und wachse jetzt nicht bloß für das nächste Jahr heran: und hoffet, da er noch in seinem Lebensabende seine Kräfte dem heiligen Berufe gewidmet hat, auf den Segen von Oben, der ihm nach des Ref. innigen Ueberzeugung zu Theil wird. Das ganze Leben des Verfs war vorzugsweise der Erziehung gewidmet; das In- und Ausland achtet und schätzt seine Werke, denen das vorliegende die Krone aufsetzt. Möge er in jener Welt dafür noch herrlicher belohnt werden, als in dieser durch allgemeine Anerkennung seiner Verdienste und Leistungen. Die äußere Ausstattung ist gut.

D s n a b r ü c k.

Bey Nachorst, 1838: Ueber die durch subjective Zustände der Sinne begründeten Täuschungen des Bewußtseins, von Alexander Botter. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Vorberichte versehen von Dr August Droste. XLIV u. 34 Seiten in 8.

Hr Botter, Arzt am Krankenhause de l'Antiquaille zu Lyon, hielt am 3. May 1836 zur Eröffnung der clinischen Vorträge über Geistesstörung und syphilitische Krankheiten, vor der Verwaltung jenes Krankenhauses, eine Rede über die Hallucinationen. Den Begriff hiervon bestimmt er zunächst nach Esquirol, nach welchem Hallucination statt findet, wenn ein Mensch im Wahne die innige Ueberzeugung von einer gegenwärtig wahrgenommenen Empfindung hat, während kein äußerer ihn zu reizen geeigneter Gegenstand sich im Bereiche seiner Sinneswerkzeuge befindet, — nur will Herr B. aus dieser Bestimmung das Wort Wahn weglassen, weil es wirklich Hallucinationen ohne Wahn gibt. Die Halluciniierenden sollen sich dadurch von den Somnambulen unterscheiden, daß sie sich vollkommen Alles erinnern, was sie gesehen oder gehört haben, während die Somnambulen nichts davon wissen. Die Hallucination, die Träume, der Somnambulismus entstehen von der eigenthümlichen Thätigkeit des Gehirns, von dem ihm eigenthümlichen Vermögen durch sich selbst in Verrichtung zu treten, d. h. ohne dazu durch innere oder äußere Eindrücke angereizt zu seyn (Wer möchte das von allen Träumen behaupten wollen?). Es ist nicht die Absicht des Verfs, das Wesen jener Erscheinung auseinander zu setzen, sondern vielmehr eine Anzahl interessanter, dahin gehörend-

der Fälle mitzutheilen, welchen er mehrere von ihm selbst beobachtete anreihet. Uebrigens läßt er den Hallucinationen einen Fehler des Gehirns zum Grunde liegen, und nimmt die Verschiedenheit derselben als Beweis der Mehrheit der Organe des Gehirns, also der Realität der Gall'schen Organenlehre an. — Der Vorbericht des Hn Uebersetzers ist der Rede des Hn B. sehr ähnlich, so daß dem Ref. nach dem Durchlesen der kleinen interessanten Schrift, die Frage sich aufdrängte: ist selbige die Vorlesung des Hn B. mit einem Vorbericht des Hn D., oder umgekehrt, der Bericht des letztern mit der Rede des erstern? — Auch der Uebersetzer bestimmt, aber schon glücklicher als der Verf., den Begriff von Hallucination. 'Sinnestäuschungen, sagt er, sind mit dem Objecte nicht übereinstimmende (oder objectlose, Ref.) Vorstellungen, an deren Erzeugung die Sinne einen vorzüglichen Antheil haben. Sie werden ihrem Wesen nach in Illusionen und Hallucinationen unterschieden. Bey ersteren erregen objective Wirklichkeiten, weil sie auf nicht gewöhnliche Weise zu den Sinnen gelangen, weil die Sinne krank oder mangelhaft sind, und weil sie selbst beurtheilt werden die Wahrnehmung einer ihnen fremden, qualitativen und quantitativen Eigenthümlichkeit. Bey letztern simulieren von innern Reizen ausgehende Wahrnehmungen äußere Objecte, die mit seltener Ausnahme für Realitäten gehalten werden, da ein lebhafter Eindruck auf das Gemüth leicht den Unterschied der Zeit verwechselt, die Vergangenheit für die Gegenwart nimmt, und hier die organisch begründete sinnliche Wahrnehmung sich gewaltsam dem Bewußtseyn aufdrängt.' Auch er gibt eine Anzahl interessanter Beobachtungen, nach anderen Schriftstellern und aus eigener Erfahrung. Ue-

berseher, wie Verfasser stimmen denen bey, welche annehmen, daß nicht die Seele an sich, sondern nur ihr materielles Substrat erkranken könne. Ref. hat über diesen Punct seine Ansicht (in dem Lehrbuche der Physiologie S. 155.) dahin ausgesprochen, daß die Seele auf zweyerley Weise erkranken könne, so wohl durch fehlerhafte Entwicklung ihrer selbst, als auch durch abnorme Beschaffenheit des Gehirns, — und hält es derselbe für einseitig, wenn man nur die eine oder andere jener Erkrankungsweisen als möglich betrachten will.

Der Hauptzweck der vorstehenden, höchst interessanten, Abhandlungen besteht darin, durch treffliche Zusammenstellung bekannter, und durch Mittheilung eigener Erfahrungen ein übersichtliches Material zur Begründung der Lehre vom Wesen der genannten Seelenstörungen zu liefern. — Die Uebersetzung ist sehr fließend und treu. Wenn es aber S. 11. heißt, 'daß die Hallucination, wie die Berrücktheit der Ausgang einer mehr oder weniger ausgedehnten Erregung der Schädelmasse (sic) sey', oder S. 14. 'daß die Hallucinationen das Ergebnis eines Theiles der Schädelmasse (sic) sind', oder S. 30. 'der folgende, von diesem ausgezeichneten Beobachter (Esquirol) zusammen getragene (sic) Fall', oder S. 32. 'Über der Wahnsinn hängt immer von einer idiopathischen oder deuteropathischen Verletzung (sic) des Gehirns ab', so vermag Ref. nicht zu entscheiden, ob auch der Verfasser, oder nur der Uebersetzer in der Weise sich ausgedrückt hat.

Berthold.

E s t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 3. November 1838.

H a n n o v e r.

Bei Hahn, 1838: Dr J. C. U. Heyse's ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. Neu bearbeitet von Dr K. W. L. Heyse, Professor an der Universität zu Berlin. Erster Band. XXVIII u. 916 Seiten in gr. 8. (2 Rthl. 20 Sgr.)

Unter diesem neuen Titel erscheint die fünfte, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe der theoretisch = practischen deutschen Grammatik, deren vierte, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe Rec. schon im 74. Stücke des J. 1827 angezeigt hat. Wem die großen Fortschritte bekannt sind, welche im Studium der Sprachen überhaupt und unserer Muttersprache ins Besondere seit dieser Zeit gemacht wurden, der wird sich weder über die ganz neue Gestaltung, noch über den bedeutenden Umfang dieses Lehrbuches wundern, dessen Verf. es sich angelegen seyn ließ, in keiner Hinsicht hinter den Fortschritten seiner Zeit zurück zu bleiben, und sich nicht damit begnügte, das verdienstvolle Werk

seines würdigen Vaters und des wacker helfenden Bruders treu wiederzugeben, sondern es mit wissenschaftlicher Ausführlichkeit nach den Erfordernissen unserer Zeit umarbeitete, ohne den practischen Zweck, wodurch sich dieses Buch schon in seinen früheren Bearbeitungen empfahl, dabey aus den Augen zu verlieren. Das ausführliche Lehrbuch, welches sich selbst der Besitzer der frühern Ausgabe noch ganz zu eigen machen wird, wenn es ihm darum zu thun ist, ein Werk zu besitzen, in welchem er alles Gute, was allgemein geschätzte und still wirkende Sprachforscher je zu Tage förderten, in zweckmäßiger Kürze und leicht faßlicher Uebersicht vereinigt findet, erhielt durch seine neue Gestaltug so bedeutende Zusätze, daß es, ungeachtet sorgfältiger Vermeidung aller unnützen Weitschweifigkeit, nicht möglich war, das Ganze in einem Bande zu vollenden, da selbst dieser erste Band einen größern Umfang hat, als früher das ganze Buch. Es enthält dieser erste Band außer der vermehrten Einleitung nur zwey Bücher, deren erstes der neuen Anordnung zufolge die Laut- und Schriftlehre, das zweyte die Wortlehre in je zwey Abtheilungen umfaßt, so daß die Satz- und Verslehre nebst einem practischen Anhang und vollständigen Register dem zweyten Bande vorbehalten bleibt.

Ueberzeugt, daß die Geschichte der Sprache die einzig sichere Grundlage für eine wissenschaftliche Behandlung derselben sey, war der Verf. dieses neuen Lehrbuches auf eine geschichtliche Entwicklung des heutigen Sprachbestandes bedacht, und widmete daher auch den deutschen Mundarten eine besondere Beachtung. So konnte nicht nur die Wortbildung mit möglichst erschöpfender Ausführlichkeit gelehrt, sondern in allen Theilen der Laut- und Schriftlehre, wie in der Lehre

vom Worte, die allmähliche Entstehung der heutigen Laut- und Wortformen nachgewiesen werden. In der Anordnung des Lehrstoffes ist die wesentliche Abänderung getroffen, daß die Lehre von der Rection nicht, wie früher, bey den einzelnen Wortarten stückweise gegeben ist, sondern bey der Saglehre in einem wissenschaftlichen Zusammenhang dargestellt werden soll. Die Übungsaufgaben so wohl als die Fragen zur Wiederholung der Hauptpuncte jedes Abschnittes sind, um den Lehrvortrag nicht zu unterbrechen, für den practischen Anhang am Schlusse des zweyten Bandes aufgespart; dagegen sind, um den Character eines practischen Lehrbuches der neuhochdeutschen Sprache festzuhalten, die Beyspiele zur Verdeutlichung der vorgetragenen Lehren in beträchtlicher Anzahl vermehrt worden. Die Sprache des Verfs entspricht selbst allen Forderungen der Grammatik, und verbindet mit der Richtigkeit des Ausdrucks Klarheit und Würde, so daß man seine Bemerkungen über die Sprache überhaupt mit eben dem Vergnügen liest, wie die Bildungsgeschichte der deutschen Sprache und ihrer grammatischen Formen ins Besondere. Ein eigenthümliches Interesse gewährt die beständige Vergleichung der verschiedenen Mundarten, bey welcher der Verf. die fleißig gesammelten und sorgfältig benutzten Resultate anderer Sprachforscher noch mit den seinigen vermehrte, aber bey der ausführlichen Behandlung des Ganzen das Einzelne doch so wissenschaftlich ordnete, daß jeder leicht findet, worüber er sich besonders zu belehren sucht.

Bey dem Streben, nichts unbenuzt zu lassen, was sich zur Verbesserung des Buches darbot, hat der Verf. auch unseren Bemerkungen in der frühern Anzeige einige Aufmerksamkeit geschenkt,

wenn auch nicht alles so abgeändert, wie wir es wünschten. Eben dieses verpflichtet uns theils zu ähnlichen Bemerkungen, theils zu mehrerer Begründung dessen, was sich noch nicht des vollen Beyfalls von Seiten des Verfs erfreuet. In der kurzen Geschichte der deutschen Sprache ist die sonderbare Bezeichnung der Unsueven mit dem Namen der Cimbern gestrichen, und das Volk der Germanen nicht mehr in zwey, sondern in drey Hauptstämme getheilt, wornach die Unsueven in Niederdeutsche und Rheindeutsche zerfallen. Da jedoch hiermit noch nicht alles so gebessert ist, wie es seyn sollte; so erlauben wir uns die Bemerkung, daß nur der, welcher, wie Tacitus, von den Sitten und Gebräuchen der Germanen schreibt, zwischen Sueven und Unsueven zu unterscheiden hat. In Bezug auf die Sprache kann nur diejenige Eintheilung der Germanen gelten, welche Tacitus von Mann's drey Söhnen ableitet, da man, wenn man damit des Plinius Naturgeschichte IV, 14. (28.) vergleicht, unter den Jngävonen die Niederdeutschen (Cimbern, Teutonen und Chauken), unter den Herminonen die Mitteldeutschen (Sueven, Hermunduren, Chatten, Cherusken), unter den Istävonen die Oberdeutschen (Sycamben, später Franken) zu verstehen hat. Will man noch weiter gehen, so muß man mit Plinius fünf Stämme annehmen, deren erster die Bandalen (Burgundionen, Barinen, Guttonen) an der Ostsee, und letzter die Peucinen und Bastarnen an der Donau umfaßt. Wenn Tacitus dem Plinius widerspräche, würde doch dieser als einziger Gewährsmann, welcher die Germanen aus eigener Anschauung kannte, H. N. XVI, init. mehr Glauben verdienen; allein Tacitus sagt auch ausdrücklich, daß er un-

ter den Sueven keinen besondern Sprachstamm (sunt enim aliis quoque gentibus cognatio aliqua Suevorum Germ. 38.), sondern einen ausgezeichneten Völkerbund verstehe, dessen Hauptbestandtheil die Semnonen waren. Die Gothen können aber in keinerley Hinsicht ein zahlreiches, mächtiges Volk vom suevischen Stamme genannt werden.

Besser als die Deduction der beiden deutschen Hauptmundarten, der härtern im Süden und der weichern im Norden von Germanien, von Sueven und Unsueven, ist die Bestimmung der fünf Sprachfamilien, in welche, nach den Ergebnissen der neuern geschichtlichen und vergleichenden Sprachforschung der große indisch-germanische Sprachstamm zerfällt. Ein vorzügliches Lob verdient aber der Anhang über die geschichtliche Entwicklung der grammatischen Formen, bey welcher wir es dem Verf. als ein Verdienst anrechnen, daß er sich nicht auf eine verwirrende Ueberladung eingelassen, sondern auf das Gothische, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsche beschränkt hat. Nicht minder Lob verdient die Zugabe über die deutschen Mundarten und ihr Verhältniß zur Schriftsprache, so wie die Entwicklung der allgemeinen Sprachgesetze. Wenn wir aber alles Treffliche namhaft machen wollten, wodurch sich diese Ausgabe in den beiden Büchern ihres ersten Bandes von der frühern unterscheidet; so würde uns der Raum zu andern Bemerkungen fehlen, bey welchen uns mehr die Rücksicht auf Förderung der Wissenschaft, als auf Belobung des Verfs leitet: und des Wissenswürdigen in der Sprache ist so viel, daß wir uns nur auf mehre Begründung dessen beschränken müssen, welches wir schon in der frühern Anzeige berührten, ohne es so aufgenommen zu sehen, wie wir es wünsch-

ten. Dahin gehört in der Laut- und Schriftlehre die Rüge des Anhangs über die beste Methode des Lesenlernens, der, wenn auch noch so wohl gemeint und gedacht ist, hier doch in solcher Ausführlichkeit eben so wenig gesucht wird, als eine Anweisung zum Schreibenlernen. Es genügt eine bloße Anmerkung, wie der treffliche Zusatz in Betreff der reinsten Aussprache S. 160. Weit zweckmäßiger ist der Abschnitt von dem Wohllaute oder der Euphonie, bey welcher Rec. auch das Selbständige statt das Selbständige empfohlen wünschte. Wie man aber die Euphonie von der Euepie oder Wohlredensheit (*εὐέπεια*) unterscheidet, oder die Kalliphonie von der Kalliepie; so sollte auch die Orthophonie oder die richtige Aussprache von der Orthoepie oder richtigen Sprache gehörig unterschieden werden. Uebrigens ist es sehr zu rühmen, daß der Verf. die fremden Kunstwörter, für welche sich kein vollkommener Ersatz darbot, beybehalten, und das einfache Verbum selbst nicht durch die schöne Bezeichnung eines Redewortes verdrängt hat.

Sehr gefreuet hat uns die neue Bearbeitung der den Deutschen eigenthümlichen Gesetze der Betonung, welcher wir gleichwohl ihrer Wichtigkeit für den Versbau wegen noch eine größere Ausführlichkeit, und in sofern sich darin am meisten der Character einer Verstandessprache ausspricht, eine noch tiefere Begründung wünschen, als ihr bisher zu Theil geworden ist. Hier mag nur einiges berührt werden, was noch zu wenig beachtet scheint. Die deutsche Sprache hält so fest an der Betonung der Stammsilbe, daß man sich wundern muß, auch nur eine einzige Ausnahme in dem Worte lebendig für lebendig anerkannt zu sehen. Nur die letzte Betonung, welche

sich im Mittelhochdeutschen, wie in der niederländischen Sprache, findet, erklärt der Verf. mit Anderen für richtig, weil er das Wort lebendig zu den einfachen zählt. Allein jeder betont das Wort mit Recht gleich der Zusammensetzung nothwendig für nöthwendig, weil es wirklich kein einfaches Wort seyn kann: denn nach welcher Regel sollte das Wort gebildet seyn? Uebersetzung mochte wohl erkennen, daß es etwas Unerhörtes sey, ein Adjectiv auf ig aus einem Participle auf end zu bilden, und hielt daher das d für eingeschaltet, als ob lebenig für lebzig weniger tadelnswerth wäre. Schon die Verschiedenheit der Bedeutung zwischen dem einfachen Lebenden und zusammen gesetzten Lebendigen als Lebenskräftigen und Geschäftigen hätte darauf führen sollen, daß lebendig als Gegensatz des leblosen eine Zusammensetzung aus dem niederdeutschen endig sey, welchem im Hochdeutschen das veraltete endelich entspricht. Freylich sollte man hiernach eigentlich lebendig so aussprechen, daß die erste Sylbe den hohen, die zweyte den tiefern Ton bekomme; aber wenn man sogar leibhäftig für leibhäftig spricht, so kann lebendig für lebendig weniger auffallend seyn: und nur, weil sich, wie in Obacht, durch die Aussprache die Art der Zusammensetzung verwischte, konnte man an eine ursprüngliche Tonlosigkeit der Mittelsylbe glauben. Den größten Einfluß auf falsche Aussprache haben von jeher die Kanzelredner geübt, und in so fern hätten diese eine Rüge verdient, daß sie unter vielen andern Verstößen gegen die Sprachgesetze auch das Hervorheben des zweyten Bestandtheiles eines Wortes lieben, und nicht nur zukünftig, wie zukomme dein Reich, sondern

auch gegenwärtig und hochwichtig, ja sogar vollends für vollends sagen.

Eine tiefere Begründung der Betonungsgesetze müssen wir auch zur Berichtigung mancher orthographischen Regeln wünschen, bey welchen man auf gleiche Weise das Urdeutsche vom eingebürgerten Fremden zu unterscheiden hat. Kein Theil der deutschen Grammatik ist freylich so voll von Mängeln und Fehlern aller Art, als die Lehre von der Rechtschreibung, und nichts ist schwerer, als die Reinigung dieses Lugiasstalls. Allein so wenig empfehlenswerth hierin auch eine gewaltsame Neuerung scheint, so wenig darf man die Ausmerzung einzelner Fehler scheuen, welche gegen alle Analogie verstoßen: denn wenn der Grammatiker auch noch solche Fehler in Schutz nimmt, so ist niemahls Heil zu hoffen. Da, wo weder Aussprache, noch Abstammung, noch Schreibgebrauch entscheiden, bleibt die Analogie das einzige, mithin auch das höchste, Grundgesetz, nach welchem entschieden werden muß, und die allgemeine Regel für Rechtschreibung ist: Schreibe so, wie es die Gesetze der Sprache fordern. Eben darin liegt nun ein Hauptfehler der deutschen Rechtschreibung, daß sie erst spät auf bestimmte Gesetze zurück geführt ist, welche einander nicht gehörig untergeordnet, und zum Theil so widersinnig sind, daß sie der Verf. nicht alle namhaft macht. Dahin gehört besonders die leider noch allzu sehr vorherrschende Unterscheidungssucht ähnlicher Wörter, welcher wir nicht nur eine Stadt neben der Statt, sondern auch eine Jagd neben der Sacht oder Nacht zu verdanken haben, ungeachtet darin keine Verschiedenheit der Aussprache oder Abstammung, wie bey der Magd und Macht, vorherrscht. Bey

einer so leidigen Unterscheidungsucht der Deutschen, welche, alle Schranken der Vernunft überschreitend, sogar den gegen alle Analogie verstößenden Syntax von der Brot- und Fleischtaxe unterscheiden zu müssen glaubt, während sie den Perioden nach der Methode umzuwandeln sich nicht scheuete, ist es kein Wunder, wenn ein Schulmeister hart gebackenes Brot oder weich gebackenes Brod vom halb hart, halb weich gebackenen Brodte unterschied, und Adelong sich über die Unmöglichkeit freuen durfte, den Bock nach fünf verschiedenen Bedeutungen auf fünferley Art zu schreiben, wie man den Fuchs auf zwölferley Art zu schreiben vermöchte, weil sonst gewiß unterschieden wäre.

So sehr sich auch der Verf. bemüht, die früher von Adelong aufgestellte Regel: 'Schreib, wie du sprichst', bestimmter auszudrücken, so kann er doch auch seiner Bestimmung: 'Schreibe, wie du richtig sprichst und buchstabierst, keinen Laut mehr, aber auch keinen weniger', keine Folge in allen Fällen leisten, wenn man ihr nicht den Sinn unterschiebt: 'Schreibe, wie du richtig sprechen solltest'. Denn wie manches wird nicht nur der Abstammung gemäß, wie Dienstag und Jungfer, sondern auch wohl gegen dieselbe, wie Zukunft und Vernunft, anders geschrieben als gesprochen: und wie willkürlich der Schreibgebrauch in solchen Fällen entschieden hat, beweisen die Zahlwörter, bey welchen man in zwanzig und dreyßig der Aussprache, in vierzig und fünfzig oder gar fünfzig und sechszig der Abstammung folgt. Nichts sagend ist aber des Verfs Anmerkung S. 202. 'Wo der Schreibgebrauch so schwankt, daß von zwey verschiedenen Schreibweisen keine als die vorherrschende angesehen wer-

ben kann, und zugleich die Aussprache und Abstammung keine genügende Entscheidungsgründe an die Hand geben: da bleibt nichts übrig, als sich nach den gewichtigsten Stimmen zu richten, die einmahl gewählte Schriftform (Schreibweise?) aber consequent beyzubehalten. Welche sind denn die gewichtigsten Stimmen, oder, wie die frühere Ausgabe sich besser ausdrückte, die wichtigsten Gründe für eine derselben? Beruhen diese nicht, wie das ganze grammatische System einer Sprache, auf dem Gesetze der Analogie? Diese entscheidet aber nicht bloß in zweifelhaften Fällen, sondern auch in allen Fällen, wo der Schreibgebrauch mit sich selber, wie mit der Aussprache und Abstammung im Widerspruche steht. So ist es ein unverzeihlicher Widerspruch, wenn die Fremdwörter regiren und spaziren als von gieren und zieren stammend, der nach seiner Betonung rein deutsche Monath dagegen, wie der Soldat, mit fremdartiger Betonung, geschrieben wird. Hätte der Verf. wohl bedacht, daß die Schreibung Monath eben so wohl vor falscher Betonung warnt, als den Uebergang in Mond, wie Zierath in Zierde oder Zier, andeutet; so würde er nicht lieber Heimat, Heirat, Armut c., als Monath schreiben wollen.

Noch gar manche Inconsequenzen, welche der Grammatiker gegen den herrschenden Schreibgebrauch zu rügen hat, um wenigstens den ersten orthographischen Wust zu tilgen, könnte Rec. anführen; doch mag es genug seyn, nur noch einiges über den Gebrauch einzelner Buchstaben zu bemerken. Rühmlich sind des Verfs tief eindringende Bemerkungen über den Unterschied eines doppelten ß und ss; aber in der Unterscheidung des f und s möchte Rec. den Gelehrten noch et-

was zu bherzigen geben. Ob lispeln richtiger geschrieben sey, als lispeln, lassen wir dahin gestellt; allein wenn wir die Versendung von der Versendung und den Verstand von dem Verstande, wie von Mißstande, sorgfältig unterscheiden, warum denken die Gelehrten nicht an eine gleiche Unterscheidung fremder Wörter, wie District und distract, Discant und Descendenz, und schreiben abstract, wie Distanz, und transitiv, wie transcendent? Wenn aber dieser Tadel nur die Gelehrten trifft, welche durch die Vernachlässigung jenes Unterschiedes leicht eine Verkennung des Ursprungs der Wörter veranlassen; so verdient eine andere aus früherer Barbarey erhaltene Unsitte, bey welcher Laien ihre Nationalität verläugnen, und, sich mit fremden Federn schmückend, den Gelehrten spielen. Dahin gehört der Gebrauch eines c für k, gu für w, und ph für f, in urdeutschen Namen, wie Carl für Karl, Guelphe für Welfe, Adolph, Ludolph, Rudolph, für Adolf, Ludolf, Rudolf. Höchstens läßt sich der Guelphe als historischer Gegensatz von Ghibellinen vertheidigen; da man aber sogar den Guardian mit seiner fremdartigen Endung und Betonung in einen Wardein verwandelt hat, warum soll der Marquard nicht auch wie ein Siegwart geschrieben werden? oder der Burchard wie ein Bernhard? Freylich lassen sich nicht alle Namen, wie Leonhard und Richard, ihres fremden Gewandes entkleiden; aber wenn man einen Nicolaus in Claus verwandelt, sollte man ihm doch auch ein deutsches Gewand geben, wie man das Elfenbein vom Elephanten unterscheidet. Die Schreibung Conrad für Konrad dünkt uns

eben so tabelnswerth, als die entgegen gesetzte Conrector für Conrector: denn nur in griechischen Wörtern, wenn wir sie nicht, wie die Encyclopädie, von den Römern empfangen, darf man ein K an die Stelle des C setzen.

Die Wortlehre ist vom Verf. vorzüglich gut behandelt, und ungern enthält sich Rec., um seine Anzeige nicht allzu sehr anzuschwellen, der Auszeichnung einzelner Partieen, da des Guten, was man sonst vergeblich suchte, zu viel ist, als daß es hier namhaft gemacht werden könnte. Nur das mag bemerkt werden, daß, wer nicht nur die Gesetze der Sprache, wie sie jetzt gelten, sondern auch, wie sie sich allmählich bildeten, kennen zu lernen wünscht, ohne mit weitschweifiger Gelehrsamkeit überfüllt zu werden, hier eine reiche, aber doch leicht übersehbare, Ausbeute findet. Nicht leicht ist ein nützlichcs Buch ungelesen, oder eine gute Bemerkung unbenuzt geblieben: möge so der Verf. noch lange mit ungeschwächter Gesundheit diesem Fache der Gelehrsamkeit seine Muße widmen können! Indem Rec. dem Verleger und Drucker gleiche Belobung für die gute äußere Ausstattung des Lehrbuches zollt, fügt er nur noch einige Bemerkungen hinzu, wie sie sich ihm bey wiederholter Durchsicht darboten. Schon die Declinationen findet man auf eine so umständliche Weise behandelt, daß man nur wenigcs anders dargestellt wünschen möchte; aber noch befallswürdiger ist das System der Conjugationsformen ausgearbeitet. In Hinsicht auf die Lehre von der Wortbildung sey es vergönnt, hier noch etwas über die Comparativform des Adjectivcs viel zu sagen, und damit zugleich eine Probe zu geben, wie sehr sich diese Ausgabe von der frühern durch stäte Berücksichtigung dessen, was

einst gebräuchlich war, auszeichnet. Im Althochdeutschen war nach dem Verf. vilu nur ein Adverbium, dessen Adjectiv manac lautete, wovon sich noch das Substantiv Menge erhalten hat, wogegen manch für mannig eine beschränktere Bedeutung erhielt, und seine frühere Comparation schon im Mittelhochdeutschen verlor, worin neben manec auch schon vil als Adjectiv erscheint. Mit dem Adjective viel verband man die Steigerungsformen mehr und meist, welche im Althochdeutschen nur die Größe bezeichneten, aber später auch zu einem unbestimmten Zahlworte wurden.

Neben dem althochdeutschen mëro gab es aber auch eine Form mit doppeltem r, mëriro oder mëroro, welche im Mittelhochdeutschen kürzer merre für mëre lautete, im Neuhochdeutschen aber sich in mehrere verwandelte. So alt nur auch diese Form seyn mag, so verdient sie doch eben so wohl, wie der gleich fehlerhafte Comparativ öfterer, um so mehr getilgt zu werden, als sie sich von ähnlichen Gebilden, z. B. beze-rôro für bezero (bessere), nur allein noch erhalten hat, und zugleich Zunge und Ohr beleidigt. Haben wir sogar den althochdeutschen Comparativ êriro und mittelhochdeutschen erre für eher getilgt, ungeachtet der Superlativ erst noch sein r behalten hat; warum wollen wir den Comparativ mehrere mit doppeltem r bilden, da doch der Superlativ meiste nicht ein einziges hat? Wer sich ein Mehreres für Mehres zu sagen erlaubt, müßte auch das Adverbium mehr in mehrer, und das Verbum mehren in mehreren verwandeln, wie noch der Niederdeutsche einen Comparativ sêrer für sêre für sehr bildet. Aber so wie Mehreres für Meh-

reß nur in Folge einer Selbsttäuschung aufkam, so haben sich auch die Grammatiker selbst geteuscht, wenn sie mehrere durch Auflösung des mittelhochdeutschen merre entstanden glaubten, während erre nur auf ehere für frühere führte, oder wenn sie einen Unterschied zwischen mehren und mehreren fest stellten, welcher mit dem deutschen Sprachgebrauche streitet. Denn man kann wohl sagen: 'daß alte Griechenland enthielt mehre oder mehrere kleine Staaten'; aber nimmermehr: 'daß alte Griechenland enthielt mehre kleine, als große Staaten';- sondern in diesem Falle nimmt das Zahlwort mehr gar keine Flexion an. Was aber die Sonderbarkeit außs höchste steigert, ein falsch gebildetes Meh-reres, so widerlich es auch lautet, soll durch den Gebrauch geheiligt seyn, ein dem analog gebildetes Mehrste für Meiste aber verwerflich, weil es geschichtlich unbegründet sey. Hat denn die Analogie so wenig Werth, daß nur dasjenige gelten soll, was die größere Zahl der Unwissenden schuf?

Grotensend.

L e i p z i g.

Dybsche Buchhandlung, 1838: Beiträge zur ältern Literatur, oder Merkwürdigkeiten der Herzogl. öffentlichen Bibliothek zu Gotha herausgegeben von Fr. Jacobs und F. A. Ukert. Dritten Bandes erstes Heft. 211 Seiten in 8.

Der Plan und der Werth dieses Unternehmens, dessen Fortgang wir mit Theilnahme sehen, ist unsern Lesern schon aus den Anzeigen der früheren Hefte bekannt, weshalb wir uns nur auf eine Angabe des Inhaltes beschränken. Es be-

ginnt mit Sect. XVI. Lateinische Dichter und Redner des Mittelalters. In 42 Nummern werden hier aus eben so vielen Handschriften oder alten Drucken zuerst Beschreibungen von diesen mit Proben aus den Gedichten, und in den Anmerkungen Nachricht über die Verfasser und ihr Leben mitgetheilt von F. J., theils kirchlichen, theils andern Inhalts, welche besonders für die Geschichte der lateinischen Poesie jener Zeit reichen Stoff darbieten. Sect. XVII. Vermischtes von F. J. und A. U. S. 67 — 144. Größere Auszüge und Nachrichten aus einzelnen Werken in 16 Nummern. Wir machen hier zuerst auf *N^o 1.* aufmerksam: *Histoire d'ysaye le Triste.* Von diesem alt französischen Ritterromane, von dem nur die Handschrift in Gotha bekannt, und unvollständige Ausgaben vorhanden sind, wird hier eine ausführliche Inhaltsanzeige und Sprachproben mitgetheilt. Die letzten sechs Nummern, Fechtbücher überschrieben, geben Auszüge aus Fechtbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts, die für die Geschichte der Sitten jener Zeit von Interesse sind. Sect. XVIII. Druckdenkmähler ohne Ort und Jahr (S. 147 — 188) geben von fast 300 alten Drucken das Verzeichniß und Nachricht. Sect. XVIII. Appendix critica von Fr. J., gibt aus dortigen Handschriften zuerst aus Sextus Rufus Breviarium, und demnächst der Schrift des Jamblichus de Mysteriis Aegyptiorum, die Varianten, die für künftige Bearbeiter dieser Schriften wichtig sind. Mit Dank erkennen wir auch diesen Beytrag der Herausgeber, die Schätze der dortigen Bibliothek gemeinnützig zu machen.

B e r l i n .

Bey C. S. Mittler, 1838: Elemente der Krystallographie, nebst einer tabellarischen Uebersicht der Mineralien nach den Krystallformen von Gustav Rose. Zweyte Auflage. XII u. 175 Seiten in Octav. Mit zehn Kupfertafeln.

Daß diese Schrift, deren erste Auflage im J. 1833 erschien und in diesen Blättern (J. 1834. S. 2015.) mit gebührender Anerkennung angezeigt wurde, schon jetzt in einer zweyten Auflage vorliegt, zeugt von dem großen Beyfalle, der ihr zu Theil geworden. Wenn gleich der Plan im Ganzen derselbe geblieben ist, so hat doch der Verfasser vieles umgearbeitet, namentlich die Abschnitte, welche die allgemeinen Betrachtungen über die Krystallformen und die Beschreibung der Formen des zwey- und eingliedrigen Krystallisationsystems enthalten. Auch hinsichtlich der Nomenclatur ist einiges abgeändert. In der tabellarischen Uebersicht der Mineralkörper nach den Krystallformen, bey welcher die Chemischen Formeln, welche die erste Auflage enthält, von Vielen gewiß ungerne vermist werden, sind die Mineralien jetzt in sechs Spalten neben einander, und in diesen nach ihrer chemischen Zusammensetzung in Classen, Ordnungen, Gattungen und Arten zusammen gestellt. Die in der ersten Auflage angehängten Anmerkungen, sind in dieser zweyten nicht wieder abgedruckt. Ohne Zweifel wird die treffliche Schrift auch in dieser neuen Gestalt sich schnell verbreiten und dem Studium der Mineralogie und Krystallographie förderlich seyn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 5. November 1838.

G ö t t i n g e n.

Vom 24. October 1788 ist das Rescript datirt, wodurch 'auf Sr Königl. Majestät und Churfürstlichen Durchlaucht allergn. Specialbefehl' der Universität die Ernennung des Unterz. zum außerordentlichen Professor der Rechte bekannt gemacht wurde, und darnach ist denn in unserm Herrn Univ.-R. Desterley viertem Bande der Pütter-Saalfeld'schen Geschichte, diese Begebenheit auch bey ihm genauer angegeben, als es in den vorigen Bänden bey den da genannten Männern geschehen war, wo man die Mühe dieser Nachforschung gescheut und sich immer mit dem Jahre begnügt hatte, den Geburtstag und bey Verstorbenen den Todestag ausgenommen. Selbst bey den, erst in neueren Zeiten aufgekommenen oder doch viel häufiger gewordenen, vom Zufalle eines längern Lebens abhängigen, Feyerlichkeiten und Ehrenbezeugungen nach Ablauf eines halben Jahrhunderts, sah man nicht so genau auf den Tag, den man so selten, und vollends früh genug, wußte, nur daß die schon

früher gewöhnlich gewordene Erneuerung des Diploms bey dem Doctorjubiläum dasselbe Datum hatte, wie die Promotion selbst. Dem Unterz. ist nun bey seinem Doctorjubiläum so viele Gnade und Ehre (Gött. gel. U. St. 85, wo ein Glückwunsch, in Patentformat, der Facultät zu Basel noch nicht genannt seyn konnte, u. 86) auch öffentlich erwiesen worden, daß es gewiß keiner besondern Bescheidenheit von seiner Seite bedurfte, um diese auch, wie es zum Theil ausdrücklich gesagt war, auf die Erinnerung an seine Ernennung zum Professor zu beziehen, welche ja schon früher vom Könige genehmigt worden war, auf welche er schon bey seiner Promotion gegründete Aussicht hatte, und welche er natürlich erst später erfuhr, daß sie erfolgt sey als an dem erwähnten Tage der wirklichen Ausfertigung, wie denn vollends die Vollziehung in dem gewöhnlichen Sinne, d. h. die Beeidigung und der Antritt der Professur sich noch mehr verzögerte. Dessen ungeachtet hat, um auch hier nur von dem zu sprechen, was durch den Druck gewissermaßen öffentlich geworden ist, die Freundlichkeit seiner juristischen Collegen auf einer andern Universität auch den 24. October ihm eine Ehre erwiesen, wie sie ihm wenigstens aus der nur etwas ältern Gelehrtengegeschichte nicht bekannt ist. Die Juristenfacultät zu Bonn hat ein Glückwunschsreiben an ihn drucken lassen, und der Decan derselben, Herr Prof. Böcking, hat ins Besondere ein Stück der von ihm bearbeiteten, noch unter der Presse befindlichen, vollständigen, notitia dignitatum, nämlich praepositurae magistri militum praesentalium a parte peditum als das vierzigste Kapitel des occidens mit einer deutschen Uebersetzung und einem Commentare, ihm

gewidmet, beides in Quart, die notitia selbst aber wird in Octav gedruckt.

Hugo.

L e i p z i g.

Bey Breitkopf und Härtel 1837, auf 100 Seiten gr. 8.: Ueber die legis actio sacramenti, von Dr Gustav Asverus, außerordentlichem Prof. der Rechte an der Univ. Jena. Diese Schrift über eine einzelne legis actio, die bey Gaius immer im Ablativ steht, obgleich auch in dem Promptuarium sacramenti actio vorkommt, aber ohne Beweisstellen, da der Genitiv nie von actio, sondern von asses oder praedes regiert wird, ist ein Bruchstück, oder eine gelegentliche weitere Ausführung eines Punctes aus einem größern Werke, von welchem der Verf. spricht, ohne deutlich zu sagen, wovon es handeln wird. Die legis actiones überhaupt sind es wohl nicht, denn auch davon ist nur als von Etwas, dessen bessere Begründung dabey höchst wichtig gewesen, die Rede. Auf die weitere Ausführung wird denn auch öfters verwiesen. Der Hauptgedanke dessen, was schon gedruckt ist, besteht darin, daß sacramentum sey ein gerichtlicher Zweykampf gewesen. Ein solcher läßt sich nun, als ein Ueberbleibsel des rechtlosen Zustandes auch unter der Obrigkeit, wohl denken, und es ist bekannt, wie er im deutschen Rechte noch im Mittelalter vorkam. Hier ist nun eine Stelle in der lex Allemannorum schon im ersten Paragraphen, und S. 12 ist noch eine Stelle im Stobäus hinzu gekommen, worin den Umbrern bey dem Streite über Grundeigenthum dieselbe Sitte zugeschrieben wird. Als directere Beweise werden nun die Bedeutung von sacramentum im Kriegsdienste und von hostis, wohl

auch als Gegner in einem Rechtsstreite, dann auch die vielen Zweykämpfe eines Römern mit einem Feinde angeführt, von denen freylich auch bey anderen Völkern der Riese Goliath und der kleine David ein bekanntes Beyspiel ist. Die Centumviralsachen seyen capitales gewesen, soll auch ein Beweis seyn. Selbst die anderen legis actiones, welche Gajus hinter der: sacramento, und alle, wohl nicht bloß zufällig, wie die Neueren in solchen Fällen gewöhnlich thun, nicht mit dem Ablativ, sondern mit per nennen, namentlich die vierte und fünfte per manus injectionem, und per pignoris capionem, werden damit in Verbindung gebracht, hingegen per iudicis postulationem soll der Gegensatz von dem sacramentum seyn. Der Unterz. ist nun freylich durch die Gründe des Verfs nicht überzeugt worden, er kann aber nicht leugnen, daß er die Schrift mit Vergnügen gelesen und von weiteren Ausführungen in demselben, allenfalls etwas vorsichtiger, Geiste für die innere Rechtsgeschichte noch manches Gedeihliche erwartet.

Hugo.

B e r l i n .

Bey G. Reimer. Friedrich Schleiermacher's sämtliche Werke. Erste Abtheilung. Zur Theologie, siebenter Band. Auch unter dem Titel: Friedrich Schleiermacher's literarischer Nachlaß. Zur Theologie, zweyter Band. Hermeneutik und Kritik mit besonderer Beziehung auf das Neue Testament. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen herausgegeben von Dr Friedrich Rücke. 1838. XVIII u. 389 Seiten in 8.

Es ist das erste Mahl, daß in diesen Blättern von der Gesamtausgabe der gedruckten und ungedruckten Werke des sel. Dr Schleiermacher

die Rede ist. Schon sind 11 Bände dieser Sammlung aus verschiedenen Abtheilungen erschienen. Der Unterzeichnete aber hat die Pflicht, öffentlich davon zu sprechen, bis zu diesem Bande verschoben, weil ihm dieser, eben als eigene Arbeit, die natürlichste Veranlassung und ein doppeltes Recht dazu zu geben schien.

Werkesammlungen gehören nach der neuern Sitte zu den Ehren und Privilegien ausgezeichneten Schriftsteller. Die Nation gestattet, ja fordert sie, wenn Menge und Manigfaltigkeit der Werke mit nationaler Bedeutung und classischem Werthe zusammen treffen. So signiert die Nation die Stammwerke ihrer Bibliothek. Mag hier und da das Urtheil schwanken, oder fehl greifen durch den Einfluß literarischen Parteywesens und buchhändlerischer Betriebsamkeit, im Ganzen wird man es treffend und gerecht finden.

Die Nation hat längst über Schleiermacher gerichtet; sie hat ihn von Anfang an als einen ihrer ausgezeichnetsten, schärfsten Geister geehrt. So wäre lächerlich, daß vorliegende Unternehmen erst rechtfertigen zu wollen. Er hat, als er lebte, seine Werkkenner, Feinde, Meider gehabt. Aber eben dies gehört, wie die Welt einmahl ist, zu den Insignien jedes großen Mannes. Er selbst hat im Vertrauen zu seiner Nation die Bekanntmachung seines literarischen Nachlasses sterbend angeordnet. Er wollte von der Nachwelt ganz erkannt seyn, auch in seinen unvollendeten Werken, seinem Streben, seinen vor der Welt verborgenen Studien und Arbeiten. — Bald nach seinem Tode haben, damit der Contrast gegen die glänzende Todtenseyer und die Lobreden der Freunde nicht fehle, einige wenige, die sich an seiner Größe geärgert, seinen Namen verlästert, und ihn wegen des Verderblichen, welches sie in ihm zu finden glaubten, der leichtsinnigen Ver-

geflichkeit der Welt so schnell als möglich zu übergeben gesucht. Man begreift es: aber, was so rein vergeblich ist erregt nur Mitleiden oder Lachen; kaum gehört, ist es vergessen. Die Nation, insbesondere die Kirche, für die er vorzugsweise gearbeitet, wird Schleiermacher's Namen und Werke in Ehren und Gebrauch behalten trotz der critischen Predigerbibliothek und der evangelischen Kirchenzeitung, denen sein Name, seltsam genug, gleicher Weise ein Gräuel geworden von Rechtswegen. Auch Delbrück's rhetorische Suggillationen werden nichts versfangen. Das Fegfeuer war gering und wird ihn nicht schmerzen.

Die Sammlung der Werke ist so eingerichtet, daß in den drey Abtheilungen, zur Theologie, Predigten, zur Philosophie die verschiedenen Schriften Schleiermacher's gut zusammen gefaßt werden können. Nur die kleineren Gelegenheitschriften, meist polemischer Art, werden sich etwas schwer einrangieren lassen. Auf keinen Fall wird man sie auslassen dürfen. Das Publicum hat ein Recht darauf. Ihre verletzende Kraft haben sie längst ausgeübt. Abgesehen von ihrer classischen Form, gehören sie so wesentlich zur vollen Characteristik Schleiermacher's, daß die Nachwelt klagen wird, wenn man sie in der Zerstreung untergehen läßt. In früheren Jahren hat Schleiermacher auch Recensionen geschrieben. Ich kenne nur die eine von Spaldings Leben seines Vaters in der Genaischen Literaturzeitung. Aber sie sind gewiß alle der Aufbewahrung werth. Will man nun auch seine Epigramme, die schon gedruckt sind, nicht verloren gehen lassen, so wird am Ende ein Band gemischten Inhalts nöthig werden, worin auch wohl einige von seinen Aufsätzen in öffentlichen Diensten, so wie die bedeutendsten seiner Briefe Platz finden könnten. Man hat seinen practischen Scharfblick gerühmt. So ge-

nannte Acten waren sein Genre nicht. Aber man hat von durchgreifenden Gutachten gehört. Es wäre schade, wenn sie verloren gingen. — Und wiewohl er nicht gerade ein fleißiger Brieffschreiber war, so besitzen doch seine Freunde gewiß manche Briefe von ihm, welche unvergeßliche Züge seines Geistes und denkwürdige Gedanken über die Zeitercheinungen enthalten.

In jeder Abtheilung ist der literarische Nachlaß von dem bereits Gedruckten unterschieden und besonders betitelt.

Wenn man hier und da schon öffentlich geklagt hat, daß die Sammlung im Ganzen so langsam fortschreitet, daß noch bedeutende Hauptwerke, wie die Dialectik, der eigentliche Schlüssel zu Schleiermacher's Wissenschaft, zurück sind, so ist die Klage an sich gerecht. Allein man sollte auch billigerweise die Schwierigkeit und theilweise Läßigkeit solcher Arbeiten in Erwägung ziehen. Ausgearbeitetes, was ohne Weiteres in Druck gegeben werden könnte, ist wenig oder nichts vorgefunden worden. Soll nun aus dem meist fragmentarischen handschriftlichen Nachlasse und den nachgeschriebenen, in verschiedenen Jahren immer mehr und weniger verschieden gehaltenen Vorlesungen ein Ganzes redigiert werden, so weiß ich aus Erfahrung, wie schwer das ist, wie viel Vorarbeit dies kostet, und wie man zu solchen Arbeiten nicht immer aufgelegt und bemüßigt ist.

Der vorliegende Band enthält die Hermeneutik und Critik in besonderer Beziehung auf das N. T. Die Vorrede gibt Auskunft über die dazu gebrauchten Materialien und die Methode ihrer Bearbeitung. Der Hauptgesichtspunct aber war, aus jenen Quellen nur so viel als möglich authentische und vollständige Darstellung zu geben. Die Basis des Authentischen lag in Schleiermacher's Excerpten, aber je unvollständiger und

fragmentarischer diese waren, besonders in der Critik, desto mehr mußten für die Vollständigkeit und den Zusammenhang des Ganzen die nachgeschriebenen Vorlesungen zu Quellen dienen. Im Ganzen habe ich die zuletzt gehaltenen Vorlesungen, hie und da abgekürzt, zum Grunde gelegt, aber, wenn frühere Beachtungswerthes enthielten, dies nicht verschmäht. Schleiermacher's Vorlesungen, durchaus frey gehalten, hatten überwiegend den Character der lauten Meditation, des freyen Gesprächs, ohne alle Künstlichkeit und Geschmücktheit. Ich habe für Pflicht gehalten, diesen Character nicht zu verwischen, und nur hie und da, wo es durchaus nothwendig schien, den Stil corrigiert, aber so viel ich weiß, in Schleiermacher's eigener Art.

Die Vorrede enthält eine kurze Bezeichnung der eigenthümlichen Stellung und Bedeutung dieses Werkes für die Wissenschaft.

Die practische Beziehung der Darstellung gehört vorzugsweise der Theologie an, aber die wissenschaftliche Begründung und der eigentliche Stamm der allgemeinen Philologie. In beiderley Rücksicht ist die Auffassung originell, und wenn man damit Früheres vergleicht, in Hinsicht der wissenschaftlichen Construction epochemachend, da Schleiermacher überall den Weg der bloßen Observation, auf welchem beide Disciplinen bisher stehen geblieben waren, verlassen, und darauf ausgegangen ist, die Erfahrung, die er auf beiden Gebieten selber gemacht oder von Andern aufgenommen hat, aus ihren letzten Gründen im Wesen des menschlichen Denkens und der Sprache zu erklären, zu begründen und systematisch zu ordnen, ohne in leere, abstracte Speculationen zu gerathen. So wird diese Schrift, wie wir hoffen, ein doppeltes Publicum haben, ein philologisches und ein theologisches. Beiden empfehlen wir sie — nicht als ein vollendetes, sondern als ein energisch neu anfangendes und originell anregendes Werk.

Von den Werken, die mir bey der Vertheilung des Nachlasses zugefallen sind, wird die Einleitung in das N. T. zunächst heraus gegeben werden.

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. 179. Stück.

Den 8. November 1838.

Stuttgart.

E. Schweizerbart's Verlags-Handlung, 1838:
Ueber den Menschen und die Entwicklung sei-
ner Fähigkeiten, oder Versuch einer Physik
der Gesellschaft, von A. Quetelet, Direc-
tor der Sternwarte zu Brüssel. Deutsche Aus-
gabe, im Einverständniß mit dem Herrn Verfasser
besorgt und mit Anmerkungen versehen von
Dr. W. A. Naeffle, Mitgliede des Württembergi-
schen ärztlichen Vereins. Nebst einem Anhange,
enthaltend die Zusätze des Herrn Verfassers zu
dieser Ausgabe. Mit 7 Tafeln. XXIV u. 656
Seiten in Octav.

Es gehört kein geringer Muth dazu ein Werk
wie das vorliegende zu unternehmen. Es be-
zweckt nichts weniger, als alle Verhältnisse des
Menschen, seine inneren und äußeren Zustände,
Fähigkeiten, Fortschritte, in Zahlen darzustellen
und in solchen Zahlen ein Maß für alle mensch-
lichen Beziehungen zu erlangen. Dennoch ist es
dem Verfasser, der Thätigkeit, Ausdauer, um-
fassende Kenntnisse in gleich hohem Grade in sich

vereinigt, gelungen, so weit es ihm die vorhandenen oder zu erreichenden Hülfsmittel erlaubten, seinem Ziele sich zu nähern. Dadurch, daß er einen des Gegenstandes vollkommen kundigen, sprachverwandten Uebersetzer gefunden hat, ist, auch abgesehen von den schätzenswerthen Zusätzen, die Schrift gewissermaßen zu einem deutschen Originalwerke geworden.

Der Verf. hat sich zur Aufgabe gestellt, bey allen den Menschen angehenden Verhältnissen und Erscheinungen nach dem zu fragen und zu forschen, was er 'den mittlern Menschen' nennt, das heißt, das von allen individuellen und localen Beziehungen freye Gesamtergebnis. So wie man nämlich jetzt in der Naturkunde von einer mittleren Temperatur, einem mittleren Barometerstande, einer mittleren Windeßrichtung spricht, als dem Ergebnisse aller für einen gewissen Raum oder eine bestimmte Zeit gemachten Beobachtungen, worin sich das Wesentliche, das Vorherrschende concentrirt, um welches alle einzelnen Data hinauf- oder hinabwärts oscillieren, eben so sucht er in den bürgerlichen und geselligen, in den körperlichen und moralischen, ja in den geistigen Zuständen diejenige Größe, aus mühsamen Zahlenvergleichen zu ermitteln, welche ihm als Anhaltspunct zu vielfachen Schlüssen und Folgerungen dient. Das Verfahren ist an sich nicht neu, und wir haben z. B. in der Schrift von Casper über die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen (diese Blätter 1836. St. 105. S. 1045 ff.) eine ganz ähnliche Bemühung bereits zu würdigen gehabt. Aber neu ist die umfassende, auf die kleinsten Details eingehende, Behandlung des Gegenstandes. Der Werth der einzelnen Resultate ist relativ, denn er hängt von der Dauer der Beobachtungen und von der in-

neren Glaubwürdigkeit der Zahlenangaben ab. Manche Folgerung wird sich gewiß aus länger fortgesetzten und vollständigeren Tabellen ganz anders gestalten, manche ist sicherlich schon zu voreilig und einseitig gezogen; aber Vieles scheint auch nach den bisherigen Hülfsmitteln zu ganz sichern und zuverlässigen Schlüssen zu berechtigen. Wer sich überhaupt vor Zahlentabellen scheut oder ihnen wenig Gewicht beylegt, wird vielleicht diese ganze Arbeit für überflüssig halten; bey näherer Durchsicht wird er jedoch finden, daß der Verf. es verstanden hat, auch unabhängig von den numerischen Erörterungen oder in Begleitung derselben viele den Staatsmann wie den Statistiker, den Physiologen wie den Arzt gleich interessierende Bemerkungen darzulegen.

Eine Uebersicht des Inhaltes nebst einigen charakteristischen Stellen, wird den Reichthum dieses Werks und die Art der Behandlung am besten zeigen.

Die Einleitung spricht von der Entwicklung des Menschen in körperlicher und geistiger Beziehung, untersucht, ob die Handlungen desselben nach bestimmten Gesetzen erfolgen; auf welche Weise die ihn betreffenden Gesetze zu erforschen und zu erklären sind, und entwickelt die Einflüsse, denen er unterworfen ist.

In Beziehung auf die vorkommenden Verbrechen sagt er S. 6: 'Diese Beständigkeit, mit der dieselben Verbrechen von Jahr zu Jahr in derselben Ordnung wiederkehren und dieselbe Strafe in denselben Verhältnissen nach sich ziehen, ist eine der merkwürdigsten Thatsachen, mit denen uns die Statistiker der Gerichtshöfe bekannt machen; ich habe mich in meinen verschiedenen Schriften besonders bemüht, sie zu beleuchten; unermüdet bin ich Jahr für Jahr auf die Behauptung

tung zurück gekommen: es gibt ein Budget, das mit einer schauerlichen Regelmäßigkeit bezahlt wird, nämlich das der Gefängnisse, der Galeeren und der Schaffotte; hier vor Allem sollte man auf Ersparnisse Bedacht nehmen.'

Erstes Buch. Entwicklung des Menschen in Beziehung auf seine körperlichen Fähigkeiten, a) Bestimmung des mittlern Menschen im Allgemeinen; b) von der Bestimmung des mittlern Menschen in Beziehung auf seine körperlichen Eigenschaften. Erster Abschnitt. Von den Geburten überhaupt und von der Fruchtbarkeit. Zweyter Abschnitt. Vom Einflusse der natürlichen Ursachen auf die Zahl der Geburten. a) Einfluß des Geschlechts; b) des Alters auf die Fruchtbarkeit der Ehen; c) des Ortes; d) der Jahrgänge; e) der Jahreszeiten; f) der Tageszeiten. S. 33 heißt es: 'das von Hufeland aufgestellte Verhältniß der gebornen Knaben zu den Mädchen ist einestheils zu niedrig, andernteils auch keineswegs so constant, wie er annimmt; wie denn überhaupt kein Naturgesetz so unwandelbar zu seyn scheint, daß es nicht durch verschiedenartige Einflüsse Abweichungen erleiden könnte und müßte'. Dritter Abschnitt. Von dem Einflusse der zufälligen (oder perturbierenden) Ursachen auf die Häufigkeit der Geburten. a) Einfluß der Berufsgeschäfte, der Nahrung u. c.; b) der Sittlichkeit; c) der politischen und religiösen Institutionen. Die Fruchtbarkeit ist schwach bey armen und unterdrückten Völkern. Ein ausschweifendes Leben vermindert die Fruchtbarkeit bey den Individuen. Zuweilen veranlassen Entfittlichung und Elend eine große Fruchtbarkeit und eine übermäßige Sterblichkeit. Vierter Abschnitt. Von den Todtgeborenen. In den Städten ist das Verhältniß der Todtgeborenen zu den Geburten größer

als auf dem Lande. Fünfter Abschnitt. Einfluß der natürlichen Ursachen auf die Sterbefälle. a) Einfluß der Dertlichkeiten; b) des Geschlechts; c) des Alters; d) der Jahrgänge; e) der Jahreszeiten; f) der Tageszeit; g) der verschiedenen Krankheiten. Wir können nicht umhin, auf folgende Stelle (S. 135) aufmerksam zu machen: 'Der Mensch lebt während seiner ersten Lebensjahre auf Kosten der Gesellschaft; er contrahiert eine Schuld, die er in späterer Zeit zahlen soll; und stirbt er noch vorher, so war sein Daseyn eher eine Last als ein Gewinn für seine Mitbürger. Will man wohl wissen, wie hoch sie sich beläuft? Nehmen wir die Kosten so gering als möglich an; ich finde, daß im J. 1821 sämtliche Unterhaltungskosten eines Kindes, von der Geburt an bis zu einem Alter von 12 — 16 Jahren, in den Verpflegungsanstalten des Königreichs der Niederlande im Durchschnitt auf 1110 Franken sich beliefen; ich will aber nur 1000 Franken annehmen, und diese Summe wird, selbst für Frankreich, nicht zu hoch seyn. Jedes Individuum, welches die Kinderjahre überlebt, hat somit eine Art von Schuld contrahiert, die sich mindestens auf 1000 Franken beläuft, eine Summe, welche die Gesellschaft zur Unterhaltung des ihrer Mildthätigkeit überlassenen Kindes vorgestreckt hat. Nun werden aber in Frankreich jährlich mehr als 960000 Kinder geboren, von denen $\frac{2}{5}$ wieder hinweg gerafft werden, ehe sie haben Nutzen leisten können; diese 432000 Unglückliche lassen sich als eben so viele fremde Gäste betrachten, die ohne Vermögen, ohne Erwerb an der Consumtion Theil nehmen und sich dann wieder entfernen, ohne andere Spuren von ihrem Besuche zurückzulassen, als einen leidvollen Abschied und ewiges Bedauern. Der Aufwand, den sie

veranlaßt haben, ungerechnet die Zeit, die man ihnen gewidmet hat, beläuft sich auf die ungeheure Summe von 432 Mill. Franken'. Bey der Angabe über die Mortalität der Lungenschwindsucht wird die Behauptung von Marc d'Espine citiert (S. 210), daß nämlich nie eine Epidemie grafierte, welche so viele Opfer auf eine so jämmerliche Weise dahin gerafft habe, und die mörderischste Seuche, die Pest, nicht ausgenommen, scheine keinen größern Verhältnistheil der davon Befallenen zu tödten, als die Schwindsucht. Sechster Abschnitt. Einfluß der zufälligen (oder perturbierenden) Ursachen auf die Häufigkeit der Todesfälle. a) Einfluß der Berufsgeschäfte, des Wohlstandes u. c.; b) der Sittlichkeit; c) der Aufklärung und der politischen und religiösen Einrichtungen. S. 261: 'Es scheint jetzt als eine ausgemachte Thatsache betrachtet werden zu können, daß in denjenigen Ländern, wo die Civilisation die bedeutendsten Fortschritte macht, zugleich die größte Abnahme der Sterblichkeit beobachtet wird.' Siebenter Abschnitt. 1) Von der Bevölkerung und ihrer Zunahme; 2) von den Bevölkerungstafeln; 3) können uns die Bevölkerungsverhältnisse Aufschluß über die Wohlfahrt eines Volkes geben? Die bloße Zahl der Geburten sey unzureichend, um die Wohlfahrt eines Volkes zu bestimmen. Die Zahl der Sterbefälle sey vorzuziehen. Sie könne indeß eben so gut wie die Zahl der mittlern Lebensdauer irreführen.

Zweytes Buch. Von der Entwicklung der Größe des Körpers, seines Gewichts, seiner Kraft u. s. w. Erster Abschnitt. Entwicklung des Wachses. Zweyter Abschnitt. Von der Zunahme des Gewichts und von dem Verhalten desselben zu

der Entwicklung des Wuchses. a) Gewicht und Wuchs in den verschiedenen Lebensaltern; b) das Verhältniß des Gewichts zu dem Wuchse; c) Gewicht einer Bevölkerung; Gewicht und Größe des menschlichen Knochengestüßes. Aus 80 Messungen von Studenten der Cambridger Universität hat sich als mittleres Maß des Einzelnen die beträchtliche Größe von 5 Fuß 9 $\frac{1}{2}$ Zoll ergeben. (In Cambridge ist es nämlich Sitte, daß die jungen Leute, welche auf die Universität kommen, sich bey einem Kaufmanne der Stadt sorgfältig messen und wägen lassen, der zu diesem Behufe ein Buch hält, in das sich jeder einschreibt. Aus diesem Buche sind die Zahlen ausgezogen). S. 367: 'Das Maximum seines Gewichts erreicht der Mann um das 40ste Lebensjahr; um das 60ste fängt dasselbe an, eine merkliche Abnahme zu erfahren; im 80sten Jahre hat es um ungefähr 6 Kilogrammen adgenommen. Auch sein Wuchs hat merklich abgenommen, und diese Abnahme beträgt ungefähr 7 Centimeter'. 'Das Weib erreicht das Maximum ihres Gewichtes später als der Mann; um das 50ste Lebensjahr wiegt es am meisten'. Dritter Abschnitt. Entwicklung der Muskelkräfte. Die nach einander folgenden Kraftäußerungen nehmen allmählich an Stärke ab. Vierter Abschnitt. Athemzüge, Pulsschläge, Geschwindigkeit &c. Die constanten Größen in dem, was der Mensch zu thun und zu vollbringen vermöge, seyen theilweise durch unsere Organisation bedingt, und insbesondere durch einige von unsern natürlichen Verrichtungen und Eigenschaften, z. B. die Inspiration, die Schläge des Herzens, den Wuchs &c.

Drittes Buch. Entwicklung der sittlichen und geistigen Fähigkeiten des Menschen. Erster

Abchnitt. Entwicklung der geistigen Fähigkeiten. a) Entwicklung der Intelligenz; b) von den Geisteskrankheiten. Der Wahnsinn sey kein Kind der Civilisation; selten bey den Wilden, sey er häufiger unter halb gebildeten Nationen, als in den civilisirtesten Ländern der Erde. Zweyter Abchnitt. Entwicklung der moralischen Fähigkeiten. a) Von der Vorsicht, der Mäßigkeit, der Thätigkeit zc.; b) von den Selbstmorden und den Duellen. Der Selbstmord sey in den Städten häufiger. Dritter Abchnitt. Von der Entwicklung des Hanges zum Verbrechen. a) Von den Verbrechen überhaupt und von dem Verhältniß der Verurtheilungen; b) von dem Einflusse der Aufklärung, des Standes und des Klimas auf den Hang zum Verbrechen; c) von dem Einflusse der Jahreszeiten; d) des Geschlechts; e) des Alters, S. 499 findet sich die Bemerkung, daß sich bey einem Franzosen 1 gegen 4462 dafür wetten lasse, daß er im Laufe eines Jahrs in Anlagestand werde versetzt werden; ferner sey ungefähr 61 gegen 39 zu wetten, daß er werde verurtheilt werden, wenn er in Anlagestand versetzt worden. Nach S. 555 waren unter 1129 Todtschlägen, die innerhalb vier Jahren in Frankreich vorkamen, 446 die Folge von Streitigkeiten und Händeln in Wirthshäusern; woraus sich der betrübende Einfluß des Genusses der geistigen Getränke ergibt. — Der Winter veranlasse mehr Verbrechen am Eigenthume, der Sommer mehr an Personen. — Wenn die Entwicklungsgesetze der Fähigkeiten des Menschen bekannt wären, so ließe sich daraus die Entwicklung des Hanges zum Verbrechen ableiten.

Viertes Buch. Von den Eigenschaften des mittlern Menschen und des gesellschaftlichen Sy-

stems, und von den weiteren Fortschritten dieser Untersuchung. Erster Abschnitt. Eigenschaften des mittlern Menschen a) in Bezug auf die Wissenschaften und schönen Künste; b) auf die Naturwissenschaften und die Medicin; c) auf Philosophie und Moral; d) auf Politik. S. 570: 'Die Betrachtung des mittleren Menschen ist in der Medicin dergestalt wichtig, daß man fast unmöglich über den Zustand eines Individuums urtheilen kann, ohne ihn mit dem eines andern fingierten Wesens zu vergleichen, das man als normal betrachtet und das im Grunde nichts anderes ist, als der mittlere Mensch, den wir im Auge haben'. 'Ein Arzt wird zu einem Kranken gerufen, und nachdem er ihn examiniert hat, findet er den Puls zu schnell, die Respiration übermäßig bewegt zc. Es leuchtet ein, daß wenn man ein Urtheil der Art fällt, man damit erkennt, daß die beobachteten Erscheinungen nicht allein von denjenigen, welche der mittlere Mensch oder der Mensch im normalen Zustande darbietet, abweichen, sondern daß sie selbst die Grenzen überschreiten, die sie ohne Gefahr erreichen können. Jeder Arzt hält sich bey einer solchen Schätzung an die Daten, in deren Besitz die Wissenschaft ist, oder er bezieht sich dabey auf seine eigene Erfahrung, die im Grunde nichts anderes ist, als eine Berechnung der Art, wie wir sie in größerem Maßstabe und mit größerer Genauigkeit ausgeführt wissen wollen'. 'Ein verständiger Mensch, der seine Constitution studiert und sich selbst beobachtet, kann vielen Krankheiten begegnen und braucht fast bloß in schweren und außerordentlichen Fällen zum Arzte seine Zuflucht zu nehmen'. Zweyter Abschnitt. Ueber die weiteren Fortschritte unserer Kenntnisse von den Entwick-

lungsgesetzen des Menschen. S. 583 sagt der Verf.: 'Ich für meinen Theil glaube, daß die Art, wie ein Volk seine Revolutionen bewirkt, einen Maßstab abgibt für den Stand der Civilisation, den es erreicht hat', und S. 612: 'die Gesellschaft bereitet das Verbrechen vor, und der Schuldige ist nur das Werkzeug, welches jenes vollführt'.

Paris.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique. 1837. *tc.* 4.

Aus dem Extrait du rapport au roi sur le budget du ministre de l'instruction publique ersehen wir, auf welche Weise diese treffliche Sammlung von bislang wenig benutzten Quellen dem Publicum durch den Druck zugänglich wurde. In seinem Berichte vom 31. Decemb. 1833 an den König sagt Guizot, daß bey dem wieder erwachten Studium der Geschichte eine nicht minder große Menge von historischen Monumenten aufgefunden sey, als man bereits im Drucke besessen habe, daß vorzugsweise die mit der Nationalgeschichte sich beschäftigende académie des inscriptions glücklich in ihren Nachforschungen gewesen sey, daß es ihr aber an den erforderlichen Mitteln fehle, das Gefundene durch den Druck zu veröffentlichen. Jetzt, da man nicht mehr mit der früher beobachteten Aengstlichkeit die archivalischen Schätze, mit Ausnahme derer, welche sich auf die jüngste Zeit beziehen, zu hüten habe, sey es an der Zeit, die Bibliotheken und Archive in Paris und in den Departements, die Archive

der auswärtigen Angelegenheiten, des Parlaments, des Kriegs und der Marine zum Zwecke einer großartigen Sammlung von Quellen für die Geschichte Frankreichs zu durchforschen. Zu diesem Zwecke bedürfe es zunächst nur des königlichen Willens und eines von den Ständen zu bewilligenden Credits. In einem zweyten Berichte vom 27. November 1834 läßt sich Guizot über die *mesures prescrites pour la recherche et la publication des documents inédits* aus, zu deren Förderung die Kammern 1835 einen Credit von 120,000 Franks eröffnet hatten. Unter dem Ministerium des Unterrichts soll ein aus den geeignetsten Männern gebildetes Comité das große Unternehmen beaufsichtigen und leiten. In einem dritten Berichte an den König (vom 2. December 1835) *sur l'état des travaux relatifs à la recherche et à la publication* sagt Guizot, daß er zu dem früher genannten Comité ein zweytes gebildet habe, um die Forschungen hinsichtlich der Geschichte der Wissenschaften, der Künste und Denkmähler zu leiten. Für das erst genannte Comité wurde Villemain zum Präsidenten ernannt, und finden wir unter den Mitgliedern die Namen eines Mignet, Champollion-Figeac und Fauriel; dem andern Comité wurde Cousin vorgesetzt. Die solcher Gestalt ans Licht gezogenen Schätze liegen bereits in einer Reihe von Bänden in der elegantesten Ausstattung uns vor, deren lateinischem oder italiänischem Texte eine französische Version beygefügt ist, und über deren Hauptinhalt wir nach einander berichten werden.

Erste Serie. Politische Geschichte.

Relations des ambassadeurs vénitiens sur

les affaires de France au XVIIe siècle, recueillies et traduites par M. N. Tommaseo. Tome I. XII u. 563 S. Tome II. 830 Seiten. (Imprimerie royale) 1838. 4.

Man hat erst in der neuesten Zeit die ganze Schärfe, welche den venetianischen Diplomaten in der Auffassung der politischen Zustände eigen ist, allgemein zu würdigen gewußt. Die umfassenden Berichte, welche sie auf Reisen und auf ihrem gesandtschaftlichen Posten für die Republik abfaßten, umfassen gleichmäßig die Statistik und Politik der betreffenden Staaten und geben durch genaue Schilderung der Persönlichkeiten und Localitäten eine treue Anschauung von dem Leben und der Bewegung der verschiedenen Zeiten.

Erster Band. Voyage d'André Navagero en Espagne et en France (S. 1 — 39). Von diesem Werke ist nur der auf Frankreich Bezug habende Theil abgedruckt. Navagero, ein Schüler des bekannten Historikers Sabellicus und Freund des kampflustigen Bartolommeo d'Alviano, Bibliothecar von St. Marco und Geschichtschreiber von Venedig, durchreiste 1528 Frankreich von St. Jean de Luz nach Paris, von da über Lyon nach der Heimath. Ein magerer Reisebericht, in dem man statt einer Schilderung des Characters der größeren französischen Städte nur kurze Notizen von weniger Bedeutung über Bauart und Handel derselben findet. — Relation de Marin Giustiniano (S. 39 — 111). Der Verf. war 1535 venetianischer Gesandter in Frankreich. Er gibt uns einen kurzen aber interessanten Bericht über das Leben in Paris; die übrigen Städte sind

farg behandelt. Dann läßt sich der Verf. auf die politischen Fragen seiner Zeit ein. Zuerst erörtert er das Verhältniß des Königs zur französischen Geistlichkeit und zur römischen Curie; dann zur Pforte und zum deutschen Reiche; endlich — der Streitapfel jener Zeit — zum Herzogthume Mailand. Nachdem er die Gründe, aus denen Franz I. eine genaue Verbindung mit England wünschen muß, entwickelt, geht er zu Venedig über, mit welchem nicht minder Frankreich sich zu einen trachte; beide treibe gleiche Besorgniß vor der wachsenden Macht Karls V. Hierauf folgt eine Schilderung des französischen Heeres, in welchem damahls die Landsknechte ungleich mehr galten als die Söldlinge aus den Alpen. Nachdem er sodann die Streitkräfte Frankreichs zu Wasser und Lande und den Kostenaufwand derselben besprochen, geht er zu dem königlichen Hofe über, dessen hervor stechendste Personen von ihm gezeichnet werden. — *Négociations de la paix et de la ligue entre l'empereur Charles V. et François I. Conditions proposées par M. Ardinghello, nonce du pape Paul III.* (S. 111 — 163). Sodann folgt: *Rapport de François Giustiniano* (S. 163 — 195). Mit italiänischer Feinheit weiß Giustiniano, welcher 1537 als venetianischer Abgesandter in Frankreich lebte, die Persönlichkeit der beiden großen Gegner, Karl V. und Franz I., zu schildern. 'Perche, heißt es S. 172, dove il re cristianissimo vuole mal volontieri fatica de pensieri grandi o di faccende, e che spesse fiate va alle caccie ed alle suoi piacere; lo imperatore non pensa ad altro mai che a negozj, e a farsi maggiore. Dove il re cristianissimo è semplice,

aperto e liberalissimo, e facile assai a rimettersi al giudizio e parere delle suoi consiglieri; l'imperatore è molto riservato e tenace del suo; e è duro nelle sue opinioni, governandosi più per se stesso che per alcun altro. E così in tutte le altre cose sono di modo contrarii di natura, che il re medesimo disse un giorno all' eccellentissimo orator Capello ed a me, ragionando in materia delle tregue, che esso credeva che Cesare studiase di esser tutto l'opposito suo; perchè se esso diceva che voleva pace, Cesare rispondea che non potea farla, ma che faria qualche composizione; e s'egli diceva di composizione, gli era reposito che erano meglio tregue.' Dann Erörterung, wie sich bey dieser Verschiedenheit der Characteres keine gütliche Uebereinkunft erwarten lasse, falls nicht Besorgniß vor der gegenseitigen Macht dazu treibe; doch müsse man immer hinsichtlich des Friedens, falls dieser wirklich zu Stande komme, hinzu sehen: a Domino factum est istud et est mirabile in oculis nostris. Aus allen diesen Gründen sey nicht daran zu denken, daß Frankreich an einer von Venedig gewünschten großen Einigung gegen die Ungläubigen Theil nehme. — Relation de Nicolas Tiepolo après le congrès de Nice 1538 (S. 195 — 248). Zum ersten Male ist diese umfassende Relation hier vollständig abgedruckt, da sie in dem Tesoro politico durch Auslassungen entstellt ist. Sie beginnt mit einer Schilderung der eifrigen Bemühungen des Papstes, die streitenden Parteyen zu vereinigen, der aus Friedensliebe, trotz seiner Jahre, die beschwerliche Reise nicht gescheut hatte und jetzt, da der argwöhnische Herz-

zog von Savoyen nicht in Nizza die einzige ihm gebliebene Festung, den hohen Gästen einräumen wollte, in einem Kloster am Strande aller Bequemlichkeiten entbehrte. Gegenseitiges Mißtrauen hemmte den Gang der Unterhandlung. Von Villafraanca begab sich der Kaiser, von Willencube der König nur mit starkem Gefolge von Bewaffneten nach dem Congreßorte. Erst als der Papst alle Hoffnung verlor, einen dauerhaften Frieden zu begründen, beschränkte er sich auf die Vermittlung des Waffenstillstandes; die Schwierigkeiten, woran ersterer scheiterte — der von beiden Theilen prätendierte Besitz des Herzogthums Mailand, die Rückgabe der von Franz eroberten Festungen von Savoyen und die Bedingungen von Madrid und Cambray in Betreff Flanderns — sind mit Ruhe und Einsicht auseinander gesetzt. — Relation de Marino Cavalli. 1546. (S. 248 — 363). Der Bericht gibt uns im Anfange eine Uebersicht der Hülfquellen Frankreichs, seiner Handelsverhältnisse und der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner. 'Molti regni, heißt es S. 270, sono più fertili e più ricchi di quello, come l'Ungaria e Italia; molti più grandi e potenti, come Spagna e Germania; ma niuno tanto unito né tanto obediante come Francia. E però non credo che altra sia la causa della reputazion sua, di queste due, cioè unione e obediencia, che dalle sopradette due cause dependono. E seben la libertà è il più desiderato dono del mondo, nondimeno tutti non sono degni di essa; perchè per l'ordinario li populi sono tutti nati per obedire, e li altri per comandare; e facendosi il contrario, segue come alla Germania e alla Spagna per il

passato. Pero Francesi, che forse in questo se conoscono mal atti, hanno del tutto remessa la libertà e volontà sua al suo re; tal che basta che lui dichi, voler tanto, approbar tanto, deliberar tanto, che il tutto è eseguito e fatto praecise, come se essi stessi lo deliberassero. Ed è andato tanto innanzi questa cosa, che ora pur qualch' uno che ha più spirito degli altri, dice, che siccome prima li suoi re si chiamavano reges Francorum, ora si possono dimandar reges servorum'. Nun folgt eine Erörterung der Rechte und der Macht der französischen Krone, eine treffende Schilderung des frühzeitig durch Leiden geprüften aber immer ungebeugten Königs und seiner nächsten Umgebung. Dann die Verhältnisse Frankreichs zu auswärtigen Mächten und eine Uebersicht der Finanzen und der Streitkräfte. — Rapport de Jean Cappello. 1554. (S. 363 — 385). Eine kurze aber gediegene Abhandlung, die sich über Finanzen, über die Art Heinrichs II., seine Muße zu verwenden, über seine und der Königin Persönlichkeit ausläßt. 'Ho compreso, che sua maestà ha per regola principale di tener la guerra lontana dalla Francia, non risparmiando a spesa nè ad altra cosa, giudicando ch'ogni minimo danno sia grande avendolo in caba, ed ogni altro sia minore avendolo lontano (S. 376). Dann berichtet der seine Beobachter über des Königs Gesinnung gegen die verschiedenen auswärtigen Mächte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 10. November 1838.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Collection de documents inédits sur l'histoire de France.

Relation de Jean Michiel après son ambassade de 1561 (S. 385 — 464). Nachdem der Berichterstatter die Stärke und Schwäche Frankreichs uns vor Augen gelegt und die bedeutendsten Heerführer des Landes gezeichnet hat, beschreibt er uns die Eintheilung des französischen Heeres mit seinen Gensd'armes und leichten Reitern (zu letztern gehören die deutschen Knechte, raitri o ferraruoli) von der einen, den Gascognern, Schweizern und Landsknechten von der andern Seite. Bey Gelegenheit der Einkünfte und Ausgaben des Staates macht er S. 408 die Bemerkung: 'E questo è al presente uno dei maggiori pensieri, tra gli altri, che siano per aver quelli del governo; per la necessità che vegono, non manco di sollevare il regno, che certo non può più, che di cavar il re di povertà e di miseria; cose pero che pareno contrarie tra se, ed incom-

patibili l'una con l'altra'. Dann geht der Gesandte zu dem Besorgniß erregenden Zustande über, in welchem sich die katholische Kirche in Frankreich befindet. Da ist keine Provinz, in welcher die Zahl der Ketzer nicht im Wachsen begriffen wäre; besonders neigt sich der Adel der neuen Kirche zu; selbst unter den Besuchern der Messe sind wenige treue Anhänger von Rom. Härte und Verfolgung haben, wie man erfahren, die Zahl der Dissidenten gemehrt; deshalb bezieht man sich der Strenge nur noch gegen die Prädicanten. Daß über Karl IX. S. 418 gefällte Urtheil (*La quale congiettura però difficilmente crederò che in lui possi esser fallace, consentendo quelli che l'hanno conosciuto, che sia per esser di gran riuscita, per la mirabile indole che si vede essere in lui, con la quale promette tutto quello che si puo aspettar da gran principe e gran re, di prontezza d'ingenio, di vivacità di spirito, d'umanità, liberalità, e di ardire*) hat sich bekanntlich schlecht bewährt. Nicht weniger schmeichelhaft ist die S. 425 über den Character der Königin = Mutter gegebene Critik, während das *Râsonnement* über den König von Navarra und besonders über den Cardinal von Lothringen überall als begründet erscheint. In Betreff des, lezt genannten heißt es S. 438: *'Oltre questo, d'una gran dupplicità, a quella che va insieme, di dir poche volte il vero, accomodandosi anco in questo all' uso degl' altri Francesi'*. Hierauf folgt eine Uebersicht der Verhältnisse Frankreichs zu dem Auslande, welche mit dem Beweise schließt, daß die Republik in ihrer Stellung zu dem Könige eine um so größere Vorsicht anwenden müsse, als sich auf die

Festigkeit desselben nur so weit bauen lasse, als es sein eigener Vortheil erlaube.

Den Schluß des ersten Bandes bilden *Commentaires sur le royaume de France par Michel Suriano, ambassadeur vénitien en 1561.* Auch diese Berichte sind bereits in dem *Tesoro politico* unter dem einfachen Titel: *Relazione di Francia*, wenn schon entstellt und unvollständig, abgedruckt. Bis zu welchem Grade schon damals Frankreich durch seine innerlichen Unruhen geschwächt war, ergibt sich aus der Einleitung des Berichterstatters, in der er S. 468 sagt: 'Ma con qual maggiore e più vivo esempio si può mostrare questa instabilità della grandezza umana, che con quello del regno di Francia, il quale per ieri per la grandezza e fortuna sua soleva esser ferma speranza degli amici e grandissimo spavento de'nemici; e ora, se si dee dire la verità, essendo così gran machina appoggiata in debolissime spalle, non solamente non è in termine di poter sostentare altrui, ma per se stesso è in tanto pericolo che, per ogni piccolo strepito che si sentè d'appresso, trema e si commove tutto'. Nachdem Suriano die Streitkräfte Frankreichs abgehandelt, wiederholt er zum Schlusse das alte Sprichwort: 'Abbi il Francese per amico, ma non per vicino, se è possibile'. Dann folgt eine Erörterung über die Regierung und das Cabinet des Königs, endlich über die in allen Provinzen auflodernde Zwietracht, die das Reich dem Untergange nahe brachte. Bey dieser Gelegenheit geht der Berichterstatter begreiflicher Weise auf die Religionsstreitigkeiten zurück, woran er ein *Ràsonnement* über die damalige Stellung der beiden

großen feindlichen Parteyen, der Guisen und der Bourbons zu einander knüpft.

Der zweyte Band bietet uns von S. 1—101 den Bericht des Marc Antonio Barbaro vom Jahr 1563. Der Hauptinhalt desselben ist eine keinesweges tief aufgefaßte Schilderung der religiösen Bewegungen Frankreichs. Dagegen ist (von S. 101—201) der 1569 abgefaßte Bericht des Giov. Correro, welcher gleichfalls vornehmlich die religiös-politischen Streitigkeiten betrifft, tief eingehend und mit gründlicher Kenntniß beider Parteyen ausgearbeitet. Die große politische Verbindung der Hugonotten wird uns durch die vorliegende Erzählung klar; wir sehen Prinzen, Adel und Bürger nach Einem Ziele streben, besonnen und mit Bewußtseyn demselben naheifern; ein großer, vermöge durchgreifender Organisation erstarkter Bund, an dessen Spitze Adel und Geistlichkeit stehen; letztere sammeln von Armen und Reichen in den Kirchen die Beyträge, erstere waffnen, ermuntern, leiten. Ihnen gegenüber zeigt sich uns die schwierige Stellung der Königin-Mutter, die als Fremde, aus keinem alten Fürstenhause entsprossen, ohne Freund, ohne Rathgeber, beiden Parteyen verdächtig, trotz ihres männlichen Geistes das stuhende Schiff nicht mehr leiten kann. Ueberall gibt sich bey dem Berichterstatter eine genaue Bekanntschaft mit dieser merkwürdigen Frau kund; ohne sie zu lieben, kann er ihr die höchste Bewunderung nicht versagen. Die 51jährige Frau erscheint bey dem Heere und im Rathe, leitet Verhandlungen und Correspondenzen mit auswärtigen Mächten selbst, baut, ruft und ermuntert Gelehrte und gründet mit medicaischem Geiste Museen und Bibliotheken. — Relation de Jean Michel von 1575 (S. 201—208).

Diese Abhandlung enthält eine Erörterung der Gründe der fortwährenden Zwietracht im Innern, die schon damahls weniger auf Fragen der Religion, als auf Unzufriedenheit mit der gesammten Regierung, besonders mit der schlechten Verwaltung der Steuern, dem Verkaufe der Domänen zc. beruhte. Hierauf folgt eine kurze Characteristik der handelnden Personen. Von geringerem Werthe ist der gedehnte Reisebericht des Girolamo Lippomano von 1577 (S. 268—647), dem sich als Schluß die Commentarii dell' azzioni del regno di Francia concernenti la religione e altri accidenti vom Jahre 1556 anreihen.

Hav.

M I t o n a.

Bey Fr. Hammerich: Revision der Lehre vom Galvano-Voltaismus, mit besonderer Rücksicht auf Faraday's, de la Rive's, Becquerel's, Karsten's u. A. neueste Arbeiten über diesen Gegenstand. Von Dr C. H. Pfaff, Königl. Dänischem Etatsrath zc. Mit einer Steindrucktafel. 1837. X u. 227 Seiten in Octav.

Bald ist ein halbes Jahrhundert seit der Entdeckung des Galvanismus vergangen, die Physiker aller Länder haben sich rastlos damit beschäftigt, seine Wichtigkeit und Bedeutung für so viele andere Zweige der Naturforschung ist anerkannt, und doch herrscht bis auf diesen Tag die größte Uneinigkeit über die Grundprincipien desselben, und der Anfänger, der in sein Gebiet eindringen will, wird erschreckt und verwirrt durch das Labyrinth einander widersprechender Ansichten. Kein anderer Theil unserer Erfahrungswissenschaften bietet ein ähnliches Beyspiel dar. Da man

es hier mit der Feststellung und Verknüpfung positiver Erscheinungen zu thun hat, so sollte man glauben, daß die Sache auf dem Wege des Experiments endlich zur Entscheidung kommen mußte. Aber dem ist nicht also. Täglich gewinnt der Streit an Umfang und Verworrenheit und fast scheint es, als erfordere es die Ehre der Wissenschaft, daß ganze Academien durch vereinigte Bemühungen diese Angelegenheit zu einer endlichen Ausgleichung führten.

Die Hauptfrage, um die es sich hier handelt, woran jedoch sich eine Menge von Nebenfragen anknüpft, ist die, ob alle galvanischen Wirkungen einzig und allein von der Berührung ungleichartiger Körper herrühren, oder ob sie nur Folgen vorher gegangener chemischer Angriffe seyen; ob also der Contact das Primäre, die chemische Verbindung und Trennung das Secundäre oder ob das Umgekehrte der Fall sey.

Bekanntlich hat Volta seine ganze Theorie auf die erstere Annahme gebaut, ja ihrer Führung verdankt er den größten Theil seiner glänzenden Entdeckungen. Unter den ersten Verbreitern und Vertheidigern derselben befand sich der Verfasser der vorliegenden Schrift. Seit einer langen Reihe von Jahren hat er unermüdet die Principien der Contact-Electricität fest gehalten und verfochten, auch als bedeutende Auctoritäten der entgegen gesetzten Ansicht den Sieg zu verschaffen schienen. Indem er jetzt mit einer 'Revision der ganzen Lehre' auftritt, befindet er sich unter nicht ungünstigen Auspicien, denn gerade in der jüngsten Zeit haben sich wiederum gewichtige Zeugnisse für die von ihm vertheidigte Sache eingefunden.

In dem ersten Theile der Schrift werden die Umstände und Versuche auseinander gesetzt, 'wel-

che die Electricitäts-Erregung durch bloße wechselseitige Berührung, ohne Mitwirkung von Flüssigkeiten oder einem andern chemisch wirkenden Agens' bedingen und sodann die 'Voltaische Spannungsreihe' gerechtfertigt. Als Hauptwerkzeug, wodurch die feinen hierbey sich äußernden Electricitätsspuren erkannt werden, sich auch beliebig vergrößern lassen, wird der Condensator angeführt, und jede dabey nöthige Vorsichtsmaßregel genau erörtert. Neulich hat J. Fechner (in Poggend. Annalen der Physik. Bd 41. St. 2.) ein Electroskop beschrieben, welches im Wesentlichen aus einem zwischen zwey beweglichen Metallscheiben hängenden Streifen von Blattgold besteht, und das so empfindlich ist, daß es in den meisten Fällen sogar den Condensator entbehrlich macht. Refer. hat sich vielfach damit beschäftigt (wobey er die Abänderung anbrachte, daß er die beiden Scheiben auch außerhalb der sie bedeckenden Glasglocke in beliebige Entfernung zu stellen vermochte) und hat alle angegebenen Versuche vollkommen bestätigt erhalten. Da die bisherigen Apparate, in Folge ihrer unsichern Angaben, über den Voltaschen Fundamentalversuch auch bey ihm Mißtrauen erweckt hatten, so ist er dagegen jetzt in Folge der unzweydeutigen Aussagen dieses Instruments von seiner Richtigkeit unbedingt überzeugt. Dadurch ist erwiesen, daß ohne (denkbare oder nachweisbare) Behülfe chemischer Thätigkeiten, durch bloße Berührung heterogener Körper, eine beständige Quelle von Electricität gegeben sey. Hiermit ist aber die Frage schon größtentheils zu Gunsten der Voltaschen Theorie entschieden, denn ihre Bekämpfer können keinen eben so schlagenden Gegenbeweis führen, daß nämlich sich auch Electricität ohne Berührung, durch bloße chemische Kräfte erzeuge, denn eine chemische

Thätigkeit ohne einen Conflict heterogener Körper ist undenkbar.

Im zweyten Abschnitte handelt der Verfasser 'von den Verhältnissen der so genannten freyen, als Spannung erscheinenden Electricität zu der von einigen Physikern angenommenen, während der fortdauernden wechselseitigen Berührung der Metalle condensierten, gebundenen Electricität'. Der Verf. bestreitet die letztere Annahme, jedoch mit keinen zureichenden Gründen. Uns scheint es ganz natürlich, daß, wenn in der Berührung der Metalle ihr electricisches Gleichgewicht durch eine Art von Vertheilung aufgehoben ist, gerade in den Berührungspuncten selbst eine condensatorische Verstärkung eintreten müsse.

Der dritte Abschnitt bespricht die 'Electricitäts = Erregung durch wechselseitige Berührung starrer und flüssiger (feuchter) Erreger oder der Erreger der ersten und zweyten Classe mit einander'. Die hierauf durch vielfache Versuche verwendeten Bemühungen des Verfs sind sehr dankenswerth. Daß feste und flüssige Substanzen in Berührung gleichfalls Electricität entwickeln, ist zwar Volta's Scharfblicke nicht entgangen, aber von ihm nicht im Einzelnen verfolgt worden. Diese Verhältnisse kamen jedoch durch die chemische Theorie, welche hierin ihre hauptsächlichste Stütze suchte, sehr zur Sprache. Der Vf. weist auch hier, vermittelt des Condensators die jedesmahlige electromotorische Größe nach, und zeigt, daß auch in der einfachen Kette die durch Säuren, Alkalien, Salze verstärkte Wirkung theils von ihrer eigenthümlichen Erregung, theils von erhöhter Leitung, theils von vermindertem Uebergangswiderstande herrühre. In der vom Verf. beobachteten Thatsache, daß, wenn Zink und Kupfer sich in einer Flüssigkeit gegenüber stehen,

jenes negativ, dieses positiv electricisch werde, scheint ein bedeutendes Moment zur Erklärung der geschlossenen Kette zu liegen. Indem die negative Electricität des Zinks durch die Flüssigkeit zu der positiven des Kupfers hindurch geht, vereinigt sie sich mit dem andern, durch bloße Berührung der beiden Metalle erzeugten positiven Strom, der dieselbe Richtung hat und verstärkt also seine (mechanischen, chemischen, magnetischen u. a.) Wirkungen. Daß amalgamiertes Zink in eine Säure getaucht nicht eher Gas entwickelt, als bis es ein darin befindliches Stück Platin berührt, läßt kaum eine andere Erklärung zu, als daß nur nach voran gegangener Berührung der electriche Strom, und in dessen Folge die chemische Zersetzung sich einstelle.

Die Betrachtungen über 'Galvanische Combinationen und das Schema der Voltaschen Säule' im vierten Abschnitte haben uns nicht befriedigt. Theoretisch betrachtet ist die Sache sehr einfach. Der Spannungsunterschied zwischen Zink und Kupfer ist constant und wiederholt sich in jedem Metallpaare der Säule. Die feuchten Zwischenglieder bewirken außerdem, daß für jedes Erregerpaar alle übrigen, nach oben oder unten, nur eine Masse von Leitern darstellen, über welche die am angrenzenden erregenden Metalle entwickelte Electricität mit gleichmäßiger Stärke sich verbreitet. So entsteht durch bloße Addition und Ausgleichung entgegen gesetzter Größen eine Reihe von Intensitäten, die am stärksten sich an den Endgliedern zeigen, und an dem nicht isolierten auf Null herab sinken. Hierauf ist auch die einfache und schöne mathematische Auseinandersetzung in Biot's *Traité* T. II. gegründet, so wie nicht minder die mehr elementarische, welche Smelin

(in seiner Einleitung in die Chemie. Abthl. II.) geliefert. Hiergegen bringt nun der Verf. allerley Ausstellungen vor, die jedoch, was die Hauptsache betrifft, ganz unhaltbar sind und durch die sich wiederholende, ermüdende Breite des Vortrages nur um so undeutlicher werden. (Ueberhaupt leidet die Schrift an diesem Uebel, und Sätze, wie z. B. der S. 61, von 25 Zeilen Länge, sind kaum zu verstehen). Uebrigens ist jene Annahme doch nur eine Fiction, weil dabey voraus gesetzt wird, daß der feuchte Leiter ein absoluter Nichterreger sey, und daß die Electricität sich über ihn in derselben Art verbreite, wie über die Metalle selbst. Ueber den eigentlichen electrischen Zustand der Säule können nur Messungen an ihren einzelnen Theilen entscheiden, die bis jetzt noch nicht in befriedigender Schärfe und Vollständigkeit vorhanden sind.

Die übrigen acht Abschnitte beschäftigen sich zumeist mit Bestreitung der von den Voltaischen abweichenden Ansichten, welche die auf dem Titel genannten Autoren aufgestellt haben. Seitdem sind noch mehrere andere hinzu gekommen. Aber so lange der Streit sich um einzelne Wahrnehmungen dreht, die jede Partey als ihrer Sache günstig in Anspruch nimmt, oder als unzuverlässig und unbegründet verwirft, so lange Wesentliches mit Außerwesentlichem vermengt und bloße Speculationen in die Reihe der Thatsachen eingeschwärzt werden, so lange möchte jede Polemik zu keinem Ziele führen. Bis jetzt findet fast jeder für seine Lieblingsmeinungen auf diesem Gebiete einen freyen Spielraum. Hat doch neulich ein berühmter Chemiker, bey Darlegung einer neuen Modification der electro-chemischen Theorie, die bey der Wasserzersetzung vorkommende

Anordnung der Bestandtheile in der Art beschrieben, 'als drehen sie sich in Schlangenlinien um einander, so daß sie die Bewegung machen, welche bey'm Tanze die große Chainé genannt wird'.

Noch werden im elsten Abschnitte erläutert 'Faraday's neuer Voltaischer Apparat' und eigene von dem Verf. damit angestellte Versuche, welche vorzüglich den Satz bestätigen, daß bey gleichbleibendem electricischen Strome die Länge eines Metalldrahtes, der dadurch zum Glühen gebracht werden soll, gleichgültig sey' *). Jener Apparat, der eigentlich aus einer Vereinigung vieler Wollastonscher Elemente in dem möglichst kleinsten Raume besteht, leistet wirklich, bey einer sehr geringen Quantität von Säure, für das Erglühen von Drähten ganz Erstaunliches. (Ref. hat sich seine Handhabung dadurch erleichtert, daß der Trog durch eine communicierende Seitenröhre von Glas, die in einem Korte beweglich ist, mit der Flüssigkeit zu beliebiger Höhe gefüllt und durch Umkehren der Röhre eben so schnell und leicht wieder entleert wird). So zweckmäßig diese Vorrichtung für kurze Demonstrationen, z. B. bey Vorlesungen, ist, so unbrauchbar wird sie jedoch wegen ihrer sehr schnell abnehmenden Wirkung, zu anhaltenden Untersuchungen. Die Erklärung liegt nahe. Durch die Zersetzung des gebildeten Zinkvitriols in jeder Zelle, wird, vermöge des am Kupfer auftretenden Wasserstoffs,

*) Der Verfolg ähnlicher Untersuchungen um ganz denselben Satz zu beweisen, hat neulich Peltier zu der schönen Entdeckung geführt, daß der electricische Strom unter gewissen Umständen in einem Systeme von Drähten Kälte erzeuge. S. Poggend. Ann. der Phys. 1838. S. 2. S. 324.

Zink an demselben reducirt, und daß auf beiden Seiten mit Zink in Berührung kommende Kupfer hört auf galvanisch zu wirken, wenn nicht fortdauernd hinreichend viele Säure zugegen ist, um das reducirte Zink wieder aufzulösen. Deshalb ist die kürzlich von Daniell (in den Philos. Transact. for 1836) beschriebene Construction so wirksam, nach welcher beide Metalle derselben Zelle mit verschiedenen Flüssigkeiten, die nur durch eine dünne thierische (den Durchgang der Electricität nicht verhindernde) Haut getrennt sind, in Verbindung stehen, das Zink mit der Säure oder einer Salmiakauflösung, das Kupfer mit einer Auflösung von Kupfervitriol, aus dem es daher nur Kupfer reducieren kann. Wird fortwährend eine neue Quantität des letztern Salzes nachgefüllt, auch etwas frische Säure von Zeit zu Zeit zugegeben, während das Zinksalz durch eine Röhre abfließt, so entsteht ein galvanischer Strom von constanter Wirkung durch eine beträchtlich lange Zeit. Wie Refer. vernimmt, sind Batterien dieser Art jetzt in England schon sehr gebräuchlich, theils zu wissenschaftlichen Zwecken, theils zur Hervorbringung mechanischer Kraftäußerungen.

G. M.

Z ü r i c h.

Bey Schultheß. J. Hegetschweiler die Flora der Schweiz. Erstes Heft. 1838. 144 S. in klein Octav.

Daß diese neue Flora der Schweiz, welche etwa 80 Bogen füllen wird, trotz des verstorbenen Gaudin Synopsis einem practischen Bedürfnisse

entspreche, begründet der Verleger theils dadurch, daß sie in deutscher Sprache geschrieben sey, theils durch den um nicht weniger als 700 Arten vermehrten Reichthum derselben. Wie können in einem Lande, in welchem seit Scheuchzer und Haller fortwährend die thätigsten Botaniker gelebt haben, so viel neue Pflanzen entdeckt werden, zumahl da die Cryptogamen nach einer schwer verständlichen Sitte ausgeschlossen sind? Die Antwort auf jene Frage liegt in einer Bemerkung des Verfs zu *Agrostis alpina*: 'diese Art', sagt er (S. 63), 'geht durch Mittelformen zu *Agr. rupestris* über, und nur die Extreme beider Reihen sind wie bey allen auf relative Merkmale gegründeten so genannten Arten deutlich zu erkennen'. Der Begriff, den Hr Hegetschweiler mit dem Worte Pflanzenart verbindet, ist ein anderer, als derjenige, welchen Linné aufstellte und welchen alle die Pflanzenforscher für wahr halten, die seinem Vorbilde in der Bearbeitung der systematischen Naturgeschichte treu bleiben. Da der Verf. hingegen äußerlich bedingte Formen von Arten nicht unterscheidet, so mochte daraus eine größere Summe des Catalogs hervor gehen, welche mit einer wirklichen Bereicherung des Stoffes nichts gemein hat. Wenn man die genauere Auseinandersetzung dieser Theorie erst von der künftig erscheinenden Einleitung erwarten darf, und jetzt die Ideen des Verfs nur im Allgemeinen aus seinen früheren Schriften kennt: so zeigt sich die Anwendung auf das Einzelne doch schon in dem vorliegenden Hefte auf eine so eigenthümliche Weise, daß der Leser sich daraus ein Urtheil zu bilden im Stande ist. So finden sich, um ein ausgezeichnetes Beyspiel zu wählen, 18 *Festuca*-Arten oder Formen unter der Ueberschrift *Race*

der *F. duriuscula* zusammen gestellt. Unter diesen sind *F. ovina* L., *Halleri* All., *heterophylla* Lam. und *Scheuchzeri* Gaud. anerkannte Arten, 7 von anderen Schriftstellern als Arten aufgestellte Varietäten und 7 vom Verf. unter neuen Namen in die Wissenschaft eingeführte Formen, ungeachtet er selbst der Meinung ist, daß alles dies in der Natur durch Uebergänge vermittelt sey. Verdient ein solches Verfahren so viel Vertrauen, daß man auf die Versicherung, es seyen überall Mittelformen beobachtet, auf das Gründlichste untersuchte und sicher characterisierte Arten aus dem Systeme streichen soll? Ein so bedeutender Widerspruch gegen die Erfahrungen Anderer, der sich in jeder wandelbaren Gattung wiederholt, könnte sich durch ins Einzelne gehende Würdigung sämtlicher zur Distinction benutzten Charactere allmählich geltend machen, aber der Verfasser begnügt sich in der Regel mit dem allgemeinem Ausspruche, er habe Uebergänge gesehen, die Verschiedenheit des Standortes bedinge den Unterschied. So vereinigt er z. B. *Veronica fruticulosa* und *saxatilis*, *Valerianella Auricula* und *dentata*, *Scirpus caespitosus* und *Baeothryon*, *Eriophorum latifolium*, *angustifolium* und *triquetrum* u. s. w. In vielen Fällen spricht er sich über diese Verschmelzungen nicht deutlich aus, indem er eine Anzahl von Arten auf die angeführte Weise zusammen stellt, ohne Mittelformen zu erwähnen.

Die zahlreichen Formen, welche hier neue Species-Namen erhalten, sind indessen keineswegs immer bisher unbeachtet gebliebene Varietäten. Scheinbar sind sie es, weil nirgends Synonyme citiert werden. So ist *Scirpus Custo-*

ris die Var. *bodamica* Gaud. von *Sc. lacustris*; *Veronica tenella* hingegen nur eine kleine Alpenform von *V. serpyllifolia*, nicht aber die rundblättrige Spielart Allione's. *Eriophorum dubium* des Verfassers ist eine in England schon lange als *E. angustifolium* (Engl. Bot. t. 465.) unterschiedene Art; *E. angustifolium* der deutschen Botaniker und des Verfassers ist *E. polystachion* Engl. Bot. 563., *E. latifolium* aber *E. pubescens* Sm. Engl. Bot. 2633. Obne Grund wird *Agrostis vulgaris* With. *A. patula* Heg., *A. alba* L. *A. coarctata* genannt und hierauf beide für Spielarten erklärt.

Die Flora ist nach dem Linné'schen Systeme geordnet, und umfaßt bis jetzt die ersten vier Classen. Der systematische Name nebst Uebersetzung, eine kurze Adumbration, in welcher die diagnostischen Zeichen nicht hervor treten, die gewöhnlichen Gattungscharacteren zu Anfang jeder Classe, hier und da Bemerkungen über die Abhängigkeit gewisser Characteren von climatischen und localen Einflüssen: dies bildet den descriptiven Theil des Buchs.

Es ist auffallend, daß der Verf. die pflanzengeographischen Verhältnisse viel weniger berücksichtigt, als man nach seinen früheren Arbeiten hätte erwarten können. Und gerade die Höhenangaben fehlen bey Gaudin, während Wahlensberg hier viel vorarbeitete und D. Heer für die Pflanzengeographie seines Cantons so bedeutende Beobachtungen veröffentlicht. Die Grenzen der für die Flora alpina eigenthümlichen Arten werden zwar in der Regel vom Verfasser angegeben, aber er löst das wichtige Problem nicht, wie hoch die Pflanzen der Ebene sich in die Gebirge

verbreiten. Dazu kommt, daß cultivierte Pflanzen, als *Syringa persica*, *Salvia lavandulaefolia*, *Jasminum grandiflorum* und *fruticans*, aufgenommen werden.

Eine interessante neue Art ist *Scirpus Lereschii* vom Genfer See, den Hr Shuttleworth im vorigen Jahre zuerst beschrieben hat. Ein neuer Fundort kommt für *Scirpus parvulus* vor, der bey Urtenen im Canton Bern gesammelt ist.

L e i p z i g.

Wir sind ersucht worden, die folgenden Proben aus der Schriftgießerey und Buchdruckerey von Friedrich Nies daselbst bekannt zu machen. Das vorliegende erste Heft enthält folgende Proben: Deutsche Schriftproben 41. Lateinische 34. Russische 4. Griechische 18. Deutsch = Rabbinisch und Hebräische 2. Hebräische 12. Coptische 2. Syrische. Samaritanische. Arabische. Aethiopische. Armenische. Sanskrit 2. Keilschrift. Demotische. Hieroglyphen. Arithmetische Zeichen 4; Einfassungen 34 und Verzierungen. Der Reichthum dieser Druckerey, deren Proben sich noch durch Eleganz empfehlen, wird dadurch hinreichend erhellen.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. Stück.

Den 12. November 1838.

L e i p z i g.

Rector universitatis Lipsiensis Dr. Car. Frid. Guenther memoriam instauratae ecclesiae christianae et solemnem inaugurationem successoris in summo magistratu academico D. Frid. Adolph. Schilling — A. MDCCCXXXVI — concelebrandas indicit interprete D. Christiano Frid. Illgen, Ord. Theol. H. T. Decano. Historiae Collegii Philobiblici Lipsiensis Pars I. 64 Seiten in 4.

Der würdige Herr Verfasser vorliegender academischen Schrift gibt in derselben eine recht ausführliche und gründliche Kunde über ein sehr altes und in jeder Beziehung recht ehrwürdiges theologisches Institut der Universität Leipzig, dessen Geschichte und Wirksamkeit wirklich eine öffentliche erschöpfende Darstellung verdiente, nicht nur um die hohe Bedeutung, die es zweifelsohne für eine große Zahl von Dienern der evangelischen Kirche und damit für diese selbst gehabt hat, der Vergessenheit zu entreißen und zur ge-

bührenden Anerkennung zu bringen, sondern auch, weil aus der Geschichte desselben allerdings gar manches noch für unsere Zeit Beachtungswerthe theils zur Nachahmung, theils zur Warnung sich dem Leser von selbst ergibt. Es hat in Leipzig seit 1686 ein Collegium Philobiblicum bestanden (und besteht, wie es nach dem Eingange der Schrift scheint, noch), d. h. ein geordneter Verein von jüngeren, schon mehr gebildeten, auch schon graduierten Theologen, der unter dem bescheidenen Namen der Bibelfreunde (oder Bibel Liebenden) in bestimmten Zusammenkünften und durch Statuten bestimmter Weise sich die Erklärung der heiligen Schrift zur Aufgabe gemacht hat, so zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit, als zur Fruchtbarmachung derselben für sich und andere. Wäre es nun nicht schon die Sache an sich, die einen solchen Verein, der allerdings nach seiner Geschichte einen öffentlichen Character gehabt hat, nicht als unbedeutend erscheinen lassen kann, so wären es gewiß die Namen der Theilnehmer, die ihm eine entschiedene Bedeutung zusprechen, gewiß aber ist es die Art, wie er in das kirchliche Leben nicht nur in Sachsen, sondern da die Theilnehmer später in verschiedenen Ländern wirkten, noch in weiteren Kreisen eingegriffen hat. Darum verdient der Verf. allen Dank, daß er die Geschichte jenes Instituts nach genügenden, zum Theil von Anderen noch nicht benutzten Quellen, mitgetheilt hat, zumahl die bisherigen Erwähnungen und Nachrichten davon mit vielen Irrthümern vermischt gewesen sind, obwohl der Herr Verf. mit richtigem Tacte es vorgezogen hat, mehr durch die Darstellung des Richtigen für die Wahrheit zu sorgen, als durch weitläufiges Eingehen auf die Irrthümer.

Die Geschichte des Collegii Philobiblici hat

der Verf. nach den Hauptveränderungen, die es erfahren, in vier Zeiträume getheilt, von welchen der erste von der Gründung 1686 bis zum Jahre 1690, wo es verboten und aufgelöst wurde, der zweyte von seiner Wiederherstellung mit einigen Aenderungen in den Statuten bis zum J. 1743, wo abermahls eine Revision der Statuten stattfand, der dritte von jener Zeit bis zum J. 1797, wo die Geseze wieder verändert wurden, und der vierte von da bis auf unsere Zeit geht.

Obwohl die Reformation ganz und gar auf genauere Kenntniß und bessere Erklärung der h. Schrift, als vordem in der catholischen Kirche war, gegründet, und nur auf diesem Grunde durchgeführt wurde, so trat doch gerade in der Hauptpartey der Kirchenverbesserer, unter den Lutheranern selbst, Kenntniß und Studium der heil. Schrift bald gar sehr zurück. Es trat bald nach Aufrichtung der Concordienformel und zum Theil gewiß mit durch dieselbe eine Zeit steriler Scholastik ein, wo man sich entweder nur an Begriffsspaltungen im eigenen Systeme, der so genannten Thetica, erging, eben weil die Grenzen des Systems so scharf gezogen waren, oder der Polemik, der so gen. Antithetica, allen Fleiß zuwandte. Die Exegese hatte nur in sofern Bedeutung, als sie die dicta probantia für die vermeinten Heilsdogmen liefern mußte, und auch diese schrieb man aus einmahl hergebrachten dogmatischen Compendien und Commentaren ab. So unterdrückte das Interesse an den Dogmen alles Interesse an der Exegese, und wenn auch jenes dogmatische Interesse an sich keinesweges tadelnswerth war — der Grund der ganzen Erscheinung lag offenbar nur in wahrer Schätzung der Dogmen und der freylich irrigen Meinung, daß, weil in ihnen die ganze Wahrheit und Frucht der heil.

Schrift erschöpft wäre, nur noch die Vollendung des Systems seiner Form übrig sey, wofür es allerdings sehr beachtungswerth ist, daß in unsern Tagen gewissermaßen umgekehrt das genauere Studium der Schrift wieder zu einer größeren Hochachtung jener symbolischen Dogmen geführt hat —, durch jene Ansicht und Vernachlässigung der heil. Schrift ging in der Kirche mehr oder weniger die eigentliche fruchtbare Anschauung der Gründung des Christenthums in ihrem Hergange, der Größe des Lebens seiner Stifter, und der Aussprüche und Lehren des N. T., wie sie nur im Zusammenhange der ganzen Schrift als ein Lebendiges dem Geiste entgegen treten und auf Geist und Gemüth wirken, verloren. Kein Wunder, daß gar manche achtungswerthe Diener der Kirche, unter ihnen bekanntlich am meisten Spener, die Nachteile jener Richtung der Theologie zu steriler Scholastik richtig würdigten, und vor allem eine fruchtbare und gemüthvolle Behandlung der Schrift wünschten. Und aus diesem Gefühle ging nun auch das Leipziger Collegium Philobiblicum hervor. Freylich war dort gerade die Exegese ganz vernachlässigt, und zeigt, was wir über Leipzig wissen, wohl mehr, als alles den Zustand der Exegese unter den evangelischen Theologen damahliger Zeit überhaupt. Olearius fand, so oft er Exegese anschlug, nur sehr wenig Zuhörer, Carpov aber wollte überhaupt keine exegetischen Vorlesungen mehr halten, nachdem er einmahl wegen des stäts abnehmenden Besuchs einer Vorlesung über Jesaias nur das erste Kapitel hatte erklären können. Von den übrigen Professoren der Theologie wurden nur sehr selten, und mit nicht besserem Erfolge exegetische Vorträge gehalten.

In diesem Zustande der Dinge faßten im J.

1686, den 15. Julius, zwey Magister, Paul. Antoni und August Hermann Francke den Plan instituendae cujusdam societatis, qua in solius Dei Triunius gloriam, in novi hominis, piae eruditionis theologiaeque exegeticae incrementum, nec non in exemplum sanctae conversationis certo tempore sacri Bibliorum fontes tam Veteris, quam Novi Testamenti legerentur, exponerentur et varios in usus converterentur. So ist der Zweck des Instituts in der Vorrede der Gesetze selbst verzeichnet. Sie fanden bald gleichgesinnte Theilnehmer, und so trat schon am 18. Julius das Collegium selbst ins Leben. Ob die Stifter schon vor der Gründung des Instituts mit Spener in Verbindung gewesen, ist zweifelhaft; gewiß ist, daß die Stiftung selbst ganz in seinem Geiste war, daß sie bald mit ihm in Verbindung traten, und daß Spener fortwährend dem Institute die größte Aufmerksamkeit widmete. Der Verf. hat die nähere Einrichtung und die Weise der Studien (p. 11.), so wie die Statuten des Collegii, die viel Beachtenswerthes enthalten und den Geist und die ernste und würdige Tendenz des Instituts sehr passend darlegen, ausführlich mitgetheilt (p. 12—20).

Da das Ganze auf würdige Weise einem wahren Bedürfnisse entgegen kam, so gewann es bald viele Theilnehmer und überhaupt einen erfreulichen Fortgang. Der Verein zählte bald nicht nur die gesetzliche Zahl von 12 Theilnehmern, sondern stäts viele Hospites, nahm dadurch mehr einen öffentlichen Character an, und kam in große Blüte, als der Professor der Theologie, Alberti, das Präsidium übernahm und in seiner Wohnung im Fürstenhause ein geräumiges Local für die Versammlungen einräumte. Wie

sehr übrigens das Ganze nicht nur für Leipzig, sondern für ganz Sachsen (und so wohl auch für andere evangelische Länder) Bedürfniß war, bezeugt recht schlagend Spener in einem Briefe an Rechenberg, vom 25. Februar 1687: Studium Scripturae magis magisque inter studiosos fervere ex praecipuis votis est, speroque, Tua etiam opera illud plurimum juvari posse. Cum dolore hactenus expertus sum, ex iis, qui examinantur, paucos esse, qui vel mediocrem cognitionem N. T. (ut de universis Bibliis nihil dicam) habeant, imo plerique Graeca non intelligunt, cujus tamen linguae in scholis et gymnasiis cognitionem jam comparasse debebant. — Und welsch großen Antheil gerade Spener an dem Collegio Philobiblico nahm, und wie viel er davon für die Kirche hoffte, bezeugt seine Aeußerung an einen Freund in Frankfurt vom 13. Julius 1687: Inter mea vota exprimis illud est, ut theologiam docentibus discentibusque plane hoc persuaderi possit, exegeseos sacrae Scripturae studium, licet reliqua non tollat, cunctis tamen jure palmam praeripere — Lipsiae superiori anno utilissimo utique consilio certus Magistrorum Doctorum piorumve numerus hac ex causa coit, Collegiumque, quod Philobiblicum vocant, inter se instituit, quod multo fervore nec sine singulari divina benedictione hactenus continuatum est, crescente non numero solum, verum etiam in sacras paginas earumque piam scrutationem omnium amore. Unde sementem hanc esse spero, quae in maturam aliquando excrescat messem, et exem-

plum, quo incitantur ad hoc unicum necessarium etiam, qui alibi sacra tractant. So nahm Spener auch nicht nur ein Mahl Theil an den Sitzungen des Collegii, sondern er erließ nachher ein langes Schreiben an dasselbe, in welchem er das Streben gar sehr belobte, und Rathschläge erteilte, von welchen der besonders bemerkenswerth ist: ut non ex charta praelegantur, quae quisque domi praemeditatus sit, sed ex vivo affectu fluant, aperta fronte, nec non vernaculo sive Germanico sermone piae meditationes enarrentur, saltem illius et Latini sermonis promiscuus usus admittatur. So blühte und wirkte das Collegium sehr segensreich in den Jahren 1687 — 1689, und die Frucht für das Studium der Exegese zeigte sich besonders deutlich, als Hermann Francke, nach längerer Abwesenheit, 1689 nach Leipzig zurück kehrte, und nun selbst exegetische Vorlesungen eröffnete. Gewiß lag das Hauptmoment in seinem Geiste, — aber war er nicht durch das Collegium mit gebildet und angeregt? und war nicht durch diesen ein anderer Geist in die Studierenden gekommen? —, es war bald kaum ein Raum groß genug, alle die, die zu seinen exegetischen Vorträgen strömten, zu fassen. Und, wie Hermann Francke, so wirkten bald mit ihm einige frühere Sodales des Collegii Philobiblici, Joh. Casp. Schade und Antoni, welche um dieselbe Zeit exegetische Vorträge eröffneten, und unter dem größten Zuströmen der Studierenden diesen große Liebe und Kenntniß der Exegese einflößten.

Dies war aber auch der Hochpunct der Blüte des Instituts. Mochte es seyn, daß in den genannten Bibelfreunden und Lehrern der Exegese

aus der reinsten Quelle nach Menschenweise sich eine wirklich pietistische Richtung erzeugt hatte, oder daß diese unvermeidlich in den von ihnen angeregten jugendlichen Gemüthern entstand, es traten nun die so bekannten als beklagenswerthen pietistischen Unruhen und Streitigkeiten, und mit ihnen eine Störung der ganzen Wirksamkeit des Collegii ein, die endlich zur gänzlichen Auflösung desselben führte. Die Erfindung des gehässigen Namens Pietisten führte zu Reibungen unter den Studierenden wie zu Spaltung unter den Lehrern; die theologische Facultät, in ihr besonders Carpsov, in seiner scholastischen Trockenheit aller gemüthvollen Behandlung der Schrift und besonders Spener abgeneigt, untersagte Francke die Fortsetzung seiner Collegien und, obwohl nicht im Einklange mit dem Willen der höchsten geistlichen Behörde in Dresden, wurde doch gegen 7 Magister eine förmliche Untersuchung eingeleitet.

Sene Unruhen, deren genauerer Verlauf vom Verf. mit Verweisung auf die Acten erzählt ist, aber nicht weiter hierher gehört, hatten den Einfluß für das Collegium Philobiblicum, daß es im J. 1690 verboten und aufgelöst wurde. Es scheint gewiß, daß auch in ihm wirklich pietistische Elemente sich geltend gemacht hatten, aber andererseits dürfte die Klage eines seiner Glieder, Friedel, wenn auch übertrieben, doch nicht ganz ungegründet seyn: *sub praetextu orthodoxiae ac religionis defendendae vel optimum ac tenerrimum Dei cultum tanquam illegitimum, fanaticum, stultum, imo impium destrui.*

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

182. 183. S t ü c k .

Den 15. November 1838.

L e i p z i g .

Beschluß der Anzeige: Rector universitatis Lipsiensis Dr. Car. Frid. Guenther memoriam instauratae eccles. christianae etc.

Sonst gehörte Friedel allerdings vorzugsweise zu den exaltierten Mitgliedern, und hatte wohl mit den größten Antheil, daß ein häufigerer Gebrauch, der deutschen Sprache in den Sitzungen statt gefunden hatte, als die ursprüngliche mehr wissenschaftliche Tendenz erlaubte. Der Verfasser theilt interessante Documente mit über die freylich sehr schwierige Stellung der theologischen Facultät und die Haltung der einzelnen Professoren, die nicht immer ganz tadelfrey zu seyn scheint, so wie über die Bemühungen Speners, das Collegium in reinerer Form und reinem Streben zu erhalten, die aber erfolglos blieben (p. 31 — 36). Sehr interessant ist ein Verzeichniß der Sodales des Collegii (p. 36 — 39) aus dieser ersten Periode, und man kann schon nach den bedeutenden Namen, die sich darunter finden, als eines Pau-

lus Antonius, Aug. Herm. Francke, Herm. von der Hardt, Heinr. Pipping, Conrad Daniel Fricke, das ganze Institut nicht für bedeutungslos halten, noch mehr aber, wenn man bedenkt, was diese Männer (und so wohl auch die anderen weniger bekannten Sodales in ihren Kreißen), selbst durch das Collegium angeregt, später wieder bey anderen angeregt und gewirkt haben. Gern wird darum jeder Kundige das Urtheil des würdigen Verfs (p 39): *Magnam hoc Collegium Philobiblicum attulisse ecclesiae Evangelicae utilitatem*, so wie dessen weitere Begründung unterschreiben, und aufrichtig bedauern, daß menschliche Schwäche von beiden Seiten so bald eine ursprünglich reine Quelle des Guten trübte und hemmte. Als Anhänge sind beygedruckt: I. *Epistolae Speneri ad Collegium Philobiblicum scriptae*, die den Geist und das Streben des Mannes, wie es auch in diesem besonderen Falle sich im herrlichsten Einflange mit seinem ganzen theologischen Leben offenbart, sehr treffend characterisiren. II. *Augusti Herrmanni Franckii Enarratio Cap. 7. Gen. a. v. 10. usque ad 17., prolata in Colleg. Philobiblic. d. 29. Jun. A. D. MDCLXXXVII*, so wie III. ein *Carmen*, in welchem das Collegium dem scheidenden Paulus Antonius *animo gratulabundo atque votivo* seine Theilnahme bezeugt, — alles von wirklichem Interesse zur Characterisirung des Instituts. Noch verdient das gute lateinische Gewand, in welchem der Hr Verf. der classischen sächsischen Bildung, wie sie auch in den *Actis* des Collegii sich zeigt, selbst ein rühmliches Denkmal gesetzt hat, eine ehrende Anerkennung.

Rector universitatis Lipsiensis ad sacra Pentecostalia A. D. M.D.CCCXXXVII pie

celebranda invitat interprete Dr. Chr. Fr. Illgen, Ord. theol. h. t. Decano. *Historiae Collegii Philobiblici Lipsiensis Pars II.* 44 Seiten in 4.

In dieser zweyten academischen Schrift gibt der Verf. den zweyten Theil der Geschichte des Collegii Philobiblici, nämlich von der Wiederherstellung desselben im J. 1691 bis zum Ende des J. 1742. Nachdem, wie in der ersten schon berührt wurde, Spener sich vergebens bemüht hatte, die gänzliche Auflösung desselben zu verhindern, blieben eben so seine wiederholten Bestrebungen zur Wiederherstellung desselben lange erfolglos. Umsonst suchte er den Professor *Dearius* zu bewegen, das Präsidium zu übernehmen, umsonst den Churfürsten *Georg III.* selbst durch ein nach den Acten über den angeblichen Pietismus abgegebenes Urtheil nicht nur von der Unschädlichkeit, sondern von dem großen Nutzen desselben zu überzeugen. Zwar hatten die wiederholten, strengen Untersuchungen keine eigentliche Schuld an den Theilnehmern entdecken lassen, indessen scheueten sich die Ueberbleibsel doch lange, in der Wiederherstellung des früheren Vereins sich neuem Verdachte und der Ungnade des *Dresdener Hofes* auszusetzen. Endlich versuchten drey von denen, auf welchen kein Verdacht des falschen Pietismus haftete, *Soega*, *Hochmuth* und *Fricke* im Anfange des J. 1691 die Wiederherstellung, und da der Professor *Silemann Andr. Rivinus* das Präsidium übernahm, gelang sie. Jetzt wurde eine Revision der Statuten vorgenommen, und obwohl im Wesentlichen nichts verändert ward, wie sich aus den vom Verf. wörtlich mitgetheilten Aenderungen und neuen Bestimmungen (p. 6 — 8) ergibt, so zeigt sich doch das Bestreben ganz deutlich, Alles zu vermeiden,

was nur irgend neue Störung und vor allem neuen Verdacht des Pietismus hätte herbey ziehen können. Darum ließ man einige frühere Sodales nicht nur nicht zu, sondern man ließ die oben angegebene Fassung des Zweckes, in welcher die erbauende Seite des Vereins besonders hervor trat, ganz weg, eben so die ehrende Anerkennung Spener's in dem 2. Gesetze aus der ersten Periode, und machte die ausdrückliche Bestimmung, daß nur lateinisch disputiert werden dürfe. Offenbar wurde der Verein durchaus mehr den rein wissenschaftlichen Zwecken zugewendet, und so geschah es, daß er in seiner neuen Gestaltung alle Verbindung mit Spener, der so vielen Theil an ihm und seiner ersten Blüte genommen und gehabt hatte, sorgsam vermied, und allem Anscheine nach nie wieder irgend eine Verbindung mit ihm gehabt hat. Jetzt wandten ihm denn auch die Professoren der Theologie, und selbst die erbittertsten Gegner von Spener, Carpzov und Alberti, wieder ihre Gunst zu, und so wurde der Friede desselben nie wieder gestört. Zwar erregte ein Mitglied, Zoega, noch einmahl eine Streitigkeit, die vom Verf. ganz ausführlich erzählt ist. Indessen betraf dies durchaus nur die Geldverhältnisse des Instituts, und hatte für seine theologische Stellung und Wirksamkeit keine Bedeutung. Ja das Collegium erhielt sogar (p. 12. 13.) in Folge dieses Zwistes durch ein königliches Rescript (im J. 1701), welches den Streit zu Gunsten des Collegii entschied, eine Art öffentlicher Sanction, und dies feuerte seine Glieder so an, daß sie mit gedoppeltem Eifer ihren Studien oblagen. Von nun währte Bestand und Wirksamkeit des Collegii ruhig fort, und obwohl zuerst im Jahre 1725 eine Revision der Statuten statt fand, und neue Bestimmungen

hinzugefügt wurden, welche der Verf. p. 13. 14. mittheilt, und auch später, im J. 1732, nochmal eine Revision und Aenderung der Statuten vorgenommen wurde, so war diese doch höchst unbedeutend und der Character des Instituts blieb in dieser Periode im Wesentlichen durchaus derselbe. Es erlangte zwar den Glanz nicht wieder, und nicht die so sehr ins Leben eingreifende Wirksamkeit, die es in der ersten Periode gehabt hatte, doch wirkte es ganz zweifellos für die eigenen Glieder immer noch bedeutend genug. Darum fehlte es ihm auch nie an der gesetzlichen Zahl der Theilnehmer, ja es wirkte auch in bestimmter Art für die Betreibung der exegetischen Studien unter den Studierenden fort. Unter diesen hatte der exegetische Eifer bald wieder so sehr nachgelassen, daß dies durch ein königl. Rescript im J. 1728 gerügt werden mußte, aber auch eben dadurch das Bedürfniß einer Anregung und der Nutzen des Collegii genugsam bezeugt wird. Daß man für Exegese überhaupt in diesem Vereine ganz tüchtige Grundsätze hegte, und daß dadurch ganz zweifellos auch tüchtige wissenschaftliche Exegeten gebildet worden sind, zeigt die gesetzliche Bestimmung, die man gleich anfangs über die Art der Interpretation gemacht hat, und welche noch immer jeder exegetische Verein sich zur Nachahmung nehmen kann. Ref. hält diese Grundsätze für so richtig, und gerade in unserer Zeit beachtenswerth, daß sie hier eine Stelle finden mögen. Es heißt in den ersten Gesetzen *N^o III.*: *Equidem cujuslibet interpretis conscientiae, scientiae ac prudentiae relinquimus liberum, qua pro pensi cujusque tractandi indole naturaque uti velit methodo. Tria autem monemus generatim atque petimus, ut, cum totius libri capitivse generalis oeconomia*

ostensa est, Collegii verum finem quisque perpetuo respiciens, juste praemeditatus, e philologiâ ea sola, rejectis alio aliis, breviter proferat simpliciterque et absque phaleris oratoriis, quae ignorata sensus litteralis notitiam intercludunt, aut turbant conscientiam. Deinde ut, sensu Scripturae tradito e Scriptura, eoque eruta prius singulorum versuum connexionem et paraphrasticam, ubi opus est, repetito, de Usibus dogmaticis juxta ac practicis bonâ consequentiâ excerpendis, et, si speciales sint, quos forte non praeviderunt singuli, fusius paulo deducendis, domi cogitet: quod fiat quam facillime, si in eosdem scribentis vel loquentis affectus nos induamus. Nisi id speciatim rogandum est, ut, quia docendis aliis volente Deo paramur, in usibus excerpendis eo subinde inflectamus mentem, quid exemplis Christi, Apostolorum Prophetarumve ad prudentiam et officium doctoris Ecclesiae verbique orthotomiam maxime pertineat. Tandem ne in allegandis locis parallelis vim probandi habentibus unquam nominandi libri, capitis versiculae Interpres obliviscatur, ut, qui volunt, annotare non nihil possint, aut, si cui auditori res quaequam videatur dubia, inquirendi is locum feliciorum habeat. Caeterum sunt jam in nostro coetu, qui moderate satis conferunt versionem Graecam LXX interpretum, Syram, Arabicam et alias: quas ad utilitatem Collegii, non ad summam necessitatem vel substantiam quasi pertinere judicamus. Aus solchen Principien mußte, wie jeder Kundige gewiß einräumt, nothwendig eine eben so wissenschaftliche, als practische Exegese

hervor gehen. Noch hat der Verf. als Anhänge die Namen der Präsidēs, so wie der Sodales (mit Angabe ihrer späteren Würden und Schriften) und einige theils vom Collegio, theils zu seiner Ehre erschienene Schriften hinzu gefügt, und man kann allerdings wiederum darnach schon die Bedeutung des Instituts auch in dieser Periode ermessen. Die Präsidēs waren außer Rivin, Ittig, Cyprian und Börner, und auch unter den Sodales, deren Zahl in dieser Periode 198 beträgt, findet sich gar mancher Name, der in der Geschichte der Wissenschaft wie der Kirche einen guten Klang hat, als eines Juncker, Frick, Weise, Teller, Reineccius, Clearius, Crell, Schütz, Pehold, Feuerlein, Hebenstreit, Salig zc.

Memoriam Illustrissimae Comitissae Joannae Henricae Ludovicae de Bestucheff-Rumin e gente Carlovicia d. XXX. mens. Octobr. a. D.MDCCCXXXVII. — oratione recolendam indicunt Quatuor Ordines in universitate Lipsiensi interprete D. Chr. Fr. Illgen. Ex Collegio Philobiblico Lipsiensi primis ab ejus origine temporibus duo alia ejusdem nominis Collegia in hac ipsa Academia prodiisse, probatur.

Der Verf. hatte schon in der ersten der oben angezeigten Schriften p. 40. not. 99. zu zeigen gesucht, daß sich in Leipzig selbst neben dem Hauptcollegio, dessen Geschichte und Wirksamkeit bisher erzählt ist, noch zwey andere gleiche Collegia gebildet hätten, und sucht nun in vorliegender dritten Schrift jene Behauptung genauer mit Datis zu erhärten und auszuführen. Und allerdings sind Darstellung und Beweise der Art

daß weiter keinem Zweifel Raum gelassen ist. Es war Wunsch und Absicht Spener's, daß die Eröffnung und die Wirksamkeit des oben beschriebenen Collegii auch auf anderen Universitäten und überhaupt in weiterem Kreiße Nachahmung finden und Liebe und Eifer für eine genauere Behandlung der Schrift erzeugen möchte, und er sah diesen Wunsch erfüllt. In Jena und Wittenberg traten ganz gleiche Institute ins Leben und in Wirksamkeit. Am meisten aber zeigte sich doch die von dem Collegio Philobiblico ausgehende Anregung in Leipzig selbst. Es wünschten bald mehr Theil zu nehmen, als die Gesetze unter irgend einem Titel erlaubten, und so kam man ganz natürlich auf den Gedanken, neben dem Hauptcollegio noch andere zu errichten. Auch hier wandten sich die Stifter an Spener, dessen Theilnahme an dem ersten Collegio ihnen nun schon bekannt genug war, um Rath und Unterstützung, und er ließ ihnen beides gern angedeihen, und es liegen darum auch gerade in seinem deshalb erlassenen Schreiben die Beweise für die Gründung und Existenz der zwey Collegia neben dem obigen. Es bestand, worauf Spener sehr dringend hinwies, wirklich das freundschaftlichste Verhältniß zwischen diesen neuen Instituten und dem ersten, und scheint, obwohl nichts Officielles darüber hinterlassen ist, ihre Einrichtung im Ganzen durchaus dieselbe gewesen zu seyn, wie bey dem ersten. Wenigstens rath Spener dies in einem seiner Schreiben ausdrücklich an. Sie traten indessen, so gut sie auch in der Zeit des wärmsten Interesses für die biblischen Studien überhaupt wirken mochten, gegen das Hauptcollegium immer zurück, und gingen begreiflicherweise, da die pietistischen Unruhen jenes selbst gefährdeten und endlich auflösten, mit ihm, viel-

182. 183. St., den 15. Novber 1838. 1817

leicht noch vor ihm, unter. Nachher aber scheint sich der Eifer der Bibelfreunde auf die Wiederherstellung des Hauptcollegii beschränkt und unter den berührten schwierigen Umständen in ihm gehalten zu haben, so daß von diesen beiden Collegien nirgends wieder die Rede ist. Als Anhang hat der Verf. die hierher gehörigen Schreiben von Spener mitgetheilt.

Köllner.

B e r l i n.

Bey Enßlin, 1838: Die Medicinal-Verfassung Preussens, wie sie war und wie sie ist, actenmässig dargestellt und kritisch beleuchtet von Dr Joh. Nep. Rust, wirklichem Geheimen Ober-Medicinalrathe u. Präsidenten. 199 Seiten in gr. 8.

Vorliegende Schrift ist eine längst erwartete und höchst interessante Erscheinung auf dem Gebiete der Staatsarzneykunde und des öffentlichen Medicinalwesens. Der hochverdiente Verf. derselben war unstreitig einer der thätigsten Urheber einer neuen Organisation, welche das Medicinalwesen und namentlich die Stellung und den verschiedenen Wirkungskreis des sämmtlichen Heilpersonals im preussischen Staate umfaßte. Darüber hatten sich in der jüngsten Zeit manche critische Verhandlungen theils in periodischen, theils in eigenen Schriften erhoben, besonders aber war in einer Abhandlung des Generalarztes Dr Waffersfuhr jene neue Medicinalverfassung nicht allein theilweise bitter getadelt, sondern auch der Präsident Rust als vorzüglicher Urheber derselben auf eine der Würde der Wissenschaft nicht ganz zusagende Weise in Anspruch genommen *).

*) Gutachtliche Aeußerung über einige Gegenstände der

ließ sich daher erwarten, daß Rüst, wenn auch über die persönlichen Angriffe erhaben, doch seine Schöpfung in Beziehung auf den wissenschaftlichen Tadel nicht im Stiche lassen, sondern, wie ihm dazu die Mittel reichlich geboten waren, gründlich vertheidigen und rechtfertigen werde. Solches ist nun in vorliegender Schrift geschehen und zwar auf eine Weise, die nicht allein die Aufgabe befriedigt, sondern auch für das Allgemeine dieses Gegenstandes manigfachen Stoff und sehr beachtenswerthe Resultate liefert. In der Schrift von Wasserfuhr war die historische Entwicklung der preuß. Medicinalverfassung benutzt, um zu zeigen, daß die Bearbeitung dieses Gegenstandes in der frühern Zeit von einer echt wissenschaftlichen Tendenz zur Vervollkommnung zeuge; in der neuesten Zeit aber diese Richtung verlassen sey, und man nur Rückschritte darin beobachte. Dazu waren aus der neuesten Einrichtung die einzelnen Belege möglichst herbey gezogen. Unser Verf. hat denselben Weg eingeschlagen, doch so, daß, wie sich erwarten läßt, ganz andere Resultate daraus hervor gehen. Er liefert daher zuerst zu der Geschichte des preuß. Medicinalwesens von dessen erstem Ursprunge an einen gedrängten Commentar, aus welchem klar ersichtlich wird, wie die verschiedenen Veränderungen in der preuß. Medicinalverfassung bald nach richtigen Ansichten und im Einklange mit dem Stande der Heilkunde nützliche Fortschritte begründet, nicht selten aber auch, unter dem Einflusse hemmender Umstände und verfehlter Ansichten, mit einer veränderten, keineswegs immer

Preuß. Medicinalverfassung von Dr Wasserfuhr, Generalarzte vom Armee-Corps Sr Königl. Hoheit des Kronprinzen. Stettin, Nicolaische Buchhandl. 1837, gr. 8.

eine vollkommenerere Einrichtung herbey geführt haben. Daraus entwickelt er denn, wie eine gänzliche Reform in der Medicinalverfassung nach dem jetzigen Stande der medicinischen Wissenschaften und deren Cultur durch die verschiedenen Individuen so nothwendig geworden sey, wie sie jetzt im preuß. Staate gegeben ist. Diese Verfassung führt er endlich dem Leser so klar und bündig vor, daß man bey jedem Satze und bey jeder Verfügung nicht allein die vielfache Berücksichtigung aller Verhältnisse, sondern auch die Motive zu jeder Maßregel zur Einsicht bekommt. Zulezt werden die verschiedenen Einwürfe gegen die jetzige Verfassung einzeln beleuchtet und mit Gründen widerlegt. Man sieht hieraus, daß diese Schrift, abgesehen von ihrer besondern Beziehung auf den preuß. Staat, allgemein sehr viel Wichtiges und Interessantes darbietet. Die preuß. Medicinalverfassung gehört, trotz der manigfachen Mängel, die unser Verf. keinesweges verhehlt, zu den bessern, vielleicht zu den besten, die in der Wirklichkeit ausgeführt sind. Es ist daher eine genaue Kunde derselben, so wie sie hier gegeben ist, mit so ausführlicher Darstellung aller dabey berücksichtigten Verhältnisse, zugleich mit einer offenen Darlegung aller noch vorhandenen Unvollkommenheiten und zu wünschenden Verbesserungen gewiß ein schätzenswerthes Vorbild und Leitfaden für alle administrative Behörden und Aerzte, welche in diesem Fache etwas Gutes leisten können und wollen. Der Vortrag selbst ist gedrängt, klar und bündig, und wie es sich von dem hochgestellten Verf. nur erwarten ließ, frey von kleinlichen Anmerkungen und gehässigen Persönlichkeiten, die in den Veranlassungen zu dieser Schrift leider nicht ganz fehlen, und hält sich

mindestens immer in den Schranken einer sehr erlaubten Nothwehr.

Eine gedrängte Darstellung des einzelnen Inhalts wird das Gesagte noch deutlicher hervor heben.

Einleitung. Der Verf. erklärt darin, daß es längst seine Absicht gewesen sey, die Grundprincipien der Medicinalverwaltung im preuß. Staate mehr organisch geordnet, als es bisher in der Literatur geschehen sey, zusammen zu stellen, sie mit den Principien, nach welchen dieser Zweig der öffentlichen Verwaltung in anderen Staaten behandelt zu werden pflegt, zu vergleichen und diese wie jene einer critischen Beleuchtung zu unterwerfen. Der Zweck davon sollte seyn, das Gute so wohl wie das Mangelhafte anzudeuten, damit das Erstere benutzt, das Andere aber, so weit die besondere Verfassung eines Staates solches zuläßt, vermieden werde. Dazu habe ihm jedoch das preuß. Medicinalwesen jetzt noch nicht reif genug geschienen, da sich Nichts vor der Zeit zur Vollendung bringen lasse, da sich neue Anordnungen nicht allein darauf beziehen dürfen, was künftig geschehen und wie es geschehen soll, sondern auch das Vorhandene in sich schließen müssen, und die herkömmlichen Interessen der Einzelnen nicht zu sehr verletzen dürfen, und aber besonders die Erfahrungen erst über die Zweckmäßigkeit oder Mangelhaftigkeit solcher Verwaltungsprincipe lediglich entscheiden müsse. Diese Erfahrung habe man aber nicht abwarten wollen, vielmehr die widersprechendsten Urtheile und Ansichten über die gegenwärtige Medicinalverfassung vorgebracht. Hierbey ist besonders, ohne sie zwar zu nennen, die Schrift des Dr. Wasserfuhr ins Auge gefaßt, und das Unstatthafte darin kurz angedeutet. Durch solche Veran-

lassung sey es nothwendig geworden, schon jetzt die entstellten Thatsachen zu berichtigen und die Behörden zu rechtfertigen, wozu eine actenmäßige Darstellung der Medicinalverfassung Preußens, wie sie ist, und wie sie sich mit der Zeit noch gestalten soll, am besten geeignet seyn dürfte.

Ueber die der Medicinalverwaltung im Staate gestellte Aufgabe und deren Lösung.

Aus der der Medicinalverwaltung gestellten nächsten Aufgabe: für das Leben und die Gesundheit der Staatsbürger Sorge zu tragen, werden hier die verschiedenen Institute und Hülfsmittel und auf verschiedene Weise auszubildenden und anzustellenden Individuen aufgezählt. Zu allen diesen Gegenständen fehlt es nicht an treffenden Bemerkungen, wobey wir besonders auf die Darstellung aufmerksam machen müssen, wie die obere Leitung und Administration des Medicinalwesens am besten zu beschaffen sey und von wem sie ausgehen müsse. Der Verf. hebt hierbey die Nachtheile einer Zersplitterung der verschiedenen Institute und Behörden besonders hervor und stellt von da ab folgendes Resultat als Grundlage auf. Soll die Staatsarzneykunde ihren Zwecken entsprechen, soll sie für das Leben und die Gesundheit der Menschen und Thiere wohlthätig wirken, soll sie den Wohlstand der erstern befördern, und der Verwaltung der allgemeinen Policey, der Justiz-, der Militär- und sonstigen Angelegenheiten des Staats theils als Führerin dienen, theils diejenigen Kenntnisse und ärztlichen Grundsätze suppeditieren, durch deren Anwendung das vorgesteckte Ziel erreicht werden kann; soll sie endlich auch da, wo es rein ärztliche Gegenstände betrifft, selbsthandelnd mit Er-

folg auftreten; so muß sie einen, in allen seinen einzelnen Theilen vereinigten, in sich abgeschlossenen und unabhängigen Verwaltungszweig des Staates bilden, der von sachkundigen Händen gehandhabt wird, und es darf ihr an den zur Erreichung ihrer großartigen Zwecke erforderlichen Mitteln nicht fehlen.

Organismus der preussischen Medicinalverwaltung nebst einem Rückblicke auf deren frühern Zustand.

Hieraus ergibt sich, daß Preußen einer der ersten deutschen Staaten war, der schon früh das Medicinalwesen in die Staatsverwaltung aufnahm. Churfürst Johann Georg erließ schon im Jahre 1573 und 1574 die ersten Verordnungen darüber, die jedoch nach Maßgabe der damaligen Zeit noch mangelhaft waren und noch keinen großen Einfluß haben konnten. Desto glänzender tritt die Periode hervor, in welcher der König Friedrich Wilhelm I. den 27. Sept. 1725 ein Medicinaldict erließ, welches gleich einem wohlthätigen Lichtstrahle die Nebel der Zeit durchbrach und so zweckmäßige Vorschriften enthielt, daß diese zum großen Theile noch heute ganz unverändert ihre Anwendung finden und als gesetzlicher Anhaltspunct dienen — überhaupt aber die Grundlage aller Vervollkommnung der spätern Zeit ausmachten. Rühmlichst wird dabey der Männer Eller und Stahl erwähnt, welche hieran den größten Antheil hatten. Von jenem Zeitpunkte an trat aber ein größerer Stillstand ein, in welchem die Hoffnungen, die man auf jene Grundlagen bauen konnte, keineswegs erfüllt wurden, und das Medicinalwesen in Preußen offenbar nicht gleichen Schritt hielt, weder mit den übrigen Verwaltungszweigen des Staates, noch

mit den Einrichtungen und Verbesserungen, die im Laufe der Zeit in anderen Ländern zu Stande gekommen sind. Dieses beweist der Verf. sehr bündig durch eine critische Darstellung aller der Veränderungen und neuen Einrichtungen, welche im Verlaufe des 18. und in dem ersten Decennium des 19. Jahrhunderts vorgenommen sind. Hierbei ist es besonders auffallend, wie oft die obere Leitung und die verschiedenen Ressorts dieses Verwaltungszweiges abgeändert und doch von manchen Misverhältnissen nicht entledigt wurden, die hier offen dargelegt sind. Die neueste Periode des preuß. Medicinalwesens datiert sich vom Jahre 1810 bis auf unsere Zeit, worin die wesentlichsten Veränderungen und beabsichtigten Verbesserungen vorgenommen wurden, welche der Verf. als Haupttheilnehmer daran zu vertreten hat, wozu er mehrere Abtheilungen wählt. Die wichtigste davon ist unstreitig folgende:

A. Ueber das ärztliche Personal, dessen Eintheilung und Befugnisse. Zuvörderst werden hier die verschiedenen ärztlichen Individuen mit ihren Attributen und Berechtigungen nach der frühern Verfassung aufgezählt, und die Nothwendigkeit hervor gehoben, darin eine zeitgemäße Abänderung zu treffen. Welche Schwierigkeiten dabey obgewaltet haben, leuchtet schon daraus hervor, daß über diesen Gegenstand volle 15 Jahre deliberiert wurde, bis man zuvörderst zu folgenden allgemeinsten Principien gelangte, welche die Grundlage zu den weiteren Einrichtungen und zu der Classification des Heilpersonals abgeben.

1) Daß es mit dem heutigen Standpunct der Wissenschaft unverträglich sey, Aerzte zu approbieren und ihnen selbst Anstellungen als forensi-

sche Aerzte zu geben, ohne vorher zu erforschen, ob sie auch die erforderlichen Kenntnisse in der Pathologie und Therapie der so genannten chirurgischen Krankheiten besitzen.

2) Daß es unangemessen sey, Wundärzte zu creieren, die selbständig als solche handeln dürfen, ja welche befugt sind, die schwierigsten Operationen zu unternehmen und als gerichtliche Wundärzte angestellt zu werden, ohne daß sie zugleich über die hierzu erforderlichen medicinischen Kenntnisse gehörig unterrichtet und geprüft worden sind.

Diese Hauptsätze werden vom Verf. ausführlich commentiert und motiviert, und daraus folgende, durch ein Gesetz vom 28. Junius 1825 fest gestellte, Classification des ärztlichen Personals aufgeführt :

a) Aerzte für innere und äußere Curen und Operationen zugleich (promovierte Chirurgo-medici).

b) Aerzte für innere Curen (medici promoti).

c) Wundärzte erster Classe.

d) Wundärzte zweyter Classe.

Bey allen diesen verschiedenen Classen, die gleichmäßig so gut durch das Militär, wie durch das Civile greifen, sind die erforderliche Elementarbildung, die Prüfungen und sonstigen Ausweise der Fähigkeit, so wie der ihnen bestimmte künftige Wirkungskreis genau angegeben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stück.

Den 17. November 1838.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Die Medicinal-Verfassung Preussens, wie sie war, und wie sie ist, von Dr. Joh. Nep. Rust.

Daß eine solche Classification der verschiedenen Verzweigungen ärztlicher Kunst und Wirksamkeit im Allgemeinen entspreche, leidet wohl keinen Zweifel; aber damit ist noch lange nicht Alles ausgeglichen und befriedigt, was zwischen dieser ursprünglichen Bestimmung und dem endlich practischen Wirken in der Mitte liegt. Denn vielfache Collisionen des Heilpersonals unter sich, Abweichungen der einzelnen Individuen von der ihnen zukommenden Bahn, wozu der Keim sehr leicht in der Art und Tendenz ihrer Bildung gelegt werden kann, unpassendes Zusammentreffen mit den verschiedenen örtlichen Bedürfnissen und manigfachen unrichtigen Stellungen führen hierbey große Schwierigkeiten mit sich, die gewiß nicht leicht überall und stäts zu besiegen sind. Ueber alle diese Punkte hat der Verf. sehr interessante Bemerkungen geliefert, theils im Allge-

meinen, theils zur Rechtfertigung der obigen gesetzlichen Bestimmung, die aber im Buche selbst noch gelesen werden müssen. Doch wollen wir noch einige Punkte hervor heben, die besonders zu Ausstellungen Veranlassung gegeben haben, oder bey denen das Urtheil des gelehrten und an Erfahrung reichen Verfs von besonderm Gewichte erscheint.

Zuerst wird die Behauptung widerlegt, daß die Vorschrift: von Aerzten chirurgische Kenntnisse und von Chirurgen wieder ärztliche Kenntnisse zu verlangen, schon längst vor dem Erlasse der neuen preuß. Medicinalverfassung eingebürgert gewesen sey, mit Gründen, welche eine andere und richtigere Einsicht davon geben. Dann kommt der Verf. zu dem Vorwurfe: daß diese neue Einrichtung zu einer übermäßigen Vermehrung der medicinischen Practiker Veranlassung gegeben habe. Er gibt diese Ueberfüllung theilweise, besonders in den Städten zu, erweist aber genügend, daß solches nicht in der neuen Einrichtung begründet seyn könne, da diese die Mittel und Wege für die verschiedenen Classen zur Approbation zu gelangen, gegen früher sehr erschwere; vielmehr in andern Verhältnissen zu suchen sey, welche kurz angedeutet werden. Die ungleiche Vertheilung der Medicinalpersonen auf die Gesamtmasse der Bevölkerung erkennt der Verf. vollkommen an, zeigt aber auch die großen Schwierigkeiten, diesem Uebel durch allgemeine Einrichtungen abzuhelpfen. Hierbey wird der höchst wichtige Gegenstand besprochen: ob es überhaupt richtiger und besser sey, den Aerzten ihren künftigen Wirkungskreis zur freyen Wahl zu überlassen, oder solchen nach richtigen Grundsätzen so zu vertheilen, daß nirgends eine Ueberfüllung entsteht. Dabey werden die Einrichtungen im

Hannoverschen, dem Herzogthume Nassau und mehreren anderen Ländern berührt. Der Verf. stimmt sehr dafür, daß auch in den großen Städten, welche offenbar an solcher Uebersfüllung hart leiden, eine zweckmäßige Beschränkung der Zahl der Aerzte eintreten möge. Dieses ist nach des Ref. Ueberzeugung eine sehr zu beherzigende Ansicht und vielleicht das einzige Mittel, der noch immer wachsenden Uebersfüllung mit Aerzten allmählich abzuhelpfen. Ist deren Anzahl in den kleinen Orten und auf dem Lande nach dem Bedürfnisse beschränkt, in den größeren Städten aber (bey denen der Maßstab oft nur nach der Einwohnerzahl, nicht aber nach den Hülfquellen für das Fortkommen der Aerzte genommen wird) ganz frey gelassen, so sind die ersteren offenbar viel besser gestellt als die letzteren. Was man auch mit Gründen darüber gesagt hat, daß junge, erst in die Laufbahn tretende, Aerzte doch irgendwo bleiben müssen, und in den größeren Städten für ihre fernere Ausbildung und für ihre künftige Anstellung in den Provinzen am besten verwahrt sind; die Nachtheile für das Ganze werden dadurch keineswegs aufgewogen, weil so viele, als sich in den Städten ansammeln, gar nicht anderweitig angestellt werden können, und die Zahl der in Noth und Kummer darauf harrenden sich alljährlich vergrößert. Es sind allerdings in den größeren Städten (abgesehen von denen, die eine angemessene fixe Besoldung ziehen) bis jetzt fast überall noch Aerzte vorhanden, die aus der frühern, bessern Zeit herkommend, sich wissenschaftlich und pecuniär zu einer Stufe herauf arbeiten konnten, auf welcher sie bis dahin die Würde und den Gehalt der Wissenschaft stützen. Wir sehen es aber deutlich, wo ein solcher stirbt, hört dieses Verhältniß alsbald auf. — eine Menge

sucht sich in dessen Stelle zu drängen und für den Einzelnen bleibt wenig übrig, um so weniger, da der aus den Städten bisher ärztlich besorgte Rayon immer kleiner wird, durch Aerzte, die sich überall auf dem Lande, auch in der Nähe der Städte ansiedeln. Wäre die Zahl der Aerzte in einem Lande, wie es bey anderen Stellen der Fall ist, überall genau bestimmt, und könnte dieses von Oben herab genau dargelegt werden, hörte damit die Hoffnung auf, sich Einer vor dem Andern auf anständige oder unanständige Weise herauf zu drängen, müßte jeder mit Ruhe und bey zweckmäßiger Beschäftigung eine Anstellung erwarten, die ihm aber auch das Alter sicherte; so würde sich gewiß die Ueberfüllung der Aerzte einigermaßen mindern oder doch für das Ganze unschädlicher werden, und die Wissenschaft und Kunst würde wahrlich nicht darunter leiden! Bleibt es aber wie bisher, so werden gerade in den Städten die Quellen zu suchen seyn, aus denen die Ueberfüllung der Aerzte strömt, und damit alle die Nachtheile, welche hieraus schon genügend erwiesen sind. Ruft äußert sich hierüber sehr nachdrücklich folgendermaßen: 'der Arzt ist des Publicums wegen da, nicht das Publicum des Arztes wegen. Wo aber das Publicum eines neuen Practikers nicht bedarf, und dieser nur dazu dient, eine nach jahrelangem Bemühen errungene Existenz zu verkennen, während er selbst nicht sicher ist, wieder durch den unausgesetzt nachfolgenden Zuwachs verdrängt zu werden und sich auf seine alten Tage in Dürftigkeit versetzt zu sehen, dort ist ein freyes Gewerbe keine Wohlthat mehr, weder für den concurrierenden Stand, noch für das Publicum. Be ruht das Wirken des ersteren überdem auf einer wissenschaftlichen Basis, wie die ärztliche Kunst,

so geht in dem Fagen und Ringen nach Broderwerb vollends alle Wissenschaft unter, Gemeinheit und Charlatannerie gewinnen die Oberhand, keine Künste bleiben unbenutzt, um sich Bahn zu brechen, und das Publicum selbst, stäts geneigter, sich dem Marktschreyer, dem Wunderthäter und Mystiker hinzugeben, als dem die Wissenschaft und seine Praxis mit Ruhe und Würde betreibenden Arzte zu vertrauen, geräth am Ende nur in die Hände unheilbringender Charlatane.'

In Preußen findet nur eine theilweise Ausführung jener Maßregel in Beziehung auf die Wundärzte erster Classe statt, welche sich nicht in größeren Städten oder an solchen kleinen Orten niederlassen dürfen, wo schon ein promovierter Arzt domiciliert ist.

Bei dieser Veranlassung berührt der Verfasser einige einzelne Vorschläge, die zur Verbesserung des Medicinalwesens hie und da gemacht sind. Zuerst das Project: durch freyen Unterricht in eigenen medicinischen Instituten Subjecte zu gewinnen, die später es sich würden gefallen lassen müssen, nach höherer Verfügung in beschränkten und ungünstigen Lagen dem Gemeinwohle sich zu widmen. Dagegen erklärt er sich entschieden aus leicht begreiflichen Gründen. Dann begutachtet er den Vorschlag: durch fixierte Besoldungen die Existenz von Aerzten in solchen Gegenden zu erleichtern, in denen sie sonst nicht durchkommen können, und verwirft denselben ebenfalls, sich auf Stieglitz beziehend, mit Gründen, die jedoch, nach des Ref. Ansicht, nicht so schlagend sind, daß dadurch das Nützliche einiger dazu gemachter planmäßiger Vorschläge ganz abgewiesen wäre. Der Verf. wirft dazu einen andern Vorschlag hin: nämlich nach den verschiedenen Characteren bey den Prüfungen der Medicinalperso-

nen, denjenigen, die sich am vollkommensten ausweisen, die freye Wahl ihres Aufenthaltsortes zu überlassen, diejenigen aber, welche die zweyte oder dritte Censur erhalten, nach bestimmten Gegenden zu dirigieren. Ein Vorschlag, wogegen sich gewiß eben so viel einwenden läßt.

Weiter kommt der Verf. auf das Verhältniß der Chirurgen erster Classe, deren Requisite, Befugnisse und Verwendung im Staate — ein Gegenstand, der bey der neuen Medicinalverfassung in Preußen die meisten Anfechtungen erlitten hat und daher einer mannhaften Vertheidigung bedurfte. Diese wird in mehreren Momenten geführt, von denen wir die wichtigsten kurz erörtern wollen. Nach einigen Discussionen über die vermeintlichen und statthaftern Privilegien der promovierten Aerzte, deren Stellung gegen das übrige Heilpersonal und deren Collision mit den Chirurgen erster Classe, wird der characteristische Unterschied und der Zweck für beide dahin bestimmt: daß erstere mit classischer Bildung neben ihrer Bestimmung als Practiker berufen seyn sollen, die Wissenschaft weiter auszubilden und zu fördern, letztere aber, neben vollständiger chirurgischer Bildung zwar vollkommen befähigt seyn sollen, Krankheiten in concreto zu heilen, doch ohne Aussicht der Wissenschaft und Kunst in weiterer Ausbildung ersprießlich zu seyn. Damit sind die verschiedenen Bildungsmittel und Requisite bey der Prüfung in Einklang gestellt. Sehen wir hierbey auf die Bestimmung selbst und deren Zweck im Allgemeinen, so scheint es einzuleuchten, daß jene beiden Punkte sich kaum so schroff trennen lassen, und durchgreifend eine völlig verschiedene Sphäre nicht bezeichnen. Ein jedweder Krankheitsfall und dessen Heilung ist mehr oder weniger ein wissenschaftliches Problem

wer dieses nach allen Requisites zu lösen vermag, der ist gleich befähigt, zur Behandlung von Krankheiten und zur Förderung der Wissenschaft, besonders einer Wissenschaft, die, auf dem Felde der Empirie sich bewegend, nicht auf dem Papiere, sondern am Krankenbette cultiviert werden muß. Soll dabey eine classische Bildung nicht allein eine Fertigkeit in den alten Sprachen bezeichnen, sondern ein überall wissenschaftlich ausgebildetes Vermögen, aufzufassen, zu combinieren, zu abstrahieren und zu urtheilen, so ist solches zu beiden Zwecken gleich erforderlich. Da es ist für die Krankenbehandlung um so nothwendiger, als es in der Heilkunde keine allgemeine positive Normen und Regeln gibt, nach denen der einzelne Fall sicher aufgefaßt und behandelt werden kann. Es ist hierbey keineswegs zu leugnen, daß es einfachere Fälle genug gibt, bey denen das Heilverfahren leichter ist; ebenfalls wird gern zugestanden, daß es manche Individuen gegeben hat und noch geben wird, welche durch Routine und einen glücklichen Tact, das ersehen, was ihnen an ihrem geistigen Vermögen abgeht. Ist aber von allgemeinen Principien die Rede, so scheint es klar zu seyn, daß das Vermögen, Krankheiten überall richtig zu behandeln, und die Fähigkeit, die Wissenschaft zu cultivieren essentiell nicht auseinander liegen, und füglich nicht ganz getrennt werden können. Wird aber jenes Princip dennoch auf die ganze Bildungssphäre der einen oder andern Classe von Heilkünstlern ausgedehnt, so möchte doch die Besorgniß darin liegen, daß Practiker, die von vorn herein nur jenes beschränktere Ziel vor Augen haben, nicht ein überall so brauchbares und zuverlässiges Heilpersonal liefern werden, als solche, die dazu ein größeres geistiges Vermögen in ihrer ganzen

Ausbildung zur Stütze haben. Daß dieses bey der preussischen Organisation auch einigermaßen gefühlt sey, scheint daraus hervor zu gehen, daß den Aerzten, selbst in der rein practischen Sphäre, doch ein bedeutendes Uebergewicht über die Chirurgen erster Classe zugestanden ist.

Dennoch kann eine solche Classification vorerst und unter Verhältnissen, die nicht mit einem Schlage abzuändern sind, wo ein zahlreiches Heilpersonal mit eingebürgerten Berechtigungen und vielfach sich durchkreuzenden Ansprüchen vorhanden ist, von entschiedenem Werthe seyn, um jedem wo möglich seine passende Sphäre gesetzlich anzuweisen, die manigfachen Collisionen zu vermeiden, und jeden wo möglich dahin zu stellen, wo er nun einmahl am brauchbarsten ist. Hierauf legt der Verf. besonderes Gewicht und wir stimmen ihm gern darin bey, jedes positiven Urtheils uns enthaltend, bis längere Erfahrung erst über das Ganze mehr entschieden hat. Bey allem möchte hierin ein Fingerzeig für die Zukunft liegen. So wie bisher fast in jedem Lande längst privilegierte Practiker, mit nicht ganz vollständiger ärztlicher Bildung neuen Einrichtungen Hindernisse in den Weg legen, könnte leicht in der Folge eine zu große Zahl solcher Chirurgen erster Classe, wenn sich deren Zweckmäßigkeit nicht vollkommen bewähren sollte, ebenfalls eine Hemmung des bessern werden. Wenigstens möchte es nicht gerathen seyn, in kleinen Staaten, wo durch zweckmäßig organisierte Universitäten schon hinreichend und in überflüssiger Zahl für die vollständige Ausbildung ärztlicher Individuen gesorgt ist, noch anderweitige Institute zu sehr zu begünstigen und damit eine große Zahl solcher Practiker heran zu ziehen, wie sie mehr oder weniger nach der preussischen Bestimmung als Chirurgen erster Classe bezeichnet sind.

Ein großes Gewicht legt der Verf. hierbey auf das Motiv: daß diese Chirurgen besonders dazu bestimmt sind, für das platte Land, für ärmere Gegenden und überhaupt da verwandt zu werden, wo kein vollständig gebildeter Arzt leben könne oder leben will, wie solches die gesetzliche Bestimmung über deren Domicil andeutet. Dieses Motiv ist auch in manchen andern Ländern bey ähnlichen Absichten und Verfügungen zu Grunde gelegt. Refer., der lange und viele Gelegenheit hatte, solche Individuen zu beobachten, nicht allein wie sie aus den Instituten und Prüfungen unmittelbar hervor traten, sondern wie sie sich nachher im längern Berufe auswiesen, kann dieser Ansicht nicht ganz beytreten. Sind es Leute, die den wahren Standpunct und die Würde des Arztes einigermaßen fest halten wollen, so machen sie dieselben Ansprüche auf Lebensbedürfnisse und Lebensgenuß, als andere gebildete Männer. Sind es aber Leute aus niederm Stande geboren, die geringere Forderungen machen und sich mit dem Volke (wie man es hier und da selbst zu wünschen scheint) vollkommen amalgamieren, so geht das, was der Unterricht ihnen eingepflanzt hat, bald verloren, und sie bewegen sich sittlich und wissenschaftlich in einer sehr niedern Sphäre. Es ist ihnen zwar eine geringere Taxe für ihre Bemühungen vorgeschrieben, aber damit wird sich ein jeder andere Arzt auch gern begnügen oder begnügen müssen, wenn er bey einer nicht wohlhabenden Bevölkerung Beschäftigung finden will. Es möchten daher die Vortheile, welche das Publicum von solchen Practikern haben soll, nicht gar zu hoch in Anschlag zu bringen seyn. Die wahre Sachlage beruht darauf: nicht für die verschiedenen magern oder fetten Districte verschiedene Practiker zu bilden, sondern es dahin zu bringen, daß da, wo es noch fehlt, Aerzte

mäßig bestehen können, wenn sie auch in größerer Ausdehnung wirken müssen und daher nicht überall sogleich zur Hand sind. Manche Districte des platten Landes sind nun einmahl so ungünstig gestellt, daß sie in dieser Hinsicht Etwas entbehren müssen; besser für sie scheint es immer zu seyn, einen zuverlässigen und billigen Arzt, selbst in einiger Entfernung zu finden, als deren zu viele zu haben, die um des lieben Brotes willen auf vielfache Weise ihnen zur Last fallen.

Was der Verf. noch ferner über das ganze Verhältniß der verschiedenen Medicinalpersonen, auch über die Wundärzte zweyter Classe und den dabey angeregten Tadel sagt, ist Alles mit Gründen belegt und zeugt von langer Erfahrung, würde aber hier zu weitläufig seyn und muß im Buche selbst nachgesehen werden. Ganz am Schlusse übergeht der Verf. auch den Vorschlag des Med.-R. Fischer in Erfurt nicht: die früheren Dorfbarbiere wieder einzuführen, und widerlegt denselben bündig, wobey wir uns aber ebenfalls nicht weiter aufhalten dürfen.

E b e n d a s e l b s t.

Bey S. Schropp u. Co., 1837. Der Mond nach seinen cosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie. Mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa selenographica von Wilhelm Beer und Dr Joh. Heinrich Mädler. 412 Seiten in Quart.

Die in den Jahren 1834—36 erschienene Mondkarte der Vf. ist bekanntlich die erste, welche eine mit Genauigkeit und wissenschaftlichem Sinne ausgeführte Darstellung der uns sichtbaren Mondoberfläche enthält, da ein ähnlicher Versuch Behrmann's leider bis jetzt Fragment geblieben ist,

und ihre Vortrefflichkeit bereits durch die competentesten Richter öffentlich anerkannt. Um die Benutzung dieser Karten so viel als möglich vollständig zu machen, war es nun nicht bloß nöthig, das Verfahren der Vff., die angewandten Instrumente, Messungs- und Berechnungsmethoden zu kennen, welches alles in dem Abschnitte des vorliegenden Werkes 'Specielle mathematische Selenographie' enthalten ist, sondern zugleich auch wünschenswerth, eine detaillierte Beschreibung der einzelnen in den Karten enthaltenen Gegenstände, wie sie die Vff. gesehen, zu besitzen. Dieser letztern Anforderung haben die Verrf. in dem Abschnitte 'Topographie der Mondoberfläche' entsprochen, welcher den größten Theil des Werkes ausmacht. Das Auffuchen der Gegenstände wird hierdurch ungemein erleichtert und namentlich werden künftige Forscher hierdurch in den Stand gesetzt, ihre Beobachtungen mit denen der Vff. zusammen zu halten, was um so wichtiger ist, da ein und derselbe Gegenstand auf dem Monde unter verschiedenen Umständen oft so sehr verschieden erscheint. Eines Auszuges ist jedoch diese umfassende Arbeit nicht fähig, so wie sie überhaupt nur für solche von wahren Interesse seyn kann, die sich ganz speciell mit der Betrachtung der Mondoberfläche beschäftigen. Von weit ausgebreiteterem Interesse dagegen ist die allgemeine Schilderung der Mondoberfläche, welche der Abschnitt 'allgemeine physische Selenographie' enthält. Der Mond gehört nämlich jetzt zu den Gegenständen, welche die Aufmerksamkeit der Gebildeten in hohem Grade in Anspruch nehmen, leider aber häufig mehr in Beziehung auf Dinge, die er nicht enthält, als auf solche, die ihm wirklich zukommen. Nachdem nämlich die ersten Selenographen in den Abwechselungen von Höhen und Tiefen eine, wiewohl sehr allgemeine, Analogie zwischen

dem Monde und der Erde gefunden hatten, fand man, freylich mehr mit Hülfe der Phantasie als solider Beobachtungen, eine immer größere Aehnlichkeit zwischen diesen zwey Weltkörpern. Man wollte atmosphärische Veränderungen und brennende Vulkane gesehen haben, dann entdeckte man Spuren von Vegetation und zulezt gar von Kunstwerken. Wiewohl es nun aus der Natur unserer optischen Hülfsmittel leicht nachzuweisen war, daß die meisten dieser Gegenstände überhaupt nicht gesehen werden können, und es wahrscheinlich, selbst bey den bedeutendsten Fortschritten der practischen Optik, schon wegen der unvollkommenen Durchsichtigkeit unserer Atmosphäre nicht möglich seyn wird sie jemahls, wenn sie auch vorhanden seyn sollten, zu erblicken, so haben sich doch leider sehr gewichtige Männer zu diesem Irrwege verleiten lassen, und das auf ihre Autorität gestützte Publicum wird sich nicht so leicht die Hoffnung solcherley Entdeckungen entreißen lassen. Wer nun in dem vorliegenden Werke ähnliche Dinge suchen wollte, würde sich sehr geteuscht finden. Im Gegentheile haben es sich die Verff. angelegen seyn lassen, allen Betrachtungen dieser Art, oft mit sehr heftiger Polemik, entgegen zu treten, und nur das zu geben, was als unmitelbare Thatsache aus ihren Arbeiten hervor trat. Die verschiedenen Gegenstände auf dem Monde bezeichnen die Vff. auf folgende Weise. Es muß jedoch hierbey bemerkt werden, daß, wenn es bey der Terminologie dieser Formen nicht wohl vermieden werden kann, an ähnliche Gestaltungen auf der Erde zu erinnern, hiermit jedoch nicht mehr als eben diese äußere und mitunter ziemlich entfernte Aehnlichkeit bezeichnet werden soll, so daß man bey dem Worte Gebirge nicht an die Structur der Erdgebirge, bey dem Worte Gra-

ter nicht an einen vulcanischen Ursprung zc. denken darf.

Einen großen Theil der sichtbaren Mondoberfläche nehmen die so genannten Maren ein. Es sind große graue, im Ganzen ebene, Flächen, durch welche sich jedoch Unebenheiten der verschiedensten Art hinziehen, so wie sie auch namentlich leer stehende Tiefen enthalten. Völlig isoliert und von allen Seiten umschlossen sind nur zwey, das mare crisium und mare humorum, die größeren sind nur theilweise bestimmt begränzt, stehen aber sonst unter einander in Verbindung, und auch gegen die helleren Landschaften mangelt die Umrisslinie oft gänzlich. Die kleinen Flächen, welche von etwas hellerer Farbe als die Maren, und auch mehr mit Bergadern zc. durchschnitten sind, nennt man Sumpf (Palus) und See (Lacus); und Busen (Sinus) heißen die buchtenartigen, größtentheils von helleren Gegenden umgebenen Theile der größeren Maren.

Die helleren Landschaften sind fast ohne Ausnahme gebirgig, und die Berge übertreffen zwar die der Erde nicht an absoluter Höhe, wohl aber an Steilheit; Böschungen von 45 Grad und darüber gehören dort zu dem ganz Gewöhnlichen. Zuweilen bilden die Berge einfache Reihen mit einzelnen Gipfeln (Bergketten), gewöhnlicher aber erscheinen sie als neben einander gelagerte breite Massen mit tief einschneidenden oder auch ganz hindurch gehenden Querthälern. Zuweilen erhebt sich auch ein bedeutender Theil der Oberfläche über die umliegenden, so wohl helleren als dunkleren, Landschaften, und trägt auf seinem Plateau eine Menge der verschiedenartigsten Gebirgsformen, an einer Seite aber ein hohes Gebirge, welches mit gewaltigen Abstürzen sich plötzlich in die graue Ebene hinab senkt. Daneben kommen auch niedrige Rücken und hügelige Land-

schaften vor. Häufiger als auf der Erde stehen auch einzelne Berge isoliert in der Ebene und bilden zuweilen auch Reihen ohne bestimmten Zusammenhang, manchemahl umgeben sie auch eine Fläche in regelmäßiger Kreisform. Diese letztere Form bildet nun den Uebergang zu den so genannten Craterformen. Der allgemeinste Typus dieser merkwürdigen Gebilde ist folgender: Ein hoher kreisförmiger Wall umgibt eine sphäroidische Vertiefung, die fast ohne Ausnahme unter dem Niveau der umgebenden Ebene steht, und in deren Innern sich zuweilen Berge erheben, die jedoch nie die Höhe des umgebenden Walles erreichen, auch nicht mit diesem zusammen hängen. In Rücksicht auf die Größe theilen die Berff. die Craterformen in Walllebenen vom 30 bis 8 Meilen Durchmesser, Ringgebirge von 12 bis 2 Meilen Durchmesser, bey welchen die Kreisform bestimmter ausgeprägt ist, Crater und Gruben ein; mit dem letzten Namen bezeichnet man meistens die kleineren Tiefen, an denen kein erhöhter Wall bemerkt worden ist. Die Berge, welche sich in den Craterformen erheben, und die man Centralberge nennt, bilden zuweilen ganze Ketten, zuweilen erscheinen sie als Massengebirge, mitunter auch einzeln und dann niedrig, doch erheben sich auch einzelne Centralberge schroff aus der Tiefe und bilden scharfe Spitzen. Wiewohl man nun fast durchgängig diese Craterformen als Erzeugnisse vulcanischer Wirkungen betrachtet, so ergibt sich doch aus der obigen Schilderung, daß sie wenigstens mit den Cratern der Erdvulcane sehr wenig Aehnlichkeit haben, die nicht bloß in Beziehung auf Größe sehr zurück stehen, sondern auch eine ganz andere Construction zeigen.

Eine andere sehr merkwürdige Art von Gebilden sind die so genannten Rillen, deren man

bis jetzt nur wenige kennt. Sie erscheinen als schmale lange bald gerade aus gehende, bald gebogene Vertiefungen, die sich zuweilen 25 bis 30 Meilen weit hinziehen. Früher hielt man sie für Mondflüsse, seitdem aber nachgewiesen ist, daß der Mond durchaus continental ist, möchte es schwer seyn, eine Analogie für diese Form auf der Erde nachzuweisen.

Noch dunkeler ist das Wesen der merkwürdigen Stralensysteme. Sieben der größeren Ringgebirge sind nämlich von radienartig fortziehenden Lichtstreifen weit und breit umgeben, und dieselbe Erscheinung zeigt sich in geringerem Maßstabe auch bey mehreren anderen Ringgebirgen. Gewöhnlich fangen die Streifen erst in einiger Entfernung vom Walle des Ringgebirges an und ziehen sich von da aus 30, 50 zuweilen sogar 100 bis 120 Meilen fort und zwar über alle mögliche Mondgebilde, über Ebenen, Berge, Crater zc., ohne dadurch modificiert zu werden. Auch gibt es an manchen Stellen isolierte Streifen dieser Art. Daß diese Streifen nicht Erhöhungen sind, wie Schröter und frühere Selenographen glaubten, geht aus den Beobachtungen der Wff. unzweifelhaft hervor, besonders aus der Bemerkung, daß Bergadern bey dem Näherrücken an die Lichtgrenze deutlicher, größtentheils sogar erst sichtbar werden, während die Streifen unter diesen Umständen verschwinden. Lavaströme, wie Andere glauben, sind es wohl auch nicht, da nicht wohl einzusehen ist, wie ein solcher Strom immer in gerader Richtung über alle Berge weg ziehen und rechts und links alles frey lassen sollte. Nur so viel scheint gewiß zu seyn, daß die Entstehung dieser Streifen mit der Bildung der Ringgebirge, von welchen sie ausgehen, in engem Zusammenhange steht und an diese Bemerkung muß sich wohl die Erklärung ihres Wesens, wenn eine solche überhaupt möglich ist, knüpfen.

Wir hätten gewünscht, daß die Wff. in einem besonde-

ren Abschnitte die verschiedenen Fälle zusammen gestellt hätten, in welchen frühere Beobachter Veränderungen auf der Mondoberfläche bemerkt haben wollten. Dies ist nicht geschehen, dagegen sind aber an einzelnen Stellen viele hierauf bezügliche Bemerkungen eingestreut, aus welchen sich zur Genüge ergibt, daß keine einzige Veränderung bis jetzt constatirt ist, sondern alle Wahrnehmungen der Art sich aus Mißverständnissen erklären lassen. Freylich war der Zustand der Mondkarten bis jetzt auch der Art, daß man nicht einmahl die Positionen der einzelnen Mondflecke genau genug kannte, um ihre Ein- und Austritte bey Mondfinsternissen mit erträglicher Genauigkeit berechnen zu können, und häufig die größten Flecken mit einander verwechselte, also noch weniger über statt gehabte Veränderungen mit Sicherheit etwas aussagen konnte. Eine auffallende Verwechslung dieser Art, die Schröter begangen hat, ist S. 174. angeführt. Es ist keiner der kleinsten Vorzüge der Mondkarten der Herren Beer und Mädler, daß künftige Forscher an ihnen einen sicheren Halt punct haben, um etwaige Veränderungen auf der Mondoberfläche beurtheilen zu können.

Wir schließen die Anzeige dieses vortrefflichen Werkes, indem wir noch auf den interessanten Abschnitt 'Ueber den Einfluß des Mondes auf die Witterung' der Hn Mädler allein angehört, aufmerksam machen. Als wesentlichste Resultate der Erfahrung ergeben sich folgende. Der Mond ist nicht ohne allen Einfluß auf die climatischen Verhältnisse des Erdkörpers. Dieser Einfluß erscheint aber gering und untergeordnet im Vergleich zu dem der Sonne als auch der anderen Ursachen, die eine Veränderung des Wetters bedingen. Er zeigt sich in den Veränderungen des atmosphärischen Druckes, indem das Barometer so wohl zu gewissen Phasenzeiten höher steht als in anderen, als auch zur Zeit der Erdferne höher als während der Erdnähe. Er zeigt sich ferner in den Veränderungen der Luftwärme, so daß während der Erdferne das Thermometer höher steht als zur Zeit der Erdnähe, auch hat die verschiedene Entfernung des Mondes von der Erde einigen Einfluß auf die Bildung des Regens und die Heiterkeit der Atmosphäre. Ein Einfluß der Declination des Mondes läßt sich in der Art nachweisen, daß Jahrgänge, in denen der Mond die Maxima seiner nördlichen oder südlichen Declination erreicht, im Durchschnitt eine günstigere Witterung haben, als solche, wo er sich weniger vom Aequator entfernt.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

Den 19. November 1838.

G ö t t i n g e n.

Der Kaiserlich Brasilianische außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister in Paris, d'Aranje Ribeiro, hat, auf Befehl seiner Regierung, ein Exemplar der Flora Fluminensis von Brasilien, wovon nur vierzig Exemplare vollendet worden sind, und wozu der Text noch nachfolgen wird, als ein Geschenk für die Universität Göttingen dem Kön. Cabinette übersandt.

Wir können, indem wir den Empfang dieses kostbaren Geschenke anzeigen, vor jetzt nur unsern Dank dafür aussprechen, da eine weitere Anzeige erst nach Empfang des Textes geliefert werden kann. Das jetzt gelieferte Kupferwerk besteht in elf Theilen in groß Folio, unter dem vollständigen Titel: FLORA FLUMINENSIS. Vol. I. . . XI. Edidit Domnus Frater Antonius da Arabida Episc. de Anemuria etc. etc. Tabulae Lapidis insculptae et impressae in officina Lithographica A. Sennefelder, Parisiis. 1827. Das Werk ist noch dem verstorbenen Kaiser Pedro I. gewidmet.

Hn.

B o n n.

; Bey H. B. König. Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie und pathologischen Anatomie. Gesammelt von Dr. Joh. Fried. Herm. Albers, außerordentlichem Professor der Medicin an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms Universität. Zweiter Theil. IX u. 218 Seiten. 1838. 8.

Den ersten Theil dieser Schrift haben wir in diesen Blättern (1837. St. 62. S. 623) angezeigt und dankbar empfangen wir diese Fortsetzung. Wenn jedoch der Verf. selbst in der Vorrede zu dieser so sich äußert: 'Der ungetheilte Beyfall, welcher dem ersten Theile dieser Sammlung von Beobachtungen zu Theil wurde, ist ein genügender Beweis, wie sehr deutsche Kunstgenossen die Mittheilung von die Wissenschaft fördernden Thatsachen zu schätzen wissen', so möchten wir gerade in Beziehung auf den Inhalt dieser Fortsetzung bemerken, daß vereinzelte Thatsachen an sich, so schätzenswerth sie auch seyn mögen, noch keine große Förderung der Wissenschaft abgeben. Diese verlangt zugleich vielseitige Durchdringung, Verarbeitung und Verknüpfung des Gegenstandes. Der erste Aufsatz 'Geschichte der Blinddarmentzündung, Typhlitis' (S. 1 — 37), beruht größtentheils auf den Erfahrungen von Posthuma, und fügt zur Kenntniß dieser Krankheit im Grunde wenig hinzu. Der Verf. betrachtet zunächst die acute Entzündung; unter den Zufällen führt er reichliche, häufige, selbst blutige Durchfälle an, so wie bey Männern Anziehen der Hoden an den Leistenring. Dann die Entzündung des den Blinddarm umgebenden Zellgewebes. Die schmerzenden Partieen seyen dadurch etwas angeschwollen, weil das Zellgewebe

zwischen den Bauchmuskeln an der Krankheit Theil nehme. Die harte Anschwellung, welche sich fast über die ganze rechte Seite der Bauchwandung verbreitet und die anhaltende Verstopfung werden als charakteristisch hervor gehoben. Die Zufälle der Entzündung des Blinddarms aus Anhäufung von Koth und fremden Massen seyen am Morgen weit stärker als am Abende. Komme es zur Eiterung, so bilde sich diese nicht so sehr an der innern Fläche des Darms aus, als in dem Zellgewebe, in der Umgebung des Blinddarms. 2) Die atra bilis (S. 37 — 42). Ein Krankheitsfall zum Beweise, daß allerdings schwarze Galle abgehen könne, und daß man nicht berechtigt sey, die Annahme der Alten für ein Hirn- gespinnst und die dunklen Massen für umgeändertes Blut zu halten. 3) Einiges über die Wasser sucht der Drüsengänge (S. 42 — 44). Die Beobachtung eines Thierarztes, wo die linke Niere eines Schafes einer stark ausgedehnten Harnblase glich. Die enthaltene Flüssigkeit bestand größtentheils nur aus Wasser und Eyrweiß. 4) Die Krankheiten der Samenbläschen, der vasa deferentia und des ductus ejaculatorii (S. 44 — 104). Zusammenstellung meist französischer Beobachtungen. In der Regel verhalten sich die Samenbläschen zu den Hoden und ihren Ausführungsgängen, wie die Höhlen und Organe zu ihren Zu- und Ausführungscanälen. Nach chronischem Tripper findet man fast nie normale Samenbehälter. Der Abgang eines glasichten oder milchichten Samens beruhe größtentheils auf einer chronischen Reizung der Umgebung der Mündung des ductus ejaculatorii. Bey Eiterung der Samenbläschen sey das vas deferens stets geschlossen. 5) Eine neue Form der Darmein- schnürung und Verschlingung durch Riß des Ge-

Kröses (S. 104 — 110). Zu den bekannten Fällen von Einschnürung bey vorhandenen falschen Ligamenten oder Divertikeln; bey dem Riß des Meses, indem sich der Darm in den Megriß einschleibt und bey vorhandener normwidriger Oeffnung im Gekröse, fügt der Verf. einen hinzu durch einen Riß des Gekröses. 6) Das Schoten-geräusch in den Augenwinkeln (S. 110 — 114). So nennt der Verf. das zwey Mahl von ihm beobachtete eigenthümliche knisternde Geräusch in den inneren Augenwinkeln, ähnlich dem, wenn eine trockene Schote plötzlich aufspringt. Es entstand dadurch, daß das obere Augenlid bey dem Beginne der Augenbewegung sich dicht an den Augapfel legte und plötzlich absprang, wenn die Drehung nach Oben schon etwas begonnen hatte. Wahrscheinlich durch Festhalten und Ablassen eines abgesonderten Schleimes bedingt. 7) Ueber die Ursachen der Hirnlähmung im Schlagfluß (S. 114 — 118). Blutdruck und Blutmangel, welche im Blutschlage vereint seyn, wirkten lähmend auf die Hirnsubstanz. 8) Ueber den Schlagfluß, welcher sich zu Hirngeschwülsten gesellt (S. 119 — 122). Er werde vorzüglich durch Erweichung der die Hirngeschwulst umgebenden Hirnmasse und durch Erguß der in der Geschwulst enthaltenen flüssigen Masse bedingt. 9) Einige Rückenmarks-Krankheiten (S. 123 — 188). Er betrachtet: die Reizung des Rückenmarks; die erhöhte Reizbarkeit desselben; die Entzündung der harten Haut des Rückenmarks; die Rückenmarkswassersucht der Kinder; und theilt einen Fall mit von einer Fettgeschwulst zwischen dura mater und arachnoidea. 10) Ueber den Unterschied zwischen Scrofel und Tuberkel (S. 190 — 194). Die 7 angegebenen Unterscheidungszeichen (namentlich der letzte therapeutische: 'die Scrofeln

zeigen sich in allen Formen heilbar, die Tuberkeln fast in keiner⁷⁾ sind wenigstens nicht genügend, wenn auch größtentheils den bisherigen Erfahrungen entsprechend. 11) Die Osteophyten, Periosteophyten, Chondrophyten und Taenophyten (S. 194 — 218). Eine Classification der Geschwülste an den Knochen, an der Knochenhaut, den Knorpeln und Sehnenenden der Muskeln. Die Osteophyten bildeten sich eben so, wie die Knochen. Sie entstünden zuerst als Knorpel, die sich nach und nach mit Knochen Salzen, erdiger Masse anfüllten. — Was die Bezeichnung Exostosis betreffe, so sey darunter nur die örtliche Ausdehnung der Knochen Substanz zu begreifen; aber fälschlich nenne man so die fungöse und scrofulöse Anschwellung; die partielle Wucherung der Knochen Substanz, wobey der Knochen selbst seine Form behält; die Ueberbleibsel der Necrose und die Auswüchse der Weinhaut. Von der Crostose gäbe es zwey Formen: die erste beruhe auf einer Anschwellung des Knochens in Folge von reichlichem Absatz kalkartiger Materie und dadurch bewirkter Verdickung der Rinde; die zweyte habe ihren Grund in einer Ausdehnung der Knochen Substanz, im Schwinden der Knochen Salze.

U t r e c h t.

Bey N. van der Monde, 1838: Geschiedenis der Oogheelkunde als Inleiding tot het Onderwys derzelve betracht. Benevens een Overzigt der Litteratuur betreffende dit Onderwerp sedert dien Tijd tot op heden. Door A. G. van Onsenoort, Med. et Chir. Doctor, voormalig eersten Officier van Gezondheid by de Armee en den Ryns grooten Militaire Hospitalen ter Instructie te Leu-

wen en Utrecht, etc. IV und 76 Seiten in Octav.

Der fleißige, um die Chirurgie und Augenheilkunde hochverdiente Verfasser gibt in der genannten Schrift eine kurze Geschichte der Ophthalmologie, die so wohl die früheste Zeit, wie die Leistungen bis zu dem Jahre 1838 berücksichtigt. Herr van Dinsenoort betrachtet dieselbe nur als Vorläufer eines von ihm bearbeiteten vollständigen ophthalmologischen Werkes, das aus 2 Bänden bestehend und mit 8 Kupfertafeln versehen unter dem Titel: *Genees en Heelkundig Handboek over de Oogziekten en Gebreken in derzelven geheelen Omvang*, so bald die Kosten durch Subscription gedeckt seyn werden, erscheinen soll. Da es nun den Holländern an medicinischen Handbüchern überhaupt noch sehr mangelt, und der Verf. dieser Schrift bereits vor mehreren Jahren auch mit der Herausgabe einer 'Operative Heelkunde' und 'Geneeskundige Heelkunde' den Anfang gemacht hat, so dürfte dieses versprochene ophthalmologische Werk für die Aerzte jenes Landes sehr willkommen seyn. Ob Deutschland, bey so regem Streben eigener ausgezeichneten Ophthalmologen, dadurch Vortheil erlangen werde, müssen wir jedoch bezweifeln. Im vorliegenden Büchelchen mißfällt uns, daß, bey der großen Zahl oft wenig verdienter Namen, die der Verf. erwähnen zu müssen glaubte, die Literatur ganz und gar beseitigt ist, da doch diese erst dem Namen die eigentliche, geschichtliche Bedeutung verschaffen muß. Wir versprechen an einem andern passendem Orte ausführlicher in diese Schrift einzugehen, und erlauben uns nur noch, dem ehrenwerthen Verf. die Bemerkung zu machen, wenn vielleicht seinem Handbuche der Augenheilkunde eine geschichtliche

Einleitung beygegeben werden sollte, die Schriften von Jugler, Beer, Wenzel, Friedländer und Wallroth, die die Geschichte der Ophthalmologie so wohl älterer als neuerer Zeit erwägen, in Betracht ziehen zu wollen.

Was das noch ungedruckte lateinische Manuscript Peter Camper's, de oculorum fabrica et morbis commentaria, 1768, betrifft, dessen van Dsenoort erwähnt, so wünschen wir, daß sein Antrag bey der holländischen Regierung diese Schrift des einst so berühmten Gelehrten auf Staatskosten veröffentlichen zu lassen, um so mehr genehmigt werden möchte, da Manches gegenwärtig, als Neu betrachtete, schon in dieser Arbeit sich vorfinden soll, was dann kein geringes Interesse erregen würde.

Das Manuscript besteht aus einer Vorrede und zwey Theilen.

Pars prima, de Oculorum fabrica.

Sectio prima, Externas oculi partes completitur.

- altera, Bulbum oculi cum suis musculis et nervis exhibet.
- tertia, Oculi humores et canalem Petitionum etiam generalia de visione comprehendit.

Pars Secunda, de Oculorum Morbis.

Sectio prima, de superciliarum, palpebrarum et ciliorum vitiis.

- secunda, vitia canthi majoris oculi.
- tertia, adnatae et corneae vitia.
- quarta, oculi interni affectus.
- quinta, vitiatus visus.
- sexta, remedia in oculorum morbis usitata.

Sollte das liberale holländische Gouvernement

nicht auf v. D. Vorschlag eingehen, so wäre der Druck dennoch durch Geldbeiträge zu bewerkstelligen, wozu auch Deutschlands Aerzte mit Vergnügen beysteuern würden.

Manßfeld.

B r e s l a u.

Bey Schulz, 1835: De phaenomeno generali et fundamentali motus vibratorii continui in membrauis cum externis tum internis animalium plurimorum et superiorum et inferiorum ordinum obvii. Commentatio physiologica. Scripserunt Joh. Ev. Purkinje et G. Valentin. 95 S. in 4.

Ein merkwürdiges, schon von mehreren älteren Beobachtern einzeln, zuerst von van Heide bey der Leichmuschel, wahrgenommenes, darauf aber von anderen bey verschiedenen niedern Thieren, so wie bey Salamanderlarven, bemerktes Phänomen ist die Flimmerbewegung. Diefelbe erscheint so wohl auf der äußern Haut, als auch auf den inneren Membranen des thierischen Körpers. Die Herren Verf. der obigen Schrift haben jenes Phänomen zum Gegenstande besonderer ausführlicher Untersuchung gemacht, und dasselbe weit durch die Thierreihe verfolgt. Sie betrachten demnach die Flimmerbewegung als ein allgemein in der Thierreihe herrschendes Grundphänomen, über welches die Schrift, so weit als damahls der Gegenstand bekannt war, in jeder Hinsicht gründlichen Aufschluß liefert. An einem frischen Stückchen Luftröhrenschleimhaut eines Kalbes kann man, sogar mittelst eines mittelmäßigen Microscops, von jener so wichtigen als schönen Erscheinung einen Begriff bekommen.

Berthold.

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

186. 187. Stück.

Den 22. November 1838.

Stuttgart.

In der Hallberg'schen Verlagsbuchhandlung.
Handbuch der ökonomischen Politik von R. von
Kottke. Mit dem allgemeinen Titel: Lehrbuch
des Vernunftrechts und der Staatswissenschaft.
Vierter Band. 1835. XIV und 480 Seiten in
gr. 8. (5 Fl.)

Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist als
Gelehrter und Abgeordneter dem Publicum von
einer Seite bekannt, welche auf dem Wege der
Schriftstellerrey etwas Gediegenes voraus sehen und
auch wirklich erwarten läßt. Eine vollständige
Beurtheilung seiner Ideen und der ihnen unter
gelegten Ansichten über Staats- und Volkswirth-
schaft würde eine weit größere Ausdehnung erfordern,
als in diesen Blättern gestattet werden kann,
wenn man die einzelnen Gedanken nach ihrem
Inhalte und Umfange auf dem Standpuncte der
Wissenschaft und der Praxis in Erwägung ziehen
und mit den Ansichten anderer Gelehrten und
Schriftsteller desselben Faches zusammen stellen,

oder darüber Vergleichen anstellen wollte. Bey den mancherley Widersprüchen, vielerley Kämpfen über herrschende Ansichten in einer Wissenschaft, welche in ihrer Entwicklung erst begriffen ist, und in welcher sich die Bearbeitungen mehrfach auf Speculationen und Erfahrungen stützen müssen, ist das Erscheinen eines Werkes, dessen Vf. so wohl durch gediegene Kenntnisse, als durch Scharfsinn im Urtheile, so wohl durch gründliche Gelehrsamkeit als durch Consequenz im Denken, so wohl durch lichtvolle und klare Einsicht als durch umfassende und vollkommene Durchschauung des politischen und wirthschaftlichen Lebens und Zustandes der Staaten ausgezeichnet ist, gewiß eben so erfreulich als willkommen, weil man darin für die Wissenschaft und ihre Uebertragung in das öffentliche Leben wesentliche Aufklärungen und Feststellungen von Grundsätzen erwartet, welche zur Beseitigung unhaltbarer Ideen, zur Verbesserung irriger Ansichten und zur Begründung schwankender Maßregeln beytragen sollen.

Bedenkt man endlich noch den Umstand, daß auf staatswirthschaftlichem Gebiete die Bearbeitung der politischen Deconomie aus dem eigentlich staatswissenschaftlichen Standpuncte noch nicht oft, und wenigstens nicht mit ungetheiltem Beyfalle versucht und realisiert wurde, und daß doch gerade diese Behandlungsweise allein für zweckmäßig und geeignet erscheint, die politische Deconomie auf wahrhaft practische Zwecke zurück zu führen und aus ihr die Stellung des Menschen zu der so genannten Güterwelt, sie mag die materiellen oder immateriellen Güter betreffen, zugleich aber auch die Bedingungen für die Realisierung dieser Stellung und die Verhältnisse, in welchen das Volkswohl mit dem Wohlstande der Einzelnen und des Staatskörpers steht, abzulei-

ten, so werden die Erwartungen um so höher gespannt, je mehr man auf die Thatsache hinblickt, daß der practische Theil der politischen Deconomie mit dem staatswissenschaftlichen Gebiete in engster Verbindung steht; daß die Nationalöconomie die Grundlage der Staatswirthschaftslehre ausmacht; daß dieselbe ihren Höhenpunct als Wissenschaft dann zu erlangen verspricht, wenn auf den Grund von staatsrechtlichen, durch die Philosophie erweiterten Gesetzen die Lehren der politischen Deconomie berichtigt und vervollständigt werden sollen.

Ref. nahm daher dieses Buch des ehrenwerthen Verfs bey seinem Erscheinen mit der regesten Theilnahme und gespanntesten Aufmerksamkeit zur Hand, laß mit Ruhe die allgemeinen Bemerkungen über die vielerley Mängel der bisherigen Bearbeitungen der politischen Deconomie, über die vielen schiefen und unhaltbaren Ansichten von Seiten vieler Nationalöconomen, über die bedeutenden Fehler, welche sich dieselben durch ihr einseitiges Verfolgen von trockenen Gedanken, denen die practische Seite ganz abgeht und die sich bloß in Abstractionen und Speculationen gefallen; über das oft blinde und bewußtlose Anhängen an Systemen einer oder der andern Schule; über die mancherley häufigen Verwechslungen von Begriffen und gar über die in die Wissenschaften gebrachten Irrthümer, und wurde in seinen Erwartungen um so mehr bestärkt, als ihm der Mangel der Vervollkommnung des practischen Theiles der politischen Deconomie von früheren Bearbeitungen fühlbar vorschwebte.

Unter Berücksichtigung der früheren Leistungen von Seiten bewährter Schriftsteller der Staats- und Volkswirthschaftslehre wurde Ref. doch immer bedenklicher, weil ihm gerade dasjenige, was

er erwartete, nicht klar hervor leuchten, und der Verf. nicht recht in das practische Element eingehen wollte. Er las daher die Darstellungen ohne Hinlenkung auf die Untersuchungen Anderer völlig durch, verglich den Inhalt mit den letzteren und fand bey wiederholtem Lesen und näherem Vergleichen der Ansichten und Erörterungen, daß die Wissenschaft keinen wesentlichen Vorschub erhalten habe, daß der Verf. vielmehr eine strenge und tadelnde Critik der früheren Schriftsteller mittheilt und nicht allseitig Besseres leistet: denn er beschuldigt dieselben der Trockenheit, der eiteln Spitzfindigkeit, der befangenen Anhängung an Schulsysteme und ähnlicher anderer Fehler, wodurch er sich also über die Leistungen Aller erhebt und dieselben zur Bertheidigung der ihnen vorgeworfenen Fehler auffordert. Ref. steht außer Berührung mit beiden Theilen, befindet sich weder unter den Getadelten, noch kann er eine tiefere Begründung der Wissenschaft in dem Buche des Verfs finden, obgleich er es wiederholt gelesen und recht viel Gutes und Vortreffliches in demselben gefunden hat, wie sich in dem practischen Theile desselben jedem aufmerksamen Leser klar zu erkennen geben wird.

Im Allgemeinen findet er in ihm weder ein consequent geordnetes System, noch eine, ohne abweichende Ansichten zu enthalten, durchgeführte Darlegung der Hauptideen der öconomischen Politik, sondern im theoretischen Theile manches Schwankende und Unhaltbare, im practischen aber viel Nützliches, Anwendbares und mitunter Eigenthümliches, welches mit anderen Erörterungen zusammen gehalten zu weiteren Untersuchungen veranlaßt, und den in der Staats- und Volkswirthschaftslehre Erfahrenen vielfachen Stoff zu Bertheidigungen ihrer eigenen Ansichten und Mei-

nungen gibt, oder der Verbesserung bedarf. Dazu rechnet Refer. besonders die Ansicht, gemäß welcher die geistigen Güter aus dem Gebiete der Nationalöconomie auszuschließen seyen, da er von der Ueberzeugung ausgeht, daß diese Lehre erst dann wahrhaft wissenschaftlich zu behandeln ist, wenn sie die immateriellen Güter eben so würdigt, wie die materiellen, zumahl von einem philosophischen Standpuncte aus betrachtet, auf welchen sich der Verf. dadurch zu erheben strebte, daß er von allgemein gültigen Grundsätzen des philosophischen Staatsrechtes die Nationalöconomie berichtigen und vervollständigen will, was doch gewiß die vorzügliche Berücksichtigung jener geistigen Interessen des Staates fordert.

Die Vereinigung der Lehren von den beiderley Gütern mag in der Nationalöconomie, welche die reine Güterlehre ist, ihre eigenen Schwierigkeiten haben, und mehr Aufmerksamkeit und verschiedenartige Bearbeitung erfordern, als die Realisierung dieser Idee in der Staatswirthschaftslehre. Bedenkt man aber, daß die mancherley Systeme der Volkswirthschaftslehre, nämlich das Mercantil-, physiocratische und Industriesystem vorzugsweise an der Vernachlässigung der geistigen Güter scheiterten, und die Aufgabe der nationalöconomischen Untersuchungen eben darum nur höchst unvollständig gelöst wurde; daß so wohl für die Erzeugung und Vertheilung, als auch für die Verzehrung der öconomischen Güter und so wohl für die Pflege der Production und Consumtion, als für die Grundsätze aller Wirthschaftspflege und der aus der Consumtion abgeleiteten Vertheilung diese Güter die wichtigste Rolle spielen, und ohne sie eine philosophische Ableitung der Geseze dieser nationalöconomischen Disciplinen nicht möglich ist, so wird man eine

Trennung beider Interessen durch nichts rechtfertigen können, und Ref. muß dieselbe um so weniger für haltbar und richtig halten, je mehr die Wissenschaft den Einfluß des Staates auf diese Güter in Anspruch nimmt und zu erläutern hat. Auf beiderley Güter wirkt er, der Staat, nur mittelst des Geistes ein; nur durch ihn kann er den Betheiligten das Meiste überlassen, und nur mit ihm wird es möglich, störende Hindernisse zu entfernen, oder unschädlich zu machen, und jedem Einzelnen diejenigen Hülfsmittel darzubieten, wodurch er am sichersten und schnellsten, am besten und einträglichsten zum Ziele gelangt. Wo der alles Güterleben beherrschende Geist, die physische, intellectuelle und moralische Kraft fehlt, da ist kein wahres Gedeihen; alle Völker beweisen dieses und alle Behandlungsweisen der Nationalöconomie beruhen auf weniger sicheren Grundlagen, je mehr sie die geistigen Güter vernachlässigen und der bloßen Materie huldigen.

Ref. bricht übrigens hiervon mit der Bemerkung ab, daß der Verf. eben so wenig ein zu reichend begründetes und gehörig geordnetes System zu Stande gebracht, als die Wissenschaft bereichert und gefördert hat. Weder stellt er sich über die Schriftsteller der Nationalöconomie, noch hat er die Leistungen derselben genau gewürdigt, obgleich er sich eines allgemeinen Tadelis nicht enthält, sondern über Manche ziemlich stark sich ausspricht. Viele Begriffe und Ansichten streiten gegen die Darstellungen Anderer, welche der Wissenschaft wesentliche Dienste geleistet haben und darum ungerecht getadelt werden. Manche besondere Mittheilungen mögen diese Behauptungen beweisen und aus der allgemeinen Uebersicht wird der Leser überzeugt, daß der Verf. in dieselben Mißgriffe verfallen ist, in welche diejenigen ver-

fielen, die er tabelt und keineswegs eine tiefere Begründung der Nationalöconomie aufgestellt hat.

Das Ganze zerfällt in die politische Deconomie, Staatswirthschaft im engern Sinne, und in die Finanzwissenschaft, welche auch als zweyter Theil der practischen Staatswirthschaft betrachtet wird. Hält man hierbey die Ansicht des Verfs fest, daß er die Begriffe: 'politische Deconomie, Staatswirthschaft und Staats-National-Deconomie' für gleichbedeutend ansieht, so ergibt sich sogleich die Abweichung von der Annahme der meisten und zugleich bewährtesten Schriftsteller, welche die Volkswirthschaftslehre zur Fundamentallehre der Staatswirthschaft machen und unter jener die Wissenschaft der natürlichen Geseze, nach welchen die öconomischen Thätigkeiten der Einzelnen und der sie leitenden Behörden sich richten müssen oder sollen, oder die Darstellung des Verhältnisses der Menschen zur Güterwelt und die Auffuchung der allgemeinen Naturgeseze der Letzteren, unter Staatswirthschaft aber die Thätigkeit des Staates für Erhaltung und Vermehrung des Volksvermögens an materiellen und immateriellen Gütern verstehen.

Der Verf. versteht unter jenen drey für synonym gehaltenen Begriffen die Lehre von der Erzeugung und Herbeschaffung der zur Befriedigung des Staatsbedarfs nöthigen, zum Begriffe des Vermögens gehörigen, Mittel und verkennt damit unfehlbar so wohl den Inhalt und das Wesen der Volkswirthschaftslehre, als auch den Character der Staatswirthschaft. Seine Erklärung ist für jene zu eng und für diese zu weit, indem zu jener nicht allein die Erzeugung, sondern auch die Verzehrung und richtige Vertheilung der öconomischen Güter gehört und in diese selbst die erstere herein gezogen wird. Diese Be-

griffsverwirrung verdient keine Billigung und enthält einen Hauptgrund, weswegen Ref. mit dem Verf. nicht einverstanden seyn kann. Dieser will von der Volkswirtschaft nichts wissen, weswegen er gegen den Begriff selbst stark polemisiert, die Volkswirtschaftslehre in die öconomische Politik versetzt und dadurch einen Mißgriff begeht, der selbst nach des Verfs eigener Ansicht nicht gerechtfertigt werden kann: denn er stellt einen theoretischen Theil voran, und läßt alsdann den practischen folgen. Jener Ansicht desselben muß man es daher zuschreiben, daß in dem ersten Theile nur wenige Materien, welche zur eigentlichen Volkswirtschaft gehören, bearbeitet sind, und daß in demselben ein großer Mangel und eine bedeutende Oberflächlichkeit herrscht, deren ein so scharfsinniger und consequenter Denker sich nicht schuldig machen sollte. Die große Abneigung vor dieser fruchtbaren und practischen Wissenschaft gibt sich auf eine für die Schrift sehr nachtheilige Weise zu erkennen.

Ohne den Begriff 'Staat' gründlich zu erläutern, sagt der Verf., es sey erst da, wo von allgemeiner Wohlfahrt die Rede sey, ein Staat, also sey es unrichtig, sich ein großes Wirtschaftswesen, wie die Volkswirtschaft, zu denken. Diese und die weitere Erörterung beweist, daß der Vf. meistens polemisch zu Werke geht, und bemüht ist, die Volkswirtschaft völlig zurück zu drängen, er scheint von der Idee auszugehen, daß der Staat Selbstzweck sey und das Gefährliche derselben nicht zu berücksichtigen. Die Lenker des Staates huldigen ihr zwar sehr, allein das Getrenntseyn der Regierenden und Regierten setzt den Staat und die Regierung vielen Verwechslungen und vielen Gegensätzen zwischen Volk und Staat aus und die vielen anderen Gefahren,

welche die Befolgung der Idee herbey führt, rauben ihr allen Glauben. Durch die schiefe Ansicht wird der Verf. verleitet, keine Volkswirthschaft anzuerkennen und im Staate selbst das Volk von der Regierung nicht zu unterscheiden; er verwechselt die wirthschaftlichen Thätigkeiten beider und bedenkt nicht, daß sie außerordentlich verschieden sind, wie die oben gegebene Begriffserklärung der Volks- und Staatswirthschaft beweist. Wäre die Ansicht des Verfs richtig, so müßte das Verhältniß der Menschen zur Güterwelt dasselbe seyn, wie das des Staates zu derselben; allein jenes ist von diesem sehr verschieden, wie er in vielen Geschäften des Lebens gewiß schon sehr häufig wahrgenommen hat. Mag er auch in dem Begriffe selbst manches ändern; an der Sache läßt sich um so weniger etwas ändern, je bestimmter und richtiger es ist, daß zuerst das Volk vorhanden seyn muß, bevor von einem Staate die Rede seyn kann und daß also ersteres wirthschaftlich thätig seyn muß, ehe der Staat wirthschaften kann.

Bedenkt man nun, daß die Volkswirtschaftslehre für die Staatswirthschaftslehre die Grundlage ist, daß diese zu jener in dem Verhältnisse der angewandten zur reinen Wissenschaft steht, und jene der Finanzwissenschaft dieselben Dienste leistet, so überzeugt man sich leicht, daß der Vf. weder völlig gründlich, noch wahrhaft wissenschaftlich verfuhr, daß also die Anlage des Ganzen den Erwartungen nicht entspricht, welche man von dem theoretisch und practisch gebildeten Geiste, von der tiefen Kenntniß und vielseitigen Erfahrung desselben erwarten darf, ja daß es ihm hier und da nicht Ernst gewesen sey, sondern er nur eine Gelegenheit aufgesucht habe, die Leistungen Anderer zu tadeln und seine Geringschätzung ge-

gen dieselben zu veröffentlichen. Ref. konnte sich besonders die Vernachlässigung der Volkswirtschaft nicht erklären, da der Verf. in seinen Ausführungen an den Landtagen für die Thätigkeit des Volkes, für die Entfesselung seiner Gewerbe und überhaupt für das Entfesseln der Verhältnisse desselben von den ewigen Säkungen, z. B. für die Befreyung des Landbaues von Banden und Grundlasten, der Gewerbe von Monopolen und Privilegien und des Handels von Schutzzöllen und Prohibitionen sich mit einer Umsicht und Klarheit ausspricht, wie kaum ein anderer Vertreter der Volksangelegenheiten und wie sich selten in einzelnen Schriften vorfindet.

Die Absicht des Polemisiereus leuchtet übrigens nicht allein aus den Entgegnungen wegen des Begriffes der Volkswirtschaft, sondern auch daraus hervor, daß der Verf. gegen Behr die Sorge des Staates für den Wohlstand der Bürger vertheidigt und dieselbe mehrfach erörtert, obgleich schon seine Begriffserklärung gegen diese Schutznahme spricht und er nicht erörtert, in wie fern sich das Gebiet der Polizey von der Staatswirthschaft im engeren Sinne unterscheidet und die Wirthschaft selbst nur als dienend zu betrachten seyn könne, indem sie bloß die Mittel liefern müsse, durch welche die Zwecke erreicht würden. Mit der Verwendung selbst hat sich also nach des Verfs Ansicht die Staatswirthschaft nicht zu befassen; was wohl nicht als völlig richtig angenommen werden kann, wenn man das ganze Gebiet der Consumption aufmerksam betrachtet, und den großen und vielseitigen Zusammenhang des wirthschaftlichen Gebietes mit den Zuständen der Völker und Stände beachtet. Die Sorge des Staates für den Wohlstand der Bürger nimmt der Verf. in Schutz, und doch schließt er die geiz-

stigen Güter aus dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre aus. Nun bedingen aber diese den wahren Wohlstand und bilden die Grundlage aller Wirthschaft, mithin nimmt er hier wieder hinweg, was er dort fest gestellt hat, und arbeitet sich nicht klar durch die verschiedenen Ansichten hindurch. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den ersten Theil, wendet sich Ref. zu mehreren besonderen Bearbeitungen.

Mit der Lehre vom Reichthume beginnt der Verf., ohne jedoch die Bedeutung dieses Begriffs klar zu erklären und für die späteren Untersuchungen festzustellen. Denn ein Mahl betrachtet er ihn als relativen Begriff, das andere Mahl bezeichnet er ihm die Fülle des werthhabenden Besitzthums und das dritte Mahl wieder den Besitz von Sachen, welche Werth haben. Bey diesem Schwanken in der Bedeutung eines Hauptbegriffes war zu erwarten, daß der Verf. auf keine logische Begründung es abgesehen haben konnte, wie man aus den Erörterungen der Begriffe 'Werth' und 'Preis' noch deutlicher sehen kann. Der Werth einer Sache beruhet auf dem Anerkenntnisse ihrer Tauglichkeit, und Preis ist das im Verkehre für ein Gut zu erlangende Gleichgeltende, oder das, was nach dem ausdrücklichen oder stillschweigenden Uebereinkommen der Begehrrer oder Ausbieter zwey Objecte gegenseitig gelten sollen; er entspringt durch den Güterumsatz, Verkehr genannt, und hat theils nach dem Zahlungsgrunde, theils nach dem Zahlungsmittel sich ergebende Arten; er bestimmt die Macht eines Gutes über das andere, und je höher er für eine Nutzung gegen alles Andere ist, desto größer ist das Vermögen des Besitzers.

Der Verf. entwickelt weder die Natur und Arten, noch die Bestimmungsgründe und Wirk-

samkeit des Preises, besonders des Productenpreises, weder den positiven und negativen, noch den Sach- und Nennpreis, weder den Kosten- und Tauschpreis, noch den wirklichen und angemessenen Preis mit Klarheit und Vollständigkeit, sondern geht schnell über diese und mehrere andere Begriffe hinweg und unterscheidet drey Hauptgattungen des Besizthums, ohne die Begriffe von Vermögen, Einkommen und Capital und von anderen Beziehungen der Volks- und Staatswirthschaft näher zu erläutern, seinen Darstellungen eine sichere Grundlage zu verschaffen und für seine Eintheilung einen zuverlässigen Grund zu gewinnen. Jene drey Hauptarten sind entweder Gegenstände des Verbrauchs, oder Erzeugungsmittel, oder Erwerbungsmitel von Anderen. Die zwey letzten Arten von Sachen bezeichnet er als Capital, welches von den Schriftstellern sehr verschieden erklärt und unfehlbar auch vom Verf. nicht richtig aufgefaßt wird. Denn versteht man unter diesem Begriffe den Ueberschuß der entstandenen Werthe über die verbrauchten Gegenstände, das Medium der Natur und Arbeit zc., so entspricht diese Annahme wohl in materieller Beziehung der Ansicht des Verfs., aber nicht in geistiger, und es sind die physischen, geistigen und moralischen Kräfte ausgeschlossen. Nun hält aber Ref. diese drey Arten von Kräften für die edelsten, größten und wirksamsten Capitalien, also für die kräftigsten Mittel zur Production, Consumption und Vertheilung der öconomischen Güter, auf deren Vorhandenseyn der Besizthum beruht, und bilden sie ihm den sichersten und bleibendsten Besiz, mithin kann er weder mit der Eintheilung des Stoffes, noch mit seiner speciellen Erörterung ganz einverstanden seyn.

Ref. nimmt auch noch den Umstand in An-

spruch, daß die Natur eines Gutes keinesweges davon abhängig ist, ob man es selbst anwendet, oder einem Anderen überläßt, daß also der Verf. darin keine Billigung verdient, die Arbeitskräfte zu eigentlich werthhabenden Sachen, zum Besizthume zu rechnen, da er die Sorge des Staates für die physische, geistige und moralische Kraft ausschließt und jene Kräfte doch vorzüglich auf dieser beruhen. Hinsichtlich der vermiethteten Dinge läßt sich gleichfalls Manches erinnern, was Ref. jedoch übergeht, weil er seine Anzeige sonst zu sehr ausdehnen und nebstdem verschiedene Lücken berühren müßte, welche zur Ergänzung der Ansichten des Verf. erforderlich wären, wenn sie ein Ganzes darbieten und keine Zersplitterungen enthalten sollten.

Einige Hauptbegriffe der Volkswirthschaftslehre werden kurz erörtert, viele aber nicht gründlich und umfassend erklärt, so daß man an der hastigen Eile, mit welcher er die Erklärungen mittheilt, einen schönen Beweis hat, wie sehr es ihm darum zu thun ist, das Geld recht ausführlich zu behandeln und wie sehr er dem so genannten Mercantilsysteme, ohne es selbst zu wollen, anhängt. Er spricht sich zwar gegen dasselbe aus und will kein Anhänger desselben seyn; allein die Worte widerlegen das Characteristische der Vorliebe von vielen Vorstellungen nicht, welche offenbar beweisen, wie hoch er das Geld schätzt und welches große Gewicht er auf dasselbe legt. Dem Ref. wollte es anfangs scheinen, der Verf. habe seine Aeußerungen indirect gegen einen oder den anderen, dem Handelsysteme ergebenden, Schriftsteller gerichtet; allein er mußte bald wahrnehmen, daß derselbe ohne fremde Absicht verfahren sey, weil unter anderen gesagt wird, daß Geld sey Quelle und Mittel des Reichthums

und reel mehr werth, als irgend eine bestimmte Sache von gleichem Nominalwerthe. Nach des Ref. Beobachtungen betrachtet man wohl das Geld als das Moment, welches die Hauptentscheidung über den möglichst richtigen und lebendigen Gang des menschlichen Verkehrs gibt; allein ihm macht nicht so wohl es selbst, als vielmehr sein Werth das Vermögen oder Einkommen eines Menschen aus; es erscheint ihm dasselbe als bloßes Werkzeug, vermittelt dessen das ganze Einkommen der Gesellschaft unter alle Mitglieder vertheilt wird, als kein Theil dieses Einkommens und hat sein Wesen bloß darin, daß es Werkzeug des Tausches, übliches Maß des Preises und Repräsentant aller Tauschobjecte für den geselligen Menschen ist. Der Verf. scheint es als Waare anzusehen, was es doch nicht ist, sondern es ist als allgemein geltendes Gut das nothwendige Mittel des Verkehrs und der Hinterlegung von allen Vorräthen zc. Ueber das Wesen, über die Erzeugung und manche andere Beziehungen belehrt er keinesweges hinreichend, so sehr er auch bemühet ist, den Werth des Geldes zu beleuchten und die für es zu erkaufende Sache geringer zu stellen. Er verwickelt sich in mancherley Widersprüche, die dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, wenn er das Eintauschen von Befriedigungsmitteln der Bedürfnisse gegen Geld erwägt zc.

In dem ersten Abschnitte scheint er den Grund für den zweyten haben legen und die Untersuchungen über den Nationalreichthum vorbereiten zu wollen; Ref. glaubt jedoch nicht, daß jenem die Sache gelungen ist, da der erste Abschnitt viele Gedanken enthält, die nicht allgemein gültig sind: So sagt der Verf. unter andern, die Steigerungen der Preise durch Vermehrung des Geldes seyen stäts nur local, dem Geldbesitzer

aber ständen alle Märkte der Welt offen, und behauptet eine offenbare Unrichtigkeit, welche jedem Beobachter durch Beispiele im Verkehre und vorzüglich durch Großbritannien, welches, allerdings ein reiches, aber nicht gerade ein geldreiches Land, wie Rußland, ist, bewiesen wird. Ref. könnte gar viele Beispiele aufzählen, in welchen reiche Geldbesitzer zu Grunde gingen; er erinnert bloß an die von Leo Africanus erzählte Caravanen-Legende, wornach ein reicher Kaufmann mitten in der Wüste einem Caravanenführer begehrte und diesen bat, ihm einen Becher frischen Wassers zu verkaufen; er wurde mit diesem um den Preis von 10,000 Ducaten einig; allein auch der Verkäufer litt nun Mangel und beide starben vor Durst. Dem Geldbesitzer stand wohl der Markt offen und war das Mittel zum Kaufen geboten, allein das dafür erhaltene Gut konnte ihn nicht retten. Auch der Verkäufer erhielt für sein Gut ein sehr großes anderes Gut, das Gold, aber es rettete ihn nicht vom Untergange. Weder für den Einzelnen, noch für Nationen lassen sich viele Behauptungen des Verfs anwenden, worüber Ref. seine Ansichten nicht weiter mittheilen kann.

Verfolgt man die bis zu S. 64 aufgestellten Behauptungen und hält sie mit den darauf folgenden zusammen, so findet man manches Widersprechende in den Ansichten über das Geld und seine Eigenthümlichkeiten; denn der Verf. betrachtet dasselbe in Bezug auf das ganze Volk als ein bloßes Verkehrsmittel, und behauptet sogar, daß die Anhäufung des Geldes den Nationalreichtum selbst vermindern könne. Richtig ist diese Behauptung, aber nicht im Einklange mit den früheren Aeußerungen, wornach das Geld eine Quelle und ein Mittel des Reichthums ist, einen

größern Werth hat, als jedes andere Gut, dem Geldbesitzer alle Märkte der Welt offen stehen u. Aus diesen Gedanken folgt unmittelbar, daß es für das Volk kein bloßes Verkehrsmittel ist und den Nationalreichtum nicht vermindern kann. Entweder ist dem Verf. die Angabe der Vorder- sätze nicht Ernst, oder er berücksichtigte dieselben zu wenig bey den Schlußfolgerungen des ersten Abschnittes.

Der zweyte Abschnitt enthält weit gründlichere Untersuchungen über den Nationalreichtum, als man erwarten sollte; der Verf. geht tiefer in das Wesen desselben ein und führt für verschiedene Behauptungen sehr treffende und consequente Beweise. In wie fern Nationalreichtum nicht financiell für die Regierung zu verstehen ist, beweist er auf eine ihm eigene und scharfsinnige Art durch practische Beyspiele, welche jeden Gegner völlig überzeugen müssen. Daß er aber bey den weiteren Betrachtungen die so genannten idealen Güter aus dem Gebiete der Nationalöconomie ausschließt, kann Ref. nicht billigen, da die idealen und realen Güter innig verbunden sind, wie ja schon die Art und Weise, wie sich beide bey den Behörden des practischen Lebens kund geben, deutlich beweist, und die Sorge des Staates für das physische, geistige und moralische Interesse des Volkes mit der für das materielle Wohl in engster Verbindung steht, ja die Grundlage für letztere ausmacht, wie er früher kurz berührt hat.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 24. November 1838.

Stuttgart.

Beschluß der Anzeige: Handbuch der ökonomischen Politik von K. v. Rotteck.

Daß der Verf. sich gegen die Schätzung des Volksvermögens nach Geld erklärt, hat des Ref. Beyfall, da die Geldpreise jenes nicht ausmachen können; die hierfür aufgestellten Gründe sind zur Ueberzeugung völlig hinreichend und mehrfach aus dem Volksleben entnommen, weswegen ihre Wirkung um so stärker ist. Die Verschiedenheit der Preise der Münzmetalle in den verschiedenen Ländern ist bekanntlich sehr groß; daher widmet ihr der Verf. besondere Aufmerksamkeit und bringt hier und da Gedanken zum Vorschein, welche mit denen des ersten Abschnitts nicht recht harmonieren und dortige Aeußerungen modificieren.

In Betreff der Lehre vom Einkommen lassen sich viele Ansichten des Verfs bekämpfen; Ref. berührt nur Einiges, weil ihn die vollständige Beleuchtung zu weit führen würde. Nach einigen allgemeinen Erörterungen über Einkommen und Vermögen, über rohes und reines Einkom-

men zc., gibt er drey Arten an, nach welchen man sich das reine Einkommen denken könne: entweder sey es der Ueberschuß des Productes über das Betriebscapital, oder derjenige Theil des Erzeugnisses, der dem wahren Interesse der Gesammtheit dient, oder der Ueberschuß über den nothwendigen Bedarf. Gegen diese Annahmen erhebt der Verf. mehr oder weniger haltbare Bedenklichkeiten, die Ref. nicht näher prüfen kann, ohne die Ausführung der Grundverhältnisse der Volkswirtschaft in Bezug auf Bedürfnisse, auf Nützlichkeit und Werth der Sachen, auf sachliche Güter und Befriedigung der Bedürfnisse nach Sachen, auf die Gründe der Entstehung des Volkseinkommens u. s. w. zu berühren und dadurch die Anzeige zu sehr auszudehnen. Da alles Volkseinkommen, welches z. B. durch Production erwürkt werden soll, ein Volksvermögen voraussetzt, oder umgekehrt, so ist die Meinung des Verfs nicht haltbar, daß ein Volk entweder keines oder nur eines geringen Ueberschusses bedürfe, um ein Einkommen zu haben. Die Bedingungen und Verschiedenheiten der Production des Volkseinkommens, namentlich die Gesetze der Güter- und Werthproduction bieten Gründe genug dar, die Ansicht des Verfs zu bekämpfen.

Hinsichtlich des Ueberschusses über den nöthigen Bedarf bemerkt er unter andern, diese Art von reinem Einkommen biete keine richtige Grundlage für die Besteuerung dar, sey also nicht brauchbar. Gegen diese Behauptung läßt sich sehr viel einwenden, wenn man die verschiedenen Steuerarten und ihre Objecte betrachtet. Refer. berührt bloß die Grundsteuer und die Anhaltspuncte, wornach sie zweckmäßig eingerichtet werden kann. Die Fragen, ob die Besteuerung der Grundstücke nach ihrem Preise, oder nach ihrer

Pachtrente, oder nach ihrem rohen Ertrage, oder endlich nach der natürlichen Beschaffenheit des Bodens geschehen, wie die Berechnung des Steuer Capitals am zweckmäßigsten eingerichtet werden solle und dgl. beweisen klar genug, daß die Erforschung der Vermögensverhältnisse und die Entwicklung der Grundlagen des Volksvermögens mit den Mißbräuchen im Steuerwesen durchaus nicht gleichzeitig betrachtet werden kann. Zuerst muß man die Quellen und Factoren des Volkseinkommens, die Natur, Arbeit und das Capital, die mittelbare und unmittelbare Productivität derselben, die Nothwendigkeit der Verbindung jener Factoren und Quellen zur Production, die Productionskosten, den Werth des Natur-, Arbeits- und Capitalaufwandes nebst vielen anderen Vorfragen genau und gründlich erläutern, also das Einkommen eines Volkes in seine Bestandtheile zerlegen, bevor man von einer Fähigkeit der Besteuerung, also von einer Grundlage für dieselbe reden kann. Dem Ref. erscheinen daher die Darstellungen des Verf. so wohl zu frühzeitig, als auch nicht völlig begründet, wie namentlich die Erläuterungen von den Steuern und die näheren Betrachtungen der ersten Art das Einkommen zu denken, und die Miteinrechnung des abgeleiteten Einkommens beweisen.

Durch die Vermischung der Gesetze für die Erzeugung des Vermögens und Einkommens des Volkes mit denen der Besteuerung, wobey der Verf. hinsichtlich eines Secretärs und Hofmeisters eines sehr reichen Individuums und anderer Beziehungen oft eben so sonderbare, als manchmal witzige und scharfsinnige Seitenhiebe anbringt, geräth er in Erörterungen von Gegenständen, die nicht in nächster Beziehung zu einander stehen, und die Ansichten über das rohe und reine Volks-

einkommen nicht klar hervor treten lassen. Unter letzterem versteht er das ganze Gütererzeugniß mit Abzug derjenigen Verzehrungen, welche ohne Vortheile für den Menschen statt finden. Berücksichtigt man die Thatsache, daß die Masse von Gütern, welche ein Mensch durch Aneignung aus der Hand der Natur, oder durch Hervorbringung mittelst Uebung der ihm einwohnenden Productionskraft, oder durch Tausch erworben hat, sein Einkommen und aus diesem sich sein Vermögen bildet; daß dieses Vermögen und jenes Einkommen nicht so wohl durch die materiellen Stoffe, sondern vielmehr durch die idealen Kräfte gebildet und von diesen völlig beherrscht wird; daß ohne geistige Bildung alle Volkswirthschaft zerfällt, also von einem Einkommen und Vermögen gar keine Rede seyn kann u. c., so wird man bey aufmerksamem Lesen der Darstellungen des Verfs leicht erkennen, daß jenen so wohl klare und feste Begründung, als auch eine lichtvolle und durchgreifende Ansicht von der Sache fehlt, und daß der Verf. die Gegenstände nicht umfassend betrachtet hat.

Da alles Volkseinkommen theils sachlich, theils persönlich ist, und die öconomische Macht des Volkes, gleichsam die Stärke der Nation im Kampfe um den Besitz der Erdengüter enthält, da das volkswirthschaftliche Nationalvermögen aus dem Umfange der gesammten Quellen der Production besteht, welche einem Volke eigenthümlich sind und so wohl auf sachlichen Bestandtheilen, als auf persönlichen Kräften und Fähigkeiten der Volksglieder beruht, so ist leicht zu erklären, warum der Verf. über die bisherigen Berechnungen des reinen Einkommens und über ihre Vertheidiger wahrhaft unbarmherzig herfällt, sie selbst abgeschmackt nennt, weil die Steuern fast

daß halbe reine Einkommen, also wenigstens zur Hälfte das Privateigenthum verschlingen würden, und wegen der Ausmittelung und Berechnung der Steuern manchen ungerechten Tadel über ehrenwerthe Schriftsteller ausspricht. Es ist freylich wahr, daß das Heer von directen Steuern und die verschiedenen Erhebungsweisen auf die Wissenschaft und Industrie, auf den Fleiß und auf die Moralität des Volkes oft sehr nachtheilig einwirken, das Einkommen und Privateigenthum sehr schmälern, aber doch keineswegs so stark vernichten, wie der Verf. schildert. Uebrigens sind weniger die Schriftsteller, als die Bedürfnisse der Regierungen Schuld an der Größe und Erhebungsweise der Steuern, wofür, je nachdem unter dem reinen Einkommen etwas Verschiedenes verstanden wird, eben so verschiedene Zahlenergebnisse gefunden werden müssen.

Die drey Systeme der Nationalöconomie, ihre Vorzüge und Nachtheile erörtert der Verf. wohl ziemlich genau, allein er hebt die Hauptmomente eines jeden nicht ruhig und unparteyisch hervor; die Reinheit eines jeden wird nicht einfach erläutert und seine Blöße nicht veranschaulicht. Jedem Leser wird aber klar werden, daß der Verf. durch seine Hochschätzung des Geldes dem Mercantilsysteme anhängt, ohne es wörtlich thun zu wollen. Er betrachtet die edlen Metalle als den vorzüglichsten Reichthum, als das allgemeine Befriedigungsmittel der Bedürfnisse der Völker und Staaten, und behauptet geradezu, daß jede Geldausgabe an und für sich so wohl den Einzelnen als die Nation ärmer, jedr Geldeinnahme aber reicher mache. Eine besondere Widerlegung dieser Ansichten ergibt sich aus den Erseuinungen im Volks- und Staatsleben, und Ref. kann sich nur wundern, daß der so scharfsinnige, erfahrene

und gewandte Verf. das Unhaltbare seiner Neuerungen nicht selbst einsehen sollte. Er theilt bloß einige Hauptsätze der Volkswirthschaftslehre mit, critisirt das Industriesystem und läßt seine eigene Ansichten überall hervor leuchten, welche manchemal großartig und gewichtvoll sind.

Den meisten Einwendungen sind die Ansichten über die Sparsamkeit ausgesetzt; von ihr will er nicht viel wissen, indem er bemerkt, daß man bey ihrer Empfehlung ein gedanken- und zweckloses Anhäufen von Gütern anrathet, also den Character und das Gewicht derselben für die Capitalisation gar nicht richtig aufgefaßt zu haben scheint. Bloß der Eifer gegen die Smith'schen Ansichten scheint ihn diese Tugend, diese Grundlage des Wohlstandes nicht haben würdigen zu lassen, sonst hätte er ihren Einfluß weder bey den Einzelnen, noch bey den Regierungen bezweifeln können: denn in ihrem wahren Wesen betrachtet, sichert sie die edelsten Genüsse, indem sie die Verschwendung beseitigt, befördert sie die gute Anwendung der Einkünfte, indem sie deren schlechte Anwendung verhindert, und begünstigt sie den Verdienst der nützlichen Menschen, indem sie den unnützen Menschen weniger zu verdienen gibt. Gewiß ist, daß durch sie und durch Vermeidung der Verschwendung die Capitalisation beginnt, durch sie und durch Vermeidung des Verbrauchs der Vorräthe dieselbe sich entfaltet und in ihr eine gewisse Kraft der Bereicherung liegt, daß also durch sie weit mehr gewonnen wird, als durch die vom Verf. vorgeschlagenen Wege, z. B. durch den Luxus der Wohlhabenden und Reichen und dergl.

Unter den vier Quellen des Nationalreichthums wird neben der Arbeit noch der Verkehr und Handel und neben dem Capitale noch das Geld

aufgezählt, was offenbare Verwechslungen der Grundbegriffe zu erkennen gibt. Auch fehlen bey den Gegenständen des staatswirthschaftlichen Reichthums die Grundstücke und Capitale, obwohl ihre Früchte speciell genannt sind, indem nach den Producten des Bodens und der Arbeit der Gewinn des Verkehrs und die Früchte des Capitals angeführt werden. Diese Classification jener Gegenstände hat keine Haltbarkeit, weil z. B. keine Erzeugnisse des Bodens angetroffen werden, für deren Gewinnung nicht auch mehr oder weniger Arbeit erfordert wird, und es wenige Producte der Arbeit gibt, welche dem Boden nicht wenigstens Etwas zu verdanken haben. Hier und da mischt der Verf. treffende Bemerkungen bey, welche manchemal nicht zur Hauptsache gehören, wie die Frage beweist, wie viel vom Einkommen des Volkes für den Staat disponibel sey, wie hoch also die Besteuerung gehen könne, woraus man zugleich ersieht, daß dieser Gegenstand ihm stät vorschwebte und er ihn am meisten beschäftigte. Nach seiner Ansicht ist das höchste, was ein Volk, ohne ärmer zu werden, tragen könne, der Ueberschuß der Production über die Auslagen und über die nothwendige Verzehrung aller Staatsangehörigen und darf selbst vom Aermsten noch etwas genommen werden, wenn er Zeit und Kräfte übrig hat, sich etwas zu erwerben. Wenn aber diesem, fragt Ref., die Gelegenheit fehlt, jene anzuwenden, oder dieser nur die aller nothdürftigsten Lebensmittel sich verschaffen kann, soll ihm der Staat auch dann noch etwas nehmen?

Der Verf. findet die Besteuerung auch in dem Falle noch gerecht, in welchem gar kein Ueberschuß über Vorauslagen und nothwendige Verzehrung statt findet, weil sie einen stärkeren Antrieb zum Fleiße und zur Production erzeuge und

sonst mancher Arme müßig bleibe, mancher Reiche aber sein Geld unbenutzt zu seinem großen Geldhaufen werfe. Diese Gründe für die Gerechtigkeit der Steuerforderung sind wohl nur theilweise stichhaltig und nicht sehr hoch anzuschlagen; denn es ist leicht zu erweisen, daß gar viele Steuern den Fleiß, die Moralität und die Industrie des Volkes benachtheiligen und z. B. der Zehent vom Verf. gewiß nicht vertheidigt wird, obgleich er selbst vom armen Ackerbauern genommen wird. Auch stimmt ihm Ref. darin nicht ganz bey, daß in dem Zurückfließen der Steuern unter das Volk ein Grund der Gerechtigkeit ihrer Abforderung und eine ausreichende Vergütung des Nachtheiles zu suchen sey, weil jenes Zurückfließen selten in dem Grade geschieht, und es der Masse so nützlich ist wie der Verf. meint, und weil hiermit den Grundsätzen, wornach die Steuern den Fleiß, die Industrie und die Moralität des Volkes nicht beeinträchtigen, nicht genügt ist, worin allerdings ein beherzigenswerther Gesichtspunct liegt.

Vergleicht man das, was der Verf. im ersten Theile gibt, mit den Materien der Nationalöconomie, wie sie von den neueren Schriftstellern, z. B. von Rau, Schön, Kiedel u. A. bearbeitet sind, so findet man einen großen Mangel und kaum die Anfangsgründe dieser Wissenschaft. Es führte zu weit, wenn Ref. diese Lücken ergänzen und z. B. bemerken wollte, was über die Erzeugung öconomischer Güter, über Güterquellen und ihre Bedingungen, über Arbeitstheilung und Wirthschaftsorganismus der Bevölkerung, über Productionsunternehmungen, über die Vertheilung der Güter, über Bildung der Renten nach den verschiedenen Preisen, über das Verhältniß der Grundrenten zu den Preisen der Pro-

ducte und zur Nationalwohlfahrt; über die Hingabe körperlicher Güter gegen unkörperliche, über körperliche Verwendung derselben, über Capitalisation und Verhältniß der Consumtion zur Nationalwohlfahrt, und im Allgemeinen über viele nationalöconomische Gegenstände, welche oft gar nicht berührt sind, gesprochen werden sollte. Der Verf. bringt wohl im zweyten Theile noch manche Materien zur Sprache, allein er übersieht das Fruchtbare und Practische der Nationalöconomie fast ganz und verschafft seinen staatswirthschaftlichen und finanziellen Untersuchungen gar keinen sicheren Grund, wie einige Bemerkungen über den zweyten Theil näher bewahrheiten mögen.

Der Verf. beginnt mit der Landwirthschaft, stellt die Feudallasten theils als Folgen gewalthätiger Anmaßung von Privaten, theils als Ausflüsse des öffentlichen Rechts dar und schildert dieselben mit den grellsten Farben des Verderbnisses. Ref. will die vielerley Berechtigungen und gutherrlichen Verhältnisse, die Domänen und Regalien nicht in Schutz nehmen; allein er kann sich auch nicht unbedingt gegen den seit Jahrhunderten statt findenden Besitz von gewissen Berechtigungen, welche die Kirche und der Adel oder der Staat selbst haben, erklären, sondern hält es für billig und gerecht, daß den Betheiligten bey der Beseitigung solcher Lasten, welche auf den kleineren Grundbesitzern, Gemeinden u. dgl. ruhen, eine gewisse Entschädigung dargeboten werde; denn seit den frühesten Zeiten zieht sich das Verhältniß einer gewissen freywilligen Unterwerfung des deutschen Volkes bis auf unsere Zeit, wodurch viele Verhältnisse, welche die Wissenschaft für nachtheilig erklärt und der Verf. in dem un-

günstigsten Lichte darstellt, eine rechtmäßige Entstehung erhielten, also nicht unbedingt, als von der Ungebühr herbey geführt, zu verwerfen sind. Während viele Verhältnisse einen unbestimmten öffentlichen Character annahmen, behielten bekanntlich die von den kleineren Grundbesitzern zu leistenden Frohnen und Dienste eine privatrechtliche Natur; diesen Unterschied berücksichtigt der Verf. nicht, weswegen seinen Erörterungen so wohl Klarheit als Gründlichkeit abgeht. Bey den Frohnen, welche nur theilweise Reallasten sind, weist er nicht nach, in wie fern bey einer Auflösung ihres bisherigen Verhältnisses Berechtigte, Pflichtige und der Staat interessiert seyen; bey der Realisirung jener Ablösung die Leistung nach dem Werthe zu schätzen sey, den sie für den Berechtigten hat, und diesem der Fortgenuß seines Befugnisses, aber in einer anderen, für den Pflichtigen wohlthätigeren Weise gesichert werde; in wie fern der Staat die Nothwendigkeit des beiderseitigen Einverständnisses aufheben solle &c. Er verfährt weder consequent, noch gründlich und in allen Verhältnissen gerecht, sondern führt oft eine Sprache, die weder vom Staate, noch von Privaten, selbst nicht einmahl von den Pflichtigen unbedingt gebilligt werden dürfte, wovon sich jeder ruhige Leser überzeugt.

Den Satz 'der Zehnte sey eine Steuer' hält der Verf. für unangreifbar, Ref. aber in vielen Fällen für falsch, weil die Geschichte dieser das Interesse des Landmannes an der Bodenverbesserung schmälern und mit vielen anderen Nachtheilen behafteten Last deutlich beweist, daß fast die meisten Zehnten ursprünglich keine Steuern waren und selbst in Fällen, in welchen sie diese waren, den Character der Steuern verloren ha-

ben. Ref. hält dem Verf. diese Bemerkung darum entgegen, weil auf ihr eine bedeutende Modification des Ablösungsverfahrens beruht. Wie dringend die Herstellung eines Zustandes ist, in welchem der Landmann nicht länger genöthigt ist, einen Theil der Früchte seines Eigenthums, seiner Arbeit und seines Capitals abzutreten, ohne eine Gegenleistung empfangen zu haben, und wo er nicht länger seine Zeit und seine Kräfte für fremde, ihm gleichgültige Zwecke verwenden muß, ergibt sich wohl aus der Natur der Sache. Möchte nur die Ablösung in dem Sinne des Verfs in allen deutschen Staaten recht bald erfolgen; allein Ref. bezweifelt es, weil er den Ansaß vom 10 bis 12fachen Reinertrage und die Bedingung, daß hiervon der Staat die Hälfte übernehmen solle, für ein wesentliches Hinderniß des Fortschreitens hält. Da übrigens in den badischen Ländern das 20fache jenes Ertrags für die Ablösung festgesetzt ist, diese mit großem Eifer von einzelnen Gemeinden begehrt wird, und dieselbe gerade in diesem Lande am weitesten vorwärts geschritten ist, so findet Ref. des Verfs Bemerkungen gegen diese Annahme nicht gegründet; letzterer mag auch hier nur tadeln wollen.

Zu kurz werden andere Beeinträchtigungen der Landwirthschaft, z. B. die Domänen, die Regalien u. dgl., ja der Bergbau und die Forstwissenschaft gar nicht, berührt, obgleich letztere wegen des Einflusses der Waldungen auf die Landwirthschaft, auf die physische Beschaffenheit des Landes, auf die Temperatur der Luft und ihre Feuchtigkeitsgrade, auf die Regenmenge, auf die Fruchtbarkeit des Bodens u. dergl. mit jener in engster Verbindung steht und darum die Beaufsichtigung der Waldungen einen wichtigen Theil

der Volks und Staatswirthschaftslehre ausmacht, was freylich nicht allgemein anerkannt wird, weil man die Waldungen meistens nach ihrem Holz-ertrage betrachtet.

Der unbedingten Gewerbefreyheit spricht der Verf. nicht das Wort, worin ihm Refer. völlig beystimmt; ein verbessertes Zunftwesen bringt unfehlbar mehr Vortheile; freye Gewerbsvereine als Zünfte im Geiste unserer Zeit und das Gute des Alten enthaltend, begegnen vielen Uebeln, welche einerseits das Zunft- und Innungswesen mit seinen alten Gebrechen, andererseits die wilde Gewerbefreyheit, wie sie in Frankreich herrscht, herbey führte. Daß übrigens die Untersuchungen über die wichtige Frage der Gewerbefreyheit noch nicht geschlossen sind und kein plötzliches Uebergehen aus dem Zunftwesen zu jener statt finden kann, bemerkt der Verf. ganz richtig, ohne jedoch auf die Gesichtspuncte hinzuweisen, welche bey diesem hochwichtigen Gegenstande der Gewerbspolitik zu berücksichtigen sind. Diese Andeutungen wären um so willkommener, je mehr man in jener im Dunkeln und je weniger über die Monopole der Städte, deren Töchter die Zünfte sind, und über das Zunftwesen ein sicherer Entschluß gefaßt ist. Der Verf. theilt übrigens viele beherzigenswerthe Ansichten mit, berührt die wohlthätigen Wirkungen der Maschinen und übergeht die Bedenklichkeiten nicht, die man gegen ihre zu ausgedehnte Anwendung erhebt. Jedoch findet Refer. den Hauptnachtheil des fabrikmäßigen Betriebs der Gewerbe und Industrie, nämlich die frühzeitige Verwendung der Kinder und die Auflösung des Familienbandes nicht gehörig gewürdigt.

Für die Handelsfreyheit spricht sich der Verf.

gründlich aus, der Nutzen des Handels bahnt ihm den Weg hierzu; er bezeichnet das Unrichtige der frühern Lehre von der so genannten Handelsbilanz, und verbreitet sich über verschiedene Ansichten anderer Schriftsteller, z. B. Say's, hinsichtlich der Rücksichtslosigkeit, womit er die Einfuhrgegenstände behandelt. Wenn er in Fällen, wo die Handelsbeschränkungen anderer Staaten die wichtigsten Ausfuhrartikel betreffen, Prohibitionsmaßregeln rechtfertigt und nebst Retorsionen auch Einfuhrbeschränkungen ausnahmsweise beschützt, so steht diese Ansicht mit der über die Handelsfreyheit nicht im Widerspruche und Referent stimmt ihr ganz bey. Gleich günstig ist das Urtheil über mancherley Beförderungsmittel des Handels, über Consumtion und verschiedene andere Gegenstände, welche, obgleich nur kurz berührt, doch nach ihrem wahren Character gezeichnet sind. Vollständig ist zwar die Darstellung nicht zu nennen, aber doch im Allgemeinen zu billigen; der Verf. theilt oft nur einzelne Gedanken mit, welche in anderen Lehrbüchern näher ausgeführt werden.

Mehr als die Hälfte des Buches nimmt die Finanzwissenschaft ein; nach einer mehr oder weniger gelungenen Erklärung des Begriffes und Characters dieses staatswirthschaftlichen Gegenstandes geht der Verf. wiederholt zur Untersuchung dessen über, was ein Land hinsichtlich der Hülfsmittel der Finanzverwaltung ertrage, unterscheidet für die Auslagen drey Gesichtspuncte, und spricht sich in Ansehung der Steuern also aus: Wenn die Steuersummen wieder im Lande verwendet werden, wenn der Rückfluß wenigstens annähernd, dahin statt findet, von wo die Steuern gekommen, so findet eine Art von Kreislauf

statt und die Wiedererhebung der nämlichen Steuer in den folgenden Jahren kann ohne Schwierigkeit geschehen. Gegen diesen Gedanken wäre Manches einzuwenden, was Ref. jedoch übergeht; die Anführung selbst mag den Leser zum Nachdenken verleiten.

Die Finanzwissenschaft selbst theilt der Verf. in den materiellen und formellen Theil, und behandelt in jenem die Douanen, Regalien, Steuern und Bestreitungsmittel des außerordentlichen Staatsbedarfes; in diesem die Formen und Bedingungen der Finanzthätigkeit überhaupt, die Feststellung des Staatsbedarfes und seiner Deckungsmittel und die Finanzverwaltung im engeren Sinne. Was früher nur kurz berührt wurde, wird hier manchmahl näher erläutert, aber doch nicht zureichend begründet, wovon den Leser die Untersuchungen über die Domänen überzeugen, da das Geschichtliche, das Politische und Staatswirthschaftliche derselben nicht klar dargethan und über die Benutzung dasjenige nicht mitgetheilt ist, was erforderlich ist, um in das Wesen der Sache einzudringen. Daß der Zeitpunkt und die Zertheilung derselben in so genannte bäuerliche Vollgüter die gewöhnlichsten und besten Benutzungsarten sind, unterliegt keinem Zweifel; denn jener gewährt eine bestimmte, sichere und reine Einnahme, diese befördert den allgemeinen Wohlstand, sichert der Bevölkerung mehr Nahrungsmittel u. dgl. Die Regalien werden eher oberflächlich als gründlich, um so ausführlicher aber die Steuern behandelt, da sie einen besonders für die Speculation geeigneten Gegenstand ausmachen.

Ref. übergeht das, was der Verf. über die Besteuerung nach dem Nutzen, den der Bürger

von den Staatseinrichtungen zieht, oder nach den Vermögensumständen; über die Abnahme der Steuern von dem reinen Einkommen, oder von dem ganzen Vermögen (mit vieler Vorliebe und Wärme gefordert) und über viele andere Gegenstände sagt und bemerkt bloß, daß derselbe eine allgemeine Vermögens- und Einkommenssteuer, welche nicht nach einzelnen Gattungen des Besitzes oder der Einnahmsquellen, sondern nach dem ganzen Vermögens- und Einkommensstande des Individuums anzulegen sey, für die beste, gerechteste und einfachste hält, aber ihre Verwirklichung noch sehr in die Ferne stellt. Hart und bitter spricht er sich über die Praxis der Finanzkammern und über einzelne Gelehrte, namentlich über die Classe der Professoren, aus, ohne zu bedenken, daß ihm mit gleichen Waffen begegnet werden könnte, wenn man die einzelnen Gedanken heraus heben und einer strengeren Prüfung unterwerfen wollte; hierzu ist jedoch der Raum nicht gestattet.

Bey den directen Steuern spricht er sich für eine Besteuerung der Gewerbsgebäude und der Geldcapitalien aus; in Ansehung der ersteren stimmt ihm Ref. bey, nicht aber hinsichtlich der letzteren, weil der Geldcapitalist durch Herabsetzung der Zinsen schon stark genug besteuert ist, und der Besoldete nebst den Wittwen und Waisen von ihrem Einkommen selten so leben können, wie die Gewerbtreibenden. Besonders ungünstig äußert er sich über die indirecten Steuern, wozu er selbst den Ertrag des Postregals, die Sporteln, Taxen, Stempelgebühren und andere Abgaben zählt. Ueber diesen Gegenstand wäre sehr viel zu sagen, was der Verfasser nur im Vorübergehen berührt; die indirecten Steuern

sind gerade diejenigen, welche die Moralität des Volkes am stärksten angreifen, und oft auch den Fleiß beeinträchtigen; allein sie sind bey dem jetzigen Standpuncte des Steuerwesens nicht zu entbehren, so viel auch dagegen gesprochen und geschrieben wird. Wegen der Bestreitungsmittel für außerordentlichen Staatsbedarf und der Schulden spricht er sich mit besonderer Gründlichkeit und Faßlichkeit aus, so daß die Darstellungen jedem Sachkenner und namentlich dem Finanzmanne sehr zu empfehlen sind. Weniger gelungen ist ihm der formelle Theil, welcher mit dem materiellen nicht ganz harmoniert. Ob für die Deckung von Bedürfnissen die Erhöhung der gewöhnlichen Abgaben, oder das Sammeln eines Staatsschatzes, oder die Anticipation erst künftig fällig werdender Gefälle, oder das Schuldenmachen vorzuziehen sey, und manche andere Frage bleibt unentschieden.

Ref. bricht jedoch ab und überläßt dem Leser die specielle Beurtheilung der einzelnen Materien, sich mit der Bemerkung begnügend, daß er viel Gutes, aber auch manches Unhaltbare finden und sich von der Wahrheit überzeugen wird, daß der Verf. den Erwartungen, zu welchen sein tief gebildeter Geist und seine ausgedehnten Erfahrungen berechtigen, nicht entsprachen, Ref. also eine gediegenere Behandlung der volks- und staatswirthschaftlichen Disciplinen gehofft hat.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 26. November 1838.

K o p e n h a g e n.

Verlag der Gyldenbalschen Buchhandlung, 1838:
Det Physiske Cabinet, eller Beskrivelse over
de til Experimental-Physiken henhoerende
vigtigste Instrumenter, Tilligemed Brug
deraf. Udgivet af A. W. Hauch. Foerste
Deel. Andet Hefte, med 39 Kobbere. 126
Seiten in Folio.

Als wir im 35ten Stücke dieser Blätter, vom
1ten Merz dieses Jahres, das erste Hest dieser
Beschreibung anzeigten, sprachen wir den Wunsch
aus, daß es dem ehrwürdigen Herausgeber des
so schönen und nützlichen Werkes vergönnt seyn
möchte, auch die Beendigung davon zu erleben.
Dieses ist nun nicht der Fall gewesen; denn kurz
darauf brachten die Zeitungen die Nachricht, daß
derselbe von seinem Könige und seinem Vater-
lande betrauert, heim gegangen sey. Das vor-
liegende Hest ist jedoch höchst wahrscheinlich noch
von ihm selbst besorgt worden. An Reichhaltig-
keit des Materials und Zweckmäßigkeit der Aus-
wahl steht es dem früheren nicht nach, und kön-

nen wir, nach Einsicht desselben, unser früher geäußertes Urtheil nur wiederholen, daß eine so ausgestattete physikalische Sammlung jeder Anforderung zu genügen vermöge. Die Erläuterungen der einzelnen Apparate sind zwar kurz, aber doch ausreichend, um, verbunden mit den wohl gelungenen Abbildungen, einen hinlänglichen Begriff von ihrer Einrichtung und ihrem Gebrauche zu geben.

Nach der von dem Verf. gewählten Eintheilung kommt hier zunächst die Lehre von den Grundstoffen der Körper, sodann die Lehre von der Wärme und von dem Lichte.

Es werden daher in dem ersteren Abschnitte die wichtigsten in der Chemie gebräuchlichen Instrumente abgehandelt und auf 13 Kupfertafeln dargestellt. Man könnte nun einwenden, daß dieses ein Uebergreifen in ein fremdes Gebiet sey, indem die in früheren Zeiten mit der Physik verbundene Chemie jetzt selbständig für sich dastehe. Uns scheint jedoch gerade deshalb, weil letztere ein so großes, fast unübersehbares Ganzes bildet, daß ihre ersten Begriffe und die Erklärung ihrer Apparate, in sofern sie auf physicalischen Principien beruhen, recht gut in einem derartigen Werke eine Stelle finden.

Der Inhalt der einzelnen Tafeln ist folgender:

Tafel I. Heiß-Ofen. Schmelz-Ofen. Lampe mit doppeltem Luftzuge. II. Lampen-Ofen. Ofen mit Dom-Aussägen. III. Destillier-Apparate. IV. Gasometer. V. Woulf'sche Flaschen. Sicherheits-Röhren. VI. Löthrohr. Glasbläser-Lampe. Apparate zum Filtrieren und um Körper in einer bestimmten Temperatur zu erhalten. VII—IX. Vorrichtungen zu Versuchen mit Sauerstoffgas, um Quecksilber zu oxydieren, Stahl

feber zu entzünden, Phosphor unter verschiedenem
 Luftdrucke zu verbrennen, die Bildung der Koh-
 lensäure darzuthun. X. Apparate zu Metall-Redu-
 ctionen, um Kalium darzustellen, Stoffe mit
 Kohle zu reducieren und hierauf mit trockenem
 Chlor-Gas zu verbinden. XI. Apparate zum
 Auffangen und Bestimmen der gasförmigen Stoffe,
 die sich bey der Gährung entwickeln. XII.
 Apparate um die verschiedenen Oele in ihre letz-
 ten Bestandtheile zu zerlegen. XIII. Reduction
 der Metalloxyde vermittelst Wasserstoffgas. Lie-
 big's Apparate zur Endanalyse organischer Kör-
 per. XIV. Ausdehnung durch Wärme. Puls-
 hammer. Strahlung vermittelst Hohlspiegel. XV.
 Melloni's Apparat zu Versuchen über stralen-
 de Wärme mit einer thermo-electrischen Säule
 und einem Multiplicator. XVI. Dampfbildung.
 Papin's Digestor. Thermometer. XVII. Selbst-
 registrierende Thermometer. Metall-Thermome-
 ter. Pyrometer. XVIII. Differential-Thermo-
 meter. Wärme-Capacität. XIX. Calorimeter.
 Vorrichtung, um mit leicht löslichen Salzen eine
 große Kälte zu erzeugen. Specifische Wärme des
 Dampfes. XX. Verschiedene Weingeist-Neoliz-
 pilen. XXI. Geradliniger Gang der Lichtstralen.
 Schatten. XXII. Heliostat. XXIII. Kaleidoscop.
 XXIV. Verschiedene Vorrichtungen zu Winkel-
 Spiegeln. XXV. Versuche mit Hohlspiegeln,
 Kegel- und Cylinder-Spiegeln. XXVI. Bre-
 chung des Lichts. Versuche mit Prismen. XXVII.
 Zerlegung des Lichts und Zusammensetzung des-
 selben aus den einfachen Farblichtern. XXVIII.
 Farben dünner Blättchen. Dunkle Linien im
 Sonnen-Spectrum. XXIX. Beugung des Lichts.
 Photometer. Doppelbrechung. XXX. Polarisa-
 tions-Instrument von Fresnel. XXXI. Ein
 anderes von Nürnberg. Farben-Figuren in

Krystall-Blättchen und in schnell gekühlten Gläsern. XXXII. Optischer Kasten. Tragbare dunkle Kammer mit Spiegel oder Prisma. Camera clara. XXXIII. Camera lucida. Katoptrisches Microscop von Goring. Fernrohr mit doppelt brechendem Prisma zum Messen ferner Gegenstände (Micrometer von Rochon). Fernrohr bloß aus vier abwechselnd gestellten Glas-Prismen bestehend (der Verf. sagt S. 122, daß auf diese Zusammensetzung . . Brewster grundet en ny Indretning af Kikkert til smaae Forstoeringer, som han har givet Navn af Feinoscop. So viel jedoch Ref. bekannt, ist Amici der Entdecker. Vergl. J. Herschel, vom Licht, S. 453.). XXXIV. Zauberlaterne. XXXV. Andere Art und verschiedene phantasmagorische Vorrichtungen dazu. XXXVI. Zusammengesetzte Microscope von Ramsden und Delabarre. Instrument um dünne Pflanzenscheibchen dafür zu schneiden. Sonnenmicroscop. XXXVII. Adam's Lampenmicroscop. XXXVIII. Spiegel-Telescope. Achromatisches Prisma. Refractoren. XXXIX. Objectiv- und Schrauben-Micrometer. Doppelfernrohr von Dollond.

G. M.

G r ö ß n i n g e n .

Jani Guil. Tijdemann responsum ad quaestionem a nobilissimo ordine juridico academiae Groeninganae a. c1835 propositam: 'Quaeritur disquisitio historica de Juris Civilis apud Romanos docendi descendique viâ ac ratione usque ad Justinianum Imperatorem'. Quod praemium reportavit, ist der Titel einer auf 120 Seiten in gr. 4, 1837 gedruckten Abhandlung, die aus zwey

Gründen auf eine Ausnahme Anspruch machen kann, wenn gewöhnlich solche Schriften hier nicht angezeigt werden. Erstens ist der Verfasser der Sohn des, auch in Deutschland, durch seine Verdienste bekannten, Leydenschen Lehrers, der, nur um seinem Schüler, van Assen, Platz zu machen, von dem römischen Rechte zu der Politik übergegangen ist. Dann aber ergreift der Unterzeichnete auch gern diese Gelegenheit, auf die für ihn selbst so wichtig gewordene, von Georg III. persönlich ausgegangene Anstalt der Facultäts-Preisfragen und ihre Verbreitung, selbst außerhalb Deutschland, aufmerksam zu machen und einige dabey statt findende Misverständnisse zu berichtigen. Man hat nämlich oft gesagt, es gehe durch eine solche Arbeit für jeden Studierenden, der sie nicht nur anfangs, sondern auch vollende, ein ganzes halbes Jahr, oder auch noch mehr Zeit verloren. Dagegen sagt nun unser Verf. am Schlusse seiner Abhandlung, und der Unterz. hätte es gewiß auch sagen können, er möge den Preis bekommen oder nicht, er habe sehr Vieles bey dieser Gelegenheit gelernt. Neuerlich soll denn jetzt oft als Grund, warum so wenige Preisbewerber auftreten, wohl eigentlich als Entschuldigung des Mangels an Fleiß, angeführt werden, den Preis könne Niemand bekommen, der nicht eine ganz neue Entdeckung über den aufgegebenen Gegenstand mache. Dies ist denn eine Verwechslung mit den Preisfragen, welche eine Societät der Wissenschaften, eine Academie in diesem Sinne des Wortes, aufgibt, und zur Widerlegung kann die gegenwärtige Abhandlung dienen, welche den Preis gewiß verdient hat, ob sie gleich nur das recht gut zusammen stellt, was schon in anderen Büchern gesagt war, namentlich, wie es der Verf. auch geradezu

erklärt, in einem, welches den Unterz. sehr nahe angeht, bey dem dieser sich aber oft wunderte, doch, sey es auch in Kleinigkeiten, wie z. B. in der Stellung der beiden Namen Alexander Sever, oder des Titels Codex Theodosianus, gar keine Rücksicht darauf genommen zu sehen. Erst S. 96 in der Anmerkung 63, also da, wo man so etwas leicht übersieht, weil man in Anmerkungen oft nur Verweisungen auf Stellen erwartet, die man bey'm bloßen Lesen einer Schrift doch nicht nachschlägt, ward ihm das Räthsel gelöst. Erst da, sagt der Verf., sey ihm die elfte Ausgabe zugekommen, nachdem er sich bisher mit der achten habe begnügen müssen. Dies ist denn freylich ein Beweis, daß der gelehrte Verkehr mit dem Auslande bey weitem noch nicht so lebhaft ist, wie man es wünschen möchte, und wie man es sich oft eben deswegen auch vorstellt. Die gegenwärtige Schrift selbst ist mehrere Monate später hier angekommen, als sie abgeschickt worden seyn muß.

Bev der lateinischen Sprache des Verfs stößt man zuweilen an, so z. B. braucht er das Wort *sectaria* in Beziehung auf die *sectae*, statt daß es, dem Wörterbuche zufolge, dem Ursprunge des Wortes viel näher liegt, da ein verschnittenes Thier *sectarius* heißt. Mit den Secten macht der Verf. eine Epoche, wie der Unterz. und nach dem, was er neulich in einem französischen Werke gelesen hat, wie man gewöhnlich mit Cicero ausschließlich eine macht. Dagegen sey es erlaubt, zur Rechtfertigung der letztern Lehrart anzuführen, daß sie den Vortheil hat, so ziemlich alle in dem Citiergefesse ausgezeichneten Schriftsteller, ohne Ausnahme, und alle in den Digesten ausgezogene, bis auf die drey, die nicht nur

viel später, sondern, wovon auch der Eine nur ein Epitomator, und die beiden Anderen nur ganz unbedeutend sind, beyammen zu lassen, statt daß, wenn man mit den Secten den Anfang macht, zwar auch gerade auf etwas Juristisches Rücksicht genommen, aber denn doch eine Anzahl Schriftsteller, im Grunde selbst Labeo, der doch auch kein Proculejaner heißen kann, da Proculus der Schüler seines Schülers war, zu einem früheren Zeitraume gerechnet werden muß.

Hugo.

C a s s e l.

Die Hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer von C. Landau, Archivar am Kurhessischen Haus- und Staatsarchive. Dritter Band, mit drey lithographirten Ansichten und vier Geschlechtstafeln. 1836. 8. 408 Seiten.

Wir haben schon bey der Erscheinung des ersten Bandes dieses Werks (S. gel. Anz. 1832. St. 207.) den Plan und Zweck desselben mitgetheilt, und dasselbe empfohlen, da es auch in wissenschaftlicher Rücksicht einen bedeutenden Platz einnimmt. Der Verf. hat schon durch seine Stellung Zutritt zu dem Staatsarchive, und hat diesen mit großem Fleiße benützt. Die Sammlung soll so wohl die Burgen des alten Hessens, als auch der benachbarten hinzu gekommenen Länder, wie Fulda u. a., umfassen, und die Familiengeschichte ihrer Besitzer, jedoch nur bis auf die Zeiten der Reformation herunter, nach welcher ihre politische Wichtigkeit verschwindet. Auch die Benützung des Hessen-Darmstädtischen Staatsarchivs ward dem Verf. gestattet. Sein Zweck ist, ein

wahres Bild der Vorzeit mit ihren Vorzügen und Mängeln zu geben, ohne auch die letzteren zu verschweigen.

Der vorliegende dritte Theil enthält folgende zehn Burgen: 1) Biedenkopf. Mit einer Ansicht. Die Burg neben dem gleichnamigen Städtchen hatte schon im 30jährigen Kriege gelitten; der Thurm wird jetzt als Kornspeicher gebraucht. 2) Helfenberg. Mit Angabe der verschiedenen Linien. 3) Wolkendorf. Bis 1811 war die Burg noch in wohnlichem Stande, als die westphälische Regierung sie nieder reißen ließ. 4) Falkenberg. Sehr ausführlich. Auch diese litt durch Brand im großen deutschen Kriege. 5) Lannenberg. Mit einer Ansicht und Stammtafel. Die Geschichte des Hauses von Baumbach, als Besitzer von Lannenberg. 6) u. 7) Steklenberg und Stolzenberg. Mit einer Geschichte des reichsfreyherrlichen Geschlechts von Hutten, denen Stolzenberg verpfändet war. Auch mit Ansicht und Stammtafel. 8) Staufenberg. Mit einer Ansicht. 9) u. 10) Eifenbach und Wartenberg. Mit einer Ansicht und Stammtafel. Hinter jedem Artikel folgen Anmerkungen, mit den Citaten der gedruckten Quellen aus denen der Verf. geschöpft hat. Wir erhalten also hier wichtige Beyträge zu der Geschichte des deutschen Adels, und wünschen nur, daß der Fleiß des Verfassers nicht ermüden möge, da Hessen es an Stoff ihm nicht wird fehlen lassen.

Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. 191. S t ü c k.

D e n 29. N o v e m b e r 1838.

G ö t t i n g e n,

Bey Dieterich. Libri symbolici ecclesiae catholicae. Conjuncti atque notis, prolegomenis indicibusque instructi opera et studio Frid. Guil. Streitwolf, v. d. ap. Bodenfeldenses m. beate defuncti, et Rudolph. Ernest. Klener, theol. Licent. privatim docent. in Acad. Georg. August. Tom. I. CI u. 712 S. Tom. II. IV u. 520 Seiten in Octav.

Den Bemerkungen, womit bereits früher in diesen Blättern (S. 1835. St. 112.) das erste Fascikel voran stehenden Werkes dem theologischen Publicum angezeigt und empfohlen worden ist, erlaubt sich Ref. Folgendes hinzu zu fügen.

Wenn die katholische Kirche in Gemäßheit ihrer Inspirationstheorie eine ununterbrochene Wirksamkeit des heil. Geistes in Anspruch nimmt, so ergibt sich daraus consequenter Weise, daß Alles, was jene Gemeinschaft im Laufe der Jahrhunderte sey es durch Synoden oder einzelne wahrhafte Glieder aus ihrer Mitte über Glaubenssachen öf-

fentlich ausgesprochen und festgestellt, nicht nur symbolische, sondern zugleich auch göttliche Auctorität hat. Der strenge Unterschied des Symbolischen und Göttlichen, oder, was dasselbe ist, zwischen der menschlichen Auffassung und menschlichem Verständnisse und der authentischen göttlichen Offenbarung, welchen die evangelische Kirche ihrem Principe gemäß fest hält, muß dort verschwinden. Wollte nun Jemand in diesem weitesten Sinne versuchen, die Quellen der katholischen Lehre in ein Werk zusammen zu stellen, und, um das Echkatholische von allem Akatholischen rein auszuscheiden, sich etwa auf die zu Ausgang des fünften Jahrhunderts von Vincenzius Lirinensis gegebene Regel stützen, *ut id teneamus, quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est*, so müßte ein solches Werk fast ein unendliches genannt werden. Den ganzen weiten und breiten Strom der katholischen Tradition hätte jener Sammler zu erschöpfen, eine ganze Bibliothek der Rechtgläubigkeit aufzustellen. Hierin ist denn auch wohl ein Grund zu finden, warum bis dahin in der katholischen Kirche keine Sammlung so genannter symbolischer Schriften zu Stande gekommen ist und schwerlich unternommen werden wird. — Wer nun dennoch symbolische Schriften der katholischen Kirche im Sinne der protestantischen Kirche sammeln will, der muß sich nach Analogie der symbolischen Schriften unserer Kirche auch in der katholischen nach Documenten umsehen, die auf eine absichtliche und bestimmtere Weise im Gegensatz des Nichtcatholischen den Lehrbegriff festgestellt haben. Als solche erscheinen aus den früheren Jahrhunderten die drey katholischen Symbole, worin der katholische Lehrbegriff im Gegensatz gegen die alten Häretiker festgestellt ist; so-

dann aus der neueren Zeit ebenfalls drey Schriften, welche den katholischen Lehrbegriff im Gegensatz des Protestantismus (oder, wie die römische Kirche sagt, gegen die Novatores, die neuen Häretiker) fixieren, nämlich die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung, die professio fidei Trid. und der römische Katechismus, welchen beiden letzteren die Wissenschaft der Symbolik zwar nur eine aus der ersten entlehnte Auctorität zu vindicieren pflegt. Auf dem katholischen Standpunkte aber bildet diese, freylich nicht nothwendig in sich abgeschlossene, Sammlung jener sechs Schriften, welche Glieder der inspirirten Tradition sind, einen Offenbarungscodex, welcher dem der heil. Schrift übereinstimmend, auslegend und näher bestimmend, mit wesentlich gleicher Auctorität zur Seite tritt.

Aus der comparativen Symbolik erwächst sehr natürlich das Bedürfnis, neben den protestantischen Sammlungen auch eine Gesamtausgabe jener symbolischen Documente der katholischen Confession zu besitzen. Ist dieses Bedürfnis, wenn auch zunächst nur für den gelehrten protestantischen Theologen, wirklich vorhanden, so ist unser schon vor dem J. 1828 von dem sel. Pastor Streitwolf entworfene Werk kein vergebliches. Es ist früher schon erzählt worden, daß und warum die Ausführung so langsam vor sich ging. Der am 2. Febr. 1836 erfolgte Tod des würdigen Mannes unterbrach am Ende das Werk ganz. Nur die beiden ersten Fascikel, Bd 1. bis S. 465, waren fertig. — Der unterzeichnete Ref. hat es übernommen, das Werk seines verklärten Freundes zu vollenden. Er übergibt es dem Publicum mit dem Bewußtseyn, die Arbeit in demselben Geiste, mit demselben Fleiße und derselben Treue, womit sie angefangen worden, vollendet zu haben. Wir

geben eine kurze Beschreibung und Rechtfertigung des ganzen Werkes:

Nach einer auf dem Grunde der christlichen Hoffnung gesprochenen Dedication stehen an der Spitze des ersten Bandes historisch = literarische Prolegomena, welche sich über die Entstehung und Textgeschichte der einzelnen symbolischen Schriften verbreiten und das bey ihrer Herausgabe beobachtete Verfahren darlegen. Hierauf folgen in geschichtlicher Ordnung die symbolischen Documente selbst: 1) Die drey ökumenischen Symbola mit vollständigen Varianten nach Walchii biblioth. symb. vetus und eigener Vergleichung. 2) Die Lehrdecrete und Canonen der Tridentinischen Kirchenversammlung nach der Ausgabe von Le Plat mit einer Auswahl von Varianten aus derselben und drey anderen Ausgaben nach eigener Vergleichung. 3) Die Professio fidei Trid. nach einem alten zu Rom gedruckten Exemplare, welches der Herr Consist. = R. Dr Lücke die Güte gehabt hat, dem sel. Streitwolf zu verschaffen, mit vollständigen Varianten aus fünf Bullarien und drey anderen Ausgaben, nach eigener Vergleichung. 4) Der römische Katechismus mit einer Auswahl von Varianten aus dreizehn meist alten Ausgaben (Rom. 1566. in Fol., Rom. 1566. in 8., Lugd. 1567. in 8., Colon. 1567. in 8., Leod. 1568. in 8., Lovan. 1570. in 8., Colon. 1572. in 4., Antverp. 1574. in 8., Colon. 1611. in 12., Venet. 1740. in 8., Aug. Vind. 1762. in 8., Mogunt. 1820. in 8., Lugd. 1829. in 12.), ebenfalls nach eigener Vergleichung. Zu Grunde liegt dabey die auf Clemens XIII. Befehl zu Rom 1761 gedruckte Ausgabe, welche den Katechismus in seiner ursprünglichen Gestalt, nur correcter, wieder gibt. Zugleich wird

aber auch die spätere von Andreas Fabricius herührende Eintheilung in Fragen und Antworten durch angewandte critische Zeichen übersichtlich dargestellt. Außerdem werden am Rande mit römischen Zahlen die Abtheilungen der in Frankreich am häufigsten gebrauchten Ausgaben (z. B. Paris 1650. Lyon 1659.), so wie mit arabischen Zahlen die Paragraphen italiänischer Ausgaben (als Bassan. 1733. Venet. 1740.) angegeben.

Indem aus dem ersten Bande der katholische Lehrbegriff in seiner Integrität ohne störende Unterbrechung erkannt werden kann, ist der zweyte mehr supplementarischer Art. Im ersten Anhang gibt derselbe die Reformationödecrete der Tridentinischen Kirchenversammlung gleichfalls nach der Ausgabe von Le Plat mit einer Auswahl von Varianten aus derselben und drey anderen Ausgaben, nach eigener Vergleichung, so wie auch die zu diesem Concil gehörigen Bullen, die kurzen Indictions- und Prorogations-Decrete, die *salvi conductus*, Namen und Unterschriften sämmtlicher Prälaten mit beigefügten historischen Notizen, die so genannten *processus verbales*, welche nach der Ansicht des Ref. aus den Acten des Concils geflossen sind, die letzte auf der Synode vom Bischoff Ragazonus gehaltene Rede, die *Constitutiones ex antiquo jure* in einem nach dem *Corpus jur. canon.* von J. H. Böhmer verbesserten Texte, und endlich die *regulae decem de libris prohibitis*. Dieses alles aber in gewohnter Reihenfolge, so daß die historische Gestalt der Synode vollkommen deutlich wird und leicht zu übersehen ist. Ein zweyter Anhang umfaßt außer den beiden auf die *Professio fidei Trid.* sich beziehenden Bullen Pius IV., fünf andere katholische Glaubensbekenntnisse: und der dritte Anhang daß von

Clemens XIII. seiner Ausgabe des römischen Catechismus voran gestellte Breve. Als eine vielleicht Mehreren nicht unangenehme Zugabe möge die excentrische Bulla in coena Domini betrachtet werden, welche so lange in der katholischen Kirche regiert hat und wohl wieder gelesen zu werden verdient in einer Zeit, wo sich über das richtige oder vielmehr unrichtige Verhältniß der römischen Kirche zum Staate Streit erhoben hat. Die Bulle ist in der Form abgedruckt worden, in welcher Urban VIII. dieselbe publicierte, mit Varianten nach eigener Vergleichung aus dem etwas abweichenden Texte unter Innocenz X.

Das Missale Romanum bot Ref., was den Lehrbegriff anbelangt, nichts dar, was nicht schon in den andern Schriften ausgesprochen war und zwar auf eine präcisere Weise als es die liturgische Sprache verträgt, darum sind aus ihm in vorliegendes Werk keine Stücke aufgenommen worden.

Streitwolf, indem er unter den von Le Plat verglichenen Ausgaben des Trident. Concils eine Auswahl traf, hatte z. B. (mit Ausnahme der berühmten Edit. Brixiensis) alle vor Beendigung der Synode erschienenen, welche unvollständig sind und keine Auctorität haben, von seinem critischen Apparate ausgeschieden, ingleichen die römische Quart-Ausgabe von 1564, welche ein ziemlich unveränderter Abdruck der fehlerhaften ersten römischen Folio-Ausgabe ist. Ref. ist zwar der Meinung, daß diese Scheidung ihr gutes Recht habe und hat darum dieselbe bey der in gleicher Weise erforderlichen Fortsetzung des Werkes beybehalten. Da es aber von großem historischen Interesse ist, den Text der ältesten Ausgaben vom J. 1546 an zu kennen, so wie auch den uncorrigierten der römischen editio

princeps, hat es der zweyte Herausgeber nicht unterlassen können, am Schlusse dieses Bandes sämtliche Varianten Le Plat's zu wiederholen. Auf diese Weise besitzt unsere Ausgabe einen critischen Apparat aus nicht weniger denn 28 Ausgaben, die drey selbst verglichenen mitgerechnet. Die längst aus dem Buchladen verschwundene Ausgabe von Le Plat ist dadurch entbehrlich geworden und der Leser zugleich in den Stand gesetzt, die eben erwähnte critische Ausschließung mehrerer Ausgaben besser zu verstehen.

Der erste Herausgeber, nicht zufrieden, in critischer Hinsicht eine mühevollen Arbeit unternommen zu haben, hatte es sich zugleich zur Pflicht gemacht, nicht nur die in den Beschlüssen der Trident. Synode und dem römischen Katechismus citierten Stellen aus der Bibel, den Kirchenvätern und früheren Concilien, aufs genaueste nachzuweisen, sondern auch aus allen diesen eine große Menge gesammelter Beweis- und Parallelstellen hinzu zu fügen, von denen er glaubte, daß sie selbst für dogmengeschichtliche Studien nicht ohne Nutzen seyn würden. Ref. ist auch hierin seinem Vorgänger nachgefolgt.

Es versteht sich, daß die über das erste Fascikel erschienenen Recensionen (s. z. B. Theolog. Literaturbl. zur Allg. Kirchenzeit. 1835. № 69. 70. 71. Berliner literar. Zeit. 1835. № 27. Katholische Literaturblätter. 1835. August № 8. Pract. Predigerzeit. 1835. № 70.) nach Verdienst berücksichtigt worden sind. Man hat die bey den Beschlüssen der Trident. Synode gemachte Trennung der Canonen und Lehrdecrete von den auf kirchliche Disciplin sich beziehenden Reformation'sdecreten zc. getadelt. Wir bemerken darüber Folgendes: daß durch die gemachte Einrichtung der katholische Lehrgehalt concentrirter in die Augen

springe, und die einzelnen Lehrdecrete sich nicht länger wie *membra disjecta* unter der großen Menge für das Studium der Symbolik nichts enthaltender Stücke (s. Append. I.) gleichsam verlieren, kann schwerlich in Abrede gestellt werden. Dies aber war eben der Zweck des sel. Streitwolf. Sagt man aber, die historische Gestalt des Concils werde dadurch verwischt, so trifft dieser Vorwurf bey der jetzigen Anordnung des ersten Anhangs nicht mehr. Die bekannte Thatsache, daß die zu Trident versammelten Väter den 18. Jan. 1546 in einer besondern Congregation darüber stritten, ob man in den Sitzungen mit der Feststellung der Glaubenssätze den Anfang machen solle, oder mit der Reformation der Sitten und der kirchlichen Disciplin, oder ob vielmehr beides zugleich zu behandeln sey, könnte schon zu der obigen Trennung führen. Außerdem haben die Reformation=Decrete in der katholischen Kirche selbst geringere Auctorität. In mehreren Ländern sind dieselben verschiedentlich modificiert und von der gallicanischen Kirche gänzlich verworfen worden. Ja die Tridentinische Synode hat darüber eine Erklärung abgegeben, welche sie über Glaubensdecrete nie gegeben haben würde, in den Worten: *omnia et singula, sub quibuscumque clausulis et verbis, quae de morum reformatione atque ecclesiastica disciplina in hoc sacro concilio statuta sunt, ita decreta fuisse, ut in his salva semper auctoritas sedis apostolicae et sit, et esse intelligatur*. T. II. p. 214. Es hat auch in der katholischen Kirche nicht an Männern gefehlt, welche sich in der Disposition der Tridentinischen Beschlüsse eine verwandte und noch größere Freyheit nahmen. So der Bischof Nic. Psalmaus, ein Prälat der Synode, welcher schon im J. 1564 eine Ausgabe

zu Verbund besorgte, worin er die Reformation's-
Decrete auf eigenthümliche Weise zusammen ge-
stellt hatte (s. Proleg. p. XVIII. u. p. XXXIII.
not. 25.). Noch weiter gingen Ant. Philotheus
de Homodaeis und Petrus Vincentius de Mar-
zilla, indem jener den ganzen Inhalt der Decrete
auf sechs Bücher vertheilte, dieser juristisch den-
selben nach res, personae und actiones ordnete.

In die bereits erwähnte historisch-literarische
Einleitung ist aus der Vorrede der Ausgabe des
Tridentinum von Le Plat so viel aufgenommen
und durch beygegebene Noten ergänzt und berei-
chert worden, als das Verständniß der Varianten
und ein sicherer Gebrauch der Ausgabe erforder-
ten. Die Abtheilung, wo vom römischen Kate-
chismus die Rede ist, enthält auch den alten Ap-
paratus zu demselben, jedoch mit nicht wenigen
Erweiterungen und Verbesserungen. Was die
bisher ziemlich unklare Entstehungsgeschichte des
römischen Katechismus betrifft, so hat dieselbe
insbesondere durch Benützung von Anmerkungen,
womit Hieronymus Lagomarsinius einen Brief
des Anton, Maria Gratianus über das Leben
und die Schriften des Julius Poggianus aus-
stattet hat, wenigstens in einigen Punkten Licht
bekommen. Diese Anmerkungen jenes in der
Critik und Literatur zu seiner Zeit ausgezeichne-
ten Mannes erwähnt selbst Köcher in der kate-
chetischen Geschichte der päpstlichen Kirche mit kei-
nem Worte. Es erhehlt daraus, daß den drey
bisher bekannten Verfassern des römischen Kates-
chismus ein vierter, Mutius Galinius, hinzu zu
fügen ist, und daß dieses Buch einer zweymahl-
igen Uebersetzung und Durchsicht mehrerer Män-
ner, welche in den Prolegom. p. LXVI sgg.
genannt sind, sich zu erfreuen gehabt. Auch ist
Ref. so glücklich gewesen, eine von Michael Me-

dina noch während der Tridentinischen Synode auf Befehl der päpstlichen Legaten verfaßte Vorarbeit zum römischen Katechismus aufzufinden, welche im J. 1564 zu Venedig im Drucke erschienen ist.

Streitwolf hatte vollständigste Indices versprochen und der zweyte Herausgeber hat dieses Versprechen zu erfüllen gesucht. Drey Indices schienen nothwendig. Der erste vereinigt in übersichtlicher Anordnung die sehr große Menge aller in dem Werke citierter Bibelstellen und zwar nach der Vulgata. Mit dieser in der römischen Kirche authentischen Version sind sämmtliche in den symbolischen Documenten citierte Stellen der heiligen Schrift sorgfältig verglichen worden und im Texte die Worte, welche mit derselben genau übereinstimmen, durch Cursivschrift hervor gehoben worden. Auch die verschiedenen Lesarten der Vulgata sind in den critischen Noten nicht unberücksichtigt gelassen. Der zweyte Index ist überschrieben Index literarius. Derselbe gibt in alphabetischer Ordnung nicht nur die vollständigen Titel aller bey der Ausgabe benutzter Werke der Kirchenväter *ic.* an, sondern auch die einzeln angeführten Schriften eines jeden mit Angabe des Bandes, worin sich dieselben befinden, damit der Leser die citierten Stellen leicht und sicher nachschlagen könne. Bey dem dritten Verzeichniß, dem Index rerum praecip. hatte Ref. allerdings Vorarbeiten, doch wird man auch darin manche Verbesserung und Vervollständigung einzelner Artikel nicht vermissen.

Ref. schließt mit dem Wunsche, daß das Werk, woran kein Fleiß gespart ist, billige Anerkennung finden, und zur gelehrten und gründlichen Kenntniß des katholischen Lehrbegriffs, die in den Wirren der Zeit, zumahl dem gelehrten Theolo-

190. 191. St., den 29. Novber 1838. 1899

gen beider Confessionen, immer nothwendiger wird, das Seinige beytragen möge.

Al.

P a r i s.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique. Première série. Histoire politique. — Journal des états généraux de France tenus à Tours en 1484 sous le règne de Charles VIII., rédigé en latin par Jehan Masselin, député du baillage de Rouen, publié et traduit pour la première fois sur les manuscrits inédits de la bibliothèque du roi par A. Bernier. 1835. XIX u. 745 S. in Quart. (Imprimerie royale.)

Jehan Masselin, Doctor beider Rechte, Canonicus an der Cathedrale zu Rouen und Official des dortigen Erzbischofs, wurde von der Baillage Rouen 1484 als Abgeordneter zu der Ständeversammlung geschickt, welche nach dem Tode Ludwigs XI. nach Tours berufen war. Während der Zeit dieses Landtages, dessen Dauer sich auf nur dritthalb Monate erstreckte, führte der Deputierte von Rouen mit Sorgfalt ein in lateinischer Sprache abgefaßtes Tagebuch über sein parlamentarisches Leben und die Ereignisse der einzelnen Sitzungen. Es ist das vorliegende Werk, dessen mit dem lateinischen Texte fortlaufende französische Version wir dem um die Herausgabe verschiedener französischer Chroniken so hoch verdienten Adhelm Bernier verdanken. Der Verf. beginnt sein Tagebuch mit einer umständlichen Beschreibung der Feyerlichkeiten bey der am 15. Januar erfolgten Eröffnung der Stände, der

Aufzählung der Abgeordneten nach ihrem Wahl-districte und der Rede, mit welcher der Kanzler, nachdem ein Herold Stillschweigen geboten, die Sitzung eröffnete. Es seyen, heißt es in derselben, die Abgeordneten der drey Stände berufen, damit der junge König sich ihnen zeige, mit ihnen die Regierung berathe, aus ihrem Munde die Klagen über mangelhafte Staatseinrichtungen und den Mißbrauch höre, welchen einzelne Beamtete von der ihnen übertragenen Gewalt gemacht. Zwey Tage später begannen die regelmäßigen Sitzungen, zu denen kein Fremder zugelassen wurde. Man theilte sich, um die Uebersicht und Discussion der zu berathenden Gegenstände zu erleichtern, in sechs Sectionen (Paris, Burgund, Normandie, Aquitanien, Langue d'Oc und Langue d'Oil) wählte in dem Abte von St. Denis, erstem Deputierten von Paris, einen Präsidenten so wie zwey Notarien und bestimmte zugleich, daß jede Section in einem abgesonderten Raume ihre Arbeiten betreiben solle. Sodann beschloß man, zuerst die allgemeinen Angelegenheiten des Königreichs, dann der einzelnen Provinzen zu berathen. Der Erzbischof von Tours aber wurde ersucht, sonntäglich eine Predigt und feyerliche Procession zu halten, um den Segen des Himmels für die bevorstehenden Berathungen zu erfliehen. Seitdem fanden bald Generalversammlungen, bald Besprechungen der einzelnen Sectionen statt. Den nächsten Gegenstand der Discussion gab der von nur einzelnen Bischöfen in Abrede gestellte Wunsch ab, zu verhindern, daß die Schätze Frankreichs nicht dem heiligen Stuhle zufließen, die Abhülfe des auf dem Volke lastenden Druckes und die Verbesserung der Rechtspflege. Alle nicht vom richterlichen Amte ausgegangenen Confiscationen wurden annulliert.

Am 4. Februar schlug der Präsident die Beaufsichtigung der Erziehung des jungen Königs und die Wahl von Rätthen vor, die während der Minderjährigkeit des Regenten die Angelegenheiten des Staates leiten möchten, zwey Gegenstände, von denen er, wegen ihrer Wichtigkeit, wünsche, daß sie nicht durch Abstimmung der Sectionen, welche an Zahl der Mitglieder allzu verschieden seyen, sondern der einzelnen Deputierten erledigt würden. Es konnte nicht fehlen, daß bey dieser Gelegenheit die Frage über die Grenzen der ständischen Macht manigfachen Erörterungen unterzogen wurde. Während einige der Meinung waren, daß bis zur Organisation des Regierungsraths die gesammte Staatsgewalt den Ständen gebühre, äußerten sich andere dahin, daß die Regierung den Prinzen, als geschlichen Vormündern, zukomme und daß, nach strengem Rechte, nur die Befugniß der Steuerbewilligung den Ständen zugeschrieben werden dürfe. Gegen diese letzte Ansicht erhob sich besonders der Abgeordnete von Burgund, de la Roche. Es spreche kein Gesetz, behauptete er, von der begründeten Vormundschaft der Prinzen; wisse man doch nicht, bis zu welcher Verzweigung der Verwandtschaft letztere ihre Ansprüche hierauf zu erheben sich berechtigt glaubten. *J'appelle encore à l'appui de mon opinion, sagt der Redner bey dieser Gelegenheit (S. 147), ce motif, que la royauté est une dignité et non une hérédité, et qu'elle ne doit aucunement, comme les hérédités, passer toujours aux tuteurs naturels, savoir, eux proches parents. Sa, er geht weiter; in seinen Worten: N'avez vous pas lu souvent que l'état est la chose du peuple? Or, puisqu'il est sa chose, comment négligera-t-il ou ne soignera-t-il pas sa cho-*

se? Comment les flatteurs attribuent ils la souveraineté au prince, qui n'existe que par le peuple? spiegelt sich die Stimmung jener Tage ab, die aus dem entsetzlichen Drucke erwachsen war, welchen Ludwig der XI über sein Volk verhängt hatte. Es hielt sehr schwer, die verschiedenen Ansichten hinsichtlich der Besetzung des Regierungsrathes zu vereinen; die Prinzen, viele der bereits von Ihnen Designierten, manche der bisherigen Rätthe, welche Absetzung und damit zugleich eine Untersuchung ihres bisherigen amtlichen Verfahrens fürchteten, mußten Uneinigkeits unter die Stände zu bringen. Am 10. Februar erschien der König in Begleitung der Prinzen in der Versammlung, in deren Namen Jehan de Kely, Canonicus und Abgeordneter von Paris, eine Anrede hielt, deren Anfang mit Citaten aus der heil. Schrift und dem classischen Alterthume überladen ist und dann zu den wichtigsten Materien, die an der Tagesordnung lagen, übergeht. Bey dieser Gelegenheit trägt er die Klagen über den von den Großen ausgehenden Druck vor, über die Verarmung der Hinterlassen, das verschwenderische Leben des höheren Adels. Dann läßt er sich über den Verfall der klösterlichen Zucht aus, über die durch den Verkauf der Justizämter, durch heimliche Angebereyen und durch Confiscation der Güter der Verurtheilten gesunkene Rechtspflege, besonders über die auf dem Volke ruhenden Abgaben. 'Nous sommes icy, flagt der Redner auf rührende Weise (S. 217) pour et au nom du povre peuple de France, tant affligé que plus n'en pevent; nous sommes icy assemblez, pour demander grâce, miséricorde et relievement des grans oppressions, travaulz et molestations, que ont souffert par cidevant toutes les parties

de ce royaume, pour les affaires et turbations des tems précédens'.

In den späteren Sitzungen wurden vornehmlich die Ausgaben für den König und sein Haus, die Zahl und Besoldung seiner Officiere, der erforderliche Aufwand für das Heer und die Zahlung der Pensionen berathen. Mit großer Beredsamkeit sprach der Kanzler für reichliche Bewilligungen; des Landes Sicherheit erfordere ein genügend besoldetes Heer; seine Ehre, den Herrscher im königlichen Glanze zu sehen; Gerechtigkeit endlich erheische die erforderlichen Pensionen für verdiente Diener. Am 21. Februar erschienen die königlichen Financiers und Schatzmeister in der Versammlung und legten den Ständen die Uebersicht der Einnahme vor. Dem zufolge war der Ertrag sammtlicher Domänen auf etwas mehr als 100,000 Livres angegeben und zwar der der Normandie nur zum Belaufe von 22,000 Livres, so daß dem Jehan Masselin sofort die auffallend falsche Berechnung nicht entgehen konnte. Ähnliche grobe Verstöße gegen die Wahrheit zeigten sich hinsichtlich der Trank- und Salzsteuer und ähnlichen Abgaben, so daß die Gesamteinnahme auf nur 750,000 Livres veranschlagt war. Nun folgten die hochangesezten Summen für den König und sein Haus, die Kosten der Parlamente, der Rechnungskammern und der Kanzley; dann, unter dem Titel von extraordinären Kosten, die Ausgaben des königlichen Hauses, zu deren Bestreitung die bewilligten Summen nicht gereicht hatten, die Kosten der ersten königlichen Einrichtung zc.; endlich eine Liste von 900 zur Anforderung von Pensionen berechtigten Personen. Viele der Deputierten konnten bey diesen Ansätzen ihr heißes Blut nicht bändigen. Auch in den hierüber in den einzelnen Sectionen statt findenden

Berathungen gab sich der entschiedenste Unwille kund. Der Deputierte von Forez ergriff das Wort; er zeigte, wie unter Ludwig XI. die Kirchengewinnfründen zum Theil den Verworfensten zuerkannt seyen, während der bessere Theil der Geistlichkeit gedarrt habe. Der Adel sey durch stätes Aufgebot verarmt, die Justiz durch Delationen geschändet, das Volk durch Auflagen zur Verzweiflung gebracht. Dem zufolge sey der Staatskörper an vielen Wunden krank, die nur durch langsame Behandlung, nicht durch Eine Arznei, verharschen könnten; überdies hätten noch viele Creaturen Ludwigs ihre frühere Stellung behauptet, gegen die man vorsichtig verfahren müßte, falls man nicht eine Schaar gefährlicher Feinde wider sich waffnen wolle. Deshalb bedürfe es der höchsten Mäßigung, wenn man schon die aufgestellte Berechnung in keiner Hinsicht anerkennen dürfe. Der Redner fand allgemeinen Beifall und Jehan Masselin erhielt den Auftrag, in Gegenwart der Prinzen die Beschwerden der Stände vorzutragen. Dieser sprach fest, mit Nachdruck, zeigte, daß allein die Domänen der Normandie einen doppelt so hohen Ertrag lieferten, als der Ansaß ausgewiesen habe, daß die königlichen Einkünfte aus Burgund nicht auf 18,000, sondern auf 80,000 Livres zu berechnen seyen, tadelte den Aufwand des königlichen Hauses, die Cumulierung von Hofstellen, schalt die Ueberzahl fremder Soldknechte, deren ein starkes kriegerisches Volk nicht bedürfe. Nur durch Gerechtigkeit und Frieden könnten die Abgaben verringert, der allgemeinen Verarmung vorgebeugt werden.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 1. December 1838.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Collection de documents inédits sur l'histoire de France, etc. par Jehan Masselin.

Man sey der Meinung, daß der Ertrag der Auflagen von 1,200,000 Livres, wie ihn Karl VII. bezogen habe, auch der jetzigen Zeit genügen werde. Es könnten die Zeiten Karls VII., erwiderte hierauf der Kanzler, mit der Gegenwart nicht verglichen werden, und schloß mit den Worten: 'Vous vous pourrez retirer ensemble, non point pour y deliberer, mais pour remercier le roy des grâces qu'il vous a fait; ainsi vous en feres votre bon plaisir'. Kaum daß man diese letzten Worte vor dem lauten Murren der Deputierten verstehen konnte, welche die gemachten Anerbietungen bereits gerueeten. Nun setzte der Hof alle ihm zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung, um die einzelnen Abgeordneten für seine Absichten zu gewinnen; man lockte, verhiess, drohte. 'Si on ne les (das untere Volk) comprime pas en les surchar-

geant, bientôt ils deviennent insolents!' sprach einer der Herren vom Hofe. Der Kanzler versicherte, daß die Ausgaben des Hofes die Summe von 1,500,000 Livres unumgänglich erforderten. Dagegen behaupteten die Stände, daß, mit Ausnahme des ersten Jahres, für welches man, der Krönung halber, die genannte Summe zu bewilligen gesonnen sey, 1,200,000 Livres genügen müßten. Der Kanzler sah sich zur Nachgiebigkeit gezwungen und die Stände vertheilten die Aufbringung der genannten Summe auf die Provinzen. Daß hierbey manche Reclamationen erhoben wurden, liegt in der Natur der Dinge, und aus den Reden der Abgeordneten, welche sich erhoben, um für ihre Wahl-districte eine Verringerung der sie betreffenden Quote zu erreichen, erhalten wir eine genaue Uebersicht der finanziellen Kräfte der einzelnen Provinzen.

Zu der nämlichen Serie der oben genannten Sammlung gehören:

1) *Chronique des ducs de Normandie par Benoit, trouvère anglo-normand du XII^e siècle, publiée pour la première fois d'après un manuscrit du musée britannique par Francisque Michel. Tome I. XXVIII und 608 Seiten. 1836.*

2) *Histoire de la Croisade contre les hérétiques Albigeois, écrite en vers provençaux par un poète contemporain, traduite et publiée par M. C. Fauriel. CXXXIV und 735 Seiten. 1837.*

So groß die Zahl der Chronisten der Normandie ist, so wenig entsprechen die Einzelnen den von ihnen zu hegenden Erwartungen, theils weil sie der ältern Geschichte dieses Landes zu fern standen und ohne Anwendung von Critik

Wahrheit und Dichtung mit einander verschmolzen, theils weil sie sich in ihren Angaben einer beklagenswerthen Kürze bedienen. Dudo, Canonicus von St. Quentin, der als Abgeordneter des Grafen Albert von Vermandois einige Zeit am Hofe des Herzogs Richard verweilte, schrieb seine bey Du Chesne abgedruckte Chronik: *de moribus et actis primorum Normanniae ducum*, welche die Zeit von Hastings bis auf den Tod Richards I. umfaßt, in schlechten Versen und ohne die erforderliche Genauigkeit in seinen Angaben. Guillaume Calculus, Mönch zu Sumiéges, benutzte die erst genannte Erzählung, welche er bis auf die vier Nachfolger Richards I. fortführte. Der 1075 geborene Orderic Vital, Mönch zu St. Evraul, läßt sich in seiner gleichfalls von Du Chesne aufgenommenen lateinischen Chronik weniger als wünschenswerth über die äußeren Ereignisse aus, welche die Normandie betrafen. Nun traten Trouveurs auf und behandelten den vorgefundenen Stoff in der lebenden Sprache des Volks. So jener maitre Wace unter Heinrich II. Auf ihn folgt unser Benoit, der aber nicht mit Benoit de St. More, dem Verfasser des *roman de Troie*, verwechselt werden darf. Er dichtete im Auftrage Heinrichs II. und schließt seine Chronik mit dem Tode des letzten Sohnes Wilhelms des Eroberers. Mit großer Sorgfalt sind Sitten und Gebräuche, häusliches und öffentliches Leben der Bewohner der Normandie in dieser aus 15295 Versen bestehenden Dichtung geschildert, welche sich der Geschichte möglichst enge anschließt. Der Vf. behandelt seinen Gegenstand mit einer gewissen Leichtigkeit; er ist lebendig, glühend beym Ausmahlen einzelner Begebenheiten. Eine Uebersicht und Critik der Chroniken, aus denen Benoit einen Theil seines Stof-

ses schöpfte, soll dem Schlusse des Gedichts angehängt werden.

Die genannte Geschichte des Kreuzzuges gegen die Albigenfer anbelangend, so existirt von derselben nur eine einzige, auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindliche, mit Zeichnungen geschmückte Handschrift, deren Daseyn auch den fleißigen Herausgebern der *histoire de Languedoc* unbekannt geblieben ist. Eine alte, in Prosa abgefaßte Chronik des Albigenferkrieges, die bisher als Original galt und verschiedentlich gedruckt wurde, ist nach dieser gereimten Erzählung ausgearbeitet. Noch bis zum 17. Jahrhunderte lebten Bruchstücke der reichen Dichtung im Munde des Volks, als deren Verfasser Raynouard und Andere einen Wilhelm von Tudela zu bezeichnen pflegen. Hiergegen erhebt sich Fauriel, und indem er sich darauf stützt, daß die Art und Weise, wie Wilhelm am Schlusse der Dichtung genannt wird, keinerley Grund zu dieser Muthmaßung abgebe und daß man von der andern Seite nicht einsehe, warum ein Navarrese in provenzalischer Sprache schreiben solle, setzt er die Gründe auseinander, aus denen man die Heimath des Verfs in Languedoc suchen müsse. Jedenfalls steht fest, daß der Dichter den gegen Ende des 12. oder im Anfange des 13. Jahrhunderts begangenen Feyerlichkeiten bey der Vermählung des Grafen Raymond VI. von Toulouse mit Leonore von Aragon beywohnte. Das Gedicht enthält 9575 Verse und schließt sich, ohne den poetischen Ausschmückungen zu entsagen, in der Hauptsache den historischen Ereignissen mit großer Treue an. Frey, an kein Dogma slavisch gebunden, im Anfange begeistert für die Kreuzfahrer und deren großartigen Simon von Montfort, dann von den Grausamkeiten der

Streiter im Herrn mit Entsetzen sich abwendend, erzählt uns der Dichter die Veranlassung und die erste Hälfte des furchtbaren Kampfes (bis 1219) dessen Ende er vielleicht nicht erlebte. Mit Sorgfalt und Liebe sind die einzelnen Züge ausgewählt, mögen sie die Rüstigkeit der Bürger von Toulouse unter ihren heldenmüthigen Schöffen, oder die Thaten der vom Abte von Citeaux fanatisirten Kreuzesbrüder bezeichnen. Die Handlung bewegt sich dramatisch weiter, häufig von lieblichen Episoden durchkreuzt. In ihrem ganzen Glanze tritt uns die Chevalerie des Ritter- wie des Bürgerstandes entgegen, unter dem Banner des Alles zerschmetternden Montfort, wie des frommen, mit aufopfernder Liebe seine Unterthanen umfassenden Grafen von Toulouse. Aber mit tiefer Wehmuth beklagt der Dichter, daß das Paradies von Languedoc vernichtet, seine Helden geopfert seyen, die Rohheit der Franzosen über die feinere Sitte des Südens den Sieg davon getragen habe. Zu den gelungensten Theilen des Gedichts möchte unfehlbar die Schilderung des 1215 unter Papst Innocenz III. gehaltenen lateranensischen Concils gehören (B. 3191 ff.). Für die beygefügte französische Uebersetzung, welche leider der *chronique de ducs Normandie* abgeht, und das angeschlossene Glossar ist man dem Herausgeber zu besonderem Danke verpflichtet.

Hab.

B e r l i n.

Bey Enslin, 1837: Irrenstatistik der Provinz Westphalen mit Hinweisung auf die medicinisch-topographischen Verhältnisse sämmtlicher einzelnen Kreise derselben von Dr Wilhelm Ruer, Director der Irrenanstalt zu Marsberg &c. 172 S. in Octav.

P a r i s.

De la prostitution dans la ville de Paris considérée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration. Ouvrage appuyé de documens statistiques puisés dans les archives de la préfecture de police avec cartes et tableaux. Par A. B. Parent-Duchatelet. Précédé d'une notice historique sur la vie et les ouvrages de l'auteur, par Fr. Levret. II Vol. 1837. 77 $\frac{1}{4}$ Bogen in Octav.

Es wird nicht auffallen, daß diese beiden Schriften unter Eins angezeigt werden, da sie die geistige Ertödtung und die sittliche Versunkenheit: die niedrigsten Lebenszustände betreffen, deren Zusammenhang mit der Verwahrlosung oder dem Gedeihen der Gesellschaft schon an sich klar ist, aber doch erst durch die gemeinschaftliche Untersuchung ihrer ursachlichen Verbindung damit auf den entscheidenden Punkten erkannt und nachgewiesen wird. Die Irrenstatistik ist zwar nicht etwas so ganz Neues als die Pariser Freudensmädchenstatistik, und sie ist in Preußen nach dem Frieden wiederholt aufgenommen; der Hr Verf. der vorliegenden Schrift zweifelt aber, daß die früheren amtlichen Aufnahmen so zuverlässig als die jüngste seyen, sonst würden in der Provinz Westphalen die Irren und besonders die Blödsinnigen zugenommen haben. Wie dem sey, das jüngste dortige Irrenverzeichniß von 1834 hat auf eine Bevölkerung von 1,283000 Einwohner 1535 Irren und darunter 728 blödsinnig geborene. 1169 sind durchaus arm und nur 366 sind nicht ganz ohne Vermögen, aber nur 290 eignen sich zur Aufnahme in die Heil- oder Pfleganstalt, 162 werden von und in den Gemeinen

unterhalten, und 1153, also fast die gleiche Zahl mit den armen Irren, fallen ihren Unverwandten zur Last. Hiernach fallen sie gerade den ärmsten Familien zur Last, denn wie sie meistens ganz arm sind, so gehören sie auch den ärmsten Familien an, und ihre Verpflegung darin vermehrt den Nothstand, welcher nach den Beobachtungen des Herrn Berß und anderer berühmten Aerzte hauptsächlich die Irren liefert und der in seiner dortigen Aeußerung in Kost, Kleidung, Wohnung zc. mit Nachweisung der Folgen erörtert wird. Auffallend ist übrigens, daß an der alten Stätte der Wiedertäufer, in dem Münsterschen, die Religionschwärmercy noch am häufigsten in Wahnsinn übergeht, daß dort 27 solcher Irren und in Arnßberg nur 6 verzeichnet sind. — Doch es kommt hier auf den staatswirthschaftlichen Lehrsatz an, daß die Irren zunehmen, wenn die Armen zunehmen, der sich daraus ergibt, daß die Armen den Hauptbestand der Irren liefern, und daß Gleiches zu Gleichem Gleiches liefert. Dieser Lehrsatz berechtigt zu dem Schlusse, wenn die Irren ohne irgend eine erkennbare Veranlassung zunehmen, daß sie in Folge vermehrter heimlicher Berarmung zunehmen, welche ihrerseits aus dem Wucher entsteht. Wucher ist kurzweg der Mißbrauch der Geldmacht zur Beherrschung statt zur Vermittelung des Verkehrs genannt, wenn durch die Uebertreibung des Verbrauchs, sey es für schwärmerische Unternehmen oder für eingebildete Bedürfnisse die Ungleichheit und Unstätigkeit des Vermögens so steigt, daß die großen Reichthümer schnell erworben und verloren, die kleinen Capitale aber verflüchtigt werden. Hat der Wucher den Arbeitern ihren Lohn kümmerlich und ungewiß gemacht, sind sie einmahl schwach und siech geworden, so ist das Verderben da. Warum

Konnten die Macebonier den Römern nicht widerstehen? weil sie nicht mehr die Männer vom alten Schlage mit dem Eisengehalte in Mark und Blut waren, sondern weil sie wenig waffenfähige Leute, Livius sagt es ausdrücklich, unter sich hatten; und nachmahls ging es den Römern eben so. Wo man aber auf ähnlichem Wege ist und Irrenverzeichnisse hat, dort werden sie immer größer.

Von den Pariser Freudenmädchen soll nun gleichfalls in staatswirthschaftlicher Beziehung die Rede seyn, aber nicht ohne zuvor den Pariser Hausfrauen und Haustöchtern die verdiente Ehre gegeben zu haben. An den Schilderungen vom Dachstübchen herab in mancher deutschen Zeitschrift ist kein wahres Wort, wie alle unsere Officiere bezeugen werden, welche in den Pariser Familien Zutritt hatten: die Pariser Jungfrau ist häuslich und sieht das Schauspiel in der Regel erst an der Seite ihres Bräutigams, und die Frau sorgt verständig für wirthliche Eintheilung zum besten von Mann und Kindern. Die Unsitlichkeit ward auch vor der Revolution mehr außer als in dem Hause getrieben, und war keinesweges unter dem weiblichen Geschlechte herrschend, sondern an jenem erlauchten Beyspiele des schamlosesten Wüstlings, dessen tugendhafte Gemahlin in ihren glücklichen Kindern fortlebt, läßt sich der Zustand auf der obern und der schadhaftesten Stufe der damaligen Gesellschaft abnehmen. Das Elend, in welches Viele von dort durch die Revolution versanken, brachte desto mehrere dazu, den Dienst von Freudenmädchen auf großen Fuß zu machen und bey sich einzurichten, je leichter sie dadurch mit den zeitigen Machthabern in Verbindung und selbst wieder in die Höhe kamen, und je mehr die Revolution im

Gegensatz von der Reformation dergleichen begünstigte. Sie hob auch alle Aufsicht über die eigentlichen Freudenmädchen auf, welche unter Napoleon wieder in scharfe Aufsicht genommen wurden, weil zu ihnen die verdächtigen Leute sich am leichtesten bey Tag und Nacht vor den Nachforschungen der Policy flüchten konnten, und weil von ihnen die Soldaten angesteckt wurden. In den J. 1814 u. 15 mehrten sich die Freudenmädchen und hatten sie die reichste Ernte; in der Juliusrevolution ging es mit ihnen wieder wie in dem Revolutionsanfang *les factieux essayent par le libertinage de séduire les soldats*, II, 72. aber sie wurden schnell wieder in Aufsicht genommen, brauchten dafür jedoch nichts mehr zu zahlen, und ihre Anzahl ist fortdauernd im Zunehmen. 1812 waren 1293 eingeschrieben, 1815 schon 1854, ihre Zahl stieg 1830 bis 3028 und 1832 auf 3558, die Bordelle von 163 auf 209 und 220, II, 341. Unter den Lustdirnen, die am Ende des Jahrs 1830 in den Dörfern St. Cloud, Boulogne und Sevrès aufgegriffen wurden, war eine Kranke unter $2\frac{1}{2}$. Ein unfehlbares Versicherungsmittel gegen die Ansteckung von ihnen ist noch nicht entdeckt, und der Herr Verf. hält die ärztliche Beschäftigung damit für ein Vergerniß und bezieht sich dabey auf das Urtheil der dortigen Aerzte und Parlamentsräthe über folgenden Fall (II, 520): *Dans l'année 1772 Guilbert de Preval s'annonça comme l'auteur d'un opécifique pour préserver de toute contagion syphilitique - cette annonce exalta les têtes des jeunes débauchés. qui se trouvaient dans l'ancienne cour. On y fit venir le Sieur de Preval, on exigea qu'il fit sur lui et en présence des temoins, l'expérience nécessaire pour démontrer l'efficacité*

du moyen qu'il indiquait. Preval accepta; l'expérience fut faite. Es ist der wichtigste Gegengrund nicht erwogen und nicht einmahl berührt, daß ein solches Versicherungsmittel die unschuldigen Frauen und Kinder vor der Vergiftung bewahren würde, die ihnen leider nur zu häufig ihr treulosser Beschützer mittheilt, und die manches Uergerniß der aller gefährlichsten Art veranlaßt. Der Herr Verf. sucht auch die beiden Thatsachen nicht in Uebereinstimmung zu bringen, daß der Mangel an anderm Erwerbe und auch an Verstande und alles eher als Wollust zu dem Gewerbe der Freudenmädchen führt, und daß dennoch in Hungerjahren die wenigsten eingeschrieben werden. Es scheint sich daraus zu erklären, daß ihrer viele in solchen Zeiten aus den Bordellen wegen theurerer Beköstigung und beschränktern Besuchs entlassen werden und noch schneller als gewöhnlich im Elende verkommen. Es ist schauerhaft, aber das Unwesen in Paris doch nicht schlimmer als an manchen weniger volkreichen Orten, und am wenigsten ist es dort, wo die Sittenverbesserung aus der Reformation am treuesten bewahrt ist.

Die Schrift leidet an Wortverschwendung, sie empfiehlt sich aber als eine fleißig und mit aller Sorgfalt auf Vollständigkeit geordnete Sammlung amtlicher Nachrichten und ärztlicher Beobachtungen.

B r a u n f c h w e i g.

Bey C. Leibrock, 1838: Biblioteca portátil española, o Coleccion de las mejores poesias, novelas, dramas etc. de los escritores españoles del siglo XIX hasta nuestros dias. N^o 1. Tomo 1. 152 Seiten in Duodez.

Der Herausgeber, ein Deutscher, seit einigen Jahren in Madrid lebender Gelehrter, beabsichtigt in dieser Bibliothek, wovon jährlich drey Hefte erscheinen sollen, eine Sammlung der neuern Erzeugnisse der spanischen Literatur mitzutheilen. Wir wünschen ihm, in welchem wir einen höchst geschmackvollen Sammler erkennen (und diese Eigenschaft ist nicht häufig zu finden, wie die von W. Scott mitgetheilte Aeußerung des genialen Goldsmith beweist), und dem Verleger, welcher es an äußerer Ausschmückung nicht hat fehlen lassen, den glücklichsten Erfolg. Wir freuen uns über diese lobenswerthe Absicht des Herausgebers eben so sehr, als wir innig bedauern, daß in dem großen Kreise deutscher Sprachfreunde der prachtvollen spanischen Sprache nur ein sehr untergeordnetes Leben gestattet wird.

Der fast gänzliche Mangel an neueren Schriften, wie gering auch gediegene Arbeiten unter ihnen sind, und der zerrütteten Lage des Landes wegen seyn müssen, wird zwar wahre Sprachfreunde nicht abhalten, die spanische Sprache zu studieren, um sich durch die Kenntniß der ältern, reichen Literatur Spaniens hohe Genüsse zu verschaffen, welche die Lesung der besten Uebersetzungen der Musterwerke nicht gewähren können, da die spanische Sprache äußere und innere Zierden besitzt die allen europäischen Sprachen abgehen: denn sie schmiegt sich dem Aufzuge der höheren Geister eben so innig an, und ist dann kernig, würdig und erhaben, als sie den gewöhnlichsten Ausdrücken im alltäglichsten Leben eine reizvolle Wendung zu geben hilft; aber immer noch ist die Zahl solcher Freunde gering, und die Vernachlässigung des Studiums der schönsten Sprache eines Volkes das uns zuruft: *somos hermanos*, ist unbegreiflich!

Ein ausgezeichnete Sprachkennner, Jenisch, in seiner gekrönten Preisschrift: Vergleichung und Würdigung von 14 ältern und neuern Sprachen Europas, Berlin 1796, in welcher, besonders S. 149. 191. 215. 227. die Vorzüglichkeit der spanischen Sprache und Literatur angedeutet wird, bemerkt, indem er ein kleines Gedicht des Boscan anführt: 'wie antik = schmucklos! und eben dadurch wie wahr pathetisch! aber auch wie abstechend von den 'flammen = strömenden und rosen = duftenden' Sonnetten der allerneuesten deutschen Dichterlinge! — Da indessen solche klaren, einfachen Naturlaute die Klippe des Uebersetzers sind; so bleibt die eigenthümliche Schönheit dieses und ähnlicher Stücke ausschließend ein Genuß des Kenners der Ursprache'. Und Boscan ist gegen das Jahr 1540 gestorben!

Bey den überreichen Vermächtnissen der ältern Zeit, wird es allerdings eine schwierige Aufgabe für die heutige Generation, sich der Ahnen nicht unwürdig zu zeigen; aber dieses Streben ist auch in Spanien nicht erloschen, wie wir bereits bey Gelegenheit der Anzeige des schönen Gedichts: El Moro expósito vom Herzog v. Ribas (Gött. g. Anz. 1836. St. 154. 155.) angedeutet haben.

So finden wir denn auch in diesem ersten Hefte der Biblioteca zwölf poetische Mittheilungen die alle von reichem Talent zeugen; die Hälfte von ihnen ist von M. de la Rosa, und durchaus gediegen: La Alhambra ist ein liebliches Blumengewinde um die alterthümlichen Burgtrümmer, El proposito de un amante, las guerras de Amor stehen den besseren Dichtungen ähnlicher Art nicht nach, La vuelta à la patria ist ein männlich würdiger Gruß als der Dichter seine Geburtsstadt Granada im J. 1831 wieder sah und wieder sehen konnte; El page

de la banda von G. Romeo y Carrañaga, 1838, ist höchst gelungen und verdient den anmuthsvollen kleineren Dichtungen des Herz. von Ribas an die Seite gesetzt zu werden, eben so die Romanze El Indio von Diaz; Ruego à Maria von Romeo, einfach, fromm und herzlich, wird nicht nur neben Dante's

Vergine madre, figlia del tuo figlio,
und W. Scott's

Ave Maria! maiden mild,
noch hervor leuchten, sondern ist sogar ein natürlicherer Erguß eines gebeugten Herzens, gleich dem trefflichen Nome di Maria von Manzoni:

Tacita un giorno a non so qual pendice.

Der Comedia original in fünf Acten No mas mostrador von de Larra, 1831 aufgeführt, würde Moratin seinen Beyfall nicht versagt haben: die Intrigue ist mit vieler Gewandheit angelegt und durchgeführt, die Charactere sind gut gehalten, die Handlung ist lebhaft und der Dialog geziemend.

Mlfrd.

L e i p z i g.

Bey Friedr. Volkmar, 1838: Ausführliche theoretisch-praktische Schulgrammatik der englischen Sprache, enthaltend: Orthoëpie, Orthographie, Etymologie, Syntax, Interpunctionslehre und Prosodie. Von Johann Sporschill. X u. 490 Seiten in gr. 8.

Die Zahl der englischen Sprachlehren für Deutsche hat sich seit dem Jahre 1819, wo des Prof. Wagner's Grammatik zuerst erschienen, auf eine seltsame Weise vermehrt. Die Lehrer jener Zeit erstaunten über diese überaus treffliche Bekante des englischen Sprachgebiets, und sie wurz-

den muthlos, als sie die Menge der Straßen erblickten, deren größter Theil ihnen unbekannt war, — denn die Glücklichen hatten ihre Wanderungen mit Hülfe der so bequemen Führer Arnold, Moritz, Ebers, Fick zc. gemacht, und wähten alles gesehen und beschaut zu haben, während diese Ciceroni, mit der dieser Classe eigenen Handhabung, sich leichtes Spiel zu machen wußten —. Rebrousser chemin ist schon müden Reisenden nicht zuzumuthen: es bemühten sich daher Einige die Wagner'sche grandiose Arbeit in verjüngtem Maßstabe zu reproducieren, Andere, die Klarheit, welche hellen Augen so wohlthwendig ist, durch den Staub ihrer Schulfüchseren zu verdunkeln, und dazu reichte ihnen besonders die Orthoëpie die Fülle von Gelegenheit dar; ihnen folgte endlich der Schnellehrerschwarm, ein Kosackenhause, der das Pelotonfeuer der Regeln fürchtet und nur verblüffen kann; kurz, es ergeht dem Professor Wagner (allgemeines Loos!) wie der geistvolle Washington Irving in seiner Art of Book-Making es nennt: he undergoes a kind of metempsychosis, and springs up under new forms.

Herrn Sporschil, dem gewandten Uebersetzer des Gibbon zc., war es vorbehalten, nach dem trefflichen Wagner'schen Vorbilde, das keiner entbehren kann der mehr als Wörter lernen will, eine gediegene, vollständige Sprachlehre für ein gemischteres Publicum zu liefern.

Der Titel zeigt hinlänglich an, daß dieses Werk vollständiger als der größte Theil anderer der Art ist, denn wenn auch u. a. die Lehre von der Aussprache nicht hinreicht, um ohne Hülfe eines Lehrers gut lesen zu können, so ist sie doch als Rathgeberin in manchen Fällen immer zweckmäßig, und sollte wenigstens in Umrissen jede

Sprachlehre begleiten. Wir können die Lehre von der Aussprache, die Klarheit und Kürze der Regeln, den gemessenen Umfang der Übungsstücke, die überall sehr gute Beleuchtung durch zugleich übersetzte Phrasen, das Verzeichniß der Zeitwörter mit den angemessenen Vorwörtern, welches nur in wenigen Sprachlehren zu finden ist, und nur in größerer Vollständigkeit in William's Dictionary dargestellt wird, so wie die schöne zweckgemäße Anordnung des Ganzen nur recht sehr loben, wenn wir auch sonst der Methode, fehlerhafte Aufsätze dem Schüler zur Verbesserung vorzulegen, obgleich sie andere gute Sprachlehrer, als Murray, Chapsal und Noel &c. anwenden, nicht huldigen können, indem wir glauben, daß es immer ein Umweg bleiben und jüngere Lernende eher irre leiten könnte.

Die Verlagshandlung hat sich dem rühmlichen Eifer des Verfassers angeschlossen, und nicht allein sehr schönen Druck und gutes Papier geliefert, sondern auch durch den Preis von 1 Rthlr für 31½ Bogen den Ankauf sehr erleichtert.

Mögen Beide die Anerkennung finden, die sie unbedingt verdienen!

Mfrd.

D I D E N B U R G.

Gedichte und Briefe über die Erziehung des Menschen für Eltern, Lehrer und Erzieher wie auch für die erwachsene Jugend von B. A. Meyer. 1838. XII u. 308 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Schrift hat nicht bloß den Gegenstand derselben, sondern auch die Classen des Publicums, für die sie bestimmt ist, auf dem Titel hinreichend angegeben. Der erste klei-

nerer, poetische Theil besteht aus kleinen Gedichten, die moralische Beziehungen haben, jedoch, wenn auch nicht schlecht, sich doch selten über das Mittelmäßige erheben. Der größere, prosaische Theil besteht zwar dem Namen nach aus Briefen, 26 an der Zahl, ohne jedoch die Briefform weiter zu verrathen. Wir können zwar nicht sagen, daß in ihnen neue Wahrheiten vorgetragen wären, indeß sind die Hauptpunkte der Erziehung, besonders in Beziehung auf die gegebenen Beispiele und ihre Wirkung, so wie über die Pflichten der Mütter, der Väter, und die Wichtigkeit der religiösen Bildung auf eine so einfache und einleuchtende Art behandelt, daß wir das Ganze als eine sehr nützliche Lectüre für die bemerkten Classen der Leser und Leserinnen empfehlen können. Von den Punkten, worauf es bey der Erziehung so wohl in Bezug der Bildung als des Unterrichts ankommt, ist nicht leicht einer mit Stillschweigen übergangen. Auf das entstehende Bedürfniß täglich sich erneuernder gesellschaftlicher Vergnügungen und die hieraus hervor gehenden Folgen (Brief 17) machen wir besonders aufmerksam. Sie sind wohl ein Wort zu seiner Zeit.

Hn.

S t u t t g a r t.

Von der Uebersetzung von G. Cuvier's Vorlesungen über die vergleichende Anatomie von Dr Duvernoy (bey Hoffmann), deren erste Abtheilung des ersten Bandes St. 152. dieser Blätter von uns angezeigt ist, haben wir bereits die zweyte Abtheilung erhalten, und beziehen uns auf das dort gefällte beyfällige Urtheil über dieses Unternehmen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. Stück.

Den 3. December 1838.

B e r l i n.

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin, 1839: Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe, von Ed. Casp. Jac. von Siebold, der Phil. Med. und Chir. Dr., Professor der Med. und Geburtshülfe zu Göttingen etc. Erster Band. XVI u. 368 Seiten in Octav.

Eine Wissenschaft, welche sich noch nicht zu einer gewissen Vollkommenheit und Ausbildung empor geschwungen hat, ist der nähern Würdigung vom historischen Standpunkte aus unfähig, ja sie entbehrt selbst noch des Bedürfnisses, in einem Rückblicke auf die Vergangenheit die früheren Schicksale ihrer Entwicklung kennen zu lernen. Nur dann erst, wenn sie selbst bey der Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit über ihren errungenen Standpunct sich zu freuen hat, wird sich das Verlangen nach einer Geschichte ihrer Entstehung, ihres weitern Fortganges, ihrer Entwicklung und Ausbildung bey ihr geltend machen. Die Möglichkeit daher, die Geschichte eines Fachs zu schreiben, bildet den besten Maßstab für den Standpunct, welchen

dasselbe in der Reihe der Wissenschaften selbst einnimmt. Die Erfahrung hat Vorstehendes in Bezug auf die Geburtshülfe bestätigt: denn erst seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts hat die Literaturgeschichte ein paar Werke aufzuweisen, welche eine Geschichte der Geburtshülfe zum Gegenstande haben: aber es fällt auch erst die eigentliche Entwicklung der Geburtshülfe als höhere Wissenschaft in das vorige Jahrhundert, und so konnte früher an eine historische Darstellung des Faches nicht gedacht werden. Die bekannteste, und auch wohl die verdienstlichste Schrift über Geschichte der Geburtshülfe ist die, welche Göttingens hochberühmter Lehrer, Fr. Benj. Oslander, 1799 als ersten Theil seines Lehrbuchs der Entbindungskunst schrieb: sie ist aber zugleich die letzte Arbeit, welche auf den Namen einer geordneten und fortlaufenden Geschichte Anspruch machen kann; denn seit dem Erscheinen dieses Buchs trat in der Bearbeitung einer vollständigen Geschichte des Fachs vollkommener Stillstand ein, man begnügte sich überall, wo man geschichtliche Einleitungen, historische Tabellen u. in Lehrbüchern mittheilte, nur mit dem genannten Schriftsteller entnommenen Auszügen, das bequemere Nachschreiben dem mühsameren Forschen vorziehend. Darum schien es dem Verf. vorstehenden Buches ein zeitgemäßes Unternehmen, die Geschichte einer Wissenschaft neu zu bearbeiten, welche gerade in den letzten Decennien so manche Fortschritte gemacht hatte, und deren ganze Stellung in der neueren Zeit eine von der frühern verschiedene geworden ist, so daß der neuere Geschichtschreiber von einem ganz andern Standpunkte das Feld der Geschichte überblicken konnte, und daß ihn bey historischen Darstellungen ganz andere Grundsätze leiten mußten, als solches bey früheren Schriftstellern der Fall war. Der Verf.

hat es sich zur strengsten Pflicht gemacht, überall die Quellen selbst zu untersuchen, um so zu wahren und reinen Resultaten zu gelangen; wenn aber dieser erste Band den großen Zeitabschnitt von den ältesten Zeiten bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts (1513) oder bis zum Erscheinen des ersten gedruckten Buchs über Geburtshülfe von Euch. Koeslin enthält, ein Zeitraum, welcher bey Oslander im Ganzen vier Bogen seines Werkes einnimmt, so soll dies hier nur angeführt werden, um zu zeigen, welcher Spielraum des Forschens noch übrig geblieben, und wie viel selbst dann, wenn auch nur auf das Nothwendigste, Rücksicht genommen werden sollte, zu erläutern war. Da die geschichtlichen Forschungen ein Fach betrafen, welches erst so spät als ein selbständiges und auf bestimmtere Grundsätze basirtes auftrat, welches nur sehr wenig von den ältesten berücksichtigt ward, und dessen Ursprünge besonders in ein fast undurchdringliches Dunkel gehüllt sind, so konnte es nicht ausbleiben, daß alle Mittel benützt werden mußten, welche nur einigermaßen ein, wenn auch nur schwaches, Dämmerlicht zu verbreiten im Stande waren: es mußten daher auch viele andere Quellen als rein ärztliche mit in den Bereich der Forschungen gezogen werden, und oft haben da die alten classischen Autoren aushelfen müssen, wo sich der Verf. von älteren ärztlichen Schriftstellern verlassen sah. Ja selbst in diesen konnten oft nur mit Mühe die sehr zerstreuten, den Zustand der Geburtshülfe aufhellenden Bemerkungen heraus gefunden werden, und sehr schwer war es dann noch, sie zu interpretieren, da dieselben sich nicht selten nur auf kurze, aphoristische Andeutungen beschränken. Daß aber die Auslegung mancher mythologischen Sagen, so wie die Erläuterung einzelner bey den griechischen und

römischen Classikern auf Geburtshülfe sich beziehender Stellen von medicinischer Seite aus versucht worden, möchte vielleicht für Alterthumsforscher und Philologen von einigem Interesse seyn: ist es ja doch ein gemeinsames Band, welches alle Wissenschaften umschlingt, und muß eine der andern hülfreich die Hände reichen, wenn der große Bau, zu dem wir uns alle vereinigt haben, gelingen soll. — Auf den nähern Inhalt des Buches selbst einzugehen entspricht weder dem Zwecke dieser Blätter, die nur kurz auf neu erschienene Werke aufmerksam machen sollen, noch ist es überhaupt bey geschichtlichen Werken gut möglich, da ein solches Referat leicht selbst wieder ein Buch werden könnte. Es sey daher gestattet, nur summarisch die Zeiträume anzugeben, welche dieser erste Band umfaßt. Der erste Zeitraum handelt von den ältesten Zeiten bis auf Hippocrates, oder bis zum Ende des 5. Jahrhunderts vor Chr. Es ist hier die Geburtshülfe der Israeliten, der Aegyptier, der Indier, der Chinesen und Griechen geschildert, auch überall auf die geburtshülflliche Mythologie der Völker Rücksicht genommen. Der zweynte Zeitraum, von Hippocrates bis zum Verfall der Wissenschaften nach Galen, oder bis zum Anfange des dritten Jahrhunderts n. Chr., umfaßt die (echten und unechten) Schriften des Hippocrates, und weist die geburtshülfllichen Lehren des Aristoteles nach; er handelt von der Geburtshülfe der Römer, und geht die Entwicklung des Faches unter Celsus, Plinius, Rufus von Ephesus, Soranus, Moschion und Galen durch. Der dritte Zeitraum, vom Verfalle der Wissenschaften bis zur Cultur der Heilkunde durch die Araber, beschäftigt sich vorzüglich mit Dribasius, Theodor. Priscianus, Aëtius und Paulus von Aegina. Als besonders wichtig

zur Beurtheilung des Zustandes der damaligen Kunst wird jene berühmte Stelle bey Tertulian de anima cap. 25. erläutert. Als charakteristische Ergebnisse dieser drey Zeiträume, welche die alte Geschichte umfassen, sind zu nennen: Geburtshülfe in weiblichen Händen, Aerzte als Rathgeber, besonders da, wo von der Anwendung pharmaceutischer Mittel Hülfe erwartet wurde; die operative Seite der Geburtshülfe, durch Nichtachtung des kindlichen Lebens sich auszeichnend, daher Perforation und Zerstückelung als Hauptoperationen. Von der mittlern Geschichte, welche mit den Arabern beginnt, da in den Bestrebungen dieser der Keim der folgenden Zeit lag, und welche die Geburtshülfe ganz in der Gewalt der Chirurgie zeigt, ist der vierte und fünfte Zeitraum abgehandelt, nämlich der vierte, die Cultur der Heilkunde und ihrer Zweige durch die Araber, und der fünfte, welcher die nacharabische Zeit (arabische Schulen und Nachahmungen) bis zum Erscheinen des ersten gedruckten Buchs über Geburtshülfe von Euchar. Koeslin, oder bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts (1513) durchgeht. Dieser fünfte Zeitraum hat besonders die Schilderung der Geburtshülfe des Abendlandes zur Erörterung: er beginnt mit den berühmten Schulen auf dem Monte Cassino und zu Salerno, zeigt aber auch den traurigen Zustand des Fachs unter dem Einflusse von Uberglauben, astrologischem Unsinne und finstern Mönchsthume, aus welcher tiefen Finsterniß nur einzelne Lichtpunkte hervor glänzen. Die Zeit war gekommen, wo die Geburtshülfe in ihrer höhern Bedeutung ganz von Chirurgen an sich gebracht wurde, und diese nach ihren Grundsätzen dieselbe umbildeten. Manches geschah unter den Bemühungen dieser Männer: indessen verging noch eine geraume Zeit, ehe die Geburtshülfe selbst sich besser und erfreu-

licher gestaltete und ein selbständiges Fach wurde; dazu ward erst durch das Erscheinen des ersten Buchs über Geburtshülfe der Grund gelegt, und mit diesem beginnt daher die Geschichte einen neuen Zeitraum, womit (als dem sechsten) der Verf. den zweyten Band seines Werks eröffnen wird. Nach §. XIX. der Einleitung wird der zweyte Band umfassen: den sechsten Zeitraum, von dem ersten gedruckten Buche über Geburtshülfe bis zur Wiederherstellung der Wendung auf die Füße durch Pierre Franco (1561), den siebenten Zeitraum, von da bis zur ersten wissenschaftlichen Bearbeitung der Geburtshülfe durch Heinrich van Deventer und der Erfindung der unschädlichen Kopfzange, oder bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts; Schluß der mittlern Geschichte. Die neue Geschichte soll unter zwey Abschnitten betrachtet werden: Achter Zeitraum, das achtzehnte Jahrhundert bis zur Bearbeitung der Geburtshülfe durch Joh. Lucas Boër, welcher durch treue Naturbeobachtung und darauf gebaute Lehren den Grund zu einer bessern Umgestaltung des Fachs legte, oder bis zum letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts (1791). Neunter Zeitraum, von da bis auf unsere Zeit. — Dieser kurze Ueberblick mag den reichhaltigen Stoff, welcher in dem Buche selbst verarbeitet worden, andeuten; auf welche Weise aber dieses geschehen, ob der Zweck, welchen der Verf. dabey vor Augen gehabt, erreicht, darüber sich zu verbreiten, ziemt dieser Anzeige nicht, und muß dem Urtheile Anderer überlassen bleiben: daß aber der Verf. selbst weit davon entfernt ist, sich einzubilden, etwas Vollendetes geliefert zu haben, glaubt er in der Wahl des Titels selbst ausgesprochen zu haben.

L o n d o n.

Venerabilis Bedae Historia Ecclesiastica gentis Anglorum ad fidem Codicum Manuscriptorum, recensuit Josephus Stevenson. 1838. XXXV u. 423 S. in Octav.

Mit dieser neuen Ausgabe des Beda beginnt ein großes literarisches Unternehmen, von dem wir zuerst Nachricht geben müssen, ehe wir auf Beda zurück kommen. Die English historical Society kündigt nämlich eine critische Ausgabe der britischen Chroniken an von den frühesten Zeiten bis auf Heinrich VIII., wovon in der general Introduction der Plan vorgelegt wird. Diesem gemäß soll die Sammlung außer den gedruckten, auch die wichtigern ungedruckten Chroniken enthalten, von denen eine bedeutende Anzahl angeführt wird. Aber auch die bereits gedruckten sollen einer schärfern Critik unterworfen werden, woran es bisher mangelt, wozu noch kommt, daß sie vereinzelt in größern Sammlungen sich finden, die nur wenigen zugänglich seyn können. Abkürzungen sollen nur in so weit statt finden, als die häufigen offenbaren Wiederholungen weggelassen werden. Auch so läßt die Zahl der Bände sich nicht im voraus bestimmen, doch glaubt man, daß 50 Bände zu der Ausführung des Ganzen hinreichen werden. Auch soll die Sammlung sich nicht bloß auf Chroniken beschränken, auch andere Quellen der Geschichte, wie Leben der Heiligen, Concilienbeschlüsse, Bullen der Päpste 2c. sollen aufgenommen werden. An der Unterstützung des Publicums läßt sich bey der herrschenden Vorliebe für die Geschichte des Vaterlandes wohl um so weniger zweifeln, da die ganze äußere Form nicht bloß durch Eleganz des Drucks und Papiers sich empfiehlt, sondern auch zu der Bequemlichkeit der Leser auf eine sehr

zweckmäßige Weise eingerichtet ist. Zu dem Ende wird jedes Werk mit einer Vorrede, Anmerkungen und Index versehen seyn. Die Vorrede wird hauptsächlich Nachrichten über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers, die Zeit, wann er schrieb, die Wichtigkeit und Glaubwürdigkeit seiner Erzählung, die Quellen, die er benutzte und seine Zeitrechnung, so wie über die vorhandenen Handschriften, besonders die, deren man sich bey der Herausgabe bediente, bey den wichtigen selbst mit Schriftproben, enthalten.

Die Sammlung wird eröffnet durch die Schriften von Beda, der mit vollem Rechte den Beynahmen venerabilis führt. Voran geht eine Einleitung, welche über sein Leben und seine Schriften Aufklärung gibt. Geboren 674, erhielt er seine Bildung in dem Benedictinerkloster Sarrow, ward Mitglied desselben, und starb daselbst 735. Als wichtige Berichtigung muß hier bemerkt werden, daß die Erzählung von seinem Rufe nach Rom und seiner Reise dahin, auf einem Irrthume beruht, den sein Biograph Malmesbury in die Geschichte gebracht hat. Der vorliegende Band enthält sein Hauptwerk *Historia Ecclesiastica gentis Anglorum*. Bey der neuen Ausgabe ist die von John Smith zum Grunde gelegt, jedoch mit Vergleichung von vier Handschriften des britischen Museums, und der Einsicht von acht anderen, eben daselbst befindlichen, weniger wichtigen. Von zwey der ersten sind auch Schriftproben beygefügt. Auch die König Alfred beygelegte angelsächsische Uebersetzung ist verglichen, und die Varianten sind in den Notizen bemerkt. Die nur kurzen Anmerkungen enthalten theils Auszüge aus denen von Smith, theils eigene Zusätze des Herausgebers.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

194. 195. Stück.

Den 6. December 1838.

P a r i s.

1837. Benj. De Lessert *Icones selectae plantarum, quas in Prodomo etc. descripsit De Candolle, Accedunt Icones plantarum novarum aut minus rite cognitarum.* Dritter Band. 70 Seiten und 100 Kupfertafeln in Quart.

Die ersten beiden Bände dieses Werks, welches ursprünglich bestimmt war zu De Candolle's Systema naturale von neu beschriebenen Pflanzenarten Abbildungen zu liefern, erschienen bekanntlich in den Jahren 1820 u. 1823. Seitdem aber der Plan des ausführlichen Pflanzensystems aufgegeben war und der Verfasser selbst es übernahm, mehrere der in seinem Prodomus behandelten Familien in besondern Memoiren, durch Abbildungen zu erläutern, mußte auch De Lessert die großartige Anlage seines Werks wesentlich beschränken. So erhalten wir denn noch eine Centurie der trefflichsten Kupferstiche, und können zugleich unser Bedauern nicht unterdrücken, daß, wie aus mehreren Andeutungen hervor

geht, hiermit dieses wichtige Werk abgeschlossen zu seyn scheint. Es bindet sich nämlich nicht mehr so streng wie früherhin an De Candolle's Arbeiten, sondern enthält vielmehr eine freye Auswahl der seltensten und interessantesten Gewächse aus den verschiedensten Familien. Jeder Botaniker kennt die bedeutende Stellung, welche Hr De Lessert seit vielen Jahren für die Pflege der systematischen Pflanzenkunde in Frankreich eingenommen hat. Sein Herbarium, eins der größten das je zusammen gebracht ist, eins der wichtigsten, weil es beständig von vielen Gelehrten genutzt wurde, hat auch für den vorliegenden Band den größten Theil des Materials dargeboten; De Candolle, Guillemin, Adr. Jussieu, Decaisne und Ad. Brongniart haben dasselbe bearbeitet, und der Herausgeber hat kein Opfer gescheuet, die ausgezeichnetsten Künstler, z. B. für die Zeichnung Eulalia Delile und Heyland, für den Stich Plée, Mougeot u. A. zu gewinnen. Vergleicht man in der letztern Rücksicht die Tafeln mit denen der früheren Bände, so wird man nicht leicht einen Fortschritt der Kunst in der größern Reinheit und Schärfe der Conturen, so wie in der mehr perspectivischen Zeichnung verkennen. Die reicheren Analysen entsprechen zugleich einem Bedürfnisse, welches mit der Wissenschaft gestiegen ist.

Faßt man das Material zu diesem Werke selbst näher ins Auge, so gewährt es zunächst einen interessanten Ueberblick über die bedeutendern botanischen Entdeckungsreisen, die in den letzten Jahren von Frankreich ausgegangen sind, und denen De Lessert hauptsächlich Bereicherungen seiner Sammlung verdankte. Mehr als der dritte Theil der hier abgebildeten Pflanzen stammt aus Südamerika. Unter denen, welche sie sammelten,

verdient vor Allen der unglückliche Bertero eine Erwähnung, der nach langen, erfolgreichen Reisen in Westindien und besonders in Chile, eine geraume Zeit auf der von Naturforschern unbetretenen Insel Juan Fernandez lebte, sich dann nach Stabeite begab und im J. 1830 auf der Rückreise nach Chile umgekommen ist, 'naufragio in australis Oceani parte ignota sepultus' pag. III. An seine Untersuchungen schließen sich in Chile die von Gay, der auf zwey Reisen eine sehr vollständige Flora dieses Landes zusammen gebracht zu haben scheint. Für Brasilien war außer Aug. de St. Hilaire insbesondere Bauthier thätig, für Guiana Lexprieur und Perrottet, deren Bemühungen man bekanntlich außerdem die Flora von Senegambien verdankt. Die französischen Besitzungen im tropischen Afrika boten außer diesen auch Heudelot Gelegenheit dar, neue Beyträge zu jener Flora zu liefern. Aus dem nordöstlichen Afrika und Arabien sind neuerlich Sammlungen von Bové, Aucher-Eloy, Nectoux u. A. nach Paris gelangt, so wie Olivier's persische Pflanzen noch immer Stoff zu neuen Publicationen enthalten. Von Madagaskar, dessen östlichen Theil Goudot und Bernier untersucht haben, werden einige sehr interessante Wassergewächse beschrieben, von denen später die Rede seyn wird. Ad. De Lessert, ein Verwandter des Herausgebers, besuchte einen Theil der ostindischen Inseln und Malacca; Leschenault de la Tour, Guichenot und Riedlé liefern Beyträge aus Java, Timor und Neuholland. Endlich hat Gaudichaud, dessen Reisen und dessen Antheil an Freycinet's Werke bekannt sind, mehrere Arten mitgetheilt.

Wenden wir uns zu den hier abgebildeten Pflanzen selbst, so begegnen wir nur wenigen

neuen Arten, aber, was in jetziger Zeit viel dankenswerther ist, einer nicht geringen Anzahl zweifelhafter und unvollständig bekannter Gattungen mit Analysen begleitet, welche deren Stellung im natürlichen Systeme gewiß machen. Außerdem sind mit wenigen, zum Theil zufälligen Ausnahmen sämtliche Arten früher noch nie abgebildet worden. Indem wir einige der hier aufgeklärten Pflanzenformen heraus heben, knüpfen wir daran einige Bemerkungen über ihre Structur, nicht so wohl um dem Botaniker von Fach die wichtigsten Ergebnisse eines ohnehin unentbehrlichen Werks zu überliefern, als um den Geist anzudeuten, in dem namentlich Guillemin und Jussieu gearbeitet haben.

Ouvirandra Th. wird von Decaisne ungeachtet der drey Eyer mit Recht zu den Najaden gebracht, deren Familiencharacter hiernach erweitert werden muß. Die Structur des Embryo, aus dessen seitlicher Furche die Plumula hervortritt, ist entscheidend. Bey Lindley steht die Gattung unter den Alismaceen, was wegen des einfachen Kelchs nicht zu billigen ist. Decaisne's nicht ohne Bedenken vorgetragene Ansicht, daß dieser Kelch die Natur einer Hülle habe, dürfte durchaus der Anlage der Najaden- und Uroideen-Blüte entsprechen. Endlicher hatte die Gattung zweifelhaft an das Ende der Saurureen gestellt, da ihm die Structur des Embryo nicht bekannt war. Außer der Poiret'schen Art hat Bernier in Madagaskar noch eine neue Art entdeckt, bey welcher die Blätter nicht gefenstert sind. Beide sind abgebildet. — Von *Hydrostachys* Th. publiciert Jussieu vier Arten aus Madagaskar, die ihre Stellung unter den Podostemeen unzweifelhaft machen, so sehr auch ihr ährenförmiger Blütenstand abweicht. Wiewohl Jussieu nur spar-

same Erläuterungen hinzu gefügt hat und die Structur der Blüte nicht berührt, so scheint aus den Analysen doch hervor zu gehen, daß das Perigonium der Spatha der übrigen Podostemeen entspreche und die Blüten übrigens ganz nackt seyn. In diesem Falle würde sich die Gattung hauptsächlich durch die Spathae in spicam congestae auszeichnen und sich übrigens an den Typus der Familie anschließen. Die Stellung derselben im natürlichen Systeme bleibt indessen so dunkel, wie sie immer war; der eyweißlose dicotyledonische Embryo, wie ihn Bongard's Abbildung zuerst nachwies, wird hier zwar wiederum durch die Analyse von zwey Arten bestätigt, aber dies ist nur das erste Glied für die Untersuchung ihrer echten Verwandtschaft. Auch hier befremdet von Neuem die wunderbare Bildung des Laubes, in welcher die einzelnen Arten die auffallendste Verschiedenheit zeigen: so stellen die Blätter von *H. distichophylla* in großem Maßstabe nach Stellung und Größenverhältniß das Laub gewisser Jungermannien dar, die Herr Nees zu der Gattung *Ptychanthus* vereinigt hat und wie verschieden von diesen sind die übrigen Arten gestaltet, die theils an die haarsförmige Blatttheilung einiger Umbelliferen, theils an fleischiges *Crassulaceen*-Laub, wiewohl entfernter, erinnern. — *Colliguana* Mol. Die weibliche Blüte findet sich im ersten Bande von Hooker's Bot. Misc. abgebildet. Nach der hier gelieferten vollständigen Analyse dürfte die Gattung passender bey den *Ucalypheen*, als bey den *Hippomaneen* Bartling's stehen, da die Blüten völlig nackt sind. Die Samen haben einen sehr ausgezeichneten Arillus, wenn dies nicht das äußere Integument ist, das wie eine *Calyptra* hervor ragt und mit einem zweyten Eye verwechselt werden könnte. — Ste-

phanotis Th. Zwey der von Ad. Brongniart in den Annales des sciences. II. Sér. Vol. 7. p. 30. beschriebenen Arten aus Madagaskar werden hier abgebildet. Da man jene Gattung unrichtig mit *Ceropegia* vereinigt hat, so ist zu erinnern, daß sie zu der Gruppe von *Hoya* gehört und sich von *Marsdenia* nur durch eine *Corolla hypocrateriformis* unterscheidet. Beide Abbildungen sind nach Exemplaren in Thouars's Herbarium entworfen; eine dritte Art, *St. floribunda* Brongn., wird im Pariser Garten cultiviert und als Zierpflanze empfohlen. — *Uncaria* Roxb. De Candolle war zweifelhaft, ob diese Gattung nicht mit *Nauclea* vereinigt werden müsse: Endlicher hat dies gethan. Hier wird sie hingegen als anerkannte Gattung behandelt. Jedenfalls kann man die gestielten Blüten nicht kopfförmig nennen und muß die Dolde, die gleichfalls bey den eigentlichen *Cinchoneen* nicht vorkommt, in den Character der *Naucleen* aufnehmen. — *Misodendron oblongifolium* DC. Zu der Kenntniß dieser höchst merkwürdigen, so unvollkommen bekannten *Poranthaceen*-Gattung bringt Guillemin einen wichtigen Beytrag durch genaue Analyse der weiblichen Blüte dar, wiewohl die männlichen Blüten noch immer unbekannt bleiben. Die wichtigsten Eigenthümlichkeiten der Structur sind folgende: 1) Die Zweige entspringen aus einer Art *Cupula*, welche Guillemin für eine Fortsetzung der *Epidermiß* des Stammes hält. 2) Die weiblichen Blüten stehen in Aehren und bestehen nur aus nackten Ovarien mit drey Narben. Denn die Annahme Guillemin's, welcher hierin De Candolle folgt, daß ein Kelch mit dem Ovarium verwachsen sey, scheint sich nur auf voraus gesetzte Analogien und vielleicht auf die Articulation des Griffels auf dem Fruchtknoten zu gründen.

den. Dagegen zeigen sich an der Außenfläche des letztern ausgezeichnete Anhänge, indem zu beiden Seiten und auf dem Rücken desselben je zwey parallele Lamellen der Länge nach verlaufen. Biegt man sie aus einander, so findet man zwischen ihnen am Grunde einen Haarschopf, der später zum Pappus auswächst, dessen Grannen die Frucht bekanntlich um das Zehnfache an Länge übertreffen. 3) Die Structur des Ovariums und der Frucht stimmt mit den Poranthaceen überein; indessen ist es Guillemin nicht gelungen, in der hornartigen Substanz des Samens den Embryo zu unterscheiden. Da die Frucht übrigens als Akenium bezeichnet wird, so ist diese Art jedenfalls generisch von *Misodendron* verschieden: *M. brachystachium* DC. ist dagegen nach dem Verfasser dieselbe Art. So erkennen wir denn hier einen jener räthselhaften Naturkörper, deren Organe wir nicht eher auf den Plan des Gewächsreiches oder einer einzelnen Familie zurück zu führen im Stande seyn werden, bis wir Gelegenheit finden, sie aus einander hervorzuwachsen zu sehen: denn auf welche empirische Gründe möchte man sich stützen, wenn man die erwähnten accessorischen Bildungen entweder für Blüthentheile, oder für Hüllen, Flügel oder Haare erklären wollte. — *Cornidia* Hook. Es ist *Hydrangea scandens* von Pöppig, der indessen die Frucht nicht kannte. Von *Hydrangea* ist die Gattung namentlich durch drey Carpelle verschieden. Guillemin erklärt die eingeschlagenen Carpellarränder der halb dreysächerigen Capsel für parietale Placenten, eine morphologische Unterscheidung, die ohne auf die Entwicklung gegründet zu seyn, nicht von wesentlicher Bedeutung zu seyn scheint. — Unter den 17 dargestellten Leguminosen finden sich mehrere wenig bekannte

Gattungen. *Lagonychium Stephanianum* M. B. hat zwar schon fünf Synonymen, war aber bisher nicht abgebildet. Dieser Strauch verdient seiner geographischen Verbreitung wegen eine Erwähnung, indem sich durch ihn die Mimosenform von Aegypten aus bis an die Küsten des Caspischen und schwarzen Meers erstreckt. — *Colophonia*. Die Abbildung geht nicht über die vorhandenen Beschreibungen hinaus: aber eine auf Mauritius von Du Petit-Thouars verfaßte Notiz, welche Guillemain aufgefunden hat, gibt wichtige Aufschlüsse über diese Gattung. Aus mehreren Gründen könnte man sie zu der Abtheilung der Cassuvieen bringen, obgleich sie von ihnen durch die Insertion abzuweichen scheint: aber vielleicht bildet sie ein verbindendes Glied zwischen jenen und den Bursraceen. Weit ungenügender bleibt die Darstellung von *Garuga madagascariensis* DC., stimmt auch durchaus nicht mit dem Gattungscharacter im Prodrromus überein. Aber es scheint Grundsatz des Herausgebers gewesen zu seyn, so weit jenes Werk reichte die Nomenclatur desselben nicht zu ändern.

Gehen wir von den genauer bestimmten zu den neuen Gattungen über, so haben wir deren, wie schon erwähnt wurde, nur wenige anzuführen. Adr. Sussieu, der die Malpighiaceen in St. Hilaire's Flora von Brasilien bearbeitete und eine Monographie dieser Familie vorbereitet, publiciert vorläufig sechs neue Gattungen: theils ganz neue Formen, als *Lophopterys*, *Jubelina* und *Diplopterys*, sämmtlich aus Guiana, theils von älteren Gattungen unterschiedene Arten. Dies sind folgende: 1) *Spachea* ist *Byrsonima elegans* DC. Von der letztern Gattung freylich in den wichtigsten Punkten abweichend, steht die Pflanze dennoch *Bunchosia* so nahe, daß die Ab-

bildung, auf welcher die Analyse der Frucht fehlt, keinen unterscheidenden Character darbietet. Nach einer kurzen Bemerkung im Texte scheint die Verschiedenheit in der spätern Trennung der beiden Carpelle zu liegen. Ref., der Gelegenheit gehabt hat das einzige Original-Exemplar dieser Art in der Sammlung des Entdeckers, des Hn Hofrath Meyer, zu untersuchen, kann bezeugen, daß dessen *Malpighia elegans* bis auf etwas weniger zugespitzte Blätter mit der Abbildung von *Spachea elegans* völlig übereinstimmt. 2) *Stigmaphyllon paralias* Fl. Bras. wird zu der Gattung *Brachypterys* erhoben, und zwar nur wegen der fast flügellosen Frucht, die leider auf dem Bilde fehlt. Auch der Habitus dieser Art, welche Ref. aus den Sello'schen Sammlungen bekannt ist, hat etwas sehr Eigenthümliches: es darf indessen nicht unerwähnt bleiben, daß die Flügelentwicklung auch bey anderen Arten jener Gattung auffallend beschränkt wird, namentlich bey einer neuen Art, die Ref. nächstens bekannt machen wird. 3) *Banisteria timoriensis* DC. wird die Gattung *Ryssopterys*, deren Bau auf den Familiencharacter von Einfluß ist: denn sie bildet durch fast nagellose Blumenblätter und polygamische Blüten einen Uebergang zu *Acer*. — Um die Familie der Homalineen macht sich Guillemain sehr verdient, indem er die Senegambische Gattung, deren Character R. Brown (Congo p. 19) kurz angedeutet hatte, nach Heudelot's Exemplaren als *Byrsanthus Brownii* sehr ausführlich darstellt. Sie weicht von *Homalium* nur durch Zahlenverhältnisse ab. Hinter jedem innern Kelchblatte steht eine regelmäßige Gruppe von drey Staubgefäßen und drey Drüsen. Hierdurch wird theils die von Lindley angegriffene Annahme einer apetalen Blüte bestätigt, theils die Brown

widersprechende Angabe De Candolle's über die Stellung der Staubgefäße im Sinne des Erstern entschieden. — Endlich publiciert Guillemain noch eine interessante Piperacee *Serronia*, welche Bau-thier bey Rio de Janeiro gefunden und Gaudichand zu Ehren des Professor Serras daselbst benannt hat. Wiewohl mit *Piper* nahe verwandt, zeigt sie bisher in jener Familie nicht wahrgenommene Eigenthümlichkeiten: freye Akerblätter und gestielte tetrandrische Blüten, wenn man den Blütenstiel nicht für ein Gynophorum halten möchte, welches mit den Staubfäden verwachsen wäre. So unerwartet diese Verhältnisse erscheinen, so leidet es doch ungeachtet Sprengels unrichtiger Beschreibung des Embryo keinen Zweifel, daß *Serronia* mit des letztern *Ottonia* zusammenfällt: ein Umstand, den Guillemain ganz übersehen zu haben scheint. Die Frage, welchem Namen der Vorzug gebühre, ist in diesem Falle schwierig. Da es indessen auch eine *Ottoa* von Kunth gibt, so möchte sich Ref. für *Serronia* entscheiden. Dazu kommt, daß Adr. Jussieu neulich die gleichwohl Linne'sche Gattung *Thryallis* verworfen hat, weil ihr Linne einen falschen Character zugeschrieben hatte: ein Fall, der mit dem vorliegenden ganz übereinstimmt.

Zum Schlusse mögen noch zwey ihrer Kräfte wegen merkwürdige Pflanzen erwähnt werden: *Polygala venenosa* Juss., von Commerson einst auf Java gesammelt, ein Halbstrauch von dem Ansehen unserer *P. Chamaebuxus*, dessen Berührung schon nach jenem Reisenden Anwandlungen von Ohnmacht, dessen Geruch wiederholtes Niesen bewirkt; und *Piper methysticum* Forst., aus dem auf den Societätsinseln das berauschende Getränk *Ava* bereitet wird; von dieser Art ist jedoch die gleichnamige Linne'sche Pflanze verschieden.

Dr Grisebach.

L e y b e n.

Bey Luchtmanns u. Gysbeer. *Historia critica scholiastarum Latinorum.* Scripsit W. H. D. Suringar. Pars prima, 1834. X und 271 Seiten. Pars secunda, 1834. VIII und 350 Seiten. Pars tertia, 1835. VIII u. 192 Seiten in gr. Octav.

Eine philologische Arbeit über die Leistungen und Verdienste der alten Erklärer um die classischen Schriftsteller ihres eigenen Vaterlandes ist bisher oft gewünscht, aber noch nicht in dem Umfange unternommen worden, welchen der Hr Dr Suringar derselben in Bezug auf die lateinischen Interpreten allein zu geben gedenkt. Ueber die griechischen Scholiasten, deren Geschichte noch weit verwickelter und schwieriger ist, hat bis jetzt noch Niemand, nicht einmahl mit Rücksicht auf einen einzelnen Schriftsteller, auf eine befriedigende Art zu schreiben angefangen. Um so mehr verdient also die vorliegende critische Geschichte der lateinischen Scholiasten unsere Aufmerksamkeit und Anerkennung, und kann zugleich als würdiges Muster einer ähnlichen Untersuchung über die griechischen Ausleger der vaterländischen Schriftwerke betrachtet werden.

Um mit dem Titel des Buchs anzufangen, so wäre zu wünschen, daß der Verf. denselben mit *Historia critica interpretum Latinorum* umgetauscht hätte, wie er denn auch das einleitende Kapitel ganz richtig *de antiquis interpretibus scriptorum Latinorum* überschrieben hat. Denn bey weitem die Mehrzahl der in den vorliegenden drey Bändchen aufgeführten Ausleger sind nicht scholiastae, sondern interpretes. Ueberhaupt gehört das Wort scholiastes dem Mittelalter an, und wird, wie bey den spätesten

Griechen, nur von den Erklärern alter Schriftsteller gebraucht, welche kurze Bemerkungen an den Rand ihrer Exemplare schrieben, wie der Vf. selbst aus *Valesius de critica* 2, 2. anführt. Den eigentlichen Römern ist die Benennung nie bekannt gewesen. Cicero nennt (*de Legg.* 2, 23.) die Erklärer der Geseze der zwölf Tafeln *interpretes*; und eben so heißen bis zu den Zeiten des Priscian herunter alle diejenigen, welche irgend einen alten Schriftsteller durch Noten erläutert haben. Erst als die Abschreiber der Classiker im Mittelalter anfangen, an den Rand derselben ihre kurzen Bemerkungen zu schreiben, die man damahls auch erst *Scholien* nannte, ist jener unlateinische Ausdruck entstanden, der freylich in neueren Zeiten allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Das Werk selbst zerfällt nun in seinen drey Theilen in 13 Kapitel, welche die Ausleger eben so vieler verschiedenen Schriftwerke oder Schriftsteller in chronologischer Ordnung aufzählen und deren eigenthümliche Bemühungen um die respectiven Autoren zu würdigen suchen. Anstatt nämlich die alten Erklärer in derjenigen Folge nach einander vorzunehmen, in welcher sie nach einander gelebt haben, fand es der gelehrte Herausgeber für zweckmäßiger und sicherer, die chronologische Folge der Schriftwerke, welche sie commentirt haben, zu Grunde zu legen, und dann die Ausleger jedes einzelnen Schriftwerks ebenfalls wieder in chronologischer Ordnung, so weit sich diese ermitteln läßt, zusammen zu stellen. Er fängt daher mit den Saliarischen Gedichten und Zwölf-Tafel-Gesezen an und führt seine Geschichte bis zu den Erklärern der Horazischen Gedichte herunter. Damit ist aber das ganze Werk noch keineswegs abgeschlossen; denn es fehlen die

Erklärer des Cäsar Germanicus, des Tragikers Seneca, des Lucanus, Persius, Statius, Juvenalis, Flavius Avianus u. a. Zu zweyen von diesen, nämlich zu Lucanus und Juvenalis sind bereits sehr vortreffliche Vorarbeiten von Weber und Cramer geliefert worden, wodurch das Geschäft des Litterarhistorikers große Erleichterung erhalten kann.

Was der Verf. in den drey vorliegenden Theilen geliefert hat, läßt sich unter folgende gedrängte Uebersicht bringen, wobey sich Ref. aller Kritik des Einzelnen und jedes Vorschlages zu Berichtigungen und Erweiterungen des Ganzen enthält; sonst könnte man leicht ein ganzes Buch statt einer kurzen Anzeige schreiben, da hier eine Menge von problematischen Einzelheiten zur Sprache kommen, und man bey jedem Schriftsteller Ergänzungen und Zusätze aus handschriftlichen Hülfsmitteln nachliefern könnte.

Der erste Theil behandelt in elf Kapiteln die Ausleger zu 13 verschiedenen Schriftwerken und Autoren. Den Anfang macht L. Aelius, der einzige bekannte von den vielen alten Auslegern der Saliarischen Gedichte, der ältesten Denkmähler der römischen Poesie, worüber der Verf. zugleich die wichtigsten Zeugnisse des Alterthums mittheilt. Das Wenige, was uns noch in sprachlicher Rücksicht aus jenen Gedichten bekannt ist, stammt aus diesem Aelius, welchen Varro und Festus excerpirt haben. Von den zahlreichen Auslegern der Zwölf-Tafel-Gesetze werden zehn namhaft gemacht, unter denen Sext. Aelius der älteste ist; denn Ennius nannte ihn bereits, so daß er um den Anfang des sechsten Jahrhunderts nach Erbauung Roms gelebt haben muß. Zu den ältern, welche Cicero erwähnt, gehört auch L. Acilius und L. Aelius, vielleicht auch

Servius Sulpicius. Auf diese folgt späterhin (im Zeitalter des Augustus) Antistius Labeo, und zuletzt (nach Hadrian) Gajus. Die vier andern, welche der Verf. noch hierher rechnet, sind problematisch; nämlich M. Porcius Cato, Valer. Messala, C. Aulus Silius und Ateius Capito. Doch darüber sind die civilistischen Schriftsteller nachzusehen, aus denen der Verf. seine Notizen entnommen hat. Das dritte Kapitel faßt die spärlichen Nachrichten über die Ausleger der drey älteren Dichter, Navius, Ennius und Lucilius zusammen. Statilius Maximus bildet als Erklärer des M. Porcius Cato den Gegenstand des vierten Kapitels. Hier ist Charisius die einzige Quelle, woraus jedoch über die Zeit dieses Gelehrten keine sichere Bestimmung gewonnen wird. Eine ähnliche Unsicherheit herrscht in Bezug auf Aruntius Celsus, Flavius Caper und L. Sisenna, deren gelehrter Fleiß sich auf die Komödien des Plautus bezog, worüber das fünfte Kapitel Auskunft gibt. Von allen den bisher genannten Erklärern hat sich nichts Zusammenhängendes erhalten. Der älteste Autor, zu dem noch so genannte Scholien vorhanden sind, ist Terenz, dem der Verf. daher ein längeres Kapitel widmen konnte. Mit Donatus, welchen uns Schopen demnächst in einer lesbarern Gestalt vorführen wird, beginnend, macht er Eugraphius, Helenius Acro, Asper, Aruntius Celsus, Val. Probus und andere der Reihe nach namhaft, und fügt dann noch ein kritisches Verzeichniß von mehreren unbestimmten Scholiasten, als Adesio, Fl. Caper, Cornutus, Euanthius, Rigidius Figulus, hinzu. Auch sind die alten Glossarien über Terenz und die anonymen Scholiasten, die sich hin und wieder in den Bibliotheken (z. B. in Wol-

fenbüttel) noch handschriftlich vorfinden, nicht vergessen worden. Was der Verf. über Fl. Caper als Erklärer des Historikers Uellio, und über Velius Longus, der seinen Fleiß dem Gedichte des Lucrez zugewandt haben soll, im siebenten und achten Kapitel vorbringt, bedarf gar sehr der genauern Prüfung, da es hauptsächlich auf den unsicheren und beyläufigen Aussagen eines einzigen Schriftstellers beruht. Ein weiteres Feld der Untersuchung bietet ihm die Geschichte der über Cicero im Alterthume angefertigten Commentare dar, von denen neulich Drelli einen Theil critisch berichtigt und mit Zusätzen vermehrt seiner Gesamtausgabe der Ciceronischen Werke einverleibt hat. Der Verf. beginnt, wie billig, mit Asconius Pedianus und den von Mai zuerst heraus gegebenen Interpreten, und schließt mit Notizen über einige unedierte Sachen dieser Art, welche die Bibliothek zu Leyden besitzt, und von denen ein Bruchstück zu der Schrift de invent. rhet. mitgetheilt wird. Unter den übrigen, deren Verdienste um einzelne Schriften des Cicero namhaft aufgeführt werden, sind Macrobius und Boethius die ausgezeichnetsten; dann folgen noch Eulogius, Sacer und Fronto. Andere, welche der Vf. ebenfalls hierher rechnet, als Flav. Caper, Statil. Maximus, Rufinus, Jul. Victor, Ascinius Gallus, Melissus &c. sind ungewiß.

Von den Interpreten der Sallustischen Schriften, worüber das zehnte Kapitel handelt, können nur zwey, die leider schon früh verloren gegangen sind, namhaft gemacht werden, Aemilius Asper, welcher auch den Virgil erklärt hat, und Statilius Maximus. Den Beschluß des ersten Theils machen im elften Kapitel Jul. Crassitius und C. Jul. Hyginus als Erklärer des

Dichters C. Helvius Cinna, eines Zeitgenossen und vertrauten Freundes des Catullus, über den zuletzt Weichert am gründlichsten gehandelt hat.

Der zweyte Theil beschäftigt sich ausschließlich mit den zahlreichen Commentaren, welche das Alterthum über die Virgilischen Gedichte besaß, die aber größtentheils verloren gegangen sind, oder zum Theil noch ungedruckt in den Bibliotheken (zu Bern, Leyden, Mailand etc.) verborgen liegen. Von den 56 verschiedenen Erklärern, welche der Verf. sorgfältig zusammen gebracht hat, sind jedoch mehr als die Hälfte problematisch. Es ist indeß eine sehr verdienstliche Arbeit, welche Hr Dr Suringar hier unternommen hat, um so mehr, da die Abhandlung Ruhnken's de antiquis Virgilii commentatoribus, wovon Heyne's Ausgabe des Virgil (Ecl. 4, 60. und Aen. 4, 240.) und Ruhnken selbst in einem Briefe an Heyne (vom 27. Dec. 1769. p. 127 ed. Kraft) spricht, wahrscheinlich verloren gegangen ist. Verdienstlich ist es auch, daß der Verf. diesem Theile sehr reichliche Auszüge aus dem unedirten Scholiasten der Leydener Bibliothek beygefügt hat.

Der dritte Theil enthält die Geschichte der Erklärer des Horaz von Acro und Porphyrio an bis auf die vielen anonymen Scholiasten, welche aus unbekannter Zeit stammend, zum Theil noch nicht im Drucke erschienen sind. Auch hier werden sehr schätzbare Proben aus Manuscripten holländischer Bibliotheken mitgetheilt.

G. H. Bode.

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

Den 8. December 1838.

Stuttgart.

Hallberg'sche Verlags-Handlung. Studien im Gebiete der Heilwissenschaft von Dr. Heyfelder, Leibarzte in Sigmaringen. Erster Band. VI u. 310 Seiten. 1838. 8.

Ehe wir den Inhalt dieser Schrift angeben, sey uns ein Wort erlaubt über folgende Aeußerung des Verfassers in der Vorrede: 'Von der Absicht fern, zu einem gelehrten Fossil mich zu stempeln, habe ich doch in diesen Blättern möglichst allgemein auf die Leistungen Anderer Rücksicht genommen'. Vielleicht findet diese Erklärung noch an anderen Orten Wiederhall; aber empfehlenswerth ist sie gewiß nicht. Wer zur rechten Zeit, namentlich bey schwierigen und verwickelten Fragen auf ähnliche Forschungen Anderer, auf das, was früher oder anderwärts geleistet worden, gewissenhafte Rücksicht nimmt, stemplet sich dadurch zu keinem gelehrten Fossil; er thut, was Vernunft und Wissenschaft fordert. Nur Mangel an rechtem Maß, welcher besonders hier fast immer mit Mangel an rechter Einsicht

verbunden ist, führt zur Anhäufung nutzloser Citate. Hierin wird eben so leicht gefehlt, wie auf der entgegen gesetzten Seite, wo man nur in dem, was man mit eigenen Sinnen wahrnehmen, oder worauf man die Sinne der Andern unmittelbar hinweisen kann, das Heil sucht. Indem man dieses Bestreben 'practisch' nennt und mit der Bezeichnung 'practisches Wissen' eine Art von Talisman zu besitzen oder mitzutheilen glaubt, läuft man große Gefahr der geistlosen Empirie anheim zu fallen. Gewiß ist, daß Selbstschauen, Beobachten, Manipulieren die Bedingung alles Wissens ist; aber sie ist nicht die einzige. Je rascher und manigfaltiger die Fortschritte in den gesonderten Gebieten der ärztlichen Wissenschaft vor sich gehen und je zahlloser die beachtungswerthen Mittheilungen ihrer Bearbeiter werden, ein desto dringenderes Bedürfniß ist es, das durch Widersprüche fast zum Chaos werdende Meer von Meinungen, Experimenten und Fällen zu beherrschen, aus dem Gewoge der individuellen Ansichten sicher leitende Resultate zu ziehen, allgemeine Gesichtspuncte zu bilden, das Neue mit dem früher Gewonnenen zu vergleichen, die zerstreuten Stücke des Wissens zu einem gegliederten Organismus umzuschaffen, das sinnlich Aufgefaßte zu Gedanken zu erheben, den Begriffen eine einfach edle Form anzupassen, mit einem Worte, das Ganze gelehrt zu behandeln.

Wir hegen zu dem Verf. das Zutrauen, daß er diese Art von Gelehrsamkeit nicht zu den fos-silen Objecten zählen werde.

Was nun Inhalt und Richtung der vorliegenden Schrift betrifft, so müssen wir sie für eine wackere erklären. Es herrscht darin eine gewisse Frische der Auffassung, ein Hervorheben der wesentlichen Puncte, Rücksichtnahme auf die neuen,

die Diagnose vervollkommnenden Entdeckungen, dabey aber das Bekenntniß, daß es nicht leicht möglich sey die Krankheit auf den ersten Blick zu erkennen, daß bey der großen Manigfaltigkeit der Fälle die genaue Unterscheidung erst durch die Zeit und vergleichende Lectüre gewonnen und daß mit dem so gerühmten practischen Blicke oft der Eitelkeit, nicht aber immer der Wahrheit und dem Kranken gedient werde.

Die Indicationen sind mit Umsicht gestellt; die Behandlung ist einfach, das Erkennen der Krankheit, nicht das Receptschreiben, tritt als Hauptsache hervor. Auch die Diction ist gut. Nicht sorgfältig gewählte Ausdrücke oder Nachlässigkeiten sind: 'die Arzney ward unterdrückt' (S. 27); 'Kuhwarne Milch'; 'deren wegen' (S. 119). Der Verf. schreibt immer 'Tuberculn' und statt Hepatisation und hepatisiert Verleberung, verlezert. In Betreff der Literatur ist fast nur die neueste, leicht zugängliche französische berücksichtigt; es ließen sich da, wo der Verf. die vorhandenen Materialien glaubt benutzt zu haben, noch ganz andere angeben, was jedoch der Zweck dieser Blätter nicht seyn kann. Hier soll bloß auf das Wesentliche des Inhalts hingewiesen und hier und da eine Bemerkung angereicht werden.

I. Ueber Pleuritis chronica (S. 9 — 51 und dazu Nachtrag S. 298 — 304). Sechs Fälle von ihm selbst und einer von einem andern Arzte beobachtet, die sämtlich durch die zeitig vorgenommene Entleerung des Emphyems geheilt wurden. Als charakteristische Zeichen werden genannt: zusammen gekauerte Lage des Kranken auf der leidenden Seite, mit Erhebung der gesunden; Unmöglichkeit der sitzenden Stellung; gleich das Gefühl einer drückenden Last; die Pulsationen des Herzens an ihrer normalen Stelle nicht wahrge-

nommen; Vergrößerung der kranken Brusthälfte, wie sich durch die Mensuration ergibt; bey der Percussion ein matter Ton; totaler Mangel des Respirationsgeräusches.

Der Verf. legt auf die Aegophonie hinsichtlich der Anzeige zur Operation einen entschiedenen Werth; allein wie dieses Zeichen überhaupt zu den noch zweifelhaften gehört, so gewährt dasselbe auch hier die erwartete Sicherheit keineswegs immer, wie bereits J. C. Gregory bemerkte im *Edinburgh med. and surg. Journ.* 1830. Vol. 24. N^o 104.

Hierher gehört die Beschreibung des hydrothorax saccatus von F. Wendelstadt, Arzt zu Hersfeld, an sich selbst beobachtet (s. *Hufeland's Journ.* 1831. Jan. S. 72—87). Dieser hatte sich im J. 1810 eine Pleuritis zugezogen, die er als Rheumatismus behandelte und wodurch sein ganzes Leben getrübt wurde. Erst im J. 1817 wurde zur Operation geschritten. Die Privatnachrichten des Rec. reichen bis zum J. 1836, und bis dahin entleerte der seinen Geschäften nachgehende Practiker zwey Mal täglich durch Entfernung des Bourdonnets, mit dem er die Thoraxöffnung verschlossen hält, die angesammelte Flüssigkeit.

II. Ueber Lungenabsceß (S. 52—61). Ein Fall, wo zuerst nur auf ein gastrisches Leiden geschlossen wurde, wo aber die Auscultation die vorhandene Brustaffection außer Zweifel setzte. Da Pectoriloquie und Höhlenrasseln während des Lebens deutlich gehört wurden, die Section aber keine Tuberkeln nachwies, so glaubt der Verf., daß man berechtigt sey, eine Vomica anzunehmen, wenn nach vorher gegangener Entzündung die Exploration die obere Lunge gesund zeigt, in

der Mitte aber und nach Unten die Höhlenstimme vernommen und Eiter ausgeworfen wird.

III. Ueber Lungenkrebs (S. 62 — 75). Man habe Grund zu vermuthen, der größere Theil der Lungen leide an einer scirrhösen Entartung, wenn bey großen Athmungsbeschwerden und bey der Ueberzeugung von nicht vorhandener Flüssigkeit wegen Abwesenheit der Aegophonie, irgendwo äußerlich (in der hier erzählten Krankengeschichte am Hoden) Scirrhus oder Krebs statt finde.

Da vom Verfasser, wie fast von den meisten Aerzten angegeben wird, solche Kranke könnten nur auf der leidenden Seite liegen, so sieht sich Rec. gedrungen, eines Falles zu erwähnen, wo er das Gegentheil beobachtete. Bey einem jungen Manne, der an Blutsturz und den Zufällen von Phthisis gestorben, mußte man auf die Aufklärung der Section um so mehr gespannt seyn, als während des Lebens die Diagnose von vielen Zweifeln getrübt wurde. Die rechte Lunge (die linke war in keinem hohen Grade mit Tuberkeln durchzogen), auf welcher der Kranke immer lag, äußerst fest mit den Rippen verwachsen, hatte an ihrem oberen Theile eine Vomica; aber der übrige war in eine speckartige Masse verwandelt, worin sich weder Gefäße noch Bronchien entdecken ließen. Die eigenthümliche Verhärtung kam am meisten mit der Beschreibung überein, welche Lobstein (pathol. Anat. Uebers. I. S. 435) als *induratio bronchi-lardacea* aufführt.

IV. Ueber Leberkrebs (S. 76 — 116) drey eigene Erfahrungen. Derselbe sey anzunehmen, wenn neben den gewöhnlichen Zufällen von Leiden dieses Organs eine Vergrößerung desselben mit höckeriger Oberfläche oder mit Vertiefungen durch die Bauchdecken gefühlt und die Leber sich

heftiger Schmerzen werde, die bey der leisesten Berührung zunehmen. Was über die Behandlung dieses unheilbaren Uebels gesagt wird, das halten wir für so beherzigenswerth, daß wir nicht unterlassen können, die betreffende Stelle hier folgen zu lassen: 'Man lasse keine Leberleiden unbeachtet, am wenigsten, wenn in der Familie des Kranken eine Disposition zu Krebsübeln besteht. Spricht sich ein Scirrhus oder fungus medullaris hepatis aus, so beschränke der Arzt sein Handeln auf Empfehlung einer angemessenen Diät und Lebensweise, und lasse alles streng vermeiden, was Andrang des Blutes zur Leber bedingen und überhaupt dieses Organ irritieren kann. Mineralwasser wie Ems, Carlsbad, Marienbad und Rissingen werden die Verhärtungen erweichen, aber nicht auflösen, einen traurigen Ausgang daher befördern und niemahls helfen, sondern immer schaden'.

Da der Verf. verschiedene neuere Schriftsteller nennt, welche sich bemühten die Unterscheidungen des Markschwammes näher anzugeben, so wundern wir uns, daß ihm die Arbeiten von Baring völlig unbekannt geblieben zu seyn scheinen. So ist kein einziger Beobachter über Leberaffectionen aus den wärmeren Gegenden, nicht einmahl Annesley in seinen *researches* benutz.

Da der Verf. in der Nähe von Tübingen lebt, so können wir nicht umhin, ihn auf eine zwar längst vergessene aber interessante, dort im Jahre 1716 erschienene, Abhandlung von N. S. Camerarius (*hepatite defunctorum extispicia*. Auch in der *collect.* von Haller N^o 102.) aufmerksam zu machen.

V. Melanose der Leber (S. 117--125). Aus dem vorliegenden Falle geht gleichfalls hervor, daß

dieses Aſterproduct in der Regel in mehreren Organen zugleich gefunden wird. Der Verf. theilt die Anſicht Lobſtein's, daß die Melanose kein pathologiſches Product sui generis, ſondern eine bloße Schwarzfärbung ſey — hier eine melanotiſche Markſchwammbildung.

Daß übrigens die Zahl der beſchriebenen Fälle nicht ſo gar gering ſey, geht unter andern aus der Schrift von E. Schilling (de Melanosi. Francof. 1831. fol. p. 24. 49) hervor. Bey Pferden finden ſie ſich zuweilen, wie Rec. bey dem Herrn Director Hauſmann in Hannover zu ſehen Gelegenheit hatte, von außerordentlichem Umfange.

VI. Haemorrhagia hepatis (S. 126 — 131). Die Zerreiſung und die Blutergieſung im Parenchym der Leber, welche von den neueren franzöſiſchen Aerzten als apoplexia hepatis aufgeführt wird, iſt von dem Verf. ein Mahl beobachtet worden. Da derſelbe nur wenig Beweisſtellen aufzufinden vermochte, ſo machen wir ihn aufmerkſam auf die Abhandlung von Gilbert Blane (in den Transactions of a soc. for the improvement of med. and ch. knowledge. Vol. 2. London 1800. p. 18., auch in der Sammlung der Abh. f. pr. Arz. B. 20. S. 576).

Ob der Grundgedanke unſers Verfaſſers: 'daß Blutanhäufungen in den Organen des Unterleibes zu den Krankheiten gehören, welche die Aufmerkſamkeit des Arztes mit am häufigſten in Anſpruch nehmen' richtig ſey, laſſen wir dahin geſtellt; wir müſſen aber bezweifeln, daß ein neues dieſen Gegenſtand allſeitig beſprechendes Hauptwerk von ihm nach Gebühr berücksichtigt worden ſey.

VII. Scirrhus und Markſchwammbildung der Milz (S. 132 — 137). Bey einem jungen Men-

schen von 16 Jahren. Da der Verf. über die Diagnose nichts zu sagen weiß, so wäre es interessant gewesen, zu erfahren, was er über die allerdings problematischen Angaben von Wintringham (de morbis quibusdam commentarii. T. II. §. 457) denkt.

VIII. Ueber Magenkrebs (S. 137—171). Neun Kranken- und Sectionsgeschichten. Dieses Leiden gehe häufig, wenn auch nicht immer, aus einem chronisch-entzündlichen Zustande des Magens hervor. Was dieses Organ nun in einen solchen Zustand versetze und diesen unterhalte, könne daher mit Recht als prädisponierende und als Gelegenheitsursache angesehen werden. Trübe Gemüths-affecte, besonders wenn sie lange ein Individuum bestürmen, seyen nach aller Erfahrung vorzugsweise geeignet, zerstörend in die Verdauungssphäre einzugreifen, und würden deswegen auch nicht mit Unrecht den Ursachen der in Rede stehenden Krankheit beygezählt.

Von der vom Verf. als bekannte Thatsache ausgesprochenen Behauptung, daß in einigen Landestheilen Hannovers diese Krankheit als Endemie vorkomme, weiß Rec. nichts. Eben so wenig möchte die Vermuthung zuzugeben seyn, daß auf der schwäbischen Alp 'der Lutschbeutel' der Neugeborenen mit den Keim zum Magenkrebs lege.

Sollte man wirklich, wie Napoleon, dieses Uebel als ein erbliches bezeichnen dürfen? Lebt der Sohn unter denselben veranlassenden Momenten, wie der Vater, so wird auch er von dieser Plage heimgesucht werden; aber damit ist nicht gesagt, daß die Anlage durch die Zeugung eingepflanzt werde.

IX. Krebs der Clitoris, der großen und kleinen Schaamlippen (S. 172—178). Bey einer

Frau von 29 und einem Mädchen von 24 Jahren. Nach vorgenommener Operation baldige und stärkere Wiederkehr der Wucherung, Ausbildung einer allgemeinen Krebschancerie und Tod. Sein Bekenntniß hinsichtlich der wundärztlichen Hülfeleistung lautet nicht sehr tröstlich, stimmt aber mit dem von Rust überein: 'Noch fehlen die Beyspiele, wo eine wegen Scirrhus mammae Operierte von diesem Uebel für immer frey blieb. Krebsige Entartungen der Nase, der Lippen und selbst der männlichen Ruthe sah ich nach scheinbar vollkommener Heilung durch eine Operation oder durch die Anwendung des Hellmundschen Mittels wieder kommen. Sind wir berechtigt, von der krebfigen Entartung der Schaamlippen und der Clitoris Besseres zu hoffen?'

X. Ueber Zungenkrebs (S. 179 — 195). Daß derselbe aus venerischen oder mercuriellen Zungen-
geschwüren sich entwickeln könne, selbst wenn sie von einem scharfen Zahnrande gereizt werden, bezweifelt der Verf., in sofern nicht eine besondere Krebsdisposition im Körper ist. Eben so sieht er die radicale Heilung durch Exstirpation des entarteten Zungenstücks als zweifelhaft an. In Fällen, wo bereits auf die Operation gedrungen wurde, hat er noch lange das Leben durch die bloße Hinweisung auf eine angemessene Lebensweise gefristet. Rathschläge dieser Art werden weniger gegeben und befolgt, und die Resultate weniger bekannt gemacht, weil die berühmten Wundärzte sie belächeln und durch ihr dictatorisches Wesen die Schwachen, d. h. die Meisten, einschüchtern. Wie sehr übrigens der Verf. trotz aller innern Gegenwehr, dennoch an specifica glaubt, das zeigt sein Nennen des Alauns, der thierischen Kohle und seine eigene Verordnung der Calendula.

XI. Ueber ein eigenthümliches Zittern der Finger der rechten Hand beym Schreiben (S. 196 — 207 und dazu ein Nachtrag S. 305 — 310). So selten ist diese Beschwerde nicht. Rec. kennt zwey Fälle, wo in dem einen, trotz des hohen Greisenalters, durchaus keine Spur einer Affection des übrigen Nervensystems zu bemerken ist, und nur, wegen der Unfähigkeit die Feder zu führen, längst eine Uebung mit der linken Hand erlangt wurde; in dem andern, wo gleichfalls schon das mittlere Lebensalter überschritten ward, stellt sich öfters Hüftweh ein. Der Bezeichnung *Chorea partialis* möchte Rec. die von *paresis* oder *tremor partialis* vorziehen.

XII. Ueber rheumatische Herzbeutelentzündung (S. 208 — 221). Als charakteristische Zufälle werden aufgeführt: heftiger Schmerz in den Präcordien; bey der Percussion ein matter Ton; erhöhte Hautthätigkeit; Erbrechen. Dem Verf. scheint es entgangen zu seyn, wie lange schon englische Aerzte auf die Verwandtschaft zwischen acutem Rheumatismus und *pericarditis* hingewiesen haben. Wie vielfältig diese Ansicht in der jüngsten Zeit daselbst Berücksichtigung fand, zeigte A. Mühry (in seiner Darstellung zur Vergleichung der Medicin. Hannover 1836. S. 130 — 137).

XIII. Ueber Cyanosis (S. 222 — 235). Bezeuise von erworbener Blausucht und wo der Grund nicht in einem organischen Fehler des Herzens lag. Die kolbige Anschwellung und Krümmung der Nägel habe er da nicht gesehen. Interessanter Sectionsbericht eines erst in 28sten Lebensjahre gestorbenen Blausüchtigen.

XIV. Ueber *Cynanche sublingualis typhodes*; *Cyn. subl. rheumatico-typhodes* nach Leube; brandige Zellgewebeverhärtung nach Ludwig; *Angina erysipelacea parotidea* nach Rösch

(S. 236 — 248). Mittheilung eines Falles dieser Krankheit, auf die besonders Ludwig in Suttgart aufmerksam gemacht hat, und wobey als wesentlich sich heraus stellen: die unbedeutende Entzündung des Schlundes; eine eigenthümlich hölzerne Härte der Geschwulst im Zellgewebe, welches die Submaxillardrüse umgibt; harte hochrothe Geschwulst unter der Zunge mit einem schwieligen Ringe am innern Umfange der Kinnlade; auffallendes Sinken der Kräfte und typhöses Fieber. Der Verf. erkennt hier eine brandige Entartung des Zellgewebes.

XV. Ueber Spätgeburten (S. 249 — 257). Eine 28 jährige Frau wurde am Ende der 43sten Woche seit dem Ausbleiben der Meneses und der 23sten nach den ersten Kindesbewegungen, also am 301sten Tage von einem starken Mädchen entbunden, dessen Fontanelle nicht mehr vollkommen geöffnet waren. Ein zweyter vom Verf. beobachteter Fall betrifft seine eigene Frau, die ein Mahl erst am Ende der 42sten Schwangerschaftswoche nieder kam.

XVI. Graviditas tubo - uterina (S. 258 — 262). Bey einer 24 jährigen Frau, die zwey Jahre -früher ein gesundes Kind geboren hatte. Der links vorgefundene Fötus war ungefähr 10 Wochen alt.

XVII. Entfernung eines ungewöhnlich großen Gebärmutter - Polypen (S. 263 — 275). Bey einer 48 Jahre alten, unverheiratheten, niemahls schwanger gewesenem Person wurde durch die Unterbindung vermittelt einer im Innern einen dünnen Draht enthaltenden Schnur das Astergewächs entfernt an Gewicht 1 Pfund, 3 Unzen und 7 Drachmen; Länge 13, Breite 8 Zoll.

XVIII. Coloboma iridis (S. 276 — 297). Wie Seiler sieht auch hier der Verf. den ange-

bornen theilweisen Mangel der Regenbogenhaut, wodurch sie eine Form hat, als wenn ein Stück aus ihr heraus geschnitten wäre. Er hatte zuerst Gelegenheit zwey Fälle von Irispalte nach Innen bey zwey Kindern einer Mutter auf beiden Augen wahrzunehmen. Dann verschiedene andere, die er zum Theil anatomisch untersuchen konnte, und wovon zur Verdeutlichung ein Blatt Abbildungen beigegeben ist.

Möge der Verfasser auf die Fortsetzung dieser Studien nicht zu lange warten lassen.

A l t e n b u r g.

Verlag von G. A. Pierer. Das schwarze Buch, oder die enthüllte Propaganda Belgiens. Aus dem Französischen. Mit einleitenden Bemerkungen von Dr G. F. H. Rheinwald, ord. Prof. d. Theol. an d. Rhein. Friedrich-Wilhelms Universität. 1838. LXXXVIII u. 202 Seiten in Octav.

Ein schwarzes Buch, aber voll Licht über eine schwarze Sache!

Die schwarze Sache ist die hierarchische jesuitische Propaganda Belgiens, jene Giftquelle des brennendsten Fanatismus, welche früher stiller und verborgener, seit Joseph dem Zweyten offener und rauschender eine Revolution nach der andern hervor treibt. Die neuere, wie die ältere belgische Revolution ist vorzugsweise ihr Werk. Dies wird zuweilen bestritten, geleugnet, aber die Thatsachen sind unwiderleglich. Neuerdings ist jener ruhelose, böse Geist, nachdem er daheim seinen Zweck erreicht hatte, zu neuen Werken der Empörung über die Grenzen gegangen und hat die kölnischen Wirren theils mit erzeugt, theils heillos gemacht. Auch dies ist

eine zwar geleugnete, aber unleugbare Thatsache. Schon die preuß. Staatschrift gab Klage und Zeugniß davon, aber nur stückweise — und zum Theil verhüllt, s. die Beylage X. S. 18. 19. 27. Deutlicher spricht die bekannt gewordene Correspondenz des erzbischöfl. Secretärs Michaelis. Neuere Thatsachen sind unmittelbar durch die Zeitungen actenmäßig kund geworden. Die preuß. Regierung hat die belgische auf diese Umtriebe aufmerksam gemacht. Die belgische Regierung hat — seltsam genug — darüber bey einem Haupte der Partey, dem Bischof Bommel von Lüttich, Nachfrage gehalten, dieser aber, wie zu erwarten war, nicht so wohl geleugnet, als vielmehr über eine so verwegene Anklage, so arge Verleumdungen selbst von der Kanzel Beschwerde geführt. Das Hauptorgan jener Partey, das Journal historique et littéraire, redigiert von Kersten, dem Buchdrucker des Bisthums Lüttich, bot alles auf, 'die Abgeschmacktheit und Grundlosigkeit jener Anklagen darzulegen'. Indes was hilft's? Die Wahrheit will ans Licht. In Belgien selbst treten Zeugen auf. Der böse Geist muß sich enthüllen. Die vorliegende Schrift ist voll unwiderleglicher Zeugnisse, und unhintertreiblicher Enthüllungen. Sie erschien im Laufe dieses Jahrs in Brüssel, und hat in kurzer Zeit drey Auflagen erlebt. Der Verf. ist ein belgischer Geistlicher, ohne alle protestantische Inclinationen, kein Freund der preuß. Regierung und ihres Verfahrens gegen den Erzbischof, aber ein unbefangener und erleuchteter Katholik, der die politische Verweltlichung des belgischen Clerus erkennt und beklagt, und als Geistlicher das wahre Hirtenamt höher stellt, als die hierarchische Macht. — Kundig der Geschichte seines Vaterlandes, und die Gegenwart aufmerksam beobachtend, in sei-

nem Urtheile gerecht und billig, schildert er hier ganz offen die Umtriebe der hierarchischen Propaganda seines Landes, weist ihren gemeinsamen Mittelpunkt nach, und bezeichnet kurz und bündig, als Endzweck derselben den, mitzuwirken, daß in Preußen dasselbe geschehe, was 1830 gegen König Wilhelm von Holland geschah. Der Mann nennt sich nicht, aber überall seine Quellen; er macht Schlüsse und Combinationen, aber überall aus Thatsachen, die er mit wörtlichen Anführungen aus seinen Quellen belegt. So kann er am Schlusse seiner Vorrede mit Recht sagen, daß er im Voraus das Geschrey des Vorurtheils verzeihe, und nur die Critik solcher Leute annehme, welche durch die Logik der Thatsachen, la logique des faits, ihn angreifen.

Hr Dr Rheinwald, der Archivarius der neueren Kirchengeschichte, hat sich durch die Bekanntmachung dieses wichtigen Buches in unserm Vaterlande ein wahres Verdienst erworben. Die sehr gelungene Uebersetzung ist das Werk seines Freundes, des Dr Bruns. Derselbe hat ihn auch bey den historischen Zugaben vielfach unterstützt. Für diese werden ihm die Leser besonders dankbar seyn, am meisten für die kirchenhistorische Einleitung, worin er durch eine kurze, sehr klare und lebendige Skizze der belgischen Kirchengeschichte von der Zeit der Reformation an die unfundigeren Leser in den Stand setzt, die vorliegende mehr Gelegenheitschrift in ihrem Memoirenstil und ihren, zunächst nur für Einheimische verständlichen, Anspielungen besser zu verstehen. Dabey hat sich dem Herausgeber der Wunsch und die Aufgabe aufgedrungen, die Geschichte und Zustände der evangelischen Kirche Belgiens darzustellen. Wir berühren dieses gelegentliche Wort, um Herrn Dr Rheinwald dabey festzuhalten, da

Niemand geeigneter scheint, diese Aufgabe zu lösen, als er.

Es wird nach dem Gesagten nicht nöthig seyn, alle diejenigen, welche eine Haupterscheinung der Gegenwart historisch genauer kennen lernen wollen, zur Lesung dieser Schrift noch besonders aufzufordern. Aber es liegt zu nahe, durch einen kurzen Umriss ihres historischen Inhalts, ihre Wichtigkeit noch mehr ins Licht zu setzen.

Nachdem die combinirte Propaganda der Katholiken und Liberalen, oder die apostolischliberale Coalition mit ihrem Doppelhaupte, dem Bischof von Lüttich, Bommel, und dem Erzliberalen de Potter, — die offene Revolution gegen den König von Holland, Wilhelm I., organisiert und Belgien unabhängig gemacht hatte, — verfolgte der belgische Clerus unter dem Schirme der neuen allgemeinen Freyheit seine hierarchischen Pläne mit so viel Kraft und Glück, daß ihm durch die Constitution vom 7. Febr. 1831 nicht nur eine Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, sondern auch eine Macht über das Volk, eine Herrschaft über den Unterricht eingeräumt wurde, von der bey dem Mangel an evangelischem Geiste das Schlimmste zu fürchten war. Die nächste Folge war, daß die früher zurück gehaltenen Orden aller Farben, Liguoristen und Jesuiten, Pères ignorantins und Missionen ungehindert einzogen und sich überall festsetzten. Mönche und Curatgeistliche wetteiferten, das Volk, vornehm und gering, zu der Form des Katholicismus zurück zu führen, in der es schwer ist, die ursprüngliche hristliche Farbe zu erkennen. Durch die Verordnung vom 7. Jan. 1834 gelangte der Clerus fast ganz wieder zu seinem ehemahligen Reichthume und bekam so eine materielle politische Macht und einen Einfluß, wobey kaum zu begreifen ist, wie

die natürliche Selbständigkeit und Würde des Thrones und der Regierung bestehen kann. Nante doch schon vor nicht langer Zeit ein belgischer Fabricant den Erzbischof von Mecheln den Kriegsminister des Landes. Die Löwengesellschaft der Katholiken und Liberalen dauerte bis zum Jahre 1834, länger, als dergleichen Genossen sonst zusammen halten. Unbegreifliche Verblendung von beiden Seiten! Aber, als endlich den Liberalen die Augen aufgingen, und sie begriffen, daß der Clerus den gemeinsamen Grundsatz: la liberté en tout et pour tous, am Ende immer mehr so laß: la liberté en tout et pour nous, war die katholische Parthey bereits so mächtig geworden, daß die Liberalen sich eben nur als Ueberwundene los rissen. Die Opposition wird sich für ihre Selbsteuschung rächen, aber so lange dieselbe so zerstückelt ist, wie jetzt, wird es nur einen kleinen Krieg geben, der kein rechtes Resultat hat, selbst wenn es einzelnen Fractionen der Opposition, wie den Freymaurern, gelingen sollte, sich zu behaupten. Die Regierung ist trotz dem protestantischen Könige durch die Hierarchie, als die natürliche Bundesgenossinn gegen den politischen Liberalismus, gebunden. Konnte sie doch noch kürzlich dem offenbaren Scandal bey der Mission in Tilff nicht steuern. Es zeigte sich, daß der Buchstabe der liberalen Karte die störendsten Eingriffe des Clerus selbst gegen den gesunden Menschenverstand des Volkes und die Auctorität der Magistrate schüst.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

Den 10. December 1838.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Das schwarze Buch 2c.
Aus dem Franz. von Dr G. F. H. Rheinwald.

Der Verf. des schwarzen Buchs schildert diesen Zustand der wachsenden, immer gefährlicheren Uebermacht des papistischen, fanatischen Clerus seit dem J. 1832, indem er genauer in das innere Verhältniß der Partey, ihre Spaltungen, Fractionen, ihre Journalistik, ihre Umtriebe im Innern und nach Außen eingeht. Er beginnt mit dem außerordentlichen Einflusse, den die Schriften des samösen Abbé de Lammenais auf die Mehrheit des belgischen Clerus schon seit der Erscheinung des Essai sur l'indifférence en matière de la religion ausgeübt. 'Die Professoren an den großen und kleinen Seminarien hatten, wie der Verf. erzählt, Lammenais System anstatt der alten Grundlagen des Unterrichts in der Philosophie angenommen, und sein Bildniß, welches man in den Häusern der Priester erblickte, bewies die hohe Verehrung, deren er genoß. Kurz, ganz Belgien war ein großes Filial der

Mutterkirche, Frankreich, gestiftet und geleitet durch einen als Priester verummanteten Republicaner, welchen seine zahlreichen Anhänger in ihrer Begeisterung schlechthin nur als den erlauchtesten Lehrer bezeichneten?.

Die römische Curie begriff alsobald die Gefahr, womit sie von jenem modernen, republicanischen Theocratismus, jener *liberté en tout et pour tous*, bedroht wurde. Sie verdammt im Jahre 1832 die politische Irrlehre des franz. Schwärmer in einer eigenen *epistola encylica*, welche im Anhang hier abgedruckt ist. Diese *encylica* war ein spaltender Blickstrahl für den belgischen Clerus. Zunächst freylich wurde es Allen schwer, die kostbare Lehre, welche sich durch die Thatsache der Revolution als so einträglich für den Clerus bewiesen hatte, ohne Weiteres aufzugeben. Aber Rom hatte gesprochen, — wer dürfte widersprechen? So unterwarf man sich zwar, aber nur äußerlich und zum Schein; selbst die am meisten päpstlich gesinnten Bischöfe scheueten sich doch ihren Gehorsam, wie sonst wohl geschah, öffentlich zu bekennen durch Publicationen von der Kanzel oder ausdrückliche Abhäsionserklärungen. Unter dessen aber erschienen 1834 die unglaublichen *paroles d'un croyant*. Darin wurde sogar die päpstliche Suprematie als eine Art von Tyranny dargestellt. Rom sprach zum zweyten Mahle in einer neuen *encylica* und verdammt diese gräulichste aller Keheren mit voller Kraft. Wer konnte widerstehen? Selbst die Zweydeutigkeit, ja das Schweigen wurde jetzt gefährlich. So entstand die große Fraction der strengen Anhänger der päpstlichen *encylica*, *encyliquistes* genannt, welche sich offen und entschieden von Lamennais los rissen und die Verbindung mit den politischen Liberalen aufhoben. Aber es blieb eine, wenn

auch kleinere, Partey hartnäckiger Lamennaisiens, welche Muth genug hatten, selbst dem doppelt verdamnten Haupte treu zu bleiben. Nun entsteht zwischen diesen beiden Parteyen ein heftiger Journalkrieg. Die Encycliquisten stiften das schon erwähnte Journal historique et littéraire in Lüttich. Die Lamennaisiens erliegen. In kurzer Zeit hat jenes Journal so viel Abonnenten, daß auch statistisch ausgemacht erschrint, daß der bey weitem größte Theil des Clerus päpstlich, ultramontan geworden ist. Der Besiß war sicher und ungeschädet, wie konnte es dem clerikalischen Gewissen, welches längst jesuitisch geworden war, schwer werden, die aufrührerischen Lehren zu verdammen, durch deren Befolgung jener Besiß erlungen worden war. Nachdem der edle Zweck erreicht war, wurde das schlechte Mittel weg geworfen. Heuchlerisch erklärte jenes Journal: 'Wenn auch der belgische Clerus seinen Beyfall den Erfolgen einer Revolution zu schenken scheint, deren Quelle in einer allgemeinen Unzufriedenheit gelegen hat, — wenn in Folge der Revolution er sich über die Befreyung der seit 16 Jahren gedrückten und verfolgten Kirche freuet, wenn er dann seinen Einfluß nur dazu angewendet hat, die Leidenschaften zu stillen und die öffentliche Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, welche durch politische von ihr nicht verschuldete Bewegungen gestört war, — wer wird es wagen, ihn der Ungerechtigkeit oder Unklugheit anzuklagen?' So unklug nicht, im pfäffischen Sinne, aber ungerecht genug und lügnerrisch im Angesichte der Geschichte und der gesunden Moral!

Die Lamennaisiens sind überwunden. Man überläßt ihnen die mittelbar auch den Ultramontanen nützliche Einmischung in die politischen Ver-

handlungen und die materiellen Bürgerlichen Interessen. Man lebt mit aller Welt, Ministerium und Liberalen, im Frieden, so lange nur nichts Antikatholisches geschieht, d. h. dem Clerus schädliches.

Allein es ist, wenn nicht im Lande, doch nach Außen genug zu thun. Wo die katholische Kirche, d. h. die ultramontane, jesuitische Partey, irgend leidet, d. h. nicht herrscht, da fordert die christliche Liebe und Wahrheit von der Propaganda, den Bedrängten zu helfen auf alle Weise, durch jedes Mittel. Nun hat das Journal historique et littéraire unzweifelhafte Kunde, daß die katholische Kirche in Rheinpreußen und Westphalen bedrängt wird, ähnlich, wie früher die belgische von der holländischen Regierung. Es weiß dies durch Correspondenzen, die nur Wahres enthalten. Man sagt den Leuten zwar, sie sollten ruhig und geduldig seyn, die Hülfe werde kommen, aber damit sie komme, müsse man sich rühren. Die Parallelen zwischen der preussischen und holländischen Regierung werden immer frappanter gezeichnet, immer aufreizender. Der Schluß liegt nahe, was dort geholfen, wird auch hier helfen. So bearbeitet man die benachbarten Lande aus nachbarlicher Liebe. Im Jahre 1835 erschienen in Augsburg, unter der Redaction eines bayerischen Priesters, die Beyträge zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts in Deutschland, ein famoscs Buch, in Westphalen von dem rothen Umschlage das rothe Buch genannt, voll der tollsten Uebertreibungen, schändlichsten Entstellungen wirklicher Thatsachen, voll interessanter Lügen, da wo es an Thatsachen fehlt, überall aber voll Aufhezung gegen die preussische Regierung. Für Kundige und Wissende konnte die Schrift nicht geschrieben seyn, sie trug den Stem-

pel der Unwahrheit an der Stirn. Aber das unfundige Volk sollte dadurch bearbeitet werden. Da ist in solchen Fällen gut predigen. Auf alle ersinnliche Weise wurde das rothe Buch am Rhein und in Westphalen verbreitet, den Bauern in die offenen Fenster geworfen, gratis den Leuten mit der Post zugeschickt. Daß die Regierung es verbot, war eben so natürlich, als daß die verbotene Waare nur mehr Interesse bekam, mehr gesucht wurde. Daß die Schrift ja nicht den Reiz verlöre, machte das Journal historique et littéraire seine Leser ganz besonders aufmerksam darauf. Der Redacteur nennt es sein enfant occasionel. Man sieht die edle Verwandtschaft. 'Hier, heißt es, hier ist ein Gemählde der katholischen Kirche in Preußen, hier sind Thatsachen, hier ist nur Erzählung! Aber welche Erzählung! Welche traurigen Enthüllungen! Was die holländische Regierung in Belgien auszuführen begann, das hat die preußische in ihrem Lande gethan, und zum Theil mit Erfolg.' Den Belgiern und unmittelbar den Rheinländern wird gesagt, es gebe Mittel genug, sich das Buch der reinen Facta zu verschaffen, man solle nur in seinen Nachforschungen nicht nachlassen; jedenfalls sey es leicht, dasselbe ins Französische übersezen zu lassen und es so von Neuem zu verbreiten. So wird es denn auch ins Französische übersezt und 1838 in Brüssel gedruckt.

In der That, wenn man so das böshafte, heuchlerische Getriebe der belgischen Propaganda näher kennen lernt, wie sie immer schuldiger wird an den revolutionären Reactionen in der katholischen Kirche Deutschlands, bey jeder Beschuldigung aber, die sie hören muß, ihre Unschuld, ihre Friedensliebe, ihren Abscheu gegen den Geist der Empörung des Ungehorsams betheuert, — so

könnte man in die Versuchung gerathen, zu zweifeln, ob nicht alle Ehrlichkeit und Christlichkeit im belgischen Clerus ausgestorben sey, wenn nicht dem rothen Buche und jenem Journale gegenüber dies schwarze Buch und sein Verfasser, durch die That bezeugten, daß mitten im Verderben die christliche Wahrheit und das christliche Gewissen — Gott sey Dank! — nicht bloß ihre stille Gemeinde im Lande haben. Man kann erschrecken, wie vor sich zusammen ziehendem schwarzen Gewölke, wenn man liest, wie die Propaganda dieselben Vorwürfe, welche sie vor 1830 der holländischen Regierung machte, jetzt mit derselben Frechheit der preussischen macht, und wie weder die belgische Regierung, noch die päpstlichen Legaten diesem Unwesen steuern, obwohl beide es kennen. Man müßte das Schlimmste fürchten, wenn man nicht als Christ und als Geschichtsforscher die Unmacht des Bösen und die ewigen Bürgschaften und Kräfte des Guten kenne. Aber eben diese Bürgschaften und Kräfte fordern gebieterisch von den betreffenden Regierungen entschiedene kräftige Maßregeln, und von allen Freunden des Guten standhaftes Zusammenwirken gegen den alten bösen Feind!

g.

L e y d e n.

Bey C. und J. Luchtmanns, 1832: *Epistola de Euripidis Phaëthonte, quam ad virum clarissimum, Cornelium Jacobum van Assen, scripsit Sebaldu Jan. Ever. Rau.* 62 Seiten in gr. Octav.

Aus den 120 Versen, welche den Inhalt und die Anordnung des Phaëthon von Euripides in weiter Entfernung nur ahnen lassen, die Idee

der ganzen Tragödie und das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander und zum Ganzen vermittelst vorsichtiger Combination und gelehrter Umsicht in dem Mythenkreise, dem der Stoff des Stücks angehört, wieder herstellen zu wollen, ist die schwierige Aufgabe mehrerer Männer gewesen, seitdem Burges den größern Theil jener Bruchstücke zuerst 1820 im *Classical Journal* bekannt machte, und Hermann (in Friedemann's und Seebode's *Miscellan. Crit.* Vol. 1. P. 1. p. 1—26, auch *Opusc. T. 3. p. 1—27*) durch die scharfsinnigsten und glücklichsten Verbesserungsvorschläge den Sinn des Einzelnen zuerst aufklärte und die Fragmente so anordnete, daß man einigermaßen den Gang der Tragödie erkennen konnte. Vor allen hat Göthe noch im hohen Alter einen Versuch dieser Art gemacht (in der *Zeitschr. f. Kunst und Alterthum* Bd 4. Heft 2. und Bd 6. Heft 1.), indem er sich in den Plan des Stückes hinein dachte, und den Verlauf der Handlung von Anfang bis zu Ende nach leisen Winken der Bruchstücke zu verfolgen suchte. Mit sicherem Gefühle entwickelt er dort die Motive der Handlung und den Grundgedanken, auf den sich alle Theile, wie auf ihren gemeinsamen Mittelpunkt, beziehen, so daß man ungewiß ist, ob man die eindringende Schärfe des Urtheils, oder den klaren Sinn für plastische Form, oder den hohen Grad von Objectivität mehr bewundern soll. Nach einer solchen Vorarbeit war es allerdings ein gewagtes Unternehmen, denselben Gegenstand besser aufzuklären zu wollen, als bisher geschehen war. Herr Rau versichert aber, er habe die Arbeit von Göthe erst nach Vollendung der vorliegenden Epistel zu Gesicht bekommen; und nachdem er denselben Weg nicht ohne Gewandtheit in Benutzung des vorhandenen Materials noch ein Mahl

zurück gelegt hat, beschleicht ihn eine gewisse, gar nicht unziemende, Furcht, welche ihn an das Schicksal des Phaëthon erinnert. Quo praestantius fuit opus (sagt der bescheidene Verf. am Schlusse seiner Schrift, die als Erstlingsversuch ihm in der literarischen Welt nur Ehre machen kann), in quo celebrando elaboraremus, eo magis verendum est ne culpam temeritatis effugere non possimus, qui leviter fortasse et minus perite tractantes contaminaverimus argumentum, quod elegantia et vero novitate summos ingenio doctrinaque viros ad disputandum alliciat. Et mihi quidem de Phaëthonte scribenti saepe in mentem venit vereri, ne ipse tibi quasi alter quidam Phaëthon viderer, qui difficilem rem, multaque cautionis aggressus, multa juveniliter miscerem.

Als einzigen Vorgänger des Euripides betrachtet der Verf. den Aeschylos, welcher in seinen Heliaden oder Sonnenjungfrauen, wie er das Stück nach dem Chore nannte, den wahrhaft tragischen Mythus von Phaëthon vielleicht in einem noch großartigern Sinne aufgefaßt hatte. Zu dieser Annahme führen wenigstens die Resultate von Hermann's Forschungen de Aeschyli Heliadibus (auch im Classical Journal N^o LXX. p. 276 — 284, und Opusc. T. 3. p. 130 seq.), besonders wenn man die weitem Vermuthungen Welcker's damit vergleicht (Allgemeine Schulzeit. 1828. Abth. II. N^o 30. 31. und in der Aeschylischen Trilogie). Jedoch sind die Bruchstücke der Aeschylischen Tragödie viel zu gering, als daß man je mit Sicherheit darin den Gang des Ganzen erkennen könnte.

G. H. Bode.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. 199. S t ü c k .

D e n 13. D e c e m b e r 1838.

L e i p z i g .

Bey Barth. Zeitschrift für die historische Theologie in Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr Christian Friedrich Illgen. Neue Folge, ersten Bandes drittes Stück 1837. 172 Seiten, viertes Stück 1837. 159 Seiten. Zweyten Bandes erstes Stück 1838. 187 Seiten in Octav.

Auch in der neuen Form, wornach diese Zeitschrift den Umfang der einzelnen Hefte zwar etwas beschränkt, dagegen dieselben rascher auf einander folgen läßt, so daß derer vier einen Band ausmachen, bietet sich hier eine so reiche Auswahl des Neuen und Interessanten aus dem Gesamtgebiete der historischen Theologie dar, daß der verdiente Hr Herausgeber des regesten Dankes des theologischen Publicums gewiß seyn darf. Von den 19 Nummern, die in vorliegenden drey Heften dargeboten werden, gehören zwey dem außerchristlichen Kreise an, vier beziehen sich auf alttestamentliche Verhältnisse, zwey auf die ältere

Kirchen- und Dogmengeschichte, neun auf die Re-
formationszeit, zwey auf neuere Gestaltungen.

Die Theologie Zoroasters nach dem
Zend-Avesta von Arnold Hölty, Archidia-
conus zu Uelzen im Hannoverschen. Bb II. Heft
1. N^o I. S. 1—38. Der Hr Verf. hat schon
durch einige frühere Schriften Proben von seiner
Beschäftigung mit der Religion des Zendvolks
gegeben, und bereitet ein größeres Werk über
Zoroaster vor. Gegenwärtiger Aufsatz bespricht
einen der zwar dunkelsten, aber zugleich einfluß-
reichsten Punkte in dem ganzen parsischen Reli-
gionssysteme, die eigentliche Stellung der beiden
dort aufgestellten Grundwesen, so wie Entschei-
dung darüber, wie weit das System als reiner
Dualismus zu betrachten sey, oder in wie fern
der dualistische Gegensatz sich vielleicht in eine hö-
here Einheit, theistisch oder pantheistisch aufgelöst
habe: gewiß eine für Parallelisierung der Zend-
religion mit den übrigen Religionsformen sehr
gewichtige Frage! Die Untersuchung unterscheidet
eine theoretische und practische Hinsicht, und
gewinnt hiernach verschiedene Resultate. Theore-
tisch betrachtet erscheine Zoroasters Lehre in ihrer
alten, unverfälschten Form als strenger Dualis-
mus, so daß sämtliche Spuren, daß derselbe
in eine höhere Einheit aufgehe, nur als spätere
Umformungen oder Entstellungen, sogar durch
Einschießel in das älteste Religionsbuch, die Wen-
didad, ausgegeben werden. Dagegen practisch,
rückfichtlich der Verehrung erscheine das System
vielmehr als polytheistisch, indem im Reiche des
Ormuzd zwischen ihm als ursprünglichem Schöp-
fer, und den von ihm geschaffenen Wesen, durch
Anrufung und Gebete kein Unterschied gemacht
werde. Wird nun dem Hn Verf. diese Angabe
des polytheistischen Characters auf dem practischen

Gebiete des Religionsystems auch zuzugeben seyn, so hat er doch schwerlich zugleich den dualistischen dadurch entfernt, daß er für Ubriman und sein Reich nur Verwünschung und Verfluchung nachweist. Ein Religionsystem wird schwerlich in der Praxis als nicht dualistisch aufgeführt werden können, wenn es, wie das Zoroastrische, die in den beiden Grundwesen gegebene Scheidung so folgerect durch alle Verhältnisse des Lebens durchführt, daß es die Welt eintheilt in Iran und Turan, daß es das bebauete Land unter dem Einflusse des Fleißes, der Ordnung, dem guten Princip unterwirft, während die Wüste mit ihren Schrecknissen unter der Herrschaft des Ubriman steht, daß es sogar die Thierwelt nach diesem Principe eintheilt, die friedlichen, menschenfreundlichen Geschöpfe zum Reiche des Guten zählt, dagegen die blutgierigen Thiere, den Schakal wie den Strauß, den Vogel der Wüste, zum Reiche des Ubriman rechnet. Eine so schneidende Durchführung der Zwytheilung ist doch in der That eine Uebertragung des Dualismus auf das practische Gebiet, so daß der Hr Verf. bey seiner entgegen gesetzten Ansicht, indem er die religiöse Praxis nur in Anrufungen und Gebeten, so wie andererseits in Verwünschungen und Verfluchungen findet, wohl zu sehr nach einem bloß abendländisch kirchlichem Maßstabe verfahren ist. Genügend würde seine Angabe seyn, wenn unter der practischen Hinsicht bloß die Seite des Cultus betrachtet werden dürfte.

Die wichtigste Frage bey dieser Untersuchung, ob die älteste Form des Zoroastrischen Systems in der That in völligem Dualismus endet, oder ob für die beiden Grundwesen sich dennoch eine höhere Einheit in der Zeruane akerene finden lasse, ist hier größtentheils eine critische geworden,

indem Stücke der Vendidad, die für letztere Ansicht sprechen, als spätere Einschaltungen solcher Zeiten betrachtet werden, wo wirklich sich aus dem alten Doppelbegriffe des Göttlichen eine meist pantheistische Einheit heraus gebildet hatte, wie sie denn auch in den späteren Religionsbüchern unverkennbar gefunden wird. Zur Erledigung der hier angeregten Frage über Interpolation und Entstellung der Vendidad halten wir nun aber so wenig die beygebrachten Beweise, als die vom Verf. angewandten Hebel der Argumentation für ausreichend; es wird überall nur aus der Anquetilschen Uebersetzung referiert, und abgesehen von deren mehr als zweifelhaften Treue, scheint uns bey dergleichen critischen Untersuchungen das linguistische Element, wie es allein durch Zurückgehen auf die Grundsprache gewonnen werden kann, völlig unentbehrlich zu seyn. Zu einer genügenden Evidenz, wodurch der Fragepunct als wirklich gelöst betrachtet werden könnte, wird nur Eingehen auf die Zendsprache selbst führen können. Sonst freylich sind die Resultate, wie sie der Verf. aus den ihm vorliegenden Hülfsmitteln gewonnen hat, sehr ansprechend und befriedigend, wohin namentlich seine stäten Rückblicke auf andere Religionsformen, namentlich christliche Anschauungen, zu rechnen sind.

Ueber das Fest des Tod austreibens und des Sommersingens in Deutschland und andern Ländern von Dr Carl Herrmann Friedr. Kruse zu Dorpat. Ebendas. № VI. S. 171 — 184. Der Hr Verf. stellt über diese aus Jac. Grimm's deutscher Mythologie hinlänglich bekannte, besonders in Schlessien und anderen slavischen Grenzländern herrschende, Sitte weitere Untersuchungen an, wobey nur sehr auffällt, daß der russische Viterator eben jener so sorgfältigen

Zusammenstellung bey Jac. Grimm mit keinem Worte gedenkt. Das Verdienstliche der Untersuchung besteht darin, daß aus einer Vergleichung dieser Symbolisirung des Sommers durch aufgeschmückte Fichtenzweige, des Todes durch eine ausgestopfte Puppe, mit ähnlichen Sitten bey anderen Völkern, das Resultat gewonnen wird, es dürfe darin nicht etwa, wie wohl früher geschehen, eine Allegorie auf die Vertreibung des Heidenthums und Einführung des Christenthums, sondern nur ein sicher altheidnisches Naturfest, der Einzug des Frühlings und das Austreiben des Winters mit seinen Schrecknissen, erblickt werden, wobey die Wahl des christlichen Sonntags Vätare, als daher genannten Todtensonntag, wohl nur einen Frühlingssonntag bezeichnen soll. Schon der Umstand, daß der Einzug des Frühlings an einem Tage gefeyert wird, wo bey uns die Erde nicht selten noch mit Schnee bedeckt ist, führt den Verf. zu dem Resultate, daß der Ursprung der Sitte in bey weitem südlichern Gegenden gesucht werden muß, und wahrscheinlich in die Ursitze der slavischen Völker hinauf reicht. Ihm gelten das Todtenfest und das Sommerfingen als Reste eines alten heidnischen Neujahrsestes, den Todten, und der neu erwachenden zeugenden Naturkraft zugleich zu Ehren angestellt: die Hauptidee, so wie die dabey beobachteten Gebräuche finden sich in Festen des südlichen Europa und des entfernten Orients in der Hauptsache wieder. Die Quelle desselben ist in südlichen Gegenden zu suchen, und die Art des Zusammenhangs dieses Frühlingsfestes mit den um dieselbe Zeit gefeyerten italischen, griechischen, ägyptischen, persischen und indischen Festen kann nur eine genauere Untersuchung der Ursitze der slavischen Völker ergeben, fürs Erste müsse Indien dafür an-

genommen werden. Wenden wir uns zu den Abhandlungen aus dem alttestamentlichen Kreise, so bieten sich drey recht anziehende Untersuchungen dar:

Ideen zu einer Geschichte der Unsterblichkeitslehre bey den Hebräern von Dr. Joseph Levin Saalschütz, öffentlichem Religionslehrer der israelitischen Gemeinde zu Königsberg. Erster Abschnitt: Bd I. Hest 3. № I. S. 1—38. Zweyter Abschnitt: Hest 4. № I. S. 1—86. Das Verfahren des Hn Verf. bey dieser Untersuchung läßt sich im Ganzen so schildern, daß er zunächst auf dem Wege der Voraussetzung den Grundsatz gewinnt, das hebräische Volk müsse eine reine Unsterblichkeitslehre gehabt haben, und darauf das so schon erfaßte Resultat in den einzelnen Stellen nachzuweisen sucht. Man sieht leicht, daß diese Methode wenigstens nicht geeignet ist, die Sache zu erschöpfen, und außer allen Zweifel zu stellen, wenn sie auch zur Aufstellung mancher fruchtbarer Ideen und Ansichten führen kann. Die streng exegetisch critische Untersuchung wird schwerlich Postulate nöthig haben, wie sie der Verf. aufstellt, daß man nur mit der Ueberzeugung von dem Vorhandenseyn jener Idee bey den Hebräern, an die Untersuchung der einzelnen Stellen gehen solle, und deshalb zu historisch richtigeren Resultaten gelangen, als wenn man ohne jene Voraussetzung, also völlig unbefangen, die Prüfung beginnt. Abgesehen von dem Uncritischen, das in dieser Forderung eines schon vorgefaßten Standpunctes bey der Beurtheilung liegt, kommt nun freylich noch Viel darauf an, wie der Verf. jene Voraussetzungen herbey schaffen will, Er hat sie zwar nicht etwa auf speculativem Wege, aprioristisch gewonnen, aber doch als Axiom von einer andern historischen

Ansicht entlehnt, die noch selbst vielfach in Anspruch genommen werden dürfte, ehe sie eine andere Geltung, als die einer Hypothese verdiente. Der Verf. redet von einer uranfänglichen Bildung des Menschengeschlechts überhaupt, oder doch eines Urstammes in den Ebenen Hochastens, von wo alle Völker ausgegangen, und mit dem Erbtheile hoher Cultur ausgestattet seyen, mit solcher Zuversicht, als ob die Sache längst über jeden Zweifel erhaben wäre, und er nur nöthig hätte, statt des Beweises, einzelne Züge darzulegen, wozu meist Beobachtungen Alexanders v. Humboldt benützt werden. Fast der ganze erste Abschnitt ist mit Durchführung dieser einen Idee angefüllt, so daß dann die etwaige Uncultur, worin einzelne Völker angetroffen wurden, nicht als eine ursprüngliche, von wo aus sie im Aufsteigen begriffen wären, sondern als eine erst durch Herabsinken von einer frühern Höhe entstandene, zu betrachten sey. So gewiß deshalb auch das hebräische Volk als mit dem Erbe einer ursprünglichen Cultur begabt betrachtet werden müsse, eben so gewiß sey ihm unter den mancherley Ideen, woraus jene Bildung bestand, auch die Idee der Unsterblichkeit gleich ursprünglich beizulegen. Das Mißliche einer solchen Beweisführung braucht wohl nicht weiter aufgedeckt zu werden, und eben so wenig kann es noch nöthig seyn, an einzelnen Stellen zu zeigen, wie sie der Verf. gemäß jener Voraussetzung behandelt. Gerade was er anderen Erklärern vorwirft, daß sie z. B. bey dem Begriffe des Scheol deshalb zu keiner genügenden Ansicht gelangen könnten, weil sie die Idee der Unsterblichkeit nicht voraussetzten, dürfte von der entgegen gesetzten Seite in hohem Grade auf seine Voraussetzung zurück fallen. Uebrigens ist der ganze Aufsatz als Be-

sprechung einer so wichtigen Frage in der Theologie des alten Testaments sehr zu beachten, und durch viele besprochene Einzelheiten interessant.

Ist Salem der Name des alten Jerusalem? untersucht von Dr August Wilhelm Kraemer, Privatdocenten der Orientalischen Sprachen zu Marburg. Th. I. Heft 4. № II. S. 87 — 107. Der Hr Verf. sucht gegen die Autorität des Josephus, aber im Einklange mit Hieronymus zu erweisen, daß das (seiner Angabe nach) fünf Mal in der Bibel genannte Salem, die Residenz des Melchisedeck, nicht das spätere Jerusalem seyn könne. Rückfichtlich der Erzählung Gen. 14., wo das Zusammentreffen des Salamitischen Melchisedeck mit Abraham nach dessen Siege über die mächtigen Feinde erwähnt wird, hat er es allerdings sehr wahrscheinlich gemacht, daß der ganze Schauplatz des Krieges auf dem jenseitigen Ufer des Jordans und fern von dem Orte des spätern Jerusalem zu suchen sey. Besteht man ihm deshalb den Schluß zu, daß Melchisedeck nur in dem Falle in die Verhandlungen sich mischen konnte, wenn er selbst bey dem Kriegszuge betheiliget, ebenfalls durch die Plünderung gelitten hatte, so wird das Resultat wohl nicht abzuweisen seyn, daß dessen Besiß ebenfalls jenseit des Jordans, etwa an der Nordseite des spätern todten Meeres, zu suchen sey. Nur bleibt dabey zu bedenken, daß Melchisedeck in der Erzählung doch eine ganz andere Stellung einnimmt: derselbe redet nur von Feinden Abrahams, Gen. 14. 20., nicht von eigenen; er erhält nicht das ihm von den Feinden Geraubte zurück, wie die andern Könige, sondern freywillig gibt ihm Abraham den Zehnten; überhaupt wird so deutlich seine Stellung durch die Idee der Theocratie motiviert, als Priester Gottes, als

zum Gegensprechen bevollmächtigt, daß die von dem Verfasser ihm angewiesene Stellung eines wie die Uebrigen mit Plünderung überzogenen Fürsten schwerlich dem Sinne der Stelle genügt. Dennoch dürfte durch diese Gegenbemerkung das geographische Resultat des Verss nicht eben erschüttert werden, daß Melchisedecks Wohnsitz, Salem, weit passender jenseit des Jordans verlegt werde, wo später der Täufer Johannes thätig war (Joh. III, 23.), und wo Hieronymus einen Ort dieses Namens kannte, als darin das spätere Jerusalem zu erblicken. Weniger können wir indes mit des Verss Auslegung von Ps. 76. 3. einverstanden seyn, wo er die geographische Bedeutung von Salem ganz aufhebt, indem er übersetzt 'in Unversehrtheit ist sein Zelt'; dadurch wird nicht allein offenbar der Parallelismus der Glieder aufgehoben, da das zweyte Hemistich deutlich die geographische Angabe enthält 'zu Zion' und dieselbe deshalb auch für das erste Versglied bedingt; sondern auch der voran stehende zweyte Vers zeigt durch die Zusammenstellung 'Juda, Israel' an, daß hier der theocratiche Sitz Jehovas, also geographisch, angegeben werden solle; die daran geknüpfte Triumphidee beginnt dann erst mit Vers 4, während die Fassung des Hn Verss dieselbe schon anticipieren würde. Läßt sich hiernach schwerlich leugnen, daß wenigstens der Psalmist Salem und Jerusalem identisch faßt: so kann damit dennoch des Hn Verss Behauptung wenigstens für frühere Zeiten recht wohl bestehen. Zur Geschichte nicht so wohl alttestamentlicher Zeiten, aber doch des alttestamentlichen Volks gehört der Aufsatz:

Die wichtigsten Thatsachen aus der Geschichte der Juden in Regensburg von ihrer Ansiedlung bis zu ihrer Vertrei-

bung, aus gedruckten und ungedruckten Quellen
 chronologisch-historisch dargestellt von Joseph Karl
 von Train, quittiertem bairischen Hauptman-
 ne zu Regensburg. Bd I. Heft 3. N^o II. S. 39
 — 139. Es ist zwar nur die Geschichte der Ju-
 denschaft in einer Reichsstadt, die hier sorgfältig
 aus den Quellen, so wohl Chroniken, Geschichts-
 büchern, als auch manchen Magistratsacten, wie
 sie sonst weiter nicht zugänglich sind, Protocollen
 u. dgl. mitgetheilt wird; doch ergibt sich bey der
 gewiß großen Gleichartigkeit der städtischen Ver-
 hältnisse in Deutschland, ein ziemlich vollständi-
 ges, gewiß aber sehr lebendiges Bild des Zustan-
 des jenes Volks im Mittelalter. Die Nachrichten
 beginnen mit dem Jahre 981, wo der Kauf ei-
 nes Landguts durch das Stift St. Emmeran von
 einem Juden erwähnt wird, und gehen bis zum
 Jahre 1519, wo endlich die Vertreibung der Ju-
 den aus Regensburg durchgesetzt ward. Eine
 aufgeregte mit vieler Plackerey der Judenschaft
 behaftete Zeit! Das gewöhnliche Geschick dersel-
 ben, daß bey Aufregung der Kreuzzüge der fana-
 tische Eifer sich zunächst gegen diese nichtchristli-
 chen Genossen wandte, daß jede Seuche unter
 Menschen und Vieh ihren bösen Künsten oder ih-
 rer Vergiftung der Brunnen und Speisen schuld
 gegeben ward, daß erlittener Druck durch Wucher
 sofort unter religiösem Vorwande gerächt ward,
 alle diese Züge, woran die Geschichte des Juden-
 thums im Mittelalter leider so reich ist, finden
 sich hier in treu berichteten und deshalb sehr an-
 schaulichen Zügen wieder. Die Stellung der
 Stadtobrigkeit ist in den früheren Jahrhunderten
 im Ganzen eine andere, als später; die Stadt
 weiß anfangs den Gewinn zu schätzen, der ihr
 aus dem Verweilen so betriebsamer, begüterter
 Familien in ihren Mauern erwuchs, und verleihet

denselben nicht selten Schutz gegen auswärtigen Druck. Seitdem aber die Juden einen beträchtlichen Rückhalt am Kaiser und dessen Hofe sich erworben hatten, theils durch die Abgaben als kaiserliche Kammerknechte, theils durch Darlehen aus ihrem stäts gefüllten Säckel, theils durch wirkliche Bestechungen, zeigten sie nicht selten in der Stadt selbst einen zügellosen Uebermuth, der in Verbindung mit anderweitigen, gewiß in der Regel fälschlichen Beschuldigungen, nicht nur das Volk aufreizte, sondern auch die Obrigkeit auf Vertreibung so mislicher Gäste denken ließ, da wurde dann wiederholt das Judenquartier mit bewaffneter Hand gesperrt, ihre Habe unter gewaltsamen Beschluß gelegt, gegen Einzelne peinlich inquiriert. Aber in der Regel machte ein kaiserlicher Befehl zur Freylassung der Verhafteten der Sache ein Ende. Sehr mislich standen in Regensburg die Sachen der Juden im Jahre 1476, wo die gewöhnliche Beschuldigung gegen sie, ein Christenkind mit entsetzlichen Martern getödtet zu haben, auf ziemlich wahrscheinliche Weise erhoben wurde. Der Gegenstand ist von so größerm Interesse, weil, wie der Hr Herausgeber in der Vorrede darauf aufmerksam macht, die ganz neueste Zeit (1834) dieselbe Anklage gegen Juden in der Nähe von Düsseldorf erhoben, und sogar einige Flugschriften darüber hervor gerufen hat. Der vorliegende Fall vom J. 1476, ist durch die richterlichen Protocolle bestätigt, durch eigene Aussagen der Schuldigen erhärtet, so daß über die schauerliche Thatsache selbst gar kein Zweifel mehr obwalten könnte, — wenn dem Criminalverfahren des Mittelalters mehr zu trauen wäre: die erste Anzeige des Vorfalles ging von einem getauften Juden, also einem Apostaten, aus, dessen Motive zur Beschuldigung seiner frü-

heren Glaubensgenossen wohl nicht die reinsten gewesen seyn mögen; bey den Aussagen der Uebrigen weiß man aber nicht, wie weit die Gewalt der Folter mit in Anschlag zu bringen ist. Wenigstens dürfte also an der Evidenz der Thatsache zur Ehre der Menschheit noch immer gezweifelt werden, obgleich für das Mittelalter solche Nachtstücke wohl nicht unerhört seyn möchten. Uebrigens wurde der darauf begründete Proceß abermahls durch kaiserliche Gewalt trotz aller Vorstellungen des Regensburger Rathes nieder geschlagen, und die so schwer Beschuldigten in Freiheit gesetzt. Aus diesem Verhältniß der Judenschaft zu der Stadt erklärt es sich, wie ihre Vertreibung durchgesetzt werden mußte, so bald die Stellung des Kaisers es nur möglich machte. Dies ging erst an nach Maximilians Tode während des Zwischenreichs bis zu Karls V. Wahl. Ausgangs Februar 1519 setzte der Rath den lang gefaßten Entschluß zur Deportation unter möglichst schonenden Anstalten durch; Abgesandte vom Reich, die solche Schritte verhindern sollten, konnten nur zusehen, wie die Juden, zur Verzweiflung getrieben, selbst ihre Synagoge verwüsteten, und der Gewalt wichen. Auf den Trümmern des zerstörten Gebäudes erhob sich die Capelle zur schönen Maria. — Wenden wir uns jetzt zu Untersuchungen aus der christlichen Kirchen- und Dogmengeschichte:

Die so genannte Räubersynode zu Ephesus im Jahre 449, eine übersichtliche Darstellung von Dr Ernst Anton Lewald zu Heidelberg. Bd II. Heft 1. № II. S. 39—47. Das über die Vorfälle zu Ephesus auf jener berühmten Synode ziemlich Bekannte wird hier mit Nachweisung der Quellen recht übersichtlich zusammen gestellt; doch vermißt man eben so

sehr eine Darlegung der kirchlichen Verhältnisse im Großen, um die es sich hier handelte, als jede Weiterführung der Untersuchungen in anschaulichen Einzelheiten. Nur das Verderben der kirchlichen Dinge unter dem byzantinischen Despotismus geht daraus zur Genüge hervor. Reich sind die Resultate des gleich darauf folgenden Aufsatzes:

Die Arsenianer und Hesychnen, ein Beytrag zur Geschichte der griechischen Kirche im 13. und 14. Jahrhundert von Dr Johann Georg Vitus Engelhard zu Erlangen. Ebendas. № III. S. 48—137. Der Hr Verf. hat sich für seine Forschungen vorzugsweise einen historischen Kreis ausgewählt, dessen Bearbeitung um so dankbarer aufzunehmen ist, je mehr derselbe bisher unbeachtet blieb, und in der That dem Forscher auch gewaltige Schwierigkeiten verursacht: es sind die theologischen Erscheinungen des Mittelalters in der abend- und morgenländischen Kirche, so wohl nach der scholastischen als mystischen Seite hin. Nur zu gern begnügen sich hier die gewöhnlichen Bearbeitungen mit Angabe des bloß Auffallenden und Hervorstechenden, wobey dann aber nichts so sehr vermisst wird, als der innere Zusammenhang der Erscheinungen. Herr Doctor Engelhard dagegen hat schon in manchem inhaltsschweren Programme und Aufsatz gerade solche Punkte beleuchtet, die bisher übergangen waren, und sie auf eine Art behandelt, daß immer klarer die historischen Fäden zu Tage gelegt wurden. Vorliegender Aufsatz erwirbt sich dasselbe Verdienst rücksichtlich einiger Erscheinungen in der griechischen Kirche, die auch wohl nur als Absonderlichkeiten betrachtet wurden, weil das innere Gewebe, namentlich der einander durchkreuzenden kirch-

lichen und politischen Intriguen, in der byzantinischen Welt nicht gehörig beachtet war. Die Spaltung der Arsenianer um die Mitte des 13. Jahrhunderts ist gänzlich in Kämpfen der byzantinischen Aristocratie um den Kaiserthron begründet, und erhält hier eine sehr genügende Entwirrung. Die hundert Jahre später liegende Bewegung der Hesychasten, jener seltsamen mönchischen Quietisten vom Berge Athos, die durch übergebückte Haltung des Kopfes das göttliche Urlicht in der Gegend des Nabels zu schauen vermeinten, werden aber gleichfalls in ihrer Bedeutsamkeit für jene Zeit nicht richtig beurtheilt werden können, außer in Verbindung mit dem politischen Getreibe im Kampfe um den Thron, namentlich gilt dies von den Berichtserstattern selbst, Cantacuzenus und Nicephorus Gregoras, deren politisches Streben zur Würdigung ihrer Geschichten wohl zu beachten ist. Wesentlich Neues hat der Hr Verf. durch Benutzung einiger Berichte aus der Münchener Bibliothek mitgetheilt, die entweder noch gar nicht, oder doch nicht vollständig bisher gedruckt waren: letzteres gilt von einer Parteyschrift eines gewissen David gegen Barlaam und Acindynus, ersteres von einer noch heftigern Streitschrift des Heracleas Philotheus desselben Inhalts, aus der das zum hesychastischen Streite Gehörige ausgezogen wird. Gewiß sind Mittheilungen, wie sie hier der Verf. gegeben hat, am besten geeignet, das kirchenhistorische Verständniß wahrhaft zu erweitern.

Von den so reichlichen Mittheilungen über die Reformationszeit sind zunächst zu nennen:

Duae Erasmi Roterodami ad Philippum Melancthonem epistolae: nunc primum editit M. Eduardus Guilielmus Loehn. Bd 1. Heft 4. № III. S. 107—114. Herr Schloß

und Stadtprediger M. Pöhn zu Hohenstein hat schon 1832 aus Erasmus Correspondenz einen Brief Eck's an denselben, als Probe einer bald erscheinenden Ausgabe des Erasmisschen Briefwechsels mitgetheilt, und gibt hier als zweyte Probe zwey Briefe des Erasmus, deren Besiß er dem verewigten Besenmeyer in Ulm verdankt. Beide sind während des Augsburger Reichstages 1530 geschrieben, datiert den 12. und 17. August, bey letztern wird auch Freyburg als Ort der Abfassung angegeben. Die Mittheilung ist ein sehr erwünschter Beytrag, oder vielmehr eine Bestätigung zu Erasmus längst bekanntem Character: er zürnt Luthern, dessen Heftigkeit jetzt das Kriegsunglück über Deutschland bringe, zankt aber auch über Eck, daß dieser manche seiner Sätze für häretisch erklärt habe. Den Krieg scheut er vor Allem: er müsse fort aus Deutschland: *hic aegre habemus, quod edamus aut bibamus, quid fieret in bello? nec tamen usquam portum mihi video. Hoc saeculum nobis paravit Evangelium!* Nun freylich mit der behaglichen Ruhe, wie er sie wünschte, wäre nie eine Reformation zu Stande gekommen. — Die Anmerkungen des Hn Herausgebers sind sehr ausführlich und sorgsam; doch betreffen sie zuweilen zu leichte Sachen. Der zu erwartenden Herausgabe würde einige Beschränkung der Noten sicher sehr zuträglich seyn. Mögen wir nicht zu lange darauf zu warten haben!

Johannes Bugenhagens Auszug aus den Schmalkaldischen Artikeln in der Lehre von der Rechtfertigung; aus Bugenhagens Handschrift mitgetheilt von Dr Carl Eduard Förstmann. Ebendas. № IV. S. 115 — 122. Aus einer Handschrift der Königl. Bibliothek zu Berlin, wird hier ein Aufsatz Bugen-

hagens gegeben, der fast wörtlich die Sätze von der Erlösung, der Sünde, dem Geseze, der Buße und den guten Werken aus den schmalkaldischen Artikeln auszieht, um das Gewicht von dem rechtfertigenden Glauben als Unterscheidungslehre der evangelischen Ueberzeugung hervor zu heben. Offenbar ist der Auszug nach Luthers deutschem Texte der Artikel angefertigt, und sicher früher als die verschiedenen lateinischen Uebersetzungen, auf die gar keine Rücksicht genommen wird. Die Aufschrift heißt: in articulis Lutheri et nostris, was aber nach den Erörterungen des Hn Herausgebers nicht etwa auf eine besondere Thätigkeit Bugenhagens bey Abfassung der Artikel gedeutet werden kann, da Luther in einem Schreiben an den Churfürsten anderer Gehülffen, nicht aber Bugenhagens, erwähnt, das nostris kann also nur allgemeiner entweder die Geltung der Artikel für die evangelische Kirche, oder die besondere Verpflichtung darauf bezeichnen, die auch Bugenhagen durch deren Unterschrift übernommen hatte. Noch ließe sich nach dem eigentlichen Zwecke des Auszuges fragen, aber schwerlich darüber Etwas genügend bestimmen. Der Schluß: huc usque ex articulis, berechtigt zu der Vermuthung, daß die Arbeit ursprünglich einem größern Ganzen angehört, mochte nun Bugenhagen für einen Andern die Rechtfertigungslehre so scharf zusammen gestellt, oder aus eigenem Bedürfniß sich die schlagenden Sätze ausgezogen haben; doch bleibt Ersteres das Wahrscheinlichere. Vielleicht genügte er damit der Aufforderung eines Freundes zum Unterrichte in den wesentlich evangelischen Sätzen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

E s t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 15. December 1838.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Zeitschrift für die historische Theologie herausg. von Chr. Fr. Illgen.

Von Herrn Bibliothekssecretär Förstemann zu Halle wird Bd 1. Heft 3. № III. S. 139 — 155 ferner mitgetheilt:

Johannes Bugenhagens Sendbrief an die Schüler zu Treptow, aus einer gleichzeitigen Handschrift. Der Brief ist eine Antwort auf die Anfrage der Schüler bey Bugenhagen, was von dem Dr Martinus in Wittenberg zu halten sey, und entwickelt, indem er dessen Lehre für durchaus schriftgemäß erklärt, zugleich die Grundsätze der Reformation, namentlich den rechtfertigenden Glauben im Gegensatz der Werkheiligkeit. Die Zeit, wo dieser Brief geschrieben seyn muß, ist von dem Herausgeber gewiß richtig so früh wie möglich gesetzt, da Bugenhagen durchaus noch nicht aus persönlichem Umgange, sondern nur aus den Schriften Luthern zu kennen scheint, und auch den Schülern von Luthers Schriften nur erst zwey der allerfrühesten

zu empfehlen vermag. Zur Berichtigung einer Lesart am Schlusse des Briefes haben nicht nur die Herren Herausgeber so wohl des Briefes als der Zeitschrift Vorschläge gemacht, sondern Bd II. Heft 1. № VIII. S. 186. liefert noch Hr Dr Mohnike in Stralsund eine berichtigende Bemerkung dazu. Bugenhagen will das Unpassende der bisherigen Fastengesetze schildern: Butter ist verboten, man nimmt Del; *parant — pro carne suis laridum turpe carnis marini*. Hr Dr Förstemann schlägt vor, für *marini* zu lesen *majalis*; außerdem, daß, wie Hr Dr Illgen bemerkt, man die Entstehung dieser Corruption nicht begreift, wäre auch kein Gegensatz da, der doch zwischen *suis* und *majalis*, nicht aber zwischen *caro* und *laridum* gefunden werden müßte, so daß die Nachweisung aus einem Briefe des Erasmus, Fett sey nicht zu den verbotenen Fleischspeisen gerechnet, nichts hilft. Auch die weitere Conjectur, statt *marini* zu lesen *murenae*, da ebenfalls aus Erasmus Briefen die fette Muräne als delicate Fastenspeise der Reichen nachgewiesen werden kann, scheidet an dem Besatze *turpe*, welches wohl schwerlich bloß Bugenhagens Unwillen über eine so ausgesuchte, erotische Speise bezeichnen kann; er tadelt ja das ganze Fastengebot, macht sich über die Elusion desselben lustig, wird also schwerlich noch besonders gegen den Aufwand bey dieser Umgehung des Gesetzes geeifert haben. Das Richtige hat unstreitig Hr Dr Mohnike getroffen, statt *carnis* zu lesen *carnis marini*. Wenn auch der an Pommerns Küsten vorkommende Seebund gegenwärtig nicht mehr zur Speise benutzt wird: so dürfte doch gerade Bugenhagens Zusatz *turpe laridum* das Ungereimte eines Fastengesetzes am besten hervorheben, zu dessen Umgehung damahls das arme

Volk selbst die unschmackhafteste Speise nicht verschmähe.

Ueber die Zeit und den Ort der ersten Abendmahlsfeyer nach lutherischem Ritus in der Mark Brandenburg von Ludwig Frege, Prediger in Berlin. Bd I. St. 4. № VI. S. 149—159. Die für die Reformationgeschichte der Mark Brandenburg allerdings so wichtige Epoche, wann Churfürst Joachim II. zuerst das Abendmahl unter beiderley Gestalt nahm, wird verschieden bald auf den 31. October, bald auf den 1. Novemb. 1539 angegeben, und ebenfalls von Einigen nach Berlin, von Anderen nach Spandau verlegt. Der Herr Verf. bringt durch sorgsame Zusammenstellung gleichzeitiger und späterer Nachrichten heraus, daß der Churfürst mit seiner Mutter und seinem Hofstaate in der Nicolaikirche zu Spandau am 1. Nov. 1539 am Tage aller Heiligen, daß dagegen am 2. Nov., am Tage aller Seelen, der Rath beider Städte, Berlin und Cöln, in der Domkirche zu Cöln an der Spree, in Gegenwart des Churfürsten, beide Mahle unter Function des brandenburgischen Bischofs, Matthias von Jagow, das heilige Abendmahl nach der Einsetzung Christi genommen habe. Ursache davon, daß der Churfürst dazu Spandau wählte, war Rücksicht auf seine dem Evangelium treu ergebene Mutter, die daselbst ihren Wittwenitz hatte.

Comödie von der Reformation gespielt zu Paris im Jahre 1524, mit einem Vorworte herausgegeben von Dr Carl Grüneisen zu Stuttgart. Bd II. St. 1. № V. S. 156—169. Aus einer Biographie Reuchlins durch den Gießener Theologen Johannes Majus († 1719) wußte man bisher, daß einst Karl V. 1530 durch eine allegorische Darstellung der Reformation un-

terhalten seyn soll, wobey Reuchlin, Erasmus, Luther, der Kaiser selbst und endlich Papsst Leo X. handelten, indem sie vergeblich gerades und krummes Holz an einander zu fügen suchten, bis endlich Luther es anzündet, der Papsst aber statt Wasser Del ins Feuer gießt. Karl V. soll darüber erzürnt die Acteurs haben einfangen lassen wollen, dem sie sich durch die Flucht entzogen. Hr Dr Grüneisen theilt hier nun aus der Münchener Bibliothek einen alten Druck mit, der zu jener stummen Comödie in einer mehrfachen Verwandtschaft steht. 'Eyn Comedia, welche yn dem königlichem Saal zu Parness, nach vormelter gestalt vñ ordenunge gespielt worden. Anno MD. XXIII.' Hier bildet der Papsst mit seinen Cardinalen und seiner geistlichen Hofhaltung den Hintergrund; vor ihm ist ein Kohlenfeuer, mit Asche verhüllt; Reuchlin macht in die Asche trotz alles Drohens der Geistlichkeit eine kleine Oeffnung, Erasmus, vorsichtiger, wagt dem Feuer nicht zu nahen, worüber er belobt wird; Hutten sacht dasselbe mit einem Blaseballe noch mehr an; Luther endlich wirft Holz ins Feuer, so daß die Geistlichkeit in große Furcht geräth. Als der päpstliche Stuhl schon wankt, erbieten sich die Bettelmönche zur Hülfe, gießen aber statt Wasser Branntwein in die Gluth: noch versucht der Papsst auf Anrathen seiner Umgebung, das offenbar dämonische Schreckniß durch seine, über die Elemente sich erstreckende, Kraft zu beschwören; der Aerger über das Mißlingen zieht ihm den Tod herbey; das Ganze endet unter Gelächter. Sicher ist also die Idee in beiden Darstellungen dieselbe, wenn auch durch andere Mittel ausgedrückt. Wie weit aber die Annahme richtig ist, daß beide Dramen zur wirklichen Aufführung gekommen seyen, wird sich schwerlich ausmachen

lassen. Betrachtet man namentlich das letztere als einen Fastnachtschwank, so wird sich schwerlich bestimmen lassen, ob nicht am französischen Hofe die Fastnachtsfreyheit wirklich sich so weit erstreckt habe, wiewohl der Hr Herausgeber aus der Strenge Königs Franz I. gegen jede Regung der Reformation es wahrscheinlich findet, daß eine solche Satire auf die päpstliche Kirche dort schwerlich geduldet sey. Eben so bleibt aber auch der Bericht über jene stumme Comödie vor Karl V. wegen des Zusatzes unwahrscheinlich, daß der Kaiser in seiner eigenen Pfalz nicht vermocht habe, sich der unbekanntem Acteurs zu bemächtigen; an solchen Zusätzen erkennt man die Volksfage, die dadurch der ganzen Situation einen Schein der Wahrscheinlichkeit geben will. Noch fügt der Herr Herausgeber der Zeitschrift die Beschreibung eines Titellupfers zu einer Schrift hinzu (G. S. Treuer, die politischen Fehler des päpstlichen Hofes, welche die Reformation Lutheri sollen befördert haben, Leipzig u. Wolfenbüttel 1718. 8.), wo in fünf Feldern ziemlich dieselbe Idee dargestellt wird: Neuchlin trägt Holz zusammen, Erasmus ordnet den Scheiterhaufen, Luther zündet ihn an, Cajetan und ein Bischof gießen eine das Feuer noch vermehrende Flüssigkeit hinzu, und entfliehen, zwey Gewappnete stören mit Schwert und Spieß im Feuer, der Papst schleudert seine Bannstrahlen hinein, doch lodert es um so mächtiger auf. Also wiederum dieselbe Idee, nur mit Abwechslung der Auffassung. Die Derbheit früherer Zeiten gefiel sich in solchen Darstellungen, und die Frage, wie weit dieselben zur dramatischen Aufführung gebracht sey, bleibt unerledigt. — Die Ausdehnung der Reformation auch auf das streng katholische Spanien erhält gleichfalls einige treffliche Erörterungen:

Johann Baldez, ein Beytrag zur Reformationsgeschichte von Carl Schmidt, Dr der Theologie und derselben Privatdocenten auf der Universität zu Straßburg. Bd 1. Heft 4. № V. S. 123—148. Seitdem durch M' Gries treffliche Darstellung die Fortschritte der Reformation auch in den südlichen Ländern nicht mehr allein unter Kirchenhistorikern vom Fach, sondern auch im weitern Kreiße beachtet werden, ist jeder Beytrag äußerst erwünscht, der nähere Kunde darüber verleihet, wie erfreulich auch einst in Italien und Spanien das Evangelium erblühet war, und durch welche Gewaltsschritte und Inquisitionsgreuel es dort wieder erdrückt wurde. Der Hr Verf., schon rühmlichst bekannt durch treffliche Mittheilungen über die Geschichte der Flagellanten in den Studien und Critiken, hatte Gelegenheit, auf der Pariser Bibliothek Schriften eines bey jener Ausbreitung der Reformation vorzüglich thätigen Mannes einzusehen, und theilt hier Auszüge daraus, nebst voraus geschickten historischen Notizen mit. Juan Baldez, nicht zu verwechseln mit Alonso Baldez (vergl. Gött. gel. Anz. 1836. St. 26. S. 261.) aus spanischem Adel, wahrscheinlich zu Alcalá gebildet, kam im Gefolge Karls V. 1535 nach Deutschland, darauf als Secretär des Vicekönigs Don Pedro de Toledo, eines Bruders des Herzogs Alba, nach Neapel. Wahrscheinlich in Deutschland hatte er mit den Schriften der Reformatoren, aber auch mit jener populären Mystik eines Tauler, Bekanntschaft gemacht, und war entschieden für die Grundsätze des Evangeliums gewonnen. In Italien und besonders in Neapel war längst durch deutsche Truppen der Same des Evangelii ausgestreuet; schon hatten sich kleine Gemeinden zusammen gefunden, die an einer so hoch gestell-

ten Person, wie dem Secretär des Vicekönigs, einen trefflichen Mittelpunct erhielten, und so darf ihm für das Erblühen der evangelischen Predigt besonders in Neapel das größte Verdienst beygelegt werden. Als seine vornehmsten Schüler sind Bernardino Ochino und Peter Martyr Vermigli zu nennen. Nach seinem Tode 1540 begann die evangelische Gemeinde dort zu sinken, und wenn auch die Inquisition weder von Karl V. noch von Philipp II. mit ihren Greueln gegen den Widerstand des Volks durchgeführt werden konnte; so war doch jenen sporadischen Bildungen so völlig alle Lebensluft abgeschnitten, daß die fröhliche Saat bald genug darnieder sank. Die Schriften des Juan Baldez sind äußerst selten, da sie bald Gegenstand der Verfolgung wurden, und wohl nur in wenig Exemplaren über die Alpen gelangten; eben so wenig sind aber auch die französischen und englischen Uebersetzungen verbreitet. Der Hr Verf. gibt die sämtlichen Titel an, und fügt von zweyen, die ihm zu Gesicht kamen, Auszüge bey: *Le Cento et Dieci Considerationi del Signore Valdesso, nel quale si ragiona cose piu utile, piu necessarie et piu perfette della Christiana Religione.* In Basilea 1550. 8. aus dem Spanischen übersezt durch Curione, dann ins Französische und Englische übertragen. Das andere Büchlein ist sein Commentar über den Römerbrief: *Comentario, o declaracion breve y compendiosa sobre la Epistola de S. Pablo Apostol á los Romanos, muy saludable para todo Christiano,* herausgegeben von Juan Perez. en Venezia 1556. 8. Nach den gegebenen Mittheilungen war Baldez kein Theologe ersten Ranges; für durchgreifende Speculationen hatte er keinen Sinn; aber mit lebendigem Geiste um-

faßte er die practische Seite des Christenthums, und deren in der Reformation wieder geltend gemachten Mittelpunkt, die Rechtfertigung durch den Glauben. Auch Lullerscher Mysticismus ist eingewebt, aber durch einen hellen, aufgeklärten Verstand ermäßigt und zu wahrhaft christlicher Gesinnung verklärt. Dennoch fand er bey den Reformatoren selbst nicht diese erwünschte Anerkennung; namentlich Calvin und Beza entdeckten in den 110 Betrachtungen Irrthümer sogar Wiedertäuferischer Art, die der Gemeinde in Neapel geschadet, und den Schino zu Irrlehren verleitet haben sollten. Der Hr Verf. nimmt ihn besonders gegen den Vorwurf antitrinitarischer Ansichten in Schutz, die in seinen Schriften nicht gefunden, sondern wohl nur aus dem Verhältniß zu jenem Schino auf ihn übertragen würden. — In denselben Geschichtskreis gehört:

Des Evangelischen Märtyrers Johannes Diazius Dedication seiner Schrift: christianae religionis Summa an den Pfalzgrafen Otto Heinrich, aus der Originalhandschrift mitgetheilt, nebst Vergleichung der Handschrift der Summa mit dem einzelnen Drucke, mit Bemerkungen über die Schriften von dem Tode des Diazius aus Dr Georg Weesenmeyer's zu Ulm literarischem Nachlasse. Bd I. Heft 3. № IV. S. 156 — 165. Juan Diaz, ein edler Spanier, ebenfalls in Deutschland von der Begeisterung der Reformation ergriffen, wurde von seinem eigenen Bruder Alphonso zu Neuenburg an der Donau am 27. März 1546 aus Religionshaß ermordet (vergl. G. g. U. 1836. St. 26. S. 262), was Melanchthon zu einer Schilderung dieses Märtyrers des Evangelii veranlaßte. Kurz vor seinem Tode hatte Diaz seine Glaubensansicht in einer christianae religionis Summa dem Drucke

übergeben, Neuburgi Danubii 1546. 1 Bogen in 8. In einer Handschrift zu diesem Drucke, die wahrscheinlich das Original Exemplar ist von der Hand des Verfassers, mit seinen Verbesserungen, Eituren u. dgl., entdeckte der am 6. April verewigte Dr Weesenmeyer eine voran stehende Dedication an den Pfalzgrafen Otto Heinrich, die in den gedruckten Exemplaren fehlt. Der erste Herausgeber, Bucer, ließ sie vielleicht aus Rücksicht auf den Pfalzgrafen weg, der rücksichtlich der Bilder bey weitem nicht so rigoristisch dachte, als Diaz sich ausspricht (*idolis seu imaginibus e templis sublatis, aliisque ceremoniis et ritibus papismum adhuc redolentibus, et qui nulla re edificant populum, remotis*), — oder mochte auch das Harte und Verlethende der Dedication zu einer Zeit besser unterdrückt werden, wo die evangelische Sache der Entscheidung durch Waffengewalt unterlag. Ein um so größeres Verdienst erwirbt sich der Hr Herausg. durch jegige Mittheilung eines Aufsatzes, der zur Würdigung des heroischen Characters jenes evangelischen Märtyrers, ein zur Kunde jener bewegten Zeit ein so erfreulicher Beytrag ist. — In die etwas frühere Zeit und ohne Bezug auf die Reformation gehört:

Nachtrag zu dem Aufsatze: Bartholomeo de las Casas (Bd IV. St. 1. S. 166—219) hauptsächlich nach Quintanos Biographien berühmter Spanier von Chr. Geo. Fr. Weise, Pfarrer zu Wansleben bey Halle. Bd II. St. 1. № IV. S. 136—155. Ueber den gedachten Aufsatz selbst S. Gött. gel. Anz. 1834. St. 114. S. 1141. Der Herr Verfasser trägt hier Manches aus dem Werke des Don Manuel José Quintana: *Vidas de Españoles celebres* Madrid 1834 nach, das die Biographie des de las Casas, des Beschüt-

zers der Americaner, enthält. Da indeß dem Verf. das Werk selbst nicht zugänglich war, so bedient er sich eines Auszuges daraus, der in einem Beyblatte der Allgem. Preußischen Staatszeitung erschien (Magazin für die Literatur des Auslandes 1835. № 58 u. 59.), doch fügt er interessante, aus anderen Schriften geschöpfte, Nachrichten als Bemerkungen bey. Auch aus den so gegebenen Nachrichten erhellt immer mehr das Verdienst jenes edlen Predigermonchs um die leibliche wie geistige Erhaltung seiner farbigen Brüder unter den Greueln der ersten Eroberung der neuen Welt, so daß er wahrhaft wie ein Engel unter einer Schaar Teufeln dasteht. Ueber den Vorwurf, der ihm gemacht wird, zur Erhaltung der eingebornen Americaner die Einfuhr der Negerclaven erfunden zu haben, hat der Verf. auch hier das Nöthige wiederholt: längst vor las Casas bestand der Negerhandel auch nach der neuen Welt. Ein Unwesen, das er also weder erfunden hatte, noch verhindern konnte, benutzte er nur zur Erleichterung der schwächlichen, dem Untergange nahe gebrachten Eingebornen Americas. Endlich aus der neueren Zeit ist aufzuführen:

Erklärung zweyer Greifswaldischen Theologen gegen einen Römischen Cardinal, aus der Handschrift mitgetheilt von Dr Gottlieb Mohnike zu Stralsund. Bd I. Heft 3. № V. S. 166—172. Cardinal Angelus Maria Querini, Bibliothekar der römischen Kirche und Bischof zu Brescia († 1755), setzte das besonders zu Ende des 17. Jahrhunderts so vielfach versuchte Streben römischer Emissäre fort, mit protestantischen Theologen Verbindungen anzuknüpfen, um sie, wo möglich, in den allein seligmachenden Schoß zurück zu führen. Wirklich war es ihm gelungen, tief nach Deutschland hin-

ein Verbindungen zu erlangen, die anscheinend bloß literarischer Art seyn sollten. In Greifswald war im J. 1739 eine deutsche Gesellschaft unter Königl. Schwedischer Protection zusammen getreten, wie sie damahls fast in allen Universitätsstädten zur Hebung der deutschen Sprache und Literatur eröffnet wurden. Bey einer feyerlichen Sitzung derselben am 10. Julius 1750 brachte der gerade anwesende Königl. Preussische Hofprediger Jacob von Perard, ein geborner Franzose, unter 10 ausgezeichneten Gelehrten auch den gedachten Cardinal zur Aufnahme in die Gesellschaft, zum Vorschlag, was der Dirigent genehmigte, und die Ausfertigung der Diplome versprach. Nur zwey Greifswalder Theologen, Dr Jac. Heinr. von Balthasar und Dr L. Stenzler, widersetzten sich der Aufnahme eines der evangelischen Kirche so gefährlichen Mannes, und erklärten ihren Austritt aus der Gesellschaft, falls das Diplom für den Cardinal wirklich ausgefertigt werde. Dennoch verharrte die Gesellschaft bey ihrem Vorhaben; Querini dankte ihr durch eine französische Antwort, und übersandte der dortigen Universitätsbibliothek seine sämtlichen Schriften, wie er ein gleiches Geschenk auch nach Leipzig und Göttingen übermachte. Doch hatte der Austritt der beiden Theologen bald genug die Auflösung der Gesellschaft zur Folge. Herr Dr Mohnike liefert nun hier durch Veröffentlichung des Briefes, wodurch die beiden Theologen ihre Protestation gegen Aufnahme jenes Feindes der evangelischen Kirche aussprechen, einen trefflichen Beytrag zu den Zeugnissen protestantischer Freymüthigkeit, woran namentlich unsere Zeit ein erhebendes Beispiel sich abnehmen mag. Zuletzt ist von dem Herausgeber der Zeitschrift noch aufgenommen:

Preisaufgaben der Teylerschen Ge-

gesellschaft zu Haarlem für das Jahr 1838. Bd II. St 1. № VII. S. 184. sie betreffen eine critische Untersuchung über die im N. Z. befindlichen Reden und Gespräche, und dann über Schleiermacher's Philosophie und deren Verbindung mit der Theologie: die Preise und deren Bedingungen sind bekannt.

So hat denn der Hr Herausgeber abermahls eine treffliche Auswahl historischer Forschungen und Mittheilungen dargeboten, und aufs Neue den Ruhm seiner Zeitschrift bewährt. Möge er in dem Bewußtseyn des Geleisteten die beste Belohnung der großen Mühe und Aufopferung finden, die von solchem Unternehmen unzertrennlich ist.

R — g.

K o p e n h a g e n.

1837. Leitfaden zur Nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der Königl. Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde.

Man hat oft solchen allgemeinen Zusammenstellungen der aus geöffneten Gräbern gewonnenen Ergebnisse, wie die vorliegende, einen geringern Werth als den Monographien einzelner Gräber beylegen wollen, weil man behauptet, daß die in den Gräbern gefundenen Gegenstände nur in Beziehung auf das betreffende Grab ihren Werth und Bedeutung haben; allein diese Zurücksetzung würde nur in dem Falle stattnehmig seyn, wenn die Nachgrabungen keinen andern Zweck hätten, als Aufklärung der Begräbnißgebräuche und der ihnen zum Grunde liegenden Religionsbegriffe. Für einen höhern Standpunct aber ist es gewiß nur wünschenswerth, daß dem Publicum von Zeit zu Zeit allgemeinere Uebersichten gegeben werden, die so wohl über den Umfang der bey

den zahllosen einzelnen Ausgrabungen gesammelten Erfahrungen, als auch über den Culturzustand einer so dunkeln Zeitperiode im Ganzen Licht verbreiten. Dies ist der Zweck der angezeigten Schrift, der nach der Vorrede zugleich noch darin gesetzt wird: Die Aehnlichkeit zwischen gothischen und germanischen Alterthümern darzulegen. Sie zerfällt in zwey Hauptabschnitte: von der altnordischen Literatur, und von den sonstigen Alterthümern des Nordens. In der Vorrede ist als Verf. des ersten Abschnittes der Registrator im geheimen Archiv, Petersen, als der des zweyten der Canzleyrath Thomsen angegeben; die deutsche Uebersetzung aber vom Prof. Paulsen geliefert. Die Uebersicht der altnordischen Literatur beginnt, wie zu erwarten, mit den beiden Edda'en. Mit Unparteylichkeit wird die Ueberschätzung ihres hohen Alters, so wie die ihrer Neuheit, die sie von verschiedenen Seiten erfahren, zurück gewiesen. Auch die Uebertreibung wird geprüft und gewürdigt, die darin ein geordnetes System und tiefe Allegorie zu erblicken glaubt. Und wenn auch das Resultat sich ergibt, daß wir in diesen höchst schätzbaren Ueberresten der isländischen Literatur die ältesten religiösen Vorstellungen, nicht bloß Scandinaviens, sondern des ganzen germanischen Stammes überhaupt besitzen, so ist doch kein systematisch durchgeführter einzelner Gedanke darin zu erblicken, sondern vielmehr nur die allmähliche Entstehung nach entfernter liegenden Wahrnehmungen von Naturerscheinungen und historischen Ereignissen. So richtig diese Bemerkung aber auch erscheint, so drängt sich doch gerade in Beziehung auf die von dem Verf. angedeutete Wichtigkeit der Edda'en als Document der ältesten religiösen Vorstellungen

gen eine zweyte Bemerkung auf, die fast immer bey den Untersuchungen der ältesten Religionen aus dem Auge verloren wird; es ist die: daß zu allen Zeiten und bey allen Religionen neben dem religiösen Glauben ein Aberglaube hergeht, der mit jenem nichts gemein hat, daß dieser Aberglaube gerade wegen seines poetischen Elements vorzüglich geeignet ist, sich in alte Dichtungen und Erzählungen einzuschleichen, und daß es immer eine der schwierigsten Aufgaben der Critik bleibt, im einzelnen Falle diesen bloßen Aberglauben von den wirklich religiösen Vorstellungen zu scheiden. Nach dieser Andeutung über den Werth der Edda'en zur Erklärung nordischer Alterthümer geht der Verfasser auf die mehr geschichtlichen Denkmahle, nämlich auf jene historisch romantischen Erzählungen über, die lange Zeit auf Island im Munde des Volks fortlebten, bis sie von späteren Schriftstellern — von Are Frode bis auf Snorre Sturleson — mehr oder minder in ein Ganzes verwebt und niedergeschrieben wurden. An diese schließen sich sodann die norwegischen Sagenschreiber an, welche von der Kopenhagener Gesellschaft der Alterthumskunde unter dem Titel Fornmanna Sögur bereits heraus gegeben sind. Gut bemerkt wird, wie die Abgeschlossenheit dieser Inselaner und der Mangel an innern großen Begebenheiten sie zur Aufbewahrung der Erinnerungen ihrer Vorfahren vorzüglich geschickt machte. Wenn jedoch zum Beweise der historischen Wahrhaftigkeit dieser Erzählungen bemerkt wird: 'Des Skalden Gedicht und des Sagenmanns Erzählung mußte hier, wo aller Augen sich auf ihn richteten und Alle mit gespannter Erwartung auf ihn hörten, nicht allein anziehend, sondern auch wahr seyn; wider-

sprach sie dem Bekannten, worin alle Zuhörer zu Hause waren, enthielt sie factische Unwahrheiten, so wurde der Erzähler als Prahler und Lügner betrachtet', so dürfte dieser Ansicht in solcher Allgemeinheit doch die Erfahrung und die menschliche Natur widersprechen; das Poetische übt einen solchen Zauber über das Gemüth aus, daß die historische Wahrheit, wenigstens im Einzelnen, selten mehr in Betracht kommt, und Gedichte im Munde des Volks purifizieren sich nicht, sondern wachsen in ihrem poetischen Theile selbst über die poetische Form hinaus. Den Beschluß dieser Abhandlung macht eine Hindeutung auf die Wichtigkeit der isländischen Geseze auch für archäologische Forschungen.

Der zweyte Hauptabschnitt zählt die gewöhnlichen Denkmähler des Nordens auf, deren Arten hier durch vorzüglich gerathene, dem Texte eingedruckte, Holzschnitte erläutert werden. Nach der Beschreibung der verschiedenen Gestalten von Grabhügeln, Steinkreisen und Rockestenen (beweglichen Steinklippen) werden die bisher gefundenen Urnen, Waffenstücke, Schmucksachen, Geräthschaften und Hausgeräthe aufgezählt und erläutert. Die Uebersicht ergibt, daß darunter kein Gegenstand befindlich, der nicht auch in germanischen Gräbern in völlig gleichen Exemplaren vorkäme, mit alleiniger Ausnahme einiger kleiner Wagschalen, die zusammen gelegt und in einer Schachtel getragen werden können, und einer Art metallner Kriegsposaune. Indessen es scheint, daß diese Gegenstände auch in scandinavischen Gräbern nur sehr selten gefunden worden sind. Bey der Beschreibung der Urnen und sonstigen irdenen Gefäße ist die innere Beschaffenheit der Scherben auf dem Bruche nicht angegeben; es wäre inter-

essant gewesen, zu vernehmen, ob die an germanischen Urnen durch die Versuche unsers Hofrath Hausmann entdeckte Zubereitungsart durch Mischung des Thons mit Erdpech sich auch durch den hohen Norden verbreitet findet, oder nicht. Gefundene Helme und Brustharnische sind leider nicht abgebildet; es wäre wichtig, zu vergleichen, ob sie römischen Ursprungs sind. Ben Aufführung der, unter dem Namen Celts bekannten, meißelartigen Instrumente wird bemerkt, der Name sey ihnen zuerst von englischen Archäologen beygelegt, weil man sie für celtischen Ursprungs gehalten. Dies ist wohl ein Irrthum, der Ausdruck Celt kommt schon in der Vulgata vor: *Stylo ferreo vel celte sculpantur in silice* — heißt es im Hiob 19, 24. Gegen die auch hier, wie gewöhnlich angenommene Eintheilung des Alters der ausgegrabenen Gegenstände nach einem Steinzeitalter und einem Bronzezeitalter müssen wir uns erklären; der Gebrauch beider Arten von Metall läuft bis in die jüngsten Grabhügel gemischt durch einander. Den Schluß der Schrift machen einige kurze Notizen über Alterthümer, die bereits der christlichen Zeit angehören, mit allgemeinen Bemerkungen über Gebäude, Inschriften, Münzen u. dergl. Beygegeben endlich ist eine Uebersicht des Arbeitsplanes und der Arbeiten der Kopenhagener Gesellschaft zur Schriftkunde der nordischen Vorzeit.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. Stück.

Den 17. December 1838.

G ö t t i n g e n.

Entscheidung der historisch-philologischen Classe der Königl. Societät der Wissenschaften über die die Echtheit des Chronicon Corbejense betreffenden Preisschriften. Bekannt gemacht in der Sitzung der K. Societät am 8. December.

Zur Lösung der von der Königl. Societät der Wissenschaften in diesen Gel. Anzeigen im Jahre 1837. St. 101. bekannt gemachten Preisaufgabe sind zu gehöriger Zeit drey Schriften eingegangen. Nämlich:

N^o 1. mit dem Motto: Non sum ille qui probabilia pro certis, qui conjecturas pro solidis argumentis venditat. 101 Seiten in 4.

N^o 2. mit folgendem: Tardi ingenii est rivulos consecrari, fontes rerum non videre, ususque nostri a capite quod velimus arcescere et unde omnia manant videre. 169 S. Folio.

N^o 3. mit folgendem: Salvis melioribus. 79 S. Folio.

N^o 1. sicht für, N^o 2 u. 3. gegen die Echtheit des Chronicon Corbejense.

Die historisch-philologische Classe hält es für zweckmäßig, erst den Inhalt der drey Schriften auszuheben und dann eine nähere Beurtheilung folgen zu lassen. Einzelne rühmende, tadelnde und berichtigende Bemerkungen werden sich gleichwohl am schicklichsten schon dieser Analyse beysügen *).

N^o 1.

schlägt diesen Gang ein: in seiner Einleitung stellt der Verfasser die ihm aus Büchern, zumahl aber aus handschriftlicher Mittheilung bekannt gewordenen Zweifel und Einwendungen gegen die Echtheit zusammen und sucht sie vorläufig zu entkräften. Es sind zehn Punkte. 1) Die zuerst von Stenzel [dem überhaupt das Verdienst zukommt, die Critik gegen die Chronik erregt zu haben] wahrgenommene grobe Nachahmung des Jul. Cäsar, die bey Widukind da, wo er dieselben Vorfälle berichtet, nicht getroffen wird, so daß dieser den Chronisten nicht vor Augen gehabt zu haben scheint. Der Verf. bemerkt, 'die Nachahmung erstreckte sich noch auf andere, von Stenzel nicht heraus gehobene Stellen, und der Chronist erzähle specieller als Widukind'. 2) Die Falschheit der Jahrzahl 983 bey dem Tode Erzbischofs Adeldag und die Angabe eines Würzburger Bischofs Poppo bey dem Jahre 984. 'Jenes 983 sey Druckfehler für 988; und wirzeburgensis Schreibfehler statt trajectensis'. 3) Adams von Bremen Unbekanntschaft mit manchen dieser, ihm doch sehr

*) Diese Bemerkungen des Mitgliedes der Classe, welches sich dem Geschäfte der Relation über die Preisschriften hauptsächlich unterzogen hat, sind in eckige Klammern [] eingeschlossen.

wichtigen, Corbeyer Nachrichten. 'Adam habe nicht das Chronicon selbst gekannt, nur einen Auszug desselben'. 4) Falke hat das Chronicon und alle übrigen in seinen Traditionen und sonst daraus angezogenen Stellen untergeschoben. 'Ein so allgemein gefaßter Vorwurf lasse sich nicht widerlegen und stütze sich nicht auf zureichende Gründe'. 5) Falke unterscheidet nicht zwischen Chronik und den übrigen Fragmenten. 'Allerdings thue ers nicht immer, aber doch einige Mal unverkennbar deutlich. Würde er, als Verfertiger der Chronik wohl Billing schreiben, da er in den Traditionen überall die Form Billing brauche?' [hier hat der Verf. nicht genau zugehört, in den Traditionen findet sich genug Billing, z. B. 539.]. 6) Ausgeschrieben sind die vita Remberti [oder Rimberti], Anskarii, Adalhardi, die translatio Viti. 'Kein haltbarer Grund nöthige zu solcher Annahme, und lezt gedachtes Werk erkläre ja Falke selbst für unecht'. 7) Durchgängig strebt die Chronik, genealogische und geographische Hypothesen Falkes zu bestätigen, einzelne solcher Bestätigungen führt Falke gar nicht an, wo sie ihm völlig entscheiden würden, er hat sie folglich nachher erst angefertigt. Auf diesen Einwand entgegnet der Verf., 'in der großen Masse seiner Materialien könne Falke wohl manches übersehen, und als Verfälscher werde er es sicher anders angelegt haben'. 8) Der im Mittelalter ungewöhnliche Ausdruck *lerna malorum* wird in der Chronik, und gerade auch in Falkes Schriften gefunden. 'Dieser mit großer Dreistigkeit ausgesprochene Einwand beruhe von Anfang bis zum Ende auf einem seltsamen Irrthume; es sey falsch, daß er bey mittelaltrigen Schriftstellern nie vorkomme [warum gibt der Verf. kein Beyspiel, dessen es hier durchaus bedürfte?]; dagegen sey er bey Falke trotz allem Nachforschen

nicht einmahl zu finden'. [Die Dreistigkeit fällt auf den Verf. zurück, in № 2. p. 124 wird lerna malorum aus zwey Stellen bey Falke richtig aufgewiesen.] 9) Falke ging bey der Zeugung allmählich zu Werke, er wollte sie vielleicht nicht ganz durchführen, sich aber Mittel vorbehalten, dem Widerspruche gegen seine Behauptungen zu begegnen. Unglaublich scheint, daß eine Reihe gleichzeitiger Annalisten, wo sie mit dem Chron. Corb. stimmen, es gerade ausgeschrieben haben sollten. 'Dieser Einwand solle durch die folgende Abhandlung widerlegt werden. Stenzel [nämlich, in einer Recension, vom J. 1825] räume der Chronik ein, daß sie im Jahre 1057 Lamberts von A. Hauptquelle sey'. 10) Der Beweis der Unechtheit liegt in Untersuchung aller Einzelheiten und dem Aufdecken unzähliger Widersprüche und Unmöglichkeiten. 'Dieser Einwand sey nur durch gewissenhafte, unparteyische Prüfung aller Einzelheiten zu beseitigen, dadurch werde man in der Echtheit bestärkt werden'.

Nach dieser Einleitung unternimmt nun der Verf. seine eigentliche Beweisführung.

Im ersten Abschnitte stellt er auf, daß Falke weder Verfasser noch Verfälscher des Chr. Corb. seyn könne.

I. Aus äußeren Gründen,

1) nach seinem Leben und Character. Er habe von frühe an sich der vaterländischen Geschichte geweiht, durch seine eifrige Theilnahme an den seit 1745 erscheinenden Braunschweigischen Anzeigen sich aber Feinde und Verächter zugezogen, die in ihrem Hasse so weit gingen, daß sie Falkes Anführungen aus ungedruckten Documenten für erdichtet ausgaben. p. 20. [Hier hätten bestimmte Stellen, welche diesen Vorwurf der Fälschung enthalten, genau sollen mitgetheilt werden.] Nach Erscheinung des Cod. Traditionum

sey er Willens gewesen, daß Chronicon Corbejense, die Fastos Corbejenses und den Catalogum confratrum S. Viti in Druck zu geben, das gehe hervor aus handschriftlichen, sehr zuverlässigen Mittheilungen [hier hätten Namen genannt und die eigentlichen Worte ausgehoben werden müssen]. Sein unerwartet eingetretener Tod habe alles gehindert, und seinen gelehrten Apparat völliger Zerstreuung oder Vernichtung preis gegeben. Eine bereits zu Papier gebrachte Widerlegung seiner Gegner sey von Falke vor seinem Ende verbrannt worden.

Obgleich kühnen, ja ausschweifenden Combinationen nachhängend, habe er doch jederzeit auf Wahrheit und strenge Quellenbenutzung gehalten, und unter den Augen des in der Corveyer Geschichte bewanderten Abtes Conrad gearbeitet.

2) Die Zeugnisse anderer bestätigen Falkes tüchtigen Character; bey mehreren 'angesehenen und sehr achtungswerthen Männern' im Herzogthume Braunschweig sind darüber Erkundigungen einge- zogen worden [wieder zu allgemein, ohne Nennung und Bestimmtheit]. Selbst des Abts Conrad Brief an Münchhausen, der auf Scheidt's Betrieb die fragliche Chronik einzusehen wünschte, aber abschlägig beschieden wurde, soll dafür zeugen. Der ganze Brief ist p. 25. 26 eingerückt.

3) Scheidt erlangte hernach eine Abschrift auf anderm Wege. Diese von Wedekind heraus gegebene Abschrift der Hannöverschen Bibliothek weicht aber hin und wieder ab von den Stücken, welche Falke in den Traditionen aushebt. Diese Abschrift weist also auf eine verschiedene, vor Falkes Zeit schon bestandene Quelle.

II. Aus inneren Gründen,

1) der Sprache und Darstellung nach. Falke schreibe gut Latein, in der Chronik seyen nicht

bloß Verstöße gegen die Grammatik, sondern auch der klösterliche Stil des Mittelalters.

2) Dem Inhalte nach. Die Chronik sey lückenhaft; wie leicht hätte ein Verfälscher auch solche Lücken ausgefüllt? Eine ganze Menge Falscher Muthmaßungen bleiben durch die Chronik unbestätigt; Falke beruft sich aber in seinen Traditionen nicht einmahl überall auf die Chronik, da wo sie ihn bestätigt. Man lese die Chronik mit unparteyischem Gefühl, es sey rein unmöglich, solche Nachrichten zu erdichten. Wie leicht hätte Falke z. B. ein Zeugniß für die bekannte Schenkung von Rügen an Corvey ersinnen können, da er diese Schenkung für richtig hielt. Die Chronik liefert einzelne sonst nirgends nachweisbare Nachrichten, sie nimmt z. B. nur einen Adelhard, nicht zwey, an, und die zwey Adelharde können vor einer tiefer eingehenden Critik nicht bestehen. [Hier wäre denn tiefer einzugehen, und die Behauptung zu erweisen gewesen.]

Ja, die Chronik wird bereits von Schriftstellern, die vor Falke lebten, angeführt (p. 37). 'Um nur ein Beyspiel anzuführen, der Verfasser eines Mssptes aus dem 17. Jahrh. — auf gleiche Weise ließen sich aus anderen Schriften noch mehrere Andeutungen über das frühere Vorhandenseyn der Chronik nachweisen, wenn dies nicht zu weit abführte'. [? Es hätte unmittelbar zu der Sache geführt! Senes nichts sagende, vage Zeugniß aus Wigands Corvey 1, 42. hätte längst schon Bedekind geltend gemacht, wenn ihm Kraft beywohnte.]

Unser Verf. wähnt hiermit schon die Echtheit der Chronik dargethan zu haben, will aber nun im zweyten Abschnitte noch andere Beweise für ihr Alter bringen, und zwar wiederum

I. Neußere.

1) Man habe zu Corvey von frühster Zeit an

historische Ereignisse aufgezeichnet. [Die Angabe der spätern Werke p. 41. 42 verschlägt hier nichts und konnte unterbleiben.]

2) Verhältniß der Chronik zu den gleichzeitigen oder älteren historischen Denkmählern. [Das drückt die Meinung des Verfs ungenau aus; wenn er annimmt, die Chronik sey Quelle für andere Denkmähler, müssen diese nothwendig später seyn.]

a) Widukind. Die Ueberzeugung dringe sich auf, daß dieser Annalist die Chronik vor sich hatte, aus seiner allgemeineren Darstellung aber die Besonderheiten der Chronik wegließ. ad a. 938 schreibe er sie wörtlich aus.

b) Thietmar. Er benutze sie nicht unmittelbar, sondern habe durch seinen Oheim, den nachmaligen Bischof Bruno II. von Berden Mittheilungen aus Corvey erlangt.

c) Adam. Benutze gleichfalls nur mittelbar.

d) Lambert. Habe von Corvey nach Hersfeld [der Vf. schreibt p. 55. 60 Hirschfeld] handschriftliche Mittheilungen empfangen, die Chronik und die Fasten *).

e) Die *vita Rimberti*, zu Corvey selbst abgefaßt, schöpfe aus der lebendigen Darstellung der Chronik.

f) Auch die *translatio S. Viti*.

g) Endlich sey von Antonius von Snazkenborg († 1474) in seinen Corveyer Annalen die Chronik hin und wieder ausgezogen worden. [Es wird nichts Bestimmtes ausgeführt.]

II. Innere Beweise.

1. Die Sprache. In einem Werke, das durch mehrere Jahrhunderte gleichzeitig die Begebenheiten verzeichne, müsse auch Stil und Schreibart wechseln. Während die früheren Nachrichten in

*) Unbegreiflich wird S. 61 Lambert zur sächsischen Periode geschlagen.

Ausdrücke der *Bulgata* gekleidet sind, werden die Ungarn-Einfälle des 10. Jahrh. in classischen Wendungen des Cäsar geschildert.

Es ist verdienstlich, daß S. 69. 70 einzelne Stellen aus der *Bulgata*, S. 71—76 [vollständiger als bisher] die aus Cäsar entlehnten, S. 77. 78 einige aus Virgil, und S. 79 selbst aus Cicero nachgewiesen werden. Der Vf. sieht darin nichts als die Unbeholfenheit der Geschichtschreiber des Mittelalters.

2) Gesammter Inhalt der Chronik. Sie zeichnet sich aus durch Lebendigkeit, Frische, Anschaulichkeit; man fühlt es bey vielen Zügen, daß sie aus unmittelbarer Kunde von Zeitgenossen herühren. Die Erzählung ist einfach klar.

Es bilden sich vier Hauptmassen; die Gründung der Abtey, die Missionen in den Norden, die Ungarn-Einfälle *) und die Bögte des Klosters.

Nachdem ein Auszug dieses Inhalts gegeben worden ist, faßt der Vf. seine Meinung zusammen (S. 96) und fügt hinzu, freylich seyen alle Zweifel erst durch Auffindung des Originals niederzuschlagen, welches, wie Falke unleugbar redlich aussage, hundert volle Jahre vor Widukind zu schreiben begonnen worden sey und so, gleich den *Fastis*, durch drey Jahrhunderte hin verschiedene Hände weise, folglich zwingt, eine gleichzeitige Abfassung anzunehmen. Alle Einwendungen wider die Echtheit der Chronik seyen voreilig und hervor gegangen aus Mangel an genügender Sachkenntniß und aus Verabsäumung einer gründlichen und allseitigen Untersuchung. [Was S. 99 u. 100 nachträglich über die wirklich erfolgte Auffindung einer Handschrift angegeben wird, soll im Verfolg noch berücksichtigt werden.]

*) über welche Verf. S. 88 eine besondere Schrift verheißt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

202. 203. S t ü c k.

Den 20. December 1838.

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Entscheidung der historisch-physiologischen Classe der K. Soc. d. Wiss. über die die Echtheit des Chron. Corbejense betreffenden Preisaufgaben.

N^o 2.

Nachdem in einer kurzen Einleitung bemerkt worden ist, daß die von 768 bis 1187, aber mit vielen Lücken, reichenden Berichte der in Frage stehenden Chronik sich selbst als gleichzeitige darstellen, folglich von verschiedenen Corveyer Mönchen nach einander, und mit zerrissenem Zusammenhange aufgezeichnet scheinen; zerfällt die Abhandlung in drey ausführliche Kapitel.

Das erste Kapitel liefert eine Critik des Verhältnisses, welches zwischen der Chronik und den übrigen Geschichtsquellen obwaltet.

1) In Bezug auf die Gründung von Neucorvey wird die vita Adelhardi und die translatio Viti verglichen, und gefunden, daß der Verfasser der Chronik beide kannte und nutzte. Seine

Abweichungen sind verdächtig. Er nimmt bloß einen Adelhard an, während jene zwey Adelharden kennen; er läßt den ersten Anbau auf Adelhards Betrieb schon vor seinem Exil nach der Insel Hero *) erfolgen, nach jenen unternahm ihn der jüngere Adelhard zur Zeit der Verbannung des älteren; er verlegt des (ältern) Adelhards Todestag vom 2. auf den 4. Januar und beruft sich dabey auf den Augenzeugen Thiadulf. So weichen noch einige andere Nebenumstände ab, welche die Aufmerksamkeit auf Neucorvey lenken sollen. Bey Marinus und Wala sind verwandtschaftliche Angaben zugefügt.

2) Beym Jahre 824 hat der Chronist die *annales Fuldenses* so wie deren Quelle, die *annales Einhardi* vor Augen gehabt, läßt jedoch den Tod des Papstes Paschalis dem Abte nach Corvey durch Wala melden, der dann zum zweyten Male (wovon keine andere Quelle, und seine *vita* nichts wissen) nach Rom gereist seyn mußte.

3) Beym J. 830 ist von Ansgar die Rede, und wieder wörtliche Einstimmung mit dessen *vita*, nur daß Autbert, den die *vita* als einen Altcorveyer schildert, zum Neucorveyer und Berichterstatter gemacht wird. ad a. 840 läßt die Chronik den Ansgar selbst nach Corvey reisen und von Ardgars Mission nach Schweden erzählen, die erst 851. 852 erfolgte! Was sonst der *vita Ansgarii* abgeborgt wird, kommt S. 27. 28. zur Sprache.

4) Verhältniß der Chronik ad a. 886 zur *vita Rimberti*. Die Chronik fingiert hier wieder eine briefliche Meldung.

5) Adam von Bremen hat die Chronik nicht gekannt, wohl aber sind aus ihm in sie Nachrichten

*) wohl eine der Hierischen Inseln im Mittelmeere.

ten übergegangen, und wieder Corveyische Bezüge hinzu erfennen.

6) Zu den Jahren 932. 933 wird Widukinds Bericht von dem Einbruche der Ungarn reichlich vermehrt und theilweise verändert. Und bey dieser Erzählung ist es, wo sich Stellen aus Cäsar so grob und handgreiflich nachgeahmt finden, daß durch die Phrasen und Wendungen selbst der Gang der Thatsachen gerichtet und verdreht zu werden scheint. Das Bild von dem Kriege fällt dadurch reicher aus und gewinnt Nebenzüge, die bey Widukind mangeln. Aber wie steht es um die Wahrhaftigkeit der Redaction? ist es glaublich, daß Widukind, wenn die Chronik schon vor ihm vorhanden war, solche wichtige Umstände unterdrückt und zu einer andern Erzählung verarbeitet haben würde? Daß ein Chronist seinen Vortrag mit Redensarten der Classiker zu schmücken sucht, beweist an und für sich noch nichts gegen seine Wahrhaftigkeit, und S. 46 wird ein Beyspiel aus Regino angeführt. Allein daß er Widukinds natürlichen Bericht auseinander reißt, Widukinds Klage in ein Radt des abgelegenen Heilangaus verlegt, Weihnachten zu Werla feyern läßt, bloß weil Cäsar sich ad conventus agendos nach der Gallia citerior wendet, die fines Hasugorum anbringt, bloß weil bey Cäsar die fines Belgarum genannt sind, daß er dem römischen Labienus sächsische Grafen substituirt, von welchen Widukind und die Geschichte nicht das geringste wissen, das muß Lüge und Fälschung seyn.

7) Die Erzählung der Chronik zu 984 stammt aus Thietmar; in den Jahren 1057 und 1070 werden Lambert und der Annalista Saxo ausgeschrieben. Wie unwahrscheinlich, wenn diesen beiden bereits die Chronik vorgelegen hätte, daß jeder daraus gerade das sollte gezogen haben, was

vom andern übergangen wurde. Das cantavimus Brunoni requiem soll einen Anstrich von Authenticität geben. S. 50. 51 sind andere Plagiate aus dem Annalista Saxo und den annal. corbej. Snakenburgii nachgewiesen.

8) Was dem Chronisten eigen verbleibt, sind dürre und kleinliche Meldungen. Was den Schein gleichzeitiger Niederschreibung hervor bringen soll, verdächtigt sich dadurch, daß es in allen Jahrhunderten auf eine und dieselbe Weise geschieht. Ueberall der nämliche Stil, in den Zusätzen überall ein Bestreben dem Kloster besonderes Ansehen zu verleihen, durch eingeschaltete Eigennamen genealogische und geographische Umstände zu bestimmen (S. 54. 55). Daraus blickt ein Plan des Verfälschers hervor.

Bisher ist bloß das Chron. corb., wie es sich in Bedekinds Ausgabe darstellt, erwogen worden, das zweyte Kapitel betrachtet es in Bezug auf Falke.

Münchhausen, der sich, ohne Zweifel für Scheidt, im Jahre 1752 um die Urschrift der Chronik bey dem Abte von Corvey bemüht, empfängt die ablehnende Antwort, daß die verlangte Chronik in den Kriegszeiten verloren gegangen, einer Aeußerung des Pastors Falke zufolge vielleicht in Wolfenbüttel zu suchen sey.

Derselbe Falke führt in seinem 1752 erschienenen Codex traditionum Corbejensium häufig Stellen aus dieser Chronik an; er hat die Handschrift eingesehen und gebraucht, vor ihm weiß niemand davon, nach seiner Zeit ist sie wieder verschwunden. Vor Herausgabe des Cod. traditionum sind seit dem Jahre 1745 in den Braunschweigischen und Hannoverschen Anzeigen eine Menge Stellen aus der Chronik durch Falke mitgetheilt worden. Manche unter

diesen Stellen begegnen gerade so auch in der von Bedekind heraus gegebenen Chronik, andere sind aber nicht in ihr zu treffen, werden jedoch von Falke in der Regel eben so, als einem chronicon manuscriptum coevum oder coaetaneum entnommen bezeichnet. Es ist für die ganze Untersuchung von unerläßlicher Wichtigkeit, sich eine vollständige Uebersicht dieser einzelnen Stellen zu verschaffen, und der Verf. von N^o 2. hat sie mit dem sorgfältigsten Fleiße zusammen getragen, genauer und vollständiger als es im dritten Bande der Bedekindschen Noten geschehen war.

1) S. 58 — 62 finden sich die verzeichnet, welche in der von Bedekind heraus gegebenen Chronik gleichfalls zu treffen sind.

2) S. 62 — 68 wird Bedekinds Annahme von zwey Chroniken widerlegt.

3) S. 68 — 88 stehen die übrigen weiter als die Bedekindsche Chronik reichenden Fragmente möglichst chronologisch gesammelt, und theilweise mit Anmerkungen begleitet. Diese ganze mühsame Arbeit ist keines Auszugs fähig.

4) Urtheil über die unter 3) verzeichneten Stellen S. 89 — 104. Auch hier lassen sich Widukind und Thietmar als Grundlage nachweisen, wiederum aber genealogische Interpolationen wahrnehmen. Zu zwey Stellen hat der Verf. keine Quelle auffinden können (S. 98. 99). Die Absicht der Täuschung bleibt unverkennbar.

Im dritten Kapitel wird aus allen bisherigen Ergebnissen gefolgert, daß die Chronik weder in der von Bedekind bekannt gemachten Fassung noch in den übrigen Fragmenten ein Erzeugniß des Mittelalters seyn könne. Sie ist mit Bedacht, Absicht und Aufwand manigfacher Kenntnisse aus der Hand eines Schriftstellers des 18.

Jahrhunderts hervor gegangen. Wenn nun hierbey aller Verdacht auf Falke fällt, so ist es freylich auffallend, daß dieser, der in unzähligen Fällen auf die Chronik als Quelle zurück geht, bey einigen seiner mühsamen Combinationen und Hypothesen, wo durch das Zeugniß der Chronik mit einem Schlage alle Zweifel abgeschnitten seyn würden, sie gar nicht anführt (Beyspiele S. 110. 111. 113. 115. 123). Hierauf wird S. 126. 127 geantwortet: der Trug scheint nur allmählich und sehr behutsam vollbracht zu seyn; nie war das ganze Werk ausgearbeitet, sondern nur in einzelnen Stücken. Aber kein anderer als Falke hat sie ersinnen können.

Ein merkwürdiger Beleg hierfür wird S. 112 — 116 aus der Geschichte des J. 932 gegeben. Widukind (Meibom S. 641) nennt den Lagerplatz König Heinrichs vor der Schlacht mit den Ungarn Riaede. Falke trad. Corb. p. 465 sagt: habemus pro Rade im lüneburgischen Heilangagau, denn das passe zu der alten Chronik, welche die Schlacht im pagus Belxa (Balsamergau, der an Heilanga stößt) geschehen lasse. Unter dieser alten Chronik sind aber hier die (sechsten) Fasti gemeint, in welchen irrthümlich (bey Harenberg und Wigand) der Satz 'Ungariorum exercitus in Belxam deletus' zum Jahre 932 verschoben wird, da er, wie erst Perz neuerdings gefunden hat, zu 938 gehört. Wie konnte Falke hier auf Radi bloß rathen, wenn das ihm bekannte Chronicon coevum (Wedekind S. 388) ausdrücklich sagt: interim Henricus rex castra metari jusserat ad locum Radi in pago Heilanga situm? Man muß annehmen: er hatte diese Stelle damals noch nicht fabriciert, sondern erst später zur Bestätigung seiner Muthmaßung. Die traditiones sind erst 1752 erschie-

nen, waren aber schon 1745 im Manuscripte vollendet. In den Braunschw. Anzeigen von 1752 macht er diese Stelle bekannt, hatte aber ihren Inhalt schon 1750 in den Hannov. Anz. geliefert. [In den Traditionen blieb stehen, was vielleicht schon vor 1750 abgedruckt war.] Und nur einer, der die Corveyer Handschrift der damals noch ungedruckten Fassen gesehen hatte, konnte jenes irrige 932 statt 938 haben, nicht ein gleichzeitiger Annalist des Mittelalters! Wer anders als Falke?

Ueberall begegnet die Chronik wunderbar seinen genealogischen und geographischen Conjecturen, die er stets eigensinnig und hartnäckig zu vertheidigen pflegte. Hätte ein anderer das Werk erfunden, was könnte ihm sonderlich an Falke's Meinungen gelegen haben?

Noch andere triftige Beyspiele S. 118—122.

Die Chronik hat S. 386 den gezierten Ausdruck *lerna malorum omnium* *), dessen sich Falke zwey Mahl, und vielleicht noch öfter, in den Traditionen bedient (S. 124).

Falke verheißt die Ausgabe der Chronik, bleibt aber damit zurück; in demselben Jahre, wo er sie verspricht, schreibt Abt Caspar an Münchhausen, daß die Hs. abhanden sey. Falke soll seine historischen Sammlungen stets in Tonnen aufbewahrt haben; wozu ein ängstliches Bergen wichtiger Denkmahle, die ein gelehrter Besitzer sonst gern vorweist? Seinen Zeitgenossen Harenberg zu Sandersheim trifft gleichfalls gegründeter Verdacht ähnlicher Fälschung (S. 126).

Wahrscheinlich wollte Falke nicht das ganze Werk, dessen Daseyn er behauptete, bekannt machen.

Am Schlusse der Untersuchung werden Beylagen angehängt

*) [*Λέρνα κικῶν.*]

1) über die Traditiones Corbejenses. S. 128. 129 ein Abriß des Lebens und der gelehrten Beschäftigungen Falke's. Bereits 1741 entschloß er sich, die traditiones bekannt zu machen, 1743 lag ein Fünftel des Ganzen vollendet und theilweise abgedruckt, das Ganze wurde 1745 fertig, allein erst 1752 ausgedruckt. Seit 1745 erschienen in Zeitschriften einzelne, oft schon der Rechtfertigung des noch unausgegebenen Hauptwerks gewidmete Aufsätze. Falke starb 1753. Der codex traditionum ist ein wichtiges, gelehrtes Werk, aber voll ausschweifender, unerwiesener Muthmaßungen. Die Ausgabe der zum Grunde liegenden Handschriften bedarf einer genauen Revision.

2) Die Fasti Corbejenses sind ein echtes [in Weise der ältesten Annalen nach 19jährigen Cyclen begonnenes und fortgeführtes] Werk, das Harenberg 1758 zuerst heraus gegeben hat. Besser Wigand 1831; von Perz ist eine berichtigte Ausgabe zu erwarten. Falke kannte diese Fasten, excerpierte und nutzte sie häufig. Alle Stellen, welche er aus ihnen angeführt hat, werden S. 136 ff. chronologisch zusammen geordnet.

3) Die Annales Corbejenses recentiores. S. 147 ff. *) Auch hier entspringt schwerer Verdacht der Uechtheit und Fälschung. Es wird S. 151 gewiesen, daß ein Bericht dieser vorgebliehen Annalen nicht einmahl aus älterer Quelle, sondern aus Schatens ann. paderb. entlehnt ist.

4) Necrologium Corbejense. S. 155. Falke führt es an drey Stellen an, gegen deren Echtheit Verdacht erwächst.

*) nicht die bey Paullini und Leibniß gedruckten annales Snakenburgiani.

5) Catalogus Corbejensis, wird nun gleichfalls urkundlicher Bestätigung bedürfen.

6) vita ms. Marsvidis.

7) Codex des Widukind, aus welchem Falke mehrmahls die abweichende Lesart notiert, hat vielleicht nie bestanden.

8) Alle diese Wahrnehmungen müssen auch Mißtrauen einflößen gegen die Art und Weise, wie sich Falke einer großen Menge anderer Denkmale und Urkunden des Mittelalters bedient haben mag.

N^o 3.

Behandelt im §. 1. die Geschichte der Handschrift, aus welcher die Chronik bekannt gemacht wurde. Es ist kein altes Original des Werks vorhanden, bloß eine in der Mitte des 18. Jahrhunderts gefertigte Abschrift auf der Bibliothek zu Hannover. Falke hatte seiner zuerst in seinem cod. traditionum Meldung gethan, die Auskunft auf Münchhausens Nachfrage zu Corvey führte auf Falke, der sich einer offenbaren Unwahrheit schuldig machte durch das Vorgeben, der Codex liege zu Wolfenbüttel, wo damahls gewiß auch Erkundigungen geschahen. War 1752 wirklich ein Original in Corvey vorhanden, so sieht man keinen Grund, warum der Fürstabt dessen Mittheilung nach Hannover hätte weigern sollen. War es, was viel wahrscheinlicher bleibt, nicht vorhanden, so begreifen sich die Ausflüchte eher, mit denen das Abhandensseyn eines so wichtigen Documents entschuldigt wird. Die später als 1752 nach Hannover gelangte Abschrift kann unmöglich ausgegangen seyn von einem in einer bekannten größeren öffentlichen Sammlung aufbewahrten Original. Aber auch kein Privatmann wußte damahls und später davon, der einzige

Falke will es gesehen haben. Falke (S. 617) zeihet zwar einen früheren Benedictiner, Dverham, heimlicher und fehlerhafter Abschrift einer Corveyer Chronik, allein das Hannov. Mspt stammt nicht aus Dverhams Nachlaß. Sie muß von Falke ausgegangen seyn, und dieser das Original entweder gestohlen oder erdichtet haben, und letzteres ist bey weitem wahrscheinlicher. Er wollte sein Lieblingswerk, den Codex tradit., durch Citate heben, 1752 um Mittheilung gedrängt, mußte er zur Erhaltung seines Rufes wenigstens etwas vorzuweisen haben, vielleicht war es nicht einmahl seine Absicht, das Erdichtete selbst heraus zu geben, und wenn er an Scheidt eine Abschrift sandte, geschah es sicher nicht zur Bekanntmachung. Warum schweigt Scheidt über das Verhältniß der Sache? Hatte er etwa die Abschrift wieder abzuliefern?

§. 2. untersucht Form und Inhalt der Chronik. Sie kündigt sich an als ein durch viele Jahrhunderte von verschiedenen Verfassern zu Corvey selbst fortgeführtes Werk, und zeigt mit andern solchen Aufzeichnungen des M. A. verglichen sehr viel Seltsames! Es sind weder allgemeine Annales, noch bloß örtliche Fasti, wie man sie sonst kennt, sondern beides zusammen, jenes der Form, dieses dem Inhalte nach. Zwar wird mit Corvey begonnen, und auch im Verfolg Corvey immer, schicklich oder gezwungen, dazwischen geschoben; allein den Hauptinhalt bilden nur drey Begebenheiten: die Missionen im Norden, der Ungarnkrieg und Streitigkeiten einzelner Großen. An den Missionen hatte zwar anfangs Corvey unmittelbaren Antheil, bald aber weniger, und die Sache ist dann bloß eine Geschichte der Wirksamkeit der Hamburger Kirche, und die Beziehung auf Corvey erscheint sehr gezwungen und ganz

gegen die Art der Annalen des neunten Jahrhunderts. Was Corvey in dieser Zeit selbst begegnet, wird nicht erzählt! Mit dem 10. Jahrhundert tritt aber die Kirchengeschicht zurück, und die Chronik verwandelt sich in weltliche Annalen. Die behandelten Ungarnkriege bleiben doch dem Corveyer Gebiet ziemlich fern. Viele nahe liegende, höchst wichtige Begebenheiten werden nicht aufgezeichnet. Gesah die Abfassung allmählich von mehreren, so fällt im Durchschnitt auf jede Generation nur eine Begebenheit; da sollte man doch glauben, daß ein Schreiber das Wichtigste Erlebte eingetragen hätte.

§. 3. Sprache und Ausdruck.

Theilweise findet man wörtliche Uebereinstimmung mit andern Annalisten, einzelnes ist aber dem Stile der Chronik eigenthümlich. Sehr gut wird das öftere *Cantavimus ei requiem* als verdächtig heraus gehoben S. 19 — 21; bey den Ersequien war in so früher Zeit das Requiemfingen noch ungewöhnlich. Man bat um die *celebratio memoriae* in der Kirche, nicht um ein Requiemfingen *). Beym J. 967 fällt auf: in

*) [Doch findet sich in den späteren *Annal. Corb. Snaakenburgii ad a. 1038.* bey dem Absterben des Bischofs Godeharts: *cui requiem cantavimus.* (So schreibt nämlich Ant. Schnakenburg, der 1476 starb), ferner *annales Corbej. ad a. 1325: occisus est archiepiscopus magdeburgensis — cantavimus ei requiem.* Eben so Joh. Craemeri († 1515) *Chronica S. Petri in monte Crucis ad Werram* (b. Paullini im *Syntagma*) p. 894 ad a. 1347 *cantatur requies pro defuncto.* Ferner p. 316 ad a. 1474 Alexander Löwe *scriba in Ysnac omnia nostra privilegia monastica, donationes etc. in unum volumen conguessit et satis nitide singula descripsit, pro quo labore requiem ei cantabimus cum tribus missis.*

Diesen Stil Schnakenburgs und Crämers aus dem 15. 16. Jahrh. ahmt Falke nach.

monasterio nostro nova Corbeja appellato; hätte sich damahls ein Gleichzeitiger so ausgedrückt? Der Ausdruck ist oft unnöthig schwülstig; Naturerscheinungen, in allen alten Jahrbüchern sorgfältig verzeichnet, kommen hier nur ein Mal anfangs vor, und dann nicht weiter.

§. 4. Näheres über den Inhalt des Werks.

Gleich im Eingange scheint der conventus ad Theodonis villam unpassend, zu Diedenhofen wurde weder 805, 806, noch 821 etwas für sächsische Gegenden ausgemacht. Die beiden Adelharden werden zusammen geworfen, Balas Sendung mit Lothar nach Italien ist nach der Stiftung Corveis gemeldet, während sie fast ein ganzes Jahr früher fiel; einer zweyten Reise geschieht nirgend Erwähnung.

Der Bericht zu 825 stammt aus einer von Falke in den trad. p. 733. gelieferten Urkunde, deren mangelndes Datum dort zwischen 826 — 840 gesetzt wird, seltsam genug, ohne der entscheidenden Stelle der Chronik zu gedenken. Entsprang diese Stelle erst später aus den Traditionen?

ad a. 826 kann der Name Thiadulfus aus dem Verzeichniß der Corveyer Mönche bey Meibom entlehnt seyn, der Sterbetag Adelhards aus den Bollandisten 2. Jan. *). Aber trad. corb. p. 56 ist die Chronik wieder unangeführt.

Die Verwandtschaft zwischen Adalhard und Ida ist von Falke in den Traditionen ermittelt, aber die Chronik spricht zu direct und unumwunden die Ergebnisse seiner Forschung aus (S. 30). Andere Geschichtswerke lassen dergleichen nur arglos und zufällig fallen. Einem Gleichzeitigen konnte nichts an Aufzeichnung so

*) aber II. non. Jan. ist der vierte Januar.

bekannter Dinge, wie diese Verwandtschaften für ihn waren, liegen.

S. 31 wird die Unbestimmtheit des Ausdrucks *confratres* gerügt, der bald auf *Altcorvey*, bald auf *Neucorvey* geht.

Die Traditionen S. 590. 591 vermuthen eine Verwandtschaft zwischen *Thiatgrim*, Bischof zu Halberstadt, und den Gebrüdern *Hildegrim* und *Ludger*, wobey zugleich [ganz falsch] behauptet wird, *Ludger* und *Liuthar* seyen derselbe Name. In der wieder unangeführten Chronik ad a. 827 trifft sich dieselbe Verwandtschaft und sogar die Namensform *Luitharius*!

Gegen den Stil von Annalen wird *Autberts* a. 827 unternommene Reise erst a. 830 angesetzt, weil er sie dann erzählt, und dem Chronisten der Erzähler, nicht die Erzählung Mittelpunkt. Diese folgt dem *Adam von Bremen*, mit der übeln Abweichung, daß die Reisenden völlig zu Schiffe gehen, nicht wie die glaubhaften Nachrichten sagen, von *Dorstadt* an zu Lande. Das Niederwerfen nach dem Aussteigen ist zwar recht hübsch, aber erfunden [das *positis in littore genibus* ist Stellen der Apostelgeschichte nachgeahmt, wie diesmahl N^o 1. S. 69 zeigt].

Daß J. 835 hat es hier lediglich mit *Hamburg* zu schaffen, und wird nur durch den *Geroldus propinquus abbas nostris* an *Corvey* geknüpft. Diese Verwandtschaft hat jedoch nichts für sich als *Falkes* Combination in den Traditionen, und scheint zu deren Erweis geschrieben.

Zum J. 836 schweigt die Chronik; eine echte hätte hier nicht vergessen des *adventus* S. *Viti* zu erwähnen, wie z. B. auch die *Fasti* thun. Ueberhaupt fehlt sonst die Angabe der wechselnden Äbte und Könige, ja alles merkwürdige Einheimische.

Hamburgs Verbrennung wird ins Jahr 837 gesetzt, wahrscheinlich nach falscher Berechnung; die rechte Zeit war wohl 839 (S. 37. 38) [es ist zu zweifeln, ob diese Berichtigung Beyfall erhalten wird; es kommt darauf an Adams v. Br. Zeitbestimmung: 'anno Luthewici senioris novissimo' auszulegen. Der Verf. nimmt senior für dominus, novissimus für primus. Es wäre doch natürlicher, daß dem Eigennamen nachgesetzte senior = der Ältere, im Gegensatz zu junior, und novissimus = ultimus zu nehmen].

Ad a. 840 wird in der Chronik sogar Anskars Anwesenheit in Corvey behauptet, deren kein sonstiges Zeugniß gedenkt. Der Verf. sagt S. 40 mit Recht: wenn A. dort weiter nichts zu thun hatte, als zu erzählen was die Chronik meldet, hätte er diese Reise sparen können.

Ad a. 855 heißt es, zu Meppen seyen bey Grundsteinlegungen Versteinerungen und ein Anker aufgefunden worden. Unserm Verf. fällt ein, daß um 1752 bey Trohätta auch ein Anker aus der Erde gegraben wurde.

In der Chronik (bey Bedekind) wird das Todesjahr des Abts Warinus übergangen, eine einzelne Stelle in Falles trad. p. 311 setzt dafür 853 an [vgl. N^o 2. S. 71], alle übrigen Nachrichten geben 856. Die Abweichung muß wieder auf einer Falfischen Combination beruhen.

Vielleicht soll, muthmaßt unser Verf. S. 42, die Interpolation ad a. 855 den allzu sichtlichen Zusammenhang mit der vita Ansgarii verstecken? Die Jahrsberechnung bey 861 scheint aus einem Mißverständniß dieser vita entsprungen (S. 43).

Auch den Ansfrib läßt die Chronik 865 nach Corvey kommen und Bericht erstatten; er starb

jedoch schon vor 865 zu Hamburg oder Bremen. Nach der Chronik erst 3. id. Dec. 865.

A. 910 wieder Verwandtschaften zur Bestärkung Falskischer Erörterungen. In diesem Jahre werden auch Norueni oder Norveni aufgeführt, eine unerhörte Benennung für Nortmanni, Nordmanni [sollte dadurch ein origineller, alterthümlicher Anstrich bewirkt werden? hatte der Falsarius irgendwo, z. B. in Berelius, die isländische Form Norræn gelesen?].

Ad a. 922 scheint offenbar zum Beweise des §. 391 der Traditionen geschrieben. Ein Siboda soll deutlich dem Geschlechte der Billinge gehören! Dem aus dem angesehenen Stamme Verbliebenen wird das requiem sogar solemniß gesungen. Der Verf. findet S. 50. 51 noch andere Gründe der Unechtheit.

Die Jahre 932. 933. 938 werden zusammen gefaßt und hernach im §. 6. noch besonders besprochen. Sie sonbern sich durch Inhalt wie Darstellung von allen übrigen. Die Erfurter Synode von 932 scheint richtig, man muß aber noch eine Reichsversammlung daselbst 935 annehmen.

A. 936 ist die Genealogie der Suaneberg verdächtig und wieder für das System der Traditionen erdichtet, in welchen nirgends auf diese Stelle der Chronik schon verwiesen wird.

A. 937 ist die vita Mathildis Quelle, die Genealogie aber zugefügt. Das Wenige, was 967 berichtet wird, füllt den weiten Raum zwischen 938 und 984; in diesen 46 Jahren hätten die gleichzeitigen Fortsetzer der Chronik nichts mehr und nichts anderes anzumerken gemußt?

A. 984 Quelle Thietmar; statt dessen Hessa-burg wird, ganz Falkeß Meinung zufolge, Asa-burg in pago Derlingo genannt, hernach ein

Hebesheim, eodem in pago Derlingo erwähnt. So genau geographisch reden Diplome, kaum Chroniken. Neuere Untersuchungen setzen das palatium Werla ins Hildesheimische, nicht in den Halberstädtischen Derlingau.

A. 983 offenbar nur Versehen des Abschreibers für 988.

A. 1009. 1035. Bisher nirgend etwas von Paderborn und Würzburg, aber die Verwandtschaften mit Bruno, dem Vogt von Corvey, sind der Anlaß. Seit 984 hat der Chronist die sonderbare Tendenz die Erben des Ecbertus monocolus zu erläutern, für den §. 430. der Falkischen Traditionen. Wie sollte ein Gleichzeitiger darauf gerathen seyn? Und Desenbog, eine für Corvey unwichtige Burg, bildet darum den Hauptfaden alles noch Folgenden. Stoff zu allen solchen Nachrichten scheint der Chronist in Necrologien, beym Annalista Saxo und selbst in Schatzens Annalen geholt zu haben. Die echten Corveyer Fasten kannte Falke nicht (S. 63).

Ad a. 1057 fast wörtlich aus Lambert, mit kleinen Aenderungen und Phraserverzierungen [warum wird zu der Redensart 'a teneris unguiculis' S. 64 ein sic geschrieben? sie ist gut ciceronianisch, epist. ad fam. 1, 6].

Ad a. 1139 schließt auch der Annalista Saxo; was noch ad 1187 gegeben wird, ist bloßer Lückenbüßer.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 22. December 1838.

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Entscheidung der historisch-philologischen Classe der K. Soc. d. Wiss. über die die Echtheit des Chron. Corbejense betreffenden Preisaufgaben.

Nach solcher Critik des Inhalts der Chronik zieht nun der Verf. §. 5. seine Resultate zusammen.

Die Chronik bietet wenig Eigenthümliches, nicht schon aus anderen Quellen Bekanntes. Sie liefert nur genealogische und geographische Zusätze, kein erhebliches Factum. (Vom Inhalte der Jahre 932. 33. 38 wird hier abgesehen.) Die übrigen Geschichtsquellen können sich unmöglich aus der Chronik herleiten, denn alle ihre Eigenheiten erscheinen im Chr. Corbejense, keine der Eigenheiten des übrigen Chr. Corb. zeigt sich in ihnen.

Die Excerpte aus älteren Geschichtsquellen können aber nicht schon im Mittelalter, etwa im 13. Jahrh., gemacht worden seyn, da sie sich als gleichzeitige Berichte geben, folglich teuschen wollen. Ein Zweck der Teuschung wird bey der-

gleichen Meldungen erst in neuerer Zeit denkbar, wo sie an sich und durch sich allgemeiner Werth in Anspruch nehmen dürfen.

Man kann es auch so ausdrücken (S. 68): die Chronik ist unwichtig, weil sie erst spät verfaßt wurde, sie ist spät verfaßt, weil sie wenig Eignes gewährt.

Der Vf. stellt nochmahls S. 68 — 70 zwölf Momente auf, die man bey ihm nachlese. Er fügt S. 71 sieben Gründe bey, welche den Verdacht des Falschens auf Falke werfen.

Dann erwägt er [äußerst kurz] die übrigen *Fragmenta Corbejensia* (S. 72).

§. 6. gelangt er noch besonders auf die Beschreibung des ungarischen Krieges in den Jahren 932. 933. 938. Sie scheint ihm so lebendig und selbständig, daß er annimmt, Falke habe hier wirklich ein echtes und gleichzeitiges historisches Bruchstück gehabt und eingeschoben. Er geräth auf die Meinung, es sey ein Fragment aus der verlorenen Geschichte *Bovos*, ja er fragt (S. 76), ob es vielleicht Falke die Idee einer *Corveyer Chronik* könne an die Hand gegeben haben? Er hält das Fragment für unzweifelhaft echt, gleichzeitig und *Widukinds* Quelle.

B e u r t h e i l u n g.

Nach dieser ausführlichen Darlegung des wesentlichen Inhalts der drey Schriften — dessen Mittheilung für die Kenner der deutschen Geschichtschreibung nicht ohne Interesse seyn wird — läßt die historisch-philologische Classe ein näheres Urtheil über den Werth dieser Schriften folgen.

N^o 1. ist unbedeutend, und selbst wenn die Echtheit der Chronik fest stände, müßte man sagen, daß es deren Sache schwach vertheidigt.

Der Verf. hat sich durch Betrachtung der Chronik gar keine Zweifel selbst geschöpft, sondern bloß von außen einige zutragen lassen, die er dann oberflächlich abthut. Er redet allenthalben von tiefer, strenger, unpartenischer Critik, weiß sie aber nicht zu üben. Die Einwendungen werden ohne Plan und Ordnung, wie sie gerade aufstoßen, erwogen. Bloß um Nachweisung der aus der Vulgata und den Classikern nachgeahmten Stellen gibt sich der Vf. einige nicht fruchtlose Mühe, es war aber bey Cäsar aus dem Index einer guten Ausgabe nicht schwer. Vertraulichkeit mit dem Sprachgebrauche des Mittelalters bewährt die S. 30 gemachte Anmerkung nicht, daß man durchweg *domnus* für *dominus* geschrieben habe; wenn es der weltliche Titel Herr ist, that man es, allein Gott nannte man *dominus* nicht *domnus*. Falke verstand sich auf diese Unterscheidung eben so wenig *). Die Schreibart in der ganzen Abhandlung ist trocken und gewöhnlich, S. 26. Note 3. steht Páz für Pez, und Hirschfeld f. Hersfeld ist schon gerügt.

Nº 2. ist eine sehr fleißige, gründliche Arbeit, die auch das vorgesteckte Ziel treulich erreicht. Der Gegenstand wird ordentlich, planmäßig verfolgt, und in Herbey-schaffung des äußern Materials kaum etwas übersehen. Die Critik geschieht mit Ueberlegung und historischer Sachkenntniß. Der Verf. greift nicht unmittelbar an, sondern allmählich, und seine Gründe verstärken fortschreitend ihr Gewicht. Die Resultate sind klar und überzeugend genug, sie hätten glänzender und stärker zusammen gefaßt werden können. Die

*) daß Falke sonst besser Latein zu schreiben weiß, als der Pseudochronist, begreift sich, dieser sollte eben durch schlechteren, mittelaltrigen Stil glaubhaft werden.

Darstellung ist einfach, geschäftsmäßig; ausgezeichnet heißen kann sie nicht. Ueberhaupt mag der Untersuchung vorgeworfen werden, daß sie den Gegenstand zwar gehörig zur Entscheidung bringt, aber nicht an sich erschöpft, sie thut die Verfälschung der Chronik dar mehr dadurch, daß sie den Maßstab echter Denkmale daran hält, als aus dem eignen Inhalte des Nachwerks selbst. Der Verf. hätte die sehr fehlerhafte Abschrift seiner Abhandlung der Societät nicht ungebeffert vorlegen sollen; es war lässig, sich in manche einzelne Citate und Ausdrücke zu finden.

N^o 3. geht der Chronik unmittelbar und tüchtig zu Leibe. Die Abhandlung ist sichtbar schneller und lebhafter entsprungen als die vorige, das Material steht ihr nicht so zur Hand, manche Irrthümer laufen mit unter, aber die Forschung ist gedankenreicher und innerlicher. Auch hier wird das Resultat der Unechtheit gewonnen, zum Theil mit denselben, oft mit anderen und kräftigeren Mitteln. Eine unglückliche Idee war die im §. 6. behauptete Echtheit der Stücke von 932, 933 und 938. Der Vortrag sollte abgemessener und leichter seyn, wird auch durch einzelne Fehler entstellt, z. B. den widrigen Provinzialismus *bislang*; durch den unzulässigen Ausdruck *Excerptient* (S. 59. 73) u. a. Hauptvorwurf scheint, daß der Vf. nicht genugsam auf die Würdigung der doch schon von Bedekind gesammelten Fragmente eingeht, wodurch er nachtheilig absticht von N^o 2.; dann, daß er meint, Falke habe die *Fastos Corb.* nicht gekannt (S. 63. 71. 73), da doch das Gegentheil aus dem *Cod. Traditionum*, z. B. S. 239. 647 hervor geht. In allem was das Falkische Material anlangt, ist N^o 2. belehener als N^o 3.

Bevor die Beurtheilung zum Schlusse gelangt, muß nochmahls auf die Sache eingegangen werden. Man kann sich der Anerkennung eines Falsums nicht weigern, und zwar aus folgenden Gründen:

1) die Urschrift gebricht, und hat sich nie und nirgends gezeigt. War sie da, warum bleibt sie ein Geheimniß? es war keine Ursache zur Verbergung, dem Herausgeber hätte sie niemand streitig gemacht.

2) Falke hat sein ganzes Leben an die Corvey'sche Geschichtschreibung gesetzt; er ist ein gelehrter Mann, steckt aber voll genealogischer und geographischer Hypothesen, welche er aus hartnäckigste *) zu vertheidigen sucht. Er ist mit seinem Landsmanne Harenberg befreundet, dessen historische Treue übel berüchtigt steht. Er allein citirt und verheißt Chronik und Fragmente lange Zeit hindurch, und die Nachfrage darum führt auf ihn.

3) Die Chronik enthält nichts Eigenthümliches von Werth für die Geschichte; jedes andere echte Original ist reicher an Nachrichten. Bloß Genealogisches und Geographisches liefert sie fast allermähr, gegen die Art der übrigen Denkmähler des Mittelalters, und gerade zur Bestätigung Falkischer Hypothesen.

4) Sich darstellend als gleichzeitige Aufzeichnung verräth sie durchgängig den Plan und Zweck eines einzigen modernen Abfassers. Nicht bloß die Chronik, auch die noch nicht in sie aufgenommenen Fragmente sind durch alle Jahrhunderte in demselben Stile. Z. B. das *cantavimus ei requiem ad a. 888. 922. 1045. 1057*; so wie in einem Fragment *ad a. 903* (tradit. p. 588). Nach der Chronik *ad a. 932*

*) wie heftig ist er z. B. gegen Paderbornische Ansprüche und deren Vertheidiger!

bergen sich bey dem Einbruche der Ungarn die Mönche: in saltum soligo; eben so in Fragma. ad a. 915 inter arbores saltus soligo (trad. p. 604)

5) Stil und Inhalt geben Anstoß. № 3. hat Norueni und jenes cantare requiem hervor gehoben. Auch andere Sammlungen für Sprache und Gebräuche des Mittelalters gewähren keins von beiden; ein Klage lied auf Heinrich des Zweyten Tod im J. 1024 endet zwar jede Strophe mit dem Vers: Heinrico requiem rex Christe dona perennem *), allein dieser poetische Erguß ist sehr von einem kirchlichen Ritus unterschieden. Den Ausdruck lerna malorum wird sich doch nicht Falke aus der Chronik angeeignet haben sollen? Man könnte auch an den deutschen Namensformen aussetzen, z. B. wenn ad a. 922 steht: rogatu Fratrum Siboda et Billingi, so würde schwerlich ein Mönch des 10. Jahrh., dem noch die deutschen Flexionen gefügt waren, zu dem lat. Gen. Billingi den deutschen Nom. Siboda, sondern entweder gesetzt haben Sibodae, oder Sibodan, oder Sibodonis. ad 1187 erforderte die alte Sprache Hermannsburg st. Hermansburg u. dergl. m. Sonst mag der Falsarius Archaismen der lat. Diction, die einen alterthümlichen Anstrich geben sollten, sogar gesucht haben. Dahin kann man rechnen: spondisse (ad a. 936) f. spopondisse; das oft falsch angewandte domnus f. dominus, wovon schon oben S. 2027 die Rede.

6) Im Inhalte fällt die mangelnde Erwähnung solcher Zeitereignisse auf, die einem Annalisten jener Jahrhunderte zu Corvey wichtig seyn mußten, eben so sehr als die geschehene Mel-

*) Jac. Grimm lat. Gedichte des 10. u. 11. Jahrh. S. 333. Vgl. die Anm. zu S. 2019.

ding solcher, woran ihm nichts gelegen seyn konnte.

7) Zugegeben, daß einzelne Schriftsteller des Mittelalters, aus Schule oder innerer Armuth, Phrasen aus Classikern oder Kirchenvätern entwenden; so ist doch zu arg, wie in den besprochenen Stellen Cäsar geplündert wird, nämlich bis zur Einrichtung der Begebenheiten nach dem Vorbilde. Daß Widukinds Bericht sich rein hält von allen diesen geschminkten Wörtern und Redensarten verbürgt uns, daß er diese Corveyer Chronik nie gekannt hat, aber auch, daß die Erzählung nicht von Bovo seyn kann. Schon ein natürliches Gefühl wird sie verwerfen, wenn sie gleich keine innern Widersprüche und Schwierigkeiten darböte, worauf wir nachher noch zurück kommen werden.

8) Die Confrontation der Chronik mit echten und alten Denkmählern deckt Blößen und Unmöglichkeiten auf. N^o 2 und 3. haben hinreichende, wenn gleich lange nicht erschöpfende, Belege gegeben.

9) Gleichzeitig *) und allmählich im Kloster entsprungen, kann eine solche Chronik nicht seyn; hätte sie Falken als ein vor ihm irgendwie zu Stande gebrachtes Werk vorgelegen, so war er gelehrt und spitzfindig genug, wenigstens viele dieser Mängel einzusehen; aber er thut nichts als ihre Trefflichkeit rühmen, und äußert nicht den leisesten Zweifel. Sein Verhältniß zur Chronik zeigt sich nicht als ein unparteyisches. Es kommt hinzu, daß er auch für

*) den Schein der Gleichzeitigkeit bewirkt noch nicht das häufige *noster*, das bey Ant. Snakenburg überall steht; sondern das *'retulit nobis'*. Wiewohl auch Ant. Snakenburg ad a. 1164 unpassend: *'nescimus'*, *'nobis mittuntur'*.

die *Annales recentiores* gewissenlos den Schatzen excerpirt, die Ausgabe der Traditionen fahrlässig und vielleicht ungetreu besorgt hat, und seine Lesarten aus Widukind Verdacht erregen.

10) Wenn etwas bey Vornahme dieser Prüfung bedenklich und seltsam erscheint, so ist es das Verhältniß der Chronik (wie sie Wesbekind gibt) zu den nicht in sie aufgenommenen, aber von Falke sonst bekannt gemachten zahlreichen Fragmenten. Sind diese aus derselben Schmiede, und ihre ganze Art, bis auf Eigenheiten des Stils (vorhin unter 4), zwingt es zu glauben, warum sind sie in die, sicher doch von Falke herstammende, Redaction der Chronik nicht eingegangen? Sie mußten ihm eben so sehr am Herzen liegen als die übrige Chronik. Sie sind auch wohl nicht später erfunden, wie man überhaupt mit der gezwungenen Ansicht, daß er den Trug allmählich vollführt habe, nicht recht durchlangt. Vor dem Jahre 1745, wo die Anführungen beginnen, muß das ganze untergeschobene Werk ihm fertig gewesen seyn, und wahrscheinlich enthielt es noch mehr, als wir kennen. Das Falsum scheint nicht bloß für die Ausgabe der Traditionen, sondern für eine ausführliche Geschichte Corveys angelegt. Es war in Bereitschaft, er rückt aber nicht auf einmahl hervor damit, und so wie er bey vielen Conjecturen absichtlich schlagende Stellen der Chronik zurück hält (denn daß ein auf Genealogien zc. erpichter Mann ihm zugängliche Beweise nicht im Gedächtniß behalten habe, wird niemand glauben), scheint er auch nur einen Theil oder Auszug des erdichteten Werks vorläufig zur Bekanntmachung gerüstet zu haben. Vielleicht gab er, um Mittheilung gedrängt, jetzt nur das gar nicht einmahl betitelte Stück, vollstän-

digere Ausgabe zur gelegenen Zeit sich vorbehalten. Ist das Ganze vor seinem Tode vernichtet worden? oder nachher verloren gegangen? oder gar noch auffindbar? Daß die Erfindung mit Umsicht und guter Ueberlegung geschah, liegt am Tage, so viel schwache Seiten sie uns heute darbietet. Bey manchen Fragmenten ist die Absicht des Trugs nicht mehr zu durchschauen *), sie würde sich erst durch die Corveyer Geschichte aufklären; es mögen auch zur Versteckung ganz unschuldige, d. h. nichts beweisen sollende Stücke, untermengt worden seyn, wohin man z. B. den in den Traditionen zwey Mahl S. 465. 604 angeführten Hexameter zählen wird:

Tantus ubi infernus qui caesos devoret
omnes?

Man sollte wünschen, der Vers wäre echt, und fände sich als Variante in einer Widukindischen Handschrift bey der bekannten Erzählung (Meibom S. 636). Wenn auch die sächsischen Mimi nicht in lateinischer Sprache, sondern in deutscher declamiert haben, könnte doch ihr deutscher Vers schon in alter Zeit ins Latein übertragen worden seyn.

Uebrigens, so bald man zugibt, daß Chronik und Fragmente zusammen gehören, schwächt sich auch der Vorwurf mancher Lücke (vorhin S. 2024 zwischen a. 938 und 984, was die Fragmente allerdings schon ziemlich ausfüllen).

11) Wie einem echten Geschichtswerke immer neue Bestätigungen zuwachsen, so wird sich auch die Falschheit eines triegerischen an immer zahlreicheren Beyspielen ergeben. Während dieser Prüfung der Preisschriften sind noch mehrere treffende Belege für die Unechtheit der Chronik an

*) auch in der Chronik sieht man nicht, wozu ad a. 933 ber noster Hogerus soll?

Licht getreten, welche in № 2 und 3. übersehen werden, und welche die Classe hier noch anzuführen nicht umhin kann.

A. Falke macht die ducissa Ida zu Adalhard's und Walas Schwester und baut sehr viel auf diese Verwandtschaft:

Tradit. corb. p. 62. 280. 281.

Um zu diesem Resultate zu gelangen, verdreht er eine Stelle in der translatio Pusinnae, namentlich den da vorkommenden Ausdruck horum; seiner falschen Auslegung folgen Perz 2, 682. und Bedekind Noten 1, 152. Falke erwähnt jedoch bey seinen Ausführungen einer für ihn entscheidenden Stelle in der geschmiedeten Chronik nicht, wo es (Bedekind S. 379) geradezu heißt: *Walam fratrem Adalhardi atque Idae.* Dadurch werden Perz 2, 569 und Bedekind 1, 143 verführt. Die Irrthümer theilt auch unser № 2. S. 30. Dagegen kann man sich leicht überzeugen, daß Ida nicht die Schwester Adalhard's und Walas war. Klar entscheidet dagegen die *vita Adalhardi*, welche dem Bernard, Pippin's Bruder, ausdrücklich nur fünf Kinder beylegt, drey Söhne Adalhardus, Wala, Bernarius; zwey Töchter Gundrada, Theodrada *). Keiner Ida wird erwähnt, und eben so wenig erwähnt auch die *vita Idae* selbst jener Verwandtschaft, deren Ruhm sonst nicht unterblieben wäre. Der genealogische Zusatz in der falschen Chronik vollendet diesen Beweis. Falkes Stammbaum S. 283, der dem Bernard sechs Kinder zulegt, ist falsch, eben so der in Bedekinds Noten 1, 143.

B. Einen noch schamloseren Trug hat zwar № 2. S. 91 schon aufgedeckt, aber nicht stark genug darüber gesprochen. Im §. 279. der Cor-

*) Perz 2, 527. 528.

vener Traditionen (S. 510 bey Falke) stehen zwey ganz unschuldige Namen, ein Erdag und seine Frau Sberburgh. Hierzu ersinnt nun Falke eine S. 369 angeführte Stelle der Chronik, worin diese Gerburg (er behält immer jene sächsische Schreibung Sberburgh bey, obschon die Chronik sonst nicht aspiriert, sondern Geroldus, Adalgerus schreibt, nicht Sberoldus) eine filia regis Hludovici heißt, was dann näher, aber mit völliger Bestimmtheit auf Ludwig den Deutschen gezogen wird. Unsere echten Denkmähler, die genug von Ludwig dem Deutschen und seinen Verhältnissen reden, nennen aber nirgends diese Tochter, noch den Schwiegersohn Ertag. Die annales alamannici führen sogar Ludwig des Deutschen wirkliche Töchter auf, nämlich Hildigart, Irnangart und Berhta (Verk 1, 50. 51. 68). Von keiner Gerburg, oder nach alamann. Schreibung Kerpurg verlautet etwas. Falke geht aber weiter; er knüpft auch den Erdag an das Conradinische Geschlecht, und macht ihn zum Urgroßvater, Gerburg zur Urgroßmutter des Königs Conrad. Man sehe seinen Stammbaum S. 370. Hierdurch verführt, hat man glauben gelernt an einen engen Zusammenhang des Carolingischen und Conradinischen Hauses, vergl. Wenz's hess. Gesch. 2, 564 ff. und wahrscheinlich aus dieser Rommel 1, 73.

C. ad a. 825 hat die Chronik: in monasterio nostro omnia fuerunt serena. Quatuor stellae in eo apparuerunt cum omnium tripudio, scilicet Esic, Enno, Tiaddo et Ecbert, qui postea nunquam se cum abbate nostro conjunxerunt. Was soll das letzte heißen? diese vier Männer kamen damals nach Corvey zum Besuch, und sahen dann den 826 (in Altcorvey) sterbenden Abt Adalhard nicht wie-

der? Die Phrase *quatuor stellae* ahmt nach die *annales Corb. Snakenburgiani*, wo ad a. 817 bey Leibniz 2, 296 *): *Tres stellae fulgebant in hoc novo caelo saxonico Adelardus, Vvarinus et Ansgarius, qui errantibus in tenebris viam monstrabant ad caelum*; die Parallele ist *N^o 2. S. 51.* und *N^o 3. S. 29.* schon gewiesen. Das Bild ist von Geistlichen gebraucht passend, zumahl mit der in der letzten Chronik beygefügtten Wendung. Aber von Weltlichen klingen diese *Stellae* seltsam im Munde eines sein Jahrbuch schreibenden Mönchs; Weltliche aus vornehmen Geschlechtern wird jedoch Falke darunter meinen, wiewohl er in den Traditionen noch nicht enthüllt, was er mit ihnen vor hat. Bedekind läßt sich auf Deutung dieser Namen nirgend ein, und es scheint nun verlorene Mühe, sich damit zu befassen.

D. Auch die berühmte Erzählung ad a. 932 scheint uns noch einiger Beleuchtung werth. Das *Widukinds locus Riaede* oder *Riade* ein *Radi* seyn solle, ist schon grammatisch unmöglich, weil der Diphthong *ia* oder *ie* völlig absteht von *a*, und noch heutzutage würde keine Aussprache die Wörter *Ried* und *Rad* verwechseln. *Riad* ist aber die altsächsische Form, welche der althochdeutschen *Reot* entspricht, es wird damit ein Ort bezeichnet, wo *Ried* oder *Schilf* wächst, und viele Dörter heißen so. Der bey *Widukind* gemeinte Ort muß nicht zu weit von *Erfurt* gewesen seyn, weil *Heinrich I.* am 1. Junius 932 an beiden Orten war (*Böhmer's regesta N^o 62. 63.*). Das *Radi* im *Lüneburgischen Heilanga* ist folglich abgeschmackt; Falke muß es sich lange ersonnen haben, denn auf seiner vierten geographischen

*) oder bey *Paullini Syntagm. S. 369.*

Karte in den Traditionen findet sich (ganz oben im Blatte) bey Radi angemerkt: locus castrorum Henrici Aucupis anno 932.

Ferner: Widukind berichtet a. a. D. ein Theil der Ungarn sey im östlichen Thüringen geblieben: qui autem in oriente mansit exercitus audivit de sorore regis, quae nupserat Widoni Thuringo (erat namque illa ex concubina nata), quia vicinam urbem inhabitaret, et multa pecunia ei esset auri et argenti, unde tanta vi urbem expugnare coeperant, ut nisi nox visum pugnantis impeditet, urbem caperent. Die Feinde hofften auf einen reichen Fang. Sie hatten vernommen, daß eine natürliche Tochter Herzogs Otto, also des Königs natürliche Schwester, mit ihrem Manne Wido, einem Thüringer, auf einer benachbarten Burg hause und viel Schätze bey sich habe, deren sie sich mit schneller Gewalt bemächtigen wollten, das ei geht auf die Frau, nicht auf Wido, eben so inhabitaret. Ihr Gemahl, der Wido, ragt in der Geschichte nicht vor, und wird sonst nirgends erwähnt. Den Namen der Burg nennt Widukind nicht, bezeichnet sie bloß als urbs vicina, er pflegt sonst urbes größere Ortschaften zu nennen, denen damahls in deutscher Sprache burg gegeben wurde, urbes sind z. B. Magadaburg, Heresburg, Throtmanni (Dortmund); kleinere Dörfer nennt er locus, villa, z. B. jenes Riad. Auf keinen Fall führte die gemeinte urbs ihren Namen nach dem jetzt da wohnenden Wido; eine Burg heißt wohl nach ihrem Erbauer oder nach einem alten Ahnherrn, nicht nach einem Bewohner, und außer Wido wohnten im J. 932 sicher noch andere dort. Der unglückliche Falke erfindet aber daraus eine

urbs Widonis, und an diese Widons Burg glaubt nicht nur Bedekind Noten 1, 86. 2, 343, sondern auch unser Vf. N^o 2. S. 42. 47. Es ist mithin vergeblich, diese Widonsburg, von welcher auch spätere Urkunden nichts wissen, auszumitteln. Dahmann meinte früher Wittenberg (Bedekinds Noten 2, 343), aber berg ist nie burg, und aus dem d in Wido wäre kein tt geworden. Der Verf. von N^o 1. S. 89. rath gleich unnöthig und unzulässig auf Wettin. Uebrigens fühlt man beym Durchlesen Widukinds, wie weit lebendiger und specieller der echte Anna-List zu erzählen weiß, als das geschminkte Nachwerk, welches Züge verschmährt wie die Erwähnung der natürlichen Schwester Heinrichs, der in der Schlacht vorgetragenen Engelsfahne zc.

Ohne Zweifel läßt sich noch an viel anderen Umständen der Trug gewahren; es sey hiermit genug.

Noch ist eines Umstandes zu gedenken, wovon die Societät die erste Nachricht durch einen Anhang der Preisschrift N^o 1. S. 99 ff., und bald genauere Kenntniß durch eine nachgesandte ausführliche Mittheilung desselben Verfassers erhielt: der Auffindung einer andern Handschrift des Chronicon Corbejense im Archive zu Wolfenbüttel.

Da aber das Wolfenbüttler Manuscript, wie der Verf. sorgfältig nachweist, von Falke selbst geschrieben ist: so zeugt es begreiflich weit mehr gegen Falke, auf den der Verdacht der Fälschung nun mit Entschiedenheit hingelenkt wird, als für ihn.

Das Manuscript enthält nichts, als was auch zu Hannover eben so verbunden liegt, die Fasti

und das Chronicon; dieß nicht etwa in einer weitläufigern, auch die Fragmente umfassenden, Bearbeitung.

Was der Vf. der Abhandlung *Nº 1.* in dem eingereichten Nachtrage aus der Falkischen Handschrift, von welcher er der Societät eine sorgfältig angefertigte Copie mittheilt, für die Echtheit des Chronicon zu gewinnen glaubt, fällt nicht schwer ins Gewicht. Falkes Randbemerkung: *ita membrana*, und bey einer Stelle der *Fasti: ita in chronico*, sollte wohl nur das Publicum, oder wem er sonst diese Copie bestimmte, teuschen. Er schrieb *circumdederentur* für *circumdarentur*, um den Schein eines mangelhaften Lateins, wie es im Mittelalter vorkommt, zu erwecken. Er bedient sich durchgängig der langen *s* statt *z*, der kleinen Buchstaben bey Eigennamen, weil er diese Kennzeichen aus alten Handschriften, z. B. eben der der *Fasti*, leicht entnahm.

Wie aus den abweichenden und meistens besseren Lesarten der Wolfenbüttler von denen der Hannöverschen Handschrift die Echtheit des Werks hervor gehen solle, begreift man nicht.

Es wären überhaupt nur zwey Fälle denkbar. Entweder führt die Verschiedenheit beider Texte auf zwey Handschriften als ihre Quelle, oder nur auf eine.

Im ersten Falle hätten wir zwey alte Handschriften anzuerkennen, da doch in der That nicht eine einzige erweislich ist. Niemand wird es unternehmen, diesen ersten Fall zu begründen.

Wenn also nur der zweyte eintritt, d. h. beide Abschriften eine Quelle haben, so könnte wieder von Belang seyn, daß sie zu ganz verschie-

dener Zeit gemacht wären. Hätte der Abschreiber des Hannöverschen Textes im 17. Jahrhundert gelebt, so würde dadurch zwar noch nicht die Echtheit der Chronik erwiesen, aber aller Betrug und Verdacht von Falke abgewendet. Da indessen beide Abschriften gleichzeitig sind, die Hannöversche auch aus der Mitte des 18. Jahrhunderts herrührt, so ist nichts glaublicher, als daß diese nach der Wolfenbüttler, oder nach einem andern Falschen Concepte genommen wurde. Hatte der Copist den Wolfenbüttler Text vor sich, so arbeitete er nachlässig, und flüchtig. Schrieb er einen andern Text ab, so erklärt sich die Abweichung noch leichter, allein auch eine solche andere Grundlage führt, nach allen Untersuchungen, immer auf ein Nachwerk Falkes zurück.

S c h l u ß.

Nach dieser Prüfung, theils der eingelaufenen Preisschriften, theils der Gründe für die Echtheit oder Unechtheit, die aus dem Chronicon Corbejense selbst noch gezogen werden konnten, glaubt die historisch-philologische Classe ihr Endurtheil über den Werth der vorliegenden Schriften hinlänglich begründet zu haben.

N^o 1. kann den Preis nicht ansprechen.

Zwischen N^o 2 und 3. konnte die Entscheidung zweifelhaft erscheinen. N^o 2. ist gründlicher, fleißiger, N^o 3. lebhafter, kräftiger, geistreicher geschrieben. Jede dieser Abhandlungen durfte, für sich stehend, gekrönt werden.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. Stück.

Den 24. December 1838.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Entscheidung der historisch-philologischen Classe der K. Soc. d. Wiss. über die die Echtheit des Chron. Corbejense betreffenden Preisschriften.

Die Classe hat № 2., mit dem Motto 'Tardi ingenii est etc.', vorgezogen, weil hier die Untersuchung in größerem Umfange, mit reicherm Material durchgeführt wird, und zu einem ganz reinen und bestimmten Resultate, in einer vollständige Ueberzeugung bewirkenden Weise, gebracht ist; dagegen № 3. 'Salvis melioribus', bey allem gelehrten Scharfsinne und vielen Beweisen einer tief eindringenden Critik, dennoch am Ende in §. 6. dem Irrthume eine Hinterthür offen läßt.

Nach Eröffnung des Bittels der gekrönten Preisschrift, mit dem Motto Tardi ingenii est etc., zeigte sich, daß sie die Frucht der gemeinschaftlichen Arbeit zweyer Verfasser war. Ihre Namen sind: Siegfried Hirsch, Cand. Phil. in Berlin und Georg Waik, Dr Phil. in Hannover.

Jedoch kann die Classe nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß auch die Schrift 'Salvis melioribus' durch den Druck veröffentlicht werden möge. Das Zweckmäßigste würde es seyn, wenn die Verfasser beider Preisschriften N^o 2 u. 3. sich für die Herausgabe im Drucke vereinigten, damit das Publicum in einem Buche alle Acten des Processus gegen das Chronicon zusammen haben könne.

Die historisch-philologische Classe ist überzeugt, bey dieser Entscheidung ganz im Sinne des edlen Urhebers dieser Preisfrage gehandelt zu haben, der für die Mehrung und Sichtung der Quellen deutscher Geschichte aufs eifrigste bemüht — wie schon die Aufstellung dieser Preisfrage beweist — es vorgezogen hat, die Entscheidung einem unbetheiligten Gelehrten-Bereine zu übertragen, als sie sich selbst vorzubehalten. Welches seine eigene Meinung über eine Sache seyn mag, die er auf jeden Fall dem schwankenden Hin- und Herreden durch seine Aufgabe entziehen wollte, wird Er, dem historische Wahrheit über Alles geht, in diesem Urtheile sicher einen gewissenhaften Spruch nach den vorliegenden Acten erkennen.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen erscheint es angemessen, zum Schlusse es noch ausdrücklich zu bemerken, daß an diesem einstimmigen Urtheile der historisch-philologischen Classe die sämtlichen ordentlichen Mitglieder der Classe, auch die entfernt lebenden, Antheil genommen haben. Die Classe betrachtet es als ihre Pflicht, es rühmend und dankend anzuerkennen, wie sehr diese Mitglieder, deren persönliche Gegenwart der Societät entzogen ist, die ihr aber darum nicht minder angehören, die Angelegenheit auch als die ibrige betrachtet, mit welchem bewundernswürdigen Eifer und Fleiße namentlich einer dieser Col-

legen die Preißschriften bis ins feinste Detail geprüft und das Problem selbst zum Gegenstande eigener eindringender Forschungen gemacht hat. Es ist gewiß ein erhebendes Gefühl, in den unruhigen Bewegungen der Zeit das Band dieser wissenschaftlichen Gesellschaft unzerrissen und ungelockert zu sehen.

Die Verfasser der Schriften *N^o 1.*, mit dem Motto *Non sum is qui probabilia etc.*, und *N^o 3.*, mit dem Motto *Salvis melioribus*, können gegen Nennung ihrer Namen dieselben bey der historischen Classe der Societät wieder einfordern.

P a r i s.

Ben Lebrault, 1835. *Théorie des Volcans par le Comte A. de Bylandt Palstercamp.* Tome premier, 470 Seiten; Tome second, 438 Seiten; Tome troisième, 460 Seiten in gr. Octav. Nebst einem 1836 erschienenen, 16 lithographirte Tafeln enthaltenden, Atlas in gr. Folio.

Das vorliegende Prachtwerk ist nach der Aussage des Verfs die Frucht von beynah 30jährigen Forschungen. Die großen Opfer, welche er aus reiner Liebe zu den Wissenschaften brachte, verdienen Anerkennung. Um so mehr ist es aber zu beklagen, daß der bedeutende, auf einen wissenschaftlichen Hauptzweck gerichtete Aufwand von Zeit und Kraft kein Resultat geliefert hat, wodurch die Geologie wahrhaft gefördert werden kann. Ein Unternehmen wie das des Verfassers,

erforderte, um gute Früchte zu tragen, nicht bloß guten Willen, sondern eine ausgebreitete und gründliche Bekanntschaft mit den Lehren der Physik und Chemie, so wie eine vollkommene Beherrschung dessen, was in Beziehung auf den zur Erforschung gewählten Gegenstand bereits geleistet worden. Aus allen Theilen des obigen Werkes schöpft man nun aber die Ueberzeugung, daß nicht allein des Verfassers Kenntnisse in den physicalischen Doctrinen überhaupt sehr mangelhaft sind, sondern daß er auch die außerordentlichen Fortschritte derselben in der neuern Zeit nur sehr unvollständig und oberflächlich verfolgt hat. Die von ihm höchst weitschweifig ausgespinnene Theorie der Vulkane ist ganz auf hypothetische Annahmen und unvollkommene Versuche gegründet; und wenn gleich seine Schilderungen vulkanischer Gegenden, die als Belege seiner Theorie dienen sollen, viele eigene, auf Reisen gesammelte Beobachtungen enthalten, und auch Kenntniß der Arbeiten anderer, zumahl älterer Schriftsteller verathen, so haben doch auch diese keinen ausgezeichneten Werth, da man bey ihnen zu sehr wissenschaftliche Schärfe vermißt; zu oft bemerkt, daß dem Verfasser neuere Untersuchungen unbekannt geblieben waren, und nicht selten auf Unrichtigkeiten stößt. Es ist dem Referenten leid, ein solches Urtheil über ein Werk fällen zu müssen, dessen Herausgabe einen so bedeutenden Aufwand erfordert hat, und dessen Verfasser nach vielen seiner Aeußerungen, als Mensch gewiß große Achtung verdient. Um Beweise für das hier Gesagte zu finden, braucht man nur den ausführlichen Vorbericht zu lesen, worin der Verfasser erzählt, wie er zu seiner Theorie gelangt ist und eine kürzere Darstellung derselben gibt. Hier aber länger bey Hypothesen zu verweilen,

von welchen die Wissenschaft keinen Gewinn sich versprechen darf, würde der Bestimmung dieser Blätter entgegen seyn.

Z u r i c h.

Bey Fr. Schultheß, 1836: Plutarchi opera moralia selecta. Ad codices emendavit et illustravit Augustus Guilielmus Winckelmann. Supplementum editionis Wyttenbachianae. Volumen primum: Plutarchi Eroticus et Eroticae Narrationes. Ad codices emendavit, commentariis illustravit, Latinam Xylandri interpretationem et indices adjecit A. G. W. Accesserunt Plutarchi fragmenta de amore. XII und 270 Seiten in gr. Octav.

Wenn sich vorliegende Bearbeitung außerlesener moralischer Schriften des Plutarchos als Supplement zu der Wyttenbachschen Ausgabe ankündigt, so darf diese etwas unsichere Bezeichnung keineswegs zu der Meinung führen, als wolle Hr Prof. Winckelmann einige von Wyttenbach in seine Gesamtausgabe der Opera moralia noch nicht aufgenommene Schriften des Plutarchos nachliefern (denn Wyttenbach hat Alles, auch den vorliegenden Eroticus, und selbst die hierher gehörigen Bruchstücke zusammen drucken lassen); sondern mit Supplement meint der Herausg. eine Fortsetzung des von Wyttenbach begonnenen aber kaum bis zum vierten Theile des Ganzen vollendeten Commentars über die Moralia. Ein solches Unternehmen ist aber sehr zu loben; denn seit Wyttenbach hat sich Niemand, wenn wir Westermann (Vitae X oratorum) und Drelli (Consolatio ad Apollonium) ausnehmen, in ein tieferes Studium der so genann-

ten moralischen, oder besser, vermischten Schriften des Plutarchos eingelassen, und doch bieten dieselben dem Philologen wie dem Philosophen ein weites Feld unerforschter Gegenstände dar, welche nur dann erst mit Erfolg erledigt oder aufgeklärt werden können, wenn wir einen nach guten Quellen berichtigten lesbaren Text vor uns haben, was bey mancher Schrift des Plutarchos bis jetzt noch nicht der Fall ist. Sehr zeitgemäß finden wir daher die Wahl des Herausgebers, welcher mit Recht behauptet, daß die in vorliegendem Bande vereinigten Abhandlungen ungebührlich vernachlässigt worden sind, und in der Wytttenbachschen Ausgabe wenigstens noch nicht diejenige Gestalt erhalten haben, die man ihnen mit kluger Benützung der vorhandenen Hülfsmittel und bey einiger Bekanntschaft mit dem Geiste der Plutarchischen Denk- und Darstellungsweise geben kann. Die Hülfsmittel, welche dem Herausgeber zu Gebote standen, sind im Besitze der Königl. Bibliothek zu Paris. Sie bestehen in drey Handschriften, von denen Wytttenbach schon zwey durch Capperronier hatte vergleichen lassen. Eine abermächtige Collation derselben hat aber gezeigt, wie flüchtig und ungenau die erste ausgeführt worden ist. Die dritte Handschrift, welche bisher noch nicht zu Rathe gezogen war, enthält nur die *Eroticas narrationes*. Dazu kommen noch ungedruckte Bemerkungen von Victorius und andern, welche sich am Rande eines Exemplars der Aldina in München verzeichnet finden, und dem Herausgeber von Hn Spengel mitgetheilt worden sind. Doch über diese und andere gelehrte Subsidiën verspricht Hr Prof. W. in der Vorrede zum zweyten Bande, welcher die *Symposiacas Quaestiones* enthalten soll, ausführlicher zu reden. Was den Commentar selbst anlangt, so

sucht derselbe das critische Interesse mit der eigentlichen Erregese durchgehends zu vereinigen; und wir dürfen mit Wahrheit behaupten, daß dieses die erste Erklärung, welche den Namen verdient, ist, wodurch die beiden vorliegenden Plutarchischen Schriften ihrem Verständnisse bedeutend näher gebracht worden sind. Was frühere Herausgeber, namentlich Rylander und Reiske, dazu angemerkt hatten (und unsere Leser wissen, wie wenig dieses ist), das hat die neue Ausgabe, in sofern es von Nutzen war, mit aufgenommen. Besonders ist aber die Sorgfalt zu loben, mit welcher die häufigen Dichterstellen (vorzugsweise aus Lyrikern und Dramatikern), womit Plutarchos diese beiden erotischen Abhandlungen geziert hat, in vorliegender Bearbeitung berücksichtigt, und ungleich richtiger hergestellt worden sind, als bey Wyttenbach. Dabey kamen dem Herausg. die neuesten Hülfsmittel sehr zu Statten, worin den Dichterfragmenten eine durchgreifende Critik und Auslegung zu Theil geworden ist.

G. H. Bode.

C o b u r g.

Beitrag zu einer komparativen Critik der von den Deutschen Bundesstaaten erlassenen Verordnungen über die Maturitäts-Prüfungen, insbesondere des letzten Kön. Preussischen Reglements. Erstes Heft, von Dr. F. D. G. Seebode, Director des Herzogl. Gymnasii und Herz. I. Consistorialrathe. 1838. 4. 32 Seiten.

Das Bedürfnis von Maturitäts-Prüfungen der zu der Universität abgehenden Jüglinge, machte sich so fühlbar, daß selbst ein Bundestagsbeschluss

unter dem 13. November 1834 dadurch veranlaßt wurde. Die darauf erfolgten Reglements in den einzelnen Bundesstaaten weichen indeß sehr von einander ab, und eine vergleichende Zusammenstellung derselben kann also nicht anders als erwünscht seyn. Es ist besonders das Preussische Reglement jenes Jahres, das der Verf. einer Prüfung unterwirft, indem andere, wie das Württembergische, Hannöversche u. a. damit verglichen werden. Der Verf. hat indeß erst das erste Heft bey Gelegenheit der dortigen Schulprüfung hier geliefert, und wir haben also noch die Fortsetzung davon zu erwarten. Wir hoffen, daß diese den Verf. darin zu allgemeinen Resultaten führen werde, die aus der Feder eines so erfahrenen Schulmannes nicht anders als lehrreich seyn können. Die Wichtigkeit des Gegenstandes leuchtet von selbst ein, da bey dem nicht zu verkennenden Bedürfnisse solcher Prüfungen doch auch die nachtheiligen Folgen sehr drückend werden können, wenn dieselben auf eine zweckwidrige Weise angestellt werden, mag dabey zu viel oder zu wenig gefordert werden. Die Auszüge aus mehreren dadurch veranlaßten Schriften werden in ausführlichen Anmerkungen mitgetheilt.

Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

'206. 207. S t ü c k.

D e n 27. D e c e m b e r 1838.

B r e s l a u.

Bey G. Ph. Ueberholz, 1838: Die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus, nach Anleitung eines Plautinischen Scholions. Von Dr Friedrich Ritschl, ord. Prof. der Philologie an der Kön. Universität zu Breslau. Nebst literarhistorischen Zugaben über die Chronologie der Alexandrinischen Bibliothekare, die Stichometrie der Alten, und die Grammatiker Heliodorus. X u. 148 Seiten in 8.

Dieses Werk ist ein Ergebnis der vom Prof. Ritschl hauptsächlich behufs Vergleichung der Plautinischen Handschriften unternommenen Italiänischen Reise. Hr R. fand unter den Plautinischen Handschriften des Collegii Romani auch den Pergamentcodex des XV. Jahrhunderts wieder, welcher ein bereits vielfach besprochenes Excerpt eines Grammatikers Cäcius enthält, welches zuerst von F. Dsann abgeschrieben, durch Meineke bekannt gemacht und von Welcker zum Funda-

ment seines überaus großartigen Gebäudes über den epischen Cyclus benutzt worden ist. Wunderbar, daß Osann nur den kleinsten Theil des Scholions der Mittheilung würdigte. Und doch konnte der Ueberschätzung wie der Geringschätzung des überaus merkwürdigen Excerpts nur durch vollständige Mittheilung vorgebeugt werden. Hr R. hat sich ein unleugbares Verdienst um die Wissenschaft erworben durch eine genaue Abschrift des Scholions, ein noch größeres durch die Art, wie er dasselbe im vorliegenden Werke nach allen Seiten hin, mit sichtbarer Vorliebe für die Angaben, aber einer meist gerechten Vorliebe, ausgeschöpft hat. Alle in dem Scholion berührten Dinge sind mit solcher Umsicht und solchem Scharfsinne besprochen, daß der Recensent im Ganzen die Rolle des Referenten übernehmen kann.

Das Excerpt ist eingeleitet durch die Worte: *Ex Caecio in commento comoediarum Aristophanis poetae in pluto, quam possumus opulentiam nuncupare.* Dieser Cäcius ist nach W. Dindorf's einleuchtender Bemerkung kein anderer als Dzekeß, s. Lobeck in Soph. Aj. p. 112. und W. Dindorf im Rhein. Mus. IV, 232. Der gelehrte Italiäner, welcher den Plautinischen Codex mit Glossen versah, benutzt auch sonst nur Scholien zu Aristophanes Plutus. Wie aber unser Excerpt aus dem Scholiasten zu Aristophanes Plutus auf die Seite eines Plautinischen Codex geschrieben werden mochte, auf der nebst dem Anfange der Mostellaria der Schluß des Pönulus steht, bleibt auch nach der S. 36 gemachten Vermuthung — es sey das Scholion ursprünglich den Anfangsworten des Prologs zum Pönulus Achillem Aristarchi beygeschrieben gewesen — eben so räthselhaft, wie die Veranlas-

sung, die Itzes haben mochte, über die Alexandrinischen Bibliotheken und Bibliothekare und über die verschiedenen Gelehrten, die sich um den Text der Homerischen Gesänge verdient gemacht haben, gerade in einem Commentare zum Plutus sich auszulassen, unklar ist. Es wäre in hohem Grade wünschenswerth, das Griechische Original aufzufinden, da die Lateinische Uebersetzung manchen Zweifeln im Einzelnen Raum gibt. Die unzählbare Menge von Handschriften gerade des Plutus läßt die Erfüllung dieses Wunsches als nicht unmöglich erscheinen.

Ich übergehe vorläufig den Theil des Scholions, der sich auf die Alexandrinischen Bibliothekare bezieht, um so lieber, da einmahl die Notizen über die Homerischen Gedichte offenbar erst Anlaß zu jenen Beylagen geworden sind, und ich andererseits bey Gelegenheit einer Anzeige der Schriften von Parthey und Klippel über das Alexandrinische Museum darauf zurück kommen werde. Die den Homer betreffende Stelle unsers Grammatikers ist wörtlich folgende:

Pisistratus sparsam prius homeri poesim ante ptolemaeum philadelphum — von dessen Verdiensten vorher die Rede gewesen war — annis ducentis et eo etiam amplius sollerti cura in ea quae nunc extant redegit volumina usus ad hoc opus divinum industria quattuor celeberrimorum et eruditissimorum hominum videlicet Concyli Onomacriti athenien. Zopyri heracleotae et Orphei crotoniatae. nam carptim prius homerus et non nisi difficillime legebatur. Quum (so) etiam post pisistrati curam et ptolemaei diligentiam aristarchus adhuc exactius in homeri elimandam collectionem vigilavit. Heliodorus multa aliter nugatur quae longo convitio cecius re-

prehendit — wer erkennt nicht einen alten Bekannten in dem *cecius* und seinem *longum convivium*! —. Nam ol' LXXII. duobus doctis viris (Mißverständniß des Uebersetzers: natürlich zu verstehen Nam LXXII doctis viris, s. Ritschl S. 40) a pisistrato huic negotio praepositis dicit homerum ita fuisse compositum, qui quidem Zenodoti et aristarchi industria (industriam) omnibus praelatam comprobarent, quod constat fuisse falsissimum. quippe cum inter pisistratum et Zenodotum fuerint anni supra ducentos. Aristarchus autem quattuor annis minor fuerit ipso et Zenodoto atque ptolemaeo.

Jene heillose Vermengung der Zeiten und Personen in den Scholien zu Dionysius Thrax bey Bekker Anecd. II, 767 sq. und sonst (s. Wolf's Prolegg. CXLVII sq.) kommt also auf Rechnung eines Grammatikers Heliodoros. Schon Aufonius scheint mir indessen in denselben Wirren befangen gewesen zu seyn, wenn er den Zenodotos bezeichnet durch die Worte: *Quique sacri lacerum collegit corpus Homeri*, in welchen Worten Welcker Ep. Cycl. S. 12. eine Beziehung auf den angeblich vom Zenodotos gebildeten epischen Cyclus zu finden meinte.

So erfahren wir denn nun mit Bestimmtheit, daß die Sammlung und Anordnung der Homerischen Gedichte auf Veranlassung des Pisistratus durch die vier von Tzetzes aus guter Quelle genannter Orphischen Dichter geschah, Konchylös, bisher völlig unbekannt, Onomakritos von Athen, Zopyros von Heraklea, Orpheus von Kroton. Auf Onomakritos und Orpheus hatte schon Wolf gerathen. Merkwürdig scheint es auf den ersten Blick, wie gerade Dichter solcher Tendenzen zu diesem Geschäfte verwandt werden mochten. In-

deß finde ich es bey näherer Ueberlegung mit R. ganz erklärlich, daß Männer, die einer untergeordneten Richtung des Epos zugethan waren und deren Thätigkeit mehr philosophische Belehrung, als epische Ergezung bezweckte, von dem Tyrannen Athens zu diesem Geschäfte ausersehen wurden, und sich den Wünschen des hohen Gönners fügten. Daß Dnomakritos als Fälscher Musäischer *Xρησμοί* vom Hipparchos auf Lasos von Hermione Rath aus Athen verbannt worden, ist bekannt. Schon dieser Umstand erweckt gegen ihn den Verdacht, er möge auch im Zusammenstellen der Homerischen Gedichte sich Willkürlichkeiten und Interpolationen haben zu Schulden kommen lassen. Und allerdings melden die Scholia Harlejana, daß Odyss. XI, 604. ein Einschiesel des Dnomakritos sey. Demnach werden auch andere kleinere Interpolationen auf die Pisistratische Recension zurück zu führen seyn, bey denen sich ein besonderes Athenisches Interesse verräth, s. Mitschl S. 46. Es fragt sich nun zunächst: 'War die Pisistratische Recension eine Ausgabe unter andern oder vor allen andern? wobey dieses vor in dem doppelten Sinne der Zeit und des Werthes zu betrachten seyn wird'.

Nach einer sorgfältigen Darlegung und Beurtheilung der Ansichten von Nisch, Ulrici und Welcker spricht sich Herr R. S. 51 dahin aus, daß es die Stimme des ganzen Alterthums sey, daß mit der Leistung des Pisistratus etwas Großes und Wesentliches für die Homerischen Gedichte geschah. Tzetzes nennt die Pisistratische Recension ein *opus divinum*, vgl. Volf. Proll. CXLIII. Hr R. hält ein juste milieu zwischen Wolf's 'bedauerlicher Uebertreibung', der bekanntlich durch Pisistratus erst einen einheitlichen Zusammenhang in die bis

dahin unzusammenhängend im Gedächtniß bestehenden und von Vielen gesungenen Heldenlieder bringen ließ, und den Segnern des großen Mannes, die Pisisstratus Verdienst auf die Aufstellung eines Exemplars, eines Normal-exemplars zunächst für Attischen Rhapsodengebrauch herab setzten. Dazu hätte es schwerlich der Herbeziehung von vier bedeutenden Orphikern bedurft. Dazu läßt sich für die Odyssee, wie auch Nitsch zugestehet, nicht einmahl dieser Zweck annehmen.

Pisisstratus stellte eine Ordnung her, die sich durch rhapsodische Vereinzelnung gelöst hatte, S. 52. Darauf lassen sich auch sämtliche von den Alten von Pisisstratus Verdienst gebrauchten Ausdrücke zurück führen. Nach R. trifft Cäcius mit den Worten: *carptim prius Homerus et non nisi difficillime legatur*, das Sachverhältniß am sichersten: hier scheint Vorliebe für den neuen Fund zu weit geführt zu haben. Ich gebe zu, daß diese Bezeichnung in der Ordnung ist, wenn man daran denkt, daß die Lesung der Homerischen Gedichte dadurch sehr erschwert war, daß die Rhapsoden, bis dahin die fast ausschließlichen Besitzer geschriebener Exemplare, nur theilweise den Homer besaßen und das Lesen von Andern, wofern dazu irgend Lust oder Bedürfniß trieb, sehr selten war. Nach meiner Ueberzeugung wird das wahre Verhältniß der Sache am anschaulichsten bezeichnet in dem auffallend vernachlässigten Epigramme auf Pisisstratus, welches bey Bekker *Anecd.* S. 768 und sonst steht. Oder sollte die bisherige Geringschätzung desselben ihren Grund allein darin haben, daß es in eine gar zu bedenkliche Umgebung, mitten zwischen Heliodoros Absurditäten von den zweyhundsiebenzig Dolmetschern u., verschlagen ist? Die Fassung des Epigramms läßt mir

durchaus keinen Zweifel, daß es ein echtes, in der That für Eingrabung unter eine Statue des Tyrannen bestimmtes ist. An einen epideiktischen Zweck ist durchaus nicht zu denken. Hier ist es:

Τρίς με τυραννήσαντα τοσαντάκις ἐξεδίωξε
δῆμος Ἀθηναίων, καὶ τρίς ἐπηγάγετο,

τὸν μέγαν ἐν βουλῇ Πεισίστρατον, ὃς τὸν

Ὅμηρον

ἦ θροισα, σποράδην τὸ πρὶν αἰ-

δόμενον.

ἡμέτερος γὰρ κείνος ὁ χχύσεος ἦν πολίτης,
εἶπερ Ἀθηναῖοι Σύρραν ἀπωρίσαμεν.

Das *σποράδην αἰδεσθαι*, den stückweisen Vortrag der Rhapsoden, bezeichnet das Epigramm am schönsten, so wie das *ἦ θροισα* die Wiederzusammenfügung der durch Rhapsodenwillkür gelösten Glieder anschaulich macht. Fast wie das Epigramm in dieser Weise auf, so verschwindet zugleich die Bewunderung über das Stillschweigen älterer Schriftsteller über Pisistratus Leistung. Freylich sehen auch *Ἐθεῆς* so überaus genaue Berichte den Gebrauch alter, reich strömender Quellen voraus. Nur schwerlich bey ihm, sondern bey seinen Gewährsmännern.

Das Exemplar des Pisistratus oder richtiger des Onomakritus und seiner Genossen wurde ohne Zweifel in der Bibliothek des Pisistratus nieder gelegt. Schon die Anlegung einer Bibliothek verräth, daß Pisistratus bey der auf den Homer gelenkten Thätigkeit der vier Dyrhiker literarische Zwecke vor Augen hatte. Und somit fand denn die Alexandrinische Periode einen wesentlichen Anknüpfungspunct ihrer literarischen Bemühungen um *Ilias* und *Odyssee* an den literarischen Bestrebungen der kunstliebenden Pisistratiden. Nach *Tertullianus Apologet. 18.* ahnte gar *Ptolemäus (Soter)* dem Pisistratus in der Gründung der Alexandrinischen Bibliothek nach.

Herr R. prüft von S. 57 an die Bedenken, die sich der Annahme einer von Pisistratus unternommenen Unordnung von Ilias und Odyssee entgegen zu stellen scheinen, namentlich Nitzsch's Glauben an eine damals bereits weit verbreitete Kunde mittelst schriftlicher Exemplare. Dann das Stillschweigen der Folgezeit über das Athenische Exemplar. Da das Original exemplar von Perseus nach Persien geschleppt zu seyn scheint, so kann es den Alexandrinischen Kritikern nicht zur Hand gewesen seyn. Indessen pflanzte sich der Pisistratische Text gewiß frühzeitig in Abschriften fort, und eine solche Abschrift galt wohl den Alexandrinischen Kritikern als Basis ihres Verfahrens. Sie änderten nach andern Quellen im Einzelnen, im Ganzen folgten sie der berühmtesten Recension, der Athenischen, die allgemeinere Geltung erworben hatte. So ist es erklärlich, wie wir eben keine häufige ausdrückliche Berufung auf diese Norm, und Basis zu erwarten berechtigt sind. Hr R. erkennt als Exemplare der Pisistratischen Recension die *κοινὰ*, *κοινότερα*, *δημώδεις* an: die Vulgata, ἡ κοινὴ ἀνάγνωσις, bezeichnet die Pisistratische Recension.

Das Resultat wird S. 61 in den Worten zusammen gefaßt: 'Pisistratische und Dnomakritische Recension ist Eins. Was auf Pisistratus oder Dnomakritus als Urheber zurück geführt wird, findet sich in unserm Texte, fand sich im Alexandrinischen. Wo Pisistratus genannt wird, oder eine Textesgestaltung aus inneren Gründen ihm zuzueignen ist, sind es Dinge, die über gewöhnliche Varianten hinaus gehen, und die Zeugnisse (mit einziger Ausnahme von Odys. λ, 604.) sind außerhalb unserer Quellen der Homerischen Kritik, d. i. der Homerischen Scholien zu suchen; wo es sich bloß um einzelne Lesarten

handelt, nicht um historische Interessen, nicht um größere Interpolationen, da finden wir die Belege in den Scholien, und zwar niemahls den Pisistratus oder Dnomastratus als Gewährsmann, sondern die *Vulgatcodices*'.

Für die Alexandriner war somit Grundlage ihrer Critik die Anordnung des Pisistratus, wie es das Ziel für unsere Homerische Critik seyn muß, die Recension eines Aristarchus herzustellen, so weit es möglich. Die alte Nachricht, daß Pisistratus die Doloneia zuerst in den Zusammenhang der Ilias eingereihet, reicht allein schon aus, die Wolfische Vorstellung zu verdrängen. Denn es mußte ja die Ilias doch schon bestimmte Grenzen haben, ehe man an das Einlegen einer solchen Episode denken konnte. Wenn aber Hr R. S. 62 mit Recht behauptet, die Unentbehrlichkeit der Doloneia werde Niemand dathun, möge man ihre Zulässigkeit vertheidigen, wie man wolle: so muß doch bemerkt werden, daß die Doloneia ohne Zweifel zu eben diesem Zwecke gedichtet war, um in den Kreis der Ilias eben an jener Stelle einzugreifen. Und ohne Bedenken darf man annehmen, daß die Entstehung dieses Gesanges lange vor Pisistratus fällt. Die Grammatiker ließen die Doloneia an ihrem Platze und betrachteten sie als gleich berechtigt mit den übrigen Gesängen der Ilias, ein neuer Beweis, wie die Pisistratische Redaction allgemeinere Geltung erworben hatte. Auch wird in den Scholien zu diesem Gesange nirgend eine Ausgabe *κατὰ πόλεις* oder *κατ' ἄνδρα* erwähnt.

Kannte nun das Alterthum eine Recension des Homer durch Pisistratus, so darf man von diesem Ergebnisse aus auch die Bemühungen des Solon und den Bericht des Diogenes von Laerte

beurtheilen. Es ist dies der dritte Punct, von dem aus man an der Thätigkeit des Pisistratus Zweifel erheben könnte. Diogenes sagt Folgendes aus, wie Hr N. überzeugend darthut: Er fand irgendwo von Solons Einrichtung den Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς ῥαψωδεῖσθαι, das er, wie jetzt als ausgemacht gelten darf, falsch deutete durch οἶον ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκεῖθεν ἀρχεσθαι τὸν ἐχόμενον. Nun meinte er, Solon habe sich durch diese Einrichtung ein viel größeres Verdienst um die Homerischen Gedichte erworben, indem er der Willkür der Rhapsoden Grenzen gesteckt, als Pisistratus, der durch Willkürlichkeiten sein Verdienst geschmälert habe. Die Vergleichung ist Diogenes Eigenthum, nicht vom Dieuchidas von Megara entlehnt. Dieuchidas hatte bey der Schilderung des Streites der Megarer und Athener um Salamis und der Erwähnung der Berufung der Athener auf einen Vers des Schiffscatalogs der Bemühungen Solons und Pisistratus um Homer gedacht. Entweder Solon oder Pisistratus sollte einen Vers zu Gunsten der Athener eingeschoben haben. Nach S. 67 ist die Folge der historischen Thatsachen und das Verhältniß der Bemühungen Solons und der Pisistratiden Folgendes: ‘Solon erobert Salamis. Solon bindet die bis dahin durch kein Gesetz gezügelten Rhapsoden zuerst an eine bestimmte Vorschrift. Bestand diese in der Unterlegung (ὑποβολή) eines schriftlichen Exemplars, so ist dies von besondern Exemplaren einzelner Partien der Ilias zu verstehen, und die Rhapsoden behielten nach wie vor die Freyheit, diese Partien, so weit sie ihnen bekannt, nach Belieben auszuwählen und zu verknüpfen, wenn auch nicht mehr im Einzelnen willkürlich zu verändern. Pisistratus stellt das Ganze von Ilias und Odyssee zu-

sammen, erlaubt sich Einschaltungen und benutzt diese zur Begründung der Athenischen Ansprüche auf Salamis. Hipparch gibt der Solonischen Verordnung diejenige Ergänzung, die nach des Vaters Leistung nahe genug lag: die Rhapsoden mußten sich nicht nur an den geschriebenen Text einzelner Gesänge halten, sondern auch an den nunmehr schriftlich vorhandenen Zusammenhang aller: sie mußten sie in vollständiger und ununterbrochener Folge (*ἐφεξῆς*) sich selbst unter einander ablösend und einer des andern Vortrag aufnehmend (*ἐξ ὑπολήψεως*) recitieren'. Darauf führt Alles, daß ein Verfall der Rhapsodik die Bemühungen Solons und nachher der Pistratiden hervor rief. Ob man aber nicht zu künstlich combinirt, wenn man die Nachricht von Hipparchus Verdienst auf obige Weise einordnet, ist sehr die Frage.

Das Vorwort erklärt, warum zu diesen drey Bedenken nicht als viertes noch die Welckersche Grundansicht vom Wesen der agonistischen Rhapsodik hinzu gefügt worden. Welckers Ansicht verliert durch Herrn R.'s Auffassung des Berichtes bey Diogenes keineswegs, wie er glaubt, ihre Stütze, so bald man nur bedenkt, daß die Rhapsodik an den öffentlichen Agonen erst allmählich in Verfall gerathen war. Man kann damit die Erscheinung vergleichen, daß in späterer Zeit einzelne Scenen und Chorgesänge der Dramen vorgetragen wurden, ohne daß daraus geschlossen werden könnte, die Kunstganzen seyen nie in ihrer Vollständigkeit zur Aufführung gebracht.

Zum Schlusse theilt Herr R. S. 70 ff. seine Grundansichten über die Homerischen Gedichte in einigen Sätzen mit, die er mit den Worten einleitet:

„Hinlänglich vorbereitet durch die siegreiche Kraft rastloser Anstrengungen deutscher Wissenschaft darf jetzt die Ausgleichung der Gegensätze scheinen:

wonach aus einer reichen Fülle mündlich überlieferter Localgesänge der Ionische(?) Homerus diejenigen, die mit Eigenem verschmolzen, den Umkreis der echten Ilias und Odyssee ausfüllten, kunstmäßig verknüpfte, — eine Entstehungsart, die schon ihrer Natur nach die Forderung eines das kleinste durchdringenden Zusammenstimmens ausschloß;

wonach ferner diese Verknüpfung, fortgepflanzt durch mündliche Tradition zunächst der Chiischen Homeriden(?), ihre Entstehung in sofern nie verläugnete, als die beiden Körper sich in ihre Glieder eben so leicht wieder lösten, als sie aus ihnen erwachsen waren;

wonach man weiterhin diese gelösten Glieder allmählich durch schriftliche Aufzeichnung der Wandelbarkeit eines überaus geschmeidigen Sprachidioms zu entziehen anfing;

bis endlich der nur noch auf dunkeler Tradition(?) beruhende Zusammenhang auf Antrieb des Disistratus so gut als thunlich wieder ermittelt, und mittelst vollständiger Aufzeichnung im Ganzen für alle Zeit fixiert wurde.

Das vorliegende Werk bezeichnet einen offenkundigen Fortschritt in der Lösung der großen Homerischen Frage, die neuerdings auch wieder von anderen Seiten her mit Lebendigkeit aufgefaßt worden ist. Außerdem kann diese Schrift ähnlichen Untersuchungen, der gründlichen Forschung, gewissenhaften Umsicht und lichtvollen Darstellung wegen, als Muster aufgestellt werden.

Es ist nur noch ein Wort von den beiden im Anhange gegebenen Abhandlungen über die Stiz

chometrie der Alten und die Grammatiker Heliodorus zu sagen.

Die erste Abhandlung handelt von der durch das ganze Alterthum durchgehenden Gewohnheit, den Umfang nicht nur poetischer, sondern auch prosaischer Schriftwerke oder ihrer Theile und Abschnitte durch die Zahl der *στίχοι*, versus, zu bezeichnen. Zu den Belegstellen für poetische Werke konnte unter andern noch gefügt werden das Beispiel von Solons Salamis, welche aus hundert *στίχοι* bestand, Plutarch. Solon. VIII.

Ferner gehört hierher die Notiz bey Eustath. Prooem. in Pindar. p. 60, 19. Tafel (p. 25, 2. meiner Ausgabe), der angibt, Pindars *ἐπινίκιοι* seyen *κατὰ τὴν ἱστορίαν ὡσεὶ τετρακισχίλιοι*, welche Angabe er offenbar aus den *παλαιοὶ* entlehnt, welche wiederum auf Kallimachos *πίνακες* zurück zu führen seyn dürften. Spasshaft ist es, daß gewisse Gelehrte aus jener Notiz des Eustathius mit vornehmer Miene folgerten, die Böckhsche Abtheilung der Pindarischen Sieggelänge beweiße sich als verfehlt, indem dieselben ja nach Eustathius Versicherung weit mehr Verse betragen! Uebrigens darf das fehlende *στίχοι* bey *τετρακισχίλιοι* nicht auffallen: denn, um mit R. zu reden S. 102, die Angabe der *στίχοι* war offenbar etwas so Geläufiges, daß auch ohne hinzu gefügtes *στίχων* die einem Buchtitel beygesetzte Zahl verständlich war. Indes möglich, daß Eustathius diese Auslassung in seinen Quellen mißverstand. Denn es scheint fast, als habe er die Zahl der *ἐπινίκιοι* selbst verstanden. Auch die Zahlenangaben, welche Herculanensische Rollen auf den Titelcolumnen führen, zieht Hr R. hierher. Diese Zählung der Zeilen wurde so wohl zur Bestimmung des Umfangs

von Schriftwerken, als zum Citieren einzelner Stellen angewendet: auch die Zeilenzahl der sämtlichen Werke eines Schriftstellers wurde zu einer Gesamtsumme addiert. Die Zeilenzahl war besonders bey dem Citieren bestimmter Stellen unumgänglich nothwendig bey dem Mangel aller Abschnitte in den alten Handschriften. Die Zählung nach Zeilen ging vom Kallimachos und anderen Alexandrinischen Pinakographen aus.

Von S. 105 an bekämpft Herr R. die Ansichten der Theologen und Juristen, welche unsere *στίχοι*, Raumzeilen, als Sinnzeilen aufgefaßt wissen wollen. Der Beachtung der Juristen ist besonders das zu empfehlen, was S. 112 ff. über die Stichenzahl des Index Florentinus gesagt ist, gleich wie es ihnen interessant seyn wird zu hören, daß nach S. 117 der Veroneser Gajus durchaus nicht über Justinians Zeit hinaus zu gehen scheine, wie Hr R. aus Autopsie versichert. Die neutestamentliche *στιχομετρία* umfaßte allerdings Sinnzeilen und sollte die laute Recitation Ungeübter unterstützen. Einen gleichen practischen Zweck muß man nach Hieronymus bey Demosthenischen und Ciceronianischen Reden anerkennen. Im Uebrigen steht die Heidensitte der neutestamentlichen durchaus fern.

Bey der Verschiedenheit des Formats und der Schrift konnte natürlich die Zeilenzählung nur den Maßstab zu ungefährender Bestimmung des Umfanges eines Werks oder sämtlicher Werke eines Schriftstellers abgeben. Die Tradition des anfänglichen Bestandes pflanzte sich unter den Handschriften oder auch auf den Titelcolumnen fort. Gab man die *στίχοι* an, um darnach ein Citat aufzusuchen, so halfen die in den Hand-

schriften angegebenen Zeilenenden des Originals, welches copiert wurde.

Auf die bisherigen Ergebnisse sucht dann Hr R. zuletzt die Erklärung der zahlreichen Ueberlieferungen des Alterthums über eine nach unseren Begriffen fast fabelhafte schriftstellerische Fruchtbarkeit zu gründen. Unser Staunen mindert sich, so bald wir bedenken, daß jede noch so kleine Abhandlung, jeder Commentar zu einem Buche der Ilias, zu einer Ode des Pindarus als βιβλίον galt.

Endlich S. 137 ff. erhalten wir über die Grammatiker Heliodoros ein Bruchstück aus einer (höchst wünschenswerthen) Geschichte der Griechischen Grammatik. Ihrer werden vier namhaft gemacht: Heliodoros von Athen, ὁ περιηγητής; Heliodoros der Metriker; der Glossograph und ein Byzantinischer Grammatiker, Verfasser von Scholien zum Dionysius Thrax, aus denen der oben gerügte Unsinn geflossen, den Zeheß des Breiten gescholten hatte. Vielleicht kann ich einem der beiden mittlern Heliodore zu seiner Vaterstadt verhelfen, im glücklichsten Falle ihnen einen fünften Namensvetter verschaffen. In einem unedierten Grammatiker findet sich die Notiz, Nikaia in Bithynien sey das Vaterland der Stoiker Lykon und Lykandros und des ἱέραξ. Ἠλιόδωρος, δόκιμοι γραμματικοί. Doch wohl Ἠλιόδωρος?

F. W. G.

A t h e n.

De l'imprimerie et de la lithographie Royale. Hercule et Nessus peinture d'un vase de Ténée. Programme publié à l'occasion

de l'heureuse arrivée de Sa Majesté le Roi de Bavière à Athènes. 1835. 5 Seiten in 4., eine Tafel in Steindruck.

Diese kleine Schrift ist uns später gekommen, als mehrere andere jüngere archäologische Publicationen von Athen, die wir in diesen Blättern bereits angezeigt haben (wie die Inschriftensammlung und das Programm über Sikinos von Hn Professor Roß), oder anzeigen werden (wie die interessante Schrift desselben Verfassers über den Theseus = oder Ures = Tempel).

Sie behält, abgesehen von dem temporären Zwecke, für den sie bestimmt war, ihren Werth durch die Bekanntmachung eines in sehr alterthümlichem Stile bemalten Gefäßes, das bey dem Dorfe Chiliomodi, 2 Stunden südlich von Korinth, mit allerley anderen Alterthümern zusammen, gefunden worden ist, an einer Stelle, wo wahrscheinlich das alte Tenea lag. Der Gegenstand der Malerey, die mit anderen Arbeiten Korinthischer Gefäßmähler in einer deutlichen Verwandtschaft steht, ist ein Centauerkampf des Herakles, den man verschieden beziehen könnte, wenn nicht die dabey stehende weibliche Figur, welche die Hände mit einer stehenden Gebärde ausstreckt, mit Sicherheit auf Deianeira zu deuten wäre: woran der Kampf des Helden mit dem Kentaur Nessos, bey'm Uebergange über den Fluß Euenos, erkannt wird.

R. D. M.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 29. December 1838.

G ö t t i n g e n.

Am 8. December feyerte die Kön. Societät der Wissenschaften ihren Jahrestag zum 86sten Mahle.

Die Vorlesung hielt Hr Hofr. Hausmann, welche handelte: de montium Hercyniae formatione, von deren Inhalt künftig weitere Nachricht gegeben werden wird.

Aus dem darauf erstatteten Jahresberichte ist Folgendes das Wesentlichste.

Das bey der Societät jährlich zu Michaelis wechselnde Directorium war jetzt von Hn Geheimen Justizrath Heeren in der historisch-philologischen Classe, auf Hn Hofrath Hausmann in der physischen übergegangen.

Der große Verlust, welchen die Societät durch den Tod ihres hochverdienten hiesigen Mitgliedes, des Oberbibliothecars Neuß erlitten, ist schon früher in diesen Blättern angezeigt.

Aber auch von auswärtigen Gelehrten, welche mit ihr in Verbindung standen, hat sie Mehrere verloren.

Und zwar namentlich von ihren Mitgliedern: zwey hochverdiente Pairs von Frankreich, den Grafen von Reinhard, Kön. Franz. außerordentl. Staatsrath, und den Baron Silvestre de Sacy zu Paris; und außerdem den Königl. Bayerischen Geheimenrath, Baron von Moll zu Augsburg;

von Correspondenten: den Oberforstrath Gatterer zu Heidelberg; von Haller, Rathsmitglied zu Solothurn; den K. Ruß. wirklichen Staatsrath und Bibliothekar von Köhler zu St. Petersburg; den Hofrath Kopp zu Hanau; Martin van Marum, Bibliothekar des van Leylerschen Museums zu Haarlem; und den Fürstlich Waldeckischen Geheimenrath von Spilcker zu Krossen.

* * *

Nun zu den von der Societät für das diesmahlige Anniversarium aufgegebenen beiderley Preisfragen.

Für den Hauptpreis verlangte die historisch-philologische Classe:

Eine Schilderung der Behandlungsweise der Tragödie bey den Tragikern, die theils neben Aeschylos, Sophocles und Euripides blühten, theils nach deren Zeit bis auf Alexander den Großen die schon sinkende Kunst aufrecht zu erhalten suchten, so wie des Einflusses der sophistischen und rhetorischen Studien und der anderen Gattungen der Poesie, besonders des Dithyrambus, auf diese spätere Tragödie.

Leider ist diese Frage unbeantwortet geblieben. In der Hoffnung, daß sie zum zweyten Mahle aufgegeben, eine genügende Lösung finden werde, hat die Kön. Soc. ihre Wiederholung beschlossen.

Die öconomische Preisfrage betraf:

‘Eine gründliche Prüfung der physikalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.’

Auch diese Aufgabe ist nicht gelöst worden.

* * *

Für die nächstkommenden Jahre sind folgende Hauptpreisfragen aufgegeben.

Für den November 1839 von der physischen Classe:

Inter ea, quae recentioribus temporibus in Mineralogia comperta habuimus maxime memorabile est, quod substantiae quaedam crystallinae exstant, quae chemice aequaliter constitutae, in crystallisationibus diversorum systematum occurrunt. Sed fuerunt qui nonnulla de hoc Dimorphismo relata addubitarent; neque diffiteri licet, conditiones hujus rei plane fere latere. Propterea Regia Societas scientiarum proponit quaestionem, ut

experientiae, quae hucusque de Dimorphismo qui dicitur substantiarum quarundam innotuerunt, critice recensentur, conditionesque unde haec res pendeat, explicentur.

Reg. Societas desiderat, ut in solvenda hac quaestione non solum naturales substantiae minerales, sed etiam alia corpora arte producta respiciantur, et ut crystallae experimentis paratae, documentorum instar una transmittantur.

Für den November 1840 von der mathematischen Classe:

Adjumento copiae satis magnae experimentorum idoneorum atque exactorum stabilire theoriam resistantiae corporum in aëre tam lente motorum, ut prae termino a potestate prima celeritatis pendente omnes reliqui pro insensibilibus haberi possint, et quidem talem, quae valorem numericum coefficientis celeritatem multiplicantis quatenus a figura superficiei resistantiam patientis motusque directione pendet, ex asse determinare doceat.

Ausführlicher ist diese Preisfrage in diesen Anzeigen von 1837 im 196. Stücke bekannt gemacht.

Für den November 1841 ist von der historisch-philologischen Classe folgende Frage von neuem aufgegeben:

Cum de incunabulis et primis incrementis tragicae poëseos viri docti jam satis disputasse videantur, ad absolvendam tragoediae graecae historiam nihil magis desiderari videtur, quam eorum tragicorum, qui eodem quo Aeschylus, Sophocles et Euripides tempore in scena flourerunt, et eorum qui insequentibus aetatibus usque ad Alexandrum Macedonem artem jam afflictam et ruentem sustentavere, perfectior notitia. Quam ob rem Societas Sc. R. Gottingensis optat, ut horum tragicorum quod fuerit poeseos genus, qui peculiaris unius cujusque χαρακτήρ, quae saeculi et hominum virtutes et vitia in carminibus eorum conspicua, ex antiquitatis judiciis et tragoe-

diarum, quas illi condiderunt, reliquiis, quantum fieri potest, demonstratur, et — quod maximi momenti esse videtur ad subtiliorem Atticae literaturae cognitionem — quam vim studia sophistica et rhetorica et alia poëseos genera, imprimis dithyrambicum, in illorum poësin exercuerint, studiose inquiratur.

Die Concurrrenzschriften müssen lateinisch oder deutsch abgefaßt, und vor Ablauf des Septembers der bestimmten Jahre postfrey eingesandt seyn.

Der für jede dieser Aufgaben gesetzte Preis beträgt funfzig Ducaten.

* * *

Die von der Königlichen Societät für die nächsten vier Termine aufgegebenen öconomischen Preisfragen sind folgende.

Für den Julius 1839:

‘Eine Beschreibung und chemische Untersuchung der Steinkohlen-Arten, welche im Königreiche Hannover gewonnen werden, nebst der Angabe ihres Verhaltens bey den verschiedenen Anwendungen und der Bestimmung ihres Effectes im Verhältniß zu anderen Brennmaterialien.’

(S. Gött. g. Anz. von d. J. S. 1203).

Für den November 1839:

‘Eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hansbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in anderen Ländern üblichen Verfahrensarten, wesentlich zu verbessern seyn dürfte.’

(S. Gött. g. Anz. von d. J. S. 1204).

Für den Julius 1840:

‘Eine möglichst vollständige Geschichte der Einführung des Kartoffelbaues in den Europäischen Ländern, nebst einer Darstellung des Einflusses, den die Verbreitung dieses Culturzweiges auf die Landwirthschaft in Europa gehabt hat.’

(S. Gött. g. Anz. von d. J. S. 1204).

Für den November 1840 hat die Kön. Soc. folgende neue Preisfrage bestimmt:

Die Anwendung heißer Gebläseluft, welche sich bekanntlich bey verschiedenen metallurgischen Processen und namentlich bey dem Eisenschmelzen, zumahl in Ansehung der dadurch bewirkten Kohlenersparung bewährt, hat auch einen auffallenden Einfluß auf die Beschaffenheiten des Roheisens und sein Verhalten bey verschiedenen Verwendungen, der indessen noch nicht hinlänglich ergründet ist. Die Kön. Societät verlangt daher:

‘Eine Darstellung des Einflusses, welchen heiße Gebläseluft bey dem Eisenhohofen-Process auf die Eigenschaften des Roheisens und sein Verhalten bey den Anwendungen zu Gußwerk, Stabeisen und Stahl zeigt, nebst einer auf vergleichende chemische Analysen gegründeten Erklärung jener Einwirkung.’

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, beträgt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrrenz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, ist für die auf den Julius

ausgesetzten Preisfragen der Ausgang des Mayes, so wie hinsichtlich der für den November aufgegebenen, das Ende des Septembers.

B e r l i n.

Bey Dunker und Humblot. C. S. Kunth
Flora Berolinensis sive Enumeratio plantarum circa Berolinum sponte crescentium secundum familias naturales disposita. 1838. Zwey Bände. 407 u. 438 Seiten in Octav.

Weite Sandflächen, einförmige aber durch Landseen unterbrochene Fichtenwälder, wiesenreiche Flußufer bezeichnen den Character der Flora Berlins. Schwebende Moore finden sich an mehreren Orten, größere Torflager erst in einiger Entfernung. Ein einzelner Hügel von anstehendem Kalkgestein erzeugt eine eigenthümliche Vegetation. Ueberhaupt ist die Gegend nicht so arm an Pflanzenarten, als ihre Physiognomie erwarten läßt; da jedoch viele derselben auf entlegene, isolierte Standorte eingeschränkt sind, werden botanische Wanderungen nur wenig belohnt. Dennoch gibt es schwerlich ein Gebiet, dessen Naturproducte sorgfältiger und erfolgreicher durchforscht wären. 1787 gab Willdenow seinen Prodrömus Florae Berolinensis heraus; Kunth's frühere Arbeit erschien 1813; v. Schlechtendal's Werk wurde 1824 beendigt und damit schien dieser Gegenstand in seiner Bedeutung für Pflanzengeographie und systematische Feststellung der Arten gründlich erledigt und bis auf einzelne Nachträge abgeschlossen zu seyn. Indessen kann ein Florist auch allgemeinere Zwecke verfolgen. Durch eine besondere Behandlung des Stoffes kann eine Flora ein Lehrbuch der Botanik werden und entweder zum Studium dieser Wissenschaft anregen oder selbst

in ihre tieferen Geheimnisse einführen, welche hier so scharf von einer oberflächlichen Liebhaberey und Namenkenntniß gesondert sind. So schrieb Ruche eine Flora der Mittelmark, welche gewiß Manchen zur Beschäftigung mit der Pflanzenkunde veranlaßt hat. Ihre übersichtliche Anordnung und diagnostische Schärfe macht es zu einem leichten und anziehenden Geschäfte, wenn der Anfänger sich bemüht, die wissenschaftlichen Namen vaterländischer Pflanzen kennen zu lernen. Das vorliegende Werk hingegen erfüllt einen höhern Zweck, für welchen zu wirken ein immer fühlbareres Bedürfniß wird. Als man sich nicht mehr begnügte, die Formen der Pflanzenwelt zu distinguieren, sondern anfang, die Congruenzen der Structur zu studieren, zeigte sich die Nothwendigkeit erschöpfender Zergliederung aller Organe. Nur wer sich hierin eine umfassende Anschauung erworben hat, gelangt zum Verständniß der Grundsätze des natürlichen Systems. Darin liegt die neue, bedeutende Tendenz dieser Flora Berolinensis, daß sie den Bau jeder Gattung und Familie in so genannten natürlichen Characteren ausführt, wodurch nicht allein Vollständigkeit erreicht, sondern zugleich der Gesichtspunct der vergleichenden, das Gemeinsame hervorhebenden Methode gewonnen wird. Man könnte dieses Buch daher in einem gewissen Sinne eine Einleitung in das natürliche Pflanzensystem nennen, und wie man im Stande seyn würde an einer einzigen Pflanzenart die wichtigsten Thatsachen der Pflanzenanatomie zu lehren, so hat sich schon practisch bewährt, daß eine Flora von 1000 Arten einen systematischen Botaniker gründlich auszubilden hinreicht. Wenn aber diese Bemerkungen genügen, Kunth's Flora einem Jeden angelegentlich zu empfehlen, der strengere bota-

nische Studien zu machen wünscht: so wäre um so weniger über die Ausführung der erwähnten Ideen zu reden erforderlich, da das Werk von einem der größten Pflanzenkennner mit besonderer Liebe geschrieben ist. In der Vorrede heißt es hierüber: 'omnes, quas attuli, plantas denuo examinavi maxima qua potui diligentia' und weiterhin: 'hoc velim teneant lectores, me, quaecunque descriperim ea et ipsum vidisse, nec unquam hanc legem migrasse, nisi ubi diserte contrarium monitum est'. Bey solchen Untersuchungen konnte es indessen auch an neuen Entdeckungen und Ansichten nicht fehlen. Diese verdienen um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als man glauben möchte, die einheimischen Pflanzen seyen so genau studiert, daß die Wissenschaft hier keine neue Thatsachen mehr zu erwarten habe.

Ref. hebt zuerst die Gattungen heraus, deren Charactere emendiert sind, und hält für zweckmäßig, dabey die Controversen nicht zu übergehen. *Myosurus* stand bisher neben *Ranunculus*, wovon er sich nur durch die Zahl der Staubgefäße unterscheiden sollte. Kunth entdeckt, daß er ein hängendes Ey habe, weshalb er zu den Anemoneen gebracht werden muß, unter denen er am nächsten mit *Adonis* verwandt ist. — *Teesdalia* weicht von allen Cruciferen durch perigynische Insertion ab. — *Dianthus prolifer* L. unterscheidet sich von dieser Gattung durch die Textur des Kelchs und fehlende Involucralblätter desselben. Er bildet mit *Gypsophila dianthoides* Sm. die neu unterschiedene Gattung *Kohlrauschia*. — *Viburnum* hat eine ungetheilte Narbe. Durch den Irrthum Linné's sind alle späteren Schriftsteller verführt worden. — *Amaranthus Blitum* L. Schon der verstorbene Nees

(Gen. pl. Germ. Monochlamid. 71.) hatte darauf aufmerksam gemacht, daß gewisse Arten dieser Gattung, welche er nicht näher bezeichnete, durch einen Utriculus evalvis ausgezeichnet wären. Dahin gehört nach Kunth außer der erwähnten Art z. B. *Am. prostratus* Balb. Hierauf gründet er die Gattung *Albersia*, welche daher zu Endlicher's Abtheilung der Nerveen gerechnet werden muß und sich von diesen z. B. durch monoecische Blüten unterscheidet. — *Parietaria*. Die beiden einheimischen Arten haben einen verschiedenen Blütenbau: bey *P. officinalis* L. tragen die Blumenstiele oben männliche Blüten mit rudimentärem Pistill, unten weibliche, deren viertheilige Kelche innen und am Rande glatt sind und bey der Fruchtreife abfallen; bey *P. judaica* L. dagegen sind die oberen Blüten hermaphroditisch und die Kelche der darunter stehenden weiblichen Blumen sind vierzählig, innen und am Rande behaart und bleiben wahrscheinlich, wenn das Achenium abfällt, zurück. — *Littorella*. Die Analyse weicht von der Beschreibung bey Endlicher in zwey höchst wesentlichen Punkten ab: das Ey ist nicht amphitrop, sondern anatrop, und der Same ist ohne Eyrweiß. Rechnet man hiezu die bekannten Differenzen zwischen *Littorella* und *Plantago*: das einfache Carpell mit dem einzigen aufrechten Ey, die nicht auffspringende Frucht und die monoecischen Blüten: so möchte einiger Zweifel gehegt werden dürfen, ob *Littorella* nicht anderswo eine nähere Verwandtschaft habe. — *Armeria*. Nach Endlicher löst sich das Pericarpium von seiner Basis, nach Kunth öffnet es sich nicht regelmäßig. — Ueber *Lemna* theilt der Verf. einige wichtige Beobachtungen von Schleiden mit: bey *L. gibba* L. finden sich 1 — 7 aufrechte anatrop-

pe Eyer, bey *L. minor* L. und *trifulca* L. nur ein einziges horizontales hemianotropes Ey. Der Embryo liegt im Eyweiß, ist gerade und dicht über der *Radicula* mit der Plumulaspalte versehen, in welcher jedoch die Plumula eine dem Würzelchen entgegen gesetzte Lage und Richtung hat. Die Blüten von *L. polyrrhiza* hat Schleiden noch nicht beobachtet.

Die Stellung einiger Gattungen wird entweder verändert, oder doch zweifelhaft gemacht. Im erstern Falle ist nur *Adoxa*, eine Gattung, welche, wie Koch zuerst bemerkt zu haben scheint, zu den *Caprifoliaceen* gehört. Aber sollte trotz der Form ihrer Blumenkrone ihre Verwandtschaft mit *Linnaea* nicht größer seyn, als mit *Sambucus*, wovon sie schon die fehlenden Asterblätter unzweydeutig entfernen? — Ferner ist Kunth geneigt, *Chrysosplenium* zu den *Grossularieen* zu bringen, wofür das von Anfang an einfache Ovarium und die parietale Placentation sprechen. Der Verf. beruft sich auf die Structur der Samen, da hier wie bey *Ribes* der Embryo in der Spitze des Albumen neben dem Hilum liegt, während er bey *Saxifraga axil* ist. De Candoile (*Prodr.* 4. p. 48) scheint der Meinung gewesen zu seyn, daß sich in dem Fruchtknoten von *Chrysosplenium* ursprünglich zwey Fächer fänden, was jedoch auch dem Baue der ausgebildeten Frucht widerspricht. — Auch mit der einmahl angenommenen Stellung von *Hedera* scheint Kunth nicht einverstanden zu seyn, aber er entscheidet sich nicht darüber, ob Lindley's Idee, sie zu den *Corneen* zu bringen, für naturgemäß zu halten sey. Von *Aralia* indessen, bemerkt er, weiche der Epheu durch einfachen Griffel, halb freyes Ovarium, Bau des Samens und wahrscheinlich auch durch fehlende Discus-Bildung ab.

Wenden wir uns nun zu einigen wichtigen Controversen auf einem Gebiete, wo sie bisher selten waren, weil nur wenige und zwar die vorzüglichsten Botaniker sich mit der Structur des Samens beschäftigten. Für folgende Familien werden von Kunth die bedeutendsten Charactere berichtet. Ulmaceen. Lindley, Nees (l. c. 34.) und Endlicher schreiben ihnen ein zweysächeriges Ovarium mit zwey Eyeru zu, sie haben indessen nur ein Carpell mit einem einzigen hängenden Ey. Die Zahl der Narben scheint hier verleitet zu haben. — Die Ericaceen haben gegen Lindley's Angabe anatrophe Eyer. — Die Cordiaceen haben aufrechte Eyer, während derselbe Schriftsteller sie hängend beschreibt. — Endlicher's Cannabineen sollten nach Nees's Analyse (l. c. 30. 31) sich von den Urticeen auch durch ein hängendes Ey unterscheiden, was Schleiden späterhin in Hinsicht auf *Cannabis corrigiata*, Endlicher selbst auch von *Humulus* negiert hat. Kunth hat dagegen wie Nees gesehen. — Colchicaceen. Früher galten die *Antherae extrorsae* für einen ihrer wichtigsten Charactere: aber Endlicher hat denselben so weit modificiert, daß bey einigen Gattungen die Rima nur in der Knospe nach außen liege. Kunth bezweifelt, daß das Letztere bey *Colchicum* der Fall sey und beschreibt *Tofieldia* ohne Weiteres mit *Antheris introrsis*. Ref. bemerkt, daß nach seiner Untersuchung sich die Antheren von *Colchicum* seitlich öffnen. — Bey den Jasmineen, welche der Verf. nicht von den Oleaceen trennt, kommt die Bemerkung vor, daß *Fontanesia* und *Nyctanthes* durch einzelne Eyer, *Olea* durch *Antherae extrorsae* von dem bisherigen Familiencharacter abweichen.

Hinweisungen auf Verwandtschaft und morphologische Deutung der Blüthentheile erfreuen

nicht selten den wissenschaftlichen Leser und erhöhen die Bedeutung des Werks für den Fortschritt der natürlichen Methode. Es genüge in dieser Rücksicht die Labiaten, denen Kunth zwey nach innen eingeschlagene Carpellblätter zuspricht, und die Plumbagineen anzuführen, von deren fünf Carpellen eins das Ey aus seiner Basis entwickelt. Die Reihenfolge der Familien ist dieselbe, wie in des Verfs Handbuch der Botanik. Sie bindet sich bekanntlich genau an Jussieu's Hauptclassen. So sehr dies im Allgemeinen gebilligt werden muß und der besondern Tendenz des Buchs entspricht, so zeigen sich doch hie und da die unvermeidlichen Uebelstände, welche jedes künstliche Netz natürlicher Familien verwirren, und wären ihrer wie hier weniger als hundert. Wenn z. B. der Verf. die Unterscheidung der Illecebreen und Alfineen nach Afterblattbildung verwirft und die Diagnostik beider Familien wie ehemahls auf die Insertion gründet, so tritt der Umstand ein, daß *Stellaria crassifolia* und *uliginosa* mit perigynischer Insertion unter den Alfineen bleiben müssen. Uebrigens sorgt der Verf. aufs trefflichste für Uebersichtlichkeit, indem er synoptische Tafeln so wohl der Familien als der Gattungen hinzu fügt. In Hinsicht auf Eintheilung der Familien in Tribus, begegnen wir einer neuen Behandlung der Caprifoliaceen und der Cupuliferen. Jene zerfallen in die Sambuceen mit mehrfächerigem Ovarium und großem Embryo, in die Viburneen mit einfächeriger Frucht und in die Lonicereen, deren Carpelle nach Art der erstern gebildet sind, deren Embryo aber wie bey den letztern in der Spitze des Albumen liegt. Eben so natürlich ist die Trennung der Quercineen (*Quercus*, *Fagus*, *Castanea*) von den Coryleen (*Corylus*, *Carpinus*, *Ostrya*) auf In-

sertion, Antherenbildung und Fruchtbau gegründet.

Was die Arten betrifft, so erklärt der Verf., daß er sich meistens an Koch's unvergleichliche Arbeiten gehalten habe. So wenig Neues hier indessen noch zu leisten war, so liegen doch einige Zeugnisse vor, daß überall eine aus der Natur geschöpfte Critik gewaltet habe. So hat *Veronica spicata* eine stumpfe, nicht ausgerandete Capsel und ist dadurch leicht von *V. longifolia* zu unterscheiden. Bey *Thesium ebracteatum* ist der Kelch fast so lang als die Frucht, in Koch's Diagnose dreyfach kürzer.

Mit dieser Darstellung neuer Beobachtungen, welche im vorliegenden Werke enthalten sind, ist Refer. weit entfernt die Verdienste desselben erschöpft zu haben. Aber die Behandlung des Ganzen, in welcher eine seit vielen Jahren unablässig auf treueste Analyse der Formen gerichtete Thätigkeit in wissenschaftlicher Vollendung hervor tritt, kann die Critik nicht darstellen, sondern nur bezeichnen. Denn nur der lernt sie würdigen und anerkennen, der des Verfs botanische Arbeiten studiert, und die darin nieder gelegten Studien in der Natur wiederholt.

Einige neuerlich bey Berlin entdeckte Pflanzen sind folgende: *Bulliarda prostrata* M. K., *Specularia speculum* DC., *Corallorrhiza innata* Br., *Orchis laxiflora* Lam., *Anacamptis pyramidalis* Rich. u. A. — Auf einen 3. Band, welcher die Moose und Homonemeen enthalten soll, wird in der Vorrede eine erfreuliche Aussicht eröffnet. Denn wenn unsere Vermuthung, wer als Verfasser desselben gemeint sey, uns nicht teuscht: so wird ein Gelehrter diese Arbeit übernehmen, von dem das Bedeutendste erwartet werden darf.

Dr Grisebach.

L e y d e n.

Bey G. u. J. Luchtman's, 1834: Sebaldi Jan. Ever. Rau variarum lectionum liber, ad Ciceronis orationes pertinens. VIII und 210 Seiten in gr. Octav.

Dieser Beytrag zur Critik der Ciceronischen Reden von einem Schüler Wake's in Leyden, dem Hn Dr jur. Rau daselbst, verdient besonders deshalb die Aufmerksamkeit der Philologen, weil er mit ausführlicher Gründlichkeit und nicht selten mit glücklichem Erfolge aus den angehäuften Vorräthen guter und schlechter Hülfsmittel das Aelteste und Ursprüngliche der eben so zahlreich als verschiedenen Quellen heraus zu suchen strebt, und keine Mühe scheut, selbst bey den entfernteren Scholiasten und älteren Schriftstellern, welche aus Ciceronischen Schriften Stellen anführen diejenige Hülfe zu suchen, welche sogar die ältesten Urkunden der einzelnen Reden nicht darbieten. Das Werkchen zerfällt in fünf Kapitel, wovon das erste die schwierigsten Stellen in den Reden pro Roscio Comoedo, pro Cluentio, pro Murena, pro Sextio, pro Rabirio Postumo, und in den Philippicis behandelt. Das zweyte Kapitel, de variarum lectionum libello Naugerio-Juntino, untersucht die Frage, ob die Varianten des Naugerius, welche der Juntinischen Ausgabe angehängt und von Drelli wiederholt worden sind, wirklich aus Mss. stammen, oder als Verbesserungsvorschläge von dem genannten Gelehrten herrühren; und beantwortet dieselbe nach genauer Prüfung mehrerer Einzelheiten in den Reden pro Flacco, pro Sextio, pro Cornelio Balbo, in Pisonem und pro Rabirio Postumo, daß Naugerius in der That aus sehr alten Quellen geschöpft hat, die jetzt den Nach-

forschungen nicht mehr zugänglich sind. Das dritte Kapitel, *de lectionibus nonnullis ex codicibus rescriptis Taurinensibus*, sucht Peyron's ausgezeichnetes Verdienst, und den Werth der Palimpsesten überhaupt an einzelnen Beyspielen darzuthun. Das vierte Kapitel — *Variae lectiones ex Asconio Pediano petitae, et ipse Asconius emendatus ex ms. cod. bibliothecae Lugd. Batav.* — verknüpft die Herstellung einer Reihe von verdorbenen Lesarten in den Reden in Pisonem, pro Scauro, pro Milone, pro Cornelio, in toga candida, mit der Verbesserung des vorzüglichsten der Ciceronischen Commentatoren, Asconius Pedianus, nach einer Leidener Handschrift, welche Hr Dr Rau mit der editio princeps von 1477 genau verglichen, und so zu der neuesten Drelli-Baiterschen Ausgabe dieses Scholiasten keinen unwichtigen Beytrag geliefert hat. Das fünfte Kapitel stimmt der Untersuchung Madvig's bey, nach welcher der Commentar über die Verrinischen Reden, welcher den letzten Platz in der Leidener Handschrift und auch sonst einnimmt, nicht von Asconius, sondern von einem unbekanntem, minder gelehrten, Verfasser geschrieben sey. Das Buch schließt mit Bemerkungen über die von Mai aus Ambrosischen und Vaticanischen Mspten zuerst bekannt gemachten Scholien zu der *divinatio in Caecilium* und zu den Verrinen.

G. G. Bode.

(Ende des Jahrganges 1838.)

Register

über die

Göttingischen gelehrten Anzeigen
vom Jahre 1838.

Erste Abtheilung.

Register

der

Werke und Aufsätze

deren Verfasser sich genannt haben, oder bekannt
geworden sind.

Walter Adam, on the osteological symmetry of the Camel (433).

F. Adlung, bibliotheca sanscrita, Literatur der Sanscrit-Sprache. Ausg. 2. 141.

G. Biddel Airy, astronomical observations, made at the R. Observatory Greenwich in the y. 1836. — Appendix to the observations 1836. — Catalogue of circumpolar stars deduced of the observations by St. Groombridge 1121.

Anm. In () eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift, hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt, sondern in einem größern Werke zu finden ist.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1838

by unknown author

Göttingen; 1838

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

- J. Yonge Akerman, coins of the Romans relating to Britain 1686.
- J. F. Sm. Albers, Beobachtungen aus dem Gebiete der Pathologie u. patholog. Anatomie. Th. 2. 1842.
- H. Amann, zur Erinnerung an Dr Kaspar Rues = (Bestrebungen an der Hochschule Freyburg im Kirchenrechte. Beytr. 1. 2.) 1321.
- Amrolkais, le Diwan, accomp. d'une traduction et de notes par Mac Guckin de Slane 345; carmen quartum ed. J. Aug. Arnold 1632; le Diwan, par Mac Guckin de Slane 1632.
- Aristoteles, Rhetorik, übers. von H. Knebel. 1240.
- Arnth, über griechisch-bactrische Münzen 203.
- J. Aug. Arnold, s. Amrul Kais.
- Ant. da Arrabida, Flora Fluminensis Pars I — XI. 1841.
- Gust. Asverus, über die legis actio sacramenti 1763.
- Charles C. Babington, on several new plants (440).
- K. E. von Baer, über die Entwicklungsgesch. der Fische 538; Gefäßsystem des Braunfisches (1575).
- J. Bake, scholica hypomnemata Vol. I. 346.
- Marc Anton. Bardaro, rapport etc. (1787).
- W. Batka, lauri Malabathri Lam. adumbratio (1579).
- Ph. Baur von Eifenach, Sammlung der Großherzogl. Badischen Verordnungen üb. Gesundheits-Polizey von 1830 bis 1837. Th. 2. 999.
- G. Bazzoni, il castello di Trezzo 580.

- N. Ludlow Beamish, Geschichte der K. Deutschen Legion. Th. 2. 1604.
- H. Th. de la Beche, s. W. Buckland. Geologie, s. Anleitung zum naturw. Beobachten.
- Venerabilis Beda, historia ecclesiastica gentis Anglorum, rec. Jos. Stevenson. 1927.
- W. Beer, und Joh. H. Mädler, der Mond nach seinen cosmischen und individuellen Verhältnissen 1834.
- E. J. Begin, s. Dupuytren.
- F. C. Belfour, s. Paul of Aleppo; observations on the genus cancer of Dr Leach (357); on a new species of Agama (427); on a new species of Phalangista (428); on a new fossil species of Chelydra, from Oeningen (983).
- H. Belloc, s. A. Trouffseau.
- E. T. Bennet, additional remarks on the genus Lagotis (356).
- Benoit, chronique des ducs de Normandie, publ. par Franc. Michel. T. I. 1906.
- G. Bentham, review of the order of Hydrophyllae (437); on the genus Hosackia and the american Loti (439); on the Eriogoneae (439).
- Berger, faits relatifs à la construction d'une échelle des degrés de la chaleur animale. Partie 2. (145).
- F. Ch Bergmann, de libello, quem Tancredus Bon. de judiciorum ordine composuit: Glückwunsch der Juristen-Facultät zu Göttingen zu der Jubelfeyer des Sch. Just. R. Hugo 843.
- Adhelm Bernier, monumens inédits de l'histoire de France 1400...1600. 1549.
- A. Bernier, s. J. Masselin.

- Arn. Ad. Berthold, de Gordii aquatici structura penitiori 1202. 1289.
- U. F. W. Beste, erh. zwey Drittel des Predigerpreises 1042.
- G. Bibron, s. Duméril.
- Bickell, Geschichte des Kirchenrechts, dem Geh. Just. R. Hugo zu seinem Jubiläum gewidmet 843.
- E. de Billy, sur le terrain de transition de la Bretagne (189).
- G. W. Bischoff, über die Lebermoose (1582).
- J. Blackwall, discoveries in the structure and economy of spiders (432); on the pulvilli of insects (432).
- J. Bluff, merkw. Fall von Elephantiasis (1575).
- C. L. Blume, Neesia, genus plantarum javanicum (1570).
- J. Blume, Iter Italicum. Bd 4., der Feyer des Jubil. des Geh. Just. R. Hugo geweiht 842.
- G. H. Bode, Geschichte der Hellenischen Dichtkunst. Bd 1. Gesch. der epischen Dichtk. 1009.
- Böcking, Abdruck eines Stückes der von ihm bearbeiteten notitia dignitatum, zur Feyer des Professor-Jubil. des G. J. R. Hugo 1762. s. Gaius.
- W. Böhmer, s. Th. Kankow.
- Boisduval, insectes lépidoptères. T. 1. 599.
- U. Botter, über die durch subjective Zustände der Sinne begründeten Täuschungen. Aus d. Franz. von A. Droste 1742.
- P. Fr. Bouché, zur Insectenkunde (1577).
- J. E. Bowman, on a new plant of the gastronomycous order of Fungi (429); on the parasitical connection of Lathraea squamaria (430).
- J. Bowring, Bericht an das engl. Parlament über den Handel, die Fabriken und Gewerbe

der Schweiz. Aus dem Engl. von Dr H.-e
1387.

James Bradley, miscellaneous works and
correspondence 638.

M. J. Bramley, über die in Nipal häufige
Hängegeschwulst am Ohre (255).

Nbf Brandes, s. Archiv für Pharmacie.

Alb. Braune, s. G. D. Rees.

de Brequigny, Table chronologique des
diplomes etc. cont. par M. Pardessus.
T. 4. 345.

Dav. Brewster, on the structure and ori-
gin of the diamond (978).

Richard Bright, reports of medical cases,
selected with a view of illustrating the
symptoms and cure of diseases by a refe-
rence to morbid anatomy. Vol. 2. 169.

W. J. Broderip, on the genus Chama,
Brug. (355).

Adolphe Brongniart, hist. des végétaux
fossiles. T. 1. 769.

Joshua Brookes, on a new genus of the
order Rodentia (427); on the formation
of the trachea in the Egyptian Tantalus
(433).

Rob. Brown, on the organs and mode of
Fecundation in Orchideae and Asclepia-
deae (434).

J. Wyndham Bruce, s. Schiller.

Bruch et Schimper, fragmens de la Bry-
ologie d'Europe (192), comparaison entre
les Phascum alternifol. Ph. palustre et Ph.
subulatum (192).

v. Buchholtz, de liberis sub conditione
institutis aut exheredatis, der Feyer des Ju-
biläum des Geh. Just. R. Hugo gewidmet 843.

S. Andr. Buchner, Lehrbuch der analytischen

Chemie und Stöchiometrie = (Grundriß der Chemie. Th. 3.) 25.

W. Buckland, on the adaptation of the structure of the sloths to their peculiar mode of life (435); on the occurrence of Agates in Dolomitic strata (977); fossil bones of the Iguanodon (977); and H. Th. de la Beche, on the geology of the neighbourhood of Weymouth (980).

Budweiser, s. Fäthenstein.

G. Büchner, sur le système nerveux du Barbeau (193).

H. Buff, über den Widerstand der Luft an d. Wänden der Leitungsröhren (844).

Buffon, s. Suites à Buffon. (2. Reg.)

Johannes Bugenhagen, Auszug aus den Schmalkaldischen Artikeln in der Lehre von der Rechtfertigung. Aus Bugenhagens Hs. mitgetheilt von K. Ed. Förstemann (1983), Sendschrift an die Schüler zu Treptow, mitgetheilt von K. Ed. Förstemann (1985).

U. B. Bupikotes, der Canton Thurgau 1360.

Hm. Burmeister, Beschreibung einiger neuen Schmarotzerekreise (1572).

R. N. Burnard, Steinschnitt bey Asiaten (261).

Gerh. v. d. Busch, s. W. Stokes.

A. de Bylandt Palstercamp, théorie des Volcans. T. 1. 2. 3. 2043.

U. Campbell, Beobachtungen über den angeborenen Kropf bey Thieren (253).

Alph. de Candolle, a review of the nat. order Myrsineae (437); introduction à l'étude de botanique. T. 1. 2. 599; (Suites à Buffon) = (Hist. nat. des végétaux) 781.

- Aug. Pyr. de Candolle, sur les graines de l'ananas (146).
- L. R. le Canu, études chimiques sur le sang humain 404.
- Jean Capello, rapport etc. (1784).
- C. G. Carus, über einen Eingeweidewurm (1570); über eine Schimmel-Vegetation (1573).
- Marino Cavalli, relation etc. (1783).
- H. Mor. Chalibäus, historische Entwicklung der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel 1449. 1481.
- de Chateaubriand, congrès de Vérone. T. 1. 2. 929.
- Stef. delle Chiaje, memorie sulla storia e notomia degli animali senza vertebre del regno di Napoli. T. 1. 2. 3. 4. 1328.
- Jos. Chmel, der Oesterreichische Geschichtsforscher. Heft 1. 927.
- Joannes Chrysostomus, opera, ed. F. VV. Lomler. T. 1. P. 1. 1064.
- J. Clarke, Fractur des Trochanter's (261).
- J. G. Claus, Forschungen für Philosophie des Rechts 1278.
- VV. Clift, on the remains of the Megatherium from Buenos Ayres (977).
- J. W. H. Conradi, Bericht über das medicinisch-clinische Institut 681.
- U. S. C. Corda, zur Lehre von der Befruchtung der Pflanzen (1578).
- Giov. Correro, rapport etc. (1787)
- Rich. Courtois, commentarius in Remb. Dodonaei Pemptades (1580).
- J. Kreuzer, s. Roulez.
- VV. Cummin, the proofs of Infanticide considered; including Dr Hunter's tract on child murder 463.
- J. Curtis, characters and description of a

new genus of the family Melolonthidae (355); on a species of moth found inhabiting the galls of a plant near to Monte Video (355); insects collected by Capt. King (438).

F. Cuvier, hist. nat. des Cetacées 599; Antheil deß. an der 2. Außg. der Leçons d'Anat. comp. par G. Cuvier 1517.

Geo. Cuvier, Leçons d'Anatomie comparée, recueillies par Duméril. Ed. 2. T. 1—5. 1517; vgl. Anatomie Bd 1. Abth. 2. 1920.

Dares Phryg., de excidio Trojae, ed. Andr. Dederich 1283.

Ch. Daubeny, on the organic matter found in sulphureous springs (433); on the degree of selection exercised by plants with regard to the earthy constituents presented to their absorbing surfaces (437).

J. Davidson, Absceß in den Häuten der Urinblase (253).

J. Francis Davis, the Chinese. 2 Vols. 887.

H. von Dechen, s. Anleitung zum naturw. Beobachten.

Adf F. Graf von der Decken, s. Horatius. Andr. Dederich, s. Dares.

Demosthenes, oratio de Corona, expl. Ldf Dissen 729.

L. E. Dempster, über das Clima von Bantienland als Zufluchtsort für Invalide von Indien (260).

Ldf Dissen, s. Demosthenes.

G. W. Dittmer, das heil. Geist Hospital und das St. Clemens Kaland zu Lübeck. Aufl. 2. 1564.

Dav. Don, on the tropaeolum pentaphyllum of Lamark (435); descriptions of the new

genera and species of the class compositae belonging to the floras of Peru, Mexico and Chile (429); on *Zinnia* (429); on the plant which yields the gum ammon. (433); on the modifications of aestivation observable in certain plants formerly referred to the genus *Cinchona* (437); on some british ferns (440); five new species of the genus *Pinus* (440).

Dav. Douglas, on some species of the genera *Tetrao* and *Ortyx* (428); new species of the genus *Pinus* (434).

U. Droste, f. M. Botter.

J. E. Duby, sur une maladie de feuilles de la vigne (149).

H. Dünker, *Leben de Zhouß* 804.

A. M. C. Duméril et G. Bibron, *hist. nat. des reptiles*. T. 1-4. 599; f. G. Cuvier.

U. Duncan, *Beobachtungen über Dracunculus* (258).

W. Dunfer, zur *Dryctographie der norddeutschen Dolithgebilde* (848); f. G. E. Koch.

Dupuytren, *mémoire sur une manière nouvelle de pratiquer l'opération de la pierre*, terminé et publié par J. L. Sanson et L. J. Bégin 457.

H. Dutrochet, *mémoires pour servir à l'histoire anatomique et physiologique des végétaux et des animaux*. 2 Vols. avec Atlas. 1668. 1638.

G. L. Duvernoy, *fragment d'anatomie comparée sur les organes de la génération de l'ornithorhynque et de l'échidné* (185); *description d'un macrocélide d'Alger* (187); *sur les espèces de grands chats (felis chalyb. et guttata Herm.)* (190); *sur les mu-*

saraignes (190); sur le canal alimentaire des semnopithèques (191); sur quelques particularités des organes de la déglutition de la classe des oiseaux et des reptiles (195); sur quelques ossemens fossiles de l'Alsace et du Jura (196); *Antheil dess. an der 2. Außg. der Legons d'anat. comp. par G. Cuvier 1517.*

Milne Edwards, *hist. nat. des crustacées. T. 1. 2. 599.*

Ehrenberg, über die in der Oberen Kieselerde enthaltenen Reste von Infusorien (1076).

Ed. Eichwald, *de pecorum et Pachydermorum reliquiis fossilibus in Lithuania, Volhynia et Podolia repertis (1580).*

Fr. C. Emmert, über die Endigungsweise der Nerven 1647.

S. G. B. Engelhard, die Arsenianer und Gesellschaften (1981).

Erasmus Rot., *duae ad Ph. Melanchthonem epistolae, nunc primum edidit Edu. VV. Loehn (1982).*

G. H. U. Ewald, *Grammatik der hebräischen Sprache des A. T. Aufl. 3.; — Uebersetz. dieses Buches ins Engl. von J. Nicholson 403. f. Zeitschrift f. die Kunde des Morgenlandes. Aus Muhammeds Leben von Abdalmik ibn-Hischâm; weitere Erläuterungen der syrischen Punctuation; über die neuere Art hebräischer Grammatik; über Versehungen in den prophetischen Schriften A. T. (404).*

K. H. von Fahrenberg, die Heilquellen am Kniebis 1157.

C.-Fauriel, *f. Histoire de la croisade contre les hérétiques Albigeois.*

A. L. A. Fée, sur les cryptogames des écorces exotiques officinales (195).

Sextus Pomp. Festus, de verbor. significatio-
ne, von K. Difr. Müller der Jubelfeyer des
Geh. Just. K. Hugo gewidmet 843.

F. Fischer, die Naturlehre der Seele 1161.

W. H. Fitton, on some of the strata be-
tween the chalk an the Oxford Oolite in
the south east of England (982).

K. Edu. Förstemann, s. Bugenhagen.

Fontanier, voyages en Orient, Nachtrag
zu der J. 1837. S. 575 daraus abgedruckten
Inskrift 1567.

Edw. Forster, on the *Vicia angustifolia* of
the English flora of J. E. Smith (431).

Corn. Josin. Fortuyn, de Gildarum histo-
ria 801.

Ch. F. Fraak, s. Chn. F. Ruperti.

L. Frege, über die erste Abendmahlsfeyer nach
lutherischem Ritus in der Mark Brandenburg
(1987).

L. H. Friedländer, Vorlesungen über die Ge-
schichte der Heilkunde. Heft 1. 965.

Chn. F. Frißsche, K. F. Aug. Frißsche, Otto
Fridol. Frißsche, *Fritzschorum opu-
scula academica* 1427.

G. K. Frommann, s. Herbort.

G. H. Fuchs, zum Professor in der medic. Fa-
cultät ernannt 1401.

G. von der Gabelenk, einiges über die
mongolische Poesie (403); Mandshu = mongo-
lische Grammatik aus dem Sän - hö - piánlän
übers. (404), s. Zeitschrift für die Kunde
des Morgenlandes.

Gaius, Institutionum comment. IV. ad ex-
emplum a J. F. L. Goeschenio Berol. 1824

editum recogniti atque emendati (ed. Böcking) 1003.

Ed. Geist, griech. Chrestomathie 647; anthologiae gr. palat. epigrammata selecta 680.

W. Gesenius, scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta. Pars 1. 2. 3. 1030.

U. E. Gheldolf, f. U. Warkönig.

François Giustiniano, rapport etc. (1781).

Marin Giustiniano, relation etc. (1780).

J. H. Gloyer, f. C. Niebuhr.

H. H. Goodeve, über eine eigenthümliche Fieberart in Bengalen (253).

K. Greith, Spicilegium Vaticanum 134.

Griessblich, f. Nygea.

Jac. Grimm und Andr. Schmeller, lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrh. 1361. Nachtrag 1408.

W. Grimm, f. Ruolandes liet.

St. Groombridge, astronom. observations f. G. Biddel Airy.

G. F. Grotefend, rudimenta linguae Umbraicae. Pars 1. 2. 3. 4. 5. 49; Urkunden in babylonischer Keilschrift (404).

K. Grüneisen, f. Comödie von der Reformation.

Lansdown Guilding, on formica leo (426); on Margarodes, a new genus of insects (428); on Naticina and Dentalium (436).

(Guizot) Rapports au roi sur la collection des documents inédits sur l'histoire de France (1778).

H—e, f. J. Bowring.

Gust. Haenel, legis rom. Visigothor. particula, der Feyer des Jubil. des Geh. S. R. Hugo gewidmet 843.

- K. W. Hånell, de Hippolyto saec. III. scriptore, erh. den Preis 1042.
- G. Hagen, Grundzüge der Wahrscheinlichkeitsrechnung 868.
- A. H. Halyday, descr. of insects (438).
- Fr. Hamilton, a commentary on the fourth part of the Hortus Malabaricus (437).
- von Hammerstein, Auffindung zweyer aus Infusorien-Schalen bestehender Erden 129. 1055.
- Dan. Haneberg, die sinesischen, indischen und tibetischen Gesandtschaften am Hofe Nuschirwân's (404).
- Hartenstein, über die neuesten Darstellungen und Beurtheilungen der Herbart'schen Philosophie 278.
- Hartman, vom Glauben (555).
- Hartman v. d. Au, Gregor (135), hg. von K. Bachmann 1353.
- Car. Aug. Hase, Progr. Confessio fidei ecclesiae evang. nostri temporis rationibus accommodata 1185.
- A. W. Hauch, det physiske Cabinet. Deel 1. Hefte 1. 337. Hefte 2. 1881.
- J. F. L. Hausmann, über zwey von dem Oberst von Hammerstein aufgefundenen Erden 129. 1055; und F. C. Henrici, über das electrische Leitungsvermögen der Mineralkörper (847); über eine lagerähnliche basaltische Ausfüllung am Schenberge (847); und Böhler, über das Schilfgläserz 1505; commentatio de usu experientiarum metallurgicarum ad disquisitiones geologicas adjuvandas 1689; s. Studien des Götting. Vereins bergmänn. Freunde.
- W. Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig u. Lüneburg. Bd 1. 738. Bd 2. 1287;

wird zum außerordentlichen Professor d. philos. Facultät ernannt 1305.

U. H. E. Heeren, historische Werke, neun Bände: Verlag ders. von der Ruprechtischen Buchhandlung erstanden 279; Rede bey der ersten in dem neuen Versammlungszimmer der Ges. d. W. statt gefundenen Sitzung 1201.

C. J. Hefele, Gesch. der Einführung des Christenthums im südwestl. Deutschland 1364.

S. Hegetschweiler, die Flora der Schweiz. Heft 1. 1796.

Heinrich, Vitanie (555).

F. C. Henrici, s. S. F. E. Hausmann.

J. F. Herbart, Progr. inest commentatio de realismo naturali qualem proposuit Gl. E. Schulze 41.

Herbort von Fritslar, liet von Troye, hg. von G. K. Frommann 721.

J. F. W. Herschel, on the astronomical causes which may influence geological phaenomena (971).

Heyfelder, Studien im Gebiete der Heilwissenschaft. B. 1. 1945.

S. C. U. Heyse, Lehrbuch der deutschen Sprache. Neu bearb. von K. W. E. Heyse. Bd 1. 1745.

K. W. E. Heyse, s. S. C. U. Heyse.

Siegfr. Hirsch und G. Waiß, gemeinschaftliche Verfasser der gekrönten Preisschrift die Echtheit des Chron. Corbejense betr. 2041.

Arn. Höltz, die Theologie Zoroasters (1970).

U. H. Hoffmann, Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache u. Literatur. Th. 2. 545.

F. W. Hope, on a new Arachnide (439).

Horapollo, hieroglyphica, ed. Conr. Leemans 498.

- Horatius, die Oden in dem Versmaße der Urschrift, deutsch mit beygefügetem latein. Texte von Adf. F. von der Decken. B. 1. 2. 481.
- Leon. Horner, on the geology of the environs of Bonn (983).
- P. Huber, sur la chenille du Hamac (146).
- Gust. Hugo, Jubelfeyer seiner Doctorwürde u. seiner Ernennung zum Professor der Rechtswissenschaft 841; Glückwünsche und Ehrengeschenke 841. 842. 843. 1762; erh. von dem Großherz. von Baden das Commandeur-Kreuz des Bähringer Löwen-Ordens 849; Jubelfeyer seiner Ernennung zum Professor der Rechte. Glückwünschungsschreiben der Juristen-Facultät zu Bonn, vgl. Böcking 1761.
- Victor Hugo, les voix intérieures 1268.
- Al. von Humboldt, examen crit. de l'histoire de la géographie du nouveau continent T. 1. 2. 361.
- W. Hunter, on child murder (463).
- Huot, nouveau cours élémentaire de Géologie T. 1. 599.
- Ph. Ed. Huschke, ad legem XII tab. de tigno juncto commentatio, dem im Namen der Juristen-Facultät in Breslau dem Geh. Just. R. Hugo übersandten Glückwünsche angehängt 1325; s. Syntrophus.
- J. Hutchinson, über den Landscorbut (260).

I.

- Chn. F. Ilgen, hist. collegii philobiblici Lipsiensis. Pars 1. 2. 3. 1801. s. Zeitschrift f. die histor. Theologie.
- Jrenäus, üb. die kölnische Angelegenheit 1409.

J.

- F. Jacobs und F. A. Ufert, Beiträge zur ältern Literatur Bd 3. Heft 1. 1758.
- M. K. von Sätzenstein und Budweiser, Böhmens heidnische Opferpläge 753.
- Alb. Jahn, symb. ad emendandum et illustrand. Philostrati librum de vitis sophistarum 884.
- Gust. Adf Jahn, Tafeln der sechsstelligen Logarithmen Th. 1. 928.
- J. G. Jeffreys, the testaceous pneumobranchous Mollusca of Great Britain (430. 433).
- Leonard Jenys, on the species of Plecotus (426); on the common bat of Pennant (429).
- F. Ch. G. Jörg, die Zurechnungsfähigkeit der Schwangeren und Gebärenden 196.
- K. W. Justi, s. Zephaniah.
- Fb. Kämmerer, ob nach Justinianischem Rechte die Professoren der Jurisprudenz ein Honorar zu fordern berechtigt gewesen 161.
- K. L. Kannegießer, lateinisches medicinisch chirurg. Lesebuch 1079.
- Th. Kanrow, Chronik von Pommern in niederd. Mundart, 2c. hg. von W. Böhmer. 1113. 1122.
- F. J. Kaup, urweltliche pferdeartige Thiere (1571).
- G. F. Keil, über die Hiram = Salomonische Schiffahrt nach Ophir und Tarsis (1318) — besonders abgedruckt 1349; chronolog. Untersuchung über die Jahre, welche vom Auszuge der Israeliten aus Aegypten bis zur Erbauung des Salom. Tempels verflossen sind (1319).
- Patr. Keith, on the origin of buds (431).

- P. P. King, insects collected by him in the survey of the straits of Magellan (438).
 Kleinert, über den Regierungsantritt des Artaxerxes Longim. (1318).
 Adf G. Kleiner, s. Libri symbol. eccles. cathol.
 H. Knebel, s. Aristoteles.
 C. E. Koch und W. Dunker, Beyträge zur Kenntniß des norddeut. Dolithgebildes 1401.
 Adf Ködler, erhält ein Drittel des Predigerpreises 1042.
 F. Kölle, Betracht. über Diplomatie 562.
 N. Kohlrausch, über Treviranus Ansicht vom deutlichen Sehen in die Nähe u. Ferne 596.
 C. Kopp, Beyträge zur Darstellung eines reinen einfachen Baustyls. Heft 1-4. 346.
 F. G. E. Kosgarten, über die Kunje oder Vornamen der Araber (404); s. Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.
 K. Kraft, vita Car. Dav. Ilgenii 1205.
 A. W. Kraemer, ist Salem der Name des alten Jerusalem? (1976).
 K. F. Lhd. Krause, Handb. der menschl. Anatomie. B. 1. Abth. 2. 3. 914.
 Kries, Rede bey der Todtenfeyer Dörings 559.
 A. D. Krohn, Beytr. zur Kenntniß des Auges der Cephalopoden (1573).
 Sm. F. Kruse, über das Fest des Tодаustreibens und des Sommerfingens (1972).
 Kuhn, recherches sur les Acéphalocystes (188).
 C. S. Kunth, Flora Berolinensis. 2 Voll. 2071.

K. Lachmann, s. Hartmann v. Aue.
 Th. Lacordaire, introduction à l'entomologie 599.

- Felix Lajard, sur le culte, les symboles, les attributs et les monuments figurés de Vénus 418.
- Aylmer Bourke Lambert, account of the galls found on a species of oak, from the shores of the Dead Sea (440); on the mustard plant (440).
- C. Landau, die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer. Bd 3. 1887.
- Larrey, Clinique chirurgicale. T. 5. 522.
- Ohn Lassen, Beiträge zur Kunde des indischen Alterthums aus d. Mahâbhârata (403); Beiträge zur Kenntniß der Geographie des alten Indien (404); s. Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.
- Laugier, die Kunst Baumwolle u. Feinengarn und Zeuge zu färben, übers. von G. Fr. Peterson 1584.
- Laurillard, Antheil dess. an der 2. Ausg. der Leçons d'anat. comp. par G. Cuvier 1517.
- E. A. Lauth, sur le testicule humain (186); anomalies dans la distribution des artères de l'homme; — des muscles de l'homme (189).
- Bj. Leadbeater, on some new species of birds (427); on an undescribed species of the genus Phasianus (428).
- Conr. Leemans, s. Horapollo.
- H. Leo, Lehrbuch der Universalhistorie. B. 2. 314; Leitfaden für den Unterricht in der Universal-Gesch. Th. 1 1400; niederländische Geschichten. Th. 1. 2. 1649.
- A. Lepellétier de Saint-Fargeau, insectes hyménoptères. T. 1. 599.
- de Lessert, Icones selectae plantarum. T. 3. 1929.
- Fr. Levret, s. Parent-Duchatelet.

- E. Ant. Bewald, die s. g. Räubersynode zu Ephesus im J. 449. (1980).
- Liebig u. Wöhler, über die Natur der Harnsäure, Fortsetzung 1049. 1249.
- Pet. van Limburg-Brouwer, Apologia Socratis 1304.
- U. K. Lindesay, über die häufigen Fälle von Schlagfluß, welche während der heißen Jahreszeit 1833 zu Ghunar vorkamen (255).
- Girol. Lippomano, rapport etc. (1789).
- G. C. F. Tisch, Mecklenburg. Urkunden. Bd 1. 1235.
- Gh. A. Lobbeck, s. Sophocles.
- Ed. W. Löhn, s. Erasmus Rot.
- H. C. Lombard, de l'influence des professions sur la durée de la vie (145).
- J. W. Lomler, s. Chrysostomus.
- W. Lonsdale, on the oolitic district of Bath (969).
- J. F. Guseb. Pogh, Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Bd 2. Aufl. 2. 1131.
- R. T. Lowe, additional observations on *Alepisaurus ferox* (359); on *Chamaemeles coriacea* and *Sempervivum glutinosum* (430).
- Charles Lucas, du système pénitentiaire en Europe et aux états-unis T. 2. Conclusion générale 942.
- J. Lübker, grammat. Studien. Heft 1. 487.
- F. Lücke, commentary on the epistles of St. John transl. from the german by Thorlied Gudmundson Repp 178; de eo quod jurisprudentiae cum theolog. commune est (Glückwunsch zu der Jubelfeyer des Geh. Just. R. Hugo) 843; s. F. Schleiermacher.

Macarius, travels, written by Paul of Aleppo, s. Paul.

- J. Mac Clelland, über den Kropf (256).
- Mac Guffin de Glane, s. Umrul Kais.
- W. S. MacLeay, on the comparative anatomy of certain birds of Cuba (425).
- Macquart, insectes diptères. T. 1. 2. 599.
- J. Mädlar, der Mond, s. W. Beer.
- Jehan Mallet, Extrait de ce qui s'est passé en la ville de Senlis (1550).
- Comte Frédéric de Mandelsloh, sur la constitution géologique de l'Albe du Wurtemberg (191).
- Gideon Mantell, anatomical description of a fossil fox (971).
- M. F. Marcet, recherches sur les modifications qu'éprouve l'atmosphère par le contact de certains végétaux dépourvus de parties vertes (147).
- Mois. Marini, s. Vitruvius.
- G. F. de Martens, nouveau recueil de Traités cont. par F. Murhard. T. 10. 11. 12. (= Supplément etc. T. 14. 15. 16) 1681.
- J. N. Martin, über eine neue Einspritzung z. Cur der Hydrocele (257. 261).
- R. Montgomery Martin, history of the british colonies. Vol. 1. 2. 3. 822. Vol. 4. 5. 1307.
- K. Fr. Ph. von Martius, Reden und Vorträge über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturforschung 281; die Eriocaulae als selbständige Pflanzenfamilie (1569).
- J. Leber. Mark, s. K. F. Dav. Moser.
- C. M. Marx, Beobachtungen über den Infusorien haltigen Sand am südlichen Rande der Lüneburger Heide 409.
- K. F. H. Marx, Grundzüge der Lehre von der Krankheit u. Heilung 641; Herophilus 761;

zur Lehre von der Lähmung der untern Gliedmaßen 1305.

G. M. L. Masch, Gesch. des Bisthums Rakeburg 1641.

Jehan Masselin, Journal des états généraux de France tenus à Tours 1484, publié et traduit par A. Bernier (1899).

H. F. Maßmann, deutsche Gedichte des zwölften Jahrh. Th. 1. 2. 553.

L. W. Mauthner, die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls 326.

Mayer, über das Nabelbläschen und die Allantois bey Embryonen (1577).

M. S. Mayer, das Intestaterbrecht der liberi naturales nach d. heutigen Röm. Rechte 165.

D. C. Meier, geburts-hülffliche Beobachtungen 1721.

K. Th. Menke, die Heilkräfte des Pyrmonter Stahlwassers 542.

Nf Merkel, s. Ovidius.

F. J. F. Meyen, Beyträge z. Zoologie. Abth. 7. bearb. von A. F. U. Wiegmann (1572); Identität der Flöszformation in der alten und in der neuen Welt (1579); über die climatischen Verhältnisse des südlichen Chinas (1581).

B. A. Meyer, Gedichte und Briefe über die Erziehung des Menschen 1919.

Ern. Meyer, de plantis Africae austral. quas collegit J. Fr. Drege. Vol. 1. fasc. 1. 149.

H. von Meyer, über fossile Reste von Dachsen (1571).

H. A. W. Meyer, crit. exeget. Handbuch über den Brief an die Römer 262.

Michaud, catalogue des testacés vivans envoyés d'Alger au cabinet d'hist. nat. de Strasbourg (189).

- Fr. Michel, s. la Chanson de Roland; s. Benoit.
- Jean Michel, relation etc. (1788).
- Jean Michiel, relation etc. (1785).
- S. Ch. Mifan, über eine auf europ. Boden entdeckte Stapelia (1578).
- C. Ed. Miram, Anatomie des Pentastoma (1579).
- Mirchond, hist. Seldschukidarum, persice. ed. J. A. Vullers; übers. von S. A. Wul-
lers 465.
- Glieb Mohnike, Bemerkung zu Bugenhagens
Sendschr. an die Schüler zu Dreptow (1986);
Erklärung zweyer Greifswald. Theologen gegen
einen Röm. Cardinal (1994).
- C. Morehead, über die Pathologie einiger
Krankheiten der Abdominal-Gingeweide (254).
- John Morgan, the mammary organs of the
Kangaroo (426. 431); organs of degluti-
tion in the Capybara (431).
- Stefano Moricand, plantes nouvelles d'A-
mérique (149).
- K. F. Dav. Moser, Bemerkungen zu Wielands
Uebersetzung sämtlicher Briefe Ciceros, hg.
von F. Leber. Marb. Aufl. 3. 503.
- S. Mouat, ein Fall von Beri Beri (258);
epidem. Krankheiten zu Bengalore im J. 1833
(259).
- Franc. Car. Movers, de utriusque recen-
sionis vaticinior. Jeremiae indole et ori-
gine 756.
- Dan. E. Müller, des Speffarts Holzhandel
329.
- S. Müller, vergl. Anatomie der Myrinoïden
Th. 1. 1044.; Handb. der Physiologie. B.

1. Abth. 1. Aufl. 3. Abth. 2. B. 2. Abth. 1. 1047.; s. Archiv für Anatomie zc.
- K. Dfr. Müller, über Indo-Griechische Münzen 201.; s. Sext. Pomp. Festus; Rede bey der Preisverth. an die Studierenden 1041.
- Lhdr. Müller, Thuriarum civitatis historia erh. den Preis 1043.
- Roder. Impey Murchison, on a fossil fox found at Oeningen (970); s. Sedgwick.
- C. Murhard, s. G. F. von Martens.
- J. Murray, über die Pathologie der Ruhr (255).
- A. Mutel, espèces du genre Ophrys recueillies à Bone (192).
- J. P. Mynster, Betrachtungen über die christl. Glaubenslehren, übers. von Lhdr. Schorn. B. 1. 2. 849.

H. Fr. Nägele, die Lehre v. Mechanismus der Geburt 331

- And. Navagero, voyage en Espagne et en France (1780).
- A. Neander, das Leben Jesu Christi. 809.
- Fr. Nebenius, über die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden 390.
- Chn Gfr. Nees v. Esenbeck, monograph of the East Indian Solaneae (436).
- C. F. Neumann, statistische Eintheilung und Bevölkerung des sinesischen Reiches (403); s. Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.
- J. Nicholson, s. G. H. A. Ewald.
- Carsten Niebuhr, Reisebeschreibung nach Arabien B. 3., hg. von J. H. Gloyer und J. Dilschhausen 745.
- F. Nies, Proben aus seiner Schriftgießerey u. Buchdruckerey 1800.

Andr. Norton, the evidence of the genuineness of the gospel 1122.

F. A. Müßlin, s. Plato.

G. H. B. Desterley, Geschichte der Univ. Göttingen von 1820 bis 1837. 921. vgl. Pütter.

S. Dischhausen, s. C. Niebuhr.

A. G. van Onsenoort, geschiedenis der Oogheelkunde 1845.

W. B. D'Shaughnessy, über das Vorkommen eines neuen Principeß im menschl. Blute (257).

S. F. Dsiander, Volksarzneymittel und einfache nicht pharmaceutische Heilmittel gegen Krankheiten des Menschen. Aufl. 3. 1275.

A. W. Ditto, über die Viverra hermaphrodita Pallas. (1583).

P. Ovidius Naso, tristium libri quinque et Ibis. ed. Rf. Merkel 993.

Rich. Owen, description of a microscopic Entozoon (356); on the anatomy of linguatula taenioides Cuv. (356); on the osteology of the Chimpanzee and Orang Utang (357); on the anatomy of Distoma clavatum, Rud. (359); description of a new species of Tape-worm (359); on the Entozoa (359).

Parbessuß, s. Brequigny.

A. B. Parent-Duchatelet, de la prostitution dans la ville de Paris. Précédé d'une notice historique sur la vie et les ouvrages de l'auteur par Fr. Levret 1910.

Paul of Aleppo, travels of Macarius, translated by J. C. Belfour 48.

- Paulin, f. Les grandes Chroniques de France.
- G. Fr. Peterson, f. Laugier.
- C. H. Pfaff, Revision der Lehre vom Galvano, Voltaißmuß 1789.
- Philostratus, de vitis sophistar. f. Alb. Jahn.
- P. Phoebuß, zur patholog. Anatomie (1580).
- F. J. Pictet, nouvelles espèces d'insectes du bassin du Léman (147).
- P. A. Piorry, Bericht über die Epidemien in Frankr. von 1830 bis 1836 (583); traité de diagnostic et de Sêmeiologie. T. 1. 2. 3. 1077.
- Planche, von den verschiedenen Sago-Arten (587).
- Plato, Apologie des Socrates übers. von F. A. Müßlin 359.
- Plutarchus, opera moralia selecta ed. A. W. Winckelmann. Vol. 1. 2045.
- F. Portal, les couleurs symboliques de l'antiquité 346.
- Sam. Peace Pratt, on the existence of the Anoplotherium and Palaeotherium in the Isle of Wight (978).
- P. Prevost, sur une apparence douteuse du mirage (149).
- James Cowles Prichard, on insanity 78.
- James Prinsep, über griechisch = bactrische Münzen 202.
- Andr. Pritchard, the natural history of animalcules, containing descriptions of all the known species of Infusoria 1280.
- M. v. Prittwiß, über die Grenzen der Civilisation 1585.
- Ptolemaeus Hephaestion, novar. historiar. excerpta. E. Photio ed. Jos. Imm.

Gisl. Roulez, praefatus est Frid. Creuzer 989.

Pütter, Gelehrten-Geschichte der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen — fortg. von Desterley. Th, 4. 921.

E. Puillon Boblaye, recherches géographiques sur les ruines de la Morée, f. Expédition scientifique de Morée.

J. Ev. Purkinje et G. Valentin, de phaenomeno generali et fundamentali motus vibratorii animalium 1848. Zusätze zu dieser Schrift 1581.

U. Quetelet, über den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten. Deutsche Ausg. besorgt von B. A. Niecke 1769.

W. W. Raleigh, Fälle von chronischer Ruhr mit Kupfervitriol und Opium behandelt (254); Fälle von Fractur der untern Extremitäten (256).

K. Ferd. Ranke, Gedicht zur Jubelfeyer des Geh. Just. R. Hugo 842; progr. de Hesiodi operibus et diebus 1081.

Raoul-Rochette, über griechisch-bactrische Münzen 202.

Raspail, nouveau système de physiologie végétale et de botanique. 2 Vols 1489.

J. L. G. Ratzeberg, entomologische Beiträge (1576).

Sebald. Jun. Ever. Rau, epistola de Euripidis Phaëthonte 1966; variar. lection. liber. ad Ciceron. oratt. pertinens. 2079.

P. Rayer, über die Rosskrankheit bey dem Menschen (587).

- G. S. Rees, Anleitung zur chem. Untersuchung des Blutes und Harns, hg. von Alb. Braune 646.
- F. Rehbock, s. Anleitung zum naturw. Beobachten.
- F. Rehm, Handbuch der Geschichte des Mittelalters. B. 4. Abthl. 2. 479.
- Lh. Ph. Aug. Reiche, diss. ina. de Kantianismiis quae dicuntur theoreticis 1241.
- Thorleif Gudmundson Repp, s. F. Lücke.
- F. W. Rettberg, die christlichen Heilslehren nach den Grundsätzen der evangelisch-lutherischen Kirche 1298.
- H. C. M. Rettig, s. Codex evangelior. Sangallensis.
- Hm. Reuchlin, das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche 256.
- F. G. Reuter, sur une nouvelle espèce d'Inula (146).
- G. F. H. Rheinwald, s. das schwarze Buch.
- VV. Richardson, s. a Catalogue of 7385 stars chiefly in the southern hemisphere 40.
- Hem. Lud. Richter, s. crit. Jahrbücher für Rechtswissensch. — Corpus jur. canon — De ined. decretalium collectione Lipsiensi 445.
- B. A. Riecke, s. A. Duetelet.
- A. F. Riedel, National-Deconomie od. Volkswirtschaft. B. 1. 1521. 1530.
- G. H. Cbn Hellmuth Riehn, expositio et usus et morborum cunctarum partium quae auditus organon efficiunt erh. den Preis 1042.
- Risueño d'Amador, über den Einfluß der patholog. Anatomie seit Morgagni (525).
- F. Ritschl, die Alexandrinischen Bibliotheken und die Sammlung der homerischen Gedichte 2049.

- E. Rödiger, über die himjaritische Schrift (404); s. Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.
- Gust. Rose, Elemente der Krystallographie. Aufl. 2. 1760.
- R. Rosenkranz, der Zweykampf auf unseren Universitäten 1272.
- R. von Rotteck, Handbuch der öconomischen Politik. B. 4. 1849.
- F. Th. Rottels, System der Erziehung 763.
- Joh. Imm. Gisl. Roulez, s. Ptolem. Hephæst.
- J. Forbes Royle, on the Lycium of Dioscorides (436).
- F. Rückert, Gita Gowinda aus dem Sanskrit überf. (404); s. Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes; Mal und Damajanti. Aufl. 2. 1447.
- W. Rürer, Irrenstatistik der Provinz Westphalen 1909.
- Edw. Rüppell, sur le Magilus antiquus. Montf. (189).
- Sarus Adr. Jac. de Ruever Groneman, diatribe in Johannis Wiclifi vitam, ingenium, scripta 23.
- Chn F. Ruperti, Predigten hg. von Chr. Fr. Fraack. B. 1. 2. 3. 985.
- Joh. Nep. Rust, die Medicinalverfassung Preussens 1817.
- Jos. Levin Saalschütz, Ideen zu einer Geschichte der Unsterblichkeitslehre bey den Hebräern (1974).
- J. L. Sanson, s. Dupuytren.
- Saucerotte, über den Einfluß der patholog. Anatomie seit Morgagni (585).
- Savigny, der 10. May 1788. Ein Beytr. zur

Gesch. der Rechtswissenschaft. Glückwunsch zu der Jubelfeyer des Geh. Just. R. Hugo 843.

ohn Ant. Ludw. Schiller, *Thuriorum civitatis historia* erh. den Preis 1043.

Schiller, Don Carlos from the german by J. Wyndham Bruce 916.

W. P. Schimper, s. Bruch.

Fr. G. Schläger, *Amtsreden*. B. 5. (Meineids-
warnungen) 568.

v. Schlegel über den altindischen Thierkreis (404).

F. Schleiermacher, *sämmtliche Werke*. Abth. 1. Zur Theologie. B. 7. (a. u. d. Titel Schleiermachers literar. Nachlaß. Zur Theologie. B. 2.) Hermeneutik und Critik mit besonderer Beziehung auf das Neue Testament. Aus Schleiermachers handschriftl. Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen hg. von F. Lücke 1764.

H. Andr. Schmeller, *bayerisches Wörterbuch*. Th. 4. 160; — und Jac. Grimm, *latein. Gedichte* des 10. u. 11. Jahrh. 1361. Nachtrag 1408.

F. J. Schmidt, *dem Landwirth schädliche Insecten* (1576).

K. Schmidt, *Johann Baldes*, ein Beytr. zur Reformationsgeschichte (1990).

J. W. Schneidewin, *conjectanea critica*. (Zur Jubelfeyer des Geh. Just. R. Hugo) 843.

Jbn Schohba, s. Fb. Wüstenfeld.

J. Schön, *neue Untersuchungen der National-
Deconomie* 105.

J. Scholz III., *Gartenrecht* 968.

Thdr Schorn, s. J. P. Mynster.

W. Schott, *Versuch über die tatarischen Sprachen* 726.

- Ed. Schrader, Glückw. zu dem Doctor-Jubil.
des Geh. Just. R. Hugo 842.
- L. Schrön, meteorolog. Jahrb. der Sternwarte
zu Jena (1577. 1583).
- Udf. Mor. Schulze, Lehrbuch bey Judenbefeh-
rungen 569.
- F. H. Ch. Schwarz, das Leben in seiner Blüthe.
Schluß der Erziehungslehre 1690. 1729.
- Ad. Sedgwick, and R. I. Murchison, a
sketch of the structure of the eastern
Alps (971); remarks on the structure of
large mineral masses (978); general struc-
ture of the Cambrian mountains (981);
description of a series of longitudinal and
transverse sections through a portion of
the carboniferous chain between Penigent
and Kirkby Stephen (982); on the new
red Sandstone series in the basin of the
Eden, and northwestern coasts of Cumber-
land and Lancashire (983).
- J. D. G. Seebode, Beytrag zu einer compa-
rativen Critik der von den deutschen Bundes-
staaten erlassenen Verordnungen über die Ma-
turitätsprüfungen. Heft 1. 2047.
- J. Segerß, Anleitung zum Unterricht im
Schwimmen 984.
- Edu. Casp. Jac. v. Siebold, Versuch einer Gesch.
der Geburtshülfe. B. 1. 1921.
- Sophocles, Ajax. ed. Ch. A. Lobeck.
Ed. 2. 1084.
- Spittler, sämtliche Werke. B. 12. 13. 14.
15. 1561.
- J. Sporschill, Schulgrammatik der Engl.
Sprache 1917.
- R. von Spruner, geograph. histor. Atlas. Lief.
2. Abth. 1. 1607; s. Paul Warnesrid.

- Ad. Steinheil, de l'individualité considérée dans le regne végétal (193).
- Jos. Stevenson, s. Beda.
- Duncan Stewart, über das Fieber zu Howrah im J. 1834 (260); über liquor lyttæ statt des Spanischfliegen-Pflasters angewendet (261); Fälle von Bleycolik (262).
- W. Stokes, Diagnose und Behandlung der Brustkrankheiten. Aus dem Engl. von Gerh. von dem Busch 1609.
- U. Storm, tödl. Pfeilwunde des Kopfes (261).
- F. W. Streitwolf, s. Libri symbolici eccl. cathol.
- W. Stricker, expositio et usus et morborum cunctarum partium quæ auditus organon efficiunt erh. das Accessit 1042.
- Carlo Strozzi, quadro di geografia numismatica 1445.
- Sm. Stutchbury, on the growth of young corals of the genus fungia (432); new species of the genus Chameleon (438).
- H. Emil Sućow, Grundriß der speciellen Semiotik 565.
- Mich. Suriano, commentaires sur le royaume de France (1787).
- W. H. D. Suringar, historia critica scholiastarum latinorum. Pars 1. 2. 3. 1939.
- W. H. Sykes, on a portion of Dukhun, East Indies (983).
- T. Flav. Syntrophus, instrumentum donationis ed. Ph. Ed. Huschke, als Glückwünschungsschreiben der Juristenfacultät zu Breslau zu dem Jubil. des Geh. Just. R. Hugo 842.

- Rich. Cowling Taylor, models and Section of part of the mineral basin of South Wales (977).
- Th. Taylor, de Marchantieis (439).
- P. J. S. Téallier, du cancer de la matrice 759.
- H. Ternaux-Compans, voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique 677. Bibliothèque Américaine 679.
- Augustin. Theiner, disquisitiones criticae in praecipuas canonum et decretalium collectiones 65.
- J. M. Thiele, Leben u. Werke des Dänischen Bildhauers Bartel Thorwaldsen. Th. 1. 484.
- Augustin Thierry, lettres sur l'histoire de France. Ed. 5. 529.
- E. Thirria, carte géologique du départ. de la Haute-Saone (189).
- Bartel Thorwaldsen, s. J. M. Thiele.
- J. Thurmann, sur les soulèvements jurassiques du Portentrui (187).
- Nicolas Tiepolo, relation etc. (1782).
- Jan. Guil. Tjrdeman, de juris civ. apud Romanos docendi discendique via ac ratione usque ad Justinianum Imp. 1884.
- Titus Tobler, Appenzellischer Sprachschatz 1357.
- N. Tommaseo, relations des ambassadeurs Vénitiens (1780).
- M. Trättenbacher, der Verdauungs-Proceß 504.
- Jos. K. von Train, Gesch. der Juden in Regensburg (1977).
- T. Abercromby Trant, narrative of a journey through Greece in 1830. 588.
- G. R. Treviranus, zur Aufklärung der Er-

scheinungen und Geseke des organischen Lebens
B. 1. H. 1. 2. 593.

Fr. Mor. Trögel, französisches Lesebuch 1320.

A. Troussseau und H. Belloc, über die Luft-
röhren = Schwindsucht (583).

Aug. Tett. Ch. Twisten, Vorlesungen über die
Dogmatik der evangel. luth. Kirche nach dem
Compend. des Hn de Wette. B. 2. Abth. 1. 81.

W. Twining, über die 1833 in Calcutta vor-
herrschenden Fieber (258); über liquor lyttae
statt des Spanischfliegen = Pflasters angewen-
det (261).

F. A. Ukert, s. F. Jacobs.

G. Valentin, s. J. Ev. Purkinje.

H. A. Barnhagen von Ense, Hans Carl v.
Winterfeld 919.

Jehan Vaultier, histoires des choses pas-
sées en France 1588 - 1598. (1552).

Geo. Veessenmeyer, üb. Joh. Diazius (1992).

Vitruvius, de Architectura libri X. ed.

Alois. Marini, (Pracht = Exemplar) 1281.

J. Aug. Wallers, s. Mirchond.

W. Wachsmuth, europ. Sittengeschichte.
Th. 4. 1396.

R. Wagner, prodromus historiae genera-
tionis hominis atque animalium 597.

G. Waiz und Siegfr. Hirsch, gemeinschaftliche
Verfasser der gekrönten Preisschrift die Echtheit
des Chronicon Corbej. betr. 2041.

Walckenaer, insectes aptères T. 1. 599.

Fr. Walker, descr. of insects (438).

N. Wallich, Beschr. merkwürd. Pflanzen (257).

K. Walther, Predigten 567.

- Paul **W**arnefrid, *Gesch. der Langobarden*, übers. u. von R. v. Spruner 1159.
- L. A. **W**arnkoenig, *histoire de la Flandre et de ses institutions civiles et politiques jusque l'année 1305*, traduite de l'allemand par A. E. Gheldolf. T. 1. 2. 7.
- Ch. G. F. **W**eise, *über Bart. de las Casas* (1993).
- W**ernher, *Maria* (551).
- J. O. **W**estwood, on the Paussidae, a family of coleopt. insects (434); on diopsis, a genus of dipterous insects (438); on Embia, a genus of insects (439).
- A. F. A. **W**iegmann, s. F. G. F. **M**eyen.
- A. W. **W**inkelman, s. **P**lutarchus.
- L. A. **W**ise, *über Elephantiasis* (256).
- C. Ch. G. **W**iß, *Prodicus, oder Lehrbuch der Hobegetik* 1125.
- F. **W**öhler, *über zwey Kobalt-Mineralien* 561. und **H**ausmann, *über das Schilfgläserz* 1505; und **L**iebig, *über die Natur d. Harnsäure* 1049. 1249.
- Jos. **W**oods, on the species of Fedia (440).
- W**üstemann, *Rede bey der Todtenfeyer Dörrings* 559.
- Fd. **W**üstenfeld, *die Academien der Araber u. ihre Lehrer. Nach Auszügen aus Ibn Schohab's Classen der Schafeiten* 1.
- W**. **Y**arrell, description of a species of Tringa (427); on the organs of voice in birds (430); on a new species of wild Swan (431); on the organ of voice in a new species of wild swan (435); three british species of fresh water fishes (435).
- D. S. **Y**oung, *angeborener grauer Staar*

in beiden Augen durch Operat. geheilt (261);
über die essig = weingeistige Tinctur der Can-
thariden (261).

Benker, zwey neue fossile Corallen = Arten
(1574).

Stephanjah, übersetzt u. erläutert von K. W.
Justi 1407.

Zweite Abtheilung.

R e g i s t e r

namenloser Schriften, vermischter Sammlungen, oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser, auch einzelner literarischen Nachrichten in dem Jahre 1838.

- Nova Acta Academiae Nat. curiosor.
T. 17. P. 1. 2. 1569.
- Allocution des Papes Gregor XVI. vom 10.
Dec. 1837. 636. 649.
- Analekten üb. Kinderkrankheiten. B. 1. 4. 728.
- Anleitung zum naturwissenschaftlichen Beobachten. I. Geologie von H. L. de la Beche. Aus dem Engl. von F. Rehbock. Mit einer Vorrede von H. v. Dechen 1231.
- Archiv für die Pharmacie des Apotheker-Vereins im nördl. Deutschland, hg. von Rdf Brandes. B. 9. Heft 3. 408. — für Anatomie, Physiologie u. wissenschaftl. Medicin, hg. von J. Müller. 4 Jahrgänge 1047.
- Aufruf z. Theilnahme an dem Missions-Hülfsvereine im Göttingischen 447.

Beiträge zu den theolog. Wissenschaften von den Professoren der Theologie zu Dorpat. B. 2. 1318.

Biblioteca portatil española. T. 1. N^o 1. 1914.

**Bibliothek der gesammten deutschen National-
literatur. B. 3. 557. B. 5. 721.**

**Buch, das schwarze, oder die enthüllte Propa-
ganda Belgiens. Aus dem Französischen. Mit
einleitenden Bemerk. von G. F. H. Rhein-
wald 1956.**

**A Catalogue of 7385 Stars, chiefly in the
southern hemisphere, prepared from ob-
servations made at the observatory at Pa-
ramatta, the computation made by W.
Richardson. 40.**

**Ueber den Bradford Clay von Burweiler (189).
La Chanson de Roland, publ. par Fran-
cisque Michel. 489.**

**Chroniques, les grandes, de France selon
que elles sont conservées en l'église de
de Saint-Denis, publiées par Paulin.
1499.**

**Codex evangeliorum Sangallensis delinean-
dum et lapidibus exprimendum curavit
H. C. M. Rettig. 449.**

**Collection de documents inédits sur l'hi-
stoire de France, publiés par ordre du
roi. Extrait du rapport au roi (par Gui-
zot) 1778. Série I. Histoire politi-
que. Relations des ambassadeurs véni-
tiens sur les affaires de France au XVIe
siècle, recueillies et traduites par N. Tom-
maseo. T. 1. 2. 1778. Vol. 1. Voyage
d'André Navagero en Espagne et en
France. — Relation de Marin Giusti-
niano 1780. Rapport de François Giu-
stiniano (1781). Relation de Nicolas
Tiepolo 1782. Relation de Marino Ca-
valli 1783. Relation de Jean Michiel
1785. Commentaires sur le royaume de**

France par Michel Suriano 1787. Vol. 2. Rapport de Marc Antonio Bardaro 1788. de Giov. Correro. Relation de Jean Michel 1788. de Girolamo Lippomano 1789. Journal des états généraux de France tenus à Tours 1484. redigé en latin par Jehan Masselin et traduit par A. Bernier 1899. Benoit, chronique des ducs de Normandie publiée par Franc. Michel. T. I. Histoire de la Croisade contre les hérétiques Albigeois écrite en vers provençaux, traduite et publ. par C. Fauriel 1906.

Comödie von der Reformation gespielt zu Paris 1524 hg. von K. Grüneisen (1987).

Sulla Condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori romani. Parte II. 156.

Corpus jur. can. Tom. 1. ed. Aem. Lud. Richter 445.

Darlegung des Verfahrens der Preuß. Reg. gegen den Erzbischof von Köln 601.

Urkundliche Darstellung der Thatsachen, welche der gewaltsamen Wegführung des Freyh. von Droste, Erzbisch. von Cöln, voraus gegangen und gefolgt sind, nach dem in Rom am 4. März 1838 erschienenen Original wörtlich übersetzt 1209.

Dyggong, neue Art dess. (189).

Expédition scientifique de Morée. Recherches géographiques sur les ruines de la Morée par M. E. Puillon Boblaye 1329.

Chph W. Sac. Gatterer, Anz. f. Todes 2066.

Gehugde, Von des tôdes (556).

Gelehrte Gesellschaften. Society of the Oriental translation fund '48. — Société de physique et d'histoire. nat. de Genève 145. — Société du Muséum d'hist. nat. de Strasbourg 185. — Medical and physical Society of Calcutta 252. — Zoological society 355. — Linnean society of London 425. — Académie R. de médecine 582. — Göttingischer Bergmännischer Freunde 844. — Geological society 969. — London R. philosoph. Society 1121. — Cambridge philos. Soc. 1121. — Association for the advancement of Science 1122. — Academia Naturae Curiosor. 1569. — The English historical society 1927. — Königl. Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde 1996.

Göttingen. 1. Königl. Gesellschaft der Wissenschaften. A. Erste Sitzung der Gesellschaft in dem Universitäts-Gebäude, eröffnet mit einer Rede des Directors, G. S. K. Heeren 1201. Feyer des 86. Jahrestages 2065. B. Bericht über die merkwürdigen Vorfälle in dem J. 1838. 2065. C. Das Directorium geht Michaelis 1838 auf Hausmann über 2065. D. Verzeichniß der im Jahre 1838 verstorbenen Mitglieder 2065. E. Vorlesungen: Berthold de Gordii aquatici structura penitiori 1202. 1289. Hausmann de usu experientiarum metallurgicarum ad disquisitiones geologicas adjuvandas (vgl. Jahrg. 1837. S. 50-87) einzeln abgedruckt 1689. de montium Hercyniae formatione 2065. F. Vorgelegt wurde vom Hofr. Hausmann, vorläufige Ankündigung einer geognostischen Auffindung 129. Nachträge 1055; von dem Hofr. Marx, Be-

obachtungen über den Infusorienhaltigen Sand am südlichen Rande der Lüneburger Heide 409.; vom Prof. Wöhler, eine Abhandlung üb. zwey Kobalt-Mineralien 561. von Liebig u. Wöhler, über die Natur der Harnsäure. Fortsetz. 1049. 1249. von Hausmann und Wöhler über das Schilfgläserz 1505. G. Preisaufgaben 1) von den Classen der K. Ges. d. Wissensch. aufgestellte a) von der histor. philolog. Classe für Nov. 1838. Eine Schilderung der Behandlungsweise der Tragödie bey den Tragikern die theils neben Aeschylus, Sophocles und Euripides blühten, theils nach deren Zeit bis auf Alexander den Gr. die schon sinkende Kunst aufrecht zu erhalten suchten, so wie des Einflusses der sophistischen und rhetorischen Studien und der anderen Gattungen der Poesie, besonders des Dithyrambus auf diese spätere Tragödie, wird nicht beantwortet, und für Nov. 1841 von neuem aufgegeben 2066. b) von der physischen Classe für den Nov. 1839 eine critische Revision der bisher über den so genannten Dimorphismus gewisser Substanzen bekannt gewordenen Erfahrungen, nebst einer Ausmittelung der Bedingungen, von welchen diese Erscheinung abhängig ist 2067. c) von der mathematischen Classe für Nov. 1840 auf zweckmäßige, zahlreiche und scharfe Versuche eine Theorie des Widerstandes für den Fall so langsamer Bewegungen zu begründen, daß nur das von der ersten Potenz der Geschwindigkeit abhängige Glied merklich bleibt, und den numerischen Coefficienten, in welchen die Geschwindigkeit multiplicirt werden muß, nach seiner Abhängigkeit von der Gestalt und Richtung der den Widerstand leistenden Fläche fest zu setzen (vgl. Gel. Anz. 1837. St. 196.)

2068. d) von der histor. philolog. Classe wird für den Nov. 1841 die so eben erwähnte Preisfrage über die griechische Tragödie von neuem aufgegeben 2068. e) öconomische Preisaufgaben für den Jul. 1838 über den gebrannten Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker, wird nicht befriedigend beantwortet 1202. Für den Nov. 1838. Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt und die Culturgewächse insbesondere wird nicht gelöst 1203. Für den Jul. 1839 Beschreibung und chemische Untersuchung der Steinkohlen-Arten, welche im Königr. Hannover gewonnen werden, nebst der Angabe ihres Verhaltens bey den verschiedenen Anwendungen und der Bestimmung ihres Effectes im Verhältniß zu andern Brenn-Materialien 1203. 2059. Für den Nov. 1839. Eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Haufbau im Königr. Hannover mit Nutzen zu erweitern und unter Berücksichtigung der in andern Ländern üblichen Verfahrungsarten wesentlich zu verbessern seyn dürfte 1204. 2069. Für den Julius 1840. Eine möglichst vollständige Geschichte der Einführung des Kartoffelbaues in den Europäischen Ländern, nebst einer Darstellung des Einflusses, den die Verbreitung dieses Culturzweiges auf die Landwirthschaft in Europa gehabt hat 1203. 2070. Für Nov. 1840 eine Darstellung des Einflusses, welchen heiße Gebläseluft bey dem Eisenhohofen-Processe auf die Eigenschaften des Roheisens und sein Verhalten bey den Anwendungen zu Gußwerk, Stabeisen und Stahl zeigt, nebst einer auf vergleichende Chemische

Analysen gegründeten Erklärung jener Einwirkung 2070. 2) Außerordentliche: die von einem Freunde der Geschichte unter Auslobung eines Preises von 100 Thalern Courant aufgestellte und der Entscheidung der historisch-philologischen Classe übertragene Aufgabe, die Echtheit des Chron. Corbej. betr. Das der histor. philolog. Classe der K. Ges. d. Wissensch. übertragene Urtheil über die Preisschriften wird bis gegen das Ende d. J. aufgeschoben 1521. vgl. H. gekrönte Preisschriften. II. Gekrönte Preisschriften. Entscheidung der histor. philologischen Classe über die die Echtheit des Chron. Corbejense betr. Preisschriften 2001. Die gekrönte Preisschrift ist die Frucht der gemeinschaftlichen Arbeit zweyer Verfasser, des Hn Siegfried Hirsch und des Hn Dr Waiz 2041.

Göttingen 2) Universität. A. Bekanntmachung der Immatriculations-Commiff. 521. 1529. B. Feyerlichkeiten. a) Nachtrag zu den im vergangenen Jahre angeführten Glückwünschungs-Schriften zu der hundertjährigen Stiftungsfeyer der Universität 1. 568.; so wie zu den eben daselbst erwähnten Programmen u. Reden 41. b) Jubelfeyer der Doctorwürde des G.F.R. Hugo, so wie seiner Ernennung zum Prof. der Rechtswissenschaft. 841. c) Preisvertheilung an die Studierenden, eröffnet mit e. Rede des Hofr. Müller 1041. C. Verzeichniß der Vorlesungen für den Sommer 1838 505. — für den Winter 18 $\frac{3}{4}$ 1465. D. Oeffentliche gelehrte Anstalten. a) Bibliothek. Geschenke an dieselbe, von der Britischen Admiralität 40; aus Paris 345; aus London, Cambridge und Boston in N. America 1121. 1122; von Kön. Wilhelm dem

IV. kurz vor seinem Tode der Bibliothek überwiesen 1281; von der Kais. Brasilianischen Regierung 1841. — b) Bericht üb. das med. clin. Institut von J. W. S. Conradi 681.

von Haller zu Solothurn, Anz. f. Todes 2066.

Hercule et Nessus, peinture d'un vase de Ténée 2063.

Histoire de l'escalade de Senlis par les ligueurs (1557); — de la croisade contre les hérétiques Albigeois trad. par G. Faurel (1906).

Hygea, Zeitschrift für Heilkunst redig. von Griefblisch B. 6. Heft 2. 408.

Jahrbücher, critische, für die deutsche Rechtswissenschaft, hg. von Kem. Lud. Richter, Jahrg. 1. B. 1. 441.

Kalk-Arten, zum Wasserbau brauchbare, des Niederrheins (189).

Karte von dem Königr. Hannover ic. in 6 Blättern. Lief. 1. Bl. 1. 2. 1359.

von Köhler zu Petersburg, Anz. f. Todes 2066.
Hofr. Kopp zu Hanau, Anz. f. Todes 2066.

Leitfaden zur Nordischen Alterthumskunde 1996.

Libri symbolici ecclesiae catholicae. T. 1. 2. ed. F. W. Streitwolf et R. E. Klener 1889.

Ruolandes liet, hg. von W. Grimm 1179.

Martin van Marum, Anz. f. Todes 2066.
Mémoires de la Soc. de physique et d'hist. nat. de Genève T. 7. Partie 1. 145. — de la Société du Muséum d'histoire naturelle

de Strasbourg. T. 1. Livr. 2. T. 2. Livr. 1.
2. 185. — de l'académie R. de Médecine
T. 6. 582.

Merigarto, hg. von Hoffmann (547).

Baron von Moll, Anz. f. Todes 2066.

Moses, altd. Gedicht (549. 554).

Necrolog, Neuer, der Deutschen. Jahrg.
14. 767.

C. G. Nestler, necrolog. Skizze dess. (189).

Oriental translation fund: The
travels of Macarius written in arabic
by Paul of Aleppo, transl. by F. C. Bel-
four 48.

Dryx, über den der Alten (189).

Pilatus, Bruchst. eines altd. Ged. (555).

David Julius Pott, Anz. f. Todes 1721.

Preisaufgaben für die Studierenden zu Göt-
tingen auf das J. 1839. 1043; eines unge-
nannten Freundes der Wissenschaft 1) für May
28. 1838, die Bestandtheile des Blutes betr.,
wird nicht befriedigend beantwortet 1001, und
für den Merz 1. 1839 von neuem aufgegeben
1002. — 2) Für Jan. 1. 1840, Erforschung
a) der auflösenden oder chymificierenden Wir-
kung, welche die Schleimhaut des Magens bey
Gegenwart einer Säure auf die Nahrungsmit-
tel ausübt; b) der Wirkungsweise des Lab bey
der Gerinnung der Milch. — 3) Für dieselbe
Frist, Beantwortung der Frage, ob die so ge-
nannten unorganischen Elemente (Kalium, Ei-
sen, Silicium etc.) auch dann in den Pflanzen
sich finden, wenn sie denselben von Außen nicht
dargeboten werden, und ob jene Elemente so
wesentliche Bestandtheile des vegetabilischen Or-
ganismus sind, daß dieser sie zu seiner voll-
ständigen Ausbildung durchaus bedarf 1002.

Recit véritable de la surprise de Senlis par la ligue (1556).

Graf von Reinhard, Anz. f. Todes 2066.

Report, the sixth of the brit. Association for the advancement of Science 1122.

Ser. Dav. Reuß, Anz. f. Todes 2065.

Silvestre de Sacy, Anz. f. Todes 2066.

von Spilcker, Anz. f. Todes 2066.

Studien des Götting. Vereins bergmännischer Freunde, hg. von J. F. L. Hausmann. B. 4. H. 2. 844.

Suites à Buffon 599.

Transactions of the medical and physical Society of Calcutta. Vol. 7. 252. — of the zoological Society. Vol. 1. P. 4. 355. — of the Linnean Society of London Vol. 16. P. 1. 2. 3. Vol. 17. P. 1. 2. 3. 425. — of the geological Society. Series II. Vol. 3. Part 2. 3. Vol. 4. Part 1. 2. 969. — philosophical of the R. S. of London for the y. 1835. P. 1. 2. for the y. 1836. P. 1. 2. for the y. 1837. P. 1. 2. 1121. — of the Cambridge philos. Society. Vol. VI. Part 2. 1121.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, hg. von Ewald, C. v. d. Habelenz, J. G. L. Rosgarten, Ch. Lassen, C. F. Neumann, C. Rödigier, F. Rückert. B. 1. Hest 1. 2. 3. 403. — für Landwirthschaftsrecht B. 1. H. 1. = J. Scholz III. Gartenrecht 968. — für die historische Theologie, hg. von Ohn. F. Ilgen. Neue Folge B. 1. St. 3. 4. B. 2. St. 1. 1969.

Verbesserungen.

- ©. 187. 3. 3. v. u. statt Organ lies Oran
— 255. —26. l. von U. R. Lindesay. VIII.
— 259. — 6. l. J. Mouat
— 432. — 7. statt Blackwell l. Blackwall
— 555. — 3. l. sorehlichiu
— 559. —19. l. 8. Oct.
— 1052. —18. st. bihemoebrisch l. bihenoebrisch
Verbesserungen zu ©. 1570 bis ©. 1633 s. oben ©. 1688.
©. 1581. 3. 9. vgl. unten ©. 1848.
— 1961. —22. v. u. st. Berlin l. Altenburg.
— 2009. —17 und ©. 2025. 3. 18. v. u. statt Preis-
aufgaben l. Preisschriften
— 2024. —15. st. Desenbog l. Desenberg.

